

721.

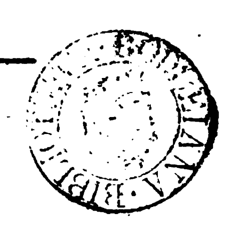
ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN
LITERATUR-ZEITUNG

EINUNDZWANZIGSTER JAHRGANG.



ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1833.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

THEOLOGIE.

Berlin, b. Dümmler: *Ueber das Alter der jüdischen Proselyten-Taufe und deren Zusammenstellung mit dem johanneischen und christlichen Ritus*, nebst einer Beylage über die Irrlehrer zu Colossä. Von *Matthias Schneckenburger*, Dr. der Philosophie. 1828. 234 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die historischen Untersuchungen, welche den Gegenstand dieser Schrift ausmachen, sind zunächst gegen *Bengels* Meinung *über das Alter der Proselytentaufe; eine Untersuchung zur jüdischen und christlichen Religionsgeschichte* (vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1816. No. 42) gerichtet. Der Vf. geht mit Umsicht an die Bearbeitung seines Gegenstandes; er streitet ruhig und mit Gründen; die Anordnung genügt auch: nur verdient die Darstellung in sofern einigen Tadel, als es dem Leser bisweilen schwer wird, die Ansichten des Vfs. von denen seiner Gegner gehörig auszuscheiden, was offenbar in seiner noch nicht genug ausgebildeten Sprache seinen Grund hat. Selbst nach mehrmaligem Durchlesen ist uns Manches nicht genug klar geworden; doch kann diess der Beurtheilung des Buches selbst keinen Eintrag thun.

Die ganze Untersuchung zerfällt in *fünf* Capitel, von denen die vier ersten mehr eine Einleitung sind. Das fünfte, sagt der Vf selbst, wird die inneren Wahrscheinlichkeitsgründe für die eine und die andere Ansicht entwickeln, und somit die muthmasslichen Entstehungsgründe des fraglichen Ritus, so wie die muthmassliche Zeit seiner Einführung und seine Beziehung zur christlichen Taufe, wirklich zu bestimmen suchen.

Cap. I. *Geschichte und Literatur des Streits über das Alter* u. s. w. Hiebey erlauben wir uns zwey Bemerkungen; die eine betrifft die Scheidung des Historischen und Dogmatischen, welche zwar dem Vf. nicht unbekannt geblieben, aber nicht tief genug aufgefasst, und desshalb auch nicht zweckmässig genug angeordnet worden ist. Die Schriften werden nur der Reihe nach und wie sie erschienen sind, aufgeführt und nur gelegentlich bemerkt, dass der eine mehr als Dogmatiker, der andere wieder mehr als Historiker geschrieben habe. Unsere zweyte Bemerkung betrifft die Literatur. Da wir in ihr so manches Unbedeutende finden, so sehen wir nicht ein, wie die Ansichten von *Schöttgen*, *Gabler*, *Winer* und einigen Anderen mit Stillschweigen übergangen werden konnten.

Cap. II. *Aeussere Gründe, welche für das vorchristliche Alter der jüdischen Einweihungstaufe angeführt werden.* Wir wollen über die etwas willkührliche Anordnung hinwegsehen, müssen es aber tadeln, dass z. B. Manches zweymal vorkommt, Anderes, wie S. 53, offenbar im 1 Cap. abgehandelt werden musste. Dabey bestätigen wir jetzt unser obiges Urtheil. Denn wenn gesagt wird, es gebe viele Stellen, aus denen beide Theile Beweise für ihre Ansicht entlehnen können, so musste der Vf. sich vor allem der möglichsten Klarheit in Ansehung seiner Beweisführung befleissigen. Der S. 62 aufgestellte exegetische Grundsatz, dass der wahrscheinliche Sinn der einen Stelle Gewissheit erhalte, wenn in einer anderen bey der entgegengesetzten Annahme kein genügender, mit ihr aber ein leichter und einleuchtender herauskomme, verdient alle Billigung. S. 67—68 finden sich gelegentliche Andeutungen über die Entstehung der Idee eines leidenden Messias, die wir zur weiteren Prüfung empfehlen. Dasselbe gilt von einzelnen Stellen des N. T., welche oft sehr gründlich erklärt werden. Ueber das sogenannte Zeugniss des Arian verbreitet sich der Vf. fast zu weitläuftig, während die Stelle der äthiopischen Version (Matth. 23, 13) zu schnell abgefertigt wird. Wir wünschten, dass diese Stelle einmal mit Rücksicht auf den gesamten Geist jener Uebersetzung ihre Erörterung fände. Erst dann lässt sich bestimmt entscheiden, ob der äthiopische Uebersetzer von dogmatischen Vorurtheilen und ähnlichen exegetischen Missgriffen geleitet werde. Am Schlusse dieses Capitels sagt Hr. *Sch.*: abgesehen von den talmudischen Berichten würde man in den Stellen des N. T. nie das gefunden haben, was man so in sie hineinzulegen gesucht hat. Doch hievon weiter unten.

Cap. III. *Aeussere Gründe gegen das vorchristliche Alter der jüdischen Proselytentaufe.* Gleich S. 93 scheint uns die Bemerkung gewagt, dass Marcus und Lucas, welche so gern für heidnische Leser erklären, keinen Aufschluss über ein Verhältniss der Proselytentaufe zur johanneischen oder christlichen geben.

Hier kann man ja entgegnen: haben sie denn etwa die Beziehung des heil. Abendmals, oder vielmehr das Verhältniss des letzten zu früher vorhandenen Ceremonien durch besondere Auseinandersetzungen nachgewiesen? In Beziehung auf S. 94, wo es heisst, dass die sonstige Annahme der Substitution der Taufe anstatt der Beschneidung unglaublich erscheine, weil es so viele eifrige Beschneidungsfreunde gab, erklären wir, dass die letzten sich gewiss auch aus dem Grunde lange zu behaupten wussten, weil es gewiss allgemein bekannt war, die Beschneidung sey einst an Jesu selbst vollzogen worden. Rec. findet also das ganz in der Ordnung, was bey dem Vf. Zweifel hervorruft. In einer Anmerkung S. 97 wird die Frage aufgeworfen, ob sich nicht aus dem Kolosserbriefe ein Grund für die Rechtmässigkeit der Kindertaufe anführen lasse, indem sie die Taufe wirklich der Beschneidung substituire. S. 97 weist eine Inconsequenz in der Beweisführung der Gegner nach, die Jesum eine Parallele ziehen lassen, welche die Apostel verabscheut haben sollen. Recht unparteyisch zeigt sich Hr. *Sch.* S. 103, wo er eine Stelle aus Philo giebt, welche von den Gegnern übersehen worden ist, gerade aber von ihnen geltend gemacht werden kann. S. 112 eine interessante Hindeutung auf die Sonnenverehrung der Essäer, ihre Identität mit den Therapeuten und ihren Ursprung in Aegypten.

Cap. IV. *Talmudische und rabbinische Berichte.* Nachdem der Vf. im 62 §. zusammengestellt hat, was er bisher gewonnen zu haben glaubte, geht er §. 63 sogleich auf einzelne talmudische Zeugnisse über, was wir nicht billigen, da wir eine Würdigung des Talmud überhaupt, und eine daraus wie von selbst hervorgehende Rangordnung seiner einzelnen Stellen ungern vermissen. Was Hr. *Sch.* §. 69 in dieser Hinsicht beybringt, berührt bloss die Sache, weiset auch auf die Schwierigkeiten hin, den Talmud als Zeugen zu gebrauchen; allein für die eigentliche Entscheidung des Streits wird nichts gewonnen.

Cap. V. *Innere Gründe für beide Ansichten.* Wahrscheinliche Entstehung der jüdischen Taufe. Mit ziemlicher Gewandtheit weiss der Vf. §. 76 die Einwendung zu entkräftigen, dass die Juden bey ihrem Hass gegen die Christen schwerlich einen so bedeutenden Gebrauch von den letzten angenommen haben möchten. Er meint, dass gerade der Prophet aus Nazareth von vielen Juden möge für den gehalten worden seyn, welcher bald zur Beglückung der Nation in seiner Herrlichkeit sich offenbaren würde. So nur weiss er sich auch den Rath des Gamaliel (Apg. 5, 38. 39) zu erklären. Zu S. 165, im Betreff des *testim. Josephi*, musste neben den übrigen Abhandlungen auch die bekannte Schrift von *Eichstädt* angeführt werden. — Auch in sofern lassen wir dem Vf. gern Gerechtigkeit widerfahren, als er, S. 170 ff. andere Schwierigkeiten, welche seiner Hypothese entgegenstehen, ziemlich umsichtig entfernt hat. — Als besondere Gründe, welche die spätere Einführung der Proselytentaufe erklären sollen, führt der Vf. S. 174 ff. nicht etwa die Herabsetzung der Beschneidung, sondern das mit dem Verfall des Tempels eingetretene Aufhören der Opfer an. Dann beruft er sich auf die Erwartung einer allgemeinen Lustration durch den Messias, welche besonders zur Zeit der Noth am lebhaftesten hervorgetreten sey. Dieser gemäss habe schon der Israelit eine besondere Weihe für nöthig gehalten, auf den Nichtjuden aber hätte man sie dann noch viel eher übergetragen.

S. 183—186 folgen nun die Ergebnisse der ganzen Untersuchung. Hr. *Sch.* stellt die seinigen den *Bengelschen* entgegen, denen sie auch wirklich geradezu entgegen gesetzt sind. Unsere Absicht kann es nicht seyn, den Vf. widerlegen zu wollen, wozu eine eigene Schrift erfoderlich ist, sondern wir begnügen uns vielmehr, sowohl auf das, was uns fehlerhaft schien, als auf das, was wir loben müssen, aufmerksam gemacht zu haben.

Jetzt noch einige Worte über eine dieser Schrift angefügte Beylage. In derselben verbreitet sich der Vf.: „*Ueber die Irrlehrer zu Colossä*“. Er stimmt denen bey, welche dem Briefe des Apostels nicht eine polemische Richtung gegen mehrere Classen von Irrlehrern zuschreiben, sondern nur an eine einzige denken. Dieses können aber nach seiner Ansicht nicht die Essäer gewesen seyn, was er wieder, wie eben seine Behandlungsart war, so zu erweisen bemüht ist, dass er zuerst die Gründe der Gegner widerlegt, dann aber die für seine eigene Ansicht geltend zu machen sucht. Nach ihm sind es Antichristianer, Menschen, welche das Judenthum zu idealisiren, und auf diesem Wege recht eifrig zu bekehren suchten, welche das wahre Christenthum nicht in seiner messianischen Stellung anerkannten, sondern ihm nur eine untergeordnete Stufe einräumten, folglich seine Vernichtung herbeyführten. Die ganze Beweisführung, und wie damit der Gang, den der Apostel in seinem Briefe nimmt, in Verbindung gebracht wird, hat uns nicht missfallen. Der Vf. ist auch hier mit Umsicht und scharfer Prüfung zu Werke gegangen. Doch hätte er darauf hindeuten sollen, wie man dem Apostel Paulus bey der vielseitigen Richtung, welche seine Briefe nehmen, und welche oft sehr polemisch werden muss, gar wohl eine besondere Bestreitung der Essäer zutrauen könne. Wir vermögen uns von einer solchen Vorstellung um so weniger zu trennen, je mehr wir dem jüdischgelehrten Apostel nicht bloss die genaueste Kenntniss aller Secten seines ehemaligen Volkes zuschreiben, sondern auch wissen, wie sehr er bemüht war, gerade diejenigen zu bestreiten, welche ihre Irrthümer entweder geschickt mit dem Christenthume zu vereinigen, oder gar über dasselbe zu erheben wussten. Jedenfalls war hier eine tiefer gehende Untersuchung nöthig, als diejenige ist, wo man bloss auf einzelne Stellen Rücksicht nimmt. Schliesslich drückt Hr. *Sch.* seine Freude über sein Zusammentreffen mit *Junker* (Commentar über den Brief Pauli an die Colosser, vergl. Jen. A. L. Z.,

1828. No. 41) aus, verhehlt indess auch nicht, wie derselbe seinen Gegenstand zuweilen oberflächlich behandelt habe.

Zu der S. 193 stehenden exegetischen Bemerkung, σύμ bezeige die Zustände des frommen Gemüthes welche durch äusserliche Einrichtungen, als durch Symbole, geweckt werden sollen, σύμ dürfe aber nicht im Sinne der alten Typologie genommen werden, erinnern wir, dass doch die ältere Ansicht ziemlich passend erscheint, vorzüglich, wenn man auf Stellen, wie Hebr. 10, 1 achtet, welche Stelle sogar Hr. *Sch.* erwähnt hat.

Wir scheiden von dem Vf. mit aller Achtung, und wünschen ihm bald wieder auf dem Gebiete solcher Untersuchungen zu begegnen.

A.

Coburg und Leipzig, in der Sinnerschen Buchhandlung: *Annalen der gesammten Theologie und christlichen Kirche*, herausgegeben von *mehreren* Gelehrten. *Erster Jahrgang*, bestehend aus 4 Bänden, jeder zu 3 Heften. 1831. *Zweyter Jahrgang*, ersten Bandes 1. 2. 3. Heft. *Zweyten* Bandes 1 und 2 Heft. 1832. 8. (12 Hefte 5 Rthlr. 8 gr.)

Diese Zeitschrift, deren Tendenz das ganze Gebiet der Theologie und Kirche umfasst, und selbst das Erziehungswesen berücksichtigt, in sofern es mit Religion und Kirche in Verbindung steht, will, zufolge der ausdrücklichen im ersten Heft des zweyten Jahrganges gegebenen, und in einem Aufsatze des Pred. *Schelle* weiter erläuterten Erklärung der Redaction, durch den Geist und Charakter ihrer Recensionen, Aufsätze und Mittheilungen hauptsächlich dahin arbeiten, die gegenwärtig streitenden theologischen Parteyen möglichst zu versöhnen, und sich selbst darzustellen *als Organ der sich bildenden allgemeinen christlichen Kirche* (Joh. 10, 16), ausgehend von dem Geiste des reinen biblischen Christenthums, als leitendem Princip. Dieses Princip ist von den Herausgebern und Mitarbeitern dieser Zeitschrift, die weder einem einseitigen Rationalismus noch einem einseitigen Supranaturalismus huldigen, wirklich festgehalten worden, so wie sie auch durch den allmälichen Beytritt mehrerer Gelehrten, die in verschiedenen Fächern der theologischen Wissenschaft arbeiten, sichtbar an Mannichfaltigkeit gewonnen hat.

Den meisten Raum füllen die *Recensionen* aus. Sie zeugen im Ganzen von Kenntniss des beurtheilten Gegenstandes und von Reife des Urtheils, und vermeiden auch da, wo die Natur der Sache einen nachdrücklichen Widerspruch veranlasste, den leidenschaftlichen und parteyischen Ton, der sich nur allzu leicht mancher theologischen Zeitschrift bemächtigt. Wünschen möchte man wohl, dass *manche* der Recensenten weniger auf einzelne Stellen der beurtheilten Schrift, die ihnen gerade Veranlassung zu irgend einer speciellen Bemerkung oder Ergänzung darbot, sich beschränkt, und dagegen den Geist, Charakter und die wissenschaftliche Bedeutung der Schrift im Ganzen vollkommener dargestellt haben möchten. Die meisten Bücher, welche recensirt werden, sind aus dem Fache der Pastoralwissenschaften, besonders der Homiletik und Ascetik, des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte; doch kommen auch mehrere der neuesten dogmatischen und exegetischen Schriften, grössere und kleinere, zur Sprache, meistentheils in kurzen Anzeigen.

Auf die Recensionen folgen in jedem Hefte *wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze.* Nicht ohne Interesse wird man im ersten Jahrgange die Aufsätze: über das *symbolum Athanasianum* (D. *Heinze*), das goldene Zeitalter der Hebräer (E. St.), über Menschenthum und Christenthum (*Steuder* und *Wickenhöfer*), über die Zeitverhältnisse des ersten Briefs an die Thessalonier und der Epistel an die Galater (*F. Köhler*), die Repräsentation der evangelischen Kirche (von einem Ungenannten), über die Zahl 666 in der Apokalypse C. 13 (*Fritzsche* in Rostock), über Pressfreyheit, Protestantismus, Revolution, Repräsentation und Staat (*Ungen.*), über eine Reform der evangelischen Kirchenverfassung nach dem Repräsentativ-System (*Ungen.*), über das wohlthätige Eingreifen der protestantischen Kirche in die wichtigsten Staatsinteressen (*Gös*), Bemerk. über 2 Corr. 12, 1—6 (D. *Kromm*) lesen und vergleichen.

Im zweyten Jahrgange zeichnen wir besonders aus als lehrreich für den Exegeten und Dogmatiker: *Barth* (Prediger zu Lüptitz bey Wurzen) Abhandlung, ob Joh. 13, 1 ff. wirklich Hindeutungen auf das Abendmahl enthalte? (wird gegen *Augusti* geleugnet); *F. Köhler* (Pred. zu Grossgarnstadt bey Coburg) über die Zeitdauer der Lehrthätigkeit Jesu Christi, (wo der Vf. ausführlich und scharfsinnig eine bloss einjährige Dauer dieser Lehrthätigkeit aus allen vier Evangelien nachzuweisen sucht), *Böhme* (Pastor in Lucka im Altenburgischen) Tiefen des ersten Briefs Johannis, sehr beachtungswerthe Erörterungen einzelner Stellen; *Jäger* (Pfarrer zu Schwäbisch Gemünd) über Matth. 5, 13—18, *Geissler* (Pfarrer in Bindlach bey Baireuth) exegetischer Versuch über das γλώσσαις λαλεῖν Apostelg. 2, 1—13. Für die neueste Kirchen- und Dogmen-Geschichte gehört der Aufsatz von *Prätorius* (in Coburg) über das französische Werk: *doctrine de Saint-Simon* 1829. *ed. II.* Die dritte Rubrik mit der Aufschrift: *Miscellen* enthält mannichfaltige Mittheilungen, das gegenwärtige Kirchen- und Schul-Wesen, im Allgemeinen oder in einzelnen Ländern, betreffend, kirchlich-interessante Erinnerungen an die Vergangenheit, Vorschläge, Nachrichten über Beförderungen, alphabetische Uebersichten der neuesten theologischen Literatur. Eine *pragmatische* Uebersicht dessen, was für die Theologie in der neuesten Zeit wirklich geleistet worden sey, ist im Januarhefte des 2ten Jahrganges angefangen. Unter den

Miscellen machen wir in demselben Jahrgange besonders aufmerksam auf den ausführlichen Bericht unter der Aufschrift: Roms Schildknappen schlafen nicht, von dem ungenannten Verfasser der Schrift: Deutschland und Rom); über die Vorstellung, welche von 60 Männern, meistens Bauern, im Oberamte Riedlingen im Donaukreise, im Juni 1831 bey der Würtembergischen Regierung, wahrscheinlich unter Mitwirkung der Jesuiten, eingereicht worden ist, um auf Beybehaltung der Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen anzutragen, nachdem die Ständeversammlung im Grofsherzogthum Baden sehr richtig die Nothwendigkeit anerkannt hatte, die von mehreren Mitgliedern der katholischen Kirche selbst angeregte Aufhebung des Cölibats auf einer Provincialsynode in reife Erwägung zu ziehen. Sowohl jene Vorstellung, zusammengesetzt aus groben Irrthümern des starren Katholicismus und höchst inconsequenten Behauptungen, als das höchst befremdende Rescript, welches der königlich-würtembergische katholische Kirchenrath, beauftragt von dem königlichen Ministerium des Inneren, am 30 Juli 1831 auf jene Riedlinger Eingabe an die Dekanate erliess, worin den in der Eingabe angeklagten Professoren des Gymnasiums zu Ehingen wegen ihrer Mitwirkung zur Aufhebung des Cölibats die höchste Missbilligung zu erkennen gegeben wird, ist in den genannten Aufsätzen nach beglaubigter Abschrift den Lesern der Annalen mitgetheilt, und mit recht passenden Anmerkungen begleitet.

Mögen die Annalen, in diesem Geiste fortwirkend, bey sorgsamer Auswahl der aufzunehmenden Abhandlungen und Nachrichten, ihrer oben bezeichneten würdigen Aufgabe immer vollkommener entsprechen! Als diejenigen, unter deren Mitwirkung sie herausgegeben werden, sind auf dem Titel der neuesten Hefte namentlich angeführt: *Eisenschmid*, *Fritzsche*, *Gruner*, *Hagenbach*, *Henkel*, *Heydenreich*, *Hildebrand*, *Jacobi*, *Lomler*, *Alex. Müller*, *Pertsch*, *Schott*, *Schreiber*, *Schwabe*, *Spieker*, *Theile*, *Weber*, *Wohlfarth*.

Sch.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Stuttgart*, b. Steinkopf: *Meine Confirmations-Feyer.* Ein Blatt, allen christlichen Kinder- und Jugend-Freunden zur Prüfung, und allen confirmirten Kindern zum bleibenden Andenken und heilsamen Gebrauch für ihr ganzes Leben gewidmet von ihrem dem Herzen nach ihnen ewig angehörigen Lehrer, Seelsorger, Freunde *C. A. D.* 1824. 148 S. 8. (8 gr.)

Diese Confirmations-Feyer ist nach dem Wunsche mehrerer Freunde des Vfs. so erschienen, wie er sie seit einiger Zeit in seiner Gemeinde eingeführt hat. Sie soll aber nichts weiter, als ein Versuch seyn, wie etwa die Confirmations-Handlung zweckmäfsiger einzurichten seyn möchte, damit sie mehr Klarheit, Leben und Einfluss, und eben dadurch allgemeinere Theilnahme gewönne. Bey der Ausarbeitung dieser Schrift ist wohl Manches hinzugesetzt worden, was bey dem Unterrichte, welchen Hr. *D.* seinen Confirmanden ertheilte, aber nicht bey der Confirmations-Feier selbst vorkam. Auch sollte dieselbe in ihrer erweiterten Form allen von ihm zur Confirmation vorbereiteten Kindern einen leicht aufzufassenden Leitfaden darbieten, vermittelst dessen sie sich ihren ganzen Unterricht ins Herz und Gedächtniss zurückrufen könnten. Diese Absicht ist allerdings lobenswerth, und im Ganzen genommen hat auch der Vf. seinen Zweck erreicht. Dass er aber mehrere Confirmationshandlungen zusammengezogen hat, ist nicht zu billigen, weil daraus eine Ungleichheit des vollständig zu behandelnden Stoffes entstanden ist. So wird z. B. erst S. 68 die Frage aufgestellt: Wer ist Gott, an den man glauben soll? und S. 71: Wie lautet dein Glaubensbekenntniss von Gott, dem Vater? Ausserdem würde auch Manches noch weiter ausgeführt worden seyn, was eigentlich zur Sache gehörte, z. B. in Beziehung auf die Person Jesu, auf seinen Charakter und auf sein Verhalten bey der Uebernahme und der Erduldung seiner grossen Leiden. — Was der Vf. im Anfange seiner Schrift von dem Wesen und den Hauptfoderungen des Christenthumes gesagt hat, dem sollte S. 42 seine Erklärung über die heilige Taufe vorangehen. Dass der Empfang derselben als eine unaussprechliche Wohlthat für Kinder anzusehen sey, hat der Vf. sehr einleuchtend dargestellt. Die ausgewählte Sammlung von Bibelstellen und Liederversen verdient Beyfall, wenn aber Hr. *D.* in einer Anrede an die Confirmanden behauptet: „Was ich hier in eure Hände lege, ist der Inbegriff des euch gegebenen Confirmations-Unterrichts": so fällt es Rec. schwer, zu glauben, dass sich sein ertheilter Unterricht nicht noch weiter erstreckt haben sollte. Denn gerade in diesem Unterrichte muss mit Ernst und Wärme vorzüglich noch das berührt werden, was das öffentliche und häusliche Leben angeht, und was in diesen beiden Verhältnissen unser wahres Glück zu befördern im Stande ist.

G. a. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm und Enke: *Grundsätze zur Bearbeitung evangelischer Agenden*, mit geschichtlicher Berücksichtigung der früheren Agenden. Ein kritischer Beytrag zur evangelischen Liturgik von *G. Fr. W. Kapp.* 1831. 380 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Seit der theils lebhaft bestrittenen, theils eifrig vertheidigten, doch nachher möglichst verbesserten Einführung einer bekannten Kirchen-Agende. regt sich allmählich auch in den übrigen Zweigen der evangelisch-christlichen Kirche in Deutschland der Wunsch einer besseren und zeitgemäfseren, doch auch glaubensvollen Bestimmung der Gebete und Anreden des Geistlichen an die Gemeinde beym öffentlichen Gottesdienste, so wie auch der Form der Religionshandlungen desselben für Einzelne. Man fühlt es und erkennt es an, dafs die Willkühr und Ungleichförmigkeit, welche bisher in dieser Hinsicht in den Kirchen mehrerer Lande herrschte, von Seiten weniger erleuchteter und bewährter Geistlichen, eben so grofsen Nachtheil für die christliche Gottesverehrung hat, als ein starrer Satzungszwang, welcher alles in Formulare bringt, und dem freyen Geiste zu sehr beengte Bahnen vorschreibt. Es kommt indessen vorzüglich darauf an, wie und auf welche Weise diese zwey Klippen durch die neue Kirchenagende und die Art der Einführung derselben glücklich vermieden werden. Auch für das Baireuthische ist daher eine Commission ernannt, um eine zweckmäfsige Kirchenagende zu entwerfen, eine Commission, zu welcher nach Inhalt der Vorrede auch der Vf. des vorliegenden Werkes gehört. Dieser ist daher ganz vorzüglich bemühet, nicht nur die allgemeinen Grundsätze zu erörtern, von welchen jeder Verfasser eines neuen Agenden-Entwurfs sich leiten lassen soll, sondern auch die vorzüglichsten Agenden anderer Zeiten und anderer Kirchen zu benutzen, durch deren Beyspiel diese Grundsätze theils berichtigt, theils bestätigt werden können. Er versichert hierin nur als praktischer Geistlicher, unabhängig von jeder theologischen Partey, zu Werke gegangen zu seyn.

In dem *ersten* oder *allgemeinen Theile* giebt der Vf. zuerst den Begriff einer *Agende*, welchen er wohl etwas zu beschränkt so fasst: „eine Sammlung von Formularen, welche der evangelische Geistliche bey seinen Amtsverrichtungen zur Erweckung und Bestärkung des religiösen Sinnes im Namen und im Auftrag der Kirche zu verlesen hat," da doch auch die Vorschriften über das Ritual, d. h. über die Amtstracht des Geistlichen, über seine Haltung bey Ertheilung des Kirchensegens und anderen gottesdienstlichen Handlungen u. s. w. billig in dieselbe aufzunehmen sind. Hierauf stellt er zwanzig *allgemeine Grundsätze* auf, welche bey Abfassung oder Prüfung und Festsetzung der Formulare zur Richtschnur dienen sollen. Im Einzelnen findet Rec. bey denselben wenig oder nichts zu erinnern. Wohl aber hätte er gewünscht, dafs dieselben mehr systematisch vorgetragen, und auf wenige Erfordernisse der Religionshandlungen überhaupt bezogen worden wären. Manche der Grundsätze sind aber so wichtig, dafs sie nicht genug hervorgehoben, und von Allen, die zu neuen Kirchenordnungen mitzuwirken haben, nicht genug beherzigt werden können. Es gehört dahin unter anderen der 3te unter IV. aufgestellte: „Anders betet der Mensch in der Kirche bey versammelter Gemeinde, anders in seinem Zimmer für sich — dort alles mehr gemeinsam, an die Betrachtung des göttlichen Worts sich anschliefsend, hier auch an anderes." Ferner die unter VIII: „Die Formulare müssen dem Zuhörer die Richtung aufs Ewige geben. — — Der Wahlspruch jedes Christen ist: „*Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.*" Auch in den Formularen gehe mithin Alles auf das Reich Gottes und auf unsere Heiligung hin. Dafür kam Christus in die Welt, dazu ist die Kirche gestiftet, dafs das Reich Gottes in der Menschheit aufblühe." Ferner der Grundsatz unter X: „Die Agende mufs den *christlichen Glauben* enthalten." „Die Eigenthümlichkeit und der ausschliefsende Charakter der christlichen Religion, wie er sich besonders in der evangelischen Kirche ausgeprägt hat, ist das Hervorheben der Person *Christi* und die Verbindung desselben mit allen auf die Seele Bezug habenden Momenten. Darauf deuten auch die Schlufsformeln. „*Dir sey nebst dem Sohne und dem heiligen Geiste Preis und Anbetung von nun an bis in Ewigkeit*" u. s. w. Auch die Lehrsätze vom *heiligen Geist* und von der Wiedergeburt des Menschen will der Vf. in den Urkunden und Aussprüchen der Kirche nicht verschwiegen wissen. S. 71 giebt er uns zugleich ein Beyspiel eines dogmatischen und doch sehr natürlichen Gebets aus der Heidelberger K. O. etwas abgekürzt. Wie weit entfernt

übrigens der Vf. von zu weit getriebener symbolischer Orthodoxie sey, zeigt der XI Grundsatz, wodurch der vorige (wohl nur) zu sehr beschränkt ist; doch kommt es allerdings auch in einer Kirchenagende fast eben so sehr auf den glaubensvollen Geist, der das Ganze belebt, als auf die glaubensvollen Worte an. Sehr lobenswerth ist daher auch der XII Grundsatz: „Eine Agende, als auf dem *Worte Gottes* beruhend, muss dasselbe auch in sich einschliessen; doch soll sie die Stellen der heiligen Schrift nur im *Sinne* des Originals gebrauchen — dieses ist aber nach Rec. Dafürhalten wieder etwas zu beschränkt, richtiger: nach nach wahrhaft christlicher Auslegung — und keine solche aufnehmen, die nicht schon an sich klar und verständlich sind" u. s. w. Endlich unter XIX stellt der Vf. den gleichfalls sehr wichtigen Grundsatz auf: „Indem eine Agende den Zweck hat, der Liturgie eine bestimmte Gestalt und einen sicheren evangelischen Inhalt zu geben: so soll sie dabey doch nicht Einerleyheit ängstlich befördern; sie muss daher für die Gebete und Anreden mehrere Formulare enthalten, mit welchen der Geistliche nach Belieben abwechseln kann, — was ganz dem zu Eingange dieser Recension bemerkten Gesichtspuncte gemäss ist. Ebendesshalb möchte aber der XVI Grundsatz, dass zur Redeform der Gebete und Anreden am besten die Prosa geeignet sey, in seiner Allgemeinheit manchem Bedenken unterworfen seyn. Zum wenigsten haben die in dem bekannten früheren Entwurfe einer Kirchenagende *für die Pfalz*, sowie auch die dichterischen Stücke der musikalischen Kirchenagende von *Russwurm*, gewiss auf manchen Christen einen sehr guten Eindruck gemacht. Eines Beyspiels von der grösseren Wirksamkeit eines dem Rec. bekannten Geistlichen durch solche Gebete nur beyläufig zu gedenken. Es möchte also auch hier die Beschränktheit der Art der Gottesverehrung möglichst zu vermeiden seyn.

In dem *zweyten* oder *besonderen Theile* und zwar in der ersten Abtheilung, die Bemerkungen zu den kirchlichen Gebeten enthaltend, spricht der Vf. I. über das *Kirchengebet im Allgemeinen*. Hier sagt er mit Recht, dass dasselbe nicht anzusehen sey als das Gebet eines Einzelnen, sondern als der Ausdruck einer Gesammt-Gesinnung, die in Jedem, der sich zur Kirche halte, vorausgesetzt werde. Doch würde Rec. hinzugesetzt haben, „oder in die derselbe doch von Herzen gern einstimmt." Eben so wichtig ist ein dritter Grundsatz, gegen welchen nicht selten gefehlt wird, nämlich der: „Das *Gebet*, als die Erhebung und Hinwendung des Herzens zu Gott, ist fehlerhaft, sobald es eine Richtung zur Gemeinde wird" (§. XXIV). Aus demselben folgt zugleich, dass das wahre Kirchengebet niemals mit nach der Gemeinde hingewandtem Gesichte, sondern — wenn die Sitte irgend ohne Anstoss eingeführt werden kann — mit nach dem Altar hingewandtem Gesichte gesprochen werden sollte, während auch die Gemeinde sich im Geiste zu Gott hinwendet. Auch die übrigen Grundsätze des Vfs. über den Inhalt und die Form des Kirchengebetes, welche man in dem Buche selbst nachlesen mag, stimmt Rec. mit vollem Herzen ein. Sodann trägt II. der Vf. seine Bemerkungen *über einzelne Arten von Gebeten* vor, und zwar vorzüglich über die Gebete, die vor der Predigt zu verlesen sind, mit besonderer Rücksicht auf die damit verbundene übrige Liturgie. Hier zeigt er zuvörderst den Einfluss der Reformation auf den äusseren Cultus, der jedoch in verschiedenen Ländern sich verschieden äusserte. Schon in Luthers Ordnung des Gottesdienstes von 1523 heisse es: es sey der ärgste Missbrauch, dass man *Gottes Wort* verschwiegen habe und allein gelesen und gesungen u. s. w. Ferner: Darin, dass bey uns die Predigt der Centralpunct des Gottesdienstes sey, bestehe die Differenz des evangelischen Cultus von dem römischen und orientalischen. Nachdem er sodann die verschiedenen Gebete und Gesänge, nach der Ordnung des Gottesdienstes von 1526 *vor* der Predigt zu halten, aufgezählt, führt er mit grosser Gelehrsamkeit sehr viele andere sowohl deutsche, als auch einige auswärtige Liturgieen an, und kommt zuletzt zu dem Resultat, dass nur die gedachte Kirchen-Ordnung von *Luther* sich der Idee einer Vorbereitung auf die Predigt genähert habe. Der Vor-Gottesdienst in den zwinglischen und calvinischen Gemeinden wird als noch einfacher dargestellt. S. 179 kommt hiernächst der Vf. zu der wichtigen Frage: Was durch jene der Predigt vorangehenden Theile eigentlich bezweckt werden solle; und zwar 1) soll diese Liturgie im Ganzen für sich seyn? oder 2) ist sie nur der Predigt willen da? oder 3) ist die Predigt um ihrentwillen da? Letztes ist nach des Vfs. Ansicht unbedenklich zu verneinen. Erstes ist gleichfalls zu verneinen. Seine Gründe sind theils psychologischer, theils historischer Art, wenn gleich sich auch Beyspiele vom Gegentheil in alten Liturgieen finden. So beantworte sich denn jene 2te Frage dahin, dass das, was vor der Predigt in der Kirche geschehe, Zu- und Vorbereitung des Gemüths auf die Predigt seyn solle. Der *Vor-Gottesdienst* sey also vollkommen befriedigend, (S. 184) wenn nach einem Anfangsliede, welches die Seele aus dem Zustande des gewöhnlichen Lebens zur Andacht bringe, ein Gebet vom Geistlichen verlesen werde, nebst biblischen Abschnitt, und darauf das Hauptlied folge, dessen Inhalt mit dem Inhalt der Predigt zusammenstimme. Nachdem der Vf. noch ein Paar Vortheile dieser einfachen Liturgie bemerkt hat, äussert er, dass die Erklärung und Anwendung der heiligen Schrift in die Betstunden gehöre, die Wahl der biblischen Stelle sich aber gleichfalls nach der Predigt richte, um Einheit zu erhalten, und kommt sodann auf den Inhalt der Vorgebete, wo er mit Recht annimmt, dass solcher nicht ganz allgemein seyn dürfe, sondern eine bestimmte Richtung auf die Kirche u. s. w. haben, und geeignet seyn müsse, die Seele für die Aufnahme des göttlichen Wortes empfänglicher zu machen.

Was aber diese ganze Ansicht des Vfs. von dem Wesen und Zweck des Vor-Gottesdienstes in evangelischen Gemeinden betrifft: so verkennt Rec. keinesweges die Wichtigkeit der Predigt: aber es scheint ihm einseitig zu seyn, dass sowohl die biblische Vorlesung

als auch das Lied vor der Predigt — wie diefs freylich bisher in den meiften Gemeinden üblich war — immer auf diefe vorbereiten foll. Es kann vielmehr in manchen Gemüthern zur chriftlichen Erbauung eben fo fegensvoll wirken, wenn fie auf den *Gegenftand* der Predigt gar nicht vorbereitet find, alfo derfelbe ihnen ganz unerwartet kommt. Ferner, fo wünfchenswerth auch eine gewiffe Einheit der göttlichen Wahrheiten, die durch den Gottesdienft aufs neue hervorgehoben werden follen, für die Chriftengemeinden ift: faft eben fo wünfchenswerth ift auch eine gewiffe Mehrfeitigkeit der Betrachtungen, welche insbefondere durch freye Wahl des Textes der biblichen Vorlefung befördert wird. Wer dann nach den befonderen Bedürfniffen feines Herzens fich aus der Predigt nicht genug erbauet, hat fich doch wohl aus der vorangegangenen biblifchen Vorlefung erbauet, und fühlt fich dann doch wenigftens durch diefe etwas belehrt, getröftet, gewarnt oder ermuntert. Eben darum follte eine Erklärung und Anwendung des Textes nicht — wie der Verfaffer meint — unterlaffen, fondern — wie folches unter anderen im Hannöverfchen in allen gröfseren Kirchen gefchieht — mit Erkenntnifs und Rückficht aufs Chriftenleben vorgetragen werden. Demnach ift die obige Anficht des Vfs., wenn der Zweck der öffentlichen Gottesverehrung für Alle, die daran Theil nehmen, möglichft erreicht werden foll, fehr bedeutenden Modificationen unterworfen.

Sehr löblich find übrigens in diefem wichtigen §. auch die Begrüfsungs- oder Segens-Formeln zu Anfang des Vor-Gottesdienftes, unter anderen das Adjutorium der Reformirten, und eine andere altliturgifche Formel: „Ehre fey dem Vater und dem Sohne" u. f. w. mit aufgeführt, und wird auch hier ein einfichtsvoller Verfaffer einer Kirchenagende leicht das Beffere wählen können.

§. XXIX wird hierauf von den *Gebeten nach der Vormittags-Predigt* gefprochen und unter anderen die fehr häufige Formel: „Allmächtiger, ewiger, barmherziger Gott, und Vater unferes Herrn Jefu Chrifti u. f. w. angeführt, fowie auch Fürbitten für verfchiedene Stände aus alten Liturgieen. Doch bemerkt der Vf. wohl mit Recht, dafs dergleichen Gebete für den Prediger weniger bindend feyn follten, als die Vorgebete. Ein paar andere Fragen, welche indeffen mehr in die Lehre von der *Liturgie* der evangelifchen Kirche überhaupt gehörten, wären aber die, 1) ob nicht — wie es unter anderen in einigen Städten des nördlichen Deutfchland üblich ift — der Hauptgefang, gleichfam als Antwort der Gemeinde auf die Predigt, erft *nach* diefer zu fingen fey, fowie auch das dem Inhalte der Predigt entfprechende Gebet immer das *Schlufsgebet* derfelben feyn follte; und 2) welche fonftige liturgifche Stücke, unter anderen die Artikel des chriftlichen Glaubens u. f. w. wenigftens an Fefttagen, *nach* der Predigt vorzutragen feyen. Auch hier hängt fehr Vieles von der bisherigen Kirchenfitte und der Stimmung der Prediger und der Gemeinden überhaupt ab.

§. XXX handelt der Vf. von den *Gebeten nach der Nachmittags-Predigt,* und bemerkt unter anderen, dafs diefelben nur kurz, meiftens Collecten oder Bitten um geiftliche Güter, um das Gedeihen des Wortes u. f. w. feyn follten, dafs aber der Unterfchied zwifchen Vor- und Nachmittags-Gebeten aufrecht zu erhalten fey, indem dadurch der Gebetskreis erweitert, und Eintönigkeit der Liturgie vermieden werde — was gewifs jeder Unbefangene billigen wird.

In den §. §. 31 — 44 wird darauf von den *befonderen Gebeten an den Fefttagen* gefprochen. Mit Recht erklärt fich der Vf. für die von Luthers, Zwinglis und Calvins Glaubensparteyen beobachtete Mitte zwifchen der Feier zu vieler und der Feier gar keiner befonderen Fefttage — (erftes bey den Katholiken, letztes bey den Presbyterianern der Fall) und bemerkt, dafs der Grund der mehreren Fefte darin zu fuchen fey, weil die chriftliche Kirche auf den Glauben gegründet fey, dafs fich in Chrifto die Gottheit geoffenbart habe, fein Andenken alfo auf jede Weife zu erneuern fey u. f. w. In Bezug auf den Gegenftand felbft wird bemerkt: Es fey ein Fortfchritt der Liturgie, dafs man in neueren Zeiten auch befondere Vorgebete für die verfchiedenen Fefttage habe, worin Rec. vollkommen einftimmt. Auch in Bezug auf die *einzelnen Fefte*, die Adventszeit u. f. w. trägt der Vf. manche fchätzbare, fowohl theologifche als auch hiftorifche Bemerkung vor. Indeffen kann Rec. ihm hierin nicht folgen, fondern verweifet den Lefer diefer Blätter, welchem folches näher angeht, auf den Inhalt des Buchs felbft.

§. XLVI kommt der Vf. auch auf die *Gebete in Betftunden*, oder *Wochenandachten* (welche in den reformirten Gemeinden in Ungarn ganz früh Morgens gehalten werden, und noch fehr viele Theilnehmer finden), und empfiehlt für diefelben analytifche Predigten über die Bücher der heiligen Schrift. Die Gebete aber follen nicht zu weitläuftig feyn. Rec. ftimmt ihn in letzter Hinficht vollkommen bey. Für erfteres aber möchte er lieber freye biblifche Catechifationen mit den fchon confirmirten jungen Chriften eingeführt fehen, da diefe fonft fo wenig Gelegenheit haben, noch in chriftlicher Erkenntnifs gefördert zu werden. Ein Gegenftand, der jedoch, fo wichtig er auch ift, hier nicht weiter erörtert werden kann.

Für die *Kleinen Gebete*, namentlich die *Fürbitten* wird §. XLIX. gebilligt, dafs diefelben am Schluffe des Gebetes nach der Predigt gehalten werden, und zugleich der *Grundfatz* aufgeftellt, dafs dadurch anfchaulich werden folle: Alles im menfchlichen Leben, auch das Einzelne, hängt von der Ordnung Gottes ab, in welche fich Jeder zu fügen habe

Auch über die *Beichtformulare* (§. L), über die *Schlufsgebete* (Collecten) und die Schlufsformel derfelben: „durch Jefum Chriftum deinen Sohn u. f. w. (§. LI) und über die Intonationen, Antiphonieen u. f. w. (§. LII) giebt der Vf. vortreffliche hiftorifche und liturgifche Nachweifungen, zum Theil aus den Kirchenvätern. — Statt des alten *Kirchenfegens*, welchen der Vf. jedoch noch immer nützlich findet, bringt er auch den Paulinifchen Segen 2 Cor. 13, 13 in Vorfchlag, und führt noch ähnliche apoftolifche Wünfche an (§. LIII), fowie er endlich auch in Bezug auf den

liturgischen Gebrauch *des Gebetes des Herrn*, welches sowohl in der morgenländischen als abendländischen Kirche sehr früh angewandt sey, manche gute Bemerkungen macht (§. LIV), welche allgemeine Beachtung verdienen.

In der 2ten Abtheilung des *besonderen Theils*, und zwar im 1sten Abschnitte, die *allgemeinen Bemerkungen* enthaltend, stellt er unter anderen den Grundsatz auf, dass die Anreden bey den Sacramenten und heiligen Handlungen an und für sich kein Erbauungsstück seyen, dass die Anreden in der Agende zu unterscheiden seyen von der freyen Rede, dass das Gebet seinen rechten Platz nicht vor der Anrede, sondern nach derselben und am Schlusse u. s. w. habe (§. §. LV — LX). Mit Recht erklärt er sich auch gegen den zu häufigen Gebrauch des Decalogus, und selbst des apostolischen Glaubensbekenntnisses, welches er nur bey der heiligen Taufe, der Confirmation, und am ersten Adventssonntage vorgelesen wissen will. Endlich stellt er noch §. LXI, im Einklang mit der neuen preussischen Kirchenagende, den Grundsatz auf, dass die Anreden weniger bindend seyn sollen, als die Formel, wogegen gleichfalls nichts einzuwenden seyn möchte.

Im 2ten und letzten Abschnitte des Buchs, die *Bemerkungen über die einzelnen Arten von Anreden* enthaltend, handelt der Vf. 1) über den Ritus bey der *Taufe*, welcher auf dreyfache Weise betrachtet werden könne a) als Erklärung unsere Erlösungsbedürftigkeit b) als symbolische Handlung und c) — wie die Alten sich ausdrückten — als Gnadenbund, was er denn auch liturgisch auf die Anreden anzuwenden sucht. Recht sehr empfiehlt er unter anderen die schwedische Formel: „Der Herr dein Gott, der ewige Erbarmer, dessen Fürsorge dich hat lassen geboren werden u. s. w.; als Zusatz auch eine Erinnerung an die Christenpflichten im allgemeinen, und vorzüglich das Gebet des Herrn; der Exorcismus ist dagegen wegzulassen (S. 327. S. 339). — Auf ähnliche Weise 2) auch über den Ritus der *Confirmation* (§. LXIII), 3) über den der *Beichthandlung* (§. LXIV), 4) über den beym *heiligen Mahl* (§. LXV), wo man überall sowohl durch dogmatische, als vorzüglich auch durch liturgische Bemerkungen (z. B. für das heilige Abendmahl ein Schlussgebet aus einer der syrischen Liturgieen nachgebildet) sich sehr befriediget finden wird. Endlich 5) handelt er auf ähnliche Art auch über den Ritus der Trauung, für welchen er unter anderen den Segenswunsch in der englischen Agende empfiehlt, welchen Rec. hier wörtlich mitzutheilen nicht umhin kann: „*Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist* segne, erhalte und beschütze euch, der *Herr* sehe barmherzig und gütig auf euch herab und erfülle euch mit allerley geistlichem Segen und Gnade, dass ihr in dieser Welt so mit einander leben möget, um in der zukünftigen das ewige Leben zu erlangen."

Zum Schlusse dieser wegen Wichtigkeit des Gegenstandes so ausführlich gewordenen Anzeige glaubt Rec. nur noch bemerken zu müssen, dass der Vf. zwar — was auch im Wesen einer Kirchenagende selbst liegt — von dem hohen Ziele einer wahrhaft geistigen Gottesverehrung (Evg. Joh. Cap. 4. V. 24) welches auch erst in einer künftigen grösseren Entwickelung erreicht werden dürfte, merklich entfernt geblieben ist, dass er aber doch nach dem bisherigen Standpuncte der evangelischen Kirche in Deutschland, und der christlichen Kirche überhaupt, für eine ehrfurchts- und glaubensvolle und zugleich von Weisheit und Liebe geleitete kirchliche Gottesverehrung sehr viel geleistet hat, mehr als vielleicht irgend ein Anderer seiner Vorgänger oder Zeitgenossen.

P. St.

KLEINE SCHRIFTEN.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT. *Berlin*, b. Mylius: *De C. Suetonii Tranquilli fontibus et auctoritate.* Scripsit *Augustus Krause.* 1831. 86 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hat bey dieser Schrift — was man nicht aus dem Titel des Buches wahrnimmt — bloss die *Vitas Caesarum* des *Sueton.* berücksichtigt, seine Aufgabe aber auf eine sehr genügende, ehrenwerthe Weise gelöst. Im *Prooemium* spricht er über das Leben des Römers, wie er ungefähr im Anfang der Herrschaft des Vespasian geboren seyn müsse, und seine Schrift nicht vor dem Jahre 117 n. Chr. Geb. geschrieben haben könne. In den darauf folgenden 11 Capp. zeigt er, welche Quellen Sueton bey jeder einzelnen Lebensbeschreibung wirklich oder doch wahrscheinlich benutzt habe. Der Epilog verbreitet sich über die Treue und Glaubwürdigkeit dieses Historikers im Allgemeinen, im Gegensatze zu *Heinr. Heisen*, der ihn früherhin einen lügenhaften Autor geheissen, dessen Zeugniss nicht zu trauen wäre. Hr. *Kr.* beweist, wie unwahr diess sey, wie gerade das Gegentheil statt finde, und Sueton für einen sehr sorgfältigen und gewissenhaften Geschichtschreiber gehalten werden müsse.

Das Schriftchen empfiehlt sich durch seine Genauigkeit, Gründlichkeit und Gelehrsamkeit Jedem und darf weder von einem künftigen Bearbeiter und Erklärer des Sueton, noch von einem, der die Geschichte der ersten römischen Kaiser mit sorgfältiger Berücksichtigung der Quellen studiren will, übersehen werden. — Bey dem sonst so guten lateinischen Stile fiel uns der öftere Gebrauch des *Noster* statt des in Rede stehenden Sueton auf, da bekanntlich jenes Pronomen nur in familiären Gesprächen bey den Classikern so vorkommt.

Zur Erleichterung der Benutzung des Buches ist ihm ein brauchbarer Index beygefügt.

Μϑλ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1833.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Winke für angehende Officiere bey ihrem Uebertritt aus Erziehungs-Anstalten in das praktische Leben und in grössere Selbstständigkeit*, in Beziehung auf Dienst, Umgangsverhältnisse, Selbstbeschäftigung und Wirthschaftlichkeit. — Von *H. A. Oertel*, Prem. Lieut. in der Königl. Sächs. leichten Infanterie. 1832. 192 S. kl. 8. (15 gr.)

Dieses Werk, obwohl der erste schriftstellerische Versuch des Vfs., scheint das Resultat einer ruhigen gründlichen Beobachtung und genauen Detail-Kenntniss der Verhältnisse des praktischen militärischen Lebens, einer langjährigen Diensterfahrung und eines unparteyischen gediegenen Urtheils zu seyn, und enthält so viele vortreffliche Ansichten und Winke für den angehenden Officier, dass es wohl die Aufmerksamkeit des militärischen Publicums verdient.

Der Gegenstand verlangte ohne Zweifel eine feine Behandlung, und konnte leicht zu pedantischen Lehren und ermüdender Breite verführen, wodurch sehr bald der Zweck einer solchen Arbeit verfehlt wird. Sehr wahr und mit grosser Gewandtheit schildert der Vf. die verschiedenen Lagen und Verhältnisse, in welche der angehende Officier bey seinem Eintritt in den Soldatenstand sowohl, als auch in den ersten Jahren seiner Dienstzeit versetzt wird. Mit Gemüthlichkeit setzt er dem jungen Manne die Pflichten seines Standes, seine Stellung in demselben, so klar und richtig auseinander und entwickelt für die verschiedenen Lebensverhältnisse des Officiers, das kleinste Detail beachtend, so treffende und praktische Lebensregeln, dass der unerfahrene Jüngling bey seinem Eintritt in den Militärdienst und in die Welt in diesem Buche einen treuen Freund findet, dessen wohlmeinende Lehren und Rathschläge ihn, wenn er sie gewissenhaft befolgt, auf der einmal gewählten Laufbahn, durch die zahlreichen Klippen und Gefahren, die sich ihm zeigen dürften, gewiss glücklich und sicher hindurchführen werden.

Der Vf. hat seine Schrift in „Vorlesungen" abgetheilt. Die erste ist eine kurze Einleitung, aus welcher besonders das Interesse hervorleuchtet, welches der Vf. für seine jüngeren Kameraden hegt, und wie genau er mit dem Wesen und der Lage der angehenden Officiere vertraut ist. Die 2te Vorlesung — vom Dienste — beginnt mit einem aus den *Rêveries du Marechal de Saxe* sehr glücklich gewählten Motto, dessen letzte Hälfte — *que le soldat doit se tenir honoré de son emploi* — den jungen Kriegern nicht früh und nicht stark genug in die Seele geprägt werden kann. — Schön und lobenswerth sind die hier entwickelten Ansichten: von der Bestimmung des Soldaten, von der Dienstpflicht und dem Diensteifer, treffend das Bild des Dienstüberdrüssigen, Faulen, besonders beherzigenswerth aber die Worte des Vfs. über Ehre und Ehrgefühl. In der 3ten Vorlesung: Von dem geselligen Umgange, bewährt der Vf. einen richtigen Blick über die Verhältnisse des geselligen Lebens, und ertheilt höchst empfehlenswerthe Winke und Lehren über die Stellung des Officiers zu Oberen, Untergebenen und Mitbürgern. — Vortrefflich ist das über Kameradschaftlichkeit Gesagte. — Die 4te Vorlesung: Von der Selbstbeschäftigung, beginnt mit einer zwar zweckmässigen, aber zu langen Diatribe gegen den Müssiggang. Um so angenehmer spricht dafür die Gründlichkeit an, mit welcher der Vf. sich über das für den Jüngling so wichtige Capitel — der Selbstbeschäftigung — äussert. Empfehlenswerth ist die hier ertheilte Anleitung zur Erlernung der deutschen und französischen Sprache, mit besonderer Hinweisung auf die nothwendige Aneignung der nicht selten so sehr vernachlässigten Schreibfähigkeit in beiden, vorzüglich in der Muttersprache. Eine schlecht gesetzte, unklare, vielleicht auch schlecht gesprochene Rede, verhallt mit dem in der Luft verschwindenden Tone der Stimme; der durch die Schrift ausgesprochene Gedanke überlebt oft seinen Urheber als betrübendes Document der früher vernachlässigten Bildung. — Der Vf. empfiehlt hier seinen jungen Freunden die lesenswerthesten Werke der deutschen Literatur, und hätte ein gleiches für die der französischen Literatur thun sollen, da der junge Mann in seiner Unbekanntschaft gewöhnlich bey der Wahl seiner Lectüre in Verlegenheit geräth, und dann nicht selten leeres Stroh drischt. — Für das Studium der Kriegsgeschichte empfiehlt der Vf. dem jungen Officier sehr zweckmässig, die Hülfe eines erfahrenen Officiers in Anspruch zu nehmen, und macht dieses Studium so wie das Lesen militärischer Lehrbücher über Taktik, Strategie u. s. w., nicht zum noth-

wendigen Erfodernifs für die erften Jahre der Selbftbefchäftigung. Um von diefen Studien Nutzen zu ziehen, ift es erfoderlich, dafs der Officier eine genaue Detailkenntnifs des Dienftes befitze, und die militärifchen Verhältniffe zu würdigen wiffe. Diefs kann er fich aber erft nach einigen Dienftjahren angeeignet haben; und felbft dann noch kann ihm der erfahrene Kamerad durch feinen Rath fehr nützlich feyn. Mancher angehende Officier lieft dergleichen Werke heutzutage leider zu früh, ehe fein Verftand dazu reif geworden, ehe die Erfahrung fein Urtheil geläutert hat, — er kann das Gelefene nicht verarbeiten, verwirrt feine Begriffe und Anfichten, verfehlt den rechten Weg und wird nicht felten durch diefes unverftändige Studium unbrauchbar. — Beherzigenswerth find auch die S. 148. 149 ertheilten Warnungen gegen zu grofses Streben nach Vielfeitigkeit, welche nur zu leicht zu der bey uns nicht feltenen Oberflächlichkeit — dem gefährlichen Halbwiffen führt. — Die 5te Vorlefung: Von der Wirthfchaftlichkeit, enthält fchätzenswerthe Bemerkungen über das leidige Schuldenmachen und Schilderungen der traurigen Folgen deffelben, vortreffliche Anleitung zur guten Wirthfchaft, und nicht genug kann der junge Soldat den hier ausgefprochenen Gedanken beherzigen: „dafs der Soldatenftand der Stand der Entbehrung und Verfagung ift."

Die in dem *Schlufsworte* angenommene humoriftifche Sprache erfcheint etwas erzwungen, fie ift dem ernften Sinne des Vfs. nicht eigen, indeffen wenn auch die fcherzhafte Ironie z. B. über Kartenfpiel, Selbftbefchäftigung u. f. w., nicht völlig in Einklang fteht mit dem edlen Tone, in welchem das ganze Werk gehalten ift, fo ift diefelbe doch (wie der Vf. im Vorworte zu befürchten fcheint) der Würde des Officiers keinesweges entgegen, und wird durch den regen Eifer, „nur das Gute bezwecken zu wollen", vollkommen entfchuldigt.

v. O.

JURISPRUDENZ.

LEIPZIG, in Baumgärtners Buchhandlung: *Summarium des Neueften in der Rechtswiffenfchaft.* Im Verein mit mehreren herausgegeben von *Emil Kind*, Privat-Docenten der Rechte. Erfter Band, Erfte Abtheilung. 1832. 384 S. gr. 8. (1fte und 2te Abtheilung 1 Rthlr. 8 gr.)

Da es eigentlich fchon gegen den Zweck dieser Blätter ift, Recenfionen abermals zu recenfiren, fo follte man wohl die Recenfionen von Recenfionen um fo mehr aus dem Kreife der zu prüfenden Schriften ausfchliefsen. Jedoch ohne die einzelnen Recenfionen und Inhaltsanzeigen abermals durchzumuftern, fcheint es zweckmäfsig, die Idee des Unternehmens und die Ausführung derfelben im Allgemeinen einer Prüfung zu unterwerfen.

Der Gedanke, dafs denjenigen, deren Berufsgefchäfte es unmöglich machen, mit dem Neueften ihrer Wiffenfchaft fich aus eigener Anfchauung bekannt zu machen, doch wenigftens die Refultate nicht unbekannt bleiben follen, hat offenbar Unternehmungen wie die vorliegende entftehen laffen. Hr. *Kind* deutet in der diefem erften Bande vorgefetzten Anzeige feinen Plan dahin, dafs er es für zeitgemäfs gehalten, ein umfaffendes Organ für die fämmtliche neuefte Literatur unferer Doctrin zu eröffnen. Diefen Ausdruck will er aber darauf befchränkt wiffen, dafs das Summarium jederzeit das *Neuefte* in der Rechtswiffenfchaft geben, und gewiffermafsen — wie er fich ausdrückt — „ein juriftifcher Schnellläufer" feyn folle. Abgefehen von diefem etwas trivialen Ausdruck, würde eine fchriftftellerifche Unternehmung, die den eben angegebenen Zweck erreichen will, offenbar in Leipzig am angemeffenften zu leiften feyn. Nur aber möchten wir diefem „juriftifchen Schnellläufer" das alte: Eile mit Weile! ja recht ans Herz gelegt haben; und zwar befonders in der erften Rubrik jeder Lieferung: Kurze Inhaltsangabe der neueften *felbftändigen* Bücher, nebft kurzen kritifchen Bemerkungen; da häufig gerade die *kürzefte* kritifche Bemerkung am forgfamften überlegt feyn will. Daffelbe läfst fich auf die in der zweyten Rubrik angeführten Werke anwenden d. h. auf die kurze Inhaltsangabe der neueften *Zeitfchriften* nebft kurzen kritifchen Bemerkungen. So find z. B. was die erfte Rubrik anlangt, bey der Anzeige des *Wilda*fchen Buches: das Gildenwefen im Mittelalter (S. 15—18), die kritifchen Bemerkungen ganz weggefallen, und die Inhaltsanzeige wird denjenigen, der das Buch nicht felbft gelefen hat, ohngefähr diefelben Dienfte thun, als diejenige Inhaltsanzeige, die ein Autor in der Regel feinem Werke vorzufetzen pflegt. Weit angemeffener wäre es aber für die Erreichung eines wahrhaft nutzenbringenden Zweckes, wenn (wie es auch bey mehreren anderen Werken wirklich in diefem Hefte gefchehen ift) die Hauptrefultate und das wahrhaft Neue herausgehoben worden wäre, wodurch die Wiffenfchaft gefördert worden. Ganz derfelbe Tadel pafst auch auf die in der 2ten Lieferung angezeigte alphabetifche Encyclopädie der Wechfelrechte und der Wechfelgefetze von *Treitfchke*. Wenn hiebey der Referent (S. 49) fagt, er wolle für diejenigen Lefer, welche das Buch nicht felbft befäfsen, die Rubriken mittheilen, fo vermögen wir wenigftens den Vortheil einer folchen blofsen Aufzählung nicht einzufehen.

Obgleich nun im Allgemeinen die Inhaltsanzeige der Zeitfchriften mit mehr Sorgfamkeit gegeben ift, z. B. die Relation über die Zeitfchrift für Civilrecht und Procefs, von *Linde, Marezoll* und *von Schröter* (S. 63 fgg.); fo findet fich doch auch unter diefer Rubrik mancher Auffatz in anderen Zeitfchriften bey Weitem zu wenig berückfichtigt, z. B. mehrere Auffätze von allgemeinerem Intereffe in dem von *Weifs* redigirten Archiv der Kirchenrechtswiffenfchaft (S. 120).

Die dritte Rubrik, welche eine kurze Inhaltsangabe der neueften wichtigen Programme und Disputa-

tionen nebst Bemerkungen darüber enthalten soll, ist unstreitig am besten bearbeitet; und Rec. spricht gewiss nur einen Wunsch der grossen Mehrzahl aus, wenn er den Redactoren des Summarium die Cultivirung dieses Theiles ihrer Zeitschrift ganz besonders ans Herz legt. Denn nichts ist schwieriger als die Controle der neuerschienenen Dissertationen zu halten, um deren Inhalt wenigstens im Allgemeinen kennen zu lernen.

Auch die Rubriken IV und V, den Nachweis für Kritik und Antikritik enthaltend, und einen sehr vollständigen Anzeiger der neuesten juristischen Bücher und Zeitschriften, verdienen alles Lob. Nicht minder auch die in den 4 folgenden Rubriken: — Universitätsnachrichten, Beförderungen und Ehrenbezeigungen, Biographieen, Todesfälle und Nekrologe und endlich Miscellen — mühsam genug zu erreichende Vollständigkeit. Einige kleine Unrichtigkeiten sind leider auch hier, wo freylich wohl das meiste den Correspondenten zur Last zu legen seyn mag, mit untergelaufen, z. B. in den Universitätsnachrichten über die Universität Jena. Nach (S. 45) soll dem *Hofrath* Dr. phil. *Heinrich Luden*, nach öffentlicher Vertheidigung seiner Dissertation *de furti notione etc.*, die juristische Doctorwürde ertheilt worden seyn. Soviel als Rec. weiss, war das aber keineswegs der Hofrath *Luden*, sondern dessen Sohn der Dr. phil. *H. Luden*. Ein Druckfehler scheint die 2te unrichtige Notiz zu seyn, dass die Facultät dem Hofr. u. s. w. *Stühling* (*Stichling*) die Doctorwürde ertheilt habe.

Wir beschliessen unsere kurze Beurtheilung dieser für den lebhafteren und schnelleren Verkehr im Gebiete der Rechtswissenschaft so vortheilhaften Unternehmung mit dem Wunsche, dass der Redacteur hinlänglich unterstützt werden möge, um durch *Theilung* der Arbeit in den Stand gesetzt zu werden, das Neueste schnell und gut dem juristischen Publicum mittheilen zu können.

Der Verleger hat alles gethan, um durch schönes Papier und scharfen, guten Druck von seiner Seite das Werk aufs Beste auszustatten.

L. E.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Darmstadt, b. Leske: *Ernste Mahnungen einer ernsten Zeit.* Eine Predigt am 18ten Trin. Sonntage 1830 gehalten und auf Verlangen dem Drucke übergeben von Dr. *Ernst Zimmermann.* (1830.) 16 S. gr. 8. (3 gr)

2) Cassel, b. Bohné: *Predigt, welche zur Feier der Eröffnung des kurhessischen Landtages u. s. w. am* 17 *Oct.* 1830 *gehalten werden sollte*, von *Wilhelm Theodor Wilcke*, drittem Pred. der Freyheiter Gemeinde zu Cassel. IV u. 5—16 S. kl. 8. (2½ gr.)

Ereignisse, wie die waren, welche den Herbst 1830 in fast allen Ländern deutscher Zunge, besonders auch in beiden Hessen, auszeichneten, konnten nicht wohl vorübergehen, ohne von den Predigern zu Kanzelvorträgen, wie sie Zeit und Umstände erfoderten, benutzt zu werden. Auch wurden sie zum Theil ausdrücklich von den Oberbehörden dazu aufgefodert: ein Beweis, dass man wenigstens in Zeiten der Noth einen Einfluss der Religion und Kirche auf das Thun und Lassen des Volkes anerkennt, sollte man ihn auch vielleicht dann, wenn Alles seinen gewohnten ruhigen Gang geht, hie und da zu vergessen scheinen. — Wir verbinden in unserer Anzeige beide vorliegende Predigten um desswillen mit einander, theils, weil sie in den beiden Haupt- und Residenz-Städten der hessischen Länder zur Besänftigung der aufgeregten Gemüther durch den Zuspruch und das Ansehen der Religion beytragen sollten; theils weil die Haltung des Landtages, dem No. 2 gilt, wie aus öffentlichen Blättern bekannt ist, durch die starken Volksbewegungen veranlasst wurde, welche in der Residenz und auf dem platten Lande in Kurhessen statt hatten: so, dass derselbe für eine Folge „ernster Mahnung einer ernsten Zeit" mit Grund betrachtet werden kann.

Es hat dem Rec. wohl gethan, in dem Vf. von No. 2 einen Diener der Kirche Christi kennen gelernt zu haben, der es werth ist, als Solcher in einer nicht unbedeutenden Residenz aufzutreten, und dessen Arbeit es verdient, der Musterarbeit eines *Zimmermanns* an die Seite gesetzt zu werden. So fehlt es keiner von Hessens Hauptstädten an Gelegenheit, die Stimme der Wahrheit und des Ernstes, die heut zu Tage von allen Kanzeln herab nicht vernehmlich und eindringend genug ertönen kann, aus dem Munde achtungswürdiger und Vertrauen einflössender Männer zu hören. Möchten es nun auch Solcher recht viele geben, die Ohren haben, um zu hören, und Herzen, um das Gehörte zu bewahren und zu benutzen!

Die *Zimmermann'sche* Predigt bedarf unserer Empfehlung nicht erst; sie ist ihres berühmten Vfs. würdig und wird desto reicheren Segen stiften, wenn sie in Verbindung mit einem Aufsatze desselben Vfs. gelesen wird, welcher sich in der *Allg. Kirchenzeitung*, 1830. No. 160. S. 1305—1313 unter der Aufschrift: „*Ansprache der Kirche an die bewegte Zeit. Ein Wort des Ernstes für Fürsten, Staatsbeamten, Eltern, Lehrer in Kirchen und Schulen*" befindet, und auch bey dem Verleger derselben Zeitschrift besonders abgedruckt zu haben ist. Alles, was sich über den angedeuteten Gegenstand der tiefsten Beherzigung würdiges auf wenig Blättern sagen lässt, das hat der nun verewigte Z. mit Kraft und Nachdruck, dabey in der blühenden Sprache, die ihm zu Gebot stand, vorgetragen. Ohne andere, mitwirkende Ursachen der heutigen Neigung der Völker zur Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge, und des gestörten guten Vernehmens zwischen den Obrigkeiten und Unterthanen, nebst den hieraus entspringenden Empörungen und unruhigen Bewegungen aller Art, zu übersehen oder zu bemänteln, stellt es der Vf., und wie Rec. glaubt, mit

Fug und Recht, als eine unumstößliche Wahrheit auf: „daſs das ganze Uebel der Zeit in dem Unglauben, der Irreligiosität, dem unkirchlichen Leben der Völker wurzele". Und woher dieser gottesvergessene Sinn? Aus Frankreich verbreitet er sich über Deutschland, zuerst über die Höfe, dann über die Hofdienerschaft, nun über die Staatsbeamten von allen Ständen, und durch diese theilte er sich unwillkührlich dem Bürger und Bauer in Städten, Flecken und den kleinsten Dörfern mit. Allein — that man denn nichts, dem Uebel entgegen zu wirken? den Strom des Verderbens abzudämmen? für den Verlust des Glaubens und des kirchlich-religiösen Lebens dem Volke Ersatz zu geben? Gewiſs, that man Etwas! Nur schlimm, daſs sich der Verlust des Heiligen und Göttlichen durch nichts ersetzen läſst, und daſs „gerade das, womit man dem Volke den höchsten Segen zu geben vermeinte, ihm erst zum rechten Fluche geworden ist: ich meine — die (einseitige und verkehrte) „Verbesserung der Volksschulen." So paradox diese Worte, zumalen aus dem Munde eines so erklärten und thätigen Freundes von Schulverbesserungen, wie Dr. Z. war, lauten: so einleuchtend, in der Natur der Sache gegründet und durch die Erfahrung bestätigt ist doch der Sinn, den sie ausdrücken; und Rec. unterschreibt seinerseits unbedingt des Vfs. Behauptung (S. 1313): „Führt nur den Menschen durch vervollkommneten Schulunterricht zum Bewuſstseyn seiner Rechte, aber entzieht ihm dabey durch Vernachlässigung der Kirche und des religiösen Lebens die Kraft, deren er zur Erfüllung seiner Pflichten bedarf: — und ihr habt ihn planmäſsig zum Rebellen gebildet. Ein blankes Schwert in der Hand des Wahnsinnes ist einseitige Verstandesaufklärung ohne die Weihe des frommen, lebendigen Glaubens." Wie sehr man übrigens den Vf. miſsverstehen, oder miſsdeuten würde, wenn man aus solchen Aeuſserungen den Schluſs zöge, er verkenne den Werth und die Wichtigkeit des Volksschulwesens: das erhellt besonders aus einem in derselben Zeitschrift bald folgenden Aufsatze des Vfs. „*Stimmen der bewegten Zeit an die Kirche, an die Vorsteher und Diener derselben*" (S. *Allg. Kirchenzeitung*. 1830. No. 180—183), wo es unter anderen S. 1503 heiſst: „die Volksschule ist und bleibt die Grundlage aller Volksbildung und eben damit alles Volksglückes; aber schlieſst sich an sie nicht die Kirche an, so ist das Werk so wenig vollendet, als mit der Legung des Grundsteins auch schon die Erbauung des beabsichtigten Hauses beendet ist." Sehr wahr! und der tiefsten Beherzigung jener pädagogischen Kraftgenies werth, in deren Augen die Schulmeister die Volksbildner sind, da sie doch nur der Volksbildung Anfänger seyn können und sollen. — Des Vfs. Predigt über Spr. Salom. 8, 33 leistet treu und wahr, was ihr Thema: *ernste Mahnung einer ernsten Zeit* verspricht. Durch die Ereignisse und den Charakter unserer Zeit werden wir nämlich erinnert *an des Lebens Ernst* S. 6 f., *an des ganzen irdischen Glückes Unbestand* S. 8 f., *an der menschlichen Leidenschaften furchtbare Gewalt* S. 10 f., *an die dringende Nothwendigkeit treuer Pflichterfüllung in allen Lebensverhältnissen* S. 12 f., und endlich *an die unter allen Ständen immer nothwendiger werdende Herstellung christlicher Gottesfurcht und Frömmigkeit* S. 14 f. Rec. fühlte sich aus dieser vortrefflichen Predigt von einem recht *Marezollschen* Geiste angewehet; und auch deſshalb konnte er sie nicht ohne die innigste Theilnahme lesen. An den letzten Theil derselben schlieſsen sich nun die beiden angezogenen Aufsätze in der *Allg. Kirchenzeitung*, daher ihre kurze Berührung in dieser Anzeige.

Zum ersten Male tritt der Vf. von No. 2, soviel Rec. weiſs, mit dieser Predigt vor dem lesenden Publicum auf; und da, nach dem *Vorworte*, die Ursache hievon eine ernsthafte Krankheit war, durch welche Hr. *Wilcke* verhindert wurde, dieselbe, erhaltenem Befehle zufolge, mündlich vorzutragen: so zeigte sich es auch hier, daſs es im Menschenleben nichts so Schlimmes giebt, das nicht auch sein Gutes mit sich führt. Denn sie gehört zu den besten Predigten, welche dem Rec. aus des Vfs. Gegend vorgekommen sind. Sie ist biblisch und doch zeitgemäſs; sie verbindet Freymüthigkeit mit gebührender Bescheidenheit; sie redet scharf und kräftig zu dem Gewissen, ohne der Gemüthsruhe des Braven und Wohldenkenden irgendwo zu nahe zu treten. Ueber 2 Petr. 1, 10. 11 wird gezeigt, *daſs die Religion Jesu die Stände des Landes zu fester Treue in ihrem segensreichen Berufe verpflichtet*. Dieser Beruf wird S. 7 f. beschrieben, alsdann S. 9 f. die Foderung der Lehre Jesu an die Berufenen erwogen, und zuletzt S. 12 f. des Lohnes gedacht, der den treuen Ständen aus der Nähe und Ferne winket. Zeitgemäſs ist auch die Erinnerung an *L. Philipp, den Groſsmüthigen* S. 5, die hier ganz am rechten Orte und zur guten Zeit geschieht; sowie der S. 6 ausgesprochene Wunsch, daſs hinführo der 18te Oct. — der Tag, an welchem der kurhessische Landtag seine Sitzungen eröffnete — nicht mehr, wie seither, ein Tag „leerer Hoffnungen seyn, vielmehr eine schöne Bedeutung haben, und für uns Kurhessen die Feier in Erfüllung gegangener froher und gerechter Erwartungen werden möge."

hr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

MEDICIN.

Ilmenau, b. Voigt: *August Bonnet*, Dr. und ausübender Arzt zu Paris, Mitglied der Societät der Heilkunst zu Bordeaux u. s. w., *über die Natur und Heilung der Leberkrankheiten.* Gekrönte Preisschrift. Deutsch herausgegeben von Dr. *Karl Fitzler*, Physicus zu Ilmenau. 1830. XVIII u. 150 S. 8. (16 gr.)

Je grösser das Dunkel ist, welches die Krankheiten der Leber vor manchen anderen Organen einhüllt, um so willkommener muss uns eine Schrift seyn, welche einigermassen diess Dunkel zu verscheuchen verspricht. Daher nahmen wir mit froher Erwartung diese Schrift in die Hand, und gestehen, dass sie uns zwar manche Belehrung gewährte, unserer Erwartung jedoch nicht entsprach. Die Ursache liegt theils in den Schwierigkeiten des Gegenstandes selbst, theils in dem Umstande, dass Hr. *Bonnet* keine reiche, umfassende Erfahrung über die in Frage stehenden Krankheiten besitzt, theils in der Behandlung des Stoffes. Denn was den lezten Punct betrifft, so wirft Hr. *B.* gar vieles polemisch zur Seite, ohne die dadurch entstandene Lücke auszufüllen. Dazu kommt noch, dass er der Lehre *Broussais's* huldigt, jedoch diese Huldigung nicht eingestehen will. Das Wort „*Irritation*" erinnert nur zu oft an den Professor von *Val de Grace*; und er setzt das Verdienst seiner Schrift vorzüglich darein, dass er die Zeichen unterscheiden lernte, die den Reizzustand der Leber charakterisiren, sobald sich dieser bis zu dem Höhegrade einer vollständigen Entzündung erhoben hat, und sobald er auf einer noch geringen Stufe der Entzündung sich darstellt. Zu dem hat er noch die Ueberzeugung gewonnen, dass die *Hepatitis*, wie man sie bey den Schriftstellern beschrieben findet, ein durchaus complicirter Krankheitszustand ist, der in einer gleichzeitigen Entzündung der Gastro-Intestinal-Schleimhaut, der Leber, und des oberhalb der Leber verbreitet liegenden Bauchfells besteht. Alle Produkte und Degenerationen der Leber betrachtet Hr. *B.* als Folgen der Leberirritation; nur wenige Krankheiten der Leber sind nach ihm nicht irritativer Natur, und diese werden am Schlusse ebenfalls noch abgehandelt. Man erkennt schon aus diesem die Einseitigkeit des Franzosen; er bringt noch einmal die Sthenie und Asthenie zur Sprache. Wenn Hr. *Fitzler* daher rühmt, Hr. *B.* sey der Erste, der nicht bloss zu einer mehr philosophischen Bearbeitung der Leberkrankheiten die Bahn gebrochen, sondern zugleich auch in das Chaotische ihrer Symptome Licht gebracht habe: so stimmen wir ihm für die letzte Behauptung bey, geben aber die erste durchaus nicht zu.

Die *erste* Abtheilung umfasst den *Reizzustand der Leber*; und in den einleitenden Betrachtungen wirft Hr. *B* die Beschuldigung hin, es könne nichts Ungeordneteres, noch Unvollständigeres geben, als was über die Hepatitis in den ärztlichen Schriften vorgefunden werde. Die Symptome, die man bis hieher zum Behuf dieser Entzündung für charakteristisch angesehen habe, bezeichneten bloss eine gewisse Stufe der letzten; man habe die Fälle nicht unterschieden, wo die Leberirritation nicht bis zu dem Höhepuncte der Inflammation sich emporgehoben hätte. Er beobachtete daher von Schritt zu Schritt alle Phänomene des Reizzustandes der Leber. Unter dem ersten Grade desselben begreift er zwey Nüancen; bey der einen ist die Steigerung der organischen Thätigkeit nicht beträchtlich genug, um eine Entzündung darstellen zu können, bey der anderen findet dieses zwar Statt, aber die dadurch bewirkte krankhafte Congestion ist so wenig intensiv, dass sie keines der charakteristischen Zeichen der Leberentzündung der Anschauung darbietet. Welches sind denn die Zeichen dieser Irritation? — Eine aussergewöhnlich beträchtliche Gallensecretion. Wir wollen diese Antwort nicht bestreiten, und bemerken nur, dass, wenn man der Irritation eine solche Ausdehnung giebt, wie hier geschieht, weder etwas Neues gesagt, noch ein grosser Vortheil errungen ist. Inzwischen verdient Hr. *B.* unseren Dank, dass er wiederholt auf diesen Umstand aufmerksam macht.

Hierauf folgt die Symptomatologie der acuten und chronischen Leberentzündung mit ihren Ausgängen. Die Symptome, die man seither unter der acuten Hepatitis zusammenstellte, gehören nach Hn. *B.* nicht dieser einzig und allein an; sondern einer Gastro-hepato-Peritonitis. Scheidet man von dieser Symptomengruppe die Zeichen der Peritonitis, so wie die der

Gastro-Enteritis, so erhält man folgende Erscheinungen, welche *direct* von der Entzündung des Leberparenchymas abstammen: dumpfer, tiefer Schmerz, der für gewöhnlich der *regio hypochondriaca dextra* entsprechend ist, jedoch seinen Sitz zuweilen in der *regio epigastrica*, oder dem linken *Hypochondrium* hat, und mit einem Gefühl von Angst, Vollheit, Stickung verbunden ist; schwieriges, zuweilen unmögliches Liegen auf der linken Seite; Bitterkeit des Geschmacks, gelb belegte Zunge, fast jedesmalige gelbe Farbe der Augen oder der Haut; weisse Stühle, oder auch wohl gelbliche, scharfe, und mehr oder weniger beträchtliche Entledigungen; gelber, sparsamer, dem Oel ähnlicher, und einen ziegelmehlartigen Bodensatz gebender Urin. Die Zeichen der *Peritonitis* aber sind: Spannung des rechten Hypochondrium's, Empfindlichkeit beym Druck desselben; scharfer, stechender, reissender Schmerz, entsprechend dem, der bey Entzündung der Lungensäcke wahrgenommen wird, und sich in gewissen Fällen von den rechterseitigen falschen Rippen nach dem Schlüsselbein und dem Arm derselben Seite hin erstreckt; beschwerliches und zuweilen ganz unmögliches Liegen auf der rechten Seite; höchst verminderte Respiration auf der rechten Seite, und völliges Ermangeln der Abdominalrespirarion, trockener Husten, Schluchzen. Kommen noch die Symptome der *Gastro-Enteritis* hinzu, so bemerkt man Ueblichkeit, Erbrechen, heftigen Durst, Zungenröthe, trockene, brennende Haut, frequenten, oft harten Puls. Findet man diese Erscheinungen auf die Weise in der Wirklichkeit, wie sie hier aufgestellt sind, so ist dadurch etwas gewonnen. Allein Hr. *B.* hätte eine genauere Diagnose aufstellen sollen. Gut sind ferner die Symptome der chronischen *Hepatitis*. Doch haben wir wenig Positives; als pathignomonisch nimmt er den Schmerz und die Umfangsvergrösserung des Leberorgans an. Allein der Schmerz scheint uns ein sehr unsicheres Zeichen zu seyn.

Was die Ausgänge der *Hepatitis* und des Reizzustandes der Leber überhaupt betrifft, so bemerkt der Vf., dass letzter, auf jener Stufe der Entwickelung, wo er noch keine wirkliche Entzündung derselben hervorbringe, auch keine Störungen in der Textur begründen könne. Und hieher gehört die Hypertrophie. Man sieht, in welcher Ausdehnung das Wort Irritation genommen wird, und auf diese Weise freylich ist alles leicht erklärt. Die ganze Assimilation, Reproduction u. dgl. ist nichts als Irritation. So behauptet Hr. *B.* ferner: „Was die verschiedenen Erzeugnisse anlangt, die den Namen von Obstructionen — Tuberkeln, Melanosen, Skirrhen, Encephaloiden — erhalten haben, so giebt es gegenwärtig keinen Arzt, der sie, in der Mehrzahl der Fälle, nicht für das Ergebniss einer chronischen Entzündung erachten sollte.“ So schlimm steht es in der That nicht um die Medizin, dass man solche Behauptungen für wahr hielte. Was er weiter über die Cyrrhosen, Melanosen, Tuberkeln u. s. w. sagt, ist polemisch besonders gegen *Andral*. Allein diese Polemik ist ganz leicht, da Hr. *B.* gar keine anatomischen Untersuchungen gemacht zu haben scheint. So meint er, nur drey oder vier Anatomen seyen der Meinung, dass die Leber aus zwey Substanzen zusammengesetzt sey. Ganz irrig ist ferner die Ansicht, die Leber könne auch skirrhös werden, und in den Zustand der Encephaloide übergehen, die, wie man wisse, nichts anders als der letzte Grad des Krebses sey. Es ist merkwürdig, dass die Franzosen sich immer noch nicht von dieser sonderbaren Ansicht losreissen können, obgleich sie die Sache täglich in der Natur sehen. Solche Irrthümer lässt sich sogar *Dupuytren* zu Schulden kommen. Skirrhös verhärtete skrophulöse Drüsen, Mark- und Blutschwamm sind ihm ein und dieselbe Krankheit. Ueber die Hydatiten der Leber haben wir von anderen Franzosen (z. B. *Cruveiltrier*) bessere Untersuchungen, als hier gegeben werden. Ueberhaupt fällt es auf, dass Hr. *B.* in pathologisch-anatomischer Hinsicht so äusserst wenig, und dieses Wenige so irrig liefert. Der Erweichung der Leber geschieht kaum Erwähnung; die Gangrän hält er für möglich, der Analogie nach. Gut dagegen, wenn auch nicht vollständig, ist, was er über die Eiterung in der Leber vorbringt.

In der *Aetiologie* geht Hr. *B.* von dem Satze aus, und sucht ihn durch Erzählung mehrerer Krankheitsgeschichten darzuthun, dass die bey Weitem am häufigsten sich ergebende und gewöhnlichste Ursache des Reizzustandes der Leber die Gastro-Enteritis sey. Dieser Ansicht zu Folge sucht er die Häufigkeit der Leberkrankheiten in heissen Klimaten daher abzuleiten, weil die bey Weitem gewöhnlichere Wirkung einer gesteigerten Temperatur darin bestehet, dass sie die Digestionswege sehr erregbar, und zu der Erzeugung von Gastro-Intestinal-Irritationen im hoher Masse geneigt macht. Hätten sich letzte einmal zu entwickeln angefangen, so theilten sie sich den benachbarten Geweben mit. Hier verwirft er seiner Theorie zu lieb alle Ergebnisse der Physiologie. So behauptet er ferner: die Leber werde zuweilen bey Subjecten, die an Skropheln oder an venerischen Uebeln leiden, bloss aus dem Grunde voluminöser, weil diese beyden Krankheitszustände in einer unendlichen Menge von Fällen mit einem Reizzustande der Unterleibschleimhaut zusammentreffen. Durch einen ganz ähnlichen Mechanismus erhalte das Leberparanchyma sehr häufig während des intermittirenden Fiebers eine beträchtliche Entwickelung, da diese letzten in der That oft nichts Anderes als periodische Darmentzündungen seyen. Etwas mehr hat die Ansicht für sich, nach welcher Erkältung, Unterdrückung von Exanthemen, der Gicht oder des Rheumatismus keine Hepatitis zu erzeugen im Stande sind, sondern Gastro-Enteritis oder Peritonitis, und erst in Folge dieser, Entzündung der Leber. Allein kann die Schleimhaut der Leber nicht primär ergriffen werden? Ist es nicht leicht gedenkbar, dass die Umhüllung des Leberorgans unmittelbar afficirt wird? Der unphysiologische Blick des Hr. *B.* zeigt sich besonders in folgender Aeusserung: „es bestehe keine, mindestens ihm bekannte

(das müssen wir ihm bezeugen nach Pflicht und Gewissen) Sympathie zwischen dem Hauptsystem und dem Gallenapparat."

Nun wird die Frage aufgeworfen, ob sich annehmen lasse, dass die Hepatitis direct Hirnentzündung hervorrufen könne, und der Theorie des Hn. *B.* zu folge mit Nein beantworte. Denn die Encephalitis offenbare sich nur dann in Folge einer Leberentzündung, nachdem diese zuvörderst Entzündung des Darmkanals erzeugt habe. Diese letzte sey somit die occasionelle Ursache der Cerebral-Affection, die einmal entwickelt, vorherrschend geworden, und von nun an den früher vorhandenen Reizzustand des Gallenapparats maskirte oder verschwinden machte. Sehr vorsichtig bemerkt er: die Fälle von nicht rheumatischer Hepatitis, in deren Folge man keine Spur von Entzündung in dem Verdauungsmagen antreffe, streiten nicht gegen diese Ansicht; denn es lasse sich allerdings zugeben, dass die Gasto-Enteritis zuweilen verschwinden, und die Hepatitis sich fortbehaupten, und weitere Fortschritte machen könnte. Diess sind allerdings unwiderlegbare Beweise.

Auf die sehr kurze *Prognose* folgt die *Behandlung.* Das Princip welches Hr. *B.* aufstellte, beruht seiner Versicherung nach auf der unwidersprechlichen Thatsache: die Gastro-Enteritis begründet in der grösseren Mehrheit der Fälle einen Reizzustand der Leber; er beabsichtigt darzuthun, dass man die erste beseitige, und sie nicht noch mehr durch die Anwendung von Brechmitteln, Laxirmitteln u. s. w. steigere. Die Therapie der acuten Hepatitis beginnt daher mit Blutentziehungen, Diät, säuerlichen Getränken u. dgl. — Reizen diese aber die Darmhaut nicht? Ist Minderung eingetreten, so thun Bäder äusserst gut, dann Rizinusöl, oder leichte salzige Purgirmittel. Schröpfköpfe und Vesicatorien werden verworfen, und zwar mit Recht. Die Behandlung der Leberabscesse entspricht einer guten Therapie. Was die chronische Hepatitis betrifft, so unterscheidet sie sich blos darin hinsichtlich der Behandlung von der acuten, dass sie bey Weitem weniger Energie erfodert, als letzte. Besonders werden die Brennzylinder, die Fontanelle (?) und Haarseile (?) gerühmt. Dann fährt Hr. *B.* fort: Eine der wesentlichsten Ursachen des so wenig günstigen Erfolgs, der sich bis daher fast regelmäsig bey der chronischen Hepatitis ergab, findet sich wohl darin gegeben, dass man diese Krankheit mit einer Menge unpassender Mittel zu behandeln pflegte, unter denen nachstehende die am häufigsten angewendeten sind, Calomel, Scamonium, Gummi gutti, kohlensaures Kali, Meerzwiebel, Rhabarbar, Terpenthin, seifenartige Mittel. Diese Medicamente besitzen allzusammt die specielle Eigenthümlichkeit, dass sie die rechten Wege bedeutend reizen, und können eben darum nicht anders als nachtheilig wirken. Es muss gewiss auffallen, dass der Vf. die seifenartigen Mittel besonders dass Calomel verworfen hat. Was ihn dazu bewog, wissen wir nicht; nur so viel wissen wir, dass ihm die Erfahrung nicht dazu bewog. Ein anderes vorzügliches Mittel, das *Acidum nitrosum halogenatum*, verschweigt er ganz. Ferner erklärt er die in unseren Tagen so hochgepriesenen Mineralwasser, im allgemeinen darüber geurtheilt, für bloss schwache Zufluchtsmittel. Man sieht aus diesem Urtheil, dass Hr. *B.* die Mineralwasser gar nicht kennt, am wenigsten die Deutschen. Bestimmte diätetische Vorschriften sind allerdings von grosser Wichtigkeit, aber nicht von grösster. In der chronischen Hepatitis werden sie ohne Beyhülfe der Arzneien wenig fruchten.

Noch kommen die *passiven Blutcongestionen* nach der Leber zur Sprache. Wir bezweifeln aber, ob es wahrhaft passive Congestionen in einem lebenden Körper geben könne. Ferner die Leber-Hämorrhagien. Sonderbar ist es, dass diese bis jetzt die Aufmerksamkeit der Aerzte so wenig in Anspruch genommen haben. Sie sind nicht selten; sie lassen sich in vielen Fällen, von den Hämorrhagien aus dem Magen, aus der Milz unterscheiden, und begründen gewiss in therapeutischer Beziehung besondere Indicationen.

In der *zweyten* Abtheilung handelt Hr. *B.* von dem *asthenischen Zustand der Leber.* Was ist diess? Nach seiner Ansicht würde „ein Individuum, dessen Zunge breit, feucht, und nicht roth an ihren Rändern wäre, das kein Fieber hätte, keinen Schmerz im rechten Hypochondrium fühlte, das an keiner organischen Verletzung der Leber litte, und gleichwohl schlecht verdaute, keinen Appetit hätte, über Flatulenzen, schlechten Geschmack, Ueblichkeiten, verschiedenartiges Aufstossen, nächst dem über ein Gefühl von Schwere in der Magengegend zu klagen hätte, und bey dem die *faeces* graulich, entfärbt, dem Thon ähnlich wären"— ein solches Individuum würde mit Asthenie der Leber behaftet seyn. Dieses Krankheitsbild existirt aber bloss in der Phantasie des Vfs., es physiologisch zu deuten wäre ganz unmöglich. Auch gesteht er selbst ein, er habe nie ein solches Individuum gesehen, und wir können ihm versichern, dass er auch nie ein solches sehen werde.

Hierauf folgen noch Bemerkungen über einige Affectionen der Leber, so über *Atrophie der Leber.* Diese erklärt Hr. *B.* unter gewissen Umständen als das Resultat eines Reizzustandes dieses Organs. Doch sey sie am häufigsten entweder von einer Verringerung oder dem Cessiren seiner organischen Thätigkeit, oder von einem in einer mechanischen Ursache begründet liegenden Hindernis seiner Ernährung abhängig. Die Bemerkungen über *Gallensteine* sind nicht aus Hn. *B.* Beobachtungen geschöpft, sie tragen den allgemeinen Charakter seiner Theorie. — Die *Leberkolik* wird von krankhaften Störungen in der Schleimhaut des Darmkanals abgeleitet; die Ansicht, sie sey eine Neuralgie, und habe ihren Sitz in dem *plexus hepaticus*, wird für eine grundlose Hypothese erklärt. — Von nicht grösserem Werthe sind seine Reflexionen *über das Entstehen der Bauchwassersucht in Folge von Leberkrankheiten*, so wie über Krankheiten der *Gallenaussonderungswege.* Gründlicher ist die Gelbsucht abgehandelt. Nachdem Hr. *B.* die verschiedenen Teo-

rien über die Gelbwassersucht aufgestellt hat, stimmt er selbst der von den Alten allgemein angenommenen Ansicht bey, dass die gelbe Färbung der Haut von der Galle herrühre, die durch irgend eine ihnen nicht bekannte Ursache sich mit dem Blute vermischt habe, und mit diesem circulire. Diese Ansicht ist sehr unbestimmt, und läfst bedeutende Einwürfe zu. Er erklärt die Gelbsucht für ein Symptom, und diefs ist falsch. Sie ist so gut eine selbstständige Krankheit, als die *Dysmenorrhae* u. s. w. Den Schluss machen einige Worte über die Galle.

Was die Uebersetzung betrifft, so wünschen wir, dass Hr. Dr. *Fitzler* künftig bey ähnlichen Arbeiten mehr auf einen deutschen Periodenbau sehen, und die eigenthümlichen französischen Ausdrücke, z. B. Phlegmasie u. dgl., ebenfalls übersetzt geben möge.

A. B.

GÖTTINGEN, in der Dieterichschen Buchhandlung: *Die Lehre von den Giften*, in medicinischer, gerichtlicher und polizeylicher Hinsicht, von Dr. *K. F. H. Marx*, Professor der Heilkunde an der Universität Göttingen. Erster Band. Zweyte Abtheilung. 1829. XX u. 580 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Geschichtliche Darstellung der Giftlehre u. s. w. Zweyte Abtheilung. (2 Rthlr. 16 gr.)

(Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1830. No. 7.)

Wir haben bey der Anzeige der ersten Abtheilung unsere gespannte Erwartung auf baldige Vollendung des ganzen Werkes, dem in der Anlage kein früheres gleichkam, zuerkennen gegeben, und müssen gestehen, dass dieselbe durch gegenwärtige zweyte Abtheilung nicht nur befriedigt, sondern übertroffen worden ist. Der Vf. kommt hier auf eine Zeit der Wissenschaft, welche allmälich mehr und mehr ihr heilbringendes Licht leuchten läfst, und dieser folgt er vom Beginn des Tagesanbruches bis auf ihren heutigen Stand. In ihr nimmt der abzuhandelnde Gegenstand, so weit er in die bezeichneten Grenzen gehört, eigentlich erst eine dreyfache Richtung, und so entsteht dann eine medicinisch-polizeyliche, eine medicinische (im engeren Sinne) und eine physiologische Toxikologie, welche für die Geschichte der wissenschaftlichen Entwicklung drey gesonderte Perioden bilden, obgleich sie Hand in Hand gleichen Schritt vorwärts schreiten.

Statt einer näheren Darstellung, welche wegen des Reichthums des Inhalts zu weitläufig und schwierig seyn würde, möge zur hinreichenden Empfehlung des Ganzen eine kurze Uebersicht der abgehandelten Materien genügen. Beym Uebergange zu den drey oben genannten Epochen der neueren Zeit, beginnt der Vf. mit einem kurzen Umrisse der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Wissens dieser Zeit im Allgemeinen, und der Naturwissenschaften ins besondere, wodurch er auf sein Thema geführt wird, als dessen erste Seite er die physiologische in Betracht zieht. Die Fortschritte in der allgemeinen Untersuchung der Gifte bilden den Eingang, worauf folgende Abtheilungen abgehandelt werden: Versuche mit Giften an Thieren. Worin besteht die Art und Wirkung der thierischen Gifte überhaupt?— Infusion von Giften. — Anwendung der Electricität zur näheren Erkenntnifs der Gifte. — Die Gifte der Pflanzen, und Versuche mit Vergiftung von Pflanzen. — Von den wichtigsten Modificationen bey der Wirkungs- und Anwendungs-Weise der Gifte. — Wie wirken die Gifte auf den Organismus, und wie bedingen sie den Tod? — Versuche mit giftigen Mitteln an Menschen. — Darstellung des bisher von den praktischen Aerzten in der Giftlehre Geleisteten. — Allgemeine Literatur der Giftlehre in den drey letzten Zeiträumen. — Ueber die Giftigkeit verschiedener noch streitiger Stoffe; Anordnung und Eintheilung der Gifte. — Diagnose und Prognose der Vergiftungen. — Allgemeine Therapie der Vergiftungen. — Sehr wichtige Bemerkungen für den praktischen Arzt enthält der Paragraph über die Anwendung der Gifte als Heilmittel, und für den Gerichtsarzt gleich wichtig ist die Lehre von den Giften in gerichtlicher und in medicinisch - polizeylicher Hinsicht im Allgemeinen.

Aus dieser kurzen Angabe möge man den weiten Umfang erkennen, welchen der Vf. seinem Thema gegeben hat. Er hat Alles, was andere geleistet haben, zu einem schönen Ganzen verbunden, und einen bewundernswürdigen Fleifs beurkundet, indem er das angeführte Heer von gröfseren und kleineren Schriften nicht blofs den Titeln nach, sondern nach ihrem wichtigsten Inhalte mittheilt, so dafs wir den kritischen Geschichts - und den scharfsinnigen Natur - Forscher zugleich erkennen.

Bs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Braunschweig, b. Vieweg: *Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen die bestehende Staatsgewalt, in sittlicher und rechtlicher Beziehung.* Allgemeine Revision der Lehren und Meinungen über diesen Gegenstand. Von *Friedrich Murhard.* 1832. IV u. 419 S. 8. (2 Rhlr.)

Die verschiedenen Lehren und Meinungen über das Recht der Völker zum Widerstand gegen die Staatsgewalt, welche der Vf. aus dem Schatze seiner umfassenden Belesenheit hier mittheilt, sind bestimmt, als Vorläuferinnen eines nächstens erscheinenden Werks zu dienen, was den fraglichen Gegenstand „mit und in dem Lichte des Iahrhunderts" von allen Seiten beleuchten soll. Wir erhalten vorläufig in diesem Buche eine kritische Zusammenstellung der verschiedenen Meinungen und Lehren der Staatsgelehrten über diesen Gegenstand; sodann in, zum Theil sehr vollständigen, Auszügen, 1) die Stimmen für den unbedingten leidenden Gehorsam der Staatsbürger, und für die Rechtswidrigkeit der Empörung überhaupt; 2) die Stimmen für die Rechtmäfsigkeit des Widerstandes und der Zwangsübung gegen die bestehende Staatsgewalt in besonderen Fällen; endlich Resultat und Schlufsbemerkungen. Der Vf. tritt hier allerdings als Referent auf, und übernimmt, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen; da er jedoch längst zuvor seine Ansicht gefafst und wiederholt, wenn gleich nur gelegentlich ausgesprochen hat, so zeigt seine Zusammenstellung deutlich, dafs hier nicht sowohl erst Wahrheit gesucht, sondern diejenige Meinung, die für Wahrheit erkannt ist, als die allein seligmachende Lehre gepredigt werden soll, und dafs hier nun die Grundlage zu einer Deduction für die Völker gegen die Fürsten gefunden werden kann.

Gleich im Eingange wird mit vorsichtiger Vermeidung des zu verbannenden Ausdrucks: Unterthanen getadelt, dafs die Worte: Verschwörung, Empörung, Staatsumwälzung nur einseitig, in Beziehung auf die „Regierten oder Beherrschten", und nicht zugleich von den verfassungswidrigen Handlungen der Fürsten gebraucht würden, da doch von einer Verschwörung bey einem Einzelnstehenden keine, und von einer Empörung nur als Handlung gegen die vollziehende Staatsgewalt die Rede seyn könne, die Bezeichnung: *Staatsumwälzung* aber auch von solchen Staatsveränderungen gebraucht worden sey, welche vom Fürsten ausgegangen sind, z. B. die schwedische durch Gustav III von 1770. Der Vf. geht sodann zu einer genauen Bestimmung der in dieser Materie gebrauchten Ausdrücke über, vertheidigt, gegen *Zachariä*, die öffentliche Erörterung seines Gegenstandes, und spricht sich dafür aus: es komme dem philosophischen Staatsrechte zu, „Regeln an die Hand zu geben, wodurch eine richtige Beurtheilung der Grenzen, welche sich aus dem Begriffe und Zwecke, so wie aus der ganzen Natur des Staats ergeben, möglich wird. Gelingt es, allgemeinere Grundsätze in dieser Hinsicht festzustellen, dann kann diefs nicht anders, als den Dank ebensowohl der Regierenden als der Regierten verdienen, wenn sie es ehrlich mit einander meinen. — Nicht die evidenten und anerkannten, sondern nur die verwickelten und streitigen Rechte, die nach seiner Neigung sich Jeder anmafsen kann, sind, wie die Geschichte lehrt, von jeher die ergiebigsten Quellen der hartnäckigsten Gewaltthätigkeit gewesen. Es giebt aber keinen anderen Weg, mit Evidenz zu entscheiden, was Recht sey, als Principien. Allein es gehören ruhige Besonnenheit, Freyheit von aller Leidenschaft, Unparteylichkeit und Unbefangenheit dazu, um die richtigen Principien hier auszumitteln." Da diese Ausmittelung nicht hier gegeben, sondern erst eine künftige Mittheilung versprochen wird, so mufs man sich jetzt darauf beschränken, die angekündigte Arbeit zu erwarten und dem Vf. zu derselben die seltenen Eigenschaften zu wünschen, die er selbst als erfoderlich bezeichnet. Erst dann wird es sich finden, ob nicht Rechte gesichert und Sicherungsmittel empfohlen werden sollen, welche die modische Furcht vor dem politischen Starrkrampf aus selbstgeschaffener Theorie gefolgert. Bey der folgenden Behauptung, „dafs selbst die revolutionärste Theorie keine Revolutionen zu Wege zu bringen vermöge, wo kein Revolutionsstoff vorhanden sey, dieser vielmehr erst jene hervorrufe", wird übersehen, dafs die Würdigung aller Güter und Rechte des Menschen von der Ausbildung des Ideenkreises des Zeitalters abhängt, diese aber wiederum die Wirkung wissenschaftlicher Erörterung ist. Gedanken und Ansichten sind wandelbar, nach Verhältnifs der Bildungsstufe, auf welcher ein Volk sich befindet, und nach dem Grade ihrer Verbreitung; sie entscheiden aber über die Ansprüche des letzten an seine Regierung, und Mafsregeln des Fürsten, welche früher kaum em-

pfunden worden, können später als Bedrückung gefühlt werden. Den Schriftstellern den Einfluss hier abzusprechen, heisst in Widerspruch mit dem Grunde des Verlangens nach Pressfreyheit treten, und die Erfahrungen der neueren Zeit verkennen wollen. (Man denke nur an die Anstrengung i. J. 1830 gegen das damalige französische Ministerium, und i. J. 1832 in Süddeutschland.) Auch sagt der Vf. später selbst: „Der Grund zu einer Insurrection wird nicht in dem, was dem Volke geschieht, sondern vielmehr in dem was es über das, was ihm geschieht, urtheilt, zu finden seyn." In diesem Sinne kann also mit Grunde der Presse und ihren Priestern die Aufregung der Völker beygemessen, sie selbst beschuldigt werden, den Revolutionsstoff hervorzurufen, und wenn man dem vom Vf. ausgesprochenen Wunsche, dass es gelingen möge, „alle Zweifel und Bedenklichkeiten niederzuschlagen, dass den Nationen Rechte zustehen, die sie der regierenden Gewalt gegenüber geltend machen nicht nur *können*, sondern auch *dürfen* und *müssen*", beytreten soll, so wird es nur unter Hinzufügung eines anderen Wunsches geschehen können und *dürfen*, desjenigen nämlich, dass diese Lehre nur von einer besonnenen und treuen Abwägung der unzertrennlichen verderblichen Folgen einer Zwangsübung gegen die Staatsgewalt begleitet, und mit einem bescheidenen Misstrauen gegen inviduelle Ansichten vorgetragen werden möge. Freylich ist „die Wissenschaft der natürlichen Rechte und Pflichten es allein, die über diese Gegenstände Wahrheit und Licht verbreiten kann, und die greulichen Folgen einer ganzen Kette von Uebeln abzuwenden vermag." Allein sie wird nur dann diese Wirkung hervorbringen können, wenn sie die ebenfalls natürliche Pflicht zugleich hervorhebt, das bestehende, wenn gleich geringe Wohl unsicheren Speculationen nicht zu opfern, und keine Versuche zu veranlassen, welche die Moralität untergraben, in Hoffnung Asträen der Erde wieder zu zuführen. Unter solcher Voraussetzung muss man dem Vf. beystimmen, dass mit dem Grundsatze: „ein Volk dürfe sich wehren, wenn es die höchste Noth erfodere, nichts gewonnen, dagegen: kein geringer Dienst, nicht allein dem Staatsrechte, sondern auch der Menschheit erwiesen werden würde, wenn statt solcher vagen Lehren, Alles auf bestimmte Grundsätze zurückgebracht werden könnte, wodurch die Beurtheilung: wann und unter welchen Umständen der Ungehorsam und Widerstand der Staatsbürger, und der Zwang gegen Staatsregenten rechtmässig oder unrechtmässig, so sehr erleichtert würde, dass sich Jeder, der sich gegen die Obrigkeit auflehnt, sein Urtheil selber zu sprechen im Stande sey." Der Vf. stellt hierauf der Behauptung, jede Empörung sey unrechtmässig, wenn ihr nicht der allgemeine Wille der Nation zur Seite stehe, die Bemerkung entgegen, dass jede Revolution in ihrem Entstehen eine Verschwörung und ein Aufstand sey, welchem allein der Sieg den Charakter der Rechtmässigkeit und des rühmlichen Verdienstes aufdrücke. Er vermischt aber hier die Thatsache mit dem Rechte, wenn nicht jeder Wandel des wandelbaren Volkswillens, sobald dieser aus dem leidenden Verhalten der Nation abgeleitet wird, als Quell des Rechts uns gegeben, und diesem also, aus Widerwillen gegen alles Bestehende, aus Abscheu vor „Starrheit", jede Festigkeit entnommen werden soll. Oder könnten Usurpatoren der Macht nie eine bloss scheinbare Zustimmung des Volks, durch die Furcht vor Missbrauch eben der durch Hochverrath errungenen Gewalt, sich erwerben? Wäre das Bestehende, indem man es hat bisher bestehen lassen, schon allein hiedurch geheiligt? Wäre Don Miguel, um ein modisches Beyspiel zu wählen, weil sein Volk den Zügel der Regierung schon geraume Zeit ihn hat führen lassen, zum rechtmässigen Herrscher geworden? — Die christliche Religion, wird weiter gezeigt, werde nur aus Missverstand für den leidenden Gehorsam der Völker angeführt. Wenn aber hierauf die Behauptung gegründet wird: „passiver Gehorsam ist unsittlich, und schon darum irreligiös; er hat entweder in Blödsinn oder in Niederträchtigkeit seinen Grund", so ist übersehen, dass Irrthum noch kein Blödsinn genannt werden kann, am wenigsten, wo dasjenige, was als Wahrheit ihm entgegen gestellt wird, nur auf dem Wege wissenschaftlicher Prüfung erfunden worden, und eines Beweises bedürftig erachtet ist. Nach mehreren lesenswerthen Bemerkungen über die Ursachen der Volksaufstände, begegnet der Vf. dem Einwurf: „aber wenn auch jeder unruhige Kopf Rechenschaft fodern könnte, wer möchte einen Scepter führen? — Wer ist auch Schiedsrichter, wer kann es seyn, wo Recht und Unrecht, wahre und gleissnerische Absicht so sehr in Dunkel gehüllt sind?" mit der Hinweisung auf Gewissen, Urtheil der Mit- und Nachwelt, Entscheidung des Glücks. Aber alle Erkenntniss und namentlich die der hier angeführten Gerichtshöfe folgen der That, und was die blosse Abschreckung zur Vorbeugung von Verbrechen leistet, lehrt Erfahrung.

Die Bemerkungen, welche der Vf. der kritischen Revision der verschiedenen Meinungen über seinen Gegenstand vorausschickt, ergeben den Gesichtspunct, von welchem er ausgeht, und das Ziel, wohin er den Leser führen will. So hebt er hervor, dass das „classische Alterthum" angenommen, es könne durch kein Gesetz zum Rechte werden, dass ein einziger Mensch über dem Gesetze stehe, vielmehr „die Volksgemeinde die Quelle aller öffentlichen Gewalt in der Staatsgesellschaft sey, und alle Autorität, womit physische oder juridische Personen in derselben bekleidet wären, nur Kraft einer Delegation von der Gesammtheit der Staatsgenossen rechtlich geübt werde." Und doch kann es dem vielbelesenen Mann nicht entgangen seyn, dass von der griechisch-römischen Staatsform, der πόλις, keine Folgerung auf die Patrimonial-Staaten der germanischen Völker gezogen werden könne; dass selbst jenes Alterthum Könige gekannt, und als solche geachtet habe, deren Macht die bemerkte Grundlage gefehlt, z. B. den König von Persien u. s. w. und die griechischen Könige in Macedonien und der aus dem zertrümmerten Perserreiche gebildeten Staaten; dass endlich die vorliegende Abhandlung nicht bloss auf solche Fürsten bezogen werde, welche „über dem Ge-

setze stehen", diese aber offenbar einem anderen Maße unterliegen müssen, als diejenigen, deren Gewalt eine anerkannt gesetzliche Basis hat, sollte solches auch die empfohlene Volkssouveränität nicht seyn. Was hienächst vom Tyrannenhasse der Römer und der Vertreibung Tarquins angeführt wird, möchte seine Spitze gänzlich verlieren, wenn erwogen wird, dass es dabey nur der Absetzung eines Staatsbeamten und einem blossen Formwechsel gegolten, sowie dass die ganze Staatsveränderung, welche hiedurch in Rom bewirkt worden, von der Aristokratie ausgegangen ist, und eben dieser die Gewalt der ihr lästig gewordenen Könige in die Hände spielen sollte und wirklich spielte. Würden alle für den Widerstand der Völker gegen die Fürsten angezogenen Beyspiele nach der wahren Absicht der handelnden Personen, und zugleich die noch häufigeren Fälle gewürdigt, wo Gewaltstreiche und Verletzungen der Verfassungen ungerügt erduldet sind; so würde klar vorliegen, dass man weder für noch wider unseren Vf. irgend eine Praxis anführen, und die aufgeworfene Frage nur theoretisch erörtert werden könne.

Die kritische Heerschau selbst gestattet keinen Auszug und so genügt es, zu bemerken, dass eine sehr grosse Anzahl von Schriftstellern hier, zum Theil in weitläuftigen Auszügen angeführt wird. Nur wenige Erinnerungen dürften nicht zu unterdrücken seyn. Bey Erwähnung der *Hegelschen* Lehre, deren Jünger hier als Hofphilosophen bezeichnet, und mit *Heineschen* Aus- und Anfällen (Reisebilder) bedient werden, wird ein Streich gegen das „historische Recht" geführt. Nun wird aber, soviel Rec. erfahren, dem Bestehenden nicht die Kraft eines Rechts, bloss weil es besteht, beygemessen, sondern aus einem lange fortgesetzten Bestande werden rechtliche Folgerungen (Observanz, Verjährung, alter Vertrag u. dergl.) abgeleitet, und wenigstens geschieht dieses mit mehr Consequenz, als wenn der Vf. den Vorschritten Einiger, einer Faction, Verschwörung u. s. w. die Rechtmäsigkeit zuerkennt, sobald sie geglückt sind, indem hiedurch die Zustimmung des Volks genügend ausgedrückt worden sey. Dort kann nämlich diese Zustimmung mit mehrerer Sicherheit angenommen werden, als in Fällen, wo füglich der öffentliche Wille zuerst durch Ueberraschung gelähmt, später durch Berücksichtigung der neugebornen Gewalt gefesselt seyn mochte. Eine besondere Aufmerksamkeit widmet der Vf. neben den Schriften über die Hinrichtung Carls I von England, den Casuisten der Jesuiten. Welches Gewicht können aber Schriftsteller haben, die in den Vorschritten gegen die höchste Staatsgewalt die Obergewalt des Papstes vertheidigten, und im Königsmorde die Missethaten ihres Ordens zu rechtfertigen suchten, und von denen bekannt ist, dass sie für jede Meinung Gründe aufzustellen verstanden, und diess zu thun sich nicht scheueten! Finden sich doch hier alle diejenigen Autoren angezogen, welche der geniale *v. Thümmel* in seinen Studien mit dem frommen Klärchen zu Avignon, (Reis. durchs südliche Frankreich) über einen ganz anderen Gegenstand recht ergiebig befunden hat. Bey Erwägung einiger Schriften, welche durch die Regierungsveränderung in Braunschweig veranlasst sind, spricht sich der Vf. dahin aus: „es tritt bey der Nichterfüllung der Vertragsbedingungen allemal Entbindung der Staatsbürger von der Verpflichtung zum Gehorsam ein, sofern diese nicht durch rechtlichen Zwang den anderen Theil zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten anhalten können", und betrachtet jenes Ereigniss als einen Fall, bey welchem die für eine Zwangsübung des Volks gegen den Fürsten bedungenen Voraussetzungen zugetroffen. Obwohl nun eine Prüfung der hier ausgesprochenen Ansicht erst eintreten kann, wenn der Vf. durch die Bekanntmachung der angekündigten Ausführung seine Theorie vollständig entwickelt und mitgetheilt haben wird: so bietet sich doch schon jetzt der Zweifel dar, wie eine jede Rechtsübertretung hier das ganze Band solle lösen können, da doch für den Gegentheil nur die Befugniss daraus hervorgehen dürfte, den Uebertreter in seine Schranken zurückzutreiben, und das erworbene Recht gelten zu machen. (*v. Rotteck* Vernunftr. §. 15 — „die gegen ihn zukommende Erlaubniss ist jetzt (nämlich bey Verletzung eines Vertrages) *in eben dem Maasse* erweitert, als der Beleidiger die seinige überschritt" u. s. w.). Und dann war in Braunschweig, durch das verfassungsmäsige Organ des Volks, die Landschaft, der verfassungsmäsige Weg zur Herstellung und Führung der Verfassung, der Recurs derselben an die Bundesversammlung vom Mai 1829 fg. bereits eingeschlagen, dessen günstiger Erfolg nicht zu bezweifeln, und von dem es wenigstens nach der angenommenen Theorie erst zu erwarten war, ob und, in wieweit der Fall des rechtmäsigen Widerstandes, und der erlaubten Selbsthülfe eintreten werde. Wird dieses erwogen, so stellt sich jener Aufstand immer nur als bloss factisch dar, sollte er auch vom eigentlichen Volke wirklich ausgegangen, und nicht vielmehr das alleinige Werk einiger vermeintlichen Eupatriden, mit einem Hintergrunde sich leidend verhaltender Techenäer gewesen seyn.

Das Ergebniss der Revision ist unserm Vf., dass die Untersuchung der aufgeworfenen Frage, so lange man die Fürsten als kraft unmittelbar von Gott verliehenen Rechts eingesetzte Stellvertreter Gottes betrachtet, bloss eine theologisch - exegetische Contraverse gewesen, und erst seit *Hugo Grotius* zwischen Rechtsstaaten und Despotieen unterschieden sey. Hier befänden sich Beherrschte und Herrscher einander gegenüber in dem Verhältnisse des Naturstandes, und nur dort liessen sich rechtliche Beziehungen annehmen. In Republiken und volksthümlichen Einherrschaften müsse die Stimme des Volks, das sich da nicht empören könne, den Ausschlag geben, nach den Grundsätzen vom Mandate; wenn aber „im Staatsvereine ein künstliches Organ zur Repräsentation des Gesammtwillens grundgesetzlich und verfassungsmäsig constituirt ist, wodurch die Demokratie an ihrer Reinheit verliert," so werde die Sache verwickelter. Es könne jedoch in jeder Monarchie, wo nach Gesetzen regiert wird, Hochverrath sowohl von dem Regierenden als den Regierten begangen werden, da dieser in einem Verbrechen wider die Gesetze bestehe. Ueberschreite hier einer von beiden Theilen seine Pflichten, so könne er auch auf den Genuss der durch

diese bedingten Rechte keinen Anspruch haben, und gebe sie stillschweigend auf. „Die mehrsten Staatsverfassungen kränkelten aber an dem Fehler, dass nach denselben zwar die Herrschenden ein gesetzmässiges Recht besitzen, die Beherrschten erfoderlichen Falls mit Gewalt zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, und namentlich den Gehorsam gegen sie zu erzwingen, anderer Seits aber zu Gunsten der Beherrschten entweder gar keine, oder doch keine genügende Einrichtungen bestehen, wodurch sie in den Stand gesetzt wären, auf gesetzlichem Wege die Herrschenden ebenfalls zu nöthigen, ihren Verpflichtungen getreulich nachzukommen.“ Die Empörungen der Völker wären, forschte man ihren ersten Ursachen unbefangen nach, der Mehrzahl nach von Oben herunter ausgegangen, und verdienten richtiger Empörungen der Machthaber genannt zu werden. Diese letzten würden, um die Volksgährungen zu verhüten, wodurch ein unnatürlicher und unwürdiger Zustand der gesellschaftlichen Verhältnisse in sein Gegentheil sich umzusetzen bemüht ist, sich dazu verstehen müssen, der moralischen Gewalt auch im Staatsleben die Ehre und den Vorzug vor der physischen einzuräumen, und es werde die Aufgabe des Staatsrechts seyn, „das Widerstands- und Zwangs-Recht der Regierten gegen die Regierer in eine zweckmässige rechtliche Form zu bringen, damit nimmer regellose Willkühr in dessen Uebung eintrete, und Anarchismus zum Nachtheil der gesetzmässigen Ordnung Raum gewinne.“

Löset der Vf. diese Aufgabe, denn sie ist es, deren Auflösung er zu versuchen versprochen, und thut er es, ohne der Monarchie die Republik in Verkleidung unterzuschieben, ohne eine Gewalt über diejenige bestellen zu wollen, die ihrem Wesen nach die höchste im Staate seyn muss; so hat er den Stein der Weisen gefunden, und die Palme verdient. Bis dahin wird man in Erwartung schweigen, und dieser Vorarbeit ein Amen hinzufügen müssen. „In der Wissenschaft ist die wahre Freyheit, und sie allein kann und wird die Welt dereinst frey machen“ (*v. Schmidt-Phiseldeck*, Europa und Amerika. 2te Skizze). Schliesslich mag hier noch der, aus *Gudin*, Zusatz zu *Rousseau contract social* mitgetheilte, gewiss richtige und stets zu beherzigende Grundsatz seinen Platz finden: dass Insurgenten, wenn sie die Abschaffung von Missbräuchen, die Absetzung oder Bestrafung einer Obrigkeit verlangen, Recht haben und nicht als Empörer zu betrachten seyn können; dass sie aber, wenn sie mit ihrem Widerstand Plünderey verbinden, Häuser anzünden, oder gar das Leben der Bürger (also doch auch wohl des Fürsten) antasten, sich eines schweren, vielleicht des schwersten unter allen Verbrechen, die man Verbrechen der beleidigten Staatsgewalt nennt, schuldig machen.

Druck und Papier der Schrift sind vorzüglich.

v. — w.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hannover*, b. Hahn: *Worüber streitet man jetzt?* Auszug aus einer Rede, gehalten von dem schwedischen Bischofe Dr. *Esaias Tegnér* zu Wexiö. 1832. 8o S. 8. (5 gr.)

Es war gewiss ein glücklicher Gedanke des, nur mit *Wd* unter dem Vorworte bezeichneten, Herausgebers, diese Ansicht eines berühmten Mannes des Auslandes über die Frage, deren Lösung den gebildeten Theil der Menschheit beschäftigt, unter uns bekannt zu machen. Nicht der Name des Redners, nicht seine Autorität ist es, sondern die mit Mässigung verbundene Klarheit der Ansicht, die Bündigkeit der Entwickelung, der Schmuck der Rede, welche die weitere Verbreitung der Schrift veranlasste. Die Lehre der Neueren ist im Begriff des Staats begründet, bezweckt den Sieg des Gesetzes über Gewalt und Willkühr, und wenn sie dennoch so lebhaften Widerstand erfährt, und selbst nach dem Siege hie und da nicht lange bestanden hat, so muss diess der voreiligen Anwendung auf bestehende feindliche Formen beygemessen werden. „Man schafft die Welt und tausendjährige Einrichtungen nicht mit einer blossen Theorie um, das Abstracte muss überall dem Concreten weichen, das Gedachte dem Bestehenden, die Speculation der Wirklichkeit. — Der Werth einer Staatsverfassung ist für die Gegenwart, und glaublicher Weise auch noch für Jahrhunderte, nicht ihre abstracte, sondern ihre populäre Wahrheit.“ Desshalb muss das neue Bessere, das durch die Revolution ins Leben gerufen ist, allmälich in die Blutmasse des Staatskörpers übergehen, und nach und nach die ungesunden Säfte verdrängen; „das Volk muss zu den neuen Formen erzogen werden, wie es im Laufe der Jahrhunderte zu den alten erzogen worden ist. — Alle Harmonie, alle Bildung geht vom Streit aus, sowohl in der Natur, als im Staate. Wenn die Elemente ausgekämpft haben, dann klärt sich das Himmelsgewölbe auf, und der Menschensinn klärt sich auf, nachdem seine Donnerwetter zusammengeschlagen und sich entladen haben. Dann kommt die Partey der Gemässigten auf, oder richtiger, sie findet sich schon, wiewohl zerstreuet, in allen Ländern, und gewinnt mit jedem Tage mehr Raum“. Diese Gemässigten können allein durch Vermittelung Ruhe herstellen; denn da das Alte zu tief eingewurzelt ist, um sogleich vertilgt werden zu können, so ist ein billiger Vergleich das Einzige, was die Ruhe der Welt und Europas Bildung retten kann. Dieses ist das Thema, was der Redner im J. 1823 zu Lund, grösstentheils mit den angegebenen Worten, ausgeführt hat, und mit Ueberzeugung stimmt Rec. ihm bey, wenn er am Schlusse ausruft: „kurz, die Partey der Gemässigten muss endlich siegen! — Versöhnung ist das Geheimniss nicht bloss der Religion, sondern auch der Staatslehre.“

v. — w.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

MATHEMATIK.

Giessen, b. Heyer Vater: *Leichtes Lehrbuch der Elementar - Mathematik für die ersten Anfänger.* Von Dr. *Fr. W. D. Snell*, Professor der Philosophie in Giessen. *Achte*, nach dem Tode des Vfs. sehr verbesserte *Auflage*, herausgegeben von *J. Cambs.* I Theil. *Arithmetik.* 1830. 144 S. 8. II Theil. *Geometrie, Trigonometrie* und *Stereometrie.* Mit 5 Steindrucktafeln. 1830. 147 S. 8. — *Die ersten Elemente der Buchstabenrechnung und Lehre von den Gleichungen vom ersten und zweyten Grade.* Anhang zu *Snell's* leichtem Lehrbuch der Elementar - Mathematik, von *J. Gambs.* 1831. 98 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein für die ersten Anfänger bestimmtes Lehrbuch der Mathematik sollte sich vorzüglich durch Kürze und Klarheit, sowie durch Richtigkeit und Bestimmtheit der gegebenen Erklärungen und Vorschriften auszeichnen. Dabey sollte auf die Correctheit und Reinheit der Sprache der gröfste Fleifs verwendet, insbesondere die Bindepartikeln, wodurch ein Satz als Folge aus einem anderen bezeichnet wird, mit der gröfsten Behutfamkeit gebraucht, auch alles Unnöthige und vorzüglich Alles vermieden werden, was der Anfänger, wenn er in der Wiffenschaft weiter fortschreiten will, vorher wieder ablernen mufs. Kurz das Elementarbuch foll als Grundlage der ganzen Wiffenschaft dienen. Beurtheilt man nach diefen Grundfätzen das vorliegende Lehrbuch, fo kann man kaum begreifen, wie es ihm gelungen ift, fich bis zur achten Auflage durchzuarbeiten. Auch glaubt und hofft Rec., dafs fich die Wirkfamkeit deffelben über die Grenzen der Sphäre, worin es einen gezwungenen Cours hat, nicht weit erftreckt haben wird.

In dem *erften Theil* (der Arithmetik) wird aufser den vier Rechnungsarten in ganzen Zahlen die Lehre von den Brüchen und Decimalbrüchen, die Ausziehung der Quadrat- und Kubik-Wurzeln, die Lehre von den Verhältniffen und Proportionen, die von den Reihen und Logarithmen in fünf Abfchnitten abgehandelt. Ueberdiefs find noch eine Menge von Uebungsaufgaben nebft deren Auflöfungen als Anhang beygefügt.

Gleich §. 1 wird eine unrichtige Erklärung der Zahl gegeben. „Alle Zahlen find *Zeichen* für die Vorftellungen von der Menge gewiffer Dinge, die als gleichartig, nach dem, was fie gemeinfchaftlich haben, betrachtet werden." Es fcheint faft, der Vf. verwechfele die Zahl mit der Ziffer. — Er fetzt unmittelbar hinzu: „Alle *Gröffen* (ftatt *Gröfsen*) können in diefer Rückficht (in welcher Rückficht?) als gleichartig angefehen, und alfo die Menge der einzelnen Theile *mit* (ftatt *durch*) Zahlen dargeftellt werden. Die Erklärungen der vier Rechnungsarten (vier Species) §. 7 find durchaus unrichtig, und paffen alle nicht einmal auf ganze Zahlen, von ihrer Anwendbarkeit bey Brüchen und negativen Zahlen nicht einmal zu reden. So heifst es S. 6 „die Addition befteht in der *Zufammenziehung verfchiedener* Zahlen .... Die Multiplication ift die Zufammenzählung Einer und derfelben Zahl mehrmal ... Die Divifion ift das Abziehen einer Zahl von einer anderen fo oft es möglich ift" ... Die Addition und Multiplication, fagt ferner der Vf. S. 6, vermehren, die Subtraction und Divifion vermindern! — Selbft bey der Vorfchrift für die Addition S. 9 ift nicht bemerkt, dafs man die Rechnung rechter Hand, oder mit den Einern, anfangen müffe. S. 23, wo der Vf. von den Maafsen der verfchiedenen Zahlen handelt, heifst es: „2 ift das Mafs aller geraden Zahlen, d. h. aller Zahlen, welche 0, 2, 4, 6 u. f. f. in der Stelle der Einer haben." Nun aber weifs doch wohl jeder Landmann, dafs man unter einer geraden Zahl eine folche verfteht, deren Hälfte eine ganze Zahl ift. Die Lehre von den Brüchen ift eben fo mangelhaft behandelt. Der Vortrag ift bald unnöthig weitfchweifig, bald unvollftändig, und fehr häufig unlogifch. Daffelbe gilt von dem dritten Abfchnitt, der von der Ausziehung der Wurzeln handelt. S. 58 fpricht der Vf. gar fchon von den Reihen des dritten Ranges, indem er bemerkt, dafs die Würfel der natürlichen Zahlen eine folche Reihe bilden. Bey der Ausziehung der Quadratwurzel erfcheint auf einmal die Formel $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$, ohne dafs von der Buchftabenrechenkunft auch nur ein Wort geredet worden wäre. Hr. *Gambs* hat diefe Lücke durch feine dem Lehrbuch der Geometrie als Anhang beygefügte Buchftabenrechnung auszufüllen gefucht. S. 64 heifst es: „Es giebt viele Zahlen aus denen man die Wurzel nicht völlig genau finden kann, z. B. $\sqrt{5}$. Diefe ift 2 und bleibt noch ein Reft. Solche Wurzeln heifsen Irrationalzahlen. Man kann fich aber doch dem wahren Werthe, foviel

als man will nähern, *indem man das, was als Rest bleibt, in Decimaltheilen ausdrückt.*" In der unmittelbar darauf folgenden Regel für die Auffindung der irrationalen Wurzeln wird die Vorschrift ertheilt, die Nullen allezeit paarweise anzuhängen, ohne des Falls zu erwähnen, wo das Quadrat schon selbst einige Decimaltheile in ungerader Zahl enthält. Am schlimmsten ist (im 4 Abschnitt) die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen weggekommen, besonders der praktische Theil derselben. Von dem gänzlichen Mangel an logischem Zusammenhang und an Präcision in den Erklärungen nicht einmal zu reden, (z. B. S. 70: „Wenn zwey arithmetische Verhältnisse einerley Unterschied haben, so heisst dieses eine arithmetische Proportion"), sind auch die Vorschriften für die Anwendung der Proportionslehre auf die im gemeinen Leben vorkommenden Rechnungen so dunkel und unvollständig, dass es einem Anfänger unmöglich ist, sich danach zu Recht zu finden. Nachdem der Vf. (S. 85) die Auflösung der Aufgabe, zu drey Zahlen die vierte geometrische Proportional-Zahl zu finden, gegeben, und zu den unbenannten Zahlen 5, 20 und 6 als 4te Proportionale 24 gefunden hat, setzt er ohne Weiteres hinzu: „Wenn 5 Pfund einer Waare 20 Fl. kosten, so kosten 6 Pfund derselben 24 Fl." Was ein gerades, umgekehrtes oder zusammengesetztes Verhältniss sey, wird gar nicht erklärt. Statt dessen findet man auf einmal (S. 93. §. 94): „Wenn man die zwey bekannten gleichnamigen Glieder an die 1ste und 3te Stelle und das mit dem gesuchten gleichnamige in die 2te setzt, und wenn die Umstände der Aufgabe anzeigen, dass, je grösser oder kleiner das 3te, desto grösser oder kleiner auch das 4te seyn müsse, das ist, dass das 3te und 4te Glied mit einander wachsen oder mit einander abnehmen müssen, so heisst man die Rechnung gewöhnlich die grade (statt *gerade*) Regel de Tri. Wenn aber die Umstände u. s. f.". Eben so dunkel ist das, was S. 97 und S. 100 über die zusammengesetzte Regel de Tri und die Kettenregel gesagt wird. — Der achte (fünfte) Abschnitt handelt von den Reihen und ihrer Anwendung auf die Lehre von den Logarithmen. Der Leser wird aus dem Vorigen schon wissen, was er hier zu erwarten hat. Wie man zu Zahlen, die nicht gerade ganze und positive Potenzen der Basis sind, die Logarithmen finde, davon wird nicht einmal die Möglichkeit gezeigt. Der Vf. sagt S. 128, dieses gehöre nicht in die ersten Anfangsgründe. Aber eben darum gehört auch die ganze Lehre von den Logarithmen nicht dahin. Der Vf. macht noch darauf aufmerksam, dass da der Logarithmus von 1 Null ist, die Logarithmen aller ächten Brüche weniger als Null, d. h. negative Grössen seyn müssen. Allein davon, was eine negative Grösse sey, wird vorher mit keiner Sylbe geredet.

Der zweyte Theil, welcher die Geometrie, Trigonometrie und Stereometrie enthält, ist nicht viel besser gelungen, als der erste. Das Ganze ist in 5 Capitel getheilt. Das erste (die Einleitung) enthält die Erklärungen von Linien, Winkeln u. s. f., das zweyte handelt von der Gleichheit der Triangel (Dreyecke), das dritte von der Ausmessung der Flächen, das vierte, worin von der Aehnlichkeit der Triangel gehandelt wird, enthält zugleich die ebene Trigonometrie; das fünfte und letzte endlich handelt von den Körpern. — Nachdem der Vf. gleich im Anfang S. 1 sich also ausgedrückt hat: „Es giebt dreyerley Ausdehnungen, Länge, Breite und Dicke; die Fläche hat eine Länge und Breite aber keine Dicke; der Körper hat Länge, Breite und Dicke," giebt er erst späterhin S. 2 die wahre Erklärung von Fläche, Linie und Punct, nämlich die Fläche sey die Grenze des Körpers u. s. f. §. 28 heisst es: „senkrechte Linien oder *Körper* (!) heissen Perpendikel." §. 29 werden parallele Linien als solche erklärt, welche allenthalben gleichweit von einander abstehen, wo doch Jeder weiss, dass diese Erklärung mit dem System der Geometrie gar nicht in Zusammenhang zu bringen ist. Zu dieser Erklärung wird §. 30 unter dem Namen einer Anmerkung unmittelbar hinzufügt: „Wenn zwey Linien einer dritten parallel sind, so sind sie unter einander selbst parallel". In dem 1 Cap. wird eines der drey Merkmale für die Congruenz der Dreyecke so vorgetragen und erwiesen: „Wenn in zwey oder mehreren Dreyecken alle drey Seiten gleich sind (der Vf. drückt sich in allen ähnlichen Fällen auf diese fehlerhafte Art aus, statt dass es heissen sollte: Wenn drey Seiten in einem Dreyeck wie im anderen sind, oder vielleicht noch besser: wenn zwey Dreyecke in allen drey Seiten übereinstimmen): so congruiren die Dreyecke; (d. h. die Dreyecke sind congruent); sie sind sich so gleich, dass man sie eines durch das andere gesetzt denken kann"!! — Der Beweis lautet nun so: „Man denke sich Triangel abc so auf Tr. $\alpha\beta\gamma$ gelegt, dass ac auf $\alpha\gamma$ fällt, so wird ab auf $\alpha\beta$ und bc auf $\beta\gamma$ fallen, *da sie sich gleich sind*" (!!). — Wenn man auch dem Anfänger das Verstehen der wahren Beweise noch nicht zutraut, so sollte man ihm doch keine falschen Schlüsse aufdringen. — Dass in einem Buche, wie das gegenwärtige, nichts Erhebliches für die Theorie der Parallelen zu finden ist, wird jeder leicht einsehen. Dass aber diese Theorie (§. 72) auf dem Satz: dass Parallelen zwischen Parallelen gleich sind, gegründet, und dieses letzte erwiesen wird: „sie seyen gleich lang, so wie die Sprossen einer Leiter es sind, wenn die Leiterbalken parallel laufen, das möchte doch wohl Etwas seyn, das über oder vielmehr unter der Erwartung der meisten Leser bleibt. Ausserdem kommen in diesem Capitel mehrere Lehrsätze (unter anderen der Pythagoreische) vor, die eigentlich in das dritte (von der Ausmessung der Flächen) gehören. — In dem vierten Abschnitt (§. 181. S. 72) werden ähnliche Dreyecke so erklärt: „Aehnliche Triangel sind solche: welche gleiche Winkel in gehöriger Ordnung haben, und deren Seiten zu einander in Proportion stehen" (!). Selbst die Merkmale für die Aehnlichkeit der Dreyecke sind (§. 181) nur unvollständig aufgeführt. Der Vf. zählt deren zwar drey auf, aber das dritte ist das nämliche wie das erste. — Dieses Capitel enthält, sonderbar genug, auch die Trigonometrie. Da der Vf. den Verstandeskräften seiner Leser so wenig zutraut,

so wundert man sich hier die Formeln für Sin. ($\alpha + \beta$) u. s. f. zu finden. Von der Einrichtung der Tafeln und der Art, sie zu gebrauchen, geschieht dagegen kaum eine Erwähnung, obschon die numerische Auflösung der Dreyecke vollständig erklärt ist, und fast für jeden Fall ein in Zahlen völlig durchgerechnetes Beyspiel vorkommt. — Das 5 Cap. welches die Stereometrie behandelt, ist, wie man leicht erwarten wird, eben so mangelhaft als die übrigen ausgeführt. Die Lehre von der Lage verschiedener Ebenen gegen einander u. s. f. wird mit keinem Worte berührt. Die Erklärungen sind aber so unrichtig als in den vorigen Capiteln. §. 272 S. 133 heisst es: „Eine Pyramide ist ein spitzer Körper, dessen Grundfläche eine geradlinichte (der Vf. schreibt fast allenthalben: *grade* Linie statt *gerade*, drey*eckicht*, recht*winkelicht* u. s. f., statt drey*eckich*, recht*winklich* u. s. f.) Figur ist." Doch es ist nicht nöthig mehrere einzelne Stellen anzuführen. Der Leser hat gewiss an dem bereits angeführten mehr als genug, um über den Werth der Schrift entscheiden zu können.

Rec. fügt nur noch hinzu, dass der von Hn. *Gambs* verfasste *Anhang*, die ersten Elemente der Buchstabenrechnung, um kein Haar besser als das Werk von *Snell* ist. Dieselbe Verworrenheit und Dunkelheit im Vortrag, derselbe Mangel an logischem Zusammenhang in den Beweisen, dieselbe Unbestimmheit in den Erklärungen. So z. B. S. 7: „Subtraction ist die mathematisch entgegengesetzte Addition." „S. 22 §. 18: Wenn in einer Grösse a eine andere b m mal als Factor enthalten ist, so ist a die m te Potenz von b" (als ob F. b^m die m te Potenz von b wäre). — S. 52: „Eine Gleichung heisst identisch, wenn *der erste Blick* auf die Bedingungen oder die Glieder derselben ihre Richtigkeit erkennen lässt."

Hoffentlich wird diese achte Auflage des Buches die letzte seyn.

C. a. W.

Ilmenau b. Voigt: *Praktische Altimetrie oder Höhenmessung nebst der angewandten ebenen Trigonometrie.* Für Forstverwalter, Feldmesser, Bauverwalter, Zimmerleute, Maurer, Industrie- und Werkschulen, und zum Nutzen und Vergnügen im bürgerlichen Leben von *F. W. Sternickel*, fürstl. schwarzburg. Landcommissär. Mit 14 lithograph. Tafeln. 1830. 47 S. 4. (16 gr.)

Jedes Lehrbuch, auch das für blofs praktische Zwecke geschriebene, muss wenigstens eine wissenschaftliche Grundlage haben, d. h. es darf nicht ein Conglomerat von Regeln seyn, die dem Gedächtniss ohne Ordnung und Einsicht aufgebürdet werden sollen; auch befreyt die praktische Tendenz keine Schrift von der Verbindlichkeit, einen Titel zu wählen, der den Käufer nicht irre führt. Dieses Schriftchen leidet an einer grossen Unwissenschaftlichkeit, und trägt den Titel *Altimetrie* nicht mit mehr Recht, als es den Titel Planimetrie oder Longimetrie tragen würde. Es sind nämlich im Anfang einige Regeln und Beyspiele über die Höhenmessung mit blossen Stäben, also die unvollkommenste Art, voran gestellt; hierauf folgen eben solche Anleitungen für das Messen von Entfernungen, ja sogar für die Flächen-Ausmessung, Alles ohne andere Instrumente als Stäbe, und mit wegwerfenden Seitenblicken auf die künstlichere, natürlich auch genauere Messung mit Messtisch, Astrolab u. s. w. Gleichwohl will diese Methode nicht überall ausreichen, und Hr. *St.* ist genöthigt, dennoch von Auftragen auf das Papier und Messen mit dem verjüngten Massstab zu sprechen. Aehnliche Inconsequenzen herrschen in der Trigonometrie, deren Mittheilung an Zimmerleute und Maurer von dem gewöhnlichen Schlag ohnehin eine Lächerlichkeit ist. Sind aber solche Handwerker in guten Schulen gebildet, dann bedürfen sie wahrlich dieser seichten Anweisung nicht mehr.

Und gesetzt, es griffe Jemand ohne weitere Vorkenntnisse zu diesem Hülfsmittel, wie wollte er die verwirrte Sprache verstehen, welche schon allein den Vf. als einen Unberufenen zur Schriftstellerey charakterisirt? Diess Urtheil kann nicht gemildert werden durch die angedruckte Nachricht von zwey anderen Schriften desselben Vfs. und durch das aus einigen Zeitschriften citirte Lob. Wer es der Mühe werth achtet, sich von der Unbrauchbarkeit der Anweisungen zu überzeugen, dem empfehlen wir die 14 Regel zum Nachlesen, woraus wir auch den Ausdruck *proportionirtes Dreyeck* für gleichschenkliches gelernt haben. Ob die Zimmerleute diese Benennung leichter verstehen werden, als andere Leute, bezweifelt Rec. um so mehr, da dergleichen Leute gewöhnlich einen deutschem Namen den ausländischen vorziehen. Wenn aber auch die Anweisungen undeutlich seyn sollten, so sind es doch wenigstens die Zeichnungen nicht; denn jeder zu messende Thurm oder Baum hat wenigstens seine 2 par. Zoll. Daher mag denn auch der hohe Preis der Schrift rühren; wenigstens kann das schöne Papier nicht die Ursache desselben seyn.

Ne.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Barth: *Samnitica.* Dissertatio historico-critica, auctore *Joanne Guilielmo Zinkeisen*, Philos. Doct. Hist. in univ. litt. Lips. privat. docente. 1831. 38 S. 4. (8 gr.)

Der Vf. dieser Schrift beabsichtigt, Alles zusammenzustellen, was sich bey den Alten über das in der römischen Geschichte nicht unmerkwürdige Volk der Samniten hie und da vorfindet. Ein Vorsatz, der Anerkennung verdient, da die Verhältnisse der Römer zu dieser Nation wirklich noch zu den dunkeln Partieen des Alterthums gehören. In der Einleitung, die Hr. Z. mit einer etwas zu allgemeinen, und darum zu weit hergeholten Bemerkung über den Zeitgeist in der gelehrten Welt begonnen hat, setzt er ausserdem theils die Schwierigkeit der Untersuchung, den gänzlichen Mangel einheimischer Quellen, auseinander, theils führt er die Männer auf, die sich um die Aufklärung der Sache bereits

verdient gemacht haben, theils zeigt er, wie neben der Kunde des italisch-griechischen und etruskischen Alterthums doch auch die des samnitischen zur Aufklärung des römischen nicht zu verachten sey, und wie er seine Aufgabe in sieben Capiteln durchzuführen beabsichtige. Im 1 Cap., überschrieben *de fontibus et praesidiis historiae Samnitium*, beurtheilt er kurz die Schriften, welche dem Forscher des samnitischen Alterthums zur Benutzung zu Gebote ständen. Das 2te handelt *de Samnitium origine et in diversas partes divisione*. Der Vf. zeigt, gestützt auf mehrere Zeugnisse der Alten, dass die Samniten von den Sabinern abstammten, dagegen sey die Behauptung Anderer, sie wären den Lacedämoniern entsprossen, durchaus zu verwerfen. Die Sage von einem *ver sacrum*, in Folge dessen sie sich von ihren Stammgenossen losgetrennt hätten, sey höchst unsicher, da die alten Historiker gewöhnlich sich dieses Mittels bedient haben, um den Ursprung einer italischen Völkerschaft zu erklären. Das Verhältniss der Samniten zu den Opikern, deren Sprache sie gesprochen haben sollen, ist durchaus nicht zu bestimmen, jede Vermuthung darüber vergeblich. Ueber die Hirpiner, Lucaner, Frentaner und die campanischen Samniten, und wohin sich die Samniten sonst noch verbreitet haben könnten, und nach den Angaben der Alten wirklich verbreitet haben sollen. Der Name *Sabelli* ward nach den Forschungen unsers Vfs. unbestimmt gebraucht von allen Völkern, die zum sabinischen Stamme gehörten, insbesondere bey den Dichtern des goldenen Zeitalters. — Im 3 Cap. wird gesprochen *de Samnitium rerum publicarum ratione*. Die Samniten hielt ohne Zweifel nur ein sehr lockeres Band zusammen; nicht das Band gemeinsamer Regierung, gemeinsamer Gesetze. Sie waren gewiss in mehrere Stämme, Gaue, Staaten, Sädte getheilt, die bloss die gemeinsame grosse Gefahr vereinigte. Die Regierung scheint mehr Volksherrschaft, mit einiger Aristokratie gepaart, gewesen zu seyn. Wenigstens werden öfter Fürsten, Vornehme, Häupter bey den Alten genannt. Von Königen keine Spur, wohl aber von obrigkeitlichen Personen mancherley Art. Die einzelnen Völkerschaften, zu denen die Pentrer, Caudiner, Hirpiner, Caracener und Frentaner gehörten, bildeten eine Eidgenossenschaft, aber wahrscheinlich nur für den Fall eines Kriegs. Dann hatten sie einen gemeinsamen Anführer, der durch die Eidgenossen gewählt ward, desgleichen einen gemeinsamen Priester. In dieser Lockerheit des Verbandes mag ein Hauptgrund des Unterganges des samnitischen Volkes durch die Römer gelegen haben.

So weit für jetzt unser Vf. Rec. ist mit Vergnügen der Erörterung gefolgt, und erwartet eine baldige Fortsetzung derselben. Nur möge der Vf. ins künftige für correcteren Druck sorgen. Ausser den auf der letzten Seite aufgeführten Druckfehlern machen wir noch auf folgende aufmerksam: *pag.* 4. *pro re nata!*, *pag.* 9. *maximum bellorum Samnit. partem;* *pag.* 20. *Onones atque Oenotros — ejectas — subjectas;* *pag.* 22. *Mannfrti.* Auch die griechischen Wörter sind zum Theil sehr unrichtig gedruckt. — Dann schreibt der Vf. *Cluverus* und *Cluveri etc.*; aber der Mann selbst nannte sich *Cluverius*, *Cluverii*. Der Vf. schreibt ferner bald *Niebuhr*, *Wachsmuth etc.* bald wieder *Niebuhrius*, *Wachsmuthius*; richtig ist das Letzte. Wir machen den Vf. noch auf den falschen Gebrauch von *quoque* (S. 20. heisst es: *ita explicari quoque*, statt *ita quoque expl.*) und des falschen Ablativi absoluti, wie der Titel sie darbietet: *dissertatio*, *auctore Zinkeisen etc.* aufmerksam. — *Conjungere* durfte er ebenfalls nicht in der Bedeutung gebrauchen (S. 20): in Harmonie bringen. — Die Schrift von *Curtius*, die er S. 3. not. 2 anführt, als ihm noch unbekannt, ist von gar keinem Belang für die altitalische Geschichte. Uebrigens hat der Vf. sich bey der so dunkelen und verworrenen Materie aller eigenen und fremden Vermuthungen möglichst enthalten. Um so mehr war es zu verwundern, dass er S. 22 ff. in die Zweifel von *Mannert* an der Eroberung Campaniens durch die Samniten einging. Die Bedenklichkeiten sind ohne Ausnahme nicht von so grosser Kraft, dass sie das doppelte Zeugniss des Livius umstossen, oder nur wankend machen könnten. — Bey Erwähnung der sabinischen Sprache konnte auf *Grotefends* vorläufige Abhandlung über die alten Sprachen Mittelitaliens im N. Archiv f. Philol. u. Pädag. von *Seebode*. 1829. Jul. No. 31 ff. Rücksicht genommen werden. — Die Verwandtschaft der Namen *Sabini*, *Samnites*, *Sabelli* hat der Vf. S. 25 recht gut gezeigt; nur hätte sollen die Abstammung des *Sabellus* von *Sabinus* weitläuftiger und genauer, aus der lateinischen Sprache bewiesen werden. Es ist nämlich eine Eigenheit dieser Sprache, den Wörtern der Endung auf *inus, ina, inum*, oder auf *nus, na, num*, die Deminutivform *ellus, ella, ellum etc.* zu geben, als *acinus, acellus, catena, catella; catinus catillus; scamnum* (st. *scabnum* von *scabo*) *scabellum; tignum tigillum etc.* So auch *Sabellus* von *Sabinus*. Und nun musste bemerkt werden, wie die Römer so gern im Alterthume die Deminutivform von Völkernamen, wo sie sie anwenden konnten, gebrauchten z. B. *Sicuni Siculi; Romanus Romulus.* Vergl. *Niebuhrs* Zusätze S. 19. Eine Uebergangsform *Sabulus* braucht man in Obigen mit *Niebuhr* nicht anzunehmen. — Die Form *Samnites*, aus *Σαυνῖται* gebildet, macht es wahrscheinlich, dass man ein *nomen proprium Sabinus*, als den Namen des Urahnen des Volkes, nach der Weise der alten Historiographen und Mythologen, vorausgesetzt habe.

Μθλ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, Verlag von Gerhard Fleischer, in Commission b. Frohberger: *Vorlesungen über Psychologie*, gehalten im Winter 18⅔ zu Dresden von Dr. *C. G. Carus*, Hof- und Medicinal-Rathe, auch Leibarzte Sr. Majestät des Königs von Sachsen u. s. w. 1831. XVI u. 431 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

In der Ausarbeitung dieser Vorlesungen leitete den würdigen Vf. die Ueberzeugung, dass bey der Auffoderung dazu die Absicht seiner Zuhörer (unter denen Ihro Königliche Hoheiten Prinz Friedrich August und Prinz Johann unausgesetzt, und einmal Ihro Königliche Hoheit der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preussen als Gast sich einfanden) diese gewesen sey, die Ansichten, Beobachtungen und Meinungen über die Seele, wie sie sich gerade im Leben eines Naturforschers und Arztes nach und nach ergeben konnten, so entgegen zu nehmen, wie man im Gespräche die Meinung eines Freundes anzuhören pflegt; nämlich nicht, als ob sie an sich schon ein festes System ausmache, welches zu unbedingter Annahme oder scharfer Kritik auffodert, sondern als Ansichten, durch welche wir ohne besondere, streng systematische Form uns zu eigenen Reflexionen anregen lassen wollen, und welche uns am Ende doch Beobachtungen von einem Standpuncte darbieten werden, welcher von dem unserigen in irgend einer Beziehung abweicht (S. V.) Daher hat es ihm denn auch zweckmäsig geschienen, für diese Vorträge mehr die Form einer freyen Discussion, als gerade die eines streng geregelten Systems zu wählen. Für den Druck unterwarf er sie aber einer nochmaligen strengen Ueberarbeitung, und bezeichnet nun als das Ziel seiner Mittheilungen: durch Anwendung der Theorie der Entwickelungsgeschichte, welche so unendlich wichtige Aufschlüsse in den Naturwissenschaften gegeben habe, richtigere, freyere und reinere Ansichten über das geistige Leben des Menschen zu fördern; besonders setzte er es sich vor, mit der von *Herder* und *Goethe* angeregten Anwendung der *rein genetischen Methode* die Seele von ihren dunkelsten und einfachsten Regungen bis zu dem Bilde ihres mannichfaltigsten, höchsten und reinsten Lebens zu verfolgen. Hiebey verzichtet er darauf, dass die Formalisten in der Psychologie, als die ihm gerade Entgegengesetzten, mit ihm zum Einverständnisse gelangen könnten; und mit besonderer Entschiedenheit erklärt er sich gegen den *mathematischen Formalismus* einer Psychologie, nämlich *Herbart's*, „die mit den entschiedensten, breitesten Ansprüchen an mathematisch-philosophischen Scharfsinn auftritt, und endlich zu dem Resultate kommt, dass die Seele einen Ort in dem Leibe einnehmen muss!"

Der Vf. unterscheidet nämlich vier Methoden in der Behandlung der Psychologie: die descriptive, analytische, teleologische und genetische; charakterisirt eine jede derselben, und entscheidet sich, da er bey jeder der übrigen mehr Mängel als günstigen Erfolg findet, für die genetische, weil sie allein der Hauptaufgabe der Psychologie, d. h. einer Entwickelungsgeschichte der Seele entsprechend sey. An der Bildungsgeschichte irgend eines organischen Individuums, einer Pflanze, eines Thieres machen wir als eine der ersten Wahrnehmungen die, dass ein Bild (Typus, Idee) ihres Seyns vor ihrem Daseyn zugegeben werden müsse. Dieses geistige Bild ist die bestimmende Idee, die bildende Seele. Die Beobachtung der niederen Bildungen zeigt mit vorzüglicher Deutlichkeit, dass die bestimmende Idee nicht bloss die erste räumliche Gliederung oder Darbildung dieser Organisation überhaupt bestimmt und leitet, sondern dass sie auch das Wechselspiel eines ferneren Werdens, welches wir Bewegung nennen, oder gewisse, nothwendig durch diese Gliederung zu vollziehende Handlungen vorschauend und vorbedingend schon mit Nothwendigkeit in sich fasst. Durch fortschreitende, vergleichende Naturbetrachtung bereitet sich der Vf. den Begriff der Seele vor: sie ist das über der räumlichen und zeitlichen Erscheinnug schwebende und in ihr sich darbildende geistige Princip. Nach dieser weiten Bedeutung des Begriffes nimmt er für die Entwickelungsgeschichte der Seele zwey Stufen an, und stellt auf die erste Stufe: Seelen, welche einzig und allein als geistiges Princip und Vorbild für die organische Bildung sich zu erkennen geben, bewusstlose Seelen; auf die zweyte Stufe: Seelen, wo bey deutlicher und freyer entwickelter Empfindung und Bewegung das Individuum zum Bewusstseyn der Welt hindurchgedrungen ist.

In dem *ersten*, oder *allgemeinen Theile* (*allgem.*

Psychologie) wird nun 1) die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Seele, 2) der normale Zustand derselben oder die Seelengesundheit, 3) der abnorme Zustand oder die Seelenkrankheit dargestellt.

Was zunächst das Verhältniss der Seele zu dem Phänomene, welches der menschliche Körper genannt wird, betrifft, so bemerkt der Vf., dass ein geistiges Princip, eine Idee, ein Bild des Daseyns vor dem Daseyn bey jedem individuellen Körper zugegeben werden müsse, und dass die Idee eines lebendigen Organismus aus der Urquelle des göttlichen Wesens und innerhalb desselben hervorgegangen ist. Was können wir vernünftiger Weise mit dem Namen der menschlichen Seele für einen Begriff verbinden, als den einer aus dem Urquell des göttlichen Wesens und innerhalb desselben hervorgegangenen Idee, eines geistigen Princips, welches seinem Wesen nach bestimmt ist, in die in stetiger Umbildung verharrende Natur ihr Abbild als Erscheinung des menschlichen Körpers zu werfen (S. 55). Natur und Vernunft an und für sich sind zwey ursachlich Verschiedene, sie können nie vollkommen in Eins zusammenfallen; dennoch ist die Existenz des einen undenkbar ohne die des anderen. In jedem individuellen Erkennbaren ist eine sich aussprechende Idee, ein in seiner Gestalt, seinen Wirkungen u. s. f. sich äusserndes Vernunftgesetz zu unterscheiden von seiner Erscheinung, seinem Sich-Darleben in Zeit und Raum. Das Schema jeder, so auch der menschlichen Organisation ist abhängig von dem Lichte der sein Daseyn bedingenden Idee. Nicht die Erscheinung der einzelnen Naturelemente oder Substanzen in der Organisation ist als das Menschliche anzusehen: sondern nur die Art ihrer Zusammenstellung, die Form, in welcher sie geordnet sind, das Schema der Organisation (S. 75). Wie aber ist es möglich, dass die Veränderungen im menschlichen Körper auf die Seele irgend einen Einfluss haben? Der Vf. erwiedert: um diese Frage zu beantworten, muss man zunächst das Ineinanderseyn und das lebendige Durchdringen der beiden ursprünglichen Sphären alles Seyns, d. h. der Vernunft und der Natur, in innerer Sammlung und heller geistiger Anschauung recht klar sich vor die Seele bringen. Das Ineinanderwirken beider kann nicht von einseitiger Art seyn; zwar kann keines dergestalt in das andere wirken, dass dadurch die eigenthümliche Natur des die Wirkung Empfangenden verloren gehe; aber eben so unmöglich ist es, dass nicht die eine Sphäre die andere modificire, und in ihren Aeusserungen bestimme. So wenig es gelingt, dass die in der Vernunft sich schematisirenden Ideen das Wesen der Vernunft aufheben können: eben so wenig kann die Einwirkung der Natur auf die Sphäre der Vernunft den eigenthümlichen Zug aller Vernunftanschauungen jemals aufheben. Wir müssen nämlich darauf verzichten, den Körper als Aggregat einer an sich todten Materie zu betrachten, von welcher ein Uebergang zur Idee eine nie zu fassende Unmöglichkeit bleibt. Denn mögen wir die Materie noch so sehr zu pulverisiren und sublimiren, und den Geist noch so sehr zu verdichten und zu präcipitiren suchen: es wird ewig eine ungeheuere und unausfüllbare Kluft zwischen diesen Vorstellungen bleiben. Erheben wir uns dagegen über die erste, ganz sinnliche Auffassung von der Organisation, erkennen wir, dass die Organisation selbst nur ein Schema, eine ideale Form ist, innerhalb welcher sich vielfältige, der allgemeinen Naturerscheinung angehörige Elemente, und zwar in stetiger Umbildung, vereinigen und trennen, und bedenken wir, dass nicht dieses Elementar-Material, sondern die Art seiner Verbindung (also etwas nur mit dem Verstande, nicht mit den Sinnen zu Erreichendes) das wahrhaft Menschliche daran sey: so gewinnen wir eine Ansicht, vor welcher die Scheidewand fallen muss, welche zwischen den Wirkungen der Sphäre der Vernunft und denen der Natur zu bestehen scheint; und das Wechselleben beider wird uns nicht nur das Verhältniss zwischen Seele und Organisation verstehen lehren, sondern überhaupt, jemehr wir uns darin befestigen, zu desto schöneren und ergiebigeren Ansichten werden wir gelangen.

Je wichtiger und bedeutsamer diese Sätze und ihr Gegenstand sind, um so mehr erfodern sie eine eigentlich wissenschaftliche Entwickelung. Vergleichende Naturansichten sind aber hier nicht ausreichend; ebenso wenig wie die Darstellung durch Analogieen und Gleichnisse, deren sich der Verfasser sehr häufig mit grosser Ausführlichkeit bedient; und ebenso wie die Berufung auf geistige Anschauung und Empfindung. Geht man über die Aufgabe der empirischen Psychologie hinaus, so kommt man in das Gebiet der rationalen; diese aber ist ohne metaphysische Untersuchungen nicht möglich.

Was nun ferner die Lehren über die einzelnen Arten der Phänomene des Seelenlebens betrifft, so sind diese grösstentheils nur unvollständig behandelt; so z. B. die Lehre von den äusseren Sinnen. Die Grundansicht, von welcher der Vf. hier ausgeht, ist: wir wissen von der Natur nur durch unsere Organisation. Wäre diese Organisation nicht ein Mikrokosmus, worin die verschiedenen Momente des grossen Naturlebens homogene wiederklingende Saiten fänden, so würden wir von diesem grossen Naturleben durchaus keine Wahrnehmung erhalten, und einzig und allein auf das Gefühl des Zustandes unserer eigenen Organisation beschränkt seyn (S. 110.). Daher folgt, dass jedesmal die erste und ursprüngliche Wahrnehmung, welche die Seele von der Natur haben kann, das unbestimmte Gefühl des Zustandes der eigenen Organisation seyn muss, eine Wahrnehmung oder ein Sinn, welche wir mit dem Namen des Gemeingefühls zu bezeichnen pflegen; ferner, dass alles was wir besondere Sinne zu nennen pflegen, nichts anders seyn könne, als Modificationen dieses Gemeingefühls; endlich, dass jede dieser Modificationen des Gemeingefühls oder jeder einzelne Sinn uns gewisse, durch äussere Einwirkung verursachte Aenderungen unseres Zustandes zum

Bewuſstſeyn bringen müſſe, durch welche Aenderungen wir dann eben zum Wahrnehmen jener äuſseren Einflüſſe ſelbſt kommen, oder vielmehr auf dieſe Einflüſſe ſchlieſsen; und, daſs wir alſo gerade nur ſo viele verſchiedene Seiten an der äuſseren Natur gewahr werden können, als ſich in unſerer Organiſation beſondere Seiten für den Rapport mit der Auſsenwelt erſchloſſen haben. — Da läſst der Vf. aber die Frage unbeantwortet: woher denn nun das Gemeingefühl, von welchem die beſonderen Sinne nur Modifidationen ſeyn ſollen? Es heiſst nämlich: die erſte und urſpüngliche *Wahrnehmung*, welche die Seele von der Natur haben kann, muſs das *unbeſtimmte Gefühl* des Zuſtandes der eigenen Organiſation ſeyn. Sind alſo Wahrnehmung und Gefühl in dieſer Beziehung identiſch? — Das Gemeingefühl aber, rein als Gefühl des eigenen Zuſtandes genommen, hat zwey Lebenspole, ſie heiſsen *Luſt* und *Schmerz*; und dieſe Pole müſſen ſofort auch durch alle beſonderen Sinne ſich hindurchziehen. Nun, wenn auch bey allen anderen Sinnen ſowohl Luſt als Schmerz ſtatt finden kann: ſo folgt ja doch daraus *nicht*, daſs die Wahrnehmungen nur Modificationen dieſes Gemeingefühls ſeyen. — Einige feine Erörterungen finden ſich über Gehörſinn und Sprache. — Nicht ſowohl die Sinneseindrücke unmittelbar, ſondern der durch ſie eingeleitete Rapport zwiſchen der inneren geiſtigen Idee des Menſchen und den unendlich verſchiedenen, die Natur und andere menſchliche Individuen durchdringenden und bedingenden Ideen iſt das geiſtig nährende und belebende Princip; und *nur* auf dieſe Weiſe geht alſo auch das Wachsthum der von vielen Eindrücken gerührten Seele des Kindes vor ſich.

Die Natur des Gedächtniſſes, welches der Vf. ein Urphänomen des pſychiſchen Lebens nennt, ſucht er durch Vergleichungen mit der Wirkungsweiſe des Spiegels, und mit der Anziehung des Magneten zu veranſchaulichen, läſst aber dieſe gleichniſsreiche Behandlung gar zu ſehr auf die wiſſenſchaftliche Erörterung darüber einwirken. Das Fixiren der Vorſtellungen im Geiſte ſey nämlich von zwey Momenten abhängig: erſtens von der geiſtigen Kraft und Klarheit des Bewuſstſeyns in der Seele ſelbſt; zweytens von der Mächtigkeit der Veränderungen, welche durch die Natureinflüſſe in dem Schema unſerer Organiſation hervorgerufen werden. Die Aeuſserung jener Kraft bethätige ſich auf folgende Weiſe: Bey einem höheren Grade der Klarheit der Pſyche müſſen die Spiegelungen ſelbſt reiner und friſcher ſeyn. Die durch die Spiegelungen ſelbſt hervorgerufenen Zuſtände der Seele verbleiben bey gröſserer innerer Klarheit auch klarer und geſonderter dem Seelenleben zu eigen. Die durch die Spiegelung der Zuſtände der Organiſation erzeugten Seelenzuſtände bleiben ſich in der Seele ſelbſt nicht unabänderlich gleich; die Vorſtellungen ändern ſich nach und nach; ſie wachſen, werden gröſser und ſchöner. Der Grad des freyen Selbſtbewuſstſeyns der pſychiſchen Kraft im Gedächtniſſe bethätiget ſich durch die Freyheit des Ueberblicks über [illegible] durch das [illegible] verſchiedene [illegible]

Von dem *Denken*. [illegible] Bilden und Gleichniſſen [illegible] ſchlag und das [illegible] er, daſs es nur aus [illegible] mener Vorſtellungen [illegible] wickelung dieſer [illegible] wuſstſeyn, das Selbſt[illegible] Perſönlichkeit hervorge[illegible] letzte das Begehren, W[illegible] örtert. Wir finden hier den [illegible] gefaſst, indem der Vf. ihn [illegible] wuſstloſem Begehren ge[illegible] ganiſation gerichtete Thun (S. 1[illegible] auch einen *Wiſſens*-Trieb, [illegible] andere Formen des Triebes, auf [illegible] keinesweges anwendbar ſind. — [illegible] wird dargeſtellt als ein Gedächtniſs des [illegible] dens, Thuns; als ein unbewuſstes [illegible] Richtungen des Seelenlebens in Begehren, [illegible] Thun; zugleich aber wird ſowohl die Ver[illegible] des Gedächtniſſes und der Gewohnheit, [illegible] Wechſelwirkung, und endlich insbeſondere die [illegible] hemmende, bald fördernde Wirkung der Gewohnheit gezeigt.

Hierauf kommt der Vf. auf die Beleuchtung der dreyfachen Theilung in der untrennbaren Einheit der Seele, nämlich nach *Empfindung*, *Beſinnung* und *Begehrung*, und auf die Nachweiſung der Möglichkeit des *Irrthums*. Die Organiſation beſteht aus einer Anzahl verſchiedener Naturelemente. Nicht dieſe, aus welchen alle übrigen Gebilde in letzter Inſtanz beſtehen, ſind das eigentlich Menſchliche in uns, ſondern das Menſchliche der Bildung iſt nur die Form, die Art der Verbindung aller dieſer Stoffe, alſo eigentlich ein bloſser Begriff, ein Schema (S. 171). Jedem dieſer Naturelemente liegt ſelbſt wieder eine Idee zum Grunde. Jedes derſelben lebt ſein beſonderes Leben im Kreiſe des allgemeinen Naturlebens. Die Ideen, welche dieſe Naturerſcheinungen bedingen, gleichſam die Geiſter dieſer Subſtanzen, müſſen mit in unſeren Organismus eindringen, ſo daſs die verſchiedenen, die Natur der einzelnen Elemente bedingenden Ideen dann, wenn dieſe Elemente in das Schema der Organiſation eingedrungen ſind, einen Einfluſs auf die Stimmung dieſer Organiſation, und folglich auf die Seele haben müſſen. Wenn nun jedes der beſonderen inneren Organe in dem Thierreich einzeln auftreten, von einer eigenen Idee ſeines Daſeyns, einer eigenen Seele durchdrungen, leben, ſich ernähren und fortpflanzen kann: wie iſt es dann anders möglich, als daſs ihm dieſe Idee auch eigen ſeyn muſs, wenn es innerhalb des gröſseren und höheren Gliedbaues des Menſchen auftritt? — Und wenn wir auch hier das Princip des eigenen Lebens jeder dieſer Gebilde nicht Seele nennen wollen, eben weil es in einem höheren Ganzen unter einem höheren Prin-

cipe, welches wir *hier* als die eigentliche Seele bezeichnen müssen, vereiniget ist: so ist doch so viel, dass wirklich jedem dieser Gebilde eine eigenthümliche Grundidee einwohne, unverkennbar. Und wie also die von aussen in die Organisation eindringenden Elemente vermöge der ihre Daseynsform bestimmenden Ideen die Grundidee eines menschlichen Daseyns umnachten und stören können: so auch können die Grundideen der einzelnen gesonderten Gebilde, oder, wie wir nun auch sagen können, die Geister dieser Organe, auf die menschliche Seele einen störenden Einfluss haben, wenn die Seele statt des ihr *im Ganzen Harmonischen* nur der *Lust der einzelnen Organe* nachgeht, wenn dadurch ihr harmonisches Wirken aufgehoben wird, und ein abnormes Hervorheben der, eigentlich zum Wohle des Ganzen, untergeordneten eintritt. Solche *Irrungen* sind um so leichter, je mehr die Seele noch im Weltbewusstseyn lebt, und je weniger sie zum eigentlichen Selbstbewusstseyn gelangt ist, also in den früheren Perioden der Seelenentwickelung. Eine nur skizzirte Erörterung der Lebensperioden des Menschen macht den Schluss dieses Abschnittes.

In dem zweyten Abschnitte, über die *Seelengesundheit*, findet sich viel Vortreffliches, von welchem aber hier eine besondere Mittheilung zu machen, der Raum dieser Blätter nicht gestattet.

In dem dritten Abschnitte, über die *Seelenkrankheit*, geht der Verfasser von der Bestimmung des Begriffs der *Willensfreyheit* und deren Möglichkeit aus, welche nur der, zu ihrer Lebenshöhe entwickelten Seele beygelegt wird; er unterscheidet dann Geisteskrankheit, wo, bey der Störung des selbstbewussten freyen Zustandes, auch das Weltbewusstseyn getrübt ist, und Gemeinheit (Verworfenheit), wo das Selbstbewusstseyn bleibt, und das gewöhnliche Verhältniss der Seele zur Welt erhalten ist. Die Unterschiede der Seelenkrankheit, die Mittel zu ihrer Heilung, und die wechselseitigen Einwirkungen krankhafter Zustände der Organisation auf die Seele, sowie krankhafter Seelenzustände auf die Umstimmung der Organisation, werden kurz angedeutet.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Ulm: Lehrbuch der englischen Sprache* nach *Hamiltonischen* Grundsätzen, von Dr. *L. Tafel*. 1831. XXX, III 75 u. 128 S. 8. (12 gr.)

Damit der Titel Niemanden täusche, bemerkt Rec. zum Voraus, dass das Buch nichts weiter enthält, als eine allgemeine Vorrede zur Empfehlung der *Hamiltonschen* Methode; dann das Evangelium Johannis in englischer Sprache, und dasselbe noch einmal mit deutscher wörtlicher Uebersetzung zwischen den Linien, und einzelnen besseren Ausdrücken unter jeder Seite. Wenn das ein Lehrbuch der englischen Sprache heissen kann, dann sind alle Bibeln des A. T. mit Interlinear-Uebersetzung eben so viel Lehrbücher der hebräischen, und die des N. T. der griechischen Sprache. Rec. zweifelt sehr ob *Hamilton* selbst einen solchen Titel gebilligt hätte. Bücher dieser Art dürfen höchstens den Namen von *Hülfsbüchern* führen. Ein Lehrbuch läfst eine wissenschaftlich geordnete Darstellung eines Ganzen erwarten; davon ist hier nicht eine Spur.

Was nun aber die Brauchbarkeit des Buches betrifft, so muss Rec. erstlich gegen die Wahl des Ev. Johannis protestiren, als welches in der Ursprache schon grosse Schwierigkeiten hat, und dessen englische Uebersetzung weder geeignet scheint, den ächten Sinn der Urschrift klar zu machen, noch viel weniger dazu dienen kann, das originelle englische Idiom zu erlernen. Wozu nach Uebersetzungen greifen, da wo es so viele schöne, auch kindlich leicht geschriebene Originalwerke giebt? — An dem ganzen Buche ist daher nichts weiter von einigem Werthe als die Vorrede. Sie enthält aber auch nicht viel Anderes, als was seit einigen Jahren zu Gunsten der *Jacototschen* Hexereyen in allen Zeitschriften ausposaunt worden ist. Rec. kennt die Wirkung der *Hamilton-Jacototschen* Methode, (die übrigens seit alten Zeiten in Klöstern und vielen Schulen üblich war) aus eigenen Versuchen. Es ist wahr, dass die in die Augen fallenden Fortschritte beym Sprachunterricht (denn was von der Musik und Malerey wie überhaupt von Kunst, und von den Wissenschaften geprahlt wird, ist Marktschreyerey) einen Nichtkenner leicht überraschen, und ihm das Nachplappersystem anempfehlen können. Auch läfst sich nicht leugnen, dass solches für Schüler, deren ganzer Zweck ist, sich in einer lebenden Sprache leidlich auszudrücken, nicht ganz verwerflich erscheint: denn solche Schüler lernen gleichsam die Sprache, wie ein Handwerker seine Arbeit, und können am Ende geläufiger sprechen, als ein tüchtiger Kenner, so wie der Handwerker schön arbeitet, ohne die mathematischen Verhältnisse gründlich zu verstehen. Aber aus den Schulen, selbst aus den *Realschulen* bleibe man mit solchem Mechanismus, der den Geist tödtet! So weit er ohne diese üble Folge zulässig ist, haben ihn längst alle Schulmänner geübt, wie diess die unzähligen Lesebücher und Chrestomathieen beweisen. Und dass wir die Jugend geistiger ausbilden als die *boarding-schools* und die *Education universelle*, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden.

Z. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, Verlag von Gerhard Fleischer, in Commission b. Frohberger: *Vorlesungen über Philosophie*, gehalten im Winter 18 29/30 zu Dresden von Dr. *C. G. Carus* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Im *zweyten Theile*, dessen Gegenstand die *specielle Psychologie* ist, betrachtet der Vf. zuerst den *Schlaf*, bey welchem er den ursprünglichen Schlaf, wo das Erwachen durch das Eintreten des Weltbewusstseyns bedingt ist, und den nachher im Fortgange der Lebensentwickelung sich wiederholenden unterscheidet, der als ein periodisches Rückkehren der Seele zum unbewussten Leben bezeichnet wird. Die Entscheidung über die Vorstellungsweise des Vfs. rücksichtlich des Verhältnisses des Seelenlebens in den Zuständen des *Wachens* und *Schlafens* liegt in dessen Erklärung, dass von dem sich seiner selbst und der Welt bewussten Leben der Seele das bewusstlose weit überwogen werde, indem man nämlich zum Masstabe nehmen müsse die grössere oder geringere Mannichfaltigkeit innerhalb einer festgehaltenen, höheren, inneren Einheit, in welcher irgend eine Idee sich beurkunde. Indem nun der Vf. zur Betrachtung des eigentlich *wachen* Seelenlebens kommt, findet er sich durch die grosse Mannichfaltigkeit und Menge der hieher gehörenden Zustände genöthiget, seine Zuhörer und Leser um Nachsicht zu bitten, wenn er nur einige Theile dieser Lehre behandele. Rec. bedauert dieses eben so sehr, als es wahrscheinlich die Zuhörer schon werden gethan haben. Wenn aber auch zugegeben werden muss, dass die Wissenschaft mehr nur die Aufgabe habe, darzulegen, auf welche Weise überhaupt wir zum Verständnisse dieser verschiedenen menschlichen Zustände gelangen, d. h. auf welche Weise überhaupt eine naturgemässe Anschauung der Entwickelung derselben erreicht wird, als jeden einzelnen möglichen Zustand allen seinen Zeichen nach ausführlich zu beschreiben (S. 346): so darf doch andererseits nicht verkannt werden, dass noch ein grosser Unterschied zwischen den beiden Aufgaben Statt findet, einzelne Zustände ausführlich zu beschreiben, und nur die Arten dieser Zustände zu entwickeln. Letztes aber ist ganz eigentlich die Aufgabe der Wissenschaft; und in dieser Hinsicht hat der Vf. allerdings manche der wichtigsten Auflösungen übergangen. Er hat nämlich hier behandelt das grosse Gebiet der *Zuneigung* und *Abneigung* (S. 351.), dem er dann den Gegensatz der *Achtung* und *Verachtung* gegenüberstellt (S. 400); und zwar: 1) das Verhältniss des Menschen zu sich selbst: Selbstliebe, Selbsthass, Egoismus, Zerfallenheit mit sich selbst und deren verschiedene Grade in Selbstverachtung, Verzweiflung und Selbstmord; 2) das Verhältniss des Menschen zu anderen Menschen: Sympathie und Antipathie, Menschenliebe, Menschenhass, Liebe im engsten Sinne, Kindesliebe, Geschlechtsliebe, Freundschaft; 3) die Affecte und Leidenschaften, welche er als Mittelzustände zwischen Gesundseyn und Kranksein der Seele bezeichnet; 4) Nachahmung und Kunst; 5) Achtung und Verachtung, deren Abstufungen und entgegengesetzte Zustände. Hier finden sich manche treffliche Bemerkungen, wie z. B. diese: zwischen dem blossen ersten Gewahrwerden oder Empfinden und der wahren Ehrfurcht liegen aber ebenso eine Menge von Mittelgliedern und Uebergangs-Zuständen, als zwischen dem blossen Begehren und der höheren Liebe. Auch hier ist jedoch daran zu erinnern, dass man zwischen diesen verschiedenen Entwickelungen, der zur Liebe und der zur Ehrfurcht führenden, ja nicht einen solchen schroffen Abstand denke, dass man sie als wahrhafte Theilungen der Seele ansehe, sondern dass man sie immer nur als verschiedene Richtungen eines einigen und ungetrennten Ganzen sich vorstelle. — Es ist diess vorzüglich klar hinsichtlich der Achtung, als welche, eben weil sie in dem lebhaften Empfinden des Werthes der in irgend einer Erscheinung sich offenbarenden Idee besteht, allemal schon ein anderes Vermögen voraus setzt, nämlich das, diese Idee zu erkennen. — *Wahre Achtung, Ehrfurcht haben* kann daher *nur der Gebildete*, der des Vernehmens der Idee fähig geworden ist, und indem wir finden, wie nothwendiger Weise ächte Ehrfurcht um so mehr das Gemüth des Menschen erfüllen, und so auf mehrere Gegenstände sich ausbreiten muss, je mehr in ihm die Erscheinungen sich äussern: *so können wir die wahre Ehrfurcht, deren ein Mensch fähig ist, sehr sicher als ein Document seiner höheren Bildung betrachten.* — 7) Weisheit. So wie nämlich das Begehren sich allmälich zur Liebe, und das Empfinden sich allmälich zur Achtung und Ehrfurcht gestalten, so entfalte sich das eigentlich besinnende, erkennende, reflectirende Vermögen der Seele zur Weis-

heit. Der *Verstand* ist bedingt durch Gedächtniss und Weltbewusstseyn; er erhebt sich zu Begriffen, ist aber nicht der Ideen fähig. Erst ein durch Einfluss der Vernunft potenzirter Verstand ist das, was *Geist* genannt wird. Wenn daher auch dem Thiere Verstand zuzusprechen sey, so könne doch dagegen nur der Geist als Eigenthum des Menschen angesehen werden. Und, wie die erkennende Seele anfangs als Verstand und Geist mehr der Erscheinung zugekehrt sey, so sey sie als *Vernunft* ihrem eigenen Ursprunge, dem Göttlichen der Idee zugewendet. Gelingt es ihr dann, in dieser Richtung sich hinlänglich aufzuklären; gelingt es ihr, die inneren Wahrnehmungen für die Regungen des Gewissens, der Schönheit, der Güte und der Wahrheit dergestalt zu läutern, dass die Nebel, welche Affecte und Leidenschaften, Irrthümer und Unschönheit so oft um die Seele ziehen, zerstreut werden; gelingt es ihr, dass sie in wahrer Freyheit des Willens sich in jedem Momente ihres Daseyns mit inniger Liebe und Ehrfurcht ihres Zuges gegen das Göttliche bewusst wird, und, in dieser Richtung beharrend, mit Klarheit nun auch jegliches Verhältniss der Erscheinung durchblickt: so würde der Zustand, welchen wir *Weisheit* nennen, erreicht seyn, welcher, weil er Schönheit und Güte, Liebe und Ehrfurcht innerhalb der Region der Wahrheit umfasst, als die *höchste Entwickelung der menschlichen Seele* sich uns darstellt.

Eine kurze Charakteristik der Verschiedenheit der Seelen der Menschen, in welcher das Vorherrschen entweder der Bewusstlosigkeit, oder des Weltbewusstseyns, oder des Selbstbewusstseyns als Grundlage der systematischen Charakterkunde angenommen wird; und endlich die Entwickelung der Haupteintheilung der Geschichte des menschlichen Seelenlebens in drey Zeiträume (erster Zeitraum: bewusstloses Walten der Seele in der Darbildung des werdenden Menschen vor der Geburt; zweyter Zeitraum: Entwickelung der Seele durch immer vollkommnere Wiederspiegelung in den Naturelementen, aus dem Weltbewusstseyn zu dem Selbstbewusstseyn, zur Lebenshöhe, und dann bis zur Reife des irdischen Lebens; dritter Zeitraum: unendliche Fortbildung der selbstbewussten Seele in einer neuen, uns gegenwärtig völlig unbekannten Lebensform —) machen den Beschluss dieses Werkes, welches, wiewohl sehr wichtige Gegenstände, wie z. B. Affecte und Leidenschaften, Liebe, Freundschaft, Temperamente, Charaktere, Erziehung, Bildung u. a. darin sich nur sehr unvollständig behandelt finden, einen sehr schätzbaren Beytrag zur Fortbildung der Psychologie als Wissenschaft und in ihrer Beziehung zum praktischen Leben enthält.

Druck und Papier verdienen lobende Anerkenung.

μ.

AESTHETIK.

BERLIN, b. Bechtold und Hartje: *Aesthetische Schriften* von *Gottfried August Bürger*. Herausgegeben von *Karl v. Reinhard*. Ein Supplement zu allen Ausgaben von *Bürger's* Werken. 1832. VI u. 192 S. 8. (18 gr.)

Nur durch Zufall sind diese kleinen Schriften, wie der verdiente Herausgeber in der Vorerinnerung bemerkt, bisher ungedruckt geblieben. Gewiss werden nicht bloss die zahlreichen Freunde des Verstorbenen, sondern auch viele Andere, die aus ihnen Belehrung und Genuss schöpfen, diese schöne Ausgabe derselben mit herzlichem Dank aufnehmen. *Bürger's* Name überhebt uns einer ausführlichen Anzeige dieses schätzbaren literarischen Nachlasses, dessen Inhalt zudem in anderen Zeitschriften wahrscheinlich schon genug besprochen werden wird. Es wird daher genügen, die einzelnen Stücke mit wenigen Bemerkungen begleitet anzugeben. I. *Ueber die ästhetische Kunst*. Diess ist ein Theil der Anrede *B's*. an seine Zuhörer, mit welcher er seine Vorlesungen über Aesthetik zu Göttingen zum letzten Mal eröffnete. Es war dem Rec. besonders interessant, hier zu lesen, wie sich *B.* über *Kant* erklärt. Etwas Zuverlässigeres und Haltbareres in der Bearbeitung der Aesthetik statt des Bisherigen hofft er erst dann, „bis die neuen Ideen, welche *Kant* in seiner Kritik der Urtheilskraft mitgetheilt hat, mehr in Umlauf gekommen, von Mehreren eingesehen, durchprüft und in der Wissenschaft benutzt seyn werden. Denn er, wenn irgend Einer, schien berufen, dieser Wissenschaft vollkommene Gestalt und Inhalt zu geben." Und wie er überhaupt jenen Philosophen bewunderte, ergiebt sich auch aus einer beyläufigen Bemerkung in dem Aufsatze über das Erhabene S. 82. 83. „Der Verstand und die Denkkraft, welche sich in einem Werke, wie die Kantische Vernunftkritik offenbart, erweckt in mir Empfindungen des Grossen und Erhabenen." II. *Ueber den ästhetischen Reichthum*. Wie wahr und treffend würdigt hier *Bürger* in Absicht des ästhetischen Reichthums einen *Klopstock*, *Stäudlin*, *Ramler* und Andere, und giebt damit ein Muster ächter ästhetischer Kritik! Wie wohlgeordnet, klar und deutlich sind die Begriffe entwickelt in anspruchloser Darstellung, frey von aller Künsteley und Spitzfindigkeit! Man findet hier einen Schatz der feinsten psychologischen und ästhetischen Bemerkungen über das Verfahren und die Wirkungen des Künstlergenies. Am meisten dürfte sich *Bürger* mit *Engel* in seinen ästhetischen Belehrungen vergleichen lassen. III. *Ueber die ästhetische Grösse*: Man bemerkt, wie *Kants* Ideen vom Erhabenen hier mit Einsicht benutzt sind. Die kleine Schrift desselben vom Erhabenen und Schönen ist namentlich angeführt. Mit Recht zeigt *B.* übrigens, dass das Erhabene nicht bloss im Umfange des Raumes, sondern auch ausser aller Beziehung desselben liege, z. B. das Rollen des Donners, das Brausen des Sturmes, überhaupt wo sich grosse Macht und Stärke offenbaret. Wir kennen es als das Dynamisch- und Furchtbar-Erhabene. S. 120 ff. werden Fehler des Schwulstes und des erhabenen Unsinnes freymüthig selbst „an manchen unserer Dichter ersten Ranges, wie *Klopstock* und *Schiller* (in der Ode: *unsere Sprache*, und in dem Liede *an die Freude*) gerügt, wogegen *Hagedorns* liebliches Lied an die Freude empfohlen wird." IV. *Ueber die ästhetische Klarheit und Deutlichkeit*. Ueber falsche Präcision durch Elisionen, Ellipsen, Ver-

stümmelungen, Verschweigung der nothwendigsten Wörter u. dergl. giebt B. manchen Wink, und weiset missbilligend auf *Hermes* (den Vf. von Sophiens Reisen), *Logau*, *Klopstock*, *Abt*, *Johannes von Müller* hin. Wir empfehlen alle diese Aufsätze besonders jungen Künstlern und Kunstfreunden als höchst lehrreich. V: *Ueber Schillers Kritik meiner Gedichte.* Dieser Aufsatz bezieht sich auf die bekannte strenge, vielleicht in mancher Hinsicht harte Beurtheilung in der Allg. Lit. Zeit. No. 13, 14 vom Jahr 1791. Besonders stöst sich *B.* an die von *Sch.* geforderten *idealisirten* Empfindungen. „Nicht *meine* (sagt er), nicht irgend eines sublunarischen Menschen wahre, natürliche, eigenthümliche, sondern *idealisirte*, das ist *keines* sterblichen Menschen Empfindungen, — Abstractionen von Empfindungen müsten jene Gedichte enthalten, wenn sie etwas werth seyn sollten .... Und doch soll Alles, was der Dichter uns geben kann, nur seine *Individualität* seyn (S. 162. 163)." Unter No. 2 theilt der Herausgeber die wenigen Blätter mit, die sich in Bezug auf *Bürgers* Vorhaben, Etwas über sich selbst und seine Worte zu schreiben, unter seinem literarischen Nachlasse gefunden haben. Auch diess ist durch jene Kritik veranlasst. Er bedauert jetzt, geantwortet, und in einem Tone geantwortet zu haben, der den Recensenten reizen muste, das Unrecht, welches er ihm nach seiner jetzigen Ueberzeugung zugefügt hat, nicht nur nicht zu mildern, sondern vielmehr zu verstärken. Er gesteht aber nun wohl, dass er es mit einem Stärkeren zu thun habe, als er selbst ist. „Seiner (nämlich *Schillers*) auch in der gerechtesten Sache mit Gewalt mächtig zu werden, darf ich mir nicht schmeicheln; und nur durch freywillige Pacification kann ich hoffen, den Streit am vortheilhaftesten für mich beyzulegen." VI. *Anhang.* Gedichte *Bürgers*, durch *Schillers* Kritik veranlasst. 1) Der Vogel Urselbst, seine Recensenten und der Genius. Eine Fabel in *Burcard Waldis* Manier. 1792. 2) Ueber eine Dichterregel des Horaz. *Non satis est pulchra etc.* Vorzüglich in satirischer Beziehung auf den bekannten Kritiker *Georg Schatz*, Mitarbeiter an d. N. Bibl. d. sch. W. 3) *Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Gedichten, die aber nicht vorgedruckt werden soll.* 1792. 4) *Unterschied.* 1792. 5) *Ueber Antikritiken.* 1792. 6) *Verständigung.* 1793. 7) *Abschied auf ewig von Sr. Wohlweisheit, dem Herrn Peter Hecht, genannt Krittelwicht, wie auch der ganzen Krittelwichtischen Familie zu **, zu **, zu ** u. s. w.* 1793. 8) *An Karl v. Reinhard.* 1794. Das Werk ist im Ganzen schön und meist fehlerfrey gedruckt. Nur bemerkt Rec. eine Ungleichförmigkeit in der Trennung oder Zusammenziehung zusammengesetzter Wörter; z. B.: *entgegen gesetzte*, *hervor zu bringen*, *hinunter schlürfen*, *herab zu blicken*, *zusammen zu ordnen* u. dergl. und dennoch (wie es Rec. für richtig hält): *anzulocken*, *vorgezeigt*, *vorstellen*, *ausgehen*, *mitbringen*, *auszuhalten* u. s. f.

C. F. M.

[illegible]

1) Cassel [illegible] Kriegsdamen [illegible] drey [illegible] kehr. [illegible] und vermehrte Aufl[illegible]

2) Leipzig, in [illegible] *macht.* Posse [illegible] *Treu.* Seiten[illegible] 1816. 86 S. [illegible]

Auch die Posse ist [illegible] sich nicht verwerflich. [illegible] wie so manche Komödien [illegible] regellos. Wenn die Kritik des [illegible] Mangel an Wahrscheinlichkeit [illegible] virung der Begebenheiten, so [illegible] fester Verbindung des Ganzen [illegible] im Ganzen einiger Zusammenhang [illegible] muss doch Eine Hauptidee oben schwe[illegible] tere müssen doch einige, wenn schon [illegible] haben, und jene beym regelmässigen [illegible] lichen Eigenschaften müssen durch W[illegible] ersetzt werden. Davon aber trifft man nun [illegible] gen Stücke, das obigen zweyen ihr Daseyn ge[illegible] nämlich in der berüchtigten Posse: Unser [illegible] sehr wenig an. Es liegt dabey die höchst abge[illegible] Fabel zum Grund: dass ein Lotto-Spieler sich in [illegible] Glauben eines erlangten bedeutenden Gewinnstes zu[illegible] letzt getäuscht findet. Das Ganze ist eine blosse *Pièce à tiroir*, wie sie wohl vor Zeiten auf dem *Théatre italien*, durch das treffliche Spiel eines Harlekin, wie Carlin u. s. w. Glück machen konnte, aber bey dem minder frivolen deutschen Publicum nie machen wird.

Jene Posse hat auch offenbar ihre ephemere Celebrität sowohl zu Berlin, als anderwärts, einzig dem nicht sinnigen Lärm der Judenschaft zu danken gehabt, die sich durch die Tendenz desselben gekränkt glaubte.

Diese Tendenz, nämlich die Juden als eigenthümliches Volk lächerlich zu machen, möchten wir an sich keineswegs in Schutz nehmen. Rec. hat anderwärts behauptet: dass, und warum er dieses orientalische Volk, als durchaus nicht passend in christliche Staats-Gesellschaften, und alle Entwürfe des menschenfreundlichen *Dohm* und seiner Nachfolger zu deren Verschmelzung als unausführbar betrachtet. Die Erfahrung stand ihm auch bisher zur Seite. Da nun aber mindestens die sittliche Verbesserung der Juden jetzt bey den Regierungen an der Tagesordnung, auch allerdings wünschenswerth ist, so war es doch wohl jetzt nicht an der Zeit, diesem wohlthätigen Entwurfe dadurch entgegen zu arbeiten, dass dieses einmal zu uns geflüchtete, und bey uns aufgenommene Volk, als solches, dem öffentlichen Spott und der Verachtung auf der Bühne Preis gegeben wurde. Diess konnte jenen Entwürfen unmöglich anders als sehr hinderlich seyn. Da der Mensch nichts mehr hasst, als lächerlich gemacht zu werden, so muste es die Juden erbittern

statt bessern; und bey dem leider! nur allzu zahlreichen rohen Haufen ungerechte Vorurtheile, welche zum Theil in den neueren Zeiten zu bleichen begannen, aufregen und verstärken. Die Sache hat also allerdings ihre ernstliche Seite; und man wird wohl fragen dürfen: ob die Regierungen solche öffentliche Darstellungen hätten dulden sollen? — Dagegen kann nicht angeführt werden, was der Vf. von No. 1 und 2 in der Vorrede zu seinem Schutze anzieht; dass nämlich Fürsten und Feldherren, Priester und Laien, Genossen jedes Volkes und Standes dulden müssten, mit Licht und Schatten, oft selbst grell carrikirt, auf der Bühne dargestellt zu werden. Denn, abgesehen davon, dass wohl die Schwächen und Thorheiten der Glieder, der Individuen jedes Standes, auf der Bühne erscheinen dürfen: so ist es doch in den neueren Zeiten wohl nie erlaubt worden, einen ganzen Stand, z. B. das Militär, den Priester-Stand u. s. w., dort lächerlich zu machen. Denn jeder im Staat nothwendige Stand hat auch auf Achtung Anspruch. So verhält es sich dagegen anders mit einem Volke, das, wenn es gleich in den christlichen Staaten zerstreut lebt, doch durch die grelle Abschattung seines physischen Organismus, durch seinen religiösen, aus der Natur seiner politischen Theokratie hervorgegangenen Gesetze, und daraus entspringenden ganz und gar eigenthümlichen Sitten, Gebräuchen und Lebensweise, stets ein eigenes, abgesondertes, geschlossenes Volk geblieben ist, und als solches, kraft der erhaltenen Aufnahme, eben auch Anspruch auf Achtung hat; durch Druck, Verachtung und Spott sich aber wohl nicht heben wird. Völker sind, kraft des Weltverbandes, sich wechselseitig Achtung schuldig, so gross auch immer die Verschiedenheit ihrer Ansichten von Gott und dessen Verehrung, ihrer Sitten, Sprache und Gebräuche seyn mag.

Es ist aber klar, dass die meisten der Lächerlichkeiten, welche in diesen Possen persiflirt werden, gerade von den Eigenthümlichkeiten des jüdischen Volks ausgehen, welche von seinem religiösen Ceremoniell u. s. w. seinen Gesetzen, ja selbst von seiner physischen Organisation herrühren. So z. B. die Schwäche, die Furchtsamkeit, welche in dem Stücke No. 1 vorzüglich als Gegenstand der Persiflage dargestellt werden; die Abneigung vor körperlicher Anstrengung, also die entschiedene Vorliebe für den Schacher. — Was sind sie aber anders, als Folgen des orientalischen Ursprunges, des davon herrührenden heftigen Temperamentes, welches zur frühen Verehelichung sie drängt; der Zerstreutheit dieses Volks, vermöge welcher es, auf sich selbst eingeschränkt, immer in seinen eigenen Geschlechtern sich wieder verbindet, die Raçen sich nicht durchkreuzen können, also diese isolirte Raçe sich nothwendig immer mehr verschlechtern muss?

Übrigens ist No. 1 dem Urstücke, als dessen Fortsetzung es erscheint, bey weitem vorzuziehen. Es liegt doch dabey eine Hauptidee, nämlich der nationelle Abscheu dieses Volks vor Kriegsdiensten, und die ihm eigene Furchtsamkeit zum Grunde; auch enthält es manche allerdings witzige Einfälle. Zu unnatürlich und carrikirt ist aber die Lydia, von der man selbst in Berlin kein Urbild antreffen wird. Auch die Carrikatur hat ihre Grenzen.

Die Posse hat bereits, wie man sieht, eine 2te Auflage erlebt. Die Verbesserungen und Vermehrungen aber sind äusserst unwichtig; ja zum Theil verdienen sie jene Namen gar nicht; wie z. B. der Schluss, wo Isidorus den Kriegsmann in einen Ochsenhändler verwandelt.

Bey No. 2 hingegen ist die Hauptidee eben so unverwerflich, ja trefflich, als die Ausführung erbärmlich. Hier wird nicht das Volk, sondern nur die Individualität einzelner aus der Sphäre dieses Volks herausgetretenen Glieder angegriffen. Es ist die Geschichte einer baronisirten Judenfamilie, die sich mit einer gräflich-christlichen zu alliiren gedenkt. Man begreift wohl, dass die, neuerlich Mode gewordene Baronisirung der Juden die Tendenz hat, den reellen Unwerth des Geburts-Adels darzustellen, und diesen zu demüthigen. Aber auch abgesehen davon, dass es vielleicht sinniger wäre, wenn die Regierungen das, worauf sie keinen Werth legen, auch als keinen Vorzug mehr anerkennten (wie denn auch die Verleihung des Adels, als eines Lohnes des Reichthums und der dem Staate mit gehöriger Sicherheit und bedeutendem Vortheil geleisteten Vorschüsse, allen moralischen Charakter eines Vorzugs an sich aufhebt): so möchte es doch kein Wort zur Unzeit seyn, die Regierungen auf die sonstigen Folgen dieser Massregeln aufmerksam zu machen; und dazu ist Spott wohl ein wirksames Mittel.

An den zwey Barons Löwenklau ist nichts adelich, als ihr Diplom; übrigens sind sie noch die leibhaftigen Juden Hirsch; wie es auch die baronisirten Juden, nur mit einem grossen Zuwachse von Stolz, Uebermuth, Prunkheit und Eitelkeit, stets bleiben. Sie sind hier so ganz nach dem Leben gezeichnet, dass man glauben sollte, die Originale hätten dem Vf. gesessen.

Damit schliesst sich aber auch übrigens das Verdienst desselben; denn alles übrige ist ein wahrhaft ekelhaftes Gemengsel von Trivialitäten, und sobald sich der Vf. auser dem Gebiete des Possenhaften verliert, wie in der Liebschaft des Husaren-Rittmeisters v. Osten mit Henriette v. Westen, S. 39. 40. S. 49 u. folg. S. 68 u. s. w., so wird er völlig unausstehlich. Schade also, dass die so glückliche Hauptidee nicht in andere Hände gefallen ist, und noch keiner unserer besseren dramatischen Dichter, mit lebendiger Darstellungskraft ausgerüstet, uns einen baronisirten Juden, ein wahres deutsches Originalgemälde, gegeben hat.

T. — a.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 3.

MEDICIN.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Zeitschrift für Natur- und Heilkunde.* Herausgegeben von den Professoren der chirurgisch medicinischen Akademie in Dresden DD. *Carus*, *Choulant*, *Ficinus*, *Franke*, *Kreysig*, *Ohle*, *Raschig*, *Reichenbach*, *Seiler*. Dritter Band. Mit 2 Kupfertafeln. 1824. 463 S. Vierter Band. Mit 2 Kupfertafeln. 1826. 504 S. Fünfter Band. Mit 1 Kupfertafel. 1828. 536 S. 8. (Beym fünften Bande sind als Herausgeber die DD. *Choulant*, *Ficinus*, *Haase*, *Kreysig*, *Löwe*, *Pech*, *Prinz*, *Reichenbach*, *Seiler* genannt.) Jeder Band besteht aus 3 Heften. (Zusammen 9 Rthlr.)

(Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1831. No. 15.)

Dritten Bandes erstes Heft. I. *Was ist Fieber?* Beantwortet von Dr. *Christian Friedrich Buchheim*, Stadt-Physicus zu Bautzen. Wie vielfach die Lösung dieser Frage schon versucht wurde, ist eben so bekannt, als wie wenig glücklich die meisten dieser Versuche ausfielen. Meistens beruhen sie auf falschen Voraussetzungen und irrigen Ansichten von dem Verhältnisse eines Krankheitsprocesses zum Gesamtorganismus oder gar auf Phantasiegemälden, welche im Gebiete der Naturgeschichte freylich leichter sich finden lassen, als die dem aufmerksamen Beobachter sich darbietenden Thatsachen zu deuten sind. Ein solcher Versuch nun ist auch der von *Buchheim*. Ganz richtig bemerkt er zwar, dass das Fieber so allgemein sey, dass es wenige Menschen geben würde, die nicht schon daran gelitten; aber gerade daraus möchte nicht zu folgern seyn, dass es die allgemeinste Krankheit sey; der Vf. müsste denn überhaupt das Verhältniss des individuellen Organismus zu allen äusseren Einflüssen, ohne welches sein Bestehen aufhört, als Krankheit betrachten, weil dieser, so lange er sich im Gleichgewichte zu jenen erhält und erhalten kann, gegen deren Versuche, dieses Gleichgewicht zu stören, zu reagiren hat, und diese Reaction dann selbst Krankheit seyn müsste, die doch gerade die Gesundheit beurkundet, so lange sie nicht excessiv werden muss. Hienach ist gleichfalls irrig, dass das Fieber die gefährlichste Krankheit sey, weil es die meisten Menschen zum Tode führe; oder wenigstens dahin begleite. Die hierin liegende Ungewissheit, ob es zum Tode führe oder begleite, zeugt von einer schwankenden Ansicht über Krankheit. Wenn es zum Tode begleitet, ist es nicht die Krankheit, die solchen verursacht. Der Organismus sucht, so lange er kann, seine Integrität gegen die äusseren Einflüsse, deren Wirkung in demselben die Gestaltung eines für sich bestehenden, das vorhandene individuelle zu verdrängen suchenden Lebens ist, zu behaupten, und reagirt in Folge dessen gegen das ihm fremdartige selbst bis zu seiner gänzlichen Verdrängung. Diese Reaction des Organismus giebt sich eben so kund, als die Krankheit; und betrachten wir den Erfolg hievon, so finden wir, dass die Alten eine richtigere Vorstellung davon hatten, wenn sie von einer *vis naturae medicatrix* sprachen, als die meisten Neueren mit allen ihren Spitzfindigkeiten.

II. *Beschreibung einer in und um Dippoldiswalde, vorzüglich unter den Pferden des Königl. Sächs. Leib-Cürassier-Garde-Regiments, im Monate October und November* 1819 *herrschenden Seuche, von C. C. Prinz*, Pensionär-Thierarzt. Ein eigenthümliches epizootisches katarrhales Leiden mit besonderer Tendenz, die Nasenschleimhaut exanthematisch zu afficiren, zeichnete diese Seuche aus. Neben ihr bestand eine Scharlachepidemie unter den Menschen, und es wäre der Versuch, jenes krankhafte Secret, zur etwanigen Herstellung einer Identität zwischen beiden Krankheitsformen, auf Menschen durch Inoculation überzutragen, sehr interessant für die vergleichende Pathologie gewesen, wie man auch schon unter dem Rindvieh eine verwandte Krankheit, die Klauenseuche, gefunden hat. Die Beschreibung ist sehr gut.

III. *Eine eigene und ganz besondere Krankheit des Rückenmarks, beobachtet und beschrieben, nebst einigen Bemerkungen über die Entzündung des Rückenmarks*, von Dr. *Ch. A. Sonnenkalb*, pract. Arzte zu Leipzig. Er beobachtete die Krankheit 10 Jahre lang, konnte also einen vollständigen Bericht darüber erstatten. Wir machen hier nur auf das Sectionsresultat aufmerksam, welches besonders eine Degeneration der Cervicalpartie des Rückenmarks ergab. Diese war nämlich in eine aufgetriebene, ovale, feste, harte Masse, an Grösse, Form und Umfang einem Taubeney nicht unähnlich, verwandelt, und im Innern mit strahlenförmigen Fasern gleichsam durchwebt. Der Fall ist wichtig, und verdient besondere Beachtung in der Pathologie des Rückenmarks. Eben so sind die beygefügten Bemerkungen nicht uninteressant.

IV. *Kurze Bemerkungen.* 1. Sprachbemerkungen über *Axungia* und *Mica* als *termini technici;* von *Buchheim*. 2. Kupfer in den Quellen von Karlsbad, und in dem daraus sich absetzenden Hornsinter. Von *Ficinus*. 3. Chemische Untersuchungen eines wegen

Schwefelgeruch ausgezeichneten Brunnens von Dr. *Bauer*. 4. Verfahren zur Belebung scheintodter neugeborner Kinder, von *Hedenus*. 5. Ueber die Urinbehälter für das weibliche Geschlecht, von *Carl Caspari*. 6. a) Ueber die *Membrana Ruyschiana*, b) *Fascia superficialis*. c) Thonerde als Säuretilgend, d) knorpelartige Körper im Kniegelenke, e) Bemerkungen zu obigem Aufsatze III. (von *Seiler*). 7. a) Kohlenpulver und b) Fliegenschwamm (in eiterartigem Auswurfe, von *Meinhard*). Die Verordnungen über Medicinalwesen bilden hier, wie bey den übrigen Heften, einen stehenden Artikel.

2 Heft. V. *Uebersicht der Krankheiten in der königl. sächs. Armee im Jahre* 1820. Vom königl. sächs. Staabs-Arzte Dr. *Schön*. Die wichtigeren Fälle werden besonders hervorgehoben. VI. *Dislocation der Gebärmutter oder Schwangerschaft ausserhalb der Unterleibshöhle*, nebst Zeichnung von Dr. *Joh. Christoph Ludwig Riedel*, praktischem Arzte in Reichenbach im Voigtlande. Vier Wochen nach einer Entbindung zeigte sich eine quere Hand unter dem Nabel zur linken Seite eine Geschwulst, die ein Arzt für ein Milchbeul hielt und öffnete, worauf etwas Blut und Wasser ausfloss. Die Wunde hatte sich bereits geschlossen, als die Frau rücklings auf den Boden fiel. Abends fühlte sie bey einem Gange ein starkes Platzen im Unterleibe, und es trat eine Geschwulst unterhalb der genannten verwundeten Stelle hervor, die allmälich grösser wurde. Die Frau ward aufs neue schwanger, und bemerkte nun, dass in jener Geschwulst der *Uterus* sich befand. Ausserhalb der Schwangerschaft waren die Gedärme im Bruchsacke. Diese kurzen Andeutungen beweisen schon die Merkwürdigkeit des Falls. VII. *Beobachtung einer ausserordentlich vergrösserten Leber*. Vom Dr. *Riedel*. VIII. *Bemerkungen über eine Milzkrankheit und den im Verlaufe derselben entstandenen thierisch-magnetischen Zustand*. Vom Dr. *Pönitz* in Dresden. Gleichfalls merkwürdig mit eingestreuten Bemerkungen über den thierischen Magnetismus.

3 Heft. X. *Ueber die Knochenwiedererzeugung*. Von Dr. *Meding*. Eine ziemlich vollständige Abhandlung.

IV Bandes 1stes Heft. I. *Ueber Wasserscheu und Hundewuth*. Von Dr. *C. F. Buchheim*, Stadt-Physicus zu Bautzen. Ein gut geschriebener Aufsatz, der uns gleichwohl in unserer Kenntniss über die Pathologie der bekannten Krankheit um nichts weiter fördert. Auch ist die Bedeutung des Cerebralsystems dabey offenbar zu hoch gestellt, und die Spinal- und Ganglien-Nerven, denen eine wichtigere Rolle zukommen dürfte, sind gar nicht berücksichtigt. II. *Praktische Bemerkungen über das allgemeine Verhältniss der Krankheitssymptome zu einander*. Von Dr. *Moritz Naumann*, Docent der Arzneykunde zu Leipzig. Ein lobenswerther Versuch zur physiologischen Deutung der Symptome in Krankheiten. III. *Beyträge zur künstlichen Nasen- und Gaumen-Bildung*. Von *Joh. Ernst Klemm*, Stabs-Chirurgus bey der chir. med. Akademie zu Dresden. Eine interessante Krankengeschichte, in welcher das Unheil durch *syphilis* angerichtet war. IV. *Merkwürdige Zerstörung der Schädelknochen durch Nekrose*. Von Dr. *Friedr. Ludw. Meissner* in Leipzig. V. *Ueber Hydorrhoea der schwangeren Gebärmutter*. Von *Ebendemselben*. VI. *Neuester Beweis für die absolute Nothwendigkeit der Instrumental-Geburtshülfe, und namentlich der Zangenentbindungen*. Von Dr. *Bönisch*, Physicus in Camenz. Die Zange war indicirt, ihre Anwendung aber durch eine allzuklnge Hebamme für unnöthig erklärt, und Ruptur des Uterus in dem erzählten Falle eingetreten. VII. *Ueber Densuë, ein chinesisches Arzneymittel*. Von Dr. *Ricinus*. Es ist ein *Mixtum compositum*, und wird hier chemisch untersucht. VIII. *Beobachtung schädlicher Wirkungen auf den Genuss der Barbeneier*. Vom Regiments-Arzte *Damm* in Bautzen. IX. *Rheumatismus der Lungen*. Von Dr. *Kretzschmar* in Belzig.

2 Heft. I. *Von dem Verhältnisse der ursächlichen Momente in der Pathologie*. Von Dr. *Moritz Naumann* in Leipzig. II. *Gerichtlich-medicinische Untersuchung über die Zurechnungsfähigkeit der Brandstifterin Ficklerin aus Kirchberg*. Von Dr. *K. E. Weidemann*, Arzt in Lichtenstein. Der Vf. zeigt hierin grosse Umsicht und Sachkenntniss; mancher Gerichtsarzt könnte diese Abhandlung sich zum Muster wählen. III. *Krankengeschichte einer beträchtlichen Verwundung der Leber mit einer dergleichen des Rückenmarks complicirt*. Von D. *Kuhn*, Stadtphysicus zu Dresden. IV. *Merkwürdige unvollendete Geburt, verbunden mit dem Tode der Mutter und des Kindes*. Mitgetheilt von Dr. *Eduard Oehler*, pract. Arzte zu Crimmitschau. Der *fundus uteri* war putrescirt gefunden worden, und hiedurch die Thätigkeit des *Uterus* aufgehoben. Auf diese Putrescenz machte vorzüglich *Boër* aufmerksam, ohne aber den Krankheitsprocess richtig zu würdigen. Es scheint nämlich kaum noch einem Zweifel unterworfen, dass diese Erscheinung ein Ausgang von neuroparalytischer Entzündung ist.

3 Heft. I. *Einige Bemerkungen über die Behandlung nach der Amputation grösserer Gliedmassen*. Nach eigenen Erfahrungen gesammelt und durch mitgetheilte Operationsgeschichten erläutert, von Dr. *J. W. G. Benedict*, Prof. zu Breslau, und der chirurchischen Klinik daselbst Director. Es werden 22 Krankengeschichten, in welchen mit bestem Erfolge operirt wurde, erzählt, und diese ganze Abhandlung wird von jedem Wundarzt gewiss mit grossem Interesse gelesen werden. II. *Ueber die äusserliche Anwendung des kalten Wassers im Scharlach*. Von Dr. *Heinr. v. Martius*, Physicus des Amtes Nossen im Königreiche Sachsen. Eine umfassende Abhandlung, welche von einer geschichtlichen Darstellung der Anwendung des kalten Wassers ausgeht, und dessen Gebrauch im Scharlach ausführlich auseinandersetzt. III. *Coloboma iridis, zum Theil als Familienfehler beobachtet*, von Dr. *Friedrich Erdmann*, K. S. Leibarzte, Hof- und Medicinalrathe.

V. Bandes 1stes Heft. I. *Geschichte eines unter sehr gefährlichen Erscheinungen gelungenen Steinschnittes*. Mitgetheilt von Dr. *Benedict*, Prof. und Director des chirurgischen Clinici zu Breslau. Der Vf. liefert hier den Beweis, dass der Steinschnitt auch unter den bedenklichsten Umständen doch noch bisweilen gelingen kann, und demnach die Indication vielfältige Erweiterung zulässt. II. *Geschichte einer Castration*. Mitgetheilt von Dr. *August Burdach*, Arzt in Finsterwalde. Der Patient, 45 Jahre alt, Vater von 3 Kindern, kam durch Pollutionen, die kein

Heilmittel beseitigen konnte, so weit herunter, dass auch Lähmung der unteren Extremitäten hinzutrat. Diese blieb, jene wurden aber durch die Castration beseitigt. Ueber die Pathogenie dieses Zustandes spricht sich der Vf. nicht aus; jedoch scheint einigermassen aus der Erzählung des Falls hervorzugehen, dass eine Neurose der Sexualnerven zu Grunde gelegen habe: der Fall hätte zu interessanten pathologischen Untersuchungen und therapeutischen Versuchen Anlass geben können. Der Patient war ein Tuchmacher; vielleicht lag eine Krätzmetastase zu Grunde, und die Erhaltung dieses Organs wäre, so wie die Erlangung der Gesundheit, für den Kranken früher bey richtiger Beurtheilung des Zustandes möglich gewesen. III. *Fungus medullaris et haematodes auf der Schilddrüse,* beobachtet von Dr. *Karl Friedr. Nicolai,* K. S. Physicus des Amtes Augustusburg. Ausführliche Krankengeschichte mit Leichenbefund. IV. *Zweyter Auszug aus Physicatsberichten, das Jahr* 1823 *betreffend,* von Dr. *Hering.* Der erste Auszug ist im 3ten Hefte des dritten Bandes unter der Rubrik: Medicinalwesen, enthalten, und betrifft, wie dieser, die allgemeiner vorkommenden und merkwürdigeren Krankheiten. V. *Auszüge aus der Chronik von Altenzelle, die Jahre* 1200 *bis* 1700 *begreifend,* von Dr. *Heinrich v. Martius,* Physicus des Amtes Nossen. VI. *Mandat, die allgemeine Verbreitung der Schutz- Blattern - Impfung betreffend, vom 22sten März* 1826. VII. *Mandat, die Berechtigung zum Viehschnitte betreffend, von 2ten October* 1826. VIII. *Einige Worte über den Bandwurm Bothriocephalus latus Bremseri,* von Dr. *Friedrich Erdmann,* K. S. Leibarzte, Hof- und Medicinal-Rathe. IX. *Lesefrucht und Bemerkung* von Dr. *Schneider* zu Mühlberg. Sie betreffen den Holzessig, Barbenrogen, und die Leber des Störs und des Welses.

2tes Heft. I. *Geschichte einer Herzkrankheit nebst einer merkwürdigen und seltenen Anomalie im Baue des Gefässsystems,* mitgetheilt von Dr. *Heinrich Leopold Francke,* K. S. Hofrath und Professor. Die Section wies eine Umschlingung der *Aorta* durch die *Vena cava* und *Aneurysma cordis* mit Hypertrophie nach. II. *Einige Bemerkungen über den Abortus,* mitgetheilt von Dr. *Moritz Naumann,* Professor zu Berlin. Ein wichtiger Beytrag zur Gynäkologie. III. *Sammlung russischer Volksmittel gegen die Hundswuth.* Mitgetheilt von Dr. *Heinrich v. Martius,* Physicus des Amtes Nossen. IV. *Georg Ernst Stahl und Friedrich Hoffmann, von ihrem wissenschaftlich medicinischen Standpunkte aus verglichen und gewürdigt.* Eine Vorlesung, gehalten in der medicinischen Section der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur am 7 März 1823. Von Dr. *Aug. Wilh. Ed. Henschel,* Prof. a. d. Univ. Breslau. V. *Praktische Bemerkungen,* von Dr. *August Burdach,* pr. Arzt in Finsterwalde. Sie betreffen 2 Fälle von *Spina bifida,* eine Scharlachepidemie von 1824, die chronische Verhärtung der Brustdrüse, den Bauchstich und einen Fall von Entzündung und Vereiterung des rechten Eierstockes. VI. *Erster Jahresbericht über das poliklinische Institut zu Leipzig,* vom Professor Dr. *Ludwig Cerutti.* Der Stifter dieses Instituts ist *Puchelt* in Heidelberg. VII. *Nachricht von zwey Blutern,* mitgetheit von Dr. *Schreyer,* Physicus zu Vogtsberg im Sächs. Voigtlande.

3tes Heft. I. *Einige topographisch - medicinische Bemerkungen die Stadt Annaberg, so wie den oberen Theil des sächs. Erzgebirges überhaupt betreffend.* Von Dr. *Neuhof,* ehemal. Bergphysicus zu Annaberg. Diese Abhandlung des zu frühe für die Wissenschaft verstorbenen Vfs. enthält treffliche Bemerkungen. Es wäre zu wünschen, dass alle Aerzte sich dahin vereinigten, eine medicinische Topographie der einzelnen Gegenden ihres Wirkens zu entwerfen, um so zu einer medicinischen Statistik der einzelnen Länder und endlich von ganz Deutschland zu gelangen, wodurch die Naturgeschichte unserer Krankheiten ungemein gefördert würde. Am zweckmässigsten müsste die Anregung zu solchem wichtigen Unternehmen von den Kreismedicinalstellen ausgehen, wie diess bereits vom Medicinalrathe *Marc* im baierischen Obermainkreise geschehen ist, von dem wir wohl eine treffliche Ausführung dieses Planes zu erwarten haben. II. *Dritter Auszug aus Physicatsberichten, das Jahr* 1824 *betreffend,* von Dr. *Hering* in Dresden. Vollständiger, als die beiden ersten. III. *Ueber den Gehalt an Luft in den Teplitzer Quellen.* Vom Prof. Dr. *Ficinus.* IV. *Ueber Lampadius Schwefelalcohol.* Vom Dr. *Mansfeld* in Braunschweig. Enthält wichtige Bemerkungen zu therapeutischem Zwecke. V. *Nach der Geburt offen gebliebener Urachus, mit Fungus umbilicalis.* Beobachtet von Dr. *F. A. W. Hofmeister,* ausübendem Arzte und Stadtgeburtshelfer in Oschatz. VI. *Fortsetzung der Geschichte der chirurgisch-medicinischen Akademie und der mit ihr vereinigten Thierarzneyschule zu Dresden.* Von Dr. *Seiler.* Der Anfang ist im 3ten Hefte des ersten Bandes enthalten.

Den Beschluss macht ein nach Materien geordnetes Register, das bey solchen Zeitschriften sehr zweckmässig ist zu besserer Uebersicht ihrer Leistungen und zum praktischen Gebrauche. Der angezeigte wichtige Inhalt reicht zur Empfehlung dieser Zeitschrift hin.

Als eine neue Folge derselben, ohne Veränderung des Planes, ist erschienen:

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Neue Zeitschrift für Natur und Heilkunde.* Herausgegeben von den Professoren der chirurgisch-medicinischen Akademie in Dresden DD. *v. Ammon, Choulant, Ficinus, Haase, Kreysig, Löwe, Pech, Prinz, Reichenbach, Seiler.* Erster Band. Mit 3 Tafeln Abbildungen. 1830. 484 S. 8. (3 Rthlr.)

Wir theilen auch von dieser neuen Zeitschrift den Hauptinhalt mit.

I Band. 1 Heft. I. *Beyträge zur Topographie von Dresden.* Vom Dr. und Prof. *Ficinus.* II. *Physikalisch-chemische Abhandlung über die Wiesenbadquelle im sächsischen Erzgebirge; ein Beytrag zur Geschichte der Mineralwässer und der Erdwärme.* Vom Prof. *Lampadius* an der Bergakademie zu Freyberg. Auch in geognostischer Beziehung sehr wichtig. III. *Ausrottung eines Knochenauswuchses in der Augenhöhle,* mitgetheilt vom Geh. Hofrath Dr. *Sulzer* zu Ronneburg. (Vorgelesen in der Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher zu Berlin, im September 1828). Der Fall, bey dem sich der nun verewigte Vf. als einen

originellen Operateur bewies, lief glücklich ab, und bietet so viele Eigenheiten dar, dass er in den Annalen der Chirurgie immer eine Merkwürdigkeit bleiben wird. IV. *Fälle von Cardiogmus*, mitgetheilt von Dr. *Friedrich Otto*, Stadtphysicus zu Annaberg. Es sind deren sieben an der Zahl, welche, zum Theile sehr langwierig, mancherley Behandlungsweisen erfahren mussten, jedoch erfolglos. Allerdings gehören Fälle der Art in das schwierige Capitel der Herzkrankheiten, wenn sie es auch nur ihren Aeusserungen nach sind, ohne gerade dieses Organ zum eigentlichen Sitze zu haben, und bringen nicht selten, wenigstens beym ersten Anblicke, den Diagnostiker in Verlegenheit, da sie oft nur durch Unterleibsleiden bedingt sind, und demnach als Herzneurosen betrachtet werden können. Wiewohl der Vf. sich in dieser Beziehung nicht über die Diagnose gehörig ausspricht, so war sein Verfahren doch dieser entsprechend, aber durch die Homöopathie bestimmt. Rec. hatte schon oft mit dergleichen Fällen zu thun, richtete aber nach genauer Erwägung der Umstände sein Hauptaugenmerk auf Störungen in dem Unterleibsnervensysteme, und danach seine Behandlung ein, die immer mehr eine diätetische war, weil die Arzneywirkungen das Krankheitsbild nur trübten, und das Leiden complicirt wurde. Die *Methodus expectativa*, in beschränktem Sinne genommen, leistete jederzeit, was das Bestürmen mit Arzneyen nie vermocht hätte, und wenn das homöopathische Verfahren hierin seinen Grund hat, so beruht es auf Nichtsthun, und Rec. war in diesem Sinne schon oft Homöopath. V. *Die Thierheilanstalt bey der königl. Thierarzneyschule in Dresden, und ihre Leistungen in den Jahren* 1824—1826, vom Professor Dr. *Prinz*. VI. *Einige Bemerkungen über die Wirkungen und das Vorkommen des Aconitum gracile Rchbch.* Vom D. *Schneider* in Mühlberg. Im Dorfe Mulde ging viel Rindvieh, besonders die Kühe durch Blutmelken, blutigen Harn und darauf folgende Verzehrung zu Grunde, wovon die Ursache in der genannten, häufig auf Wiesen dort vorkommenden Pflanze lag. VII. *Beyträge zur Lehre von den Krankheiten der Gebärmutter in der Schwangerschaft und dem Wochenbette.* Von Dr. *Eduard Oehler*, praktischem Arzte und Geburtshelfer zu Crimmitschau. VIII. *Vorfall eines degenerirten Theils der Vagina durch Abbindung glücklich beseitigt.* Mitgetheilt vom D. *Hedrich*, Amtsphysicus in Frauenstein. IX. *Wiederbelebung eines todtgeglaubten Selbstmörders*, von D. *Wild*, k. k. Regimentsarzte in Mailand. Er hatte sich eine Halswunde durch ein Rasiermesser beygebracht. X. *Merkwürdiger Fall einer Vergiftung durch den Genuss der Cicuta virosa*, mitgetheilt von D. *Allihn*, Erbamtsphysicus zu Grimma. Die Wurzel war von einer armen Familie, Eltern und 4 Kindern, für Selleri genossen worden. Es wurden 5 davon gerettet, der Vater aber starb. XI. *Kalte Begiessungen bey der Angina membranacea.* Vom D. *Bischoff* in Dresden. Sie wurden mit glücklichem Erfolge angewendet. XII. *Epilepsie durch Radix artemisiae vulgaris geheilt*, von D. *F. A. W. Hofmeister*, praktischem Arzt und Stadtgeburtshelfer zu Oschatz. XIII. *Crusta lactea durch den Anblick eines daran chronisch leidenden Knaben entstanden.* Mitgetheilt von Vorigem. Der Fall betraf ein 26jähriges Frauenzimmer beym Anblicke eines Knaben mit dem genannten Ausschlage. XIV. *Die Schwefelquellen zu Marienborn bey Schmeckwitz, ein Mittel gegen die Warzenkrankheit.* Mitgetheilt von D. *J. G. Bönisch*. XV. *Praktische Bemerkungen über Vaccination*, von D. *Edelmann* in Leipzig. Sie betreffen den Unterschied der Wirkung von frischer Lymphe und von veralteter, gleichsam dem Organismus des Menschen schon assimilirter. XVI. *Zwey Fälle von Delirium tremens potatorum, in sehr kurzer Zeit geheilt durch Opium.* Mitgetheilt von D. *Moritz Junghähnel*, praktischem Arzte und Bezirks-Impfarzte auf Wakerbartsruhe bey Dresden. — Hierauf folgen einige Verordnungen im Medicinalwesen, und meteorologische Tabellen vom Januar bis Juli 1829, von *Lohrmann* zusammengestellt.

2 Heft. I. *Die meteorologischen Beobachtungen im Königreiche Sachsen, Jahr* 1829. Von *Wilh. Gotth. Lohrmann*. II. *Untersuchung einer ohnweit Rosswein befindlichen Mineralquelle.* Vom D. *Heinr. v. Martius*. Ein schwacher Eisensäuerling. III. *Der Tollwurm in der Zunge der Hunde als Muskelapparat dargestellt* vom Prof. Dr. *Prinz*. IV. *Bemerkungen zu vorstehender Abhandlung über den sogenannten Tollwurm.* Vom Director Dr. *Seiler*. V. *Grundzüge für die selbstständige Bearbeitung der praktischen Medicin.* Von Dr. *Ludwig Choulant*. Die Angaben des Vfs. sind sehr zu beherzigen. Er tadelt die bisherige Heilkunde, sofern sie auf die bekannten naturphilosophischen Wortspielereyen allein gebaut ist, und weist sie auf den naturhistorischen Weg, ohne gerade diess auszusprechen, hin, auf welchem allein Heil für sie zu gewinnen ist. Die Reform hat bereits begonnen, und ausgezeichnete Männer stehen an ihrer Spitze. Nur allmälich kann sie weiter um sich greifen, und den endlichen Sieg zum Besten der leidenden Menschheit davon tragen. Dieser Aufsatz dürfte daher geeignet seyn, in mehrere andere, selbst nicht medicinische, aber häufig gelesene Zeitschriften überzugehen. VI. *Zwey Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit zweyer junger Brandstifter*, von Dr. *Meding*, Arzt an der Fürstenschule und Amtsphysicus zu Meissen. Die Abhandlung enthält wichtige gerichtlich-medicinische Erörterungen. VII. *Auszug aus den Physicats-Berichten* von Dr. *Hering* in Dresden. Noch umfassender, als der vorige, und wichtig für die Epidemieengeschichte. VIII. *Zur Geschichte der Bandwürmer*, von D. *Karl Friedr. Nikolai*, Physicus des K. S. Amtes Augustusburg. — Einige neuere Medicinalverordnungen und die Fortsetzung der oben erwähnten meteorologischen Tabellen bis zum December 1829 nebst einer allgemeinen Uebersichtstabelle beschliessen den ersten Band.

Aus unserer Anzeige geht hervor, dass auch in dieser neuen Zeitschrift die Auswahl des Materials mit möglichster Umsicht getroffen, und die Fortsetzung in demselben Geiste sehr zu wünschen ist.

Bs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

MATHEMATIK.

Koenigsberg, b. Unzer: *Die ebene Geometrie der geraden Linie und des Kreiſes, oder die Elemente.* Für Gymnaſien und zum Selbſtunterrichte. Von Dr. *Georg Paucker*, Prof. der Mathematik am Gymnaſium illuſtre zu Mitau u. ſ. w. Erſtes Buch. 1823. XXII u. 298 S. (eigentlich nur 290 S., indem ſonderbarer Weiſe keine mit 1, 2 bis 8 bezeichneten Seiten vorhanden ſind). 8. Mit 28 Figurentafeln. (2 Rthlr. 16 gr.)

Daſs dieſe Schrift der Zahl der beſſeren Lehrbücher der Mathematik beyzuordnen ſeyn werde, lieſs ſchon der Name des Verfaſſers erwarten. Die nähere Anſicht des Inhalts befriedigt auch dieſe Erwartung im Ganzen, obgleich ſie nicht erlaubt, ohne Beſchränkung beyfällig über das Werk zu urtheilen.

Der Titel weiſet auf zwey ſehr verſchiedene Zwecke des Buches hin, deren gleichzeitige Erfüllung ziemlich ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn möchte. Doch man iſt auf den Titeln mathematiſcher Lehrbücher die Worte, welche dieſe Zwecke bezeichnen, und die wohl oft nur Käufer locken ſollen, ſchon gewohnt, und am Ende wird freylich Jeder, der durch Unterricht ſchon einige Kenntniſſe erlangt hat, aus Büchern dieſer Art etwas lernen, alſo ſich aus ihnen ſelbſt unterrichten können. Es ſey uns aber erlaubt, um Zweck und Art des Buchs ganz im Sinne des Vfs. zu ſchildern, den Anfang des Vorworts hieher zu ſetzen:

„Der Hauptzweck dieſes Werks iſt, alle Lehrwahrheiten der Elementargeometrie in möglichſter Vollſtändigkeit zu ſammeln, welche von den Alten bis auf uns gekommen, und welche nach dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften von den Neueren erfunden, umfaſſender, zur Anwendung nutzbarer dargeſtellt, und mit den übrigen Zweigen mathematiſcher Erkenntniſs in Verbindung gebracht worden ſind.“

„Um für die Menge der aufzunehmenden Sätze und Aufgaben mehr Raum zu gewinnen, ſind bey den leichteren die Beweiſe und Auflöſungen entweder ganz weggelaſſen oder nur kurz angedeutet worden, können aber leicht aus den beygefügten Figuren entnommen werden, die mit allen nöthigen Conſtructionslinien gezeichnet ſind. Um ſo mehr hofft der Vf., daſs die Reichhaltigkeit des Stoffes für die Kürze des Ausdrucks ſchadlos halten werde.“

„Bey dem Unterrichte kann dieſe Zuſammenſtellung (welche?) den Vortheil gewähren, daſs, indem der Schüler, geleitet durch die beygefügten Figuren, dem mündlichen Vortrage des Lehrers folgt, die Aufmerkſamkeit angeſtrengter und eben dadurch fruchtbarer für eigene Bearbeitung werde. Freylich ſetzt dieſs voraus, daſs jeder Lernende ein Exemplar des Werks bey dem Unterrichte vor Augen habe, welches der Vf. durch Wohlfeilheit des Preiſes möglich gemacht zu ſehen wünſcht. Dabey bleibt natürlich dem Lehrer überlaſſen, nur das Wichtigere zu erklären, das Uebrige dient zum Behufe des fortgeſetzten eigenen Studiums.“

Dieſer Anfang des Vorworts zeigt einen *Haupt*zweck an, der mit den auf dem Titel genannten Zwecken (alſo *Neben*zwecken?), namentlich mit dem „für Gymnaſien“ ſich ſehr ſchlecht zuſammenreimen läſst, nämlich den Zweck, in möglichſter Vollſtändigkeit die Lehrwahrheiten der ebenen Elementargeometrie zu ſammeln. Rec. giebt gern zu, daſs ein Werk, welches nicht unbedingt alle, aber doch alle in einem gewiſſen Grade wichtigen Lehrwahrheiten der Elementargeometrie, auf welche die weitere Ausbildung der Wiſſenſchaft zu gründen wäre, in zweckmäſsiger Anordnung enthielte, allerdings ſehr wünſchenswerth wäre. Aber ein ſolches Werk müſste ganz darauf verzichten, auch zum Unterrichte an Schulanſtalten dienen zu wollen; unbedeutende, bloſs Uebung bezweckende Aufgaben müſste es daher ausſchlieſsen; es müſste von den Sätzen die eleganteſten Beweiſe geben, und auch hiſtoriſche und literariſche Nachweiſungen in ſich aufnehmen. Ein ſolches Werk zu verfaſſen wäre aber eine ungeheure Aufgabe, die immer nur höchſt unvollkommen gelöſet werden könnte. Und wie bald würde nicht, beſonders bey dem gegenwärtigen raſchen Fortſchreiten der Wiſſenſchaft, das Werk veralten! (In dieſer Hinſicht fällt gerade die Arbeit des Vfs. in einen höchſt ungünſtigen Zeitpunct. Wie hat ſich ungefähr ſeit 1820 — und vom 1ſten Sept. 1820 iſt das Vorwort datirt — die Elementargeometrie umgeſtaltet und ausgedehnt, und wie wächſt ſie noch von Tage zu Tage! Man ſehe nur auf die Leiſtungen einiger Franzoſen, und die ungeheueren Arbeiten unſeres *Steiner*!). Es ſcheint daher am beſten, nur allmälich, wie die Wiſſenſchaft weiter ſchreitet, wichtige neue Theorieen, und zwar erſt, wenn ſie gehörig ausgebildet ſind, in Lehrbücher gröſserer Art aufzunehmen, und auſser-

dem vielleicht den Schatz neuer mathematischer Wahrheiten in kleineren Schriften, in Journalen, vielleicht auch in Wörterbüchern, die sich leichter als systematische Werke durch Supplemente ergänzen lassen, zu sammeln. Schon *Gilbert* hatte eine ähnliche Idee, wie der Vf., gefasst, aber sein Werk blieb unvollendet, der erste und einzige Theil desselben, welcher 1798 erschien, erliegt unter einer erdrückenden Weitschweifigkeit. *Schweins* hat den Vorsatz, ein solches Sätze sammelndes Werk herauszugeben, den er in der Vorrede zu seiner Geometrie (Göttingen 1805) äussert, bis jetzt nicht ausgeführt. — Uebrigens zeigt die Ansicht des Werkes keineswegs, dass Hr. *P.* vorzugsweise nur die Rolle des Sammlers und Ordners habe spielen wollen; es enthält im Gegentheil eine ansehnliche Menge von Sätzen, die ihm selbst als Eigenthum zugehören.

Die Schrift ist in zwey Abschnitte getheilt. Der erste enthält bloss Verbindungen von geraden Linien (auch Flächenräume), im zweyten ist auch der Kreis mit im Spiele, so dass die Sätze und Aufgaben dort nur auf Gleichungen des ersten, hier auf Gleichungen des zweyten Grades führen würden. So wenigstens giebt diess der Vf. selbst in der Vorrede an; weiter unten wird sich aber Gelegenheit finden, noch Einiges darüber zu bemerken. Jeder Abschnitt zerfällt in eine Abtheilung von Lehrsätzen, und in eine andere von Aufgaben. Die Lehrsätze sind wieder in Unterabtheilungen mit der Ueberschrift 1ste, 2te u. s. w. *Betrachtung*, die Aufgaben in Unterabtheilungen mit der Ueberschrift 1ste, 2te u. s. w. *Anwendung*, abgetheilt. Die zahlreichen Figurentafeln enthalten, mit wenigen Ausnahmen, für jeden Paragraphen (oder Satz, wie es der Vf. nennt,) eine oder selbst mehrere Figuren.

Die sich von S. 11 bis 24 erstreckende *Einleitung* erörtert eine grosse Menge von Begriffen. Sie beginnt vom Begriffe des Punctes, gehet dann, mit Hülfe der Bewegung, vom Puncte zur Linie, von dieser zur Fläche über. Diess scheint aber nicht durchaus zweckmässig, besonders in sofern nicht jede gekrümmte Fläche bequem durch Bewegung einer Linie entstehend gedacht werden kann, es müsste denn erlaubt werden, die Form der Linie selbst während der Bewegung abzuändern. Es ist zu billigen, dass man hier nichts von den Dimensionen, von der Länge, Breite und Dicke der Körper u. s. w. findet, da diese, schon die Kenntniss des rechten Winkels voraussetzenden Begriffe hier gar nicht klar werden könnten. Im §. 4 ist die gerade Linie (*grade* schreibt der Vf.) nicht eigentlich definirt, aber doch auf eine nicht uninteressante Weise durch ihr Verhalten beym Zusammenpassen zweyer geraden Linien charakterisirt, indem zwey gerade Linien, sobald sie zwey Puncte gemein haben, sich auch in allen übrigen decken. In einer Anm. heisst es: „Ob eine Linie gerade sey, kann also nur durch eine andere Linie erkannt werden.“ Hier ist das *also* doch eigentlich unbegründet, und daher wohl überflüssig, auch ist die ganze Erklärung leicht Missverständnissen ausgesetzt, und bedarf vieler Erläuterungen. Man möchte, besonders da auf die Figur verwiesen wird, die doch in der Ebene des Papiers gezeichnet ist, nur an das Verschieben der Linien in der Ebene denken; bey dieser Einschränkung würde aber die Eigenschaft, welche hier die gerade Linie charakterisiren soll, auch bey zwey Kreislinien von gleichen Radien Statt zu finden scheinen. — Im §. 23 ist auf eine höchst befremdende Weise der Begriff des regelmässigen Vierecks als einerley mit dem des Parallelogramms angesehen, und im §. 24 ist das Quadrat das regelmässigste unter den regelmässigen Vierecken genannt. Wozu doch wohl diese ganz verwerfliche Abweichung vom gewöhnlichen Sprachgebrauche, welche so ganz im Widerspruche mit der in §. 31 gegebenen richtigen Erklärung des regelmässigen Vielecks stehet? — Im §. 32 heisst es: „Ein Kreis ist eine ganz in einer Ebene liegende krumme Linie u. s. w.“ Dass der Kreis eine krumme Linie ist, muss, streng genommen, als Lehrsatz gegeben werden, und gehört keineswegs in die Definition. — Im §. 35 sind die Erklärungen des Linienmassstabes, des Winkelmassstabes und des Flächenmassstabes („oder Visirstabs“ — ?) enthalten; die Erklärung des letzten ist aber nur durch eine Figur gegeben, diese aber hier eigentlich ganz unverständlich, da sie Kenntniss einiger Sätze von dem Flächeninhalte der Figuren voraussetzt. Ueberhaupt stehen viele Erklärungen in der Einleitung, die an dieser Stelle noch nicht verstanden werden können. — Im §. 38 heisst es: „Wenn von drey graden Linien die mittlere grösser ist, als die erste und kleiner als die dritte, oder kleiner als die erste und grösser als die dritte, so sagt man von ihnen, dass sie in einer Medietät stehen.“ Darauf folgen die Erklärungen der arithmetischen, der geometrischen und der harmonischen Medietät. Was ist mit diesem ungewöhnlichen Ausdrucke gewonnen? Und enthalten nicht die hier herausgehobenen Worte eine zu weit ausgedehnte und desshalb unnütze Bestimmung des Begriffs der Medietät?

Jetzt folgt: *Erster Abschnitt; die grade Linie. Lehrsätze* (S. 25 b. 62). *Erste Betrachtung; das Decken.* Der §. 15 sagt: „Wenn innerhalb eines Dreyecks abc über der Grundlinie bc ein Punct d angenommen wird, und von demselben die Graden db, dc gezogen werden, so ist ihre Summe kleiner als die von ab und ac, und zwar desto kleiner, je näher der Punct d an der Grundlinie liegt.“ Hier enthalten die letzten Worte eine offenbare Unrichtigkeit. Unmittelbar darauf heisst es: „Oder: zwischen zwey Puncten ist die grade Linie die kürzeste Entfernung.“ Zur genauen Begründung dieses Satzes gehört doch Vieles, wovon hier nichts stehet; krumme Linien zwischen den Puncten sind dabey ganz mit Stillschweigen übergangen. Auch sollte statt „Entfernung“ stehen: Linie. *Zweyte Betrachtung; die Parallellinien.* Der Vf. gehet von dem Satze aus: „Gegen eine Gerade ab lässt sich aus einem bestimmten Puncte c nur eine einzige parallele Gerade cd ziehen.“ Er giebt dafür einen indirecten Beweis, den Rec. für verunglückt erklären muss. Man soll sich nämlich aus demselben Puncte c zwey Gerade cd und ce, beide gegen ab parallel, einbilden; dann, schliesst der Vf.,

müsse auch eine dritte Gerade cf, welche, auch durch c gehend, von ce unter demselben Winkel abwiche, wie ce von cd, zu ab parallel seyn; dann gelte diess auch von einer vierten cg, die mit cf eben denselben Winkel bilde, u. s. w., wobey aber endlich gewiss eine durch c gehende Linie herauskommen müsse, welche ab schnitte, nach jener Betrachtung aber mit ab parallel seyn müsse; so erhelle die Ungereimtheit der Annahme, dass ausser cd auch ce mit ab parallel seyn solle. Der Schluss: „Weil der Winkel ecd = fce, und sowohl cd als ce mit ab parallel seyn sollte, so müsste auch cf mit ab parallel seyn," ist offenbar grundfalsch. In den Verbesserungen oder Zusätzen (S. XXI) hat der Vf. noch Einiges zur „Erläuterung" beygefügt, und dadurch den Satz fester zu begründen gemeint. Es heisst hier: „Die Eigenschaft einer Parallele kann einer anderen ohne Willkühr nicht abgesprochen werden." Freylich nicht, wenn kein Grund dazu vorhanden ist; aber auch das *Beylegen* einer Eigenschaft, welches Hr. *P.* sich hier erlaubt hat, ist eben so willkührlich. Möchte Hr. *P.* wohl schliessen: „Die Gleichung $x^2 - 12x + 35 = 0$ hat die Wurzeln $x = 7$ und $x = 5$; die erste Wurzel hat die Eigenschaft, eine andere um 2 kleinere Wurzel neben sich zu haben; eine gleiche Eigenschaft kann auch der zweyten nicht abgesprochen werden; daher muss eine dritte Wurzel $x = 3$ existiren; dann wieder so eine vierte $x = 1$ u. s. w." —? Oder so: „Unsere Erde ist ein Planet und hat einen Mond; die Eigenschaft eines Planeten kann einem anderen nicht ohne Willkühr abgesprochen werden; folglich hat jeder Planet einen Mond" — ? — Die Bedingungen der Congruenz zweyer Dreyecke bey Uebereinstimmung zweyer Seiten und eines von denselben nicht eingeschlossenen Winkels sind im §. 41 besser und vollständiger betrachtet, als gewöhnlich in den Lehrbüchern. — *Dritte Betrachtung; der Flächeninhalt.* Hier finden sich viele und zum Theil ungewöhnliche Sätze. — *Vierte Betrachtung; die geometrische Proportion und die Aehnlichkeit.* Es kommen hier Proportionen zwischen Linien, oder zwischen zwey Flächenräumen und zwey Linien vor, aber bloss unter der Beschränkung, dass die Glieder jedes Verhältnisses ein „Zahlverhältniss" zu einander haben, d. h. dass sie commensurabel sind. Bey einer Proportion zwischen vier Linien werden das erste und vierte Glied *wechselnamige* Linien genannt, so wie auch das zweyte und dritte; jedes andere Paar Glieder heisst *gleichnamige* Linien. — *Fünfte Betrachtung; die Stetigkeit.* Hier sey erlaubt, etwas länger zu verweilen, vorzüglich, da der Vf. etwanige Beurtheiler besonders auf diese Betrachtung aufmerksam macht. Voran stehet die Erklärung: „Zwey grade Linien, welche durch kein gemeinschaftliches Mass ausgemessen werden können, mithin kein Zahlverhältniss zu einander haben, können bloss in Rücksicht ihrer stetigen Ausdehnung mit einander verglichen werden, und heissen daher *stetig zu einander* (irrational, incommensurabel), so wie die Beziehung, in welcher sie gegenseitig stehen, die *Stetigkeit* heisst. Die Stetigkeit schliesst also das Zahlverhältniss, mithin die geometrische Proportion aus, und kann nur als eine Vergleichung der Flächen oder Körper gedacht werden, die auf stetigen Linien beschrieben sind." Hier fällt wieder eine mehrfach ungewöhnliche und unangemessene Begriffsbestimmung auf. Erstens ist der Gebrauch des Wortes *Stetigkeit* in einem Sinne, der ihm gar nicht beygelegt zu werden pflegt, für einen Begriff, der schon durch ein anderes allgemein eingeführtes Wort, nämlich *Incommensurabilität*, bezeichnet wird, gänzlich unbegründet und verwerflich. Ferner ist das Wort *irrational* fälschlich als einerley mit *incommensurabel* angesehen; die Linien a und $a\sqrt{2}$ sind zwar incommensurabel, aber nicht irrational; nur ihr Verhältnissexponent $\sqrt{2}$ ist irrational. Dieses Wort beziehet sich nur auf einen Zahlenwerth, den man freylich in gewöhlichen Zahlen und Brüchen nur näherungsweise darstellen kann; das Wort incommensurabel beziehet sich auf zwey gleichartige Grössen, oder zwey Zahlen. Endlich ist nicht zuzugeben, dass durch die Incommensurabilität die geometrische Proportion ausgeschlossen werde; das Incommensurabelseyn schliesst nur das rationale Zahlverhältniss aus; sollte nicht $a : a\sqrt{2} = a\sqrt{5} : a\sqrt{10}$ eine richtige Proportion seyn, obgleich die Exponenten der darin enthaltenen Verhältnisse irrational sind? Uebrigens will der Vf. vielleicht eine solche Proportion zwar für die Arithmetik, aber nicht für die Geometrie zulassen, wie man aus seiner Anm. zu §. 37 in der Einleitung schliessen möchte; sollte diess aber zweckmässig oder nothwendig seyn? Eine nähere Idee von dem Zwecke oder Inhalte dieser fünften Betrachtung gebe Folgendes: Im §. 90 der 4ten Betrachtung findet sich der Satz, dass, wenn die Dreyecke abc, def ähnlich sind, und ab : de ein (rationales) Zahlverhältniss ist, auch ab : de = ac : df = bc : ef seyn muss. Der Vf. erlaubt sich nun nicht, diese Proportion auch für den Fall auszusprechen, wo das Verhältniss ab : de irrational ist, indem er, der ausgehobenen Stelle gemäss, solche Verhältnisse gar nicht für zulässig hält. An der Stelle des Stattfindens der Proportion beweiset er daher im §. 115 das Stattfinden der Gleichung ab . ef = de . bc, worin die verglichenen Grössen Rechtecke sind. Als Hülfsmittel zu diesem Beweise gebraucht er aber einen in §. 114 durch Construction bewiesenen Satz, dessen Inhalt kurz in Folgendem bestehet: Gehen von einem Puncte a drey Gerade aus, und in der ersten sind die Puncte b, e, in der zweyten die Puncte c, f, in der dritten die Puncte d, g vorhanden, und es ist bc parallel ef, cd parallel fg, so ist auch bd parallel eg. Eine Anm. sagt: „Der Beweis dieses wichtigen Satzes erscheint wahrscheinlich hier zuerst bloss auf Parallellinien und gleichflächige Dreyecke gegründet." In der Vorrede hat der Vf. die Beurtheiler des Werks hauptsächlich auf diesen Beweis hingewiesen. Rec. gestehet aber unverholen, dass derselbe, obgleich er sonst sein Interessantes haben mag, ihm doch nicht einfach und anschaulich genug erscheint, um eine Theorie darauf zu gründen, die vom Schüler lebendig erfasst werden soll. Könnte man ein System der elementargeometrischen Wahrheiten aufbauen, welches sich ganz der Proportionen zwi-

schen Linien enthielte, so wäre demselben ein wissenschaftlicher Werth schwerlich abzusprechen. Dabey wäre aber Eleganz und Einfachheit der Entwickelung eine Hauptbedingung. Die Beweise müßten ungefähr so einfach seyn, wie der in §. 117, wo der Vf. geometrisch und auf eine nette Weise einen Satz beweiset, dessen Inhalt auf Folgendes zurückkommt: Ist ab . ac = ad . ae und ae . ag = af . ab (wo ab u. s. w. Linien, die Producte eigentlich Rechtecke sind) so ist auch ac . ag = ad . af. (Man findet dasselbe auch in dem von *Grüson* geschriebenen Programme des Berliner französischen Gymnasiums von Ostern 1829, dessen Titel: *Simplification et extension de la Géométrie d' Euclide.*) Sollte Rec. nach solcher Art die Wahrheiten der Elementargeometrie entwickeln, so würde er wahrscheinlich die Proportionen ganz verbannen, selbst für den Fall commensurabler Linien; denn will man sie hiefür gestatten, so scheint es in der That nicht gerathen, die Proportionen zwischen incommensurabeln Linien auszuschliessen. Dann würde er sich wahrscheinlich des eben erwähnten Satzes von §. 117 und seines Beweises bedienen, und ausserdem vielleicht noch den Altmeister Euklides benutzen. Dieser beweiset im 35sten Satze des 3ten Buches, ohne Anwendung von Proportionen, durch Schlüsse, welche blos Flächenräume betreffen, dass wenn zwey Sehnen eines Kreises einander schneiden, das Rechteck aus den Theilen der einen Sehne dem Rechtecke aus den Theilen der anderen gleich ist; aus diesem Satze entspringt aber, unter Anwendung der Peripheriewinkel - Theorie, sogleich der §. 115, von dem schon oben die Rede war, dann könnte man auch, mittelst des schon erwähnten §. 117, den §. 114 einfach genug beweisen. Aber selbst, wenn auf eine solche oder eine noch einfachere Weise ein geometrisches System, das sich der Proportionen enthielte, aufgebaut wäre, möchte noch die Frage, ob es dem gewöhnlichen, besonders für den Unterricht, vorgezogen werden müsse, verneinend zu beantworten seyn; wenigstens möchte die Anschaulichkeit dadurch nichts gewinnen, denn z. B. bey dem erwähnten Satze §. 115 läfst sich die Richtigkeit der Proportion ab : ac = de : df schon durch das Augenmafs schnell und leicht einigermafsen beurtheilen; die Beurtheilung der Gleichheit zweyer noch nicht gebildeten Rechtecke ist aber umständlicher, weil zu ihr erfodert wird, aus den Linien die Rechtecke erst zu construiren. Ferner müfste man in diesem Systeme, um consequent zu seyn, statt der Proportionen zwischen zwey Linien und zwey Rechtecken Gleichheit zweyer rechtwinkligen Parallelepipeden zu Hülfe nehmen; und wie wollte man bey Proportionen zwischen vier Rechtecken die Proportionsform und überhaupt die arithmetische Form vermeiden? Und ist es nicht zuletzt auch rathsam, den Schüler in der Anschauung von Gröfsenverhältnissen zwischen Linien, so wie es in den Proportionen geschiehet, zu üben?

Erster Abschnitt; Aufgaben (S. 63 bis 98). *Erste Anwendung; die gerade Linie.* Hier finden sich fünf Aufgaben; darunter die zweyte: „Aus einem gegebenen Puncte eine lange Linie mit einem kurzen Lineale und kleinem Zirkelinstrumente nach einer gegebenen Richtung zu ziehen." *Zweyte Anwendung; der Winkel.* Hier betrifft die letzte Aufgabe in §. 11 das Messen eines Winkels ohne Transporteur, auf Gleichmachen der Kreisbogen durch einen Zirkel und die Theorie der Kettenbrüche gestützt. Die Vorschrift erwähnt aber der Kettenbrüche nicht, sondern giebt blos den zu befolgenden Mechanismus, ohne allen Beweis seiner Richtigkeit, an. Hätte nicht unter den Aufgaben der ersten Anwendung auch die analoge Aufgabe für das Messen einer Geraden durch eine andere Platz finden sollen? *Dritte Anwendung; die Parallellinien.* Hier finden sich auch viele Aufgaben über Dreyecke und Vielecke, welche kein Ziehen von Parallellinien erfodern. Manche derselben sind recht interessant. Der §. 20 giebt uns aber Gelegenheit zu manchen Bemerkungen. Hier heifst es: „Ein Dreyeck aus zwey gegebenen Seiten ab, cb und dem nicht von ihnen eingeschlossenen Winkel e zu construiren". In der Auflösung ist gesagt: „Man erhält drey verschiedene ungleiche Dreyecke". Wie gehet diefs zu? Der Vf. hat als Winkel e einen spitzen angenommenen, und die Linie bc kleiner als ab, daher hat er zwey Dreyecke zu zeichnen vermocht, welche den Winkel e an der Seite ab haben, und ein drittes, welches ihn an der kürzeren bc hat. Es wäre hier besser gewesen, unter die Bedingungen der Aufgabe auch die einer bestimmten Lage des Winkels e, etwa dafs er der bc gegenüber liegen, also bac seyn solle, aufzunehmen; dann wäre das dritte Dreyeck weggefallen. Es ist aber noch mehr zu bemerken. Wollte man die dritte Seite ac als eine unbekannte Gröfse trigonometrisch - algebraisch berechnen, so würde man für dieselbe zwey Werthe, nämlich die beiden Wurzeln der quadratischen Gleichung

$$bc^2 = x^2 + ab^2 - 2\, ab\,.\, x\,.\, \cos bac,$$

in welcher x die unbekannte Seite ist, erhalten. Wie reimt sich dieses mit der Angabe des Vfs. im Vorworte, dafs der erste Abschnitt, zu dem doch diese Aufgabe gehört, Sätze und Aufgaben enthalte, welche auf Gleichungen des ersten Grades, der zweyte Abschnitt solche, die zu Gleichungen des zweyten Grades führen? Zu einer gleichen Frage möchten auch noch andere Sätze und Aufgaben des ersten Abschnitts Veranlassung geben, wenn auch vielleicht weniger entscheidend. Es finden sich auch viele Aufgaben, bey denen gar nicht von einer algebraischen Behandlung die Rede seyn kann, z. B. die Aufgabe, aus einem gegebenen Puncte einer gegebenen geraden Linie ein Loth zu errichten. Dürfte man aber, hievon abgesehen, nicht im Voraus gezweifelt haben, ob es zweckmäfsig seyn würde, ein Hauptprincip für die Anordnung geometrischer Wahrheiten, bey denen die Anwendung der Algebra ausgeschlossen bleibt, doch aus der Algebra herzunehmen? *Vierte Anwendung; Figurenverwandlung. Fünfte Anwendung; Flächenberechnung. Sechste Anwendung; die Linientheilung und Aehnlichkeit. Siebente Anwendung; lineärische Figurentheilung.* Diese letzte Anwendung enthält in 75 Paragraphen eine grofse Menge einzelner Aufgaben.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

MATHEMATIK.

Königsberg, b. Unzer: *Die ebene Geometrie der geraden Linie und des Kreises, oder die Elemente.* Für Gymnasien und zum Selbstunterrichte. Von Dr. *Georg Paucker* u. s. w. Erstes Buch.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweyter *Abschnitt; das Quadrat und der Kreis. Lehrsätze* (S. 101 bis 198). *Erste Betrachtung; des Kreises Sehne, Berührende und Winkel.* Einiges in dieser Betrachtung Enthaltene, was die Lage der Kreise gegen einander und gegen gerade Linien betrifft, hätte wohl an einer weit früheren Stelle stehen sollen, da ja bey Weitem in den meisten Aufgaben des ersten Abschnitts die Construction auf Bestimmung von Schnittpuncten von Kreisen unter einander, oder von Kreisen und geraden Linien hinausläuft. *Zweyte Betrachtung; der pythagoräische Lehrsatz* (nebst Anwendungen desselben). *Dritte Betrachtung; Beziehungen der Durchschnittslinien.* Hier sind auf 21 Seiten eine Menge zum Theil sehr interessante und weniger bekannter Sätze mitgetheilt, welche Linien, die aus den Ecken eines Dreyecks unter verschiedenen Bedingungen zu den gegenüberliegenden Seiten gezogen sind, den Schwerpunct des Dreyecks und des Parallelogramms, den Schnittpunct der drey aus den Ecken des Dreyecks zu den gegenüberliegenden Seiten gefällten Lothe, den Mittelpunct des umschriebenen Kreises u. dergl. betreffen. *Vierte Betrachtung; Beziehung der stetigen Seiten vergleichbarer Quadratflächen.* Die hier befindlichen Sätze erhalten ihren Werth erst durch den in der vierten Anwendung davon gemachten Gebrauch. *Fünfte Betrachtung; Beziehungen der Kreissehnen.* Hier sind auf 23 Seiten eine Menge interessanter Sätze bewiesen, welche grossentheils Vierecke im Kreise und das Schneiden mehrerer Kreise betreffen, und mit den Theorieen von der harmonischen Theilung der Linien, von den Polen und Polaren am Kreise, von den Aehnlichkeitspuncten und von der radicalen Axe zusammenhangen. Diese zum Theil erst neuerlich von französischen Mathematikern eingeführten Kunstworte hat der Vf. noch nicht, ausgenommen die harmonische Theilung; und von einigen Sätzen sind nur besondere Fälle bewiesen. Z. B. in §. 219 heisst es: „Wenn drey Kreise einander schneiden, so treffen die drey Durchschnittssehnen in einerley Punct zusammen.“ Ein allgemeinerer Satz ist aber folgender: Sind drey Kreise gegeben, und es wird von je zwey derselben die radicale Axe bestimmt, so schneiden sich die drey radicalen Axen in einem einzigen Puncte. *Sechste Betrachtung; die regelmässigen Vielecke.* Auf 33 Seiten giebt der Vf. hier eine Menge von Untersuchungen, die wohl grossentheils, ja mit Hinsicht auf die Form, in sofern darin keine goniometrischen Functionen gebraucht sind, ohne Zweifel grösstentheils ihm als Eigenthum zugehören, und die sich bis auf das regelmässige Eilfeck, Dreyzehneck und Siebzehneck erstrecken. *Siebente Betrachtung; Quadratur des Kreises.* Im §. 263 wird bey Angabe der Ludolphischen Zahl auf eine *spätere* Stelle unter den Aufgaben verwiesen; hier muss also der Schüler die Zahl auf Glauben annehmen; oder es müssen zugleich mit den Lehrsätzen die Aufgaben durchgenommen werden.

Zweyter Abschnitt; Aufgaben. (S. 199 bis 294). *Erste Anwendung; einfache Kreisaufgaben.* In dieser Abtheilung sind unter anderen einige Berührungsaufgaben des Apollonius enthalten, namentlich die, wo zwey gerade Linien und ein Punct (§. 168), die, wo zwey Gerade und ein Kreis (§. 169), endlich die leichtere, wo drey Gerade berührt werden sollen (§. 170). Von der ersten ist die gewöhnlichste Auflösung gegeben; es ist aber auch eine andere, wohl vorzuziehende Auflösung möglich, indem man diese Aufgabe auf die später in §. 291 stehende, wo zwey Puncte und eine Gerade gegeben sind, zurückführt. Es möchte daher besser gewesen seyn, diese, und überhaupt alle zehn oder doch die meisten Berührungsaufgaben an einer Stelle abzuhandeln. In der zweyten Aufgabe ist bloss der besondere Fall aufgestellt, wo der gegebene Kreis ganz innerhalb eines von den gegebenen Geraden gebildeten Winkels liegt, und nur 4 berührende Kreise gefunden werden können, während doch in dem Falle, wo beide Gerade den Kreis und auch einander selbst, in einem innerhalb des Kreises liegenden Puncte, schneiden, 8 berührende Kreise möglich sind; die Auflösung ist die gewöhnliche, längst bekannte; es ist aber auch eine elegantere möglich. *Zweyte Anwendung; Quadratverwandlung.* Hier siehet man es den Auflösungen einiger Aufgaben deutlich an, dass sie aus den durch algebraische Behandlung entstehenden Formeln für gewisse Unbekannte abgeleitet sind; Constructionen dieser Art stehen aber bekanntlich den auf ächt geometrischem Wege gefundenen in der Regel sehr nach,

haben gewöhnlich nur einen höchst geringen wissenschaftlichen Werth, und sind selbst für den Unterricht eben nicht von Wichtigkeit. Z. B. die Aufgabe von §. 195 lautet: „In ein Quadrat a b c d ein kleineres von gegebener Seite d e so zu stellen, dass die in den Seiten jenes liegenden Ecken des letzteren gegenseitig gleiche Abstände von den Ecken des grösseren haben." Hier findet man leicht, dass das gesuchte Quadrat mit dem gegebenen Quadrate den Mittelpunct gemein haben muss, und dass man nur aus diesem Mittelpuncte des gegebenen Quadrats, mit der halben Diagonale des hineinzulegenden, welche Diagonale aus der Seite d e bestimmbar ist, einen Kreis beschreiben darf, um in den 8 Schnittpuncten desselben mit den Seiten des gegebenen die Ecken *zweyer* Quadrate zu erhalten, durch welche die Aufgabe gelöset wird. Diese durch geometrische Analysis gefundene Auflösung ist weit vorzüglicher, als die im Buche mitgetheilte, sie ist dem Schüler verständlich, und weckt die Kraft desselben, selbst solche Auflösungen zu finden. Was sollen aber auf algebraische Behandlung gegründete Constructionen dem Schüler nützen, wenn die algebraische Auflösung selbst nicht gelehrt wurde? *Dritte Anwendung, quadratische Theilung.* Unter dieser Ueberschrift sind eine Menge von Aufgaben gegeben, bey denen es auf Verhältnisse von Flächenräumen ankommt, namentlich Aufgaben der Figurentheilung; Figurenverwandlung und Linientheilung. Viele von diesen Aufgaben möchte man sonst nirgends finden, und die Mittheilung derselben ist ein unbestreitbares Verdienst des Vfs. *Vierte Anwendung; genäherte Zahlverhältnisse für die stetigen Seiten vergleichbarer Quadratflächen.* Die erste Aufgabe dieser Abtheilung verlangt, Zahlverhältnisse zu finden, welche, abwechselnd zu gross und zu klein, das Verhältniss der Diagonale zur Seite des Quadrats immer genauer ausdrücken. Die Auflösung stützt sich auf einen früheren Satz (§. 184 der 4ten Betrachtung), dessen Anwendung zur Auflösung dieser Aufgabe wirklich recht interessant ist. Aber es wird dabey auch etwas angewandt, was nur durch Bekanntschaft mit der Lehre von den Kettenbrüchen verständlich werden kann. Es ist bekannt, dass für $\sqrt{2}$ die Brüche $\frac{3}{2}$, $\frac{7}{5}$, $\frac{17}{12}$, $\frac{41}{29}$ u. s. w. abwechselnd zu grosse und zu kleine Annäherungen sind. Dass nun für die Seite des Quadrats nach der Reihe die Zahlen 2, 5, 12, 29 u. s. w. genommen werden sollen, erfährt man im Buche nur durch eine Anmerkung, welche durchaus keinen Grund dafür angiebt. Aehnliches gilt bey den folgenden Aufgaben dieser Anwendung; doch ist allerdings die Art, wie die Auflösungen durch die Sätze der 4ten Betrachtung möglich gemacht werden, nicht ohne Interesse. *Fünfte Anwendung; Kreisschnitte.* Diese Anwendung enthält eine Menge meistens recht interessanter Aufgaben. Im §. 268 findet sich die nette Aufgabe: „Es sind auf einer Geraden 4 Puncte a, b, c, d gegeben, man soll ausserhalb derselben einen fünften Punct g bestimmen, in welchem die Abschnitte a b, b c, c d unter gleichen Gesichtswinkeln a g b, b g c, c g d erschein n." Die davon gegebene Auflösung gründet sich hauptsächlich auf die harmonische Theilung. Im §. 270 heisst es: „Es sind im Umfange drey Puncte a, b, c gegeben; man soll einen 4ten Punct d bestimmen, in welchem die Sehnen a b, b c unter gegebenen Gesichtswinkeln A, B erscheinen, so dass a d b = A, b d c = B sey." Diese Aufgabe ist offenbar nichts anderes, als das *Pothenotsche Problem*, von welchem schon früher, nämlich S. 203, eine Auflösung gegeben ist; zu welchem Ende hier der Kreis, der durch a, b und c gehet, als gegeben betrachtet wird, siehet man nicht ein. In der Aufgabe §. 271 ist von einem gegebenen Puncte d die Rede, in der Auflösung wird aber dieser Punct erst bestimmt; besser stände statt dieser Aufgabe folgende: Einen Punct d zu bestimmen, dessen Entfernungen von den gegebenen Puncten A, B, C sich wie drey Gerade m, n, p verhalten. Die Auflösungen der am Ende dieser Abtheilung befindlichen Apollonischen Berührungsaufgaben sind die gewöhnlichen längst bekannten, denen die in neueren Zeiten von französischen Mathematikern gefundenen vorzuziehen seyn möchten. *Sechste Anwendung; die regelmässigen Vielecke.* Diese Aufgaben betreffen Berechnungen der Verhältnisse der Seiten und Diagonalen der regelmässigen Vielecke zu dem Radius, der Quadrate jener Linien zu dem Quadrate des Radius u. dergl., und zwar sowohl für den eingeschriebenen als den umschriebenen Kreis. Die erste Aufgabe z. B. heisst: Man soll für die zehn ersten einem Kreise eingeschriebenen und umschriebenen regelmässigen Elementarpolygone (hierunter werden die regelmässigen Vielecke von 3, 4, 5, 6, 8, 10, 12, 15, 16, 17 Seiten verstanden) das Verhältniss des Quadrats der Seite zum Quadrate des Halbmessers, des Umfangs zum Durchmesser und der Fläche zum Quadrate des Halbmessers in stetigen (d, h. irrationalen) Zahlausdrücken angeben. Allenthalben sind bloss die Resultate aufgestellt, ganz ohne Ableitung. Die Ludolphische Zahl ist immer durch $\frac{113}{355}$ bezeichnet. *Siebente Anwendung; Quadratur des Kreises.* Hier werden auf mancherley Weise aus Berechnungen über regelmässige Vielecke Näherungswerthe für die Zahl, welche das Verhältniss des Kreisumfangs zur Peripherie ausdrückt, entwickelt. Im §. 317 werden mehr als 20 Methoden mitgetheit, nach denen für einen gegebenen Kreis eine gerade Linie construirt werden kann, welche den Umfang desselben näherungsweise darstellt, und zwar immer mit Angabe der Erfinder. Der §. 318 enthält ein Verfahren *David Gregory's*, einen beliebigen Kreisbogen, der nicht grösser als ein Quadrat ist, in eine gerade Linie zu verwandeln. Bey §. 324 sey es erlaubt, eine Gelegenheit zur Mittheilung einer kleinen literarischen Curiosität und zur Ehrenrettung eines deutschen Mathematikers des 17ten Jahrhunderts nicht vorübergehen zu lassen. Es heisst daselbst, „*Schwenter* giebt folgende Aufgabe: Drey Personen kaufen zusammen einen kreisrunden Schleifstein von 16 Mass Durchmesser; der erste giebt 8 Groschen und schneidet (schleift) für seinen Antheil einen Ring ab; der zweyte giebt eben so viel, und schneidet für seinen Antheil einen Ring ab; der letzte giebt 5 Groschen und erhält seinen Antheil, indem er um den Mittelpunct den Kern von 1 Mass Durchmesser (diess soll heissen, einen

wurden Kern, welcher zum Durchmesser 1 Mafs hat, herumlaufenden Ring) herausfchneidet". Nun giebt der Vf. die Berechnung der Breite eines jeden der abzufchleifenden Ringe. Die angegebenen Zahlen find aber nicht genau; die dabey vorkommende $\sqrt{1946}$ ift ohne Zweifel nicht richtig beftimmt. Doch diefs ift Nebenfache. Bey *Schwenter* ift aber überhaupt die Aufgabe (in den *mathematifchen* und *philofophifchen Erquickftunden*, *Nürnberg* 1636, S. 211, Aufgabe 44) fammt der Auflöfung etwas anderes. Es bezahlt nämlich A 15 Gr., B 24 Gr., C eben fo viel, und A der am wenigften gab, foll zuerft, nicht zuletzt einen Ring abfchleifen, und für den nicht nutzbaren Kern von Holz wird 1 Mafs (Spanne) nicht als Durchmeffer, fondern als Halbmeffer angenommen. *Schwenter* giebt die Auflöfung, A müffe einen Ring von 1 Spanne Breite abfchleifen, dann B einen Ring von 2 Spannen Breite, endlich C einen Ring von 4 Spannen Breite, fo dafs der Kern von 1 Spanne im Radius zurückbleibe. Diefs ift ganz richtig, denn nennt man die Dicke des Schleiffteins d, fo werden die Kubikinhalte der drey nach *Schwenters* Angabe abgefchliffenen Theile des Schleiffteins nach der Reihe feyn $(8^2 - 7^2)\, d\pi = 15 d\pi$, $(7^2 - 5^2)\, d\pi = 24 d\pi$, und $(5^2 - 1^2)\, d\pi = 24 d\pi$, und werden fich alfo wie die bezahlten Geldfummen verhalten. *Schwenter* gründet feine Auflöfung, indem er *Eucl. Lib.* 12 *prop.* 2 citirt, auf Betrachtung der Differenzen von 4 Quadraten, deren Seiten durch die Zahlen 16, 14, 10, 2 ausgedrückt werden. Diefe Quadrate find in feiner Figur in 4 concentrifche Kreife eingefchrieben. *Käftner* redet in feinen *geometrifchen Abhandlungen*, 2te Samml. S. 164 von diefer *Schwenter*fchen Aufgabe, hat aber diefelben Mifsverftändniffe, wie Hr. *P.*, und meint, *Schwenters* Antwort fey defswegen falfch, weil das Quadrat im Kreife den Kreis nicht ausfülle, und man alfo von feinen Theilen nicht auf die Gröfse der Ringe fchliefsen könne!! In der *Gefchichte der Mathematik* Band I. S. 148 giebt *K.* daffelbe noch einmal zum Beften. Wahrfcheinlich hat Hr. *P.* die Aufgabe nur aus diefer *Käftnerfchen* Verunftaltung kennen gelernt. *Käftners* Berechnung der Aufgabe ift übrigens fehr umftändlich und ebenfalls fehlerhaft.

Rec. glaubt gezeigt zu haben, dafs er das Werk nicht blofs oberflächlich angefehen hat; doch mag feiner Aufmerkfamkeit noch Manches entgangen feyn, was ihm Gelegenheit zum Lobe gegeben haben möchte. Ueberhaupt erkennt er, ungeachtet er mit Vielem nicht zufrieden feyn konnte, doch mit Vergnügen das Verdienft des durch Reichhaltigkeit und Eigenthümlichkeit fich fehr auszeichnenden Werkes an, deffen Ausarbeitung gewifs äufserft grofse Anftrengung erfodert hat. Er empfiehlt daffelbe allen Freunden der Geometrie, auch Lehrern zur verftändigen Benutzung. Darf man wohl hoffen, dafs der Vf., feiner in der Vorrede an den Tag gelegten Abficht gemäfs, ein „*zweytes Buch*, die *Ausführung*" folgen laffen, und dafs er bald Gelegenheit haben werde, die Freunde der Wiffenfchaft durch eine Umarbeitung und Erweiterung des Werks bey einer zweyten Auflage zu erfreuen?

F. i. D.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der Rein'fchen Buchhandlung: *Ein Jefuit für jeden Tag.* Aus dem Franzöfifchen. 1828. VI u. 131 S. 8. (10 gr.)

Wenn fchon der Ueberfetzer behauptet, dafs aus dem Schoofse diefes Ordens viele ausgezeichnete Männer hervorgingen, fo gefteht er doch andererfeits ein, dafs derfelbe bald fo ausgeartet, dafs fein fchlaues, unter dem Schein äufserer Ehrbarkeit und Tugend höchft unfittliches Wirken feindlich in alle Zweige des gefellfchaftlichen Lebens eingegriffen habe, und unter der gegenwärtigen Lage der Dinge von neuem einzugreifen drohe. Er hält es daher mit Recht an der Zeit, die Zeitgenoffen vor diefen falfchen Propheten in Schafskleidern um fo mehr zu warnen, je gröfser wirklich die Gefahr fcheint, fich durch die Gleisnerey derfelben berücken zu laffen; er glaubt diefe Abficht am erften dadurch zu erreichen, dafs er das Publicum in der Kürze durch gefchichtliche Darlegungen mit dem Thun und Treiben, mit dem Geifte diefes Auswuchfes der katholifchen Kirche bekannt mache.

Er hat daher die, wie er felbft fagt, ungeheure Mühe übernommen, aus mehr als 60 verfchiedenen hiftorifchen Werken die hier in wenig Worten auf jeden Tag des Jahres gegebenen Notizen über mehr oder weniger berühmt gewordene Jefuiten herauszuziehen und zufammen zu ftellen. Doch glaubt Rec., dafs der beabfichtigte, fehr löbliche Zweck durch eine bündige, pragmatifche Gefchiche diefes Inftituts leichter erreicht werden könne, als durch den Verfolg diefes, wir möchten fagen, *curiöfen* Gedankens. Und ohne dafs Rec. es beftreiten möchte, dafs der öffentlichen, um wie viel mehr der geheimen Sünden diefes fchlauen Ordens weit mehr find, als der Tage im Jahre, fo will es doch hin und wieder den Anfchein gewinnen, als habe der Vf. noch wichtigere Thatfachen finden können, als z. B. der Todestag irgend eines Mitgliedes diefes Ordens von einiger Bedeutung oder eine Predigt u. f. w. ift. Obwohl im Ganzen zweckmäfsig, fo find doch die Notizen oft zu kurz und zu allgemein. Indem die Abficht diefes Büchleins dahin ging, in calendarifcher Form den böfen Geift der Jefuiten zu charakterifiren, fo hätte es auch mehr von den finfteren Thaten derfelben und feiner Glieder, als den Schickfalen derfelben, fprechen follen. Die vielfach wiederkehrenden Nachrichten von Hängen, Eingeweide ausreifsen, viertheilen und wie diefe Gefchäfte der Henker weiter heifsen mögen, hätte wenigftens die gebildetere Lefeclaffe, die folche Schaufpiele der rohen Menge nicht liebt, ihm gern und um fo mehr erlaffen, als diefs alles nicht dazu beyträgt, ein wahres Licht über den Gegenftand zu verbreiten, da ja bekanntlich in älteren und neueren Zeiten auch Unfchuldige das Schickfal Schuldiger gefunden haben; ja, als felbft diefes Schlachten und Hängen leicht dazu mitwirken könnte, den ohnehin gefuchten Märtyrerglanz über diefen Orden zu verbreiten, und ihm eine unverdiente Theilnahme zuzuwenden.

IX.

Würzburg, b. Bauer: *Die Christen unter den Juden, oder: Wie würde es den Christen gehen, wenn die Juden die herrschende Nation würden?* Ein Seitenstück zu der Schrift: „Die Juden unter den Christen". Nebst einem Schreiben an den Herrn Pfarrer *Oertel* zu Markt-Lenkersheim von *Hermann Stern*, Elementar- und Präparanten-Lehrer an der königl. Erziehungsanstalt für Israeliten in Heidingsfeld bey Würzburg. Mit einem Vorworte von Freyherrn *von* und *zu Dalberg*. Auf Kosten des Vfs. 1828. III u. 39 S. 8. (6 gr.)

Es gereicht Hn. *v. D.* zur Ehre, dass er, nachdem von der katholischen Kirche die Juden lange genug verfolgt worden sind, wie neuerdings z. B. von dem Pf. *Oertel* geschehen, und mancher Unglimpf gegen dieselben hervorgetreten, eine Schrift bevorwortet, deren Absicht es ist, die Christen von ihren Vorurtheilen gegen dieses Volk zu heilen. Ohne Zweifel würden die Juden, in denen offenbar schöne Anlagen schlummern, bey aller Anhänglichkeit an ihren Cultus sich doch längst zu einer höheren Stufe der Cultur erhoben haben, wenn nicht der Druck, den sie unter den Christen erfuhren, diess durchaus unmöglich gemacht hätte. Inzwischen tritt hier doch der nicht zu übersehende Umstand ein, dass diesem Volke erst dann die volle Duldung, auf welche sie gerechte Ansprüche haben, zu Theil werden kann, wenn sie sich aus ihrer moralischen Versunkenheit soweit werden erhoben haben, dass die factische Anerkennung ihrer Menschenrechte dem allgemeinen Wohl keinen Nachtheil bringen kann. So zweckmässig es aber auch ist, dass der Vf. nachweist, wie der reine Geist der jüdischen Religion an sich gar keine Elemente enthalte, wodurch diese dem Staate schädlich werden könnte: so möchte doch Rec. bezweifeln, dass die Christen unter den Juden, die selbst den Stifter der christlichen Religion aus Religionsfanatismus mordeten und die ersten Anhänger derselben grausam verfolgten, wenn diese herrschende Nation wären, sich der Toleranz zu freuen haben würden, deren Keime der Vf. in ihren Religionsbüchern nachweist. Denn so wahr es auch ist, dass, wie Hr. *D.* bemerkt, man eine Religion nicht nach dem Thun verdorbener Menschen beurtheilen dürfe, in deren Neigung es liege, ihre Unvollkommenheiten dem Heiligsten einzuprägen, so verwechselt man doch den idealen und realen Standpunct, wenn man aus jener die Wirklichkeit construiren will. So lange ein Volk sich nicht von dem erhabenen Geiste seiner Religion leiten lässet, so lange ist diese in der menschlichen Gesellschaft auch noch nicht als existent zu betrachten. Ueberdiess enthält die jüdische Religion in ihrer Entartung allbekanntlich der Gottes unwürdigen Lehren, Vorschriften u. s. w. sehr viele, und man darf es dem Vf. wohl zutrauen, dass er selbst wissen werde, wie sein Volk, d. h. der Pöbel unter den Juden, sich vor jetzt noch lieber an diese, als jene wirklich erhabenen Vorstellungen halte. Dass dabey der Vf. nicht ganz von den Vorurtheilen seines Volkes frey sey, giebt er deutlich durch den falschen Schluss S. 10 zu erkennen: „Da nun die *mosaische* Religion die erste aller Religionen; die Religion ist, von der alle christlichen Religionen unmittelbar oder mittelbar ausgingen: so [*sic!*] muss uns auch von Seiten der Christen zugegeben werden, dass ihr Fundament gut seyn müsse" u. s. w. Und S. 16 durch die Bemerkung: „Der Talmud ist aber doch so verwerflich nicht, weil er — ein sehr altes und sehr grosses [!!] Buch ist" u. s. w. In wiefern der Pf. *O.* das harte Schreiben im Anhang verdiene, vermag Rec., der dessen Buch: *Was glauben die Juden?* nicht gelesen hat, nicht zu beurtheilen. Wir schliessen übrigens mit dem beherzigungswerthen Worte des Hn. *v. D.* S. 5. „So sind auch die politischen Einrichtungen der Christen Schuld, dass das Christenthum in seiner Würde und Vollkommenheit sich nicht entfalten kann, und erst alsdann, wenn die Staatsgrundsätze harmonisch mit der Moral sich vertragen, wird man erkennen, dass die entwickelte Nächstenliebe das höchste Ziel der menschlichen Gesellschaft seyn muss."

IX.

Düsseldorf, b. Schaub: *Ueber den Verfall und Wiederaufbau der protestantischen Kirche.* Ein Wort an Theologen und Laien. Von Dr. *de Valenti.* Zweyte, völlig umgearbeitete und mit Zusätzen vermehrte Auflage. 1828. VII u. 104 S. 8. (14 gr.)

Obgleich diese Schrift als zweyte, *völlig umgearbeitete* und *mit vielen Zusätzen vermehrte* Auflage erscheint, so beweist diess doch weiter nichts, als einmal, dass der Vf. mit der alten Hartnäckigkeit bey seinen vorgefassten falschen Ansichten von dem Wesen der Religion und des Christenthums überhaupt, und den jetzigen Bedürfnissen der protestantischen Kirche insbesondere beharre, sodann, dass derjenigen, welche sich von gleichen Irrwischen blenden lassen, leider! noch immer Viele seyen. Ueber die Schrift selbst, welche, so begierig sie auch von der Partey des Vf. verschlungen wurde, nichts desto weniger vor dem Forum einer unparteyischen Kritik die verdiente Würdigung und resp. Züchtigung gefunden hat — denn was frommt der gute Wille des Vfs., wenn er nach schädlichen Zwecken strebt? — haben wir ausser dem eben bemerkten um so weniger etwas zu sagen, da wir der jedem Menschen inwohnenden Vernunft zu viel vertrauen, als dass wir nicht mit Zuversicht hoffen sollten, sie werde nach kurzem Kampfe auch bey denjenigen den Sieg davon tragen, die sie jetzt mit einer den Vernünftigen fast unbegreiflichen Unvernünftigkeit verketzern.

IX.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

GESCHICHTE.

1) München, in der Lindauerischen Verlagshandlung: *Geschichte von Baiern;* aus archivalischen und anderen handschriftlichen Quellen bearbeitet von Dr. *Andreas Buchner*, ord. öffentl. Professor der baierischen Geschichte an der L. M. Universität. *Fünftes Buch:* Baierns neuere Geschichte unter den Regenten aus dem Hause Wittelsbach vom Jahre 1180 bis 1347. Auch unter dem Titel: *Neuere Geschichte von Baiern unter den Regenten aus dem Hause Wittelsbach. Erster Band.* 1831. Die ersten Wittelsbacher vom Jahre 1180 bis zum Tode des Kaisers Ludwig IV, des Baiers, 1347. VIII u. 550 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Documente zu Buchner's Geschichte von Baiern. Erster Band:* Documente des ersten Buches, mit einer geographischen Karte: *Bavariae regio tempore Romanorum.* 1832. IV u. 236 S. 8. (12 gr.)

(Fortsetzung der in der Jen. A. L. Z. 1833. No. 19 abgebrochenen Recension.)

Beide Werke sind Fortsetzungen der in den Erg. Bl. zu unserer A. L. Z. 1826. No. 42. 43 angezeigten früheren Bände der aus Quellen neu bearbeiteten *Geschichte Baierns.* In der Ankündigung erklärt der Vf., dass diesem fünften Bande noch drey andere folgen werden, ein sechster, welcher die Geschichte vom Tode Kaisers Ludwig 1347 bis 1508, der Epoche der Wiedervereinigung der bisher getrennten baierischen Länder, enthalten wird; ein siebenter, in welchem die Geschichte Baierns während der Zeit der Reformation und des 30jährigen Krieges bis 1651, dem Todesjahr des Kurfürsten Max I, erzählt wird, und ein achter, welcher die merkwürdigen Ereignisse in sich begreifen soll, die seit Abschluss des westphälischen Friedens bis auf gegenwärtige Zeit in Baiern sich zugetragen haben. Rec. stimmt gern in das Lob ein, welches dem Vf. in Bezug auf dieses Werk in katholischen sowohl als protestantischen Literaturzeitungen zu Theil worden ist. Es ist unstreitig eine reife Frucht eines vieljährigen Studiums der vaterländischen Geschichte. Es gründet sich überall auf das, was die Quellen angeben. Es hält die Mitte zwischen einer in das Einzelne zu tief eingehenden Geschichtsforschung und einer sich auf kurze Schilderung beschränkenden Erzählung. Es beobachtet das gehörige Ebenmass in Aufführung der politischen Ereignisse und Schicksale der Regenten und der Beschreibung des Zustandes und der Verfassung der Nation; es vermeidet einseitige Ansichten und unerwiesene Behauptungen ebenso, wie ein nutzloses Polemisiren. Es ist mit der Würde, Deutlichkeit, Reinheit und Natürlichkeit der Sprache geschrieben, welche die Geschichte fodert. Die bey den früheren Bänden noch fehlenden, mit Zahlen bezeichneten Paragraphen und Anmerkungen, 490 an der Zahl, sind nunmehr in No. 2 nachgetragen, und in der Vorrede zu demselben wird die baldige Erscheinung eines zweyten Documenten-Bandes versprochen, welcher die beweisenden Stellen des zweyten, dritten und vierten Buches enthalten soll. Im vorliegenden fünften Buche sind die Beweisstellen nicht mehr vom Texte getrennt, sondern unmittelbar unter denselben gesetzt worden.

Der Inhalt dieses fünften Buches zerfällt in drey Abschnitte. Der *erste* mit dem Titel: Baiern ungetheilt unter den ersten drey Wittelsbachern, beginnt mit dem Jahre 1180, der Zeit, wo Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Herzogthum Baiern vom Kaiser Friedrich dem I als Lehen erhielt, und reicht bis zum Jahre 1253, dem Todesjahr Otto II, des dritten Herzogs aus diesem Stamme. Der *zweyte* Abschnitt führt die Aufschrift: Baiern getheilt unter den Söhnen und Enkeln Otto II vom Jahre 1253—1314. Der *dritte* begreift in sich das Zeitalter des Kaisers Ludwig IV des Baiers vom Jahre 1314 bis 1347. Jeder Abschnitt ist in Hauptstücke, das ganze Buch aber in Paragraphen eingetheilt. An der Spitze jedes Abschnittes stehen Namensverzeichnisse der deutschen Könige, der baierischen Herzoge, und der im Umfange des Herzogthums ausser den Herzogen noch vorhandenen anderen geistlichen sowohl als weltlichen Landesherren (unmittelbare Reichsfürsten), dann aber auch der baierischen Beamten und Landstände. Die Geschichte des Kaisers Ludwig IV ist mit Unparteylichkeit geschrieben, und der Geschichtschreiber Friedrichs des Schönen, *Franz Kerz*, nicht mit blossen Worten, sondern mit Gründen zurechtgewiesen worden. „Dieser Fürst, sagt der Vf. S. 269, hat Baiern auf eine Stufe von Grösse und Bedeutung gestellt, welche es vor ihm und nach ihm bis auf un-

sere Zeit nicht gehabt hat. Er hat Deutschlands Wahlrecht in einem schweren Kriege mit Oesterreich gesichert, und nach einem langen und harten Kampfe mit der Hierarchie die bisherige Abhängigkeit des Kaiserthums von derselben vernichtet. In dieser Hinsicht ist er den grossen Kaisern des Reiches, Otto I, Heinrich III, Friedrich I und Friedrich II an die Seite zu stellen. An Schriftstellern, gleichzeitigen und späteren, welche die Thaten dieses Fürsten beschrieben haben, fehlt es nicht; einige nehmen seine Partey, andere die Partey seiner Gegner, nach Verschiedenheit der Gesinnungen oder auch des äusseren Einflusses. Missgriffe, Uebereilungen, Schwachheiten findet man, wie allenthalben, so auch bey Kaiser Ludwig, und es wäre unziemend für einen Geschichtschreiber unserer Zeit, wenn er sie verschweigen oder beschönigen wollte. Ein Geschichtschreiber soll kein Lobredner, aber auch kein Verläumder seyn; die Thatsachen, welche er, und wie er sie findet, soll er erzählen, und zwar in der Ordnung, wie sie sich zugetragen und einander verursacht haben u. s. w." Ueber Ludwigs Wahl steht S. 279 Folgendes: „Nach dem Tode Heinrichs VII theilte sich Deutschland in zwey grosse Parteyen, in die Luxemburgische und in die Habsburgische: jene suchte den Sohn des verstorbenen Kaisers, Johann König von Böhmen, diese den Sohn des Kaisers Albrecht, den Herzog Friedrich von Oesterreich auf den Thron zu heben. Schon bey der Königswahl 1308 wollte Friedrich seinem Vater nachfolgen. Den Plan verhinderte Peter Aichspalter, der Kurfürst von Mainz, durch schnelle Erhebung Heinrichs. Indessen vergassen die Habsburger nicht mehr das von ihrem Vater und Grossvater erworbene Königthum, und suchten noch während Heinrichs VII Lebzeiten allenthalben Freunde und Bundesgenossen in und ausser Deutschland. Von Deutschlands Kurfürsten waren auf ihrer Seite Heinrich von Virneburg, Kurfürst von Cöln, mit den österreichischem Brüdern verschwägert und mit 40,000 Mark Silber gewonnen; der Pfalzgraf Rudolph, welcher als ältester Prinz die pfalzbaierische Kurstimme führte, und gleichfalls namhafte Summen empfangen hatte; der Markgraf Heinrich von Brandenburg für seinen Antheil an der mit dem Markgrafen Waldemar gemeinschaftlichen Wahlstimme, und der Herzog Rudolph von Sachsen-Wittenberg, welcher der Kurstimme wegen mit Sachsen-Lauenburg im Streit begriffen war, auch der Herzog Heinrich von Kärnthen, welcher sich noch immer einen König von Böhmen nannte, und als solcher eine Wahlstimme ansprach, versprach sie, wahrscheinlich für die Wiederherstellung, dem Herzog Friedrich u. s. w. Den Luxemburgern blieben die Werbungen der Habsburger kein Geheimniss. Die Häupter dieser Partey waren der Kurfürst Balduin von Trier, ein Bruder des verstorbenen Kaisers Heinrich VII, und Johann König von Böhmen, der Sohn desselben, welcher noch immer die Reichsverweserschaft, die ihm sein Vater bey dem Zug nach Italien in Deutschland übertragen hatte, verwaltete. Es war für das Luxemburgische Haus alles zu fürchten, wenn ein Habsburger sollte erhoben werden, besonders hinsichtlich Böhmens, worauf nicht bloss der kärnthische Heinrich, sondern selbst die Habsburger ein näheres Recht zu haben vorgaben. Balduin und Johann gaben sich daher alle erdenkliche Mühe, Deutschlands Krone bey ihrem Hause zu erhalten, oder wenigstens auf ein Haupt zu bringen, welches ihren Erwerbungen weniger gefährlich, als das Habsburgische Haus wäre. Der erste, welchen sie gewannen, war der Erzkanzler des Reiches, Kurfürst Peter von Mainz, seit Albrechts Zeiten noch ein erbitterter Feind des Habsburgischen Hauses. Als oberster Director des Kurfürsten-Collegiums versammelte er im Monat Mai 1314 die Kurfürsten zu Rense bey Coblenz, und zum zweyten Mal im Juni. Da er aber bald sah, dass er mit seinem Candidaten, dem König Johann von Böhmen, seines unreifen, erst 17jährigen Alters wegen nichts durchsetzen könne, fasste er und der Kurfürst von Trier den Entschluss, dem Oesterreicher einen anderen Kronerben entgegen zu stellen. Nach vielfältigen Berathungen fiel die Wahl auf den Herzog Ludwig von Oberbaiern. Nachdem von ihnen die beiden Markgrafen von Brandenburg gewonnen worden, Friedrichs Partey zu verlassen und dem Herzog Ludwig ihre Stimme zu geben, wurde dieser am Wahltage zu Frankfurt am 19 October 1314 durch die Mehrheit der Stimmen zum König der Deutschen gewählt. Denn Ludwig hatte vier unstreitige Wahlstimmen, Mainz, Trier, Brandenburg und Böhmen; Friedrich nur zwey, Cöln und Pfalz, denn die beiden Stimmen von Kursachsen, wovon eine für Ludwig, die andere für Friedrich war, heben sich auf, und der Herzog Heinrich von Kärnthen hatte längst sein Königreich Böhmen und mit demselben die Wahlstimme verloren. Seit Rudolph von Habsburg aber war es schon Grundsatz, dass die Mehrheit der Stimmen entscheide: Rudolph von Habsburg selbst war nach diesem Grundsatz zum König der Deutschen erwählt, und Ottokar sein Gegner in die Reichsacht erklärt worden. An diesen Grundsatz aber hielten sich nun dieses Mal nicht die Oesterreicher, sondern fingen im Vertrauen auf ihre Kriegsmacht und mächtige Bundesgenossen in und ausser Deutschland mit Ludwig dem Baier Krieg an. Dieser Krieg dauerte 8 Jahre; ihn endete die Schlacht bey Mühldorf (vielmehr bey Ampfing) im Jahre 1322 am 28 September, in welcher die Oesterreicher und ihre Verbündeten unter Anführung des Gegenkönigs Friedrichs und seines Bruders Heinrich eine so entscheidende Niederlage erlitten, wie in der Geschichte der Kriege selten vorkommt: nicht nur die beiden Fürsten und fast alle Führer wurden gefangen, sondern von der ganzen, gewiss 30,000 Mann starken Armee scheint kaum ein einziger Mann entkommen zu seyn. Die Schlacht wird sehr umständlich und lebendig von Seite 1319 — 1331 aus Quellen beschrieben.

Ueber die Ursachen von Kaiser Ludwigs IV Streitigkeiten mit Papst Johann XXII wird S. 341 folgendes erzählt. „Bald nach der Schlacht von Mühldorf hatte

der König Ludwig eine Gesandtschaft nach Avignon geschickt und dem Papst von seinem Siege und Friedrichs Gefangenschaft Nachricht gegeben. Johann, über die österreichischen Prinzen erzürnt, weil sie wider seinen Willen ihre Truppen aus Italien gezogen, nahm die bayerische Gesandtschaft nicht ungütig auf, und schrieb an Ludwig, welchen er einen römischen König titulirt, dass er dieses Sieges wegen sich nicht überheben, seinen Gefangenen menschlich behandeln, und sobald als möglich mit ihm Friede machen solle, wozu er sich als Vermittler anbiete. Ludwigs Gesandte kamen zu Anfang des Jahres 1323 aus Avignon nach Deutschland zurück, und übergaben Ludwig das päpstliche Schreiben. Leider nahm dieser die angebotene päpstliche Vermittelung nicht an, sondern liess sich, noch freudetrunken von seinem Siege und im Gefühl, es mit der ganzen Welt aufnehmen zu können, durch Abgeordnete des Godeazzo Visconti, Herrschers von Mailand, bestimmen, Kriegsvölker nach Italien zu schicken, den Gibellinen zu Hülfe. Sie kamen zu Anfang des Monats April 1323 in die Ebenen der Lombardey, und fanden hier wider Vermuthen päpstliche Truppen unter Befehl des Cardinallegaten Pojet allenthalben als Sieger, und Mailand von ihnen streng eingeschlossen und belagert. Auf die Foderung, der Cardinallegat möge von fernerer Belagerung einer zum römischen Reiche gehörigen Stadt abstehen, antwortete dieser schnöde, dass er Ketzer bekriege und nicht hoffe, der König Ludwig werde solchen Beystand leisten; sonst könnte wohl die Strafe des Kirchenbannes auch ihn treffen. Diese Antwort verdross die Baiern dergestalt, dass sie nicht mehr viel Umstände machten, sondern die päpstlichen Truppen angriffen und aus dem Felde schlugen.... Als der Papst Johann, welcher von einem Augenblick zum anderen Nachrichten von Mailands Fall und Unterwerfung der ganzen Lombardey (worüber er sich selbst während des Interregnums zum Reichsverweser gemacht hatte) entgegensah, Kunde von diesen, für ihn sehr unangenehmen Ereignissen erhielt, ward er dergestalt erbittert, dass er auf der Stelle seine Gesinnungen gegen Ludwig änderte, und denselben von nun an bis an sein Lebensende mit einem Hasse verfolgte, der nur ein Seitenstück im Hasse des Papstes Innocenz IV gegen Friedrich II hat. Ohne alle weitere Verhandlung mit Ludwig liess er am 8ten October ein Manifest an die Kirchenthüre zu Avignon anschlagen, in welchem er bittere Klagen gegen Ludwig führt, und ihn auffodert, sogleich der Reichsverwaltung zu entsagen, alles bisher Geschehene als ungültig zu widerrufen, und ruhig abzuwarten, bis der heilige Vater seine Würdigkeit zu einem römischen König geprüft, und die hierüber nothwendige Approbation ertheilt habe."

Auch über die Ursachen der Feindschaft, welche im Jahre 1335 zwischen Kaiser Ludwig und dem König Johann von Böhmen ausbrach, und welche dem Kaiser weit gefährlicher und schädlicher war, als Oesterreich und der Papst, wird in dieser Geschichte ein Aufschluss ertheilt. Der Kaiser hatte bald nach seiner Zurückkunft aus Rom i. J. 1329 dem Herzog Heinrich von Kärnthen, Besitzer der Grafschaft Tyrol, das Versprechen gemacht, dass, wenn er keine Söhne mehr bekommen sollte, seine zwey Töchter seine Länder und seine Herrschaft erben sollten, jedoch müsste für den bestimmten Fall des Kaisers Einwilligung erholt werden (S. 425). Von diesem Vertrage hatte der König Johann von Böhmen Kunde erhalten, und schon im folgenden Jahre (1330) seinen erst 10jährigen Sohn mit der 15jährigen Tochter des Herzogs Heinrich, Margaretha Maultasche, vermählt. Bey der Hochzeit waren zugegen sämtliche Stände von Tyrol, Kärnthen, der Grafschaft Görz, und der Vater liess geschehen, dass sie der Tochter und dem Schwiegersohn als ihren künftigen Herrschern huldigten. Da die österreichischen Fürsten frühere Ansprüche auf Kärnthen hatten, so machte dieses Ereigniss grosses Aufsehen an ihrem Hofe. Die Herzoge Otto und Albert (Friedrich war bereits gestorben) schickten eine Gesandtschaft nach München, welche ihre Ansprüche auf Kärnthen verwahren sollte. Auch der Kaiser war sehr erstaunt, dass der Huldigungsact ohne seine ausdrücklich bedingte Einwilligung geschehen sey. Denn er hatte zwar dem Herzog Heinrich die Nachfolge seiner Töchter zugesichert, wenn er keine Söhne mehr erhalten würde, jedoch mit dem Vorbehalt seiner Einwilligung auf den bestimmten Fall. Nach vielen Verhandlungen zwischen Oesterreich und dem Kaiser entschied ein Austrägalgericht diese staatsrechtliche Frage dahin: die Herzöge von Oesterreich hätten nach Heinrichs söhnelosem Tod allerdings ein Recht auf Kärnthen, und der Kaiser sey verpflichtet, ihnen solches zu verleihen; das Oberland aber an der Etsch und im Innthal (das heutige Tyrol) falle dem Reiche anheim, und der Kaiser könne es für sich behalten: die österreichischen Herzöge versprechen ihm, und er ihnen Hülfe, wenn etwa der König von Böhmen, oder ein Anderer dem Vollzug dieses Schiedspruches nach Heinrichs Tod Hinderniss in den Weg legen wollte. Gleich wie den Fürsten zu Oesterreich der Vertrag (am 6 Jänner 1330) mit dem kärnthischen Herzog Heinrich ein Geheimniss geblieben war, so ward auch dieser mit Oesterreich abgeschlossene Vertrag weder dem Herzog Heinrich, noch dem König Johann von Böhmen bekannt gemacht. Johann war daher der ganz sicheren Hoffnung, dass er nach Heinrichs Ableben in Besitz von Tyrol und Kärnthen, den Schlüsseln zu Italien, kommen werde, und im letzten Lande das Reich seines Vaters Heinrich VII wieder errichten könne. Wie erstaunte er, als nach wirklich erfolgtem Tode Heinrichs am 4 April 1335 der Kaiser das Herzogthum Kärnthen nebst einem Theil von Tyrol als ein erledigtes Reichslehen an die Herzöge Albrecht und Otto von Oesterreich, seine bisherigen Todfeinde, verlieh, den anderen Theil von Tyrol aber, den nördlichen, welcher an Baiern und Schwaben gränzt, selbst behielt (S. 457). König Johann von Böhmen war eben zu Paris, als diese Dinge vorfielen. Er schwur, dass er an Ludwig sich furcht-

bar rächen, und ihn lebendig oder todt an den Papst überliefern wolle. Auch brach, als er nach Hause kam, unverzüglich der Krieg aus, und König Johann ist von dieser Zeit an nicht mehr des Kaisers Freund geworden, sondern unversöhnlicher Feind geblieben. Diese Feindschaft wurde noch grösser, als später die Erbgräfin von Tyrol, Margaretha, sich von Johanns Sohn trennte, und mit des Kaisers Ludwig dem Brandenburger vermählte, wodurch dieser nun auch in den rechtlichen Besitz von ganz Tyrol kam.

Indem der Vf. auf solche Weise den wahren Ursachen der Begebenheiten nachspüret, und sie in Urkunden findet, deren mehrere hundert in gegenwärtiger Geschichte citirt, zum Theil auch im Auszug gegeben sind, wird seine Geschichte pragmatisch, und die Begebenheiten erhalten ihre natürliche Stellung; eine Thatsache klärt die andere auf; die Geschichte wird ein den Leser befriedigendes, zusammenhängendes Ganzes.

No. 2 enthält die Documente des ersten Buches der älteren Geschichte von Baiern, 490 Nummern. In der ersten Abtheilung No. 73 wird aus *Strabo VII.* §. 2. *p.* 20 (*Ed. Siebenkees Tom. II.*) *Caesar de b. Gall. VI.* 24. *Tac. M. G. c.* 28. *Dio Cassius l. XXXIX. p.* 216 *E.* (*Tom. I. ed. Reimari*) und *lib. LIII. p.* 404 *Tom. I.* bewiesen 1) dass nicht bloss das heutige südliche Deutschland, sondern auch ein grosser Theil des nordwestlichen Deutschlands von keltischen Völkerschaften bewohnt war, und dieses nicht allein in uralten Zeiten, sondern noch nach vorübergegangener Völkerwanderung. Denn Procopius, welcher um die Mitte des sechsten Jahrhunderts schrieb, sagt noch (*de bell. Goth. IV. c.* 5) dass der Ister seinen Lauf von den keltischen Bergen hernehme u. s. w. 2) dass die Kelten und Germanen von einem und demselben Urvolk herstammen. Diese letzte Behauptung wird aus einer Stelle des Strabo bewiesen, wo er sagt: „jenseits des Rheins nach den keltischen Völkerschaften bewohnen die gegen Osten zuliegenden Länder die Germanen, wenig verschieden von dem keltischen Stamm, was die Wildheit, Grösse der Körper und die blonde Farbe anlangt; in Allem, in Gestalt, in Sitten und Lebensart sind sie den Kelten sehr ähnlich. Es scheint mir daher, dass die Römer ganz richtig ihnen den Namen *Germani* gegeben, wodurch sie anzeigen wollten, dass sie Brüder der Kelten (Abkömmlinge desselben Urvolkes) seyen." Dieser Beweis wird verstärkt durch Stellen des Dio Cassius (XLIX, c. 49): „der Rhein entspringt auf den keltischen Alpen, trennt Gallien und seine Bewohner von den Kelten (Germanen) da er jene links, diese rechts lässt, und ergiesst sich in den Ocean. Diese Gränze bildet er seit der Zeit, wo diese Völker verschiedene Namen erhalten haben; denn in den früheren Zeiten wurden die auf beiden Seiten des Rheins wohnenden Völker Kelten genannt." Im 53ten Buch sagt er weiter: Einige Kelten, welche wir Germanen nennen, nachdem sie das ganze keltische Land am Rhein erobert hatten, haben bewirkt, dass dieses Land Germania genannt wurde u. s. w.

Die noch immer bestrittene Abkunft der Bojoarier von dem alten keltischen Volk der Bojer, im ersten Buch der Geschichte S. 109 — 111 ausgesprochen, sucht nun der Vf. durch Beybringung der Originalstellen zu beweisen (No. 196 — 202). Ihrer sind acht an der Zahl. Die erste ist genommen *ex historia Gothica Prisci Rhetoris et Sophistae* (er war Gesandter des orientalischen Kaisers Theodosius II am Hofe des Hunnenkönigs Attila um 440) und lautet in der lateinischen Uebersetzung: „*cum Roua, Hunnorum rex* († 432) *statuisset, cum Amilzuris, Ilimaris, Tonosursis* (*al. lect. Tonacassiis*) *et Boiscis, ceterisque gentibus, quae Istrum accolunt, quod ad armorum societatem cum Romanis jungendam confugissent, bello decertare, Eslam componendis Romanorum et Hunnorum controversiis abhiberi solitum misit, ut Romanis denunciaret, se a foedere cum illis inito recessurum, nisi omnes Scytas, qui ad eos se contulissent, redderent.*" Priscus hielt demnach die Boisker und die anderen an der Donau wohnenden Völker für Scythen (vielleicht sollte es heissen *Celten*). *Gibbon* (lib. VI S. 46 der Wiener Uebersetzung) setzt bey: Vier abhängige Nationen, unter welchen wir die *Bavarier* unterscheiden können, wollten die Oberherrschaft der Hunnen nicht anerkennen, und wurden durch ein römisches Bündniss in ihrer Empörung aufgemuntert und gestärkt. — Die zweyte Stelle ist die bekannte aus *Cassiodor. historiae Gothorum, in compendio Jornandis de rebus geticis apud annum* 475 — 480: sie lautet „*Regio Suevorum ab Oriente Baiobaros* (*Baiovaros*, da dass b gar oft für v und u gebraucht wird ?) *habet, ab Occidente Francos, a Meridie Burgundiones, a Septentrione Thuringos.* Es war demnach im Jahre 475 nach der Völkerwanderung in dieser Gegend (den Schwaben gegen Osten) ein Volk, welches den Namen Bajováren trug, und schon vorher um das Jahr 440 eines, welches der griechische Scribent Boisker, Bojer nennt. — Die dritte Stelle ist die des Stephanus Byzantinus, wo er in seinem Werk *de urbibus* schreibt: *Boji, gens Celto-Galatarum.* — Die vierte ist genommen *ex Venantii Fortunati* (540 — 590) *itinere ex Italia in Galliam: Dravum Norico, Oenum Breonis, Liccam Baioaria, Danubium Alemania, Rhenum Germania transiens.* — Eine fünfte aus Ebendesselben *vita S. Martini*: „*pergis ad Augustam, quam Vindo Lycusque fluentat: illic ossa sacrae venerabere martyris Afrae; Si vacat ire viam; neque te Baioarius obstet, qua vicina sedent Breonum loca, perge per Alpem, ingrediens rapido qua gurgite volvitur Oenus.*

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 3.

GESCHICHTE.

1) München, in der Lindauerischen Verlagshandlung: *Geschichte von Baiern;* aus archivalischen und anderen handschriftlichen Quellen bearbeitet von Dr. *Andreas Buchner* u. s. w. Fünftes Buch u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Documente zu Buchner's Geschichte von Baiern.* Erster Band u. s. w.

(*Beschluss der in der Jen. A. L. Z. 1833. No. 19 abgebrochenen Recension.*)

Eine sechste Beweisstelle liefert Orosius (a. 417 — 440) nicht zwar in seiner *historia adversus paganos*, sondern in einer *vita St. manuscripta (apud Duchesne scriptor. rer. Gall. Tom. I. pag.* 648 und auch bey *Bouquet script. Tom. III. p.* 605), welche also lautet: *Gens Baicariorum, quam Orosius vir eruditissimus et historiarum cognitus Boios prisco vocabulo appellat, in extrema Germania sita est.* — An diese schliesst sich an die siebente Stelle *ex vita St. Eustasii Abbatis Luxoviensis scripta a Jona Bobiensi monacho* († 627) *ap. Bouquet scriptor. Tom. III. pag.* 500: *his (Warascis) ad fidem conversis ad Bojos, qui tunc Bavoarii vocabantur, tetendit, eosque ad fidem — — convertit.* — Die achte *ex vita St. Agili (ap. Bouquet III.* 512): *Elotharius ex multorum coetu episcoporum ac sacerdotum (in Synodo Bonogellensi c. an.* 617 *congregatorum) Agilem ac Eustasium Abbatem Luxoviensem elegit ... Hi sancti viri directo calce ad Boios, quos terrae illius incolae Bodoarios vocant, perveniunt, eosque ... ad fidem convertunt.* In der Nummer 203 werden die Einwürfe gegen die Beweiskraft einiger dieser Stellen und die Abstammung der Bajoarier von den Bojen, welche *Mannert* (in seiner ältesten Geschichte Bajoariens und seiner Bewohner. Nürnberg 1807) vorbringt, widerlegt. *Mannert* sagt nämlich, die Bajoarier des fünften und sechsten Jahrhunderts wären nicht Abkömmlinge der alten Bojer, sondern ein Verein mehrerer deutscher Völker, Rugier, Sciren, Turcilinger, Heruler u. a. gewesen, welche nach Abzug der Römer aus Rhätien und Noricum in diesen Ländern sich niedergelassen, und den Namen Bajoarii von dem Lande der Bojer, dessen Bewohner sie jetzt waren, angenommen hätten; auch die Sprache, welche sie redeten, wäre die deutsche gewesen, und verrathe die Abkunft dieser Völker von deutschen Völkerschaften, und nicht von den Bojen, welche Kelten waren, und in einem Zeitraume von 400 — 500 Jahren, die sie unter den Römern zugebracht haben sollen, ihre keltische Nationalsprache in die lateinische umgewandelt haben; und dann sey auch die keltische Sprache, welche die alten Bojer redeten, von der deutschen (der Bojoarier) radicaliter verschieden. Auf diese Einwürfe *Mannerts* und seiner Anhänger antwortet der Verfasser: 1) dass keine Vermuthung Platz greifen könne, wenn ächte, glaubwürdige Zeugnisse das Gegentheil beweisen; solche Zeugnisse seyen nun die vorhin genannten acht Stellen. Von diesen Zeugen sind zwar einige Mönche; aber wo steht geschrieben, dass Mönche keine Glaubwürdigkeit haben? Wenn dieser Satz des Hn. *Mannert* und seiner Nachbeter wahr wäre, so würde es schlecht um die Geschichte des Mittelalters stehen: 2) dass die Länder, wo die genannten deutschen Völker sollen sitzen geblieben seyn, nicht Bajoaria, sondern Rhätia und Noricum bis zum Untergange der Römer Herrschaft heissen. Wenn sich daher diese Völker nach den Ländern hätten nennen wollen, so hätten sie sich Noriker und Rhätier nennen müssen, und nicht Bajoarier, welche damals ein unter römischer Herrschaft stehendes Volk waren, deren Land noch nicht ihren Namen trug, sondern ihn erst nach Abzug der Römer annahm, nicht aber von Herulern und Rugiern, sondern von Bajoariern. Auch war es bey den deutschen Einwanderern nicht Sitte, dass sie den Namen des Landes annahmen, wo sie sitzen blieben, sondern das Land nahm ihren Namen an; so Britannien den Namen England, Gallien den Namen Frankreich (von den Franken), Burgund (von den Burgundern), Rhätien den Namen Alemannien und Schwaben, Oberitalien den Namen Lombardey u. s. w. Aber wenn die Bewohner dieses Landes Bojer waren, warum heissen sie nicht so, sondern Bojoarier? Wir antworten mit einer anderen Frage: warum heissen denn in den barbarischen Chroniken dieser Zeit die Katten Hattuarier (*annal. Meltens. ann.* 714), warum die Gallier (*in chron. Eusebii p.* 1) *Galliarii*, warum die Angern Angrivarier, die Amsen Amsuarier? 3) dass man von der Sprache nicht mit Gewissheit auf die Abstammung eines Volkes schliessen könne, indem die Einwanderer und Eroberer gewöhnlich Sprache der Mehrzahl des vorhandenen Volkes annahmen, so die Bur-

gunder und Franken in Gallien, die Longobarden in Italien, die Westgothen in Spanien. Auch die Gallier, Spanier, Griechen waren wohl länger als 500 Jahre unter römischer Herrschaft, und doch haben sie ihre Nationalsprache mit der lateinischen nicht vertauscht. Was aber die radicale Verschiedenheit der alten keltischen und alten deutschen Sprache anlangt, so haben wir für das Gegentheil dieser Behauptung ganz überzeugende Gründe; und zwar ausser den in den Noten n. 73 angeführten Stellen des Strabo und Dio Cassius eine von *C. T. Gemeiner* zuerst für diesen Zweck benutzte, höchst merkwürdige Stelle aus der uralten um 540 verfassten *vita S. Eugendi Abbatis* (abgedruckt *in Actis Ordinis S. Benedicti ap. Mabillon Tom.* 1. *p.* 553). Es heisst darin: *Sanctus famulus Christi Eugendus .. ortus est haud longe a viro, cui vetusta paganitas ob celebritatem clausuramque fortissimam superstitiosissimi templi Gallica lingua Ysarno dori i. e. ferrei ostii indidit nomen.* Daraus geht offenbar hervor, dass die alte keltische Sprache, welche ysarno dori, und die alte deutsche, welche eiserne Thore aussprach, nur verschiedene Mundarten einer und derselben Grundsprache und damals schon ungefähr eben so verschieden waren, wie heut zu Tage die oberdeutsche und niederdeutsche Aussprache. Hieronymus, welcher lange in Trier lebte und i. J. 420 in Palästina starb, sagt in seinem Briefe an die Galater (unter denen bekanntlich auch Bojer sich befanden), dass ihre eigenthümliche Sprache diejenigen sey, welche zu Trier geredet werde, also die keltische oder norddeutsche. Der Lebensbeschreiber des Anno (im bekannten altdeutschen Lied Ed. Goldmann Leipzig 1816) Bischofs zu Cöln († 1075) sagt: die Stammbrüder der Baiern waren in Armenien, d. i. in Galatien; und die Kreuzfahrer des Kaisers Friedrichs I i. J. 1190 waren nicht wenig erstaunt, in Armenien eine der baierischen Mundart ähnliche Sprache zu finden. *In Asiatica Friderici Ahenobarbi expeditione populi prope Armeniam reperti sunt, qui sermone boico utebantur. Palhausen Garibald.* Urk. 6. p. 240. Auch beweiset diess dieser Schriftsteller durch Vergleichung der alten keltischen und heutigen deutschen baierischen Sprache, dass beide Sprachen sehr viele Wörter mit einander gemein haben, ebend. S. 92 folg. — 4) Bemerkt Hr. *Buchner*, dass wir die Schicksale der Heruler, Rugier, Scirren u. a., von welchen die Baiern abstammen sollen, genau kennen, besonders der Heruler, und daraus wissen, dass sie nicht im heutigen Baiern sitzen geblieben, sondern in Italien und Illyrien ihrer abscheulichen Sitten und ihrer Treulosigkeit wegen vertilgt worden sind: dass sie sich unter den Völkern befunden haben, welche nach Attila's verheerendem Zug an die Gestade der Donau vorgerückt, und daselbst am linken Ufer der Donau den römischen Lagern gegenüber von Regensburg bis Wien hinunter angesiedelt haben, sey bereits in der Note 195 erwiesen worden. Ein Theil davon ging um 476 über Passau und Salzburg nach Italien unter die Fahnen Odoakers, ein anderer Theil aber blieb in diesen Gegenden zurück, denn wir finden ihn im Jahr 492 bey Procopius (*de bello Gothico lib. II. c.* 14), welcher von diesem Volke erzählt.

Von S. 33 bis S. 83 wird ein Verzeichniss der römischen Denkmäler geliefert, welche sich in den verschiedenen Theilen Baierns entweder noch vorfinden, oder deren, als ehemals vorhandener, ältere Scribenten Erwähnung thun: die römischen Inschriften werden gelesen und erklärt. S. 26 — 32 sind diejenigen Segmente der Peutingerischen Tafel, des Antonischen Itinerars und der *Notitia utriusque imperii* abgedruckt, auf welchen sich im heutigen Baiern gelegene Orte befinden; und in den Nummern 89 bis 145 wird die Lage und der gegenwärtige Name dieser römischen Orte bestimmt. Die beygefügte *geographische Karte* „*Bavariae regio tempore Romanorum*" übertrifft an Genauigkeit und Richtigkeit der Ortsbestimmung, so wie an typographischer Schönheit, alle bisher erschienenen. Die Orte der *Tabula Peuting.* von Celeusum bis Tenedone, welche die bisherigen Forscher der alten Geographie am rechten Donau-Ufer, im Inneren des ehemaligen baierischen Kreises, und selbst *Mannert* noch an den Ufern der Donau sucht, sind alle an das linke Ufer der Donau und an die Gränze des Reiches gesetzt, mit Ausnahme von *Elarenna* und *Grinaro*, welche an der Donau stehen, nach dem Dafürhalten des Rec. aber jenseits der schwäbischen Alpe am Neckar stehen sollten.

Rth.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

POTSDAM, b. Vogler: *Altes und Neues für Geschichte und Dichtkunst.* Im Verein mit Gleichgesinnten herausgegeben von Dr. *F. H. Bothe* und Dr. *H. Vogler.* Erstes Heft von Albino, Alpino, Amalie, Balduin, Bothe, Hecker, Ketsel, Küchler, Lange, Lebret, Reminiscenz, Rhenanus, Roger, Saldagno, Vogler und Anderen. 1830. 290 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Zwey Doctoren und viele Nichtdoctoren vereinigen sich hier zu einer Sammlung von Makulatur-Proben, von denen wir nicht begreifen, wie sich die Herausgeber auch nur den geringsten Grad öffentlicher Theilnahme für sie haben versprechen können. Die Täuschung, der sie hiebey nachgegeben haben, ist allerdings um so merkwürdiger, als sie nach ihrem mit tönenden und geharnischten Worten gefüllten Vorworte, „einem *gefühlten* Bedürfniss abzuhelfen und der Himmel weiss — welches *Verdienst* um die deutsche Literatur zu erwerben im Auge haben. Vereinzeltes und Werthvolles vom Untergang retten, was in „Wort und Sache" der grossen Lesewelt fremd bleiben möchte, für diese sammeln, den reichen Saamen der Zeit aufspeichern" und was dergleichen grosse Dinge mehr sind, das schwebt ihnen als Ziel vor. Aber — wie kann man so etwas *wollen*, und so gänzlich neben dem Ziele vorbey treffen!

Nicht Eines unter diesen Blättern verdient es, län-

ger als einen Augenblick auf den Fluthen der Zeit fortzuschwimmen, in welche die gelehrten Sammler mühevoll niedertauchen, um das Verdienst ihrer Rettung zu erlangen. Denn eben nichts anderes bildet den Inhalt dieser Sammlung als halbgelungene, meist aber misslungene Poesien, welchen kaum der Charakter guter Gelegenheitsgedichte zukömmt, oder Novellen und Skizzen ohne alles Verdienst in Form oder Gehalt und aufgewärmte Alterthümlichkeiten, denen alles andere Interesse abgeht, als dass sie eben Erzeugnisse des 15ten Jahrhunderts sind. In dieser ganzen Versammlung von Namen auf dem Titelblatte zeigt sich auch nicht Einer, dem Dichtereigenthümlichkeit beywohnte, oder der auch nur der ihm hier zugedachten Ehre temporärer *Unsterblichkeit* würdig erschiene. Die besten Poesien mögen noch die von *Lebret* und *Albino*, der beste literärgeschichtliche Beytrag ein aus dem Englischen übersetzter Aufsatz über die Autoren der *Epistolae obsc. virorum*, und die Charakteristik Ottonieris seyn. Alles übrige ist völlig leeres Stroh und war des Aufhebens nicht werth. Wie aber war es möglich, dass die Herausgeber, welche mit der Literatur des Mittelalters vertraut seyn wollen, einmal die Erzählung: „*Cimon aus Cypern*" für eine „Altdeutsche" halten konnten, da sie doch vielmehr eine wörtliche Uebersetzung einer der allerbekanntesten Boccaccioschen Erzählungen ist, und dass sie zweytens die neugriechischen Uebersetzer-Proben des Hn. *Albino* entweder für neu oder für gut halten konnten? Oder haben sie hier auf einmal beweisen wollen, dass sie in der alten, wie in der neuen Literatur Deutschlands, gleich wenig einheimisch waren? — Dieses Beweises bedurfte es nicht erst; denn er wird schon dadurch vollständig geliefert, dass sie solche nichtsbedeutende Sachen, wie ihnen hier zu sammeln beliebte, wirklich für literärisch-*bedeutende* und des Aufbewahrens würdige Erscheinungen erachten konnten. Dieser Irrthum aber wird mit dem letzten Blatte dieses *ersten* Heftes hoffentlich einer besseren Einsicht gewichen seyn; wenigstens glauben wir nicht, dass diesem Erstlingshefte noch ein zweytes folgen wird.

Kg.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Blätter aus der Gegenwart für nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung.* Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse mit Abbildungen. Zweyter Jahrgang. 1831. 832 S. in 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieses die *Modezeitung* schwesterlich begleitende Blatt, von welchem uns keine Fortsetzung zugekommen, ist nicht streng wissenschaftlich, aber auch kein seichtes Unterhaltungsblatt. Es will alles augenblicklich Gemeinnützige umfassen, und alles neue Literarische, was nicht den exacten Wissenschaften gewidmet ist, berichtet die neuesten Entdeckungen der Reisenden, ist frey von aller Staats- und kirchlichen Politik, giebt auch einiges über Entdeckungen in den Naturwissenschaften. Hie und da findet man Darstellungen aus der neueren Geschichte, meist Biographieen von Ausländern, denn von verstorbenen Deutschen sind sie seltener. Druck und Papier sind schön und die Zeitschrift ist ungemein wohlfeil; sie lieferte zwey Blätter wöchentlich mit manchem netten lithographirten Blatte. Die Quellen sind grösstentheils französische und englische Blätter. Für Abwechselung ist genug gesorgt.

X.

Darmstadt, b. Heyer: *Rathgeber und Wegweiser für Auswanderer nach den vereinigten Staaten von Nordamerika.* 1831. VIII u. 48 S. 8. (6 gr.)

Diese Schrift liefert zuerst eine kurze Beschreibung der nordamerikanischen vereinigten Freystaaten. Oft herrscht an den Küsten, aber niemals im Inneren, das gelbe Fieber. Die über den 37sten Grad hinaus dem Aequator näher gelegenen Länder sind für Europäer nicht gesund. Der Sand der östlichen und südlichen Provinzen liefert nichts als Fichten. Je näher den Gebirgen, desto fruchtbarer ist das Land. Der Deutsche und der Schweizer befinden sich am besten zwischen dem 37sten und 42sten Grad, in der Nähe des Missuri oder Missisippi, in den dortigen Savannen, und nehmen den Weg dahin über Baltimore, weil er näher ist, als der über Philadelphia. Seit dem Anfange des Jahrhunderts hat sich in Amerika das vormals den Deutschen und Schweizern günstige Vorurtheil geändert. Man hält sie vielmehr in der Regel für Diebe, Faule, Betrüger und Trunkenbolde, was jetzt den Deutschen ihr Fortkommen nur durch ein entgegengesetztes Betragen erleichtert. Arbeit, um sich zu ernähren, findet jedoch dort Jeder, und auf der Reise ins Inland leicht bey den Amerikanern Gastfreundschaft. Zur glücklichen Ansiedelung hat nur der Landmann Hoffnung, wenn er einiges Vermögen mitbringt. Das hohe amerikanische Tagelohn von ½ bis ¾ Dollar bey freyer Kost erhält kein Ausländer, aus der natürlichen Ursache, weil der amerikanische Tagelöhner jedes Geschäft so gewandt betreibt, dass er zweymal so viel als ein Deutscher schafft. Der Deutsche muss damit anfangen, dem Amerikaner seine Vortheile abzulernen, und befindet sich dann bey kleinem Lohne besser, indem er umsonst diese Gewandheit lernt, wofür er sonst ein theures Lehrgeld hätte bezahlen müssen. Nächst den Landbauern haben die beste Aussicht, die Schmiede, Zimmerleute, Schlosser, Maurer, Tischler, Töpfer, Gärber, Schneider und Schuhmacher. Sie hindert kein Zunftwesen, und jeder Einwanderer kann zugleich Handwerker und Bauer seyn. Wer faul und ein Säufer in Amerika ist, der macht dort sicher kein Glück, und eben so wenig durch die Feder oder schöne Künste. Handlungscommis finden dieses Glück nur bey vollkommener Kenntniss der englischen Sprache, wenn sie an ein amerikanisches Haus dringend empfohlen sind, ohne solche aber nimmer. — Jeder Einwanderer, der für mehrere Jahre einem Bauer oder Meister dienstpflichtig ist, ist oft in sehr trauriger Lage und weit von einem fro-

hen Leben entfernt. — Am ficherften fahren Reifende, welche in Gefellfchaft zahlreicher Familien dahin auswandern und ein Paar Freunde vorausfchicken, welche in einer gefunden Gegend, wo der Abfatz der Producte leicht ift, von der Regierung Land kaufen, und den Bau der Hütten auf den gekauften Ländereyen mit einem Vorrath von Fleifch, Getreide und Sämerey zum Effen, Säen und Pflanzen beforgen, während einer derfelben nach Deutfchland zurückkehrt, und von dem Gefchehenen die übrigen Gefellfchafter unterrichtet. Die Gefellfchaft nehme nur Betten, eifernes oder kupfernes Kochgefchirr, Kleidung und Leinewand mit, und fetze ihr baares Geld in englifche, fpanifche, portugiefifche oder franzöfifche Goldmünzen oder Piafter um, die man bey der Abfahrt von ehrlichen Wechfelhäufern eingewechfelt hat. Die Rheinländer fchiffen fich am beften in Amfterdam oder Antwerpen im Frühjahre ein und zwar auf englifchen oder amerikanifchen Schiffen. Nachdem man von der Höhe, Länge und Breite des mittleren Schiffsraums, wo die Paffagiere fich aufhalten, Kenntnifs genommen hat, fchliefst man feinen Accord mit dem Capitän felbft, gemeiniglich pr. Kopf 75 bis 90 Gulden und für das Gepäcke à Kubikfufs 30 Cent. überher, und verfieht fich aufserdem mit feinem Zwieback, etwas Wein, Bier oder Brantewein, Weineffig, fäuerlichen Früchten, Zwetfchen, Kirfchen, etwas Zucker, Bitterfalz und Chinarinde. Gegen Seekrankheit hilft kein Präfervativ; doch ift fie felten gefährlich und wird durch Bewegung leicht überftanden. Man trage am Bord nur die fchlechteren Kleidungsftücke, und übergebe fein Verzeichnifs des Mitgebrachten dem Zollamt im Hafen, wo man landet. Zwey oder drey Familien kaufen einen Wagen mit zwey Pferden zum Transport ihres Gepäcks, gehen felbft zu Fufse die 41 deutfchen Meilen nach Pittsburg, und von dort zu Waffer in einem Boot, das 30—35 Dollar koftet, nach Shawanee town in Illinois. Diefe Reife nimmt 20 Tage weg. Hier verkaufen fie ihre Boote, und reifen weiter zu Lande bis zum Miffuri, wo ihre Ländereyen angekauft wurden. Holz ift dort nicht wohlfeil, wohl aber find es die Steinkohlen.

Alle Vorfchläge des kundigen Vfs. find beachtungswürdig. Als die franzöfifche Revolution ausbrach, gab es viele Wohlhabende, die ihre Gefahren für die Nachkommenfchaft vorausfahen, und durch kenntnifsvolle Bekannte im Nordamerikanifchen grofse Landftrecken kauften, um, wenn in Europa alles unter und überginge, dahin auszuwandern. Wenige führten den Plan aus, aber alle, die nicht dahin gingen, ftanden fich beym Wiederverkauf, nach einer Reihe von Jahren, fehr gut, und gewannen anfehnliche Zinfen. Gemeiniglich war ihr Gewinn um fo viel gröfser, je fpäter fie verkauften. Einige fchickten arme Verwandte dahin, die fich dort wohl befinden.

A. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leipzig*, b. Cnobloch: *Ausführliche Darftellung der Lehre von der Pneobiomantie oder von den aus der Obduction zu entnehmenden Beweifen für oder wider das felbftftändige Leben todtgefundener neugeborner Kinder*, von Dr. *C. F. L. Wildberg*, grofsherzogl. Mecklenb. Strel. Ober-Medicinalrathe und mehrerer gelehrten Gefellfchaften Mitgliede. 1830. VIII u. 80 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. ift durch feine gediegenen Arbeiten im Felde der gerichtlichen Arzneykunde zu vortheilhaft bekannt, als dafs wir nöthig hätten, durch das Lob diefer ausgezeichneten Schrift etwas zur Mehrung feines Rufes beyzutragen. Wie einfeitig ift das von ihm behandelte Thema in den meiften Handbüchern bearbeitet! Wie oft werden Richter und Gefetzgeber verführt, an der Möglichkeit der Herftellung des Thatbeftandes zu zweifeln, weil fie beynahe überall nur Negationen finden! Der Vf. fucht dagegen durch allfeitige Darftellung die Ehre der gerichtlichen Medicin zu retten, was ihm auch in dem Mafse gelungen ift, dafs die Zweifler gewifs befriediget werden. Freylich wurde ihm die Erreichung feines Zwecks fehr erleichtert durch die trefflichen Erörterungen *Orfila's* (vergl. Jen. A. L. Z. 1830. No. 84 und 85), welche ihm gut zu ftatten kamen; doch zeigt er bey Erweiterung diefer wichtigen Lehre, die er fchon in feiner Schrift über einige neue Unterfuchungen bey Obductionen neugeborner Kinder zur Vervollftändigung der Pneobiomantie (vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1830. No. 5) behandelt hatte, wirklich Originalität.

Dafs ein einziges Beweismittel nur ein einfeitiges fey, dafs erft alle zufammengenommen ein genügendes Refultat zu liefern im Stande find, ift zur Genüge dargethan; daher der Vf. auch den Titel „Pneobiomantie" wählte, weil die Lungenprobe allein genommen nur zu Einfeitigkeiten führt. — Da übrigens diefe Schrift felbft, welche Gefetzgebern, Richtern und Aerzten gleich wichtig ift, keinen Auszug leidet, fo wollen wir fchliefslich nur Eines bemerken. Der Vf. fagt: „Nach dem Criminalrechte findet ein Kindesmord Statt, wenn eine ledige Perfon ihr uneheliches neugebornes .... Kind vorfätzlich um das Leben bringt." Demnach könnte eine Frau, aus Abneigung gegen ihren Mann, aus Hafs gegen deffen Nachkommen oder als Feindin der Kinder überhaupt, keinen Kindesmord begehen, was wohl der Vf. nicht zugeben wird. Er hätte daher die Berichtigung diefes Punctes, weil er fich doch in nähere Erörterungen über die in verfchiedenen Criminalrechten ausgefprochenen Begriffsbeftimmungen eingelaffen hat, nicht übergehen follen.

Bs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

BOTANIK.

1) Nürnberg, b. Schrag: *Achilles Richard's neuer Grundriss der Botanik und der Pflanzenphysiologie*, nach der vierten mit den Charakteren der natürlichen Familien des Gewächsreiches vermehrten und verbesserten Originalausgabe übersetzt und mit einigen Zusätzen, Anmerkungen, einem Sach- und Wort-Register versehen von *Mart. Balduin Kittel*, Dr. d. Philos. u. Medic. Mit 8 Steindrucktafeln. 1828. 8. XXVIII u. 642 S. (Auch als zweyter Band des vierten Theils von *Buchner's vollständigem Inbegriff der Pharmacie in ihren Grundlehren und praktischen Theilen.*) (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Prodromus Florae Novae Hollandiae et insulae van Diemen*, exhibens characteres plantarum, quas annis 1802 — 5 per oras utriusque insulae collegit et descripsit *Robertus Brown;* insertis passim aliis speciebus, auctori hucusque cognitis, seu evulgatis, seu ineditis, praesertim *Banksianis*, in primo itinere navarchi *Cook* detectis. Editio secunda, quam ad fidem exempli prioris editionis, ab ipso auctore emendati, typis excudi curavit *C. G. Nees ab Esenbeck*, Dr. Acad. C. L. C. Nat. Curios. praeses. Vol. I. 1827. XIV u. 460 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

1) Wenn auch die *nouveaux élements de Botanique, appliquée à la medicine etc. par Achille Richard* sowohl wegen mancher wenig richtig dargestellten Lehre, als auch wegen der ungleichartigen Behandlungsweise nicht eben geeignet scheinen, einen dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft völlig genügenden Ueberblick zu gewähren, so ist doch soviel ausgemacht, dass sie manche treffliche Idee zur Sprache bringen und überhaupt zu den gründlichsten französischen Compendien gehören. Namentlich gewähren sie uns die besten Aufschlüsse über den Stand der Botanik in Frankreich, und können mithin gleichsam als deren *Hypsometer* dienen. Dazu kommt noch, dass sie zunächst das aus dem grossen Gebiete der Botanik hervorheben, was für den angehenden Mediciner das meiste Interesse hat, wie auch selbst der Titel des Originals besagt. Dass die Franzosen im Allgemeinen eine gewisse Meisterschaft besitzen, das praktisch Wichtigste aus irgend einer Wissenschaft herauszufinden, und dem Lehrling annehmlich zu machen, ist unter uns schon längst anerkannt, und auch in diesem Buche hat sich diese Gabe von Neuem bewährt. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Herausgebers des Inbegriffes der Pharmacie und des Uebersetzers dieser Elemente, dasselbe in deutschem Gewande jenem pharmaceutischen Hauptwerke einzuverleiben. Nur hätten wir noch weit mehr Berichtigungen gewünscht, als der Uebersetzer gegeben hat. Doch da wir hören, dass eine neue Auflage erscheinen soll, oder vielleicht erschienen ist, so enthalten wir uns, um nicht zu voreilig zu seyn, aller weiteren Ausstellungen, und fügen nur den Wunsch hinzu, dass es dem Uebersetzer gefallen haben möchte, noch mehr die Leistungen unserer Landsleute zu berücksichtigen, so wie überhaupt manchen Abschnitt schärfer d. h. wissenschaftlich genauer zu behandeln, wie denn auch selbst die Anordnung mancher Lehren diesem und jenem Tadel nicht entgehen kann. Uebrigens hat derselbe nicht nur treu das französische Original wiedergegeben, sondern auch dem Genius der deutschen Sprache gemäss geschrieben, daher sich diese Uebersetzung meist wie ein deutsches Buch liesst, und nur selten Härten gewahren läst. Endlich erhält dieser Grundriss noch vor manchen anderen den Vorzug, dass er eine Uebersicht der nach dem Jussieu'schen System angeordneten natürlichen Familien des Gewächsreiches liefert. Unser Uebersetzer erwarb sich um letztere ein neues Verdienst durch die wichtigsten literarischen Nachweisungen, sowie auch ein in der Vorrede S. XI und f. geliefertes Verzeichniss der für den Anfänger nutzbarsten botanischen Werke nur mit Dank aufgenommen werden kann. Noch sey es uns vergönnt, eine kurze Uebersicht des Inhalts anzugeben. Die Einleitung erörtert den Begriff von Botanik und Pflanze. Dann folgt eine kurze Darstellung der Pflanzenanatomie, so wie eine Eintheilung der Pflanzen und ihrer Organe. Hierauf wird in 7 Hauptstücken die erste Classe der Organe (Organe der Ernährung oder Vegetation) und in 11 Hauptstücken die zweyte Classe der Organe (der Reproduction) abgehandelt. Der zweyte Abschnitt erörtert die Frucht und ihre Verhältnisse. Zuletzt kommt es zu einer Darstellung der Methoden von *Tournefort*, *Linné* und des von *Cl. Richard* veränderten Geschlechtssystems. Den grösseren Raum nimmt dabey die Darlegung der natürlichen Familien ein, welche nicht allein eine etwas ausführlichere Charakteristik, sondern auch noch Bemer-

kung und Angabe einiger Hauptgattungen erhalten. Nach diesen findet man noch die Blumenuhr nach *Linné* und *Lamark*. Gute Register und eine Erläuterung der angefügten Tafeln, welche auch im Original sehr mittelmäsig waren, machen den Schluss. Zu bedauern sind die vielen Druckfehler, von denen jedoch sicherlich in der neuen Ausgabe das Buch gesäubert seyn wird, wodurch es eigentlich für junge Mediciner und Pharmaceuten, für die es doch zunächst bestimmt ist, nur an Brauchbarkeit gewinnen muss.

2) Man darf bloss den Namen *Robert Brown* nennen, um Männer der Wissenschaft mit Achtung und Theilnahme zu erfüllen. Denn welcher Botaniker erfreut sich nicht der trefflichen Leistungen dieses würdigen Mannes? Sein Hauptwerk ist und bleibt vielleicht der *Prodromus Florae novae Hollandiae*, wovon bis jetzt leider nur der erste Band erschien, der sogar nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren verbreitet wurde. Auch ist nach Mittheilungen einer unserer Freunde, der den berühmten Botaniker in seiner Heimat besuchte, kaum die Hoffnung da, dass in Kurzem die Fortsetzung erscheine. Nun hat zwar *Oken* in der *Isis* einen Abdruck des bereits im J. 1810 ausgegebenen Originals besorgt; allein dieser ist weder mit der gehörigen Sorgfalt gedruckt, noch sind Lettern und Papier so beschaffen, dass sie nichts zu wünschen liessen. Diess bewog den Herausgeber der gesammelten Brownischen Schriften, Hn. *Nees v. Esenbeck*, einen correcteren und auch äusserlich schön ausgestatteten Abdruck von Neuem zu veranstalten, der zwar ursprünglich jener Sammlung einverleibt, doch auch einzeln im Buchladen zu haben wäre, um die Verbreitung dieses für Botaniker unentbehrlichen Werkes zu befördern. Dieser Plan wurde dem Vf. mitgetheilt, der seinerseits nicht ermangelte, den Herausgeber nicht nur mehr dazu zu ermuthigen, sondern auch ein von seiner eigenen Hand verbessertes Exemplar zu übersenden, wodurch eine zweyte und zugleich verbesserte Ausgabe dieser classischen Schrift möglich wurde. Diese ist es nun, welche hier vorliegt. Der deutsche Herausgeber hat nur Weniges, namentlich was Stil u. s. w. anlangt, geändert und ein vollständiges Register beygefügt. Zugleich wurde in Klammern die Pagina der ersten (englischen) Ausgabe angemerkt. Kaum brauchen wir hinzuzufügen, dass die Ausführung jenes Plans so gelungen ist, dass sowohl der Herausgeber als der Verleger gleiche Ehre erndten, da sich solches nicht anders erwarten liess. Ausführlicher aber noch die Leistungen des Vfs. hervorheben zu wollen, scheint desshalb überflüssig, weil sie schon genugsam anerkannt sind. Es genüge daher, insonderheit angehende Botaniker (denn ältere haben längst schon den Werth dieser Fundgrube dankbar anerkannt) auf diesen Schatz trefflicher Beobachtungen von Neuem hingewiesen zu haben. Das deutsche Werk zeichnet sich übrigens eben so durch Schönheit seiner typographischen Ausstattung, als durch Wohlfeilheit aus, da das englische Original einige Guineen kostet, ja kaum mehr zu haben seyn dürfte. Es zeichnet sich aber auch durch die Verbesserungen aus, die ihm einen wesentlichen Vorzug vor allen anderen Ausgaben verleihen.

Z. P. L.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Zeh: *Die wanzenartigen Insecten*, Getreu nach der Natur abgebildet und beschrieben von Dr. *Carl Wilhelm Hahn*. Ersten Bandes erstes Heft. Mit 6 fein ausgemalten Tafeln. 1831. Zweytes Heft. Mit 6 Tafeln. 1832. Zusammen VI u. 90 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Während im Ganzen die Insectenkunde (Entomologie) in den letzten Jahrzehnden ihr Gebiet sowohl nach Aussen, als nach Innen erstaunlich erweitert hat, sind doch gewisse Theile desselben weniger bearbeitet worden, als sie in vielfacher Hinsicht verdienten. Unter diese gehört auch die Abtheilung der *Wanzen*, wiewohl sie in mannichfacher Hinsicht grösserer Aufmerksamkeit würdig scheinen, als manche andere weit mehr cultivirte Insectenfamilien. Zwar unternahmen früherhin *Stoll* und später *Wolf*, ihre Naturgeschichte zu schreiben; allein der Tod übereilte den letzten vor völliger Ausführung. *Fallen* behandelt bloss die schwedischen, ebenso wie früher *Schellenberg* die schweizerischen Wanzen. Sonst hat niemand sich zur Aufgabe gestellt, den *sämmtlichen* wanzenartigen Insecten ein besonderes Werk zu widmen, obschon Abhandlungen über einzelne derselben keine Seltenheit sind. Um so mehr verdient das Unternehmen unseres Vfs., die Naturgeschichte dieser Insecten nach und nach vollständig in Beschreibungen und naturgetreuen Bildern zu liefern, gerechte Anerkennung. Gewiss ist der Vf. auf dem rechten Wege, die Kenntniss dieser Insecten wesentlich zu fördern, indem er nicht Copieen giebt, sondern, soweit wir wenigstens vergleichen konnten, lauter Originalabbildungen und Beschreibungen, und weil er besonders den ganzen Habitus, die verschiedene Einlenkung, die verhältnissmäsige Länge, Zahl, Form der Fühlglieder, Extremitäten, des Saugrüssels, ferner den Adernlauf der Flügel u. s. w. berücksichtigt, so dass selbst der Unkundige leicht ermessen kann, wie gründlich hier verfahren werde. Dass freylich ebendesshalb viele Gattungen von *Fabricius*, *Latreille* und *Dalman* als unstatthaft durch andere bessere vertauscht werden mussten, leuchtet von selbst ein; nur möge der Vf. sich hüten, ohne dringende Noth viele Umänderungen zu machen, damit sich nicht die bereits eingerissene babylonische Sprachverwirrung noch mehr vergrössere. Mögen ihn aber auch die Naturforscher mit ihren Beyträgen unterstützen, damit endlich eine sichere Basis zur genaueren und möglichst vollständigen Kenntniss dieser Insecten gewonnen werde.

Auf der ersten Tafel sind nebst den nöthigen einzelnen, sehr vergrösserten charakteristischen Organen (wie Fühler, Saugrüssel, Flügel) folgende Arten dargestellt: 1) *Cerbus fulvicornis Fabr.* aus Ostindien; 2) *Oriterus destructor Melsheimer*. Letzter, ehemals Prediger in Nordamerika, theilte diese neue amerikanische

Art *Sturm* in Nürnberg mit, aus dessen Händen der Vf. das hier abgebildete Exemplar erhielt; 3) *Pyrrhocoris haematideus Fabr.* (*Lygaeus haematideus Fabr. Syst. Rhyng.*) aus China; 4) *Lopus Chrysanthemi Hahn*, auf *Chrysanthemum Leucanthemum* in des Vfs. Gegend. (Nürnberg.) Auf der zweyten Tafel befinden sich: 5) *Lopus Gothicus L.* (eigentlich *Cimex gothicus L.*), eine auf der grossen Brennnessel sehr gemeine Art. 6) *Largus humilis Drury* aus Brasilien. 7) *Cerbus valgus Fabr.* vom Vorgebirge der guten Hoffnung; 8) *Miris dentata Hahn* aus des Vfs. Gegend, auf Wiesenblumen. 9) *Capsus danicus L.* (*Lygaeus danicus Fabr.*) auf der grossen Brennnessel. Auf der dritten Tafel sind: 10) *Corizus hyoscyami L.* auf dem Bilsenkraut, Tabakpflanze u. s. w.; 11) *Platynotus apterus L.* überall an sonnigen Orten; 12) *Lygaeus equestris L.* im Ganzen nicht selten; 13) *Dicranomerus nugax Fabr.* gewöhnlich auf Wolfsmilchsarten. Die vierte Tafel enthält: 14) *Pachymerus tibialis Hahn*, in des Vfs. Gegend häufig am Fusse der Bäume unter Moos und an Rinden; 15) *P. agrestis Fallen*, in Schweden und Deutschland an ähnlichen Orten, wie die vorige. 16) *Phylus pallipes Hahn*, selten in des Vfs. Gegend auf Hecken und Gesträuchen; 17) *Polymerus holosericeus Hahn*, ist *Cimex Genistae Scop.*; 18) *Lygus rufescens Hahn*, selten auf Blumen in des Vfs. Gegend. Die fünfte Tafel stellt dar: 19) *Apiomerus hirtipes Fabr.* aus Cayenne und Brasilien; 20) *Loricerus crux Stoll.* vom Vorgeb. der guten Hoffnung; 21) *Loricerus violaceus de Haan* aus Java. Auf der sechsten und letzten Tafel trifft man: 22) *Arilus serratus Fabr.* ist *Cimex serratus L.*; 23) *Cimbus productus Hachenbach in lit.* aus Java und 24) *Aptus subapterus Fabr.* — Die meist vergrösserten Darstellungen der ganzen Rückseite des Insects, indem die natürliche Grösse, wie gebräuchlich, durch eine Längenlinie angegeben wird, sind sorgfältig illuminirt, und wenn auch die Umrisse der stark vergrösserten diagnostischen Organe schärfer und zarter seyn könnten, so sind sie doch wegen ihrer Treue im Ganzen zu loben.

Das *zweyte* Heft hat in dem ihm zum Grunde liegenden Plane noch einen bedeutenden Vorzug erhalten. Der Vf. hat nämlich auch die Gattungskennzeichen nicht allein auf den Tafeln dargestellt, sondern auch ausführlicher beschrieben, ja, die Arten einer und derselben Gattung hinter einander folgen lassen. Hiedurch ist dem strengeren wissenschaftlichen Studium ein grosser Vorschub geleistet. Denn dadurch wird es dem Anfänger möglich, eine vollständige Idee der fraglichen Gattung zu erhalten, indem er nicht allein die abstracten Merkmale des Genus erläutert findet, sondern auch selbst die Anwendung derselben bey Durchmusterung der einzelnen Arten machen kann. Doch betrachten wir das Einzelne. Drey Gattungen haben hier ihre Erörterungen gefunden: *Pachymerus Lepell. et Serville*, *Heterogaster Schill.* und *Cymus Hahn.* Unter diesen werden folgende 21 Arten aufgeführt: 1) *Pachymerus Pini Lin.*; 2) *P. vulgaris Schilling*; 3) *P. arenarius Hahn.* (um Nürnberg vom Vf. entdeckt), hat Aehnlichkeit mit *P. rusticus Schill.* und es wäre wünschenswerth, wenn der Vf. letzteren der Vergleichung halber daneben gebracht hätte; 4) *P. lynceus Fabr.*; 5) *P. nebulosus Fallen*; 6) *P. luscus Fabr.* wurde von *Panzer* (*Fauna germ. Fasc.* 11) für die folgende gehalten; 7) *P. quadratus Fabr.*; 8) *P. marginepunctatus Wolff*; 9) *P. sylvestris Lin.*, wovon *Lygaeus sylvestris Fabric.* (*Syst. Rhyngot. p.* 232) ganz verschieden ist; 10) *P. chiragra Fabr.*; 11) *P. antennatus Schill.*; 12) *P. brevipennis Latr.*; 13) *P. staphyliniformis Schill.*; 14) *P. pedestris Panz.*; 15) *P. pictus Schill.*; 16) *P. fracticollis Schill.*; 17) *P. geniculatus Hahn.* wurde vom Vf. unter *Erica herbacea* auf dem St. Hans-Georgenberg bey Hersbruck entdeckt. Die Farbe ist schwärzlichbraun, die Unterbeine (Knie und Tarsen, und zum Theil auch die Schienen) röthlichbraun. Indess wäre wohl ein mehr bezeichnendes Adjectiv räthlicher gewesen, da *geniculatus* eigentlich bloss *mit einer knieförmigen Beugung versehen* bedeutet, was auszudrücken nicht die Absicht unseres Vfs. seyn konnte, indem er wohl nur hiemit die röthlichbraunen Kniee bezeichnen wollte; 18) *P. varius Wolff.*; 19) *Heterogaster urticae Fabr.* Die folgende Gattung *Cymus Hahn.* wird von *Schilling* noch mit dem *gen. Heterogaster* und von *Fallen* mit *Lygaeus* vereinigt. Wir wünschten die Etymologie des Namens *Cymus* angegeben zu finden. Da es offenbar aus dem Griechischen entlehnt zu seyn scheint (insofern es mit *y* geschrieben), so haben wir umsonst nach der Form κυμος gesucht, und bloss das bekannte κυμα gefunden. Die beiden zu diesem Geschlechte gerechneten Arten sind 20) *Cymus claviculus Fallen* und 21) *C. glandicolor Hahn.* (*Heterogaster claviculus Schill.*) ist der vorhergehenden sehr verwandt, ja wir zweifeln keinesweges, dass sie manche Entomologen nicht als selbstständige Art gelten lassen werden. Unser Urtheil über manche neue Art, Gattung und Namen versparen wir bis zu Ende des Werkes.

Am Schlusse des Werkes kurze Diagnosen der *genera* zur bequemeren Uebersicht aufzustellen, wäre ein dankenswerthes Geschäft, und da es dem Vf. Ernst um die Vervollkommnung seiner Schriften ist, so ist zu hoffen, dass er auch dieser Bitte entsprechen werde. Mögen es nur die Umstände gestatten, dass Alles schnell fortschreite! Die Verlagshandlung hat durch schönes Papier und trefflichen Druck alle billigen Foderungen zu erfüllen gesucht, und sogar den Subscriptionspreis (20 gr. fürs Heft) bis nach dem Erscheinen des dritten Heftes gelten lassen. Es würde daher nur an der Lauheit des Publicums liegen, wenn ein Unternehmen ins Stocken geriethe, das bereits so schön begonnen hat.

Zr.

ERLANGEN: *De chondrogenesi asperae arteriae et de situ oesophagi abnormi nonnulla.* Specimen in auspiciis novi muneris mense Maio solemni oratione adeundi propositum a *Godofredo Fleischmann.* Dr. med. et chir., Prof. med. extraord. etc. Acc. tab. aen. duae. 1820. IV u., 48 S. 4. (12 gr.)

Diese Abhandlung, welche, wie es scheint, weni-

ger bekannt worden, als sie es verdient, zerfällt in 3 Capitel. Das erste enthält die einzelnen anatomischen Wahrnehmungen über die Knorpelbildung an der Luftröhre, das zweyte stellt die Ergebnisse derselben zusammen, und das dritte handelt von der Lage der Speiseröhre nach Links. Der Hergang der Verknorpelung der Luftröhre ist nach dem Vf. folgender. Bis zur achten Woche des Fötuslebens ist die Luftröhre des Menschen, nach Art der Amphibien, bloss häutig. In der achten Woche erscheinen die ersten Spuren der einzelnen Knorpel, als leichte Querstreifchen. In der zehnten Woche werden die kleinen Knorpelringe schon sichtbarer, und zeigen vorn eine grössere Breite als an den Seiten. Von der zehnten Woche bis zum vierten Monat wachsen die Knorpelringe fort, nur mit der Eigenthümlichkeit, dass sie in der vorderen Mittellinie schwächer, d. h. dünner, durchsichtiger, biegsamer und schmäler erscheinen: eine Anordnung, wie sie bey den Vögeln für das ganze Leben dauernd ist. Endlich verschmelzen die beiden Knorpelhälften der Ringe in der vorderen Mittellinie, und hiemit gelangt die Luftröhre zur Säugethierähnlichkeit. So lange noch der vordere Mittelstrich nicht völlig verknorpelt ist, bleibt die Luftröhre etwas platt von vorn nach hinten zusammendrückt und erst später mit der Vollendung der Knorpel in der vorderen Mittellinie wird die Luftröhre cylindrisch. Merkwürdig ist, dass die Enden der Knorpelringe in der frühesten Zeit an der hinteren Mittellinie einander sehr nahe liegen und sich später durch Wachsthum der zwischenliegenden Membran weiter von einander entfernen. Der Vf. zeigt weitläuftig, dass die Knorpelringe der Luftröhre ursprünglich aus zwey Hälften bestehen, somit aus zwey, rechts und links liegenden Verknorpelungspuncten hervorgehen. (Hieran ist, nach unserem Dafürhalten, um so weniger zu zweifeln, da die Luftröhre sich später als die Lungen bildet, indem jede Lunge ursprünglich, als zellichte Drüse, gesondert entsteht, und ihren besonderen Ausführungsgang hervortreibt, worauf diese Ausführungsgänge endlich zusammenschmelzen und vereint, als Luftröhre, fortwachsen, und somit die Luftröhre wahrhaft aus zwey Hälften hervorgeht.) Die Aeste der Luftröhre erhalten ihren Knorpel später als der Stamm; die linke Hälfte verknorpelt rascher als die rechte. Der Kehlkopf verknorpelt folgender Massen. Anfangs sind Schildknorpel und Ringknorpel eine einzige kugeliche Masse, und erst in der achten Woche fängt die Trennung an. Jeder Schildknorpel hat seinen Anfangspunct, von welchem, als Mittelpunct, die Verknorpelung gegen den Umkreis ausgeht, mit welchem letzten die beiden Knorpel sich vorn einander nähern und zuletzt vereinigen. Der Vf. fand in einem 4monatlichen Fötus den Kehldeckel weich, runzlich und von einer, zwischen Haut und Knorpel stehenden Festigkeit. Er lässt es unentschieden, ob die Stimmritze anfänglich verschlossen sey, oder nicht, hält aber erstes für wahrscheinlich, worin ihm Rec. vollkommen beystimmt. Als abweichende Bildungen führt der Vf. auf: 1) Die zwey Ringhälften können in der vorderen Mittellinie nur unvollkommen verschmelzen, so dass der ganze Ring hier oben oder unten oder oben und unten zugleich einen Ausschnitt zeigt. 2) Die Vereinigung der beiden Ringhälften kommt gar nicht zu Stande, wesshalb sie dann sich entweder bloss als gesonderte Stücke berühren, oder völlig von einander abstehen. 3) Die gegen die vordere Mittellinie gerichteten Enden der Ringhälften vereinigen sich nicht, sondern wachsen fort und zwar weiter als die Mittellinie gestattet, also über diese hinaus, wodurch eine Kreuzung der Enden entsteht. 4) Das vordere Ende einer Ringhälfte wächst mit den Enden zwey zunächst gegenüberstehender Ringhälften zugleich zusammen. 5) Eine Ringhälfte wächst nicht über die vordere Mittellinie fort, und vereiniget sich nicht mit der gegenüberstehenden; dagegen fliesst letzte mit dem Vereinigungspuncte zweyer folgenden oder vorhergehenden Ringhälften in der Mittellinie zusammen. 6) Zwey über einander liegende Ringhälften verschmelzen in der Mittellinie, ohne sich mit gegenüberstehenden zu vereinigen, oder eine Ringhälfte verschmilzt mit einer nicht gerade, sondern nächst-höher oder tiefer gegenüberstehenden. 7) Drey Ringhälften derselben Seite verschmelzen mit einander, und zugleich mit einer einzigen gegenüberstehenden in der vorderen Mittellinie, wobey die drey auf derselben Seite liegenden schwächer, die einzige gegenüberliegende stärker als gewöhnlich zu seyn pflegen. Der Vf. macht die genannten Abweichungen vom gewöhnlichen Bau durch Abbildungen nach der Natur auf der ersten Tafel anschaulich. Die zweyte Tafel enthält drey interessante Abbildungen von Abweichungen anderer Art. 1) Seltenheit der Knorpelringe, wodurch die Zwischenräume zu gross werden. 2) Verwachsung übereinander liegender Ringe bey fehlender Vereinigung aller gegenüberstehender Hälften. 3) Verschmelzung in Mittellinie vereinigter übereinander liegender Ringe in grosser Anzahl. Die letzte Abweichung von der Regel bedingt eine geringe Beweglichkeit der Luftröhre, und muss daher nachtheilig auf das Athmen wirken, welches der Vf. weiter nachweist. — In Ansehung der Lage der Speiseröhre bemerkt derselbe, dass die Speiseröhre im Fötus bis zur 10ten Woche gerade hinter der Luftröhre liege, dann bey der Entwickelung des Magens und der Gedärme sich nach Links ziehe. Als Abweichung führt er auf, dass entweder die Speiseröhre hinter der Luftröhre liegen bleiben, oder zu stark nach Links weichen könne; von der letzten Abweichung hat er einen Fall abbilden lassen, welcher eine starke Dislocation darstellt. Rec. hat bey einem Kinde, worin alle Gedärme eine der gewöhnlichen seitlich entgegengesetzte Lage hatten, die Abweichung der Speiseröhre auch nach Rechts vor der Luftröhre bemerkt.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

THEOLOGIE.

Halle, b. Anton: *Die Religion der Apostel Jesu Christi*, aus ihren Urkunden dargestellt von Dr. *Christian Friedrich Böhme*, Consistorialrath, Pastor und Inspector zu Luckau bey Altenburg. 1829. XIV u. 178 S. 8. (16 gr.)

Wenn dieses Buch, als der zweyte Theil und als ein organisches Glied eines geschlossenen Ganzen, (S. Jen. A. L. Z. 1832. N. 181) nach der Zeit seiner Erscheinung hätte angezeigt werden sollen, so hätte diese Anzeige der des dritten Theiles vorhergehen müssen. Allein des Hysteron Proteron ungeachtet wird gegenwärtige Anzeige nicht zu spät kommen. Die ganze Idee des Verfassers, und wie sich dieselbe allmälich bey ihm ausbildete, hat Rec. in der so eben gedachten Nummer dieser Zeitung dargestellt. Wollten wir das theologische Publicum mit dem Inhalte dieses Buches bekannt machen, und die künstliche Architektonik desselben darlegen: so würden wir zu spät damit kommen, da das Buch schon in den Händen aller derer ist, denen eine wissenschaftliche Erkenntniss des Christenthums am Herzen liegt. Die Religion der Apostel ist, wie wohl jeder Kenner dem Vf. beystimmen wird, messianisch, christologisch, und w nn — mit dem Vf. zu reden — das authentische Christenthum ein solches ist, wo Jesus Christus als der göttliche *Urheber* desselben erscheint: (Joh. 17, 6. 8.) so ist in dem Apostolischen - Jesus Christus der *Gegenstand* der Lehre, und der Vf. beschreibt die Religion der Apostel als den Inbegriff ihrer religiösen Vorstellungen, so wie dieser aus ihrer Auffassung des von Jesu über Religion Vorgetragenen erwachsen war. S. 6. Das wäre also ein durch die Subjectivität der Apostel modificirtes Christenthum. — Dasselbe tiefe und genaue Quellenstudium, den Fleiss im Sammeln, die Zusammenstellung und scharfsinnige Bestimmung des Gefundenen, welche wir in den anderen Theilen dieses zusammenhängenden Werkes anerkennen mussten, finden wir auch hier wieder. Was wir aber bey der Anzeige des dritten Theils: „*Die christliche Religion nach ihrer vereinten ursprünglichen und gegenwärtigen Gestalt*" (1832. N. 181) vermissten, vermissen wir auch hier, nämlich die Darstellung des Eigenthümlichen eines jeden Apostels. Der Vf. nämlich stellt die Ansichten eines Paulus, Johannes, des Verfassers des Ebräerbriefes, selbst der Apokalypse, unter einen und denselben Gesichtspunct, ergänzt und bestimmt den einen Apostel durch den anderen, und bringt so ein Gesammtresultat zu Wege, wie es in solcher Vereinigung vielleicht bey keinem Apostel zu finden ist, und wodurch das Eigenthümliche der Einzelnen verwischt wird. Hätte der Vf. die Lehre jedes Apostels einzeln dargestellt, und nicht einen durch den anderen ergänzt und erläutert, so würden auch die Differenzen einzelner Apostel mit sich selber und mit anderen bestimmter hervorgetreten seyn, wenn nicht etwa der Vf. solche Gegensätze absichtlich nicht hervorheben wollte. Bey einer solchen Darstellung der Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit eines jeden Apostels und der darauf folgenden Vergleichung derselben mit einander, würde z. B. die Differenz zwischen dem Johannes und zwischen Paulus in Ansehung der Lehre von der Weltschöpfung dem Vf. nicht entgangen seyn. Denn nach Joh. 1, 3. ist der λόγος die Mittelursache, δι' οὗ πάντα ἐγένετο; beym Paulus hingegen 1 Cor. 8, 6 ist sogar die geschichtliche Person, das Individuum Jesus, in welchem der λόγος und Χριστός als zeitliche Erscheinung erschien, der Werkmeister und die Mittelursache, δι' οὗ τὰ πάντα. Der Vf. würde dann den Widerspruch gelöset haben, der darin zu liegen scheint, wie eine historische Person, die in die Welt kam, als die Zeit erfüllet war, als eine vorweltliche und vorzeitliche Mittelursache des Daseyns der Welt gedacht werden könne, und wie diese christologische Lehre sich mit der mosaisch-monotheistischen vereinigen lasse, wo Gott Alles in Allen, und der einige absolute Urheber der Welt ist.

Befremdet hat den Rec. die Behauptung S. 69, dass die Lehre von der Genugthuung Christi nicht Dogma der Apostel und insbesondere des Paulus sey, da sie doch, wie wenigstens dem Rec. dünkt, 2 Cor. 5, 14. 21 und an mehreren Stellen ganz klar gelehrt wird, und Paulus der eigentliche Gewährsmann dieser Lehre in der christlichen Theologie ist. Ob und inwiefern wir diese Lehre mit unseren sittlichen Begriffen in Uebereinstimmung bringen können, ist eine andere Frage, die nicht in die historische Darstellung der Apostellehre, sondern zur philosophischen Beurtheilung derselben gehört. Gern hätte es Rec. gesehen, wenn der Vf. überhaupt darauf aufmerksam gemacht hätte,

welch' ein Unterschied es sey, wenn der gröſste der Apostel aus der Fülle seines christlichen Gemüthes redet, und wenn er auf dem Standpuncte der Reflexion argumentirt, dialektisirt, philosophirt. — Daſs die Lehre, daſs Gott der Urheber des Bösen sey (S. 95), mit Jac. 1, 13. so wie mit unseren sittlichen Begriffen von Gott streite, ist klar; aber folgt daraus, daſs diese Behauptung nicht unbewuſste Lehre des Apostels sey, und aus seinen Vordersätzen, so wie aus den S. 95 beygebrachten Stellen nicht hervorgehe? Der Mangel des Lichtpunctes in dieser Lehre, wir meinen die klare Idee der sittlichen Freyheit, giebt sich bey ihm nur allzudeutlich zu erkennen. Uebrigens wünschte Rec., daſs die Paulinische Lehre von dem Ursprunge, der Verbreitung und Bestrafung der Sünde noch eine schärfere und vollständigere Darstellung von dem Vf. erfahren hätte, da hierauf die Paulinische Rechtfertigungslehre beruhet. Ob, und in wiefern eine auf sittlichen Ideen ruhende Philosophie mit jener Lehre übereinstimmen könne, gehört in die Kritik dieser Lehre. — Bey der von den Aposteln gelehrten Fürbitte Christi für die Seinigen S. 52, wäre es wohl an seiner Stelle gewesen, wenn der Vf. auf das authentische Christenthum, und auf Joh. 16, 26. 27 hingewiesen hätte, wo eine Unmittelbarkeit der Gläubigen bey Gott gelehret, und die Dazwischenkunft fürbittender Heiliger und Priester verworfen wird.

In jedem Falle würde es höchst belehrend gewesen seyn, wenn der mit den Urkunden und dem Geiste des N. Ts. so vertraute Vf. bey der Parallele des authentischen, ursprünglichen, und des Apostolischen Christenthums nicht bloſs das Dogma, sondern auch die Ethik, die religiöse Moral des authentischen und Apostolischen Christenthums behandelt hätte, da ja die Religionslehre diese mit in sich begreift. — Nur aphoristische Bemerkungen über und zu dem gelehrten, vielen Fleiſs voraussetzenden Werke des Vfs. hat Rec. beygebracht, in der Voraussetzung, daſs sie vielleicht bey neuen Auflagen dieses Werkes zu einiger Vervollkommnung desselben beytragen können.

Om.

Leipzig, b. Cnobloch: *Das rege Leben auf dem Gebiete der Religionswissenschaft im protestantischen Deutschland*, in Winken und Andeutungen für Theologen und alle Freunde des Lichts und der Wahrheit gezeichnet nebst einem Schluſsworte über Consistorial- Synodal- und Presbyterial-Verfassung von *Lebrecht Siegmund Jaspis*, Dr. der Theol. und Archidiaconus an der Kreuzkirche in Leipzig. 1832. VIII u. 103 S. 8. (15 gr.)

Der Vf. bemerkt in der Vorrede, daſs er zur Herausgabe dieser Schrift, deren Unvollkommenheit er erkenne, durch die seit längerer Zeit laut gewordenen Vorwürfe und zum Theil wirklichen Schmähungen veranlaſst worden sey, die man sich gegen die jetzige Stellung der Religionswissenschaft im protestantischen Deutschland erlaube, und die man nicht nur in öffentlichen Blättern lese, sondern auch in gröſseren und kleineren Zirkeln aus dem Munde derer vernehme, die bey allem Glanze ihrer amtlichen Stellung doch kein Recht haben, sich in dieser wichtigen Angelegenheit eine Stimme anzumaſsen. Besonders sey in der Nähe der letzten Jubelfeier der Augsburgischen Confession der Wunsch in ihm rege geworden, durch eine kurze Nachweisung der Lichtpuncte auf dem Gebiete der Theologie jene harten und ungerechten Anklagen nach Kräften zu widerlegen, die sich damals besonders häuften. So wenig er sich schmeichle, befangene und parteyische Tadler der Zeit, die von dem einmal eingenommenen Standpuncte ihres Bekenntnisses aus den wissenschaftlichen Geist beurtheilen, auf andere Gedanken zu bringen, da man obendrein einzelnen Sprechern der Art eine gewisse Böswilligkeit vorwerfe: — so hoffe er doch einen kleinen Beytrag zur richtigen Würdigung derselben zu liefern.

Und diesen hat er in der That geliefert. In der Vorrede giebt er eine gedrängte Zusammenstellung dessen, was seit der Reformation von einzelnen ausgezeichneten Männern für den Aufbau der eigentlichen Theologie geschah, und damit zugleich einen Ueberblick von dem Inhalte seiner Schrift. — In der Schrift selbst berührt er zuerst einige Schattenseiten der evangelischen Kirche, erinnert an die Gefahren, welche ihr von Seiten der römischen drohen, deren Glieder sich am Schlusse des 18ten Jahrhunderts weit humaner, billiger und gerechter über den Protestantismus ausgesprochen hätten, als es jetzt geschehe, und verschweigt auch die Gefahren nicht, welche unserer Kirche von ihren eigenen Genossen drohen. — Beherzigungswerth ist, was S. 7 wider die *Buchstäbler* gesagt wird. — Diesen Stabilitätsmenschen werden die *Skeptiker* entgegengesetzt, die bey ihrem Schwanken sehr unzuverlässige Glieder unserer Kirche sind, und deren man auch unter den Theologen antreffe. — Der Vf. rügt die Uebertreibungen mancher Rationalisten. — Wenn er aber eine Vermittelung zwischen Rationalisten und Supernaturalisten für unmöglich hält, so scheint er dem, was er späterhin sagt, selbst zu widersprechen; wenigstens hat er das Wesen des Rationalismus an sich noch nicht vollständig begriffen. — Ueber *Mysticismus*, *Pietismus* und *Separatismus*, deren Quellen und Verirrungen. — Von S. 13 an redet er von den *Fortschritten*, die unsere Kirche gemacht hat. — Die gröſste Veränderung in der Theologie habe die *Kantische* Philosophie hervorgebracht; jedoch sey auch sie, wie noch immer die Zeitphilosophie, der Christuslehre nachtheilig geworden. — *Bibelverbreitung* und *Union der beiden protestantischen Kirchen.* — *Die ungetheilte Liebe, die man dem Schulwesen zuwende*, und *Verbesserung der Pädagogik und Katechetik.* Es sey zu hoffen, daſs man gerechten Wünschen, vornehmlich hinsichtlich des zu Vielerley, das in den Schullehrer-Seminarien gelehrt wird, entgegen kommen, und die Zöglinge vor der dünkelhaften Vielwisserey bewahren

werde, die nur dem Christenthume nachtheilig sey. — *Verbesserung des öffentlichen Cultus*, zunächst mit Hinsicht auf die Gesänge. — Die Ausstellungen, welche das neue Berliner Gesangbuch erfahren habe, fände sogar *Harms* widerlich, der die evangelische Kirchenzeitung doch gewiss in vielfacher Rücksicht lieb gewonnen habe. — *Liturgie* und *Agenden*, in denen nicht ein todter Buchstabendienst, sondern der Grundtypus des christlichen Cultus seine Sicherheit finden soll. — Der Vf. erklärt sich gegen *Horst*, *Fessler* u. A., die unter das wankende Gebäude des öffentlichen Gottesdienstes allerley schöne, sinnliche Formen als Stützen ansetzen wollen; doch wünscht er eine ernstere heiligere Stellung unserer Abendmahlsfeier bey dem öffentlichen Gottesdienste. — *Verbesserungen der Homiletik*. — S. 34 wünscht der Vf. eine vergleichende Darstellung der vorzüglichsten Predigtsammlungen unserer vorzüglichsten Kanzelredner mit denen der in der Vorzeit berühmt gewordenen Redner. — Rationalisten und Supernaturalisten können erbaulich predigen. — Die Mystiker verwechseln das Positive mit dem Willkührlichen, und verwandeln dadurch die Glaubenslehre in ein Gewebe geistloser Meinungen, die in der Schrift keinen Grund haben. — *Fortschritte auf dem Gebiete der Glaubenslehre*, und über den Einfluss, den Philologie, Kritik, Geschichte auf dieselbe gehabt haben. — Die Lehrbücher der Dogmatik von Knapp, Marheinecke, Ammon, Baumgarten-Crusius, Twesten, Hase, Augusti, Wegscheider, Tzschirner, Hahn werden kurz gewürdigt. — Hin und wieder vermisse man das biblisch-philosophische Princip, während anderwärts nur das philosophische oder kirchliche hervortritt, und alle Zwietracht zwischen den bisherigen Grundsätzen unserer Dogmatiker entspringe wohl aus der Vertauschung der biblischen mit den rein philosophischen Principien. — Für die *Schrifterklärung* sey viel geschehen. — Verdienste Semler's, Ernesti's u. A. — Kant's moralische Interpretation. — Herder, Eichhorn, Gesenius u. s. w. — Die von Germar versuchte panharmonische Erklärung der Schrift dünkt dem Vf. nicht genug gewürdigt zu seyn. — *Kirchengeschichte*. Von Neander wird S. 61 gesagt: „Ihm schwebt bey Bearbeitung der K. G. das Eine, was Noth thut, die *Wahrheit*, vor der Seele, die leicht von Kunst und Wissenschaft sonst überboten wird, eine fromme Begeisterung für Christum, den Stifter der Kirche, beherrscht das Ganze, und hat sichtbaren Einfluss auf die Bearbeitung." — Das Verhältniss der *Moral* zur Dogmatik ist in neueren Zeiten fester bestimmt worden. Reinhard und Ammon werden hervorgehoben. — Auch durch *Erbauungsschriften* sucht man in unseren Zeiten das Wachsthum im Guten zu befördern. — Missgriffe derer, welche die alten uns nicht mehr zusagenden Erbauungsschriften geltend machen wollen. — *Pastoraltheologie*. Hier hätte besonders Hüffel's Schrift über das Wesen des evangelisch-christlichen Geistlichen hervorgehoben werden sollen. — Die *Polemik* hat in neueren Zeiten eine mildere Richtung genommen. Ungern vermisst Rec. eine nähere Bestimmung ihres Verhältnisses zur Apologetik. — Zu den weniger bearbeiteten und durchgeführten Wissenschaften gehört das *protestantische Kirchenrecht*.

In dem *Schlusswort über Consistorial-, Synodal- und Presbyterial-Verfassung* findet der Vf. es nicht ganz zweckmäsig, dass in Sachsen die Repräsentation der Kirche auf den beiden geistlichen Stellen im Lande, auf der des jedesmaligen Oberhofpredigers in Dresden, und auf der des jedesmaligen Superintendenten in Leipzig, für alle Zeiten beruht, und nach seinem Wunsche sollen *durch freye Wahl* diese Repräsentanten aus dem Schoosse der höheren Geistlichkeit erkohren werden. — Uebrigens wünscht er eine Consistorial-, aber keine Synodal- und Presbyterial-Verfassung, und glaubt, dass an eine Presbyterialverfassung in dieser vielbewegten, vielaufgeregten Zeit nicht zu denken sey. Auch hält er es für bedenklich, bey Verhandlungen der Art die Stimmen aus dem Volke in der Allgemeinheit zu vernehmen, da die Furcht vor dem Hildebrandismus nicht getödtet, und die Geneigtheit bey Vielen vorherrschend sey, sich in Beziehung auf den Clerus geltend zu machen, und ihn zu bevormunden. Rec., der zwar die Schwierigkeiten nicht verkennt, welche der Einführung einer Synodal- und Presbyterial-Verfassung entgegenstehen, erwartet doch ein regeres kirchliches Leben erst dann, wenn alle Glieder der Kirche das Recht erhalten, an den Berathungen über kirchliche Angelegenheiten Theil zu nehmen, und kann daher der Ansicht des Vfs. nicht beystimmen, so sehr ihn auch dessen Schrift im Ganzen befriedigt hat, wobey ihm jedoch die wenigstens scheinbare Selbstgefälligkeit etwas aufgefallen ist, mit welcher der Vf. bey jeder Gelegenheit seine eigenen Schriften anführt.

R. in S.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Hannover*, b. Kius W.: *Vorstellung eines Staatsmannes im Auslande an einen deutschen Fürsten, welcher jüngst zur katholischen Kirche übertrat.* 1826. 55 S. 8. (6 gr.)

Diese *Vorstellung* kommt sicher aus reiner, guter Quelle und wird ihrem Vf., wer er auch sey, selbst bey Solchen Achtung erwecken, die nicht von der hier in Schutz genommenen Kirche sind, wenn sie nur einen offenen Sinn für Wahrheit und Recht haben, und das ungekränkte Bestehen des Letzten jeder der verschiedenen Religionsparteyen mit gleicher Aufrichtigkeit wünschen. Es ist nicht, wie man aus dem Titel fast schliessen könnte, ein Versuch, den fürstlichen Proselyten zum Rücktritt in die von ihm verlassene Kirche zu bewegen, was man hier vor sich hat: obgleich S. 54 auch hievon, wiewohl nur ganz kurz, die Rede ist; nein! es ist das redliche Bestreben eines ausserhalb des

Cöthenschen lebenden Staatsmannes, das öffentlich bekannt gewordene Gesuch der Cöthenschen Landescollegien zu unterstützen, dass der Herzog keinen Anstand nehmen möge, eine mit der Regierung der evangelischen Kirche Seines Landes beauftragte Behörde einzusetzen. Dieses kann geschehen, ohne dem Rechte der Oberaufsicht über die kirchliche Gesellschaft, welches an die Regentengewalt gebunden und ein nothwendiges Erfoderniss zur Staatseinheit ist, im Entferntesten Eintrag zu thun. Aber es muss auch geschehen; und ein katholisch gewordener Landesherr kann nicht fortfahren, über die evangelische Kirche die sogenannten Episkopalrechte auszuüben, oder die persönliche Regierung der Kirche seines Landes zu führen, ohne dem in Deutschland allgemein anerkannten und geltenden, in einer gleichmässigen Praxis, in der deutschen Verfassung, und in der Natur der Sache gegründeten Rechte der Protestantenfreyheit geradezu in den Weg zu treten. Der Vf. beruft sich S. 7 f. auf eine Menge von Beyspielen älterer und neuerer Zeiten, welche noch, wenn nicht bloss von Deutschland die Rede wäre, durch Anführung dessen, was sich in unseren Tagen in Schweden, 1660 in Dänemark, und zu wiederholten Malen in England zugetragen hat, hätten vermehrt werden können: so dass; wenn in Anhalt-Cöthen das Beyspiel vom Gegentheil statt fände, dieses das Erste und Einzige in seiner Art seyn, und Se. herzogliche Durchlaucht in dieser Beziehung gleichsam isolirt in der deutschen und europäischen Geschichte da stehen, und gegen das in Opposition treten würde, was zeither als unbezweifeltes Recht gegolten hat. Auch mit dem westphälischen Frieden (S. 14), der der römisch-katholischen und der evangelisch-protestantischen Kirche gleiches Recht gewährt und ausdrücklich erklärt, dass die bischöfliche Jurisdiction hinsichtlich der Evangelischen im ganzen Umfange des Reiches aufhören solle, würde es ganz unverträglich seyn, wenn der katholische, zumal der erst katholisch gewordene, Fürst das Befugniss hätte, die Kirchengewalt über seine protestantischen Unterthanen zu üben, da es ja augenscheinlich ist, dass der protestantische Fürst dieselbe Gewalt über seine katholischen Unterthanen weder ausüben kann, noch ausüben darf. Was würde doch bey einer Vormundschaft dieser Art aus dem ganzen Protestantismus, was aus der evangelischen Kirche des einen oder des anderen Landes werden, wenn sie, anerkennend den katholischen Fürsten als ihren Bischof, da dieser doch so gut, wie jeder andere Katholik, dem Papste und der katholischen Hierarchie unterworfen ist, wenigstens indirecte von der Gewalt einer katholischen Behörde abhängig gemacht würde? — Die Sache aus politischem Gesichtspuncte betrachtet, und den Herrn Herzog in seinem Verhältnisse zu anderen, ihrem Bekenntnisse zur evangelischen Kirche treu gebliebenen, deutschen Fürsten gedacht, macht der Vf. S. 26 f. auf die nicht zu berechnenden Folgen aufmerksam, die daraus entspringen könnten, „wenn in einem Bundesstaate die unter den Schutz des Staatenbundes gestellte evangelische Kirche, welcher die ganze Bevölkerung dieses Bundesstaates angehört, in einen Zustand versetzt wird, welchem die Lage der bloss recipirten kirchlichen Gesellschaften, z. B. der Mennoniten, der Herrnhuter, und selbst der Juden (der letzten insonderheit) bey Weitem vorzuziehen wäre.“ Nicht weniger bedenklich oder beunruhigend sind die Folgen für die Person des Regenten und das gute Vernehmen zwischen ihm und seinen Unterthanen. Welche Collisionen müssen nicht daraus entstehen, wenn ein Fürst das Unmögliche unternehmen, und mit dem Bekenntnisse des katholischen Glaubens (dem Gehorsam gegen den Papst) das Obervorsteheramt in der evangelischen Kirche zu vereinigen versuchen wollte! u. s. w. S. 55. Die Sprache der Bescheidenheit und Mässigung, worin die ganze Schrift verfasst ist, und die allenthalben bewiesene zarte Schonung, gegen welche selbst das, was S. 26 von den Pariser Salons erwähnt wird, indem es mit Delicatesse ausgesprochene Wahrheit enthält, nur scheinbar, nicht wirklich streitet, giebt dieser Vorstellung in den Augen jedes Unparteyischen, zu welcher Kirche er sich auch bekenne, einen ausgezeichneten Werth. Man vergleiche doch damit die An- und Ausfälle, welche sich manche katholische Scribenten gegen Grafen oder Fürsten erlauben, die von ihrer Kirche, der katholischen, zu einer anderen übertraten; und man freue sich darüber, dass es der Protestant nicht nöthig findet, seine Kirche mit solcher unwürdiger Waffe zu vertheidigen! — Schliesslich müssen wir noch bemerken, dass diese Recension bereits im J. 1827 niedergeschrieben war, und dass wir sie, auch nach mancher eingetretener Veränderung, wegen der Schrift, deren Inhalt auch ausser Cöthen beherzigt zu werden verdient, noch jetzt der Beachtung werth halten.

q — d.

Neustadt u. *Ziegenrück*, b. Wagner: *Andeutungen zu einem fruchtbaren Lesen der Schriften des N. Testaments.* Ein Hülfsbuch für denkende Schullehrer auch wohl für jeden Freund des Evangeliums von *August Friedrich Holst*, Pastor zu St. Nicolai vor Chemnitz. 1825. VIII u. 120 S. 8. (6 gr.)

Ein für das in's Auge gefasste Publicum gar nützliches, empfehlenswerthes Büchlein. Durch die Erfahrung belehrt, dass das in unseren Schulen gewöhnliche Lesen der Bibel nicht immer so eingerichtet werde, als es geschehen muss, wenn die Kinder ein inniges Interesse daran gewinnen, und früh mit dem Ideenreichthum der heil. Schriften bekannt und zu einem praktischen Gebrauche derselben gewöhnt werden sollen, glaubte der Vf. dem Bedürfniss Vieler zu entsprechen, wenn er diese *Andeutungen*, wie sich ihm dieselben bey einer cursorischen Lectüre des N. Ts. aufdrangen, herausgäbe. Mit Recht bestimmt er dieselben *denkenden* Schullehrern und Laien; denn denen, welchen dieses Prädicat nicht zukommt, werden damit wenig anzufangen wissen, indem es Andeutungen im eigentlichsten Sinne des Wortes sind. Dagegen wird sich aber auch der Schullehrer von hinlänglicher Bildung das Geschäft eines praktischen Bibellesens und einer erbaulichen Katechisation über das Gelesene durch den Gebrauch dieses Büchleins um so mehr erleichtern, je praktischer und ausgewählter die darin enthaltenen Fingerzeige sind. Dass sich der Vf. öfters wiederhole, war nicht zu vermeiden, und verdient um so mehr Entschuldigung, da man die Jugend an die wichtigsten Lehren des christlichen Glaubens und seiner Sittenlehre nicht genug erinnern kann. Desto mehr möchte man mit dem Vf. deshalb unzufrieden seyn, dass er der cursorischen Lectüre des N. T. nicht eine statarische vorgezogen, und der Fingerzeige noch mehrere gegeben hat. Eben so drängt sich die Frage auf: ob er die gegebenen Andeutungen noch bestimmter hätte aussprechen sollen. Dafür aber verdient der Vf. Dank, dass er auch weniger praktischen Stellen praktisches Interesse abzugewinnen weiss, z. B. Gal. 5, 15 f. 4, 1 f. Matth. 24, 15 f. Endlich können auch Prediger dieses Buch als ein Ideenmagazin für ihre kirchlichen Katechisationen und Vorträge mit Vortheil benutzen.

IX.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GESCHICHTE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetſchke: *Die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands*, von *Friedrich Gottſchalck*. 1ſter Band. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1815. XVI u. 335 Seiten. 2ter Band. 1817. 303 S. 3ter Band. 1820. 324 S. 4ter Band. 1826. 391 S. 5ter Band. 1821. 331 S. 6ter Band. 1825. 371 S. 7ter Band. 1829. 368 S. 8ter Band. 1831. VI u. 410 S. 8. (Jeder Band 1 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1812. No. 159 und 1814. No. 78.]

Herr *Gottſchalck* nennt die *zweyte* Auflage der *vier* erſten Bände ſeines mit Beyfall aufgenommenen und häufig geleſenen Werkes eine *verbeſſerte* und *vermehrte*; doch betreffen die Aenderungen, die wir bey genauer Durchſicht gefunden haben, mehr die Schreibart, da doch bey der Geſchichte ſo mancher Burg entweder eine völlige Umarbeitung oder eine Berichtigung nicht hinlänglich beglaubigter Erzählungen erforderlich geweſen wäre. Die zahlreichen Schriften der Vorgänger, welche ſich mit Darſtellung der Schickſale dieſer ehrwürdigen Denkmäler der deutſchen Vorzeit beſchäftigt haben, ſind von dem Vf. gröſstentheils benutzt, aber ſelten äuſsert derſelbe einen leiſen Zweifel gegen die Wahrheit ihrer Zeugniſſe, die er billig einer kritiſchen Prüfung hätte unterwerfen ſollen, um das Irrthümliche und nicht hinlänglich Beurkundete von dem aus lauteren Quellen Geſchöpften ſtreng zu ſondern. Rec., der ſich ſeit einer Reihe von Jahren mit Forſchungen dieſer Art beſchäftigt, und dem viele handſchriftliche Nachrichten, vorzüglich aber eine ſehr reichhaltige Sammlung noch ungedruckter Documente zu Gebote ſtehen, wird verſuchen, wenigſtens bey einigen der von Hn. *Gottſchalck* beſchriebenen Bergſchlöſſer auf den rechten Weg hinzuleiten, der bey einer vielleicht zu erwartenden neuen Bearbeitung eingeſchlagen werden muſs, wenn dieſelbe den Anſprüchen genügen ſoll, welche man bey dem jetzigen Standpuncte der hiſtoriſchen Studien zu machen berechtigt iſt. Wir werden unſere Aufmerkſamkeit insbeſondere den Burgen am Harz und in Thüringen widmen, weil auch der Vf. dieſelben mit einer gewiſſen Vorliebe behandelt zu haben ſcheint, ohne jedoch andere völlig auszuſchlieſsen. Der beſchränkte Raum dieſer Blätter wird uns aber nicht geſtatten, über die meiſten mehr zu geben, als bloſse Fingerzeige und kurze Andeutungen.

In der dem *erſten* Bande vorausgeſchickten Abhandlung *über die Entſtehung, den Verfall und die Bauart der Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands* iſt S. 21 folgende, aus *Höche's* Hohenſteiniſcher Geſchichte entlehnte, Erzählung neu hinzugekommen: „Der Graf Johann von Hohenſtein haſste die Mönche im Kloſter Walkenried, weil ſie ihm einſt ihre Thore geſchloſſen hatten, als er von einer Fehde, reich mit Beute beladen, zurückkehrte, und dieſe hier in den friedlichen Kloſtermauern mit ſeinen Geſellen theilen wollte. Er neckte und *zwickte* ſie, wo er konnte, und fand, als ihr Nachbar, häufige Gelegenheit dazu. Einige ſeiner Vaſallen folgten dieſem Beyſpiele, und machten es eben ſo. Einer von ihnen fand einmal einen Mönch in ſeinem Jagdgehege, den er ſchon einige Male gewarnt und ſich ſolche Beſuche verbeten hatte. Jetzt lieſs er ihn ergreifen, beyſtecken, und ein eigends dazu *verfertigtes* Halsband mit Stacheln *verfertigen*, das, wenn es geſchloſſen war, nicht wieder geöffnet werden konnte. Dieſs wurde dem Mönche um den Hals gelegt, und er nun wieder freygelaſſen. Unter den heftigſten Schmerzen eilte er nach ſeinem Kloſter zurück. Der Hals ſchwoll entſetzlich an, er konnte weder eſſen, noch trinken. Seine Brüder verſuchten alles Mögliche, ihm zu helfen, aber Alles war vergebens. Sie hielten daher Betſtunde, ſegneten den armen Bruder zum Tode ein, und brachten ihn dann in die Schmiede. Hier wurde das Halsband auf dem Ambos zerſchlagen, aber der Unglückliche ſtarb unter dieſer Operation." — Zieht man unverfälſchte Zeugniſſe über dieſe Begebenheit, beſonders *J. H. Hofmanni rer. ſ. antiquitat. Walkenredenſ. l. II. c. X* (abgedr. in *J. F. Chriſtii Noct. academ. l. III. pag.* 227) zu Rathe, ſo erſcheint dieſelbe in einem ganz anderen Lichte. Des Grafen Johann und einer Fehde deſſelben mit jenem Kloſter wird gar nicht gedacht, ſondern ein *Mitſchefall* und *Winzingerode* werden als Urheber dieſer That genannt. „*Quum Johannes, hujus nominis VII. et ordine Abbatum XXXV.* (*c. a.* 1481) ſagt *Hofmann*, *rerum in Monaſterio potiretur, nonnemo ex Mutzevaliorum gente oriundus, incertum qua de cauſa, maximo in Walkenredenſes odio*

coepit deflagrare etc. — S. auch *Leuckfeld Antiq. Walk. P. II. c. XV.* S. 164—166. *P. II.* S. 88. — Das Original von *Hofmanns* Manuscript, welches jetzt in dem Königl. Archive zu Hannover aufbewahrt wird, enthält noch eine *zweyte* Zeichnung der berüchtigten Halskette, welche *Leuckfeld* nicht hat nachbilden lassen.

Die Burg *Scharzfeld*, von welcher S. 109—125 gehandelt wird, kommt bereits in einer Urkunde v. J. 952 (f. *Leuckfeld Antiq. Poeldenf. p.* 18 *fqq.*) vor. Sie wurde damals von Otto dem Grossen der Abtey Pölde verliehen. Im J. 1091 soll Widekind von Wolfenbüttel dieselbe als ein Reichslehn von Heinrich dem IV empfangen haben. (*Anonym. ap. Mader. Antiq. Brunsuic. p.* 12. — *Harenberg histor. Gandershem. p.* 247 *not. pp.*) Dadurch wird zweifelhaft, dass diese Veste von dem genannten Kaiser zu Bezähmung der Sachsen gegründet worden sey, wie man aus *Lambert* von *Aschaffenburg* (*p.* 85 *ed. Krause*) hat schliessen wollen. (S. die unten über die Geschichte Kiffhausens mitzutheilenden Bemerkungen). — Seit 1157 war dieses vormalige Reichsschloss Eigenthum Heinrichs des Löwen. (S. *Schöttgen's* Leben Wiperts. *Append. Doc. N. V. p.* 10. — *Orig. Guelf. T. III. p.* 466 *fq.* Vergl. *G. D. Hoffmann's* diplom. Belustigung mit des niedersächs. Grafen Utonis und Herzog Heinrichs des Löwen an die Kaiser Konrad II und Friedrich I vertauschten schwäbischen Gütern Nürtingen und Baden. (Frankf. und Leipz. 1760. 4.) S. 18 ff. 79 ff. — Otto IV von Braunschweig bekam bey der Theilung des väterlichen Erbes (im J. 1197) nebst anderen Gütern auch *Schartfeld* und 1279 wurde es zu dem Antheile Herz. Heinrichs des Wunderlichen geschlagen. (S. *Erath's* Nachr. von den Erbtheilungen im Braunschw. Hause S. 7. 128 — 132. — Vergl. Mitheilungen aus dem Gebiete hist. antiq. Forsch. 3 H. S. 14 ff. *Harenberg l. c. p.* 326 *not. g.*) — Im J. 1241 war ein gewisser *Gottwinus* Pfarrer in Scharzfeld und Kapellan des Schlosses, und 1414 wurde Friedrich von Heldrungen bey Ersteigung des letzten, welches um diese Zeit den Grafen von Hohnstein gehörte, von den Bauern zu Mackenrode überfallen und erstochen. — *Ritter* in *supplement. scriptor. suor. p.* 103 nennt die von Hn. *Gottschalck* S. 112 ff. mitgetheilte Erzählung von dem des Daches beraubten Thurme u. f. w. mit Recht *anilis fabella*, welche dem leichtgläubigen und unkritischen *Letzner* (S. dessen Dasselisch - Einbeckische Chronik S. 60) aufgeheftet, oder von diesem selbst erfunden worden seyn mag. — Vergl. *Ritter Oryctograph. Caleberg. Spec. II. p.* 29 *fq.*

Wie ganz anders würde die Geschichte der *Kunizburg* oder des Schlosses *Gleisberg* bey Jena (S. 123 — 134) ausgefallen seyn, wenn Hr. *G.* ausser dem dürftigen Auffatze in den sächsischen Provinzial - Blättern (Oct. 1800) die trefflichen Vorarbeiten *Heydenreichs* und *Schneiders* zu der Geschichte des edeln Geschlechts, das von dem letzten den Namen führte, so wie *J. L. L. Gebhardi's* hist. geneal. Abhandl. 2. Th., wo demselben und den Reussen von Plauen (S. 102 — 155) ein eigner Abschnitt gewidmet ist, gekannt und benutzt hätte.

Unerwiesen ist S. 125 die Ableitung des unter dem Schlosse hinfliessenden Baches, der *Gleise*, von *Gliza*, einer Tochter Karls des Grossen, da diese überdiess bey *Eginhard* und dem *Chronograph. Sax. ad ann.* 781 (in *Leibnit. Acess. histor. P. I. p.* 124) *Gisla* und bey *Regino Gisla* heisst. *Sagittarius* nimmt an, dass die Burg von jenem Bache benannt worden sey, und verwirft die Abstammung von *gleisen* oder glänzen. Aber unstreitig sind die Namen: *Blankenburg*, *Leuchtenburg* und *Luxemburg*, vielleicht auch *Leutenberg*, mit einander verwandt, und bedeuten so viel als eine *leuchtende* oder *glänzende* Burg. Daher sagen die *Orig. Guelf.* (*T. II. p.* 222. §. 6): „*Glizen vel Gleissen Germanis est nitere, lucere. Unde Glizberg idem quod mons lucens, Lucemberg Luxemburg.*" — Die Reize der Aussicht, die man von der Gleisburg geniesst, sind schon von *Johann Stigelius* in mehreren Distichen geschildert worden. (S. *Poemat. J. Stigelii Goth. ex recens. Ad. Siberi. Vol. II. Jenae* 1577. 8. *fol.* 490 *a et b.*):

Ad Victorinum Strigelium de Gleispergo.

Per varias rupes, per tot ludibria venti,
Sperata montis victor in arce steti:
Et gaudens patriae thesauros cernere terrae,
Subjectas oculis sum licitatus opes.
Thessala miretur, miretur et Itala tempe
Ebria Pegaseis Musa Maronis aquis.
Pax modo frugali non desit candida vitae,
Hic mihi, et hic Musis non aliena domus etc.

In *Fr. Christi. Schmidt's* hist. mineralog. Beschr. der Gegend um Jena (Gotha 1779. 8.) wird S. 89 — 91 von Gleisberg gehandelt, und auf der 2 Kupfertafel eine Abbildung der inneren und äusseren Seite der Ruine geliefert. Auch die *Thüringische Vaterlandskunde* v. J. 1824. 2. St. S. 13. f. ferner die Unterhaltungen auf einer Reise von und nach Naumburg an der Saale über Jena, Rudolstadt, Salfeld, Gera, Altenburg und Zeiz. (Leipz. 1828. 8.) S. 18—20. und der Thüringerwald mit seinen nächsten Umgebungen u. f. w. von *W. v. C. M.* (Erfurt 1830. 8.) S. 5 — 7 theilen kurze, aber eben nicht neue Nachrichten davon mit. — Der S. 130 — 132 vorkommende heftige Ausfall gegen Napoleon läst sich nur durch die Zeit entschuldigen, in welcher die zweyte Auflage dieses Bandes erschien. Der Pfarrer von Wenigenjena (hier *Seelenhirt* genannt), welcher den Franzosen den Weg durch das Rauhthal zu zeigen gezwungen wurde, bleibt dabey nicht verschont!

Die Beschaffenheit der Ueberreste dieser Burg lernt man am genauesten aus *Heydenreichs* noch ungedruckter, *um die Mitte des vorigen Jahrhunderts*, aufgesetzter Beschreibung kennen, aus welcher wir zu Ergänzung des vom Vf. Gesagten jetzt das Wichtigste entlehnen wollen. „Das Schloss Gleisberg liegt auf einem hohen Felsen, welcher vorn hinauf ungemein

steil ist, so dafs man von da denselben nicht füglich, wenigstens nicht ohne Lebensgefahr, ersteigen kann. Wenn man aber durch das unten angelegene grofse Dorf *Kuniz* geht, so findet man einen an den Lücken des Berges krumm herumgehenden Weg, welcher zwar ziemlich gangbar, jedoch wegen der vielen Wasserrisse und Steine, da er ohne Zweifel in so viel Jahren, als das Schlofs wüste gelegen, nicht ausgebessert worden, auch nicht ohne viele Mühe und Schweis zu übersteigen ist. Durch diesen kommt man endlich in einen oben auf dem Berge hinter dem Schlosse liegenden Wald, der *Hain* genannt, und hierauf an eine zwar jetzt mit Büschen bewachsene, aber vordem unstreitig bebaute Stätte, wo die zu der auf dem Schlosse beständig gehabten Hofhaltung nöthigen ökonomischen Gebäude, welche wegen des allzu engen Raums auf dem eigentlichen Schlofsplatze nicht angebracht werden konnten, gestanden haben mögen. Dieser Vorplatz wird von der Schlofsstätte selbst oder der vorderen Spitze des Bergs durch einen ungeheuer tiefen Graben unterschieden, welcher auf beiden Seiten sich in die daselbst befindlichen Lücken und Hohlen des Bergs verliert, und auf diese Weise den Schlofsplatz von dem übrigen Berge dermafsen abschneidet, dafs jener einem eigentlichen besonderen Hügel ähnlichet. Ueber diesen Graben ist nun ehedem unfehlbar eine Brücke in das Schlofs gegangen, von der man aber jetzt nichts mehr sieht, und daher bey Besuchung dieser Ruinen fast verdriesslich wird, wenn man geglaubt, nunmehr dabey zu seyn, und gleichwohl erst den ungeheueren Graben erblickt und sich bequemen mufs, denselben auf der linken Seite hinunter mehr zu fallen, als zu gehen, hernach aber auf der anderen Seite zum Schlosse durch die unzähligen herabgefallenen Mauersteine hinauf zu klimmen. Ist man endlich angelangt, so sieht man den eigentlichen Schlofsplatz. Dieser ist eben nicht gar grofs, man findet aber auf demselben die Ueberbleibsel von ungemein dicken Mauern, welche theils bis auf die Erde abgebrochen sind, theils etwas über dieselbe hervorragen, theils noch bis ins andere Stockwerk steigen, wie denn an einem Ort und zwar auf der Seite nach Jena, und also gegen Mittag zu, in der Mauer noch zwey völlige ziemlich enge und niedrige Fensteröffnungen, nebst nach alter Manier zu beiden Seiten eingemauerten steinernen Bänken angetroffen werden. In der Mitte ist der Platz ziemlich ungleich, was ohne Zweifel von den eingestürzten Mauern und dem Schutt, der hernach mit Gras bewachsen, herrührt. Man bemerkt auch etliche grofse Stücke Mauer und darunter insonderheit zwey der gröfsten, welche durch ihre krumme Figur anzeigen, dafs sie zu einem Thurme gehört haben. Dem Ansehen nach hat das Schlofs drey Thürme gehabt, einer steht noch, etwa 20 Ellen hoch und zwar gegen Abend vorn an der Spitze des Berges, die zwey anderen mögen hinten auf der Morgenseite des Schlosses an den beiden gegen Mittag und Mitternacht gerichteten Ecken gestanden haben. Der aufmerksame Beobachter wird an jeder Seite noch Reste von dem Grunde eines runden Thurmes wahrnehmen. Man weifs in der Gegend von einem verfallenen Brunnen auf diesem Schlosse viel zu sagen. Ohngeachtet ich mich genau nach einigen Spuren desselben umgesehen, so habe ich doch weiter nichts, als auf dem vorhin erwähnten Vorhofe des Schlosses eine ziemliche Tiefe, etwa von halber Mannslänge, wo sonst ein Brunnen gewesen seyn könnte, und auf dem Schlofsplatze selbst eine solche Tiefe, wobey auch einiges runde Gemäuer, entdecken können. Soviel ist gewifs, dafs auf diesem hohen, und so wenig zugänglichen Schlosse ein oder mehrere Brunnen werden gewesen seyn. Die Aussicht von demselben ist unbeschreiblich schön. Man sieht bey heiterem Wetter Städte, Dörfer, Schlösser, Felder, Wiesen, Weinberge, Wälder, Berge, Felsen, Flüsse und andere Gewässer u. s. w. Die Harzgebirge und die Arnsburg bey Frankenhausen kann man deutlich unterscheiden. Steht man auf der Spitze der Ruinen, so erblickt man zur Linken im Thal die Stadt Jena, zur Rechten jenseits des Saalstroms auf dem Felsen Schlofs und Stadt Dornburg; zur Linken die Dörfer Kuniz, Lasen, Löbstedt, Wenigenjena und Kamsdorf; vor sich hat man Zwezen und die neue Gönna, auf der rechten Seite wird man unten im Grunde Borstendorf, an den Bergen aber Gohnsdorf, Beutniz, Naura und viele andere Dörfer gewahr."

Von ganzem Herzen stimmt Rec. in den von Hn. Pfarrer *Ed. Schmid* in der Vorrede zu seinem lesenswerthen Buche über die Kirchbergischen Schlösser geäusserten Wunsch ein, dafs doch recht bald ein Kenner des vaterländischen Alterthums die Schicksale dieses merkwürdigen Denkmals desselben ausführlich darstellen möchte.

Es war zu erwarten, dafs zu der Geschichte des *Giebichensteins* bey Halle (S. 135—156) die bekannte Erzählung von Ludwig des Saliers Sprunge aus den Fenstern dieses Schlosses den vornehmsten Stoff darbieten würde; aber wenn man das darüber Gesagte mit dem neuen scharfsinnigen Versuche *A. Ch. Wedekind's* (in den Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. 5tes und 6tes Heft. Hamburg 1830. S. 189—208), diese wunderbare Begebenheit zu beglaubigen, zusammenhält, so wird man die Darstellungsweise des Vfs. nicht billigen können. Ueberhaupt scheint es uns, als wenn selbst durch jene Vertheidigung des gewandten Geschichtsforschers, welche sich vorzüglich auf eine Stelle der handschriftlichen Reinhardsbrunner Chronik stützt, noch nicht alle Einwendungen der Gegner widerlegt worden wären. Beyläufig sey hier bemerkt, dafs wir *Wedekind's* Aenderung der Lesart jenes Zeitbuches: *quem mox ingrediens equos aquas fluminis servus arripiens ei imposuit* — in: *quem mox ingredientem aquas fluminis servus arripiens equo imposuit* nicht für nöthig, sondern *q. m. ingrediens equo aquas fl. s. a.* für das Richtige halten.

Die an sich wenig interessante Züge darbietende Geschichte des *Spatenberg's* (S. 245—265) hat Hr. *G.* durch Einwebung der Schilderung des Krieges Kaiser

Heinrich IV mit den Sachsen und Thüringern geniessbarer zu machen gesucht. Es läſst ſich nicht leugnen, daſs das Gemälde dadurch an Lebhaftigkeit gewinnt; doch müſsen wir bedauern, daſs die Farben auf Koſten der Wahrheit aufgetragen ſind und der Einbildungskraft ein zu groſser Spielraum geſtattet worden iſt. — *Stenzels* treffliche Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern kann bey Umarbeitung dieſes und ähnlicher Abſchnitte ſehr gute Dienſte leiſten. Weil *Müldener*, deſſen Leitung ſich der Vf. ſtets vertrauensvoll überläſst, der aber, wie wir bald darthun werden, häufig ſelbſt eines ſicheren Führers bedarf, keine Kunde von dem im J. 1254 zwiſchen dem Erzbiſchof Gerhard zu Mainz und dem Markgrafen Heinrich von Meiſsen getroffenen Vergleiche hatte, wodurch letzterer, wie die Worte der bey *Gudenus* (*cod. diplomat. T. I. p.* 640) abgedruckten Urkunde lauten: „*Officium Marſchalci et Comicias in Sibenleyben, Schonreſtede, et minorem Comiciam in Mittelhuſen; Caſtrum Spadinberg et curtem in Gruzen, cum ſuis pertinentiis univerſis* — von dem Erzſtifte zu Lehn empfing, — (vergl. *N. A. Heuſsers* Abh. von den Erz- und Erb-Land-Hofämtern des Erzſtiftes Mainz. (Mainz 1789. 4.) S. 104. §. 72. S. 105. Anm. *. — *Wachters* ſächſ. Geſch. 3 B. S. 23 f.), ſo iſt dieſer Umſtand auch hier mit Stillſchweigen übergangen worden.

Daſs die Nachrichten von der *Harzburg* (S. 285—301) nach Erſcheinung der gründlichen Unterſuchungen des Hn. Regierungsrath *Delius* zu Wernigerode über dieſelbe und den vermeinten Götzen Krodo, vielfacher Verbeſſeruugen fähig ſind, liegt am Tage.

Unter den im *zweyten* Bande beſchriebenen Burgen wählen wir No. 36 (S. 221—248) *Kiffhauſen*, um durch Mittheilung der Ergebniſſe unſerer darüber angeſtellten mehrjährigen Forſchungen augenſcheinlich zu beweiſen, welche Miſsgriffe der ſonſt ſo behutſame *Müldener*, und nach ihm der Vf. in dieſer Hinſicht gethan haben, und wie nothwendig es daher iſt, ſtets die Quellen ſelbſt zu Rathe zu ziehen. Die Vergleichung des nun folgenden aus dieſen unmittelbar geſchöpften kurzen Abriſſes der wichtigſten Schickſale der genannten Burg mit den in Hn. *Gottſchalcks* Werke befindlichen Angaben wird unſere Behauptung, wie wir hoffen, auſser Zweifel ſetzen.

Die Zeit der Erbauung *Kiffhauſens* läſst ſich eben ſo wenig, wie die der meiſten übrigen Burgen Deutſchlands, mit Sicherheit beſtimmen. Wir würden die in mehreren Chroniken vorkommende und auf mancherley Weiſe ausgeſchmückte Sage von dem *römiſchen* Urſprunge deſſelben ganz mit Stillſchweigen übergehen können, da ihre Unhaltbarkeit ſchon zum Theil von *Müldener* gezeigt worden iſt, wenn ſie nicht ganz kürzlich, wenigſtens inſofern wieder einen Schein von Glaubwürdigkeit gewonnen hätte, daſs ein um die Aufklärung des älteſten Zuſtandes Germaniens ſehr verdienter Gelehrter (der nun verewigte Dr. *Wilhelm*) ſie der Beachtung nicht ganz unwerth gehalten hat. Die Verfaſſer einiger Thüringiſcher und anderer Zeitbücher ſchrieben Kiſſhauſens Gründung dem *Julius Cäſar* zu — eine Behauptung, welche die gröſste Unwiſſenheit in der Geſchichte dieſes berühmten Heerführers verräth, und die ſich vielleicht aus der unter jener Gattung von Schriftſtellern herrſchenden Sucht erklären läſst, die Abſtammung edler Geſchlechter und den Urſprung ihrer Wohnſitze bis zu dem entfernten römiſchen Alterthume zurückzuführen. Hatte man einmal eine ſo kühne Aeuſserung gewagt, ſo war nunmehr auch noch abgeſchmackteren Erdichtungen leicht die Bahn geöffnet. Man fügte nämlich ſogar hinzu, daſs Julius Cäſar die Grafen von *Beichlingen*, welche in ächten Urkunden erſt ſeit dem *eilften* Jahrhundert erſcheinen, zu Burgwoigten von Kiſſhauſen ernannt habe. Natürlich muſste nun auch das nahe liegende Beichlingen von dem genannten römiſchen Imperator gegründet ſeyn. Diejenigen, welche ſich von jenem allgemein verbreiteten Vorurtheile nicht ganz losreiſsen konnten, ſetzten, ſich gleichfalls auf leere Vermuthungen ſtützend, an Cäſars Stelle entweder den *Germanicus* oder den *Druſus*. Mit gröſserer Sachkenntniſs iſt der bereits erwähnte D. *A. B. Wilhelm* in ſeiner Schrift: Die Feldzüge des Nero Klaudius Druſus in dem nördlichen Deutſchland (Halle 1826. 8.) dabey zu Werke gegangen, worin er den vom Druſus im neunten Jahre vor Chriſti Geburt in das Innere Deutſchlands unternommenen Kriegszug bis in dieſe Gegenden mit ſcharfſpähendem Blicke verfolgt, und aus mehreren, angeblich noch von der Gegenwart eines römiſchen Heeres in denſelben vorhandenen Spuren, den Schluſs zieht, daſs dasjenige, welches Druſus befehligte, bis hieher vorgedrungen ſey. Daher kommen ihm auch die Sagen von der Erbauung Kiſſhauſens, Beichlingens und Nordhauſens durch jenes Volk weniger auffallend vor, und er nimmt zu Beſtätigung ſeiner Angabe den Umſtand zu Hülfe, daſs in der Nähe des Kiſſhäuſers bey Tilleda u. ſ. w. häufig römiſche Münzen, ſogar goldene, gefunden werden. Doch läſst ſich mit Recht einwenden, daſs die Deutſchen dieſelben eben ſo gut erbeutet und dahin gebracht haben können, (vergl. auch: Noch etwas über die Feldzüge des Druſus in unſeren Gegenden von D. *Wilhelm* — in *Kruſe's* deutſchen Alterthümern 3 B. 1 und 2 H. (Halle 1828. S. 1—13. — Die Feldzüge des Druſus — ſ. die Geſchichte der Deutſchen bis zu Gründung der germaniſchen Reiche im weſtlichen Europa. Von *L. Kufahl*. Ankündigung und Proben. (1828. 8.) S. 28 ff.)

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1833.

GESCHICHTE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands*, von *Friedrich Gottschalck*. 1—8 Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hegte man einmal den Wahn, dass unser Schloss seine Entstehung den Römern verdanke, so war auch eine Ableitung seines Namens aus der Sprache derselben leicht gefunden. Es herrschte nun unter Gelehrten und Ungelehrten nur Eine Stimme, dass Kiffhausen aus dem lateinischen Worte *Confusio* entstanden sey; und zu Beglaubigung dieser Ableitung wurde ein höchst lächerlicher Grund angeführt. Doch erhellt augenscheinlich, dass das Wort ächt deutscher Herkunft und aus *Kiff* oder *Kipp* und *Haus*; welches eine Burg oder Festung bedeutet, gebildet sey. Ueber den Sinn des ersten hat man sich noch nicht verständigt. *Müldener*, der die Erklärung durch *ein Haus auf der Kippe oder Spitze eines Berges* missbilligt, bringt eine andere in Vorschlag, nach welcher es so viel seyn soll, als *ein zum Streiten oder Kriege aufgeführtes Haus*, eine Burg oder Veste, aus der man Krieg führen und streiten könne, oder *die zum Kriege, zu Zank und Streit viele Gelegenheit gegeben habe*; welches letzte durch die Schicksale des Schlosses bestätigt werde. Ohngeachtet des grossen Aufwandes von Sprachgelehrsamkeit, womit dieser Geschichtschreiber seine, auch von Hn. *Gottschalck* (S. 231) angenommene, Erklärung zu unterstützen sucht, möchte doch jene ältere, sich gleichsam von selbst darbietende, nach welcher Kiffhausen (das man in Urkunden auch *Ghöffhusen*, *Ghoffhusen*, *Ghuffhusen* geschrieben findet) aus *Koppe* (Kopf) und *Haus* zusammengesetzt ist und eine Burg auf dem *koppen-* oder *kopfähnlichen* Gipfel eines Berges bedeutet, die empfehlenswertheste seyn. — Dass die Gegend, worin Kiffhausen liegt, schon im neunten und dem folgenden Jahrhunderte den sächsischen Kaisern gehörte, wird auch dadurch wahrscheinlich, dass sich diese häufig in ihren Pfalzen zu Wallhausen, Allstedt und *Tilleda* aufhielten, wovon eine grosse Zahl daselbst ausgestellter Urkunden ein unverwerfliches Zeugniss giebt. Der *letzte* Königshof muss wegen seiner geringen Entfernung von dem Kiffhäuser vorzüglich unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Altgermanische Begräbnissstätten sprechen für das hohe Alterthum der drey erwähnten Orte. (S. *Wilhelms* Gesch. des Klosters Memleben (Naumburg 1827. 4.) S. 9). — Nach dem bekannten *Breviarium des Lullus*, des Schülers und Nachfolgers des Bonifacius auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz (im J. 753—786), besass die von ihm gestiftete Abtey Hersfeld in *Dullide*, Burgslebo (Burgsleben, Borxleben?), Erizzebrucoum (Brücken) sieben Höfe nebst den dazu gehörigen Feldern, die fünf Mark entrichteten. (S. *Wencks* Hess. Landesgesch. 1 Th. Urkundenb. S. 14. — *Wilhelm* a. a. O. S. 10 und 44, Anm. 13.) *Tilleda* diente ferner 974 dem Kaiser Otto II, der dasselbe nebst vielen anderen Gütern und kaiserlichen Höfen zwey Jahre früher seiner Gemahlin Theophania als Leibgedinge verschrieben hatte, Otto III 993, Konrad II 1036, Heinrich III 1041 und 1042, Friedrich I 1174 zum Aufenthalte. Im J. 1194 endlich erlangte es durch die hier erfolgte Aussöhnung Herzog Heinrichs des Löwen von Braunschweig mit Kaiser Heinrich VI eine besondere Bedeutsamkeit. Dieses scheint das letzte denkwürdige Ereigniss gewesen zu seyn, das sich an diesem Orte zutrug. Denn die Geschichte schweigt davon, dass die Kaiser ferner ihre Wohnung hier genommen haben, welche überhaupt bald hernach bleibende Sitze zu wählen anfingen. Den Königshof zu Tilleda traf also das Schicksal der Verödung, so dass man jetzt nicht einmal seine Stätte mehr kennt, und es für blosse Erdichtung zu halten hat, wenn der Vf. des Romans: das Thüringische Bergschloss Kiffhausen. Erzählt von dem Vf. der Bertha, Gräfin von Beichlingen, oder die Zerstörung der Rothenburg. (Auch unter dem Titel: Abentheuer bey einer Fusswanderung nach den Thüringischen Bergschlössern Rothenburg und Kiffhausen.) Leipzig bey Hinrichs. 1816. 8. S. 107—109, Spuren desselben in der Wohnung des dasigen Schullehrers entdeckt zu haben vorgiebt. Der gemeine Glaube versetzt ihn vielmehr dahin, wo sich jetzt das von Linsingische Rittergut befindet. Wahrscheinlich sind die Reste desselben in den vielen Bränden, wovon Tilleda auch in den beiden letzten Jahrhunderten (z. B. d. 3 Jan. 1673, d. 23 April 1686, 1714, d. 11 Dec. 1718, 1721, 1722) verheert worden ist, gänzlich verschwunden. *Mülde-*

ner glaubt, dafs Tilleda, welches jetzt, ohngeachtet jener häufigen Unglücksfälle, ein ansehnliches Dorf von 160 Häusern ist, in denen, nach der Zählung von 1818, 962 Menschen wohnen, in früheren Zeiten *Marktrecht* und *Rathsherren* besessen habe. Das letzte wird auch in der That durch Urkunden von 1530 und 1586 bestätigt. Dafs aber dadurch kein besonderer Vorzug dieses Ortes angezeigt werde, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, weil auch die Vorsteher anderer Dörfer ähnliche Namen erhalten. So werden z. B. in einem Reinhardsbrunner Klosterbriefe vom J. 1433 „*Ratlüte* dez dorffes *kammerforst*" und in einem Jenaischen von 1437 (am Tage Remigii) *Ratesmeister* des Dorfes *Beutniz* erwähnt. Doch heifst Tilleda im J. 1525 ausdrücklich ein *Flecken*. Woher *von Rohr* (in den Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes S. 271 f.) die Angabe schöpfte, dafs es am 9 März 976 von Kaiser Otto II durch den Bischof zu Minden mit dem Münz- und Markt-Rechte, so wie mit anderen Vorzügen, begnadigt worden sey, ist ungewifs, und man darf ihr um so weniger trauen, da er selbst nur zweifelhaft davon redet. — Auch aus dem *Roland*, den die dasige Gemeine im Wappen führt, könnte man vielleicht auf frühere glänzende Verhältnisse schliefsen. Wenigstens erklärt man die auf den Märkten, besonders sächsischer Städte, aufgerichteten Rolandsfäulen für öffentliche Zeichen ihrer unmittelbaren Abhängigkeit von dem Oberhaupte des deutschen Reichs.

Wir verweilten bey der Geschichte Tilleda's aus dem Grunde etwas länger, da *Müldener*, dem auch alle Späteren (und unter ihnen Hr. *Gottschalck* S. 230 f.) unbedingt beytreten, den Ursprung und die Schicksale Kiffhausens an diesen Ort geknüpft hat. Er vermuthet, dafs jene Burg zu Vertheidigung des letzten erbaut worden sey. Dafs man aber Tilleda selbst für eine ursprünglich zum Schutze dieser Gegend wider die in der Nähe wohnenden Sorben und Wenden bestimmte Grenzfestung ansehen müsse, scheint wenigstens nicht aus dem Worte: *Curtis* zu folgen, womit es von Kaiser Otto II in der Leibgedingsverschreibung der Theophania bezeichnet wird. Unter diesem Ausdrucke, so wie unter *Palatium*, verstand man nämlich im Mittelalter gewöhnlich nicht das, was wir jetzt Palast nennen, sondern *ein mit herrschaftlichen Wohngebäuden versehenes Landgut*, ein Domänen- oder Kammer-Gut, zum Unterschiede von einem blofsen Vorwerke, *villa*, das nur mit Wohnungen für den *Villicus* und das nöthige Gesinde versehen war. S. *Hüllmanns* Gesch. der Domänenbenutzung in Deutschland. (Frankf. a. d. O. 1807. S. 25 ff. Vergl. S. 8 f. — *Förstemanns* Gesch. der Stadt Nordhausen. 1 Lief. S. 17. 25, wo *Castrum* und *Curtis* genau unterschieden werden, ob sich gleich nicht leugnen läfst, dafs die königlichen Pfalzen sich öfters in festen Orten befanden. S. *Oesterreichers* Neue Beyträge zur Geschichte. 2 H. Bamberg 1824. 8.) S. 24. Vergl. S. 9 und 4 H. S. 87 f. — *Hudtwalckers* und *Trummers* criminalist. Beytr. 2 B. 1 H. (Hamburg 1825. 8.) S. 17 *. — Von *Lang* Baierns Gauen u. s. w. (Nürnberg 1830. 8.) S. 61.

Tilleda nebst *Kiffhausen* wird von einigen Gelehrten zu dem *Helmgau* gerechnet, in welchem von der Mitte bis gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts *Wilhelm* I und II von *Weimar* das Grafenamt verwalteten. S. Mittheilungen aus dem Gebiete antiquar. Forsch. 3 H. S. 29 f. *Förstemann* a. a. O. S. 7 f. Anders versetzen diese beiden Orte in den *Nabelgau*, der nach urkundlichen Zeugnissen die Gegend von Wolkramshausen und Ichstedt, und muthmafslich auch Frankenhausen in sich begriff. S. v. *v. Wersebe* Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale und Unstrut u. s. w. (Hannover 1829. 4.) S. 66. 109.

Müldener und nach ihm Hr. *Gottschalck* (S. 231 ff. und im 1 B. S. 249 ff.) erzählen ziemlich ausführlich die zwischen dem Kaiser Heinrich IV und den Sachsen und Thüringern in der letzten Hälfte des 11 Jahrhunderts entstandenen Streitigkeiten. Jener fügt, sich blofs auf eine Stelle des mit gröfster Vorsicht zu gebrauchenden sächsischen Geschichtschreibers *Georg Fabricius* berufend, hinzu, dafs die drey sehr alten und festen Burgen jener Gegend, *Kiffhausen*, *Beichlingen* und *Scheidungen*, damals im Besitze Ludwig des Saliers, von den kaiserlichen Truppen erobert, bald aber, nach Vertreibung derselben, wieder von den sächsischen Fürsten besetzt worden wären. Der gleichzeitige Chronist *Lambert von Aschaffenburg* hingegen beschränkt sich blofs darauf, dafs Heinrich, bey seinem feindlichen Einfall in Thüringen, sich zwey dasiger Burgen, *Beichlingens* und *Scheidungens*, in welche der mit der Wittwe des Markgrafen Otto von Thüringen vermählte Markgraf von der Lausitz *Dedi II* Besatzungen gelegt hatte, der *einen* durch Uebergabe, der *anderen* durch Sturm bemächtigt und beide zu zerstören befohlen habe. (S. *Lambert. Schafn. p.* 52. *ed. Krause*.) Er übergeht also Kiffhausen und Ludwig den Salier ganz mit Stillschweigen, und man würde auch nicht wissen, wie der letzte zum Eigenthum jener beiden Burgen gelangt sey, da sie unstreitig zu den Erbgütern des Markgrafen Otto gehörten, die, weil er keine männlichen Nachkommen hinterliefs, auf dessen Töchter übergingen.

Heinrich IV. legte bey seinem vorzugsweisen Aufenthalte in Sachsen und am Harz, anfangs wohl zur Lust und aus regem Sinne für eigene Schöpfungen, dann bey veränderten Umständen auch für andere Absichten, Pfalzen und Burgen an, bis zuletzt, wie die Sachsen in der Uebertreibung des Hasses und zu Beschönigung ihrer nicht zu rechtfertigenden Schritte klagten: *alle Berge und Hügel solche Gebäude trugen*. Doch ist selbst *Lambert* (*p.* 103 *sq.* bey dem J. 1073), der mit Recht als die lauterste Quelle der damaligen Ereignisse gilt, nicht im Stande; deren mehr als *sieben* namentlich anzugeben. Kiffhausen befindet sich weder unter diesen, noch unter den neuen Burgen, welche Heinrich im J. 1076 auf allen für kriegerische Zwecke tauglichen Bergen und Hügeln Sachsens er-

bauen liefs, wenn es gleich von einem unferer gründlicheren Gefchichtforfcher zu jener unruhevollen Zeit ins Dafeyn hervorgerufen wird. S. *Förftemann* a. a. O. S. 20. Anm. ** — Erft 1118 (oder 1117?) empfangen wir die fichere Kunde, dafs Kiffhaufen vorhanden war, wozu fich aber zugleich die von deffen Zerftörung gefellt. Der *Pegauer Mönch* theilt nämlich in der Lebensbefchreibung des Grafen Wipert von Groizfch (in *Hoffmanni fcriptor. rer. Lufatic. I.* 26. §. *XXIV*) Folgendes mit: „Auch die Burg *Kuphefe* fand bey diefer Fürchterlichkeit der Sachfen, (welche kurz vorher mit den Mainzern Oppenheim erftürmt, angezündet und bey diefer Gelegenheit auf 2000 Menfchen getödet hatten) nicht ohne den Tod fehr Vieler und die Wunden Unzähliger, von Grund aus zerftört, ihren Untergang." *Die Nachricht von der Gründung des Klofters Gofeck (In libr. de fundatione Monafterii Gofecenfis P. II. c. XIII. p.* 232 *ed. Mader.*) verbreitet fich über diefe Begebenheit etwas weitläuftiger: „Zu jener Zeit (d. i. zur Zeit der Freylaffung Ludwig des Saliers und feiner Ausföhnung mit dem Pfalzgrafen Friedrich, alfo ums J. 1116) bemächtigte fich der Pfalzgraf Friedrich, auf den königlichen Beyftand geftützt, des Berges *Kuffefe* (*Cuffefe montem occupavit*), verfah ihn mit Befatzung und übertrug den tapferften Männern, darauf zu bauen (d. i. fich, als *Burgmänner*, Wohnungen in den nächften Umgebungen des Schloffes anzulegen). Durch das Gerücht von diefer That aufgeregt, kamen die Sachfen zufammen, fchloffen auf Betrieb des Herzogs *Ludger* den Berg eng ein und eroberten ihn; fteckten die Befeftigung in Brand und machten den Berg der Erde gleich." Die letzten Worte find wohl nur fehlerhafte Kürze für: Sie eroberten den Berg durch enge Belagerung, fteckten die Burg in Brand, und machten ihre Mauern und Wälle der Erde gleich. Dem Chroniften mochte jene Art, fich auszudrücken, um fo unbedenklicher vorkommen, da in der Sprache des Mittelalters die Bergfeftungen bisweilen nur *montes* genannt werden. (S. *Wencks* Heff. Landesgefch. 2 B. S. 692. Anm. V.) Auch fpätere *Zeitbücher* (z. B. *Theod. Engelhufii Chron. p.* 217 *ed. Mader., Addition. ad Lambert. Schafn. ad ann.* 1118., *W. Gerftenberger's* Heff. Chronik in *Schmincke Moniment. Haff. I.* 212 u. a. m.) gedenken diefer Eroberung und Zerftörung Kiffhaufens. *Müldener* in feinen noch ungedruckten Supplementen zur Gefchichte Kiffhaufens vermuthet, dafs Rudolph von Habsburg die damals hier vorgefallene Schlacht in der Kapelle vor dem Wolfesholze in der Graffchaft Mansfeld an der Wand habe durch ein Gemälde darftellen laffen, und beruft fich dabey, jedoch ohne zureichenden Grund, auf *E. Ch. Frankens* Hiftor. der Graffch. Mansfeld S. 122. 212 und *Chr. Sickels* Befchr. der Bergveft. Königftein und Dohna S. 31. Anm. — Dafs Kiffhaufen erft nach *dreyjähriger* Belagerung eingenommen worden fey, ift Erdichtung, die wahrfcheinlich von der bloffen Muthmafsung herrührt, dafs der Feind einen Theil des kaiferlichen Heeres, der fich nach dem Treffen am Wolfesholze, d. 11 Febr. 1115, in die Vefte geflüchtet, fogleich dafelbft eingefchloffen habe. — Die Zeit der Wiedererbauung der Burg läfst fich nicht genau beftimmen. So viel aber ift gewifs, dafs man bey Erneuerung folcher Veften oft fehr fchnell zu Werke zu gehen pflegte. Diefs beweift, unter anderen, das Beyfpiel der Harzburg, welche nach dem 17 März 1074 der Erde gleich gemacht, im November 1075 wiederherzuftellen angefangen, und bis zu Pfingften des folgenden Jahres fo weit vollendet wurde, dafs der Statthalter Heinrich IV, Herzog Otto von Baiern, feinen Wohnfitz darauf nehmen konnte. Wenn man bey Kiffhaufen eben fo grofsen Eifer bewies, fo ift daffelbe unftreitig fchon in der erften Hälfte des zwölften Jahrhunderts wieder aus feiner Afche erftanden, wofür auch die noch jetzt fichtbaren Trümmer fprechen, welche, nach der Meinung Sachverftändiger, Merkmale der in diefem und dem 13 Jahrhunderte gewöhnlichen Bauart an fich tragen.

Beynahe erft am Schluffe des zuletzt erwähnten Zeitraums zerftreut fich das Dunkel, in welches bisher die Schickfale diefer Vefte gehüllt waren. Friedrich der *ältere*, Graf von *Beichlingen*, legt fich nämlich in einer die Lehnsverhältniffe des Rathsfeldes bey Frankenhaufen betreffenden Urkunde vom 8 Febr. 1297 den Titel eines *kaiferlichen Burggrafen von Kiffhaufen* bey. Er ift wohl nicht der erfte feines Gefchlechts, dem diefe Würde anvertraut war. Sie fcheint vielmehr fchon feinen Vorfahren eigenthümlich gewefen zu feyn, welche ihr auch den *Adler*, den wir zuerft 1249 in ihren *Siegeln* wahrnehmen, zu danken hatten: eine Auszeichnung, die ohngefähr feit der Mitte des 14 Jahrhunderts mit dem Verlufte diefes Schloffes gänzlich verfchwindet. Die Rothenburgifche Linie des Haufes Beichlingen gelangte fpäterhin zum vollen Befitze Kiffhaufens. Allein die Kaifer gaben ihre Anfprüche auf daffelbe noch nicht förmlich auf, fondern fuchten fie von Zeit zu Zeit geltend zu machen. So wird in den beiden Urkunden von 1320 und 1348, worin *Ludwig der Baier* und *Karl VI* den Fürften *Bernhard III* und *IV* von *Anhalt*, die fächfifche Pfalzgraffchaft Landsberg, nach Abfterben der verwitweten Markgräfin Agnes von Brandenburg, verleihen (S. *Beckmanns* Anhalt. Gefch. 4 Theil 4 Cap. §. 5. S. 529 f. *Horn's* Bericht von Landsberg S. 56 f. 64) eine Belehnung mit den kaiferlichen Burgen *Göffhaufen* und *Alftede*, fo wie fie diefe Fürftin vorher befafs, hinzugefügt. (S. auch v. *Werfebe* über die niederländ. Kolonieen in Deutfchl. II. 879 f.) doch ftimmen alle Schriftfteller darin überein, dafs das Anhaltifche Haus die ihm durch diefe Documente zuerkannten Länder niemals wirklich inne gehabt habe. Aber auch die Beichlinger erfreuten fich des Erworbenen nicht lange. Denn fchon am 2 Febr. 1347 räumte Graf Friedrich, um fich drückender Schulden zu entledigen, feinem Schwiegervater, *Heinrich V* von *Hohnftein*, Kiffhaufen nebft mehreren anderen Schlöffern auf Lebenszeit ein. Wenn und auf welche Weife

die *erstere* Familie wieder zum Besitze dieses Schlosses gelangte, bleibt unentschieden. Vermuthlich aber sah sie sich bald genöthigt, dasselbe eben so, wie im J. 1373 die Rothenburg, den Landgrafen von Thüringen als ein Lehn zu überlassen, welche 1378 den Grafen *Heinrich XXV* und *Günther XXIX* von *Schwarzburg*, Herren zu Arnstadt und Sondershausen, gegen die sie gewisse Verbindlichkeiten gehabt haben mögen, beide zusammen für 970 Mark Silbers verpfändeten. Sie ertheilten den nunmehrigen Inhabern zugleich die Erlaubniss zu einem Aufwande von 30 Mark, um die verfallenen Gebäude wieder herzustellen. Im J. 1407 erfolgte die förmliche Beleihung der gräflichen Brüder, Heinrich und Günther, „mit dem Schlosse und Berge Kiffhausen" durch den Landgrafen Friedrich den jüngeren. Bey der 1411 vorgenommenen und, in Rücksicht auf die sächsischen Lehen, von den Landgrafen Friedrich und Wilhelm bestätigten Theilung des schwarzburgischen Gebiets kam Kiffhausen nebst der Rothenburg an Günther XXIX, welcher überdiess Sondershausen, Frankenhausen, Ichstedt, Strausberg, Krula, Almenhausen und Schlotheim erhielt. Im J. 1433 am Sonntage Cantate weihte der Bischof Nikolaus von Wiltperg, als Vikar des Erzbischofs zu Mainz, in Gegenwart einer zahllosen Menge die *Kapelle* auf dieser Burg „*in die Ehre des heiligen Kreuzes*" feyerlich ein, und widmete die beiden darin befindlichen Altäre der Jungfrau *Maria* und den Aposteln *Petrus* und *Paulus*. Zugleich sicherte er allen denen, welche das neue Gotteshaus und den damit verbündenen Kirchhof andächtig besuchen würden, einen vollkommenen Ablass auf 40 Tage zu. Aus einigen Worten des darüber ausgefertigten Briefes schliesst man nicht ohne Grund, dass früher schon eine Kapelle, dergleichen wir fast auf allen Burgen antreffen, zu Kiffhausen vorhanden war, welche Graf Heinrich von Schwarzburg nur wieder in gehörigen Stand setzen liess. (S. die Urk. des Bischofs in *Imm. Weberi schediasm. hist. de Pustero.* (*Gissae* 1723. 4.) *p.* 74 *sq.* — in *Müldeners* Bergschlössern S. 170 u. in *Gudeni cod. dipl. T. IV, p.* 812 *sq.*) — Nach der Meinung einiger Numismatiker sollen ehemals zu Kiffhausen *Münzen* geprägt worden seyn. Man rechnet dahin sogar den *Brakteaten* Kaisers Lothar's II, die älteste unter den bekannten Münzen dieser Gattung, aber wohl ohne zureichenden Grund. Etwas wahrscheinlicher dürfte es seyn, wenn man einen sehr flachen Brakteaten erster Grösse Kaiser *Philipps*, (welcher von 1198 — 1208 regierte) mit der leserlichen, aber unverständlichen Umschrift: INVII u. s. w. aus der angeblichen Münzstätte zu Kiffhausen hervorgehen lässt. Der Kaiser erscheint darauf mit Lanze und Schild von der linken Seite zu Pferd, hinter ihm ein grosser Reichsapfel und ein starkes aufgesetztes Kreuz. In dem Reichsapfel selbst ist ein grosses Kreuz mit einem Puncte in jedem Winkel, so wie vor und hinter dem Kaiser Puncte angebracht sind. S. das (von dem Herrn M. *Erbstein* gefertigte) Auctionsverzeichniss einer kleinen Sammlung von Münzen der alten, mittleren und neuen Zeiten. (Dresden 1826. 8.) S. 50 N. 14 15.

Von den muthmasslichen *Burgmännern* zu Kiffhausen sind in Pfortaischen und Oldislebischen Klosterbriefen nur folgende aufbehalten worden: *Fridericus et Gerwicus de Cusese* im J. 1175 und *Henricus de Cusese* 1168.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hamburg* und *Itzehoe* b. Schubert u. Niemeyer: *An Deutschlands Fürsten, Adel, Wehrstand, Schriftsteller, Dichter und Volk.* Fünf Reden von *G. A.* Freyherr *v. Maltiz.* Zweyte Ausgabe. 1830. 67 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. ermuntert in der Sängersprache die Fürsten Deutschlands der ewigen Dauer ihres Herrscherrechts zu vertrauen, aber nur unter der Aegide ihrer Gerechtigkeit und ihrer Achtung vor dem Gesetze; den Adel, sich dadurch, dass er sich an die Spitze des Volks stelle, die Liebe der Mitbürger und ihre Achtung zu begründen, und den Kammerdienst aufzugeben. Er werde künftig Vertreter der Gesetze und Verfechter der Volks- und Landes-Freyheiten, er kämpfe gegen Fürsten- und Minister-Willkühr und gegen die Zunft der Abgötterer der Vorurtheile jeder Art unter dem Diplom der Vernunft. Dem Wehrstande empfiehlt er wahre Vaterlandsliebe, um als Ehrenkrieger zu siegen oder zu fallen. Der Schriftsteller soll werden ein Bollwerk wider Fürstenwillkühr, Pöbelraserey und Geistessclaverey; er soll die Feder führen für gesicherte Verfassungen, Gleichheit vor dem Gesetze, Wort und Denkfreyheit. Dem Volke sagt er, man fodere mit Ernst, Beharrlichkeit und Muth:

„Der Denk- und Press-Freyheit gerechte Gabe,
Des Volkes Gleichheit vor dem Volksgesetz,
Die ausgesprochne Sicherheit der Habe
Nicht durch ein blosses leeres Staatsgeschwätz
Von Gnade und Vertraun zum Herrscherthron,
Nein! durch gesetzliche Constitution,
Des Volks Vertretung nach Beruf und Alter,
Frey durch des Volks uneingeschränkte Wahl,
Und Rechenschaft der höchsten Staatsverwalter
Von dem, was sie vertreten allzumal,
Streng vor des Landes heil'gem Tribunal.

und schliesst:

Europa wird erstaunen, dich bewundern,
Und freudig stimmen in die Wahrheit ein:
Das deutsche Volk verdiente frey zu seyn!

A. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GESCHICHTE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands*, von *Friedrich Gottschalck*. 1—8 Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ehe wir zum Schlusse eilen, müssen wir noch mit wenigen Worten der seit Jahrhunderten umgehenden *Volkssage* von Kaiser *Friedrichs I* Fortleben in den unterirdischen Gewölben der *Kiffhäuser* Burg gedenken, worüber sich der Recensent von *Kortüms* K. Friedrich I mit seinen Freunden und Feinden. (Aarau 1818. 8.) in den Ergänzungsblättern zu unserer Literaturzeitung 1818. 84 St. S. 258 also vernehmen läfst: „Es war natürlich, dafs Friedrichs Tod in fernem Auslande einen grofsen, unauslöschlichen Eindruck bey der Mit- und Nach-Welt hinterliefs; und dafs dieser Regent in dem Herzen seines Volks so lange in frischem und liebevollem Andenken geblieben ist, beweist deutlich, dafs er ein volksthümlicher Mann war. So schlafen, (nach der schönen Volkssage unter den Anwohnern des Urnersees), die drey Stifter der Schweizerfreyheit schon seit Jahrhunderten in den Salisberger Felsen ob dem Grüttli, um dereinst noch einmal aufzuwachen und die Schweiz zu retten." Wenn sich jener Recensent zu Bestätigung des eben Gesagten auf die Schrift des *Johann Adelphus* über Kaiser Friedrich und auf *G. Draudii* fürstliche Tischreden beruft, so können wir nicht bergen, dafs wir in der *ersteren* nicht das Geringste von dem Aufenthalte desselben auf unserer Burg zu entdecken vermochten, ohngeachtet wir drey verschiedene uns zu Gebote stehende Ausgaben dieses Buchs sorgfältig durchgesehen haben. Die *erste* führt den Titel: „Barbarossa. Ein warhafftige beschreibung des lebens vnd der geschichten keiser fridrichs des ersten, genant Barbarossa. Durch Johannem adelffum Statartzt zu Schaffhausen. Erstmals in latein versamlet vfs allen glaubwirdigen geschrifften vnd hystorien der alten chronicken. Vnd aber ietzo in tütsche zungen trülich bracht. — Getruckt vfs keiserlicher freiheit in der loblichen stat Strafsburg von Johanne Grüeniger in dem iar — M. D. XX. vff sant Adolffs oder sant Johans enthauptungs abent. (LXXVII Blätter in kl. Folio mit Holzschnitten.) — Die *zweyte* mit etwas veränderter Auffschrift — — — — — „Getruckt inn der loblichen statt Strafsburg durch Bartholomeum Grüninger in dem jar — M. D. XXX. V. vnnd vollendet auff Sant Thomans des heiligen zwelffbotten abendt" — besteht aus LXV Folioblättern — die *dritte*: Kaiser Friedrichs des Ersten Barbarossa genannt, Löblich geschichten, vnd Ritterliche Thaten, wie er die in Zeit seines Lebens vnd regierung vollbracht, trewlich beschrieben, durch *Joh. Adelphum*, D. u. Stadtartzt zu Schaffhausen, in Druck verfertiget. 1535. 8. — enthält 19½ Bogen. — *Draudius* hingegen hat seiner Schrift: „fürstliche Tischreden: das ist, Von allerhand politischen, nachdencklichen Fragen, Händeln und Geschichten nützliche Bedencken, vnd anmütige Discursen: So zwar hiebevor durch Johann Werner Gebharten C. von Basel angefangen, vnd kurtz verfasset; bishero aber vnd nachmals vermehret, vnd auch fürters wolmeynend continuiret worden durch M. *Georgium Draudium*, *P. O.* 1642. Getruckt zu Basel, bey Hans Genath. In Verlegung Ludwig Königs S. Erben. 8. im 1 Theil Cap. VII. S. 322—330 — einen besonderen Abschnitt: „Von Keyser Friderichs (II) vermeynter Widerkunfft. Aus einem Gespräch eines Römischen *Senatoris* vnd eines Teutschen, Anno 1537 aufsgangen" — einverleibt. S. besonders S. 327 f. Andere beziehen diese Volksmärchen auf K. Friedrich den *zweyten*. (S. *Th. Engelhusii Chron. ed. Mader. p. 247 sq. ed. Leibnit. p.* 1115: „*Hoc ergo Friderico (II.) mortuo ignorantibus Alamannis vacabat imperium multis annis. Post quos senex quidam in civitate Nutz (Tylo Kolup) finxit se esse Fredericum, ad quem multi nobiles confluxerunt; quos omnes noscens propriis nominibus suscipiebat. Qui cum ad tempus regnasset, tandem a Coloniensibus crematus est. Ex hoc fama venit, Fredericum adhuc vivere in castro confusionis (Kiffhausen)*" — *W. Gerstenbergers* hessische Chronik bey *Schmincke* a. a. O. II. 431, welcher unter dem Jahre 1286 erzählt: „unde ist noch in Doringen, wie das er (K. Friedrich II.) nach leben sulle uff syme slosse Kouffhusen. Dufs beschribt *Diderich* von *Engelhusin*, auch *Johan Rytesel* in finer Chronicken." — Vergl. *Chr. G. Clugii Progr.: Fridericus II Imp. Romano — Germ. triplici infamia liberatus. Frankohus.* 1727. 4. — *J. B. v. Rocoles* Gesch. merkwürdiger Betrüger. Mit einer Vorr., Erläut., Zusätzen und Münzen begleitet v. *J. F. Joachim*. I Th. (Halle 1761. 8.) S. 267 — 290. — *Georg. Guil. Lorsbach de Pseudo-Caesare,*

Thilone Colupo. Herbornae 1802. 4. (16 S.) — *F. W.* Freyh. *v. Ulmenstein* Gesch. und topogr. Beschreib. v. Wetzlar. 1 Th. (1802. 8.) S. 157 — 180.

Im *Arnothale* findet sich eine ähnliche alte Sage vor, nach welcher Friedrich der Rothbart dort umgehen soll. (S. *Napoleons* Novellen. Nach dem französischen Manuscript der Madame C****n frey bearbeitet von *C. Niedmann*. 1 Th. (Wolfenbüttel und Leipzig 1827. 8.) Dritte Novelle, unter dem Titel Barbarossa. — Vergl. Leipz. Literaturzeit. 1828. No. 120. S. 958.

Auch *Frankreich* hat seinen *Kiffhäuser* d. h. Ruinen, in welchen grosse Schätze verborgen und allenfalls zu heben sind. Sie finden sich am Saume des Waldes von *Dreux*. Ein altes Schloss liegt hier in Trümmern, aber Gewölbe gehen darunter weg, so tief und weit, dass sie noch keiner völlig ergründete, und sie stehen unter dem Schutze eines Geistes, der in ihnen einen ungeheueren Schatz bewacht u. s. w. S. Zeitung für die elegante Welt 1827. 255 St. S. 2037 f.

Der letzte, welcher sich für Friedrich ausgab, scheint ein wahnsinniger Schneider aus Langensalza gewesen zu seyn, der im J. 1546 seine Wohnung in der Kapelle des Kiffhäusers aufschlug, sich ein Feuer anmachte und hier drey oder vier Tage lebte. Durch den aufsteigenden Rauch wurde seine Gegenwart kund. Man fand ihn beym Feuer sitzend. Das erstaunte Volk, dem er von seinen Königreichen und Kaiserthümern vorschwatzte, hielt ihn gläubig für Kaiser Friedrich. Als der Graf Günther von Schwarzburg von diesem Unwesen benachrichtigt wurde, liess er den Urheber desselben in Verhaft nehmen, und nach Sondershausen bringen, wo er frey herumgehen durfte. In der Folge ist er wahrscheinlich in seinen Geburtsort zurückgeschickt worden. (S. *Fabularum Ovidii interpretatio tradita in Academia Regiomontana a Georg. Sabino. (Witeberg* 1555. 8.) *l. XV. fab.* 9.: „*Similiter anno* 1547 *non longe ab Hercynia silva inventus est in quadam ruinosa et deserta arce vir corpore inculto atque horrido, qui affirmavit, se esse imperatorem Fridericum II. dixitque se reformaturum imperii statum.*" — Vergl. *Cyr. Spangenbergs* Adelsspiegel. 1 Th. (Schmalkalden 1591. Fol.) 9 B. 2 Cap. Bl. 211 b., wo Kiffhausen ebenfalls ein *wüstes* Schloss genannt wird. — *B. G. Struvens* hist. und polit. Archiv 1 Th. (Helmstädt 1716. 8.) S. 10 ff. — Schon der *Pirnaische Mönch, Johann Lindner*, welcher seine Nachrichten in den J. 1480 — 1530 sammelte, beschreibt den Zustand unserer Veste auf ähnliche Weise: „*Kiphausen* etwo ein Keiserlich Slos in Düringen am Harcze bei Sangerhausen, von Keiser Julio erst erbauet, wart ubirhaupt (MCXVIII) mit grosser not erobirt vnd geschleifft, *do seint noch ougensichtig stecken mawer och von torme, eine capell Doryn ein cleussner vnd viel wunderliche erbildunge* u. s. w. (S. *Mencken. scriptor. R. Germ. T. II. p.* 1572.) — Ueber die Beschaffenheit Kiffhausens im J. 1649 theilt *Beckmann* in der Anhalt. Gesch. V Th. III B. VI C. S. 387 Einiges mit.

Die sehr gesuchte und sonderbare Deutung der eben erwähnten Volkssage in *F. J. Mone's* Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2 Th. (Leipz. und Darmst. 1823. 8.) S. 213 ist von *Wachter* (in der Sächs. Gesch. 3 B. S. 238—241) mit Recht verworfen worden.

An der Spitze des *dritten* Bandes stehen die zwey *Gleichen* bey Göttingen und die (fälschlich so genannten) *drey Gleichen* zwischen Erfurt und Gotha. Wir wenden uns sogleich zu den *letzten*, da Hn. *Gottschalcks* Bearbeitung ihrer Geschichte reichen Stoff zu Ergänzungen und Berichtigungen an die Hand giebt, welche wir jedoch hier zum Theil zurückzuhalten genöthigt sind. — Das Schloss *Gleichen* war vormals ein freyes Erbgut der *Grafen* von *Weimar* und *Orlamünde* und der von ihnen abstammenden Mark- und Pfalz-Grafen, welche den ganzen weitläuftigen Bezirk, wo diese Burg liegt, bis an den Thüringer Wald besessen zu haben scheinen. Nach des Markgrafen *Otto* zu Orlamünde 1067 erfolgtem Ableben mochte bey Theilung der Allodialstücke dieselbe an seine älteste Tochter *Oda*, die sich nachher mit *Ekbert II*, Markgrafen zu Meissen, vermählte, gekommen seyn. Denn Ekbert wurde von Kaiser Heinrich IV im J. 1089 (nicht, wie einige Chronisten wollen, 1086 oder 1088) darin vergeblich belagert. — S. *Addition. ad Lambert. Schafnab. ap. Pistor. et Struv. script. R. G. T. I. p.* 426. — *Dodechin. Abb. in addit. ad. Marian. scot. ibid. p.* 657. — *Berthold. Constant. Chronic. ed. Ussermann. T. II. p.* 189. — *Chronograph. Saxon. fragment. Luneburg.* in *Wedekind's* Noten zu einigen Geschichtschr. des deutschen Mittelalters. 4 H. S. 353. — *Chronic. Wirceburg.* in *Baluzii Miscellan. l. I.* (*Paris.* 1678. 8.) *p.* 517. — *Wig. Gerstenbergers* Hess. Chron. bey *Schmincke* I. 199 f. — Vergl. *J. P. Reinhardi de Ecberto Anti-Caesare exercitationes duae. Ed. II.* (*Erlangae* 1752. 8.) *p. XXXIV. sqq.* — *Schaukegl Spicileg. Billung. p.* 206. — *Stenzels* Gesch. Deutschl. unter den fränkischen Kaisern. I. 533. — Als Ekbert bald hierauf ermordet wurde, blieb seine Gemahlin bis an ihren Tod im Besitz von Gleichen und Mühlberg. Die Verlassenschaft derselben fiel ihren sie überlebenden Schwestern, Kunigunde und Adelheid, oder dem Sohne der letzten, Siegfried von Ballenstedt, zu. Von diesem gingen die genannten beiden Burgen auf seinen Sohn, den Markgrafen Wilhelm, über, welcher sie mit Bewilligung seiner Mutter *Gertraud* und des Markgrafen Adelbert dem Erzstifte Mainz übergab. Wir lernen diess aus der *Summar. recens. piarum donationum et oblationum, queis Adelberti Praesulatus tempore* (*a.* 1111 — 1137) *aucta fuit Ecclesia Moguntina* — *in Guden. cod. diplom. T. I. p.* 396, wo es heisst: „*Palatinus Willehelmus et mater ejus annuente Marchione Alberto dederunt castra Gliche et Mulehurch cum universo monte, qui dicitur Reberc et Breidenride.*" — *Heydenreich* findet den Grund dieser *Lehnsoblation* in den damaligen Verhältnissen des Pfalzgrafen, welcher, von dem Kaiser wegen seiner väterlichen Lande sehr bedrängt, bey dem Erzstifte Mainz Schutz zu suchen genöthigt gewesen sey. *G. Chr. Crollius* (in der zweyten Zugabe zu der erläuterten Reihe der Pfalzgrafen zu Aachen und bey Rhein. Zweybrücken 1773. 4. S.

285 f. und 315) glaubt, dass man diess von einer *wirklichen Schenkung* verstehen müsse. Das Erzstift habe hierauf die *Grafen von Tonna* mit dem Schlosse Gleichen beliehen, eine Behauptung, die in sofern mit der Geschichte übereinstimmt, als dieselben sich um jene Zeit *Grafen von Gleichen* zu schreiben anfingen.

Der bekannte *Gregorii* oder Melissantes zählte (in einer handschriftlichen Anmerkung zu seinem *jetzt florirenden Thüringen*, wovon er eine zweyte Ausgabe zu liefern Willens war) auf dem Schlosse Gleichen „6 gangbare Gemächer und 5 schöne Keller. Man sah damals auch noch die alte Kanzley und Schreiberstube, welche der Amtmann Wolff Kaufmann gänzlich hatte verwüsten lassen."

S. 22 — 31 wird die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen in das ihr von neueren Dichtern geliehene Gewand eingekleidet und am Schlusse bemerkt: „Uebrigens bleibt es keinem Zweifel unterworfen, dass auch bey ihr, wie bey anderen Volkssagen, ein historisches Factum zum Grunde liegt, das die Tradition mehr und mehr verschönerte, auszierte und zuletzt ganz unkenntlich machte." Ohne zu wiederholen, was bereits von zwey verdienten Gelehrten, *Muth* und *v. Hellbach*, über diesen Gegenstand ziemlich erschöpfend gesagt worden ist, machen wir nur darauf aufmerksam, dass man im Französischen einen ähnlichen alten Roman von einem alten Ritter *Gilion de Trasignyes* besitzt, der mit seinen beiden Frauen, deren eine die Tochter des Sultans von Babylon gewesen seyn soll, in der Abtey Olives in Hennegau begraben wurde. — S. *J. Chph. Mylii Memorabilia bibliothec. acad. Jenens. p.* 364 *f.*, wo der in dieser Büchersammlung befindliche Codex: *Histoire de Gilon de Trasignyes et Dame Marie sa femme* — beschrieben ist. Vergl. *J. Chr. Adelungs Directorium etc.* S. 112 f. — Unter den älteren Schriften, welche dieses Abentheuers gedenken, sind folgende dem verewigten *v. Hellbach* unbekannt geblieben: *Historia de Comite quodam Gleichensi recitata a M. Vito Winshemio, ann.* 1546. (S. *Bibliotheca Uffenbachiana MSta. Halae* 1720. *Fol. P. V. cont. libros theol. p.* 281. *N. III.*) — *Joh. Wellendorfs* handschr. Chronik von Erfurt v. J. 1589 und *Salom. Küselen Iter Germanicum, Ital., Cretense et Sicul.* (*Jenae* 1607. 4.) Bogen B. — Der von *Muth* aufgestellte Grund, dass der Papst unmöglich eine solche Ehe habe erlauben können, ist durch das Beyspiel einer solchen noch in neueren Zeiten ertheilten Dispensation (s. Minerva, herausgeg. v. *Archenholz* 1804. 4 B. S. 411 u. 1805. 1 B. S. 353) wankend gemacht worden. Vergl. auch *Christi. Ern. Weisse Progr.*: *Exemplum bigamiae per dispensationem Pontificis Romani admissae. Lips.* 1824. 4.

Wir wenden uns nun zu dem Schlosse *Mühlberg* (S. 31 — 37), über welches der eben erwähnte unermüdete Forscher *Adelung* bey seinem Aufenthalte zu Erfurt Vieles gesammelt hatte, was sich wahrscheinlich nebst dem übrigen gelehrten Nachlasse in den Händen seiner Anverwandten zu Dresden befindet. S. Dr. *Erhards* Thüring. Vaterlandskunde 1822. 2 St. S. 13.) — Diese Burg, welche von einer am Fusse des Berges, auf dem sie ruht, erbauten Mühle benannt worden zu seyn scheint, ist eine der ältesten in Thüringen. Denn sie wurde bereits im J. 704 (oder 705) von dem Thüringischen Herzog *Hetan* oder *Heden* nebst zwey anderen benachbarten Orten dem Stift *Utrecht* und dessen Bischof Willibrord geschenkt. Rec. freut sich, bey dieser Gelegenheit die Hauptstelle der davon handelnden Urkunde, welche selbst bey *Bertholet* nicht ohne Fehler abgedruckt ist, aus dem *Liber aureus ecclesiae Epternacensis*, welches Manuscript ihm ein günstiger Zufall zur Benutzung dargeboten hat, hier berichtigen zu können: *„Idcirco ego Hedenus vir illuster una cum coniuge mea clarissima theodrada. aliquid de rebus nostris pro amore christi remissione peccatorum nostrorum et mercede futura. deo et domino patri nostro in christo Willibrordo episcopo dare disposuimus. quod; et ita fecimus. id est curtem nostram in loco nuncupante Arnestati. Super fluuio Huitteo. cum omni integritate sua. idem casis. curticlis. campis. pratis. pascuis. silvis. aquis. aquarumque decursibus. mobili et immobili. mancipiis. iumentis. uaccariis. pastoribus. precariis. et quicquid ad ipsam pertinere uidetur. a die presenti totum ad integrum in tuam potestatem domine pater uenerande trado atque transfundo. ut habeas. teneas. atque possideas. et cui uolueris in dei nomine dimittas. Et in castello Mulenberge donamus tibi tres casatas cum mancipiis. una cum omni peculiari eorum et centum diurnales idem iugera de terra. aratoria. propter aquam et ligna trahenda. Et in curte nostra nuncupante Monhore. donamus tibi. VII. hobas. et VII. casatas. et CCCCtos. diurnales de terra. et terciam partem de silua ad eandem curtem pertinentem. et prata ad. L. carradas secandas. et porcarios duos cum L porcis. et uaccarios duos cum XII. vaccis. Has casatas ibidem manentes cum omni peculio uel laboratu eorum quod habent uel habere noscuntur. totum tibi ad integrum trado."*

Auf welche Art Mühlberg wieder von dem Bisthum Utrecht abgekommen sey, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. In dem nur wenige Jahre später aufgesetzten *Testamente Willibrords* wird es gänzlich mit Stillschweigen übergangen, und nur Arnstadt namentlich erwähnt: *„et illuster uir hedenus mihi condonabat et tradebat omnem portionem suam in uilla que uocatur armistadi super fluuio Witheo in pago thuringasnes"*. Dieser Ort war später, wahrscheinlich durch Tausch, an die Abtey Hersfeld gelangt, welcher in dieser Gegend auch das Schloss Wachsenburg gehörte. Es ist leicht möglich, dass jenes Stift eine so weit entfernte Besitzung, zumal bey den häufigen Kriegen, womit Thüringen um jene Zeit heimgesucht wurde, bald aus den Augen verlor, und dass die Nachfolger Hedens wieder Besitz davon ergriffen. Wenigstens kann dieses aus der oben angeführten *Recensio piarum donationum etc.* mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit geschlossen werden. Denn aus derselben erfahren wir, dass auch Mühlberg sich unter den Erbgütern des Pfalzgrafen Wilhelm von Orlamünde befand, und dass dieser dasselbe nebst sei-

nen Zugehörungen (entweder 1113 oder 1114, oder doch vor 1120) dem Erzbisthum Mainz als ein Lehn übertrug. Denn für etwas anderes als eine Lehnsoblation oder Uebertragung des *Dominium directum* glaubt *Heydenreich* die Uebereignung Mühlbergs nicht ansehen zu dürfen, weil es sich später nicht in unmittelbarem Besitze des Erzstiftes, sondern einer davon benannten gräflichen Familie befunden hat. Graf *Meinhard*, ein Zweig des *Orlamündischen* Stammes, dessen Daseyn ums J. 1040 unbezweifelt ist, (s. *Acta et facta Pontificum Romanorum e gente Saxonum ap. Leibnit. Scriptor. R. Br. T. I. p.* 517) scheint auf einige Stücke Land in der Gegend Mühlbergs und des Thüringer Waldes abgetheilt worden zu seyn und einer seiner Nachkommen dieses Schloss zum Wohnsitze gewählt und sich davon geschrieben zu haben. Man könnte leicht dem Gedanken Raum geben, dass der Pfalzgraf Wilhelm selbst seinem Vetter *Meinhard III*, bey Gelegenheit jener Lehnsoblation oder bald darauf, Mühlberg durch einen Vertrag überlassen habe, was dadurch gewissermassen bestätigt wird, dass schon 1114 ein von demselben benannter Graf vorkommt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Oschatz*, b. Oldeceps Erben: *Leitfaden zum Religionsunterrichte der Katechumenen*, von *J. A. Lehmann*, Archidiakonus zu Oschatz. 1833. 50 S. 8. (2 gr.)

Man hat schon oft ein Handbüchlein der Religion für Katechumenen gewünscht, um ihnen das Auffassen und Behalten des ertheilten Unterrichts, so wie die Erinnerung an denselben in den reiferen Jahren zu erleichtern. Man hat auch mehrere Versuche von solchen kleinen Schriften, die nicht zu verwerfen sind. Zu den vorzüglich zu empfehlenden Schriften dieser Art gehört aber dieser Leitfaden. In möglichster Kürze theilt der würdige Vf., der sich von jeher mit Eifer und Glück der Jugend angenommen hat, hier eine Uebersicht der Religion mit, welche durch die beygedruckten Bibelstellen ungemein fruchtbar wird. Im ersten Theile ist die Rede von der Erkenntniss Gottes: I. Gottes Daseyn, Wesen und Eigenschaften. II. Verhältniss Gottes zur Welt und zu uns Menschen. III. Geschöpfe Gottes. IV. Wozu hat uns Gott bestimmt? V. Veranstaltungen Gottes, uns zu dieser Bestimmung zu führen. Im zweyten Theile wird von der Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit gesprochen: I. unmittelbar durch unsere Gesinnungen gegen Gott; II. durch unsere Anhänglichkeit an Jesum; III. durch die Sorge für unser eignes Wohl; IV. durch unser Verhalten gegen die Brüder; V. durch Benutzung der Hülfsmittel, die zu unserer Heiligung uns angewiesen sind. — Nur eine Probe! *Wozu hat uns Gott bestimmt?* 1) Unsere *niedere* Bestimmung, als sinnlicher Wesen, ist die Sorge für unser äusseres leibliches Wohl, der Erwerb und Genuss der Unterhaltungsmittel, der Güter und Freuden des Lebens. 2) Die *höhere* aber, als vernünftig sittlicher Wesen, ist, dass wir a) immer *verständiger* werden Ephes. 5, 11. Phil. 1, 9. Ps. 111, 10. b) immer *frömmer* und *besser*, d. i. sittlich freyer werden 1 Pet. 1, 15. 1 Thessal. 4, 1. Jac. 1, 25. c) eben dadurch immer *zufriedener* werden Joh. 14, 27. Phil. 4, 7. d) und durch alles Diess immer *vorbereiteter auf die Ewigkeit* werden 2 Cor 15, 9. 10. 1 Tim. 6, 12. 3) Verhältniss der niederen zur höheren Bestimmung: a) Jene darf dieser nie hinderlich werden Luc. 14, 18. Matth. 6, 19. 20. b) Jene kann sehr wohl mit dieser bestehen 1 Cor. 7, 31. Luc. 10, 41. c) Jene kann und soll sogar ein Förderungsmittel für diese werden Luc. 16, 9. 11.

Der Anhang enthält die Unterscheidungslehren der Römisch-katholischen Kirche auf drey Seiten.

P. F.

Erbauungsschriften. *Basel*, b. Schneider: *Etwas für's Herz auf dem Wege zur Ewigkeit. Fünfte* Basler *Auflage.* 1827. XXXIX u. 619 S. 8. (18 gr.)

Auch ohne Angabe des Druckorts würde es nicht zweifelhaft seyn, dass dieses Erbauungsbuch in Basel das Licht der Welt erblickt habe; so sehr sind der Geist, das Wasser und das Blut beysammen und zeugen, welcher Geist hier walte und wehe, um auf den Grund eines trägen Bedürfnissglaubens einen Himmel zu bauen, der so wohlfeil als möglich zu haben ist. Der Vf. hätte wohl nicht nöthig gehabt, darüber in der Einleitung so viele Worte zu machen, dass er biblisch das Wort *Herz* in der weitesten Bedeutung nehme. Auch wenn dieser Begriff nicht biblisch wäre, — denn was kann uns auf die Psychologie der Hebräer ankommen, die doch hoffentlich nicht zu dem Range einer symbolischen Lehre erhoben werden soll? — so würde unser Sprachgebrauch ihn gewissermassen rechtfertigen können; auf jeden Fall würde jedoch der Vf. sprachrichtiger sich ausgedrückt haben, wenn er gesagt hätte, für: Geist und Herz. Die Sprache des Vfs., wie sein Ideengang und seine ganze Vorstellungs- und Darstellungs-Weise, sind die der sogenannten orthodoxen Blut-Dogmatik; und, indem er daher das menschliche *Herz* dogmatisirt: so finden sich auch an diesem Erbauungsbuche alle die Fehler, welche ascetische Schriften dieser Tendenz gemein haben. S. 53 am 23 Januar: *Menschwerdung des Sohnes Gottes*, wo der Vf. die Nothwendigkeit desselben philosophisch zu beweisen sucht: „die Menschwerdung des Sohnes Gottes musste *nothwendig* in einem menschlichen Leibe erfolgen" [?] S. 161 am 15 April findet sich sogar eine Betrachtung über die *Heiligkeit der Wunden Jesu.* Allerdings predigt der Vf. nicht bloss Dogmatik, sondern auch Moral. Allein wie er aus den Auffoderungen zur *Busse* immer wieder in die Anpreisung des seligmachenden Glaubens zurückfalle, beweist schon seine eigene Erklärung S. 209: „Busse thun heisst: Den bis dahin gehabten unrechten Sinn ändern lassen, d. i. den Sinn, ohne Jesum zu leben; den Sinn, sich für gut und unschuldig zu halten; den Sinn, sich selber helfen zu wollen; — *diesen* ganz verkehrten Sinn sich durch Gottes Geist wegnehmen, und dagegen *den* Sinn sich schenken lassen, dass man sich für so verdorben und schuldig, wie man wirklich ist [d. h. im Sinn des Vfs. wohl — so schlimm, dass auch kein gutes Haar an uns ist], erkennen; so zum *Gnadenstuhle fliehen*" u. s. w. Und wie wäre es auch überhaupt möglich, auf eine solche Dogmatik und bey und neben einer solchen, eine lebendige kräftige Busse zu predigen? — Druck und Papier sind daher am ganzen Buche das Beste.

IX.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands*, von *Friedrich Gottschalck*. 1—8 Band u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Rec. fürchtet nicht, etwas Unzweckmäfsiges zu thun, wenn er die Glieder des Mühlbergischen Geschlechts hier an einander reiht, wobey er blofs dem Leitfaden unverfälschter Zeugnisse zu folgen verspricht.

Meinhard I von Orlamünde,
ums J. 1040.

Meinhard II von Orlamünde,

des vorigen Sohn. *Gemalin: Ida*, geb. von Hertbicke und Mesburge, Stieftochter Dietrichs, eines Schwestersohnes des 1080 erwählten Gegenkönigs Hermann. *Annalist. Sax. ap. Eccard. T. 1. p.* 476. Vergl. *Schaukegl Spicileg. Billung. p.* 162.

Meinhard III von Mulenburg,

hatte, dem *Sächs. Annalisten* zufolge, mehrere Geschwister. Er tritt wahrscheinlich schon 1114 in einem Reinhardsbrunner Klosterbriefe zuerst öffentlich auf, wo er aber in den Abdrücken bey *Hahn* (*Collect. Monum. inedit. I.* 73 *sq.*) und in *Thuring. sacr. p.* 73 *Martinus de Molburg* heifst. Ohngeachtet nun in einem alten Kopialbuche ebenfalls: *Ma^stinus de Molb^sg* steht, so ist doch dieser Name vielleicht verschrieben und hat ursprünglich *Marquinhardus*, *Meinhardus* oder *Meinherus* gelautet. Die Einsicht des im Herzogl. Archive zu Gotha bewahrten Originals wird über die Richtigkeit dieser Muthmafsung entscheiden. Ferner gedenken seiner Urkunden von den Jahren 1140, 1144 (unter den *hominibus liberis* f. *Guden. cod. dipl. I.* 150, als *Comes Megenhardus de Muleburc* ein Walkenried. Document (s. *Eckstorm. Chron. Walck. p.* 49). In Zeugenunterschriften von 1140. 1145. 1150. 1152 nimmt er unmittelbar nach den Grafen Ernst und Lampert von Gleichen Platz. (S. *Hahn l. c. I.* 84. *Thuring. sacr. p.* 476 u. s. w.)

Heinricus vir ingenuus de Muliburc

überliefs 1157 dem Erzstifte Mainz die Hälfte des Schlosses *Velinhausen* auf dem Eichsfelde. (*Schannat Vind. lit. II.* 4. *N.* 6. — *Guden l. c. I.* 227.) — Ob unter *Meinricus de Molburch*, welcher 1170 in Heinrichs des Löwen Stiftungsdocument des Bisthums Schwerin (s. *Maderi antiq. Brunsuic. p.* 258) *nach Reinbertus de Bichlinge* und *vor* den Ministerialen erscheint, unser *Heinricus* zu verstehen oder ob dafür *Meinherus* zu lesen sey, wagen wir nicht zu bestimmen.

Meinhard IV

wird erwähnt 1157 in einem Ichtershäus. Doc. *nach* den Grafen Erwin und dessen Bruder Ernst von Gleichen und *vor* Folrad und Sifrid von Cranechfelt — 1168 (*Thuring. sacr. p.* 94), 1170 (*Wenck's* Hess. Landesgesch. Urkundenbuch z. 3 B. S. 77), 1176 (*Thuring. sacr. p.* 95 *sq.*), 1182 (*Wenck* a. a. O. Urkundenb. z. 2 B. S. 115), 1184 *Meinardus de Muleburc* — (in einem Ichtershäus. Klosterbriefe *nach* dem Grafen Günther von Kevernburg und *vor* Folrad von Cranechfelt), 1190 *Comes Meinhardus de Muleburc* (in einem dergl.) — 1197 *Menhardus de Mulenberc* (*nach Fridericus comes de cigenhagin* und *vor Godeboldus burcgrauius de nouo castro* in einer Heusdorfischen Urkunde s. *Thuring. sacr. p.* 332.) — Ein Graf *Meinhard* von *Mühlberg* büfste 1198 das Leben bey dem Kreuzzuge ein, den Konrad Erzbischof von Mainz das Jahr vorher unternommen hatte. (S. *Chronic. Reinhardsb. Msc.*: „*At vero proficiscentium alii in amplis ponti finibus occubuerunt ut Meynhardus de Muleberg. Poppo de Wasungen. alii timiditate expensarum aut pelagi retrogradi effecti sunt.*“ Das *Chronic. Sanpetrin. Erford.* setzt hinzu: „*Omnibus autem ad litus maris pervenientibus in paratis (imparatis?) navibus propter fervorem mensis Augusti tanta mortalitas exorta est, ut vix decimus de tanta multitudine mortis imperium effugeret. — A.* 1198 *circa festum S. Jacobi reversi sunt a transmarinis partibus in proprias sedes Gardolphus Halberstat. episcopus et alii episcopi — A.* 1199 *in idi-*

bus Julii Cunradus Moguntinus archiepiscopus reversus est ab Antiochia ad partes Apuliae. Deinde adiit. — Moguntiam et Thuringiam. —") Es fragt sich, ob Meinhard, der bey dieser Gelegenheit den Tod fand, mit dem seit 1152 vorkommenden eine Person sey, da er wohl im höheren Alter an einem solchen Zuge nicht Theil genommen haben dürfte.

Meinhard V Graf von Mühlberg,

befand sich 1214 unter den Gesandten, welche die königliche Prinzessin Elisabeth von Ungarn, Braut des Landgrafen Ludwig, nach Thüringen abholten. Auch soll er den letzten und seine junge Gemahlin im J. 1222 auf ihrer Reise nach Ungarn begleitet haben, wovon aber die *Reinhardsbrunner* Chronik nichts erwähnt. Es finden sich mehrere durch seine Unterschrift bestätigte Documente von den Jahren: 1125 (*Guden. l. c. IV.* 867. — *Thuring. sacr. p.* 520) — 1126, wo er sich bey dem Kaiser Friedrich II zu *Parma* (s. *Gercken. cod. dipl. Brandenburg. T. IV. p.* 436—439) — und 1131, wo er sich bey ebendemselben zu *Ravenna* aufhielt (s. *Dreger. cod. Pomeraniae. dipl.* 1 B. (Berlin 1768. Fol.) S. 151) — von dem *nämlichen* Jahre ein den 25 Jan. ausgestellter Schenkungsbrief des Grafen Hermann von Orlamünde (s. *Kopp's* Proben des deutschen Lehnrechts. 2 Th. S. 363) und eine *Georgenthaler* Urk. des Grafen Dietrich von Berka, an welchem noch zu *Hortleders* Zeiten das ein Schachfeld vorstellende Siegel Meinhard's hing, das aber nachher verloren gegangen ist — und ein *Reinhardsbrunner* Diplom (s. *Thuring. sacr. p.* 112). Auch im J. 1232 muss er sich unter dem Gefolge des Kaisers befunden haben, als dieser das Kloster Lorsch dem Erzstifte Mainz zueignete. (s. *Guden. l. c. I.* 514). — In der Zwischenzeit wohnte er dem 1227 von dem Landgrafen Ludwig unternommenen Zuge nach Palästina bey. s. *Chron. Reinhardsb. Msc. ad h. a.* — *Auct. de Landgrav. Thuring. ap. Eccard. p.* 424. — *W. Gerstenbergers* Hess. Chr. a. a. O. S. 340. Im J. 1236 (nach Anderen 1235) wurde Graf Meinhard der Erfurter Feind, und bemächtigte sich am 1 November („*kl. Nouemb's ipso die omnium sanctorum*" sagt *Nikol von Syghen*) eines angesehenen Bürgers, mit Namen *Legath*, der eben in die Frühkirche ging. Wegen dieses Frevels wurde der Graf nicht nur von dem Erzbischofe zu Mainz in den Bann gethan, sondern auch, auf dessen Anstiften, von dem Kaiser in die Reichsacht verurtheilt. (*Chron. Reinhardsb. msc. ad a.* 1236. — *Chron. Sanpetrin. Erf. ap. Mencken Script. R. G. T. III. p.* 257. — *Chron. Erf. in Schannat. Vindem. lit. I.* 96. — *Auct. de Landgrav. ap. Eccard. p.* 425. — *Monach. Pirnens. ap. Mencken l. c. T. II. p.* 1556. *A.* —) Meinhard, der, wie es scheint, auf diese Weise auch seines Schlosses und der übrigen Besitzungeu verlustig wurde, hinterliess bey seinem Ableben eine einzige Tochter

Agnes,

welcher zwey Oberweimarische Klosterbriefe von den Jahren 1252 und 1283 gedenken.

Mühlberg war nun an den Lehnsherrn, den Erzbischof von Mainz, zurückgefallen. Das erste wichtige Ereigniss, welches das Schloss nach diesem Regierungswechsel erfuhr, war die Eroberung durch den Markgrafen Heinrich den Erlauchten, gegen welchen Mainz in dem bekannten Thüringischen Erbfolgestreite die Waffen ergriffen hatte. In dem Frieden, der im J. 1254 dieser verderblichen Fehde ein Ziel setzte, versprach Heinrich dem Erzbischof Gerhard für diese Burg in zwey Fristen 1000 Mark Silbers zu bezahlen. „Geschähe diess aber nicht, so sollte sie nebst allen ihren Einkünften und Zugehöruugen des Erzstiftes Eigenthum seyn und bleiben; würde nur die eine Hälfte der Zahlung geleistet, so sollte demselben auch die Hälfte an Mühlberg zustehen" — (*Guden. l. c. I.* 639. *N.* 249.) — Dass der Erzbischof nach der Zeit nicht mehr als die eine Hälfte des Schlosses, die Grafen von Henneberg und Schwarzburg aber die andere besessen haben sollen, wird, wohl aus Verwechselung mit einer späteren Thatsache, von mehreren Geschichtschreibern behauptet. Allein ein wirkliches Eigenthum der Grafen von Henneberg an Mühlberg lässt sich damals desswegen nicht annehmen, weil im J. 1278 Graf Berthold aus jenem Geschlechte bloss als Mainzischer *Burgmann* mit dem Schutze dieser Veste beauftragt war, und als solcher einen gewissen Gehalt empfing. (*Joannis Rer. Mogunt. T. I. p.* 620. Vergl. die merkw. Urkunde Bertholds von Henneberg v. J. 1311 in *Guden. cod. dipl. T. III. p.* 68). Ueberdiess setzte auch Erzbischof Gerhard, als er im J. 1294 den Grafen Heinrich zu Gleichen und Hermann und Albert von Lobdaburg, genannt von Luthenberg, Gebrüdern, die Aemter Gleichenstein, Scharfenstein und Bischofstein sammt dem Eichsfelde für 1600 Mark Silbers abkaufte, ihnen die Schlösser Tondorf und *Mühlberg* zum Unterpfande. („*Ceterum pro residuis Quingentis marcis, fribergensis argenti*, drückt sich die noch nicht öffentlich bekannt gewordene Urkunde im K. B. Archive zu Würzburg darüber aus, — — *quas nos et Ecclesia maguntina sepefatis nobilibus solvere tenemur, in ultimo termino, et solvere promittimus per presentes infra quatuor annos similiter a festo beate Walburgis proximo computandos Nos et Ecclesia maguntina Castrum nostrum Mulburg, cum universis redditibus, proventibus et pertinentiis dicti castri obligavimus memoratis nobilibus et presentibus obligamus, titulo pignoris in hunc modum. Quod Albertus advocatus et officiatus dicti Castri et Rudegerus filius eiusdem idem Castrum, per prefatos quatuor annos tenebunt et possidebunt sicut nunc tenent. Iidem autem Albertus et filius suus nec non castrenses predicti castri universi fidelitatis iuramentum predictis .. de Glichenstein et .. Luthemberg nobilibus tenebuntur facere in hunc modum. Quod si prefate quingente marce — infra predictos quatuor annos non fuerint persolute, statim elapsis sepedictis quatuor annis, prefatum Castrum Mulburg cum omnibus suis pertinentiis ac iuribus, que dictus Albertus advocatus et R. filius suus nunc possident, et que a provisore allodii nostri Erfor-*

densis possidentur, seu quocunque alio, praesentare tenebuntur .. de Glichenstein et .. Luhtemberg nobilibus memoratis, qui dictum castrum cum pertinentiis eiusdem universis extunc tenebunt et possidebunt a nobis et Ecclesia maguntina iusto titulo feodali — — Datum et actum Fritslare Idus Novembris a. millesimo. Ducentesimo. Nonagesimo Quarto. —) — Bald darauf mufs mit Mühlberg wieder eine Veränderung vorgegangen feyn, von welcher wir aber erft im J. 1315 fichere Kunde erhalten. Damals (*in craftino Gertrudis*) refignirte nämlich Ludwig von Blankenhain diefes Schlofs nebft Tonndorf dem Erzftifte, welches die Auffficht darüber dem Provifor des Erfurt. Allod's, Hugo, und dem Schultheifsen Rudolph anvertraute. (f. *Guden. l. c. I.* 990. *IV.* 806. Vergl. *Ebendeff. syllog. varior. diplom. p.* 510). Schon im J. 1304 hatten die Erfurter gewiffe auf Brief und Siegel gegründete Anfprüche auf Mühlberg geltend zu machen gefucht. Allein der Plan des Stadthauptmanns, Ludwig von Guttern, fich deffelben durch ein Verftändnifs mit der Befatzung zu bemächtigen, mifsglückte. (S. *v. Falckensteins* Erfurt. Hift. S. 174.) — Am 18 Februar 1323 verpfändete Erzbifchof Gerhard diefe Burg an Friedrich von Rosdorf und Dietrich von Harthenberg, fo lange bis er ihnen 500 Mark Silber bezahlt haben würde. (S. *Würdtwein diplomatar. Maguntin. T. I. p.* 109—112. *N. LVII*) — und 1336 („an dem Fritage vor dem Suntage fo man finget *Iudica me deus*") ftellten „Fricze von Wangeheim, Wetzel von dem Steyne, Otte von Stutternheim, Diderich *voget zu Mulburg*, Apele von Ererfhufen vnd Johan von Winczingerode," welchen der Erzbifchof Baldewin von Trier, Pfleger und Vormund des Stiftes zu Mainz, das Schlofs *Mühlberg*, und der Landgraf Friedrich von Thüringen das Schlofs *Tungesbrücken*, bey Gelegenheit des mit einander auf fechs Jahre errichteten Bündniffes, eingeantwortet hatten, einen Gewährbrief aus, wie es damit gehalten werden follte. — Der bekannte Schiedbrief Kaifer Ludwigs v. 1340 macht den Erfurtern die Wiederausantwortung der Urkunden, die fie wegen Mühlberg in Händen hatten, zur Pflicht. (S. Erfurt. Gegenbericht u. f. w. Beyl. No. 22. S. 17.)

Bey dem Ausbruche der Thüringifchen Grafenfehde forgte Erzbifchof Heinrich dadurch für die Sicherheit diefes Schloffes, dafs er 1342 („vff den andirn tage nach fente Peter vnd Pauls tage der apofteln".) den Grafen Heinrich von *Henneberg* zu feinem Burgmanne dafelbft annahm, wofür er ihm 250 Mark Silber zahlte und „eine gebaute hofftad in der Vorburge" diefer Vefte anzuweifen verfprach. (S. *Schumachers* ammI. verm. Nachr. zur fächf. Gefch. IV. Samml. S. 7. — *Schultes* Henneberg. Gefch. 2 B. S. 6. Anm.) — In dem nämlichen 1342ften Jahre „Montags ach S. Matheustag" räumte Ebenderfelbe diefes chlofs den vier Brüdern, Johann, Heinrich, Günther nd Friedrich, Herren von Salza, gegen ihm geliehene 00 Mark löthigen Silbers ein, fo dafs alfo der Graf n Henneberg Burgmann zu Mühlberg, die Herren von Salza [illegible] Nun wird [illegible] vier Jahre fpäter [illegible] S. Matheustag", [illegible] neberg, welcher [illegible] in Zwift gerieth, [illegible] nen „dafs er ihm M[illegible] folgen und thun [illegible] Marggraf von Meifsen thun [illegible] Graf mit einem Burggute [illegible] beburgen follte, wie es der [illegible] und der Ritter Hermann von W[illegible] den. Noch vor Ende diefes Jahres [illegible] von dem Landgrafen erobert, und [illegible] welchem die Uneinigkeit fortdauerte, [illegible] wieder zurückgegeben worden zu feyn. [illegible] fchah erft in dem 1350 zwifchen ihnen [illegible] kommenen Frieden. (*Joannis Rer. Mogunt. Vol. I. p.* 663).

Man ift daher wohl berechtigt, eine im ehemaligen Wittenberger (Schrank II. No. 613), jetzt im Weimarifchen Archive befindliche, mit der alten Auffchrift: „Graf gunter von fchwarzburg zu Arnftet fchreibt, wie Ime Marggraff friderich von meiffen feinen teil an Mölberg mit Iren Zugehörungen einantworten folle vor etlich fchulde und Juden fchaden, 1348 an dem fritage nach fand Valentinitage" — verfehene Urkunde, auf diefes Mühlberg zu beziehen. (S. *Ed. Schmid's* Gefch. der Kirchberg. Schlöffer u. f. w. S. 177 ff.) — Bald hierauf überliefs Erzbifchof Gerhard den Erfurtern, welche in den bisherigen Unruhen ftets auf des Landgrafen Seite gewefen waren, die beiden Schlöffer *Tonndorf* und *Mühlberg* wiederkäuflich, jenes ganz, diefes aber halb. Nun kauften diefe im J. 1357 dem Grafen von Henneberg feinen *vierten* Theil an dem letzteren für 500 Mark auf ewig ab, und liefsen auch mit den Grafen von Schwarzburg wegen ihres vierten Theiles unterhandeln, wodurch fie endlich, 1362, in den völligen Befitz des erwähnten Schloffes kamen, welches fie bis 1590 als ein befonderes Amt inne hatten.

Das Einzige wollen wir noch bemerken, dafs bey der Veräufserung Thüringens durch den Landgrafen Albrecht der Erzbifchof von Mainz, unter anderen, darüber Befchwerde führte, dafs jener das Schlofs *Tenneberg*, welches zu der Graffchaft Mühlberg gehöre, zu entfremden Willens fey: „*Quod vos, Domine Landgravie Thuringorum, bona infra scripta, videlicet* — — — *Item Castrum Denneberg spectans ad Comitiam Mülberg* — — *alienare velitis.*" — S. Abgetrungene in *jure et facto* wohlgegründete *Refutation etc. contra* Erfurt v. J. 1647. Beyl. N. IX. S. 12. Vergl. *Heusser* von den Erbhofämtern des Erzftiftes Mainz. (Mainz 1789. 4.) S. 85 und 104. Anm. a. — — Im J. 1230, wie der *Auct. de Landgrav. ap. Eccard. p.* 437, oder 1231 den 31 Mai, wie *Anonym. Chron. ap. Schannat. Vindem. lit. I.* 91 berichtet, follen *Mühlberg*, *Wachsenburg* und *Gleichen* zu der nämlichen Zeit vom Blitze getroffen worden und in Feuer aufgegan-

gen seyn. Das *Chron. Reinhardsb. Mso.* scheint dieses Ereigniss in das letztere Jahr zu setzen und bedient sich bey Erzählung desselben folgender Worte: „*In thuringia in tribus castris scil. Glichen Wassinburg et Molburg turres et propugnacula uno fulmine pariter succensa sunt*, worin ihm auch Nikol von Syghen gefolgt ist, der bloss die Worte: *Anno* 1231 *pride kl junii* — — *et cremata sunt* hinzufügt.

Dr. *Johann Bubbe*, ausübender Arzt zu Seebergen, welcher 1718 Mühlberg besuchte, nahm noch folgende Ueberreste desselben wahr: „1) eine gewölbte Brücke, deren letzter Bogen vor dem Thore einen Aufzug gehabt hat; 2) das erste Thor, das durch einen grossen Thurm führt, und wegen der vielen zusammengefallenen Mauerstücke kaum mehr gangbar ist. Der Thurm selbst zeigt noch ein Merkmal von dem 1230 daran geschehenen Einschlag des Wetters. 3) Wenn man auf den Hof kommt erblickt man nichts als alte zusammengestürzte Mauern und keine Spur eines hölzernen Gebäudes. Auf der Seite morgenwärts stehen noch zwey hohe Mauern mit erhabenen Giebeln, wo sich ehemals die Kirche befunden haben soll. Vor diesen ist 4) ein grosser, jetzt fast ganz mit Schutt und Steinen angefüllter Brunnen, welcher in der Bauart dem Wachsenburgischen gleich kommt. 5) Mitten unter dem alten Gemäuer ragt ein starker und hoher Thurm empor, in welchen noch vor kurzem Gefangene gesetzt worden sind, der aber nun am Fusse geöffnet und zu jenem Zwecke nicht mehr zu gebrauchen ist. Es wird erzählt, dass man bey Durchbrechung desselben verschiedene an Ketten liegende Todtengerippe gefunden habe. — 6) Ein tiefer Keller, worin vor etlichen Jahren Schüler aus Arnstadt auf einem Bund Stroh den Teufel gebannt haben sollen (!!). Die Stufen sind mit Schutt bedeckt und nicht mehr zugänglich." — Im Bauernkriege, 1525, drohte diesem und den beiden anderen erwähnten Schlössern die Gefahr, verwüstet und zerstört zu werden. *Lommatzsch in narrat. de Myconio p.* 45 meldet davon Folgendes: „*Anno* 1525 *famoso illo rusticorum tumultu, Myconius, senatu oppidano adjutus, non solum ab ipsa urbe, Gotha, seditionem omnem prorsus arcuit, sed etiam in regione illa, quum Ichtershusium, ad demolienda castra, Glichense, Mulbergense et Wachsenburgense, imo ad exstirpandas familias nobiles agrestium agmen jam confluxerat, motus illos auctoritate suadendi magis quam jubendi potentia compescuit. Myconius in Autographo histor. p.* 51. *Sagittar. hist. Goth. p.* 424. *Tenzel supplem. II. p.* 733."

Bey der *Wachsenburg* (S. 37 — 43) müssen wir uns der Kürze befleissigen, ohngeachtet wir auch von dieser vieles Neue und den Geschichtschreibern bisher Unbekannte in Bereitschaft haben. — Es möge also hier nur erwähnt werden, dass in *Ussermanni Episcopat. Bambergens.* (*Cod. probat. p.* 114. *N. CXXIII*) eine Urkunde vom J. 1160 abgedruckt ist, in welcher nach der Meinung des berühmten Herausgebers der *Regest. s. rer. Boicar. autograph.* (*Vol. I. p.* 235) ein *Wassenburc* in *Sachsen* erwähnt wird, das man wohl für das unsrige ansehen könnte, ob sich gleich sonst keine Spur einer Verbindung desselben mit dem Bisthume Bamberg entdecken läst. Herr *von Lang* theilt a. a. O. den Inhalt dieses Documents folgendermassen mit: *Fridericus Imperator ab omni jure feodali eximit castra ecclesiae Bambergensis videlicet de antiquo: Botenstein, Gozwinestein (Gösweinstein) Wincera (Winzer in Bavaria) Griuena (Griesen in Austria); de novo autem Giecheburc (Giechschloss), Lichtenvels, Wassenberc (Wassenberg in Saxonia) Nordegg, Chunstath (Burgkunstadt) Northalden (Nordhalben) Frankenburc (Frankenburg in Austria) Hostete (Höchstädt) et Veterona (Föderaun in Austria). Dat. Papie XVI Kal. Martii* (*14 Febr.*) *etc.*

In den Jahren 1170. 1184 und 1186 erscheint unter den Ministerialen der Abtey *Hersfeld*: *Edelherus de Wassenburc* (s. *Wenck* a. a. O. 3 B. Urkundenbuch S. 78. 84. 86 (wo es heisst: *Edelherus pincerna noster* [des Abtes Siegfried] *de Wassenburg.*) Vergl. *v. Rommels* Hess. Gesch. I. 242. Anm. S. 111 N. XI. Nachdem Wassenburg aus dem Besitze der Grafen von Schwarzburg in den landgräflich Thüringischen übergegangen war, wurde es zuerst 1374 versetzt und verpfändet. Die vornehmste Stelle der darüber noch vorhandenen Urkunde lautet also: „Wir Friderich. Balthazar vnd Wilhelm — Landgrauen in Düringen — Bekennen — daz wir den gestrengin vnd den bescheiden ern *Heinriche* vnd ern *Frideriche* von *osterrode* gebrüdern Rittern amptluten zeu der Harzburg. *Heinczen Jungen* dem langen, *Ditheriche* von *Scherrenberg*, *Hermanne* von *Torstadt*. vnnd *Reinharde Kratze Burgern zu Northusen* — vnsir Slos wassenburg daz Hus. mit dem Forwercke. virczig acker wisen mit den Nachgeschribin *dorfern*. *Holczhusen. Gosla. Krawynkel. Wolfesse. Harhusen. Bitstete. Hocheym. Molsdorf. Apphelste halb* vnd *Didendorf* — eingesaczt habin vnd seczim zcu eyme rechten Phande. vor Sechczen hundirt marg. und vor virczen marg. lotigis silbirs erfortische gewichtis wisse vnd were — — 1374 an sent Johanns tage des heilgen Toufers."

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

GESCHICHTE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands*, von *Friedrich Gottschalck*. 1—8 Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Im J. 1383 hatten *Hermanstein* von *Witzeleyben*, *Friczsche* und *Heinrich* seine Söhne, *Tyczel* von *Wiczeleyben* der junge, Sohn Tyczels des Ritters, *Iring* und *Friczsche*, Gebrüdere von *Wiczeleyben* dieses Schloss von dem Markgrafen *Wilhelm* zu Meissen für die nämliche Summe pfandweise inne. S. die Urk. von dem genannten Jahre „am Suntage Cantate". — Diese Verpfändung wurde nach Ablauf von zehn Jahren durch den Landgrafen Balthasar den Söhnen des bereits verstorbenen Hermansteins von *Wizleben* und einigen ihrer Verwandten erneuert. „*Anno* 1393 *Dominica in festo purificationis beatae Virginis.*"

Aus der im Herzogl. Archive zu Gotha aufbewahrten „Rechnung *Friderichs von Witzleuben Amptmanns zu Wassenburg* von allem Innemen und vssgeben desselben Ampts durch *Jurgen Haw schriber* daselbst gewest vnd hebt sich an Sontag nach michaelis Im LXXXIII. Jar vnd endet sich Fritags nach Simonis *et Jude* Im LXXXIIII. Brengt an der zciet I Jar V. wochen vnd derselbige ist die Zciet abgezogn̄ vnd *Ott von Hongede* an seine stat komen vnd das ampt Ingenomen" erfährt man die damaligen Bewohner der Burg, die dahin zu entrichtenden Abgaben, den Viehstand und die auf die Erhaltung der Gebäude verwendeten Kosten. Eine spätere Rechnung (ohne Jahrzahl) gedenkt unter den auf der Burg befindlichen Vorräthen „*Item* III Buchsen II. grosse vnd eyn cleine. mit drien laden. vnde der rade darczu gehorende. wart eyns verlorn vor Hettstet *Item* I thonn pulvers u. s. w." — Damals war dieses Schloss wieder von der Wizlebischen Familie eingelöst. Diess müsste, wenn man einer Nachricht in *Königs* Adelshistorie I. 1050 trauen darf, im J. 1434 geschehen seyn, in welchem Heinrich von Wizleben auf Stein und Krawinkel die Wachsenburg gegen Liebenstein vertauscht haben soll. — Dietrichs von Wizleben *zu der Wassenburg* erwähnt eine Urkunde v. 1415 (in *Horns* Leben Kurf. Friedrichs u. s. w. S. 812 f.) und Heinrich von Wizleben, der eben daselbst wohnte, stiftete 1426 in der Frauenkirche zu Arnstadt ein Seelengeräthe für seine Familie. (S. Unschuld. Nachr. v. J. 1721. S. 525 — 537 und *König* a. a. O. S. 1060.) — Im J. 1441 („am Sontage Estomibi") hatten die Herzoge zu Sachsen, *Friedrich* und *Wilhelm*, die Wachsenburg wiederkäuflich an *Busso* von *Vizthum* überlassen. Herzog Wilhelm wiederholte 1450 diese Pfandverschreibung, welche sich mit den Worten anfängt: „Wir Wilhelm Herzog zu Sachsen Landgraf In Doringen — Bekennen — das wir angesehen vnd betrachtet habin das vns vnd vnsir landen vff lenger tage nach dem sich die leuffte anlassen *von buwefeldikeit vnd vnfestenunge* die wir *schinlich mercken an dem Slosse zu wassiinburg* mercklicher schade vnd vnrad entstehen mochte vnd habin darubir den Ernfesten vnd gestrengen Ern *Bussen vitztum* zu Dornburg Ritter vnsirm Rad liebin getruwen, bevolen das genand Slos wassinburg das er vns dann mit sampt siner zugehorunge abgekaufft had *vnd wir vnsirn widerkauff doran behalten habin* nach notdorfft zu buwen vnd zu befesten — Gegebin zu Isennach vff Sontag nach *epiphanias domini* 1450."

Von der Belagerung und Einnahme der Wachsenburg in dem Kriege zwischen dem Herzog Wilhelm und dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen durch die Erfurter erzählt *Nikol* von *Syghen* Folgendes: *Anno dn̄i* 1451 *Ciues Erfurdn̄ ceperunt castrum Wassenburg prope erfordiam situm quod quidem castrum quidam nobiles dy bussen cognominati violenter et fallaciter sibi contra voluntatem (!!) principis terre siue ducis wilhelmi et alia quedam bona vsurpauerant Cum autem idem princeps eosdem domicellos propter eorundem nimiam audaciam atque audaciam (sic!) humiliare non posset: neque castrum vi capere Ciues erf. facientes subterraneum transitum per centum cubitus longitudinis ante castrum per siue infra murum per* 100 *claffteren occulte intrantes castrum obtinuerunt et* 27 *raptores quos cum aliis inventos ad Erfordiam adduxerunt ipsum castrum duci Wylhelmo reddiderunt*" — *Zachar. Hogels* handschr. Erfurt. Chronik (s. von ihrem ausgezeichneten Werthe *K. F. Lossius*: Helius Eoban. Hesse u. seine Zeitgenossen. Vorr. S. XV. Anm. *n* und *H. A. Erhard's* Ueberlief. zur vaterländischen Gesch. 1 H. (Magdeb. 1825. 8.) Vorr. S. VII f.) fügt hinzu: „So wurde nun von den Erfur-

tern — das Haus Wassenburg, so Bosse Vitzthum Pfandweise inne hatte und reichlich versehen, nachdem sie dem Grafen von Mansfeld um eine Anzahl Bergleute geschrieben, und sie erhalten hatten, untergraben und als sie es eroberten nach 4 Wochen (es kostete sie aber diese Belagerung allein 1250 Schock und 137 Malter Hafer) der Hauptmann *Kersten von Hain* mit seinen 30 Knechten und einer reichen Beute, nicht nur an Gelde, sondern auch an silbernem Geschirr, Waffen, Kleidern und Proviant, (daraus man 71 Schock lösete) gen Erfurt geführt, und ward erst nach 18 Jahren wieder allerdings los und ledig mit den andern Gefangenen. Die Ranzion belief sich auf 133 Schock".

Auch über den Zustand dieser Bergveste zu Anfange des vorigen Jahrhunderts haben *Gregorii* und *Bubbe* Verschiedenes aufgezeichnet, welches wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Jener sagt: „Die Wachsenburg hat noch 13 bewohnbare Gemächer und eine kleine Kirche. Der Brunnen ist 300 Ellen tief und von dem Herzog Ernst v. S. Gotha für 4000 Thaler erbaut worden. Die Kette zum Wasserholen wiegt 12 Centner. Das Wasser wird durch ein Rad heraufgezogen, worin zwey Menschen laufen müssen. Man beschäftigt sich jetzt mit Ausbesserung der Mauer; weil der Herzog von Sachsen-Gotha wegen dieses Schlosses von dem Bischof zu Würzburg zwölf Fuder Wein bekommt und daher dringend aufgefodert worden ist, dasselbe in baulichem Wesen zu erhalten oder den Wein zu entrathen. (?) — Im J. 1542 in *vigilia Epiphan. Domini*, Abends zwischen 8 und 9 Uhr schlug bey einem sehr heftigen Sturmwinde das Gewitter zu Wachsenburg ein, brannte einen Thurm aus, welchen hernach der Kammerrath Künhold abbrechen liess. — Man hat vor Kurzem auf diesem Schlosse (wie *Bubbe* ergänzt „vor dem Thore auf der linken Seite gleich an dem Graben zur Zugbrücke") noch Münzen und Pfeile und bey Aufräumung des Thurmes 12 Schmelztiegel gefunden, woraus man schliessen will, dass hier in alten Zeiten eine Münzstätte gewesen sey" —— *Bubbe* nahm die Wachsenburg den 4 Mai 1718 in Augenschein. Es wurde ihm Folgendes von dem daselbst lebenden Gothaischen Hauptmanne gezeigt: „1) Ein tiefer Brunnen von lauter Quadern aus den Seeberger Steinbrüchen erbaut, welcher vor einigen Jahren gereinigt wurde, worüber man 3 Tage und Nächte zugebracht haben soll. 2) Die alten Mauern sind an zwey Orten auf Befehl Herzog Ernsts ausgebessert worden. 3) Ein ehemals hier befindlicher Thurm ist abgetragen, und statt dessen ein grosses Stück an das Wohnhaus gebaut worden, welches ursprünglich von dem erwähnten Herzog zu einem Zuchthause bestimmt war. 4) Eine *alte* Kirche, die noch zu der Mönche Zeit gebraucht, jetzt aber zu Schlafgemächern für die daselbst einquartierten Soldaten, für welche noch Spanbetten dastehen, eingerichtet worden ist. — 5) Eine *neue* von Herzog Ernst erbaute Kirche, worin die Besatzung dem Gottesdienste beywohnte, welchen die Geistlichen der Umgegend besorgen mussten. 6) Ein geräumiges abgetragenes Gewölbe, bey dessen Niederreissung zwey Riesengerippe, wie in einem Gefängniss an Ketten liegend, gefunden wurden — (?). 7) Ein Fleck, wie ein heimliches Gemach, nach welchem aus der Mauer, von der Nordseite her, ein Gang führte; bey dessen Wegräumung man sechs Gerippe von Kindern gefunden und wieder auf den Gottesacker beerdigt haben soll. 8) Geht man von dem Schlosse auswärts, so trifft man auf einige Gebäude, welche den Soldaten zur Hauptwache u. s. w. dienten. 9) Nicht weit von dem Platze vor dem Thore zur linken Hand an dem Graben zur Zugbrücke sind einige Löcher zu sehen, welche in ein Gewölbe Licht zu bringen scheinen. Man kann aber keinen Eingang dazu entdecken und hält diesen Ort für eine Begräbnissstätte. 10) grosse, schöne, gewölbte Keller, in deren einem ein viereckiges Loch angebracht ist, welches ehedem als Eisgrube benutzt worden seyn soll."

Wir sehen uns genöthigt, unsere Bemerkungen über den *vierten Band* auf die *Arnsburg* (S. 117 — 128) und die Schlösser *Bielstein*, *Ilburg* und *Hohnstein* am Harze (S. 339 — 360) zu beschränken.

Den Namen *Arnsburg* würden wir nicht, wie S. 119 geschieht, unmittelbar von *Arn* oder *Aren* ableiten und durch *Adlersburg* erklären. Weit wahrscheinlicher ist es, dass der Erbauer derselben *Arn* oder *Arno* hiess, — ein im Mittelalter gewöhnlicher Name, der unter anderen in den *Monument. hist. German. ed. Pertz. Vol. I. p.* 385 vorkommt. Eben so wenig können wir Hn. *Gottschalck* beypflichten, wenn er mit *Müldener* dieses Bergschloss als den Ort der Zusammenkunft vieler Fürsten wegen der Wahl Herzog Phillipp's von Schwaben zum Kaiser bezeichnet. Der letzte Forscher gründet diese Behauptung vornehmlich auf eine im *Chronic. Gottwicens.* angeführte Stelle Otto's von *Sancto Blasio* (c. 46. 222 *ad ann.* 1198. *p.* 505. *T. II. edit. Ussermann*), wo es heisst: „*Orientales itaque principes, videlicet dux Bavariae et Bernhardus dux Saxoniae cum ceteris baronibus et episcopi Magdeburgensis et Salzburgensis cum ceteris episcopis orientalibus diem colloquii in partibus Thuringiae apud villam quae vocatur Arnisperc praefixerunt.*" — Ueberhaupt weichen die Chronisten in dieser Hinsicht sehr von einander ab, da von *Godefrid. Monach.* diese Versammlung nach *Andernach*, von dem *Chron. Halberstad.* (*ap. Leibnit. Scr. R. B. T. II. p.* 140) aber nach *Arnestedde* (Arnstadt) verlegt wird. Dieses letzte wird einigermassen dadurch wahrscheinlich, dass das *Chron. Sanpetrin. Erford. ad ann.* 1198, die *Histor. de Landgrav. Thur. ap. Pistor. et Struv. T. I. p.* 1320 u. nach ihnen *Nikol von Syghen* erzählen: „*Anno domini* 1198 *in media quadragesima collectis multis in unum episcopis in Ichtershusen* (*Ichtershausen* bey Arnstadt) *in thuringia ibidem Philippus dux Suevorum frater Henrici electus est in regem*", und dass dieser Chronist bey dem Jahre 1207 eines ähnlichen Falles gedenkt: „*A.* 1207 *in festo Mauricii principes in Arnstete convenerunt et Ottonem confirmarunt.*" Gewiss eignete sich Arnstadt, oder das damals schon ansehnliche und

reichbegabte Kloster Ichtershausen weit besser zu solchen Verhandlungen als die kleine Bergveste Arnsburg oder das erst im Entstehen begriffene, darunter liegende Kloster *Kapelle.* — Vergl. *L'art de vérifier les dates. T. VII. p.* 336.

Bereits im J. 1293 übertrug der Landgraf Albrecht von Thüringen den Grafen Dietrich und Heinrich von *Hohnstein* die Arnsburg zu Lehn. Die deswegen ausgestellte Urkunde, von welcher *Müldener* keinen Gebrauch machen konnte, ist zu wichtig für die genauere Kenntniss der Schicksale dieses Schlosses, als dass wir nicht einen Auszug daraus liefern sollten: „*Nos Albertus — Thuringie Lantgrauius — recognoscimus — quod Oppidum Arnsberc cum universis suis pertinentiis, bonis, hominibus ac personis, Nobilibus viris Theodorico et Heinrico fratribus Comitibus de Honstein titulo contulimus justi feodi, et Annonem de Slatheim, Ulricum de Arnsberc, nec non omnes ipsi oppido attinentes, a nobis ad ipsos Nobiles ratione ejusdem oppidi transferentes, ut ad ipsos, quoad infeodationem talis oppidi de cetero respectum habeant, sicut ad nos actenus habuerunt, tali conditione adjuncta, si ipsis centum marcas exoptaverimus, per annum a festo Sancte Walpurgis proxime nunc venturo, nobis representabant et remittent omnia prenotata, qui autem illa a nobis retinebunt, titulo justi feodi iidem Nobiles antedicti — Dat. Erfordie per manum Wilhelmi nostri Notarii A. D.* 1293 *die Purificationis Beate Virginis Marie.*" — Dem Einwurfe, dass man hier wegen des Wortes *oppidum* an eine *Stadt* Arnsburg denken müsse, lässt sich leicht begegnen, wenn man sich erinnert, dass dieser Ausdruck, so wie *urbs* und *civitas*, in der Latinität des Mittelalters häufig auch von einer *Burg* vorkommt. — S. *Knigge libell. singul. de natura et indole castrorum in Germania. C. I.* §. 17. *sq.* — *Müldener's* Bergschlösser u. s. w. S. 117. — Mittheil. aus dem Gebiete hist. antiq. Forsch. 3 H. S. 32. Anm. 29. 4 H. S. 56. Anm. 43. — *Kruse's* Archiv für altdeutsche Geographie. 2 H. S. 8 ff.

Im J. 1341 war Hildebrant Voigt zu Arnsburg, und 1511 hielt sich Hans von Vippich, wahrscheinlich in gleichem Verhältnisse, hier auf.

Gegen das Ende dieses Bandes sind unter N. 108 — 110 *Bielstein, Ilburg* und *Hohnstein* zusammengefasst. Hr. *Gottschalck* verbreitet sich bey dieser Gelegenheit über den Ursprung des Hohnsteinischen Geschlechts, folgt aber dabey einem sehr unsicheren Führer, nämlich *Hothe's* bekannter Schrift. Wollten wir jetzt weiter in diese labyrinthischen Gänge eindringen, so würden wir sogleich an der Schwelle einer grossen Zahl von Schwierigkeiten begegnen, deren Uebersteigung mehr Zeit erfoderte, als uns für den gegenwärtigen Zweck aufzuwenden vergönnt ist. Wir behalten uns also vor, diese Wanderung ein anderes Mal zu beginnen und, wo möglich, an der Hand ächter und glaubwürdiger Zeugen bis zum Ziele fortzusetzen. Jetzt verweisen wir einstweilen a[uf die] Forschungen, welche *J. L. L. Gebhardi* (in de[r] geneal. Abhandl. 3 Th. S. 98 — 136) und *We[...]* (in den Noten zu einigen Geschichtschr. des deu[tschen] Mittelalters 5 u. 6 H. S. 143 — 146) der Abstam[mung] dieses Geschlechts gewidmet haben, und verbind[en da]mit die aus eigener Erfahrung geschöpfte Bemer[kung,] dass selbst nach *Heydenreichs* verdienstlichen [Bemü]hungen (in seiner aus mehreren Foliobänden be[stehen]den, im Grossherz. Archive zu Weimar aufbew[ahrten] Handschrift über die Geschichte desselben) noch [viel] auf diesem Felde zu thun übrig bleibt, zumal da [...] eine Menge sonst in den Archiven missgünstig ver[schlos]sener Urkunden zu Tage gefördert worden ist, [welche] die Verhältnisse dieser Grafen auf eine oft höchst [über]raschende Weise aufklären. Der Graf *Pilger* [...]gen den auch hier (S. 343) wiederholten Vorwur[f, sei]nen Vetter, Konrad von Beichlingen, im J. 110[3 meu]chelmörderisch umgebracht zu haben, in den *M[ittheil]ungen* aus dem Gebiete hist. ant. Forsch. 3 [H.] in Schutz genommen worden. — Im *libr. d[e fun]datione Monast. Gosec.* (*ed. Mader. p.* 233) [kommt] folgende Stelle vor: „*Abbas etiam Conradu[s ...] rum mansorum pretio omnisque hujus familia[e au]xilio, Christiano et Edelgero XXX t[alenta] persolvit, quibus quinque mansos in Faleb[r...]* (*Dalebrunnen*) *ecclesiae ablatos redemit*", zu [wel]cher einer der früheren Besitzer des Göttinger [...] wahrscheinlich *Pet. Albinus*, die Bemerkung [...] „*Fort. hi sunt ii, quorum perfidia interfectus [...] Beichling. anno* 1103 *vel* 1104 *vid. Pagav.* [...] 1110", wodurch er zu erkennen zu geben schein[t, dass] er diejenigen, durch deren Hand Kuno ums[Leben ka]m, nicht für *Grafen* von *Rothenburg* und [...]*stein* ansehe. *Kasp. Sagittar's Antiquitat. M[...] onat. Thuring. C. XXXVI.* §. 5 (Mspt) enthalte[t über] dieses Ereigniss Folgendes: „Weil Kaiser Heinr[ich] sich um diese Zeit viel zu Mainz aufgehalten, so [mag] es wohl seyn, dass Graf Kuno dahin gewollt u[nd auf] solcher Reise in die Hände seiner Feinde g[erathen] wäre. — Hierbey muss ich noch erinnern, d[ass] in einem Northeimischen Klosterverzeichnisse, w[elches] sich unter *Letzneri Collectaneis* gefunden, u[...] gelesen, *ob wäre Graf Kuno zu Nachis a[uf der] Gasse in Kelbra erschlagen worden.*"

Mit Unrecht sucht der *Vf.* (341. 350) *Bi[...]* in der Nähe von Hohnstein und Ilburg. Doc[h ...] wahrscheinlich hier auf dem sogenannten *Her[...]* ein längst eingegangenes Schloss. Denn *Alber[...]ter* schreibt in *Supplement. scriptor. suor. hi[st.] physicor.* (*Helmst.* 1748. 4.) *p.* 14. *not. e.*: „[...] *monte videtur quoque murus lapideus,* [...] *catus versus montis cacumen in unum coen[...] meris rupibus maximis, altissimis, inter se cohaerentibus constans, spectaculum sane* [...] *dum.*" Ob er nun gleich keines Schlosses auf [dem] Berge ausdrücklich gedenkt, so erhellt doch au[s] *Storm. Chron. Walck. p.* 290 u. aus *Behrens H[...] curios. p.* 62, dass damals Reste desselben vorh[anden] waren. Die von *Ritter* erwähnte doppelte [...]

scheint man daher als ein Ueberbleibsel davon betrachten zu können.

Was den *fünften* Band anlangt, so rühren die meisten Beyträge von Freunden des Herausgebers her und sind von ungleichem Gehalte. Möchten doch alle mit der Gründlichkeit abgefasst seyn, wodurch die Arbeiten des Herrn Kirchenrath *Dahl* in Darmstadt (No. 114. 127 und 128) sich auszeichnen! Freylich fliessen bey dem Fortgange des Werks die Quellen, aus denen dasselbe geschöpft werden kann, immer sparsamer, und ungedruckte, urkundliche Nachrichten aufzuspüren und mit kritischer Auswahl zusammen zu stellen ist nicht Jedermanns Sache, auch bey einem so umfassenden Unternehmen mit vielen, oft unübersteiglichen Schwierigkeiten verknüpft. Ueberhaupt war es wohl die Absicht des Herausgebers, mehr ein angenehm unterhaltendes Buch für gemischte Leser, als die Ergebnisse streng geschichtlicher Forschungen mitzutheilen; was schon aus der Aufnahme von Volkssagen erhellt. Der gegenwärtige Band würde sich in der angeführten Weise vortheilhaft empfehlen, wenn auf die Schreibart mehr Fleiss verwendet worden wäre, in Ansehung welcher manche Mitarbeiter selbst billige Foderungen nur unvollkommen befriedigen.

Die Reihe der Burgen dieses Bandes eröffnen: No. 112. 113 *Schönforst* und *Frankenberg* bey Aachen (S. 1—11), deren Schicksale von Herrn *Gottschalck* aus *Meiers* Aachner Chronik u. s. w. beschrieben werden. Folgende Stelle (S. 4) hätte, wie mehrere andere in diesem Abschnitte, der bessernden Hand bedurft: „Von ganz ungewöhnlicher *Höhe* ist der Thurm der Burg, welcher der Länge nach sich spaltete, halb niederstürzte und halb noch in die Lüfte *steigt*, und seine *Höhe*, so wie die Festigkeit des Gemäuers, beurkundet. Freylich *mussten* die Schönforster *umherlugen* können, und, da sie nicht *hoch* wohnten, *mussten* sie sich einen *hohen* Standpunct bereiten und liessen darum so einen riesenmäsigen Thurm *aufsteigen*, von dem sie das grosse, weite Thal, in welchem Aachen liegt, überblicken konnten".

114. *Sonnenberg* bey Wiesbaden im Nassauischen, (S. 13—30). Aus Gudenus, Kremer, Reinhard u. s. w., auf die sich der Vf., Herr Kirchenrath *Dahl*, in den Anmerkungen, aber nicht immer mit genauer Angabe der Seitenzahlen ihrer Schriften, beruft, (S. 19 ** steht *Schann* anstatt *Schannat*) und aus handschriftlichen Nachrichten, erschöpfend und beyfallswürdig, wie alles, was aus der Feder dieses Gelehrten kommt.

115. *Hohen-Urach* bey Urach im Würtembergischen, abgebildet auf der Titelvignette, und S. 31—79 beschrieben von Herrn Vikarius *Jäger* in Kornwestheim; welcher seiner Erzählung vieles beymischt, was füglich hätte weggelassen werden können, unter anderen, S. 36 f. die Meinung älterer Historiker, dass Valerius Probus im J. 278 diese Veste gegründet habe. — Wir bekennen, nicht recht zu verstehen, wenn es S. 37 f. heisst: „Als Stammsitz der Urachischen Grafen darf sie auch mit Recht den Ritterburgen beygezählt werden. Denn wenn gleich in dem ersten Tauschbriefe um die Grafschaft Urach unser Hohen-Urach ein *Castrum* genannt wird, so beweist diess doch nicht, dass es darum keine *Burg* war. Denn *auf* den meisten Urkunden, die unserer alten Ritterburgen erwähnen, werden wir das Wort *Castrum*, lesen, das man im Mittelalter nicht so genau nahm." Vergl. über die Bedeutung des Wortes *Castrum*, *Lepsius*: Rudelsburg und Saleck u. s. w. S. 56. Anm. 43. — Die Geschichte der Grafen von Urach ist in dieser Verbindung als Nebensache anzusehen, aber dennoch sehr weitläuftig geworden.

116. *Osterburg* bey Themar im Koburgischen, von Hn. Justizamtmann *Appunn* in Koburg. (S. 81—97). Der Vf. bemüht sich, die unerwiesenen Muthmassungen *Spangenbergs* und Anderer seines Gleichen mit den beglaubigten, aus Urkunden entlehnten Nachrichten bey *v. Schultes* in Einklang zu bringen, ob er sich gleich bloss an den Letzten hätte halten, oder die Bahn, welche derselbe so glücklich betrat, weiter verfolgen sollen, da es ausgemacht ist, dass auch zu der Hennebergischen Geschichte und Topographie dieses Gelehrten eine fruchtbare Nachlese geliefert werden kann. Hr. *Appunn* verkennt ganz die im Mittelalter gewöhnliche Bedeutung des Wortes: *Hain*, wenn er (S. 93) sagt: „Es ist — die Vermuthung entstanden, dass alle Hennebergische Schlösser vorher *Haine* d. i. den Götzen auf hohen Bergen geweihte Wälder gewesen z. B. Hainenberg, Straufhain u. s. w."; worüber ihn *Lepsius* a. a. O. S. 51. Anm. 1 eines Besseren belehren konnte.

117. *Altenstein* zwischen Bamberg und Koburg im Baierischen, von dem Hn. Professor *Hohn* in Bamberg. (S. 99—111). — Unter dem Grafen *Siegrod* von Orlamünde (S. 104) ist wahrscheinlich *Siegfried* gemeint, und die Zahl der hier namhaft gemachten Glieder der Familie *von Stein* (*de lapide*) lässt sich aus Urkunden sicherer vervollständigen, als aus Turnierverzeichnissen, auf welche der Vf. noch grossen Werth zu legen scheint. — Was sollen allgemeine Citate, wie S. 105: *Chron. Gottwic.* — *Schannat tradit. Fuld.* und *Pistorius de rerum Germ. Vet. Script.* für Nutzen schaffen? S. 110 ist Herzog *Johann Wilhelm* von Sachsen unrichtig als Beschützer Grumbachs genannt.

118. *Scharfenberg* bey Göppingen im Würtembergischen, vom H. Dechant *Rink* in Donzdorf. (S. 113—124) ziemlich kurz. Den Ausdruck: *Gütercomplex* (S. 122) würden wir mit einem anderen vertauscht haben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands*, von *Friedrich Gottschalck*. 1—8 Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

119—122. *Ingstberg*, *Gabelstein*, *Boxberg* und *Oberschüpf* im Fürstenthum Hohenlohe. Vom Vf. der Numern 87—91 im vierten Bande. (S. 125—146.) — An Druckfehlern, besonders in den lateinischen Worten, ist hier kein Mangel. S. 138 sind wohl *Castrones viarum* in *latrones v.* und S. 144 *Rucerna* in *Pincerna* zu verwandeln. Sehr nachlässig ist der Stil in folgenden Zeilen (S. 140): „Da liess Truchsess das Schloss, welches mit Proviant aller Art in Menge versehen und vor mancher anderen Burg sehr fest war, auch viele vom fränkischen Adel sich vorgenommen hatten, hier aufs äusserste sich zu wehren, rein ausleeren und dann verbrennen und zerstören."

123. *Nassau* bey Ems im Nassauischen (S. 147—155) — S. 150 f. ergeht sich der Vf., wahrscheinlich Hr. *Gottschalck* selbst, in Gemeinplätzen; von der Burg erfahren wir nur wenig.

124. *Strauf* im Fürstenthum-Hildburghausen. (S. 157—170.) — *Gruner* und *v. Schultes* dienten dem Vf., Hn. *Appunn*, zum Leitfaden, es war also nicht leicht möglich, sich von dem rechten Wege zu verirren. — Struf war ehemals der Sitz eines *Land-* und *Cent-Gerichtes*. Es wird also bey dieser schicklichen Gelegenheit (S. 161 ff.) von der Einrichtung derselben überhaupt und den Ueberresten, die sich davon noch im Hennebergischen erhalten haben, geredet und daran folgender Wunsch geknüpft: „Möchten diese Gerichte immerhin der Nachwelt als ein hehres Andenken der alten deutschen Gerichtsverfassung erhalten werden, wo noch *erhöhte* Reinheit der Sitten, deutsche Redlichkeit und Treue, so wie Verträglichkeit, allen Hass, Feindschaft, Neid und Zwietracht von unseren Voreltern entfernt hielt, wo so wenig Tage hinreichend waren, alle Rechtshändel zu prüfen, zu entscheiden, jedes Verbrechen zu untersuchen und zu strafen; *wogegen jetzt täglich die Richter in den Gerichtsstuben mit Abfertigung streitender Parteyen sich beschäftigen müssen, um alle vorkommende Prozesse zu erledigen und über Vergehungen zu urtheilen.* Wir *finden* in diesen Centgerichten die jetzt so gepriesene Oeffentlichkeit der Justizpflege schon als ein Eigenthum der deutschen Vorzeit, *finden* aber auch, wie solche allmälich, für neuere Zeiten nicht mehr ausreichend, in den Zeitstrom versunken ist." (!!)

125. *Waldeck* bey Arolsen, im Fürstenthum Waldeck. Von Hn. Justizrath Dr. *Varnhagen* in Arolsen. (S. 171—184.) — Aus einer Urkunde vom J. 1189 geht das frühe Daseyn der Burg Waldeck unbestritten hervor. Wenn aber der Vf. (S. 174) hinzufügt: „Zwar könnte man ein höheres Alter vermuthen, weil die Jahrzahl 1021 nebst dem Waldeckischen achtstrahligen Stern über einem Bogen auf dem inneren Schlosshofe eingehauen ist; allein diese *Urkunde* scheint aus dem Grunde nicht ächt zu seyn, weil die Jahrzahl durch arabisch-deutsche Ziffern ausgedrückt ist, welche zu jener Zeit, wenn auch nicht ganz unbekannt, doch in Steinschriften völlig ungebräuchlich waren" — so erinnerte er sich nicht, dass man die *Hunderte* in Diplomen und Aufschriften, besonders im 15ten und zu Anfange des 16ten Jahrhunderts, wegzulassen pflegte, dass also wahrscheinlich hier: 1521 gelesen werden muss, womit auch die S. 179 vorkommende Nachricht übereinstimmt, dass das jetzige Hauptgebäude des Schlosses im J. 1500 angefangen worden sey.

126. *Zwingenberg* am Neckar, im Grossherzogthum Baden (S. 185—193), von dem *Herausgeber*, welcher die im Sylvan von *Laurop* und *Fischer* — Jahrg. 1820 und 1821 — enthaltenen Nachrichten benutzt hat.

127. 128. *Sternberg* und *Liebenstein* am Rhein, im Herzogthum Nassau, von Hn. Kirchenrath *Dahl* (S. 195—212.) S. 202 l. *unzweydeutigsten* st. zweydeutigsten. S. 210 ** *Wenck* st. Esenk.

129. *Callenberg* bey Koburg, im Herzogthum Koburg, von — *Appunn*. (S. 213—225.) — Die Fabel von der Gräfin Margaretha, erster Gemalin Hermanns I von Henneberg, welche an einem Tage 365 Kinder geboren haben soll, war hier (S. 218 ff.) nicht am rechten Platze, zumal da sie schon *von Schultes* in der Hennebergischen Geschichte I. 130 ff. mit der Fackel der Kritik beleuchtet worden ist.

130. *Weinsperg* oder Weibertreue (?) bey Heilbronn im Würtembergischen. Von — *Jäger* — (S. 227—269). — Der Sage von den Weibern zu Weinsperg wird S. 230 ff. grosse Aufmerksamkeit gewidmet und alles aufgeboten, um sie zur historischen Wahrheit zu erheben. Die Hauptstütze für die Glaubwürdigkeit derselben entlehnt der Vf. von dem Zeugnisse einer

Kölnischen Chronik des sogenannten *Chronographus Pantaleonita;* der damals, als diese Begebenheit vorfiel, (1140) gelebt haben soll; und von einem in der Kirche zu Weinsperg aufbewahrten Oelgemälde, welchem er ein hohes Alter beylegt. — S. 248 ff. verweilt er allzulange bey den unverbürgten Muthmassungen von dem Ursprunge der Herren von Weinsperg, anstatt sogleich die glaubwürdigen Zeugnisse für denselben aufzusuchen; und macht sich S. 255 der Incorrectheit schuldig, wenn er schreibt: „Dem nachherigen Kaiser Heinrich hing er ebenfalls *an*, indem er ihn schon 1308 als Kaiser *anerkannte*, weswegen ihm dieser auch seine schon von Adolph *anerkannten* Rechte bestätigte." — S. 257 muss 1330 st. 1530 gesetzt werden. Undeutlich ist S. 263 die Periode: „Auch das Kloster Engelzell in Passau pries ihn als seinen Wohlthäter, musste jedoch *zu diesem Behuf* Manches an den Pfalzgrafen Otto verkaufen."

131. 132. *Stecklenburg* und *die grosse Lauenburg* am Harz, im preuss. Fürstenthum Halberstadt. (S. 271 — 283.) — Die Trümmer dieser beiden Burgen stellt das *Titelkupfer* dar; es konnte von denselben nur wenig gemeldet werden.

133. 134. *Rudelsburg* und *Saleck* bey Naumburg. (285 — 316). Hier hat der Herausgeber einen höchst auffallenden Missgriff gethan, und sich durch die einem Mönch des Georgenklosters zu Naumburg, *Benedict Taube*, untergeschobene Erzählung von denselben täuschen lassen, welche aber so unverkennbare Spuren der Erdichtung an sich trägt, dass nur geringe Bekanntschaft mit den Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen des Mittelalters erfodert wird, um sie wegen des offenbaren Widerspruchs gegen den Geist desselben, für verdächtig zu erklären. Doch ist Hr. *Gottschalck* nicht der Einzige, der in diesen Fehler verfallen ist, ungeachtet er früher als jeder Andere wissen konnte, dass bereits mehrere Jahre vor Erscheinung seines Buches der Hr. Landrath *Lepsius*, in folgender Abhandlung: „Die Sage von den Hussiten vor Naumburg und der Ursprung des Naumburgischen Kirschfestes, historisch und kritisch untersucht. (Zeiz 1811. 8.) S. 17 ff." unwidersprechlich dargethan hatte, dass die Taubische Chronik das Machwerk eines müssigen Kopfs und erst in neueren Zeiten entstanden sey. Vergl. auch *dessen* Aufsatz in den Mittheilungen des Thüring. Sächs. Vereins u. s. w. 2 Heft S. 72 ff.: „Etwas über des Hn. *Gottschalck* Berichte von den Bergschlössern Rudelsburg und Saleck und die Taubische Chronik". — Wir hegen die Hoffnung, dass bey einer zweyten Ausgabe dieses Bandes die Geschichte beider Burgen aus dem *vierten* Hefte der erwähnten *Mittheilungen*, welches die Forschungen jenes um die Geschichte der dortigen Gegend vielfach verdienten Gelehrten darüber enthält, völlig werde umgearbeitet werden. — Möge diess für die Zukunft ein warnendes Beyspiel seyn, und zu achtsamer Prüfung des aufzunehmenden Stoffes veranlassen, da sich auch in anderen Gegenden Leute gefunden haben, die es sich zum Geschäfte machten, die Träume ihrer Einbildungskraft von der Entstehung und den Schicksalen der Städte und Burgen ihres Vaterlandes schriftlich aufzusetzen und für wahre Geschichte auszugeben, wodurch schon mancher Unkundige hintergangen worden ist, wie Rec. z. B. von *Klosses* Thüringischen Begebenheiten (Mspt. in 3 Bänden) aus Erfahrung weiss. — Dass das Schloss *Saleck* in Rücksicht auf seine Bauart Aehnlichkeit mit der jetzt, bis auf höchst unbedeutende Reste, fast ganz verschwundenen *Kevernburg* bey Arnstadt gehabt habe, lernen wir aus der von *Sylvester Liebe* zu Anfange des 17 Jahrhunderts abgefassten Beschreibung der letzten — in dessen *Salfeldographia. T. I. C. IV.* (Mnspt.): „*Arcem Kevernburgicam quod attinet, fuit ea rotunda et eximia, quod rudera muri ac turres adhuc testantur. Sita namque est in Thuringia prope Arnstadium in edito montis colle; circumcirca paene stant muri satis alti, turres tres eaedemque fortes formam habentes quadratam. Ipsa vero arx navis quodammodo repraesentat formam, quam consimiliter quoque gestitat vetus istud castrum Saleccense prope Rudolphsburgum et ad fluvium Salam (unde nominis origo) situm. In medio vero areae arcis Kevernburgensis puteus fuit magna ex parte lapidibus pro tempore repletus. Ceterum ipsa arx et fossa et suis satis superque munita propugnaculis.*"

Die Bemerkung (S. 307), dass *von jeher nur fürstliche Personen* den Titel: *Dei gratia* gebraucht haben sollen, wird durch eine Menge von Urkunden widerlegt, worin sich desselben auch Leute niederen Standes bedienen. Vergl. *Geisler de titulo: Nos Dei gratia. Lips.* 1677. 4. — *Hagelgans de tit.*: Wir von Gottes Gnaden. — *Tilesius de sensu tituli: N. D. G. Regiomonti* 1723. 4. — *Chr. A. Heumann de tit.: D. G. Gotting.* 1727. 4. *Recus. in Nov. Syllog. dissertat. P. II. p.* 446 — 457. — Von Gottes und des heil. apostol. Stuhls Gnaden aus Magdeburgischen, Sächs., Anhalt. u. anderen *Diplomatibus* erläutert von *Sam. Lenz.* Halle 1748. 4. — *Müldeners Antiquitates Goellingens.* S. 55. f. — *Jos. Maders* krit. Beytr. zur Münzkunde des Mittelalters. 3 B. (Prag 1810. 8.) S. 183 — 198. — Literar. Blätter. 4 B. (Nürnberg 1804. 4.) N. XXII S. 347 f.

135. *Desenberg* bey Warburg, an der Diemel, im Preuss. Fürstenthume Paderborn. Von dem Hn. Dr. *Rosenmeyer*, Justizcommissär bey dem Land- und Stadt-Gericht in Warburg. (S. 317 — 331.) Wir brauchen nur ein paar Stellen aus dieser Nachricht abzuschreiben, um sie gehörig zu würdigen. S. 321. „Die Geschichte der Entstehung von Desenberg ist mit undurchdringlichem Dunkel umhüllt, aus dem sie schwerlich herausgerissen werden dürfte. Dass sie, wie *Aegidus Gelenias* (*Gelenius*) behauptet hat, das *Dispargum Clodonis* gewesen, ist von dem Fürstbischof Ferdinand zu Paderborn widerlegt worden. *Sigebertus Gemblacensis* in seiner *Chronographia*, so wie *Pistor* (!) in *S. R. G.* gedenken ihrer schon gegen das J. 431 *Regino Lib. II Chronicorum* auf das J. 776 nennt sie *Castrum Desenbrugk* und meldet Fabricius *mit solchem*, „dass der Desenberg schon vor

Karls des Grossen Zeiten eine der stärksten Bergvesten der alten Sachsen gewesen, und von ihnen, nach damaliger Art, auf einem steilen hohen Berge angelegt worden, wie denn auch dieselbe mehrere Male von ihren Feinden fruchtlos belagert sey." (!!) S. 322: „Nach alten handschriftlichen Nachrichten, die der Verfasser über die Geschichte des paderbornischen Adels besitzt, hat schon im 8 Jahrhundert (!) einer der Kriegshelden Karls Konrad Speegel (*Coloniensis*) den Deesenberg mit seinen Umgebungen als eine geschlossene Herrschaft mit der Würde des *Baronatus* erhalten. Karl befahl ihm, den Berg mit einer neuen festen Burg, wovon er wie ein Spiegel leuchten solle (!), zu bebauen; woher dann späterhin die beiden Namen: Spiegel und Deesenberg, entstanden seyn sollen. (!!!) — S. 323 steht d. i. *novo domo*. — S. 330 konnte auf die Uebereinstimmung der Volkssage, nach welcher der mit den Seinen in den Deesenberg gebannte Kaiser Karl der Grosse dort an einem steinernen Tische sitzen soll, durch den ihm der Bart bis auf die Füsse gewachsen sey u. s. w. mit dem bekannten Märchen von Kaiser Friedrich auf dem *Kiffhäuser* hingewiesen werden. — So glauben auch die Anwohner des letzten Berges, dass derselbe, ebenso wie jener, die Witterung vorherverkündige, was man in folgende Reime eingekleidet hat:

Steht Kaiser Friedrich ohne Hut
Ist das Wetter schön und gut:
Ist er mit dem Hut zu sehn,
Wird das Wetter nicht bestehn.

S. *Alb. Ritteri Lucubratiuncula II de alabastris Schwarzburgicis* (1732. 4.) *p.* 13.

Unsere Anzeige hat bereits einen solchen Umfang erlangt, dass wir uns über den *sechsten*, *siebenten* und *achten* Band nicht besonders verbreiten können. Nur im Allgemeinen sey bemerkt, dass sie von gleichem Gehalte des fünften sind, und im Besonderen, dass in dem achten Bande fast funfzig Schlösser und Burgen neu beschrieben, und zu den früher beschriebenen des Harzes manche schätzbare Nachträge und Berichtigungen geliefert werden. Von *Kinsburg*, einer Burg in Schlesien, welche eben so wie leider der von drey alten Schlössern noch übrig gebliebene *Fuchsthurm* bey Jena, nun auch seinem raschen Verfall entgegen eilt, ist eine lobenswerthe Abbildung, sowie eine artige Vignette der Ruine von *Strahlenberg* beygegeben.

Uebrigens schliesst dieser achte Band die seitherigen Lieferungen der Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Es ist daher zu der vollendeten Bände-Reihe ein sehr dankenswerthes Register geliefert worden, und es soll eine neue Suite beginnen, zu deren glücklichem Gedeihen wir dem würdigen Vf. Gesundheit und so kräftige als einsichtvolle Theilnahme anderer Kenner und Freunde des deutschen Alterthumes wünschen. E* O. B*.

1) Coblenz, in der neuen Gelehrten-Buchhandlung: *Grundriss der Preussischen Geschichte, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.* Für mittlere Gymnasialclassen, höhere Bürger- und Real-Schulen und den Selbstunterricht. Von Dr. *Friedrich Adolf Beck*, Schuldirector in Neuwied. 1827. IV u. 130 S. 8. (13 gr.)

1) Ebendaselbst: *Grundriss der Weltgeschichte.* Für mittlere Gymnasialclassen und höhere Bürgerschulen. Ausgearbeitet und mit beständigen Hinweisungen auf *Pölitz's* Weltgeschichte begleitet von Dr. *Friedrich Adolf Beck*, Schuldirector in Neuwied. 1827. VIII u. 186 S. 8. (15 gr.)

Schon der Titel des unter No. 1 aufgeführten Buchs zeigt seinen Zweck an, setzt seine Grenzen fest, und bezeichnet das Publicum, dem es bestimmt ist. Zunächst will der Vf. nur den Schülern einen Leitfaden in die Hand geben, der sie in der wahren Liebe und Anhänglichkeit zum königlichen Herrn und (dem?) theuren Vaterlande einweihen soll; die Lehrer verweist er auf *Pölitz: Umriss der Geschichte des preussischen Staats* u. s. w. (Halle 1821. 8.) den er sich, wie er selbst sagt, zum Muster bey der Zusammenstellung seines Leitfadens genommen hat. Er nennt seine Schrift einen *Grundriss*, um doch in etwas von *Pölitz* abzuweichen, der sein Werk *Umriss* u. s. w. genannt hat. Bey dem zusammenhängenden Geschichtsvortrage, der die Schicksale des Preussischen Staats in gedrängter Kürze erzählt, möchten wir es passender gefunden haben, wenn der Vf. sein Werk einen — „*Auszug aus der preussischen Geschichte* nach *Pölitz*" — genannt hätte, was es denn in der That auch nur ist, da er sich bloss in der Eintheilung des schon von diesem verarbeiteten Stoffs, wie er selbst gesteht, hie und da einige Veränderungen erlaubt hat. Inzwischen hat er doch ausser *Pölitz* auch andere Hülfsmittel benutzt. So citirt er neben jenem oft auch *Mörschal*. Für diejenigen, welchen das Büchlein zum Selbstunterrichte dienen soll, wäre es wohl zweckmässig gewesen, des Letztgenannten Werk wenigstens *einmal* und zwar von Anfang an nach seinem vollständigen Titel anzuführen, da nicht jeder bibliographische Kenntnisse und Hülfsmittel genug besitzt, um sogleich zu erkennen, dass *Mörschals Handb. d. brandenb. Geschichte* in 2 Bden gemeint ist.

Die Eintheilung giebt sich übrigens ziemlich von selbst. Die älteste Geschichte, hier wie überall, wo der Ausdruck vorkommt, ganz unpassend statt Urgeschichte *Vorgeschichte* genannt, beginnt ums Jahr 9 vor Christi Geburt und geht bis zum Jahre 1159 n. C. G. — In drey Paragraphen wird mit wenig Zügen die Geschichte der *ersten Bewohner der Mark Brandenburg* und *die Stiftung* und fernerweiten Schicksale *der Nordmark* bis auf *Albrecht den Bären* abgehandelt. — Mit diesem, dem Ersten, der den Titel eines Markgrafen von Brandenburg annimmt, beginnt die eigentliche brandenburgische oder preussische Geschichte. Albrecht von Ascanien vereinigt mit der ihm vom Kaiser Lothar (1133) verliehenen Mark in Nordsachsen oder der Nordmark, jetzt Altmark, die Länder des wendischen Fürsten Iribislav, die heutige Mittelmark, Priegnitz und einen Theil der Neumark; so entsteht die sogenannte Mark Brandenburg. Er er-

öffnet die *erste Periode*, welche die Geschichte der mittleren Zeit in sich fasst, und von 1157 bis 1416 geht. Die Markgrafen aus dem Hause Ascanien, von denen im ersten Abschnitte gehandelt wird, starben 1320 mit Heinrich III aus. Ihnen folgen die Markgrafen und Kurfürsten aus dem baierischen Hause, nachdem während eines vierjährigen Interregnums (von 1320 — 1324) die Mark Brandenburg sich manche Zerstückelung hatte gefallen lassen müssen. Ludewig (IV) der Baier, um diese Zeit deutscher Kaiser, belehnt seinen Sohn Ludewig mit dem erledigten Reichslehn Brandenburg. Er ist der Erste aus diesem Hause, Otto der Faule (Finner) der Letzte. Ein dritter Abschnitt führt uns (von 1373 — 1415) die Markgrafen und Kurfürsten aus dem luxenburgischen Hause, Kaiser Karls IV Söhne, Wenzel und Siegismund, die auch dem Vater nach einander auf dem deutschen Kaiserthrone folgten, vor. Beide kümmern sich wenig um die Mark, und der letzte verkauft sie sogar für 100,000 ungarische Goldgulden an Friedrich VI von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg. Die Hohenzollern waren eine schwäbische Dynastenfamilie, und eröffnen für die brandenburgische Geschichte eine *neue Periode* und zwar die *zweyte*, welche die neuere Zeit in sich begreift. Abgetheilt in zwey Abschnitte liefert der Grundriss im ersten die Begebenheiten vor und im zweyten die nach der Reformation. Eine *dritte Periode* umfasst die neueste Zeit. Die Annahme des Königstitels von Preussen durch Friedrich I begründet diese Eintheilung vollkommen, wie auch die hier wiederholte Unterabtheilung der zweyten Periode in zwey Abschnitte richtig begründet ist, deren letzter mit Friedrich dem Grossen beginnt, und bis auf unsere Zeit herabgeht. Dass diese neueste Zeit ausführlicher behandelt wird, als die ältere und älteste, ist verzeihlich. Dem Zeitgenossen erscheint das Selbsterlebte gar leicht ungleich wichtiger, als das Vergangene, wie wichtig und bedeutend es auch immer gewesen seyn mag.

Wir wollen, das glauben wir dieser kurzen Anzeige noch hinzufügen zu müssen, hier nur noch bemerken, dass wir vorliegendes Werkchen nicht bloss für den Schul-, sondern auch für den Selbst-Unterricht derer, die mit Wenigem zufrieden sind, ganz geeignet halten. Wem, wie das bey vielen nicht gelehrten Lesern und Freunden der Geschichte ihres Vaterlandes wohl der Fall zu seyn pflegt, an einer kurzen, gedrängten und in einem guten historischen Stile geschriebenen Uebersicht des Ganzen genügt, der findet hier seine Rechnung. Wem nach Mehrerem das Gelüste hiedurch erregt worden, der darf ja nur nach *Pölitz* und *Mörschal* selbst, oder noch lieber nach *Voigt*, *Lautsch* und allen denen greifen, welche die Geschichte des preussischen Staats ausführlicher und gründlicher behandelten, als hier geschehen konnte oder sollte.

Noch soll hier nicht unbemerkt bleiben, dass der Vf. seinem Grundrisse durch eine chronologische Uebersicht der preussischen Geschichte eine nicht unwerthe Zugabe beygefügt hat. Solche Hülfsmittel kommen dem schwachen Gedächtnisse der Schüler, wo es noch nicht so sehr auf den Geist als das Materielle der Geschichte ankommt, immer gut zu Statten. Chronologische Uebersichtstabellen sind beym Geschichtsunterricht ein unentbehrliches Erfodernifs.

In No. 2 finden wir eine gleiche Einrichtung, eine gleiche Grundlage, wie in No. 1. *Pölitz* ist auch hier der Mann, den der Vf. sich zum Vorbilde auserwählt hat. Warum? sagt er in seinem Vorworte. Die Wohlfeilheit der *Pölitzschen* Weltgeschichte und das günstige aus seinem Herzen gesprochene Urtheil eines Recensenten derselben in der *pädagogisch-philologischen Literaturzeitung* hat ihn bestimmt, dieselbe zum Leitfaden für den Geschichtsvortrag des Lehrers und für diejenigen Schüler, welche sich durch Privatstudium die Geschichte aneignen wollen, zu wählen. — Wir können daher auch diese Schrift, als Auszug aus jenem Werke, kurz abfertigen. Dass der Vf. bey jedem Paragraphen seine Leser auf seinen Gewährsmann, den er hier im Auszuge liefert, verweist, erleichtert den Schülern offenbar den Gebrauch dieses Grundrisses, und setzt sie in den Stand, jeden Augenblick das Original mit der Copie zu vergleichen.

Die Eintheilung der Weltgeschichte in diesem Grundrisse ist die gewöhnliche. Drey Perioden: Geschichte der alten Welt, des Mittelalters, der neuen und neuesten Zeit. Auch bey den Unterabtheilungen findet sich keine Abweichung von der gewöhnlichen Art, die allgemein als vorzüglich wichtig anerkannten Weltbegebenheiten als Epochen zu betrachten. Die Einrichtung, dass am Ende jeder Periode eine chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse aus derselben angehängt ist, weicht von den anderen Lehrbüchern der Geschichte ab. Es ist nicht allein bequem für den Schüler, sondern sogar nothwendig, dass er bey solchen Ruhepuncten zu sich komme und einen Rückblick thue, um in einer kurzen Wiederholung und Andeutung des Einzelnen das Ganze desto besser auffassen zu können: darum können wir auch dieser Einrichtung unseren Beyfall nicht versagen.

Rec. ist mit dem Vf. ganz darüber einverstanden, dass ein Grundriss der Geschichte kaum mehr als ein sorgfältiges Personen- und Sach-Verzeichniss mit genauer Angabe der Chronologie enthalten dürfe, muss jedoch bemerklich machen, dass derselbe sowohl hier als in No. 1 dem selbst festgestellten Begriffe nicht ganz treu geblieben ist. Der zusammenhängende erzählende Vortrag giebt auch diesem Werke mehr das Ansehn eines Lehrbuchs der Geschichte, wenn auch *in nuce*, als eines Grundrisses derselben. Doch dient dieses dem Büchlein gleichfalls keinesweges zum Tadel, sondern vielmehr zum Lobe. Ein aphoristischer Stil behält immer etwas Trockenes. Wir können unsere Leser versichern, dass der Vf. das rechte Ziel und den rechten Stil zu treffen versteht, dass er weder zu viel noch zu wenig gegeben hat. Sowie wir daher das Buch bereits mehreren jungen Leuten, die sich bey uns Rath erholten, privatim empfohlen haben, wollen wir es auch hier allen denen, welche eine möglichst gedrängte Uebersicht der allgemeinen Weltgeschichte, gut und angenehm dargestellt, zu haben wünschen, mit der Versicherung empfehlen, dass ihnen der Ankauf nicht gereuen wird.

A. H...e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUN
1833.

JURISPRUDENZ.

Heidelberg, b. Groos: *Zeitschrift für Civil- und Criminal-Recht* in gleichmässiger Rücksicht auf Geschichte und Anwendung des Rechts, auf Wissenschaft und Gesetzgebung von Dr. *C. F. Rosshirt*, grossherzogl. bad. Hofrathe und Professor zu Heidelberg. Erstes Heft. 1831. VI u. 122 S. gr. 8. (16 gr.)

Es scheint in dem Geiste unserer Zeit zu liegen, dass sich, sowohl im Leben, wie in der Gelehrtenwelt, Mehrere zur Erreichung gemeinschaftlicher Zwecke vereinigen, wodurch der Einzelne häufig im Ganzen aufgeht und weniger isolirt dasteht; man erinnere sich nur an die Entstehungsweise der verschiedenartigen Zeitschriften. Hievon macht nun unser Vf. in sofern eine Ausnahme, als er seine wissenschaftlichen Bestrebungen nicht überall hin zerstreut sehen will, und desshalb sie in einer eigenen Zeitschrift niederzulegen beabsichtigt. Obgleich in dem vorliegenden ersten Hefte Alles von ihm selbst herrührt, so wünscht er doch „sehnlich, dass Gelehrte ihn mit ihren Beyträgen erfreuen mögen, und er wird am liebsten solche Abhandlungen aufnehmen, welche die Unrichtigkeit seiner Arbeiten nachweisen. Dabey wird er diese Zeitschrift benutzen, um zu zeigen, dass und wo ihm Unrecht geschehen ist, oder wo überhaupt ein falscher Weg eingeschlagen wird, oder Anmassung herrscht." Die Zeitschrift soll also soviel als möglich *ihn selbst* vertreten. Da es nun einem jeden frey stehen muss, *wie* er der Wissenschaft und dem Leben nützen will, so verdient gewiss auch diese neue Zeitschrift, die sich durch ihren gediegenen Inhalt auszeichnet, eine günstige Aufnahme.

I. *Ueber das General- und Special-Pfandrecht der Römer und über die Specialität der Pfandrechte in den neueren Gesetzgebungen.* In formeller Rücksicht bemerkt Rec. zunächst, dass diese Abhandlung, die ohnediess die längste ist, denn sie geht von S. 1—57, füglich in zwey hätte zerfallen können. Wir heben diess um desswillen hervor, weil sich auch hier so recht die deutsche Gelehrteneigenthümlichkeit kund thut. Denn wenn wenigstens im zweyten Theile der Abhandlung der Vf. zu beweisen sich bemühte, dass in den Staaten, welche neue Hypothekenordnungen erhalten haben, neben den Specialpfändern auch noch General- oder Vermögens-Pfänder bestehen sollten, so würde es zu diesem Zwecke hinreichend ge[wesen] seyn, wenn er kurz darauf verwiesen hätte, da[ss das] römische Recht eine *hypotheca specialis* und *gen[eralis]* getrennt habe, und „dass das Zurückgehen auf [das römi]sches Recht auch in solchen Lehren, wo die n[eue] Zeit von einer und der anderen Seite offenbar v[orge]schritten ist, dennoch immer der sicherste Bürg[e für] das Gedeihen des Neuen, für die Umsicht in de[m Aus]bilden der Gegenwart seyn wird." Statt dessen f[inden] wir aber bis S. 40 eine besonders für das ältere [römi]sche Recht wichtige Untersuchung über die von [...]gen aufgeregte Streitfrage, ob die Römer eine *h[ypo]theca generalis* in unserem heutigen Sinne get[rennt] haben oder nicht. Diese Frage bejaht nun der Vf. so, dass es im Geiste der L. 9. Cod. (VIII. 17 [...] Pfandrecht am ganzen Vermögen (gegenwärtigen [und] zukünftigen) gebe, welches jedem anderen Pfandr[echte] entgegengestellt ist, zeigt jedoch aber auch, wi[e das] frühere Recht unter den Worten *generalis* und [*gene*]*raliter* etwas anderes verstand. — Was nun den z[wei]ten Theil der Abhandlung betrifft, der von allgem[eine]rem Interesse ist, so charakterisirt dieser die preussi[sche,] französische, österreichische und baierische Hyp[othe]kenordnungen in kurzen Umrissen, und zieht zwi[schen] den einzelnen Vergleichungen, die gewiss Viele[s Be]achtungswerthes enthalten. Was aber seinen Vors[chlag] in Bezug auf die Wiederaufnahme der römische[n Ge]neralpfänder betrifft, so glaubt Rec. kaum, dass [er] bey der Mehrzahl Beyfall finden wird; auch hätt[e die]ser Vorschlag in der That vollständiger erörtert, un[d mit] mehr Gründen unterstützt werden müssen, als S. 45 und 54 geschehen ist. Gerade das, was ma[n im] Gegensatze zu dem römischen Rechte durch die n[euen] Hypothekenordnungen errungen hat: Einfachheit [und] grössere Sicherheit, in sofern als die gesetzliche[n Ge]neralpfänder wegfallen, würde durch den Vors[chlag] des Vfs. gefährdet werden.

Noch weniger hat aber die Ansicht des Vfs [für] sich, nach der er den Zusammenhang des ne[uen] Hypothekensystems mit dem germanischen Rechte [...]net. Die Eintragung der Hypotheken in öffent[liche] Bücher ist gar nicht etwa neu, wie der Vf. zu [glau]ben scheint, sie schliesst sich vielmehr unmittelb[ar an] das ältere deutsche Recht an; wir verweisen ihn [des]halb der Kürze wegen nur auf *Mittermaier* Gru[ndsä]tze des deutschen Privatrechts 4 Ausgabe §. 180 und [...] Der erwähnte Grundsatz, so wie der, bewegliches

unbewegliches Vermögen streng bey der rechtlichen Beurtheilung zu trennen, ist ein unverkennbarer Ueberrest des älteren deutschen Rechts.

Unwahr ist es endlich, wenn der Vf. S. 44 sagt, dass auch das sächsische Recht noch viele aus dem römischen Rechte stammende gesetzliche Generalpfänder kenne, und desshalb die zweyte Ausgabe von *Haubold* Lehrbuch des sächsischen Privatrechts §. 203 und 207 anführt, denn durch ein Mandat von 1829 sind alle diese Pfandrechte aufgehoben, wie im Anhange des gedachten Buches §. 499 und ff. weiter angegeben ist. Es fiel dieses Versehen dem Rec. um so mehr auf, als der Vf. in der Note zu der gedachten Stelle sagt: „Auch sehr leichtfertig geht hierüber weg *Philipps* u. s. w."

II. *Ueber Pressvergehen.* So dankenswerth jeder Beytrag zu einer zeitgemässen Begründung richtiger Ansichten über politische Verbrechen, für die besonders durch das gemeine deutsche Strafrecht so wenig noch geschehen ist, aufgenommen werden muss, so enthält doch vorliegende Abhandlung mehr nur Andeutungen als weitere Ausführungen. Mit Recht wendet der Vf. seinen Blick auch auf das englische Recht, aus dem, was er vielleicht nicht zugeben wird, doch mehr zur Beurtheilung der Natur der Pressvergehen zu entnehmen ist, als aus dem römischen. Der Vf. wollte vorzüglich für die Staaten, in denen „Censur oder doch andere Präventionsmittel z. B. Cautionsstellung" gesetzlich bestehen, auf den Unterschied zwischen „Pressvergehen, welche Injurien sind, oder vielleicht gar noch grössere Verbrechen enthalten", und auf die, „welche nur Uebertretungen der in einem Staate eingeführten Pressdisciplin sind", aufmerksam machen. Uebrigens erklärt er sich mit Recht auch aus mehrfachen Gründen gegen Censur; wenn er dann aber doch S. 63 sagt, dass ein Schriftsteller, der die Pressfreyheit gemissbraucht hat, im äussersten Falle auf bestimmte Jahre der Censur unterworfen werden solle, so theilt zwar Rec. das Gefühl mit ihm, aus dem dieser Vorschlag hervorging, doch nicht aber die Ueberzeugung von der Zweckmässigkeit der Massregel selbst. Denn einmal wird dadurch einer illiberalen Regierung wieder Thor und Thür geöffnet, zu dem alten Censurunwesen zurückzukehren, und dann kann diese Massregel auch zu leicht umgangen werden.

III. *Giebt es noch stricti juris obligationes im gemeinen deutschen Rechte und über das veränderte System der Obligationen überhaupt, so wie der Verträge insbesondere.* Der Vf. handelt hier fast nur von dem Unterschiede der *stricti juris* und *bonae fidei obligationes* nach römischem Rechte, so dass er das, was er sich eigentlich als Thema gestellt hat, nur kurz berührt.

IV. *Von den Ansichten unserer Zeit über die wichtige Frage der Codification.* Nicht uninteressant werden hier vor Allem vielen Lesern die Bemerkungen über den Rechtszustand in England und Frankreich seyn, so wie die Urtheile ausgezeichneter Männer dieser Nationen über die vorliegende Frage. — Mit ziemlicher Gewissheit kann man von den Ansichten, die ein Schriftsteller über unsere Frage aufstellt, auf seine übrigen Ansichten von der Wissenschaft und dem Leben zurückschliessen. Der Vf. erklärt sich keineswegs so unbedingt wie Einige gegen neue Gesetzgebungen, erwartet durchaus aber auch das nicht von ihnen, was wohl Andere hoffen. Er bemerkt gewiss sehr richtig, dass Zeiten wie die der französischen Revolution sich zu einer neuen Gesetzgebung eignen, dass „so gewiss die Religion ein Gemeingut aller Menschen ist, und seyn muss, so gewiss auch die Einsicht von den Rechten; aber so wenig jeder Mensch ein Theolog seyn kann, so wenig jeder ein Rechtsgelehrter". Eben so stimmen wir ihm auch bey, wenn er sich dagegen erklärt, dass ein Gesetzbuch auch ein Lehrbuch seyn solle, woraus er denn auch mit Recht folgert, dass eine praktisch wirkende Wissenschaft neben dem Gesetzbuche nicht überflüssig werden könne. Nur möchten wir hinzugefügt wissen, dass sie dann eine etwas andere seyn müsse, als die jetzige deutsche, von welcher der Vf. selbst sagt, dass sie auf eine unerfreuliche Weise in Praxis und Theorie zerrissen sey. In Bezug auf Deutschland, mit Ausschluss von Oesterreich, Preussen und Baden, ist der Vf. der auch von Anderen schon aufgestellten Meinung, „dass die einzelnen Lehren als Privatarbeit umfassend genug dargestellt, und dadurch Missbräuche, unnütze Controversen und andere Uebelstände erkannt, so fort auf directem oder indirectem Wege beseitigt werden müssen." Hier will nun der Vf. nach des Rec. Meinung zu wenig, und es ist übrigens auch zu bedauern, dass er seine Ansicht nicht weiter entwickelt hat. Er beruft sich als Beyspiel auf sein *Erbrecht*, und meint auf ähnliche Weise solle mit den übrigen Lehren auch verfahren werden. Dabey giebt aber der Rec. dem Vf. zweyerley zu bedenken. Einmal, ob er glaube, dass, abgesehen von der Darstellung seines Erbrechts, durch solche Werke die Wahrheit allemal vollständig gefunden werden dürfte, so dass andere nicht aus anderen Gründen das Gegentheil dennoch behaupten könnten, und ob dann, wenn die verschiedenen Lehren von Einzelnen bearbeitet sind, bey ihrer Zusammenstellung sich nicht ebenso viele Widersprüche als jetzt finden würden. Endlich ist es ja aber auch noch gar nicht mit der Darstellung des römischen Rechts abgethan; vielmehr besteht jetzt der Uebelstand zum grösseren Theil darin, dass das gemeine Recht durch die vielen Provincial- und Statutar-Rechte zerrissen ist. Was aber in dieser Hinsicht zu thun sey, hat der Vf. gar nicht berührt. Denn angenommen, seine Resultate über das Erbrecht würden gesetzlich anerkannt, so würde immer nur wenig gewonnen seyn, wenn daneben in den verschiedenen Ländern die particular rechtlichen Bestimmungen sich behaupteten; sollten diese aber hinwegfallen, so würde weit tiefer in das Rechtsleben eingegriffen als er selbst will. Wie vernichtend würde diess z. B. auf die eheliche Gütergemeinschaft wirken! Endlich kann Rec. mit dem Vf. keineswegs übereinstimmen, wenn er sagt: „Eines Volkes Nationalität ist noch nicht aufgehoben, wenn eine fremde Staatseinrichtung, ja wenn sogar eine andere Staatsform sich geltend macht, wohl aber dann, wenn sein Privatrecht und die Institute, die unmittelbar damit zusammenhängen, verändert werden."

Den Schlufs dieses ersten Heftes bilden einige kleine Bemerkungen aus dem römischen Rechte.

W. P. L.

Altona, b. Busch: *Historisch rechtliche Würdigung der Einmischung Friedrich des Grossen in die bekannte Rechtssache des Müllers Arnold*, auch für Nichtjuristen, von *Sengebusch* Dr. 1829. VI u. 147 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. ist ein leidenschaftlicher Verehrer Friedrich des Grossen. Blofs defshalb hat er den Tadel, der wider seinen gefeyerten Helden, wegen der Einmischung in die Arnoldsche Rechtssache von so vielen gelehrten Männern jener Zeit öffentlich ausgesprochen worden, wie er sich S. 4 ausdrückt, unerträglich gefunden, und ebendaher es sich angelegen seyn lassen, sein Vertheidiger zu werden, und ihn von dem ihm gemachten Vorwurf der Cabinetsjustiz möglichst frey zu sprechen. Diefs ist der Zweck seiner Schrift. Rec. mag nun zwar dem Vf. seine hohe Verehrung gegen Preussens gröfsten König nicht verargen, weil derselbe sie im vollesten Mafse verdient, zweifelt jedoch sehr, dafs der Vf. sich durch die vorliegende Rechtfertigung um Friedrichs Manen ein sonderliches Verdienst erworben habe. Denn erstlich kommt sie nach Ablauf von mehr als 50 Jahren, wo der ganze Vorfall selbst in Preussen längst vergessen ist, jedenfalls zu spät, und zweytens ist sie nichts weniger als gelungen zu nennen. Es ist überhaupt eine eigene Idee, über einen dergleichen einzelnen Regierungsact eine besondere Schrift abzufassen, und ein noch unglücklicherer Gedanke, ihn gleichsam *à deux mains* behandeln zu wollen. Dergleichen Einzelheiten gehören allenfalls in eine Lebensbeschreibung oder Charakteristik, und will man sie ja isoliren, so müssen sie lediglich von der Seite aufgefafst und geschildert werden, von welcher sie allein Interesse haben. Es ist keine Frage, dafs die Rechtmäfsigkeit oder Unrechtmäfsigkeit der Einmischung Friedrichs in die Arnoldische Rechtssache gerade nur den Juristen, den Nichtjuristen aber wenig oder gar nicht interessirt. Es kommt dazu, dafs der letzte die Sache nie gründlich beurtheilen kann. Der Jurist nimmt eine dergleichen Schrift wohl noch der Sache halber zur Hand, der Nichtjurist aber wird es wohl schwerlich über sich gewinnen, ein acht Bogen füllendes Räsonnement über einen Gegenstand zu lesen, den er weder beachten, noch einsehen kann. Je bekannter es übrigens ist, dafs Friedrich von seinem Cabinet aus nicht blofs zu regieren, sondern selbst Rechtsstreitigkeiten, vorzüglich wenn sie Arme betrafen, nach seinen an sich gesunden, aber denn doch, weil er nun eben kein Jurist war, oft unrichtigen Ansichten zu entscheiden pflegte; und je weniger daher Sachkundige eine diessfalsige genügende Rechtfertigung Friedrichs wohl jemals erwarten mögen, um so mehr hofft Rec. eines umständlichen Beweises seines Urtheils über diese Schrift überhoben zu seyn. Der Arnoldische Prozefs ist nicht der einzige Fall, wo sich Friedrich einen Eingriff in die Justizverwaltung erlaubt hat; seine Regierungsgeschichte stellt mehrere auf, die zum Theil noch traurigere Folgen gehabt haben, als jener. Am wenigsten aber möchte es jetzt zeitgemäfs seyn, die Cabinetsjustiz in Schutz zu nehmen.

D. D.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Brockhaus: *Politische Freyheit* von *Franz Baltisch*. 1832. VIII u. 368 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, bekanntlich Prof. *Hegewisch* in Kiel, sagt mit Recht, dafs unser Zeitalter das der Institutionen sey, welche der Krone und dem Volke Sicherheit bringen, dafs schrankenlose Willkühr keine sichere Basis für Staatenglück und Fürstengewalt, und politische Freyheit den Kampf gegen das Unrecht bringe. Mit grossem Feuer preiset er Englands Sympathie am Unrecht eines Mitbürgers. Dabey aber vergifst er, dafs dort eine Marquefs Sutherland 23000 Einwohner, kleine Pachter und deren Familien, aus ihren Pachtungen im Inneren nach der Küste versetzen, oder zur Auswanderung zwingen konnte, weil sie nach geschehenen gerichtlichen Aufkündigungen die ärmlichen Hütten taxiren und dann verbrennen liefs, und dafs sie ihre Grafschaft in Schaf- und Wald- Güter vertheilen konnte, wogegen nur einige Blätter nicht das Unrecht, sondern blofs die Härte der reichen Dame tadelten. Solcher Dinge, sowie des Ausbeutens der Armuth in Irland durch theuer vermiethetes Kartoffelland, würde sich jede deutsche landes- oder standesherrliche Kammer schämen: aber in England und Irland geschieht bey aller halben Freyheit so viel Unrecht und Unbilligkeit den ärmeren Klassen, als auf dem Continent nicht würde geduldet werden. — Dafs die Aristokratie in Nordamerika wachse, ist ein Irrthum des Vfs. Jede umgemodelte Verfassung wird dort mehr und mehr demokratisch. — Sehr richtig ist dagegen des Vfs. Meinung, Schutz für materielle und geistige Arbeit sey der wahre Inbegriff aller weisen Staatswirthschaft, aber nicht für eine gleichbleibende Zahl der Menschen, sondern für eine unbestimmte Zahl von Bürgern, welche beständig streben sich zu vermehren, sobald sie sich wohlbefinden, oder wenn frühes Heirathen ohne Besitz einer kleinen Nahrung Volkssitte ist, wie in Irland. In der Begrenzung des Adels auf den Aeltesten in der Familie findet der Vf. die Verfassungen und das Glück der Völker gesichert; aber jeder Majoratsadel verlangt wenigstens eine Civilliste, um seine Nachgebornen auf Kosten des Staats zu ernähren. Es mufs daher der Adel wenigstens einen guten Theil des Familieneinkommens seinen Nachgebornen überlassen, oder er wird ein kostbarer Saugschwamm für die Mitbürger. — Die drey verderblichsten Uebel in civilisirten Staaten sind Priesterherrschaft, Vielweiberey, erbliche Sclaverey oder Kastenwesen. Die Erste ist der scheufslichste Despotismus; die zweyte zerstört alles Familienglück; die dritte ist hart und ungerecht. Alle drey machen eine freye und gerechte Verfassung unmöglich. — Die erbliche Monarchie bedarf verantwortlicher Minister und eines Erbadels im

Erstgebornen des Geschlechts, aber wie Rec. glaubt *nicht* mit zu großer Bevorrechtung zum Nachtheil der Nachgebornen. Das wenige Gute, das die Lords-Familien in England schufen, kam meistens von ihren Nachgebornen. Benehmen sich unsere Standesherren in unseren Ständeversammlungen viel edler, obgleich man ihnen persönlich die fürstl. Allmacht genommen hatte: so ist unser hoher Adel einer edleren Natur als der britische und mehr Patriot als der letzte. Mehr Demokratie als einer öffentlich sich berathender Versammlung von gewählten Volksrepräsentanten mit ⅔ der Gesetzgebung bedarf kein Staat. — Das Recht Steuern zu bewilligen ist der Kreuzweg, dessen Besitz den Weg zur Freyheitsburg öffnet. Die Eifersucht, womit die Wahlkammer dieses Recht ausübt, ist ihre beste Vertheidigung gegen Jeden, der ihre anderen Rechte im mindesten kränken will. — Alle Mittel gegen die Unzufriedenheit sind Mittel gegen die Revolution. — Das wahre Mittel gegen die Beamtenmacht ist die Klage auf Schadenersatz, welche fast so wirksam ist, als die ministerielle Verantwortlichkeit. Sehr recht hat der Vf., dass man die Armen nicht auspfänden, ihnen nicht Speise und Feuerung entziehen muss, um das Schulgeld der Kinder zu bezahlen; aber Gelegenheit zum Lernen muss jeder haben. — Die Steuerbewilligung der Wahlkammer ist durchaus nothwendig, damit nicht die Regierung die Staatsbürger mehr in Anspruch nehme, als sie ertragen können, und für Zwecke das Geld verwende, die dem Gemeinwohl schädlich sind oder doch wenig nützen, auch damit nicht von der Regierung selbst das Eigenthum verletzt werde. Unglaublich schritt hierin die Theorie aus. So gilt in Dänemark kein Testament ohne Bestätigung des Landesherrn, welche oft erst nach dem Tode der Erblasser gesucht und erlangt wird. Die deutschen Fürsten wollten das allgemeine Schatzungsrecht auf dem Reichstage sich zuerkennen lassen, ja der parteyische Regensburger Reichstag erkannte es sich zu; aber Kaiser Leopold I, gerechter als sie, schlug es ihnen ab. Erst Napoleon, der gerne in fremdes Eigenthum einwies, gab es den Rheinbundsfürsten, und unser Bundestag, der keinen Kaiser mehr über sich hat und keine Wahlkammer unter sich, eignete es sich zu, allein mit dem Formfehler, dass die Appellation, die er zu entscheiden sich vorbehielt, nicht im Plenum sondern in seinen 17 Curien bewilligt wurde. — Die beste Garantie des Bestehens einer Regierung ist eine große Anzahl erbgesessener Landherren mit nicht zu großen Gütern, die eine Familie ohne oder mit weniger Hülfe bestellen kann. Diese nicht zu grossen Güter mögen, wenn sie bey einander liegen, unzertrennbar seyn. Alle Staaten, die wenige mässige Landgüter und desto mehr grosse haben, sind zu Revolutionen reif; und darum muss England entweder gesetzlich die Theilung solcher ungeheueren Herrschaften befördern, oder es wird einmal eine Revolution eine neue Vertheilung schaffen. Rec. meint, dass, wenn jedes Eigenthum befriedigt werden muss, und jeder neue Anbau einer Landstelle nur mit beygelegtem Lande gestattet wird, alsdann die zu grosse Zerstückelung nicht zu besorgen sey, weil die Kosten der Einfriedigung diess verhindern. Man sieht diess klar an Holsteins eingefriedigten Stadtfeldern und da, wo jedes Stadthaus auch seine Koppel hat, die zwar unzertrennbar ist, aber doch vertauscht werden kann gegen eine andere Koppel. Es gibt nur ein Mittel, die Freyheit, die Thronen, eine zweckmässige Civilisation und gute Regierungen zu erhalten, die Pressfreyheit. Sie allein sichert ein Volk gegen Beamtendruck und tausend sonst ungekannte Unthaten. Aber ein *Strafgesetz* muss vorhanden seyn gegen Vergehen durch die Presse, und Geschworne müssen über die Pressvergehen urtheilen. Schmähschriften sind am häufigsten bey einer Presse, die unfrey ist. Welche heimliche Unbill hat die kurze Badensche Pressfreyheit von fungirenden und pensionirten Beamten ans Tageslicht gefördert! Daher war auch die Furcht vor der Badenschen Pressfreyheit so gross. Pressfreyheit verhindert die heillose Appellation an Verschwörungen und an Revolutionen; aber alle gewaltsamen Reformen sind höchst gefährlich. Dass der Vf. die Nothwendigkeit einer Verfassung für Holstein und Schleswig nur indirect berührt, und selbst die dortigen Erwartungen nur mit vieler Bescheidenheit ausspricht, macht seiner Klugheit Ehre. — Schwerlich erringen die Provincial- und Reichs-Stände Dänemarks viel mehr als die Ehre Rathsstände zu seyn. Denn dass diese Reichsstände, die Puppe des Hofes, ein übergroses Heer, da ganz Europa Dänemark seinen jetzigen Umfang garantirt, in der Zahl zu verringern suchen wird, lässt sich voraussehen, um ohne neue schwere Abgabenvermehrung dort so vieles Nöthige den Staatsbürgern verschaffen zu können.

H. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Bautzen*, b. Mons: *Pauca de verbis veterum Graecorum compositis, quae ex quattuor constant partibus* — scripsit M. *Carolus Godofredus Siebelis*, Rector Gymnasii Budissini. Adjuncta est brevis narratio, qui hoc proximo anno rerum status fuerit Gymnasii Budissini. 1833. 17 u. 8 S. 4.

Auch dieses Schulprogramm bewährt den gründlichen und weiter forschenden Schulmann. Nach einer kurzen Einleitung über den nothwendigen *delectus verborum*, spricht der Vf. von den *verbis compositis*, die dieser *delectus* berücksichtigen muss; er bestreitet diejenigen, welche lehrten, dass *composita* oft gesetzt worden seyen für *simplicia*, und geht dann zu den vierfach zusammengesetzten Wörtern in der griechischen Sprache über, um zu zeigen, *quanta in talibus etiam compositionibus felicitas linguae Graecae ac praestantia fuerit*. Von solchen Wörtern, welche die Grammatiker unrichtig *decomposita* nennen, Aristoteles (*Poet.* 21) durch τριπλᾶ und τετραπλᾶ bezeichnet, werden mehrere aus dem Homer und anderen Schriftstellern mit Nachweisung der Stellen alphabetisch aufgeführt und kurz erklärt. Zugleich erfahren wir, dass der gelehrte Vf. das kleine etymologische Lexicon von *Nis* für die Schulen bearbeitet: eine Nachricht, welche Allen erfreulich seyn wird, die aus dieser Schrift sich überzeugen, wie vorbereitet er ans Werk gehet. — Angehängt sind dem lateinischen Programm deutsch geschriebene Schulnachrichten, in denen unter anderen erwähnt wird, dass der dortige Stadtrath, der wie billig, die Schule noch nicht über die Kirche erhebt, oder von dem Einflusse verständiger Kirchenlehrer zu befreyen trachtet, den *Pastor Primarius* zum geistlichen Mitgliede der zu Besorgung der Angelegenheiten des Budissiner Gymnasiums geordneten besonderen Schuldeputation ernannt habe.

Bdf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1833.

NATURWISSENSCHAFTEN.

1) LANDSHUT, b. Krüll: *Anfangsgründe der Physik und angewandten Mathematik.* Von *Thaddae Sieber*, ordentl. Prof. der Physik und Mathem. an der Königl. Ludwig-Maximilians-Univerf. zu München. *Dritte Auflage.* 1828. VI u. 384 S. gr. 8. Mit 4 Kupfertaf. (1 Rthlr. 16 gr.)

(Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1825. No. 17.)

2) WINTERTHUR, b. Steiner: *Lehrbuch der gesammten Naturlehre.* Von *St. V. Nenning*, Dr. d. Medicin, Prof. der Naturl. u. Naturgesch. an d. grofsherz. badisch. Lyceum zu Constanz u. f. w. 1828. XVI u. 403 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

3) BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Populäre Astronomie, ohne Hülfe der Mathematik in zwanzig Vorlesungen erläutert.* Nach der 13ten englischen und 3ten französischen Ausgabe frey bearbeitet von *M. L. Frankenheim*, Docenten an der Universität zu Berlin. 1827. XVI u. 474 S. 8. Mit 5 Taf. (1 Rthlr. 20 gr.)

No. 1 diente dem Vf. zum Leitfaden für feine *vereinigten Vorlesungen* über Physik und angewandte Mathematik an der Hochschule zu München, und erscheint in dieser dritten Auflage als vermehrtes und verbessertes Werk, welches wir, in Bezug auf Reichhaltigkeit feines Stoffes, allen Liebhabern dieser Studien bestens empfehlen. Da diese Schrift als eine ganz umgearbeitete erscheint, und das Wort *Physik*, in Bezug auf feinen Inhalt, so gar verschieden genommen wird, was von der angewandten Mathematik nur zum Theil gilt: so müssen wir unsere Leser mit den in ihr verarbeiteten Materien näher bekannt machen.

Nach einer Einleitung und Angabe nützlicher Schriften zum Studium der Naturlehre, setzt der Vf. einige *metaphysische Lehrsätze* voran, z. B. die Form des Seyns und des Absoluten ist Einigung der Heterogeneität. — Diese Form muss sich in der Objectivirung des Absoluten überall aussprechen, in der intelligibeln Welt sowohl als in der Naturwelt. — In der Naturwelt ist der ideelle Pol zurück- der reelle aber hervorgetreten, ohne jenen ganz aufzuheben. — Was in der Natur dem ideellen Pole entspricht, muss, von der Form des Raums unabhängig, nur unter der Form der Zeit als Succession erscheinen. Als solches kündigt sich uns nichts mehr an, als das Licht = Unräumlichkeit = Zeit. Dem reellen Pole entspricht ein Seyn im Raume. Als solches kündigt sich uns das Seyn der Materie an = Räumlichkeit. — Die Naturwelt ist also Einigung des Lichtes und der Materie u. s. w. Aufrichtig gestanden, wünschten wir solche problematische Sätze nicht an die Spitze einer Schrift, in welcher so viel Gründlichkeit in Bezug auf wissenschaftliche Darstellung und ein so wohlgelungenes Streben herrscht, aus den Erscheinungen der Natur ihre Gesetzmässigkeit abzuleiten. Auch möchte man die Physik eher mit ihrer Metaphysik *geschlossen*, als mit dieser jene *eröffnet* wissen. — Die Phänomene der Gravitation sind sehr befriedigend dargestellt, worauf der I Hauptabschnitt die niedrigste Stufe der Expansion in der festen Form betrachtet. Hier wird die Lehre vom Hebel und der einfachen Maschine, und die Bewegungslehre fester Körper so entwickelt, dass sich der Vf. überall nicht nur als Sachkenner, sondern auch als ein Solcher beweiset, welchem eine wahrhaft belehrende Darstellung zu Gebote steht. Nur hie und da könnten kleine Misstände leicht vermieden seyn; z. B. bey dem Hebel, wo es heisst: Der Punct, durch welchen der Punct, um welchen die Bewegung geschehen soll, unterstützt wird, heisst die Unterlage. Das, was der Vf. immer noch mit dem Worte *Trägheit* bezeichnet, wird zweckmässiger (und heut zu Tage auch fast ganz allgemein) durch *Beharrungsvermögen* ausgedrückt. Sehr richtig gehören die Bewegungen schallender Körper, somit auch jene der atmosphärischen Luft, in die Lehre pendelartiger Vibrationen; indessen dürften diese Entwickelungen (S. 85 u. f.) dem Anfänger weit verständlicher seyn, wenn sie erst *nach* den physischen Eigenschaften der gemeinen Luft ihre Stelle fänden. — In II betrachtet der Vf. die Erscheinungen und Gesetze der tropfbar flüssigen Form der Körper, d. i. die sogenannte Hydrostatik. Man findet aber hier nicht blos das sonst Gewöhnliche recht befriedigend entwickelt, sondern auch noch die Hauptsätze von der Bewegung des Wassers in Röhren und Canälen, aus Oeffnungen und bey Entstehung der Wellen fasslich beygefügt, welchem sich einige Betrachtungen über den hydraulischen Druck des Wassers anschliessen. — Hierauf folgt unter III die *Wärmelehre* zwar etwas kurz, doch im Ganzen recht befriedigend dargestellt. Besonders wünschten wir die Gesetze über das Binden und Entbinden der

Wärme, nebst ihren so höchst mannichfaltigen Anwendungen weitläuftiger entwickelt, da sie auch dem Physiker von so vorzüglichem Interesse sind, und somit nicht bloss der Chemie angehören. — Der Abschnitt IV, welcher unter der Aufschrift: *Ausdehnbare Form* die Erscheinung und Gesetze der luftförmigen Stoffe betrachtet, hat durch Klarheit und Reichhaltigkeit des Vortrags unseren besonderen Beyfall. Ueber die gewöhnlichsten Meteore: Regen, Schnee, Hagel, Thau und Reif bringt der Vf. die neuesten Ansichten kürzlich bey, obwohl hier, wie überhaupt in der gesammten Meteorologie, noch allzu Vieles problematisch ist. — Die S. 242 u. f. untersuchte Frage über die Grenze unseres Luftkreises ist wohl eine der schwierigsten für den Naturforscher, da wir nicht wissen, bis zu welchem Grade die atmosphärische Luft verdünnt werden kann, ohne etwa ihren physischen Charakter zu verändern, und da auch das Gesetz unbekannt ist, nach welchem ihre Expansivkraft bey einer so sehr gering gedachten Verdünnung wirksam bleibt. Unsere Atmosphäre als begrenzt zu denken, hat so grosse Schwierigkeiten, als ihre Verbreitung ins Unendliche anzunehmen. Dort bleiben die Fragen: Von welcher Art ist diese Luft an ihrer Grenze und was befindet sich zunächst über jener Grenze? unbeantwortet; hier aber verliert sich der Geist in dem schwindelnden Abgrunde der Unendlichkeit, die er nicht zu fassen vermag. Kleinere Verstösse sind auch hier leicht zu verbessern. Wenn es z. B. bey der Erklärung des Hebers heisst, die Röhre müsse zuerst durch Saugen *luftleer* gemacht werden, so ist dieses bekanntlich weder möglich, noch zur Erklärung nöthig. Wenn ferner gesagt wird, das Flüssige, welches durch dieses Saugen bis zum höchsten Punct des eingetauchten Schenkels gestiegen sey, *falle nun durch ihr eignes Gewicht* im anderen Schenkel herab, so ist es auch jetzt immer noch der Druck der äusseren Luft auf die Oeffnung des eingetauchten Schenkels, welcher diesen anderen Schenkel anfüllt, obwohl das Gewicht des übergetretenen Wassers hiezu mitwirkt. Ueberhaupt könnte dieses sonst so einfache Phänomen mit grösserer Klarheit entwickelt seyn. — Der Beschreibung der Luftpumpe hätten wir eine anschaulichere Zeichnung gewünscht, als fig. 75 sie darstellt. Auch würde eine Abbildung dieses Instrumentes mit Ventilen sehr zweckmäsig gewesen seyn. Wenn gleich die besten Luftpumpen bey den Vorlesungen oder Experimentir - Uebungen zur Anschauung dienen, so macht dieses solche Zeichnungen ihrer inneren Einrichtung nicht entbehrlich, sondern Beides muss zusammen wirken, um den Anfängern volle Einsicht in ihre Wirkungen zu verschaffen. Auch würde hier eine Sammlung der wichtigsten Erscheinungen zum Beweise der Schwerkraft und Expansivkraft der Luft ihre schickliche Stelle gefunden haben.

Im V Abschnitt wird die Lehre vom Lichte nach seiner dreyfachen Haupterscheinung: geradliniges Verbreiten, Brechung und Zurükwerfung sehr ausführlich, gründlich und mit den neuesten Entdeckungen bereichert so durchgeführt, dass wir diesen Abschnitt als den am besten gelungenen der ganzen Schrift nennen können. Doch wünschten wir die Erscheinungen der Spiegel, in Bezug auf die Bilder, die sie erzeugen, mit grösserer Ausführlichkeit und in guten Zeichnungen erläutert. Wenn der Vf. S. 301 die virgulirten Worte: „Dass alle Farben zusammengemischt weiss machen, ist eine Absurdität, die man nebst anderen schon ein Jahrhundert gläubig, und dem Augenschein entgegen zu wiederholen gewöhnt ist" einführt, so ist jeder Versuch, welchen *wir* auf diese Weise, etwa mit der in Sectoren getheilten, nach den sieben Grundfarben bemalten Scheibe anstellen können, desshalb nicht im Stande, reines Weiss zu erzeugen, weil uns nicht die eigentlichen *Colores*, sondern nur die, sie unvollkommen ersetzenden *Pigmenta* zu Gebote stehen. Bey der Beschreibung der dioptrischen Fernröhre vermissten wir jene des so bekannten als höchst vortrefflichen Frauenhoferischen Refractors, womit *Struve* (Director der Sternwarte zu Dorpat) bereits so viele hochwichtige Entdeckungen am gestirnten Himmel gemacht hat.

In den Abschnitten VI und VII werden die magnetischen und elektrischen Erscheinungen vorgetragen. So sehr wir auch hier das Streben des Vfs. ehren, in kleinem Raume vieles Wissenswürdige zusammenzufassen, so möchte doch, nach unserer Ueberzeugung, die Belehrung fasslicher seyn, wenn die Haupterscheinungen (welche den Anfängern dieser Studien noch unbekannt sind) dieser feinen Agentien der Natur an die Spitze gestellt, und auf diese nachher weiter gebaut würde. Denn so lange wir nicht im Stande sind, die Phänomene der Natur *a priori* zu erklären, dürfen wir den schon von *Baco* vorgezeichneten, fruchtbringenden Weg nicht verlassen, ohne in Gefahr zu gerathen, bloss ideale Ansichten statt objectiv - gültiger Wahrheiten zu ärndten.

Wir schliessen diese Anzeige mit der Versicherung, dass diese Schrift, zumal in der Hand eines geübten sachkundigen Lehrers, ihrem Zwecke vollkommen entspricht, und zur Verbreitung der erhabensten Kenntnisse des menschlichen Geistes Vieles beytragen wird. Druck und Papier sind sehr gut.

No. 2 umfasst ein weiteres Gebiet, als man gewöhnlich mit dem Worte *Naturlehre* verbindet. Die Schrift dienet ihrem Vf. zum Leitfaden seiner Vorlesungen an dem Lyceum zu Constanz, und entspricht im Allgemeinen ihrem Zwecke als Lehrbuch für Anfänger, obwohl dem Lehrer Vieles theils zur Erklärung, theils zur weiteren Ausführung, theils auch zur Berichtigung überlassen bleibt. Obwohl uns nichts Eigenthümliches, im strengen Sinne des Worts, darin vorgekommen ist, so verdient doch die Darstellung des aus anderen Schriften mit guter Auswahl Zusammengewählten unseren Beyfall. Doch müssen wir es als einen bedeutenden Mangel rügen, dass sich nicht eine einzige Figurentafel zur Erläuterung des Vortrags dabey befindet. Wie höchst nachtheilig dieses auf den Unterricht wirkt, ist jedem öffentlichen Lehrer bekannt. Soll also diese Schrift mit Nutzen gebraucht werden, so muss der Lehrer die Fähigkeit besitzen, diese Zeichnungen so-

gleich auf der Tafel zu entwerfen, oder schon gezeichnete Tafeln (in grosem Formate) vorräthig haben, um die Zeit zum Zeichnen hiedurch zu ersparen. Für den Selbstunterricht geht aber aus diesem Mangel ein groser Nachtheil hervor, da auch dem talentvollesten Schüler Vieles unverständlich bleiben muss. Durch Nachlieferung solcher Zeichnungen würde der Werth dieses Lehrbuchs bedeutend gewinnen.

Die Schrift handelt in 9 *Abschnitten* von den Weltkörpern, von dem Aether, von der Luft, vom Wasser, von der Erde, von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, von dem organischen Naturleben, vom wechselseitigen Einflusse auf das ganze Naturleben und endlich von der Geschichte und Literatur der Naturlehre, nebst Angabe der nöthigsten Bestandtheile eines physischen Cabinets.

Im I Abschnitte giebt der Vf. eine zusammengedrängte historische Kenntniss von den Himmelskörpern, mit Einschluss unserer Erde. Da durchaus alles Mathematische hiebey vermieden wird, so kann die Begründung dieser Lehren nicht eigentlich wissenschaftlich seyn. Vor Allem vermisst man auch hier die erläuternde Darstellung durch zweckmäsige Zeichnungen, welche zur Versinnlichung so vieler Erscheinungen am Himmel fast unentbehrlich sind. — Unter der Aufschrift *Aether* wird im II Abschnitte vom Lichte, von der Wärme, aber dann auch vom Schalle, von der Schwere und von den Aethermeteoren gehandelt. Diese Eintheilung können wir nicht billigen, da diese zuletzt genannten Gegenstände mit den zwey ersteren offenbar heterogener Natur sind, auch die Lehre vom Schalle nur nach der bereits gewonnenen Kenntniss der physischen Eigenschaften der atmosphärischen Luft (welche erst später entwickelt werden) gehörig verständlich ist. Die Lehre von der Reflexion des Lichts bey ebenen und krummen Spiegeln und die sich hierauf gründende Erzeugung der Bilder kann dem Anfänger ohne Zeichnungen nicht verständlich werden, was denn auf gleiche Art von der ganzen Lehre von der Refraction und der optischen Werkzeuge gilt. Dass wir mit zwey Augen nur einfach sehen, folgt wohl nicht daraus, dass wir beym Zusammentreffen der Augenachsen beider Augen ein und dasselbige Bild *an ein und derselbigen Stelle* empfinden. Denn es entsteht auf dem Netzhäutchen *jedes* Auges ein besonderes, vom anderen verschiedenes Bild. Auch ist das paradox scheinende Phänomen, dass wir die Gegenstände nicht *umgekehrt* erblicken, durchaus nicht befriedigend erklärt. — Die Wärmelehre ist befriedigend, doch nicht mit gehöriger Ausführlichkeit dargestellt. — Die Darstellung der Erscheinungen des Schalles und ihre Anwendungen auf den Gehörsinn und auf musikalische Grundverhältnisse der Töne ist dem Vf. sehr wohl gelungen, und der wissbegierige Leser wird hier Manches finden, was er in anderen Lehrbüchern vergeblich suchet. — Im III Abschnitte, von der Luft, wird auch die Lehre von der Elektricität nebst jener des Geruchssinnes vorgetragen. Besonders ausführlich handelt der Vf. von dem Barometer und dessen Anwendungen. Bey Angabe der Bestandtheile der atmosphärischen Luft sollte auch der Versuch erwähnt seyn, durch welche ihre Zersetzung erwiesen worden ist; so wie auch einiger Methoden, sowohl das Sauerstoffgas, als das Stickgas und das kohlensaure Gas in ziemlicher Reinheit darzustellen. — Wenn der Vf. in der Elektricitätslehre sagt: Zwey isolirt hängende geriebene Glasstangen, oder zwey geriebene Harzstangen stosen einander ab; eine geriebene Glasstange und eine geriebene Harzstange ziehen sich an: so wird dieser Versuch mit *Stangen* nur sehr selten gelingen; aber sehr leicht bey isolirten Hollundermarkkügelchen, deren eines durch Glas- das andere durch Harz-Elektricität elektrisirt worden ist, wenn man sie an einander *gehörig* annähert. Wir finden übrigens hier das meiste Wissenswürdige mit genauer Auswahl zusammengestellt, obwohl die Erscheinungen der Leidner Flasche und ihre Erklärungen mehr Ausführlichkeit verdient hätten. — Der IV Abschnitt handelt recht befriedigend vom Wasser in physischer und chemischer Hinsicht. Nachdem das Wichtigste der Hydrostatik und der Zersetzung des Wassers gelehrt worden ist, fügt der Vf. (aber warum erst *jetzt?*) die Grundlehren der Chemie ein, und endet dann diesen Abschnitt mit dem Galvanismus und mit dem Geschmackssinne. Dass hier wieder gegen systematische Zusammenstellung gefehlt wird, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung; obschon wir mit Vergnügen bemerkten, dass auch hier recht viel Nützliches zusammengestellt worden ist, so wie der Vf. überhaupt recht gute Quellen benutzt hat. — Im V Abschnitte von der *Erde*, worin die Krystallisations-Lehre nebst dem Magnetismus vorgetragen wird, müssen wir es als einen zu argen Verstoss gegen die wissenschaftliche Entwickelung rügen, dass *erst hier* die allgemeinen Eigenschaften der Materie, nebst der Lehre vom Schwerpuncte, von der schiefen Fläche, vom Stosse u. s. f. entwickelt werden. — Mit dem VI Abschnitte von der *organischen Natur*, worin das organische Leben der Pflanzen- und Thier-Körper und dann der thierische Magnetismus nach leichten Umrissen betrachtet wird, macht der Vf. den Schluss eines Werks, welches wir, seines wirklich sehr reichhaltigen Inhaltes wegen, nicht sowohl den allerersten Anfängern des Naturstudiums, als vorzüglich Solchen empfehlen, welche bereits mit einigen Vorkenntnissen ausgerüstet sind. Druck und Papier verdienen Beyfall.

In No. 3 erhalten wir, in sehr elegantem äusseren Gewande ein recht brauchbares und nicht überflüssiges Werk, obwohl die mathematische Literatur an fasslichen Anleitungen zur Himmelskunde keinen Mangel hat. In *zwanzig* Vorlesungen handelt der Vf. von der Geschichte der Astronomie, von der allgemeinen Uebersicht der Himmelskörper und der Art sie zu beobachten, vom Sonnensystem, von der Bewegung der Himmelskugel oder von der Achsendrehung der Erde, von der jährlichen Bewegung der Sonne, oder von der Kreisbewegung der Erde, von der Beschaffenheit der Erde und den Erscheinungen, welche ihre Bewegung veranlasst, von der Bewegung der Planeten, von den Mondsbewegungen, von den Bewegungen des Meeres und der Luft, von den Bewegungen der Trabanten, von der

Sonne und den Planeten, vom Monde und von den Trabanten, von den Cometen, von der Bewegung und Anziehung, von der Anordnung der Sterne und den Sternbildern, von den Entfernungen, Bewegungen und Veränderungen der Fixsterne und endlich von den Sternhaufen und Nebelflecken. — Aus dieser Inhalts-Anzeige ergiebt es sich, dass nichts übergangen worden, was auf irgend eine Weise lehrreich für die astronomische Wissenschaft ist. Obwohl der Vortrag der Geschichte der Astronomie meist das Gewöhnliche darstellt, so muss man ihn im Ganzen als recht befriedigend erkennen, und es ist nichts zu wünschen übrig, als dass der Herausgeber diesen geschichtlichen Faden weiter und bis in unsere Tage fortgeführt hätte. Auch würden wir diese beiden Vorlesungen lieber am Schlusse als am Eingange dieses Werks gesehen haben, weil die Geschichte einer Wissenschaft offenbar dann ein höheres Interesse hat, wenn man mit ihrem Inhalte mehr vertraut ist. Mehreres bleibt dem Liebhaber in der Geschichte unverständlich, was er erst aus dem Vortrage der Lehre selbst näher kennen lernt. — Wenn es S. 48 heisst „alle Körper, welche denselbigen Lichtkegel (Sehwinkel) im Auge bilden, erscheinen gleich gross", so ist dieses bekanntlich nicht allgemein richtig, indem wir bey weitem nicht immer bloss aus der Grösse des Sehwinkels auf die Grösse der Gegenstände schliessen. Ein Mensch, welcher 3 Schritte vor uns steht, müsste uns dann *bedeutend grösser* erscheinen, als wenn er sich in einer Entfernung von etwa 8 Schritten vor uns befindet. — Der Sinn des *dritten* Keplerischen Gesetzes: Die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten sich wie die Würfel der mittleren Entfernungen, hätte eine nähere Erklärung verdient, da vielen Lesern (und noch mehreren Leserinnen, welchen ebenfalls diese Schrift gewidmet ist) diese Kunstworte der Arithmetik unbekannt sind. Dieses Gesetz sollte daher in wirklichen Zahlen erläutert seyn. — Um die S. 70 — 80 vorkommenden Kunstworte gehörig zu verstehen, sind schicklich gewählte Zeichnungen unentbehrlich, welche aber durchaus fehlen. Wenn nun auch diesem Mangel durch einen guten Lehrer abgeholfen werden kann: so ist doch diese Schrift vorzüglich dem Selbststudium bestimmt, und der theilnehmendste Leser wird auf unüberwindliche Schwierigkeiten treffen, die er durch eigenes Nachdenken nicht zu beseitigen vermag. — Die Gründe für die elliptische Bahn der Erde um die Sonne könnten, nach unserer Ueberzeugung, mit grösserer Ausführlichkeit vorgetragen seyn, damit sie die volle Ueberzeugung des Lesers in Anspruch nähmen. — Der Begriff der Parallaxe und die Anwendung dieses Winkels zur Bestimmung der Entfernungen der Himmelskörper ist durchaus nicht verständlich für Solche, welche sich zum ersten Male damit bekannt machen wollen. Wir vermissen dabey gute Zeichnungen und wenigstens eine verständliche *historische* Erklärung hierüber. — Was von den Erscheinungen des Vorrückens der Nachtgleichen, der Nutation der Erdaxe, der allmählichen Abnahme der Schiefe der Ekliptik und von der Bewegung der Absiden-Linie gesagt wird, dürfte solchen Anfängern, wie sie hier vorausgesetzt werden, nicht gehörig verständlich seyn. Allerdings bedarf es hier der nachhelfenden Erklärung eines sachverständigen Lehrers oder Freundes, um auch nur den Sinn solcher feinen Phänomene mit Klarheit zu erkennen; aber die Einsicht ihrer Gründe ist weit schwieriger. Eben dahin gehört auch die Abirrung des Lichts, welche nicht mit gehöriger Deutlichkeit entwickelt ist, obwohl diess nicht sehr schwer ist. — Gleiche Schwierigkeiten werden viele Leser bey den vier *grossen Gleichungen* des Mondes: der *Mittelpunctsgleichung* durch die Eccentricität, der *Variation* durch die verschiedene Anziehung der Sonne in den Syzygien und Quadraturen, der *Evection*, durch die Lage der Absiden-Linie des Mondes zur Sonne und Erde, und der *jährlichen Gleichung*, durch die verschiedene Entfernung der Erde von der Sonne antreffen, wenn sie eine klare Vorstellung dieser Phänomene zu erhalten wünschen. Bey solchen Entwickelungen zeigt sich die Meisterschaft des Vortrags, welcher ohne Zeichnungen oder andere sinnliche Hülfsmittel wohl niemals seinem Zwecke vollkommen entsprechen wird. Gerade solche Zeichnungen sind es, welche wir mehrfach in diesem Lehrbuche vermissen, und besonders wieder bey der Lehre von den Sonnen- und Mond-Finsternissen, bey der Ebbe und Fluth, und an vielen anderen Stellen der Schrift, welche wir hier, der nöthigen Kürze halber, nicht ausführlicher andeuten können.

Dieses Alles sind indessen nur kleine Flecken an einem Werke, welches durch Reichhaltigkeit des Stoffs und eine im Ganzen sehr wohlgelungene Schreibart recht allgemein benutzt zu werden verdient, um das Wissenswürdigste der Astronomie auch unter solchen Gebildeten zu verbreiten, welche in dem Gebiete der Mathematik und Physik weniger unterichtet sind.

Δ

NEUE AUFLAGE.

Leipzig, in Kleins Comptoir: *Geschichte von Altgriechenland.* Ein Handbuch für Gymnasien. Als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, bearbeitet von *Friedrich Karl Kraft*, Doctor der Theologie und Philosophie, Professor und Doctor des Johanneums zu Hamburg und der Grossherzogl. S. Weimarischen lateinischen Gesellschaft in Jena Ehrenmitglied. Vierte verbesserte Original-Ausgabe. 1832. XIV u. 344 S. 8. (18 gr.)

Wir können unser Urtheil über den vorzüglichen Werth dieses Handbuches (vergl. Ergänz. Blätter zur Jen. A. L. Z. 1822. No. 28.) nur bestätigen. Auch diessmal hat der Vf. sein Buch einer Revision unterworfen, und besonders in der lateinischen Phraseologie Mehreres hinzugefügt, Manches gestrichen, Anderes verbessert.

Gm.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Wolfenbüttel u. Leipzig, im Verlagscomptoir: *Dionysius von Halikarnassos über die Rednergewalt des Demosthenes vermöge seiner Schreibart.* Uebersetzt und erläutert von Dr. *Albert Gerhard Becker.* Nebst einer Abhandlung über Dionysius als ästhetisch-kritischen Schriftsteller, und den Lesarten der von E. Gros verglichenen Pariser Handschriften. 1829. LIV u. 174 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Quedlinburg u. Leipzig, in der Beckerschen Buchhandlung: *Demosthenes als Staatsbürger, Redner und Schriftsteller,* von Dr. *Albert Gerhard Becker,* Pastor zu St. Aegidii in Quedlinburg. Erste Abtheilung. *Literatur des Demosthenes.* 1830. X u. 184 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Herrn *Beckers* Liebling unter den Alten ist Demosthenes. Ihm hat er seit lange schon seine gelehrten Bemühungen gewidmet und die Früchte derselben vorzüglich in seiner schätzbaren Schrift: *Demosthenes als Staatsmann und Redner,* welche als eine historisch-kritische Einleitung zu dessen Werken zu betrachten ist (vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1818. No. 51) zu Tage gefördert. Bisher aber ist uns von ihm der Grieche meistens nur, um mit Longinus zu reden, als ἀνὴρ πολιτικός dargestellt und sein Thun und Wirken im Staatsleben gezeigt worden. Da aber Hr. *B.* wohl weiss, dass von den zwey grossen Principien, die in der griechischen Welt vorwalten, dem *politischen* und *ästhetischen,* dem letzten auch eine besondere Aufmerksamkeit der neueren Welt gebührt, so hat er uns den Mann, in welchem beide auf eine wirklich wundersame Weise vor die Augen treten, auch von derjenigen Seite zeigen zu müssen geglaubt, die das allen griechischen Kunstgebilden beywohnende καλὸν καὶ πρέπον abspiegelt. Und um dieses auszuführen, hat er kein besseres Mittel wählen können, als die Verdeutschung der unter No. 1 aufgeführten Schrift, in welcher einer der feinsten und geschmackvollesten Kritiker den Demosthenes uns als einen Künstler vor die Augen stellt, der mittelst der Rede Werke hervorgebracht hat, die durch ihren Gehalt nicht nur den Denker fesseln, sondern auch durch ihre Form den ästhetischen Beschauer ergötzen. Da dem Gelehrten von Fach die Urschrift leicht zugänglich ist, so hat Hr. *B.* die Uebersetzung wahrscheinlich der schon reiferen studirenden Jugend bestimmt; und dieser wird sie von dem grössten Nutzen seyn. Schriften dieser Art wecken das Gefühl für das Formelle in den Redewerken der Alten, und auf dieses haben sie ja, getrieben eben so sehr durch glücklichen Instinct als durch feine psychologische Berechnung, eine so grosse Sorgfalt verwendet. Sie kannten die nicht zu bestreitende Wahrheit, dass der Werth des Gehaltes durch eine veredelte Form noch um vieles erhöhet wird, und dass die Gedanken erst dann leicht und wirksam in die Seele eindringen, wenn sie schön gestaltet ihr zugeführt werden. Wer daher nicht auch auf die Schönheit der Darstellung achtet, zieht für seine Bildung aus dem Lesen der Alten nur die halben Früchte. Auch wird es wohl wenige Lehrer geben, die, nachdem sie, was natürlich das erste und wichtigste Geschäft ist, dem Schüler durch Schärfe und Gründlichkeit im grammatischen und lexicalischen Erklären der Worte zum Auffassen des Geistes der Sprache und zum Verstehen der Gedanken verholfen haben, nicht auch noch hinterdrein auf das hinweisen, was ein mit Geschmack begabter und künstlerisch arbeitender Schriftsteller den Formen seiner Gedanken als besondere Schönheiten zu verleihen verstanden hat. Obige Schrift über Demosthenes schliesst sich an drey andere an, die der in Rom lebende Dionysius verfasst hat, um die im Laufe der Zeit ausgeartete und geschmacklos gewordene griechische Beredsamkeit wieder zu der natürlichen Schönheit zurückzuführen, durch welche sie während des classischen Jahrhunderts von Perikles bis Demetrius Phalereus ausgezeichnet war. Das beste Mittel zu diesem Zweck schien ihm die Charakterisirung einiger Redner, die als Muster ihrer Art gelten könnten. Er wählte zu seinen Kunstbetrachtungen drey der älteren Zeit angehörige — Lysias, Isocrates, Isäus. Die daraus hervorgegangenen Abhandlungen widmete er einem, wahrscheinlich in Literaturverhältnissen mit ihm stehenden Ammäus. In dem Sendschreiben an diesen findet sich die Schilderung des kläglichen Zustandes der Beredsamkeit, in welchen sie seit Alexander allmälich durch phrygische, carische und barbarische Phantasten und Marktschreyer gerathen war; doch deutet er auch zugleich trostreich auf das Anbrechen einer neuen glücklicheren Aere hin. Wenn er unter den verschiedenen Ursachen dieser Umwandlung auch den Einfluss der grossen Weltstadt Rom mit ihren mannichfach durch Philosophie und Literatur gebildeten Geistern anführt,

ſo mag derjenige, dem dieſs einzuräumen nicht ganz leicht wird, es nebenbey für ein Compliment halten, das ein gaſtfreundlich Aufgenommener ſeiner artigen Wirthin zu machen leicht in Verſuchung geräth. Doch iſt aber auch dieſe Behauptung an ſich nicht grundlos, wenn man die hohe Ausbildung der römiſchen Beredſamkeit von Cicero an und durch das Auguſtiſche Zeitalter hindurch bedenkt. Der ſchöne Contraſt, in welchem dieſe der ausgearteten griechiſchen gegenüber ſtand, konnte wohl bey der ſich immer mehr verbreitenden Literatur des weltherrſchenden Volkes eine heilſame Wirkung in den griechiſchen Köpfen hervorbringen. Am Ende des Sendſchreibens verſpricht Dionyſius, noch eine zweyte Trilogie von jüngeren Rednern, dem Demoſthenes, Aeſchines und Hyperides folgen zu laſſen. Durch die obige Abhandlung hat er mit Löſung ſeines Verſprechens auch wirklich den Anfang gemacht; zur Verfertigung der zwey anderen Charakteriſtiken aber ſcheint es nicht gekommen zu ſeyn.

Hn. *Beckers* Ueberſetzung dieſer Schrift erſcheint ſchon dadurch als ſehr verdienſtlich, daſs ſie die erſte iſt, welche des Dionyſius Schrift in die deutſche Literatur einführt; aber an ihr iſt noch als gröſseres Verdienſt das ſtete Bemühen zu rühmen, erſtlich in den Sinn der Sprache, die bekanntlich in den äſthetiſch-kritiſchen Schriften der Alten manche Schwierigkeiten hat, mit ziemlich ſcharfem Blicke einzudringen, und dann den gefundenen Sinn klar und treffend wieder zu geben. Wenn gleichwohl dieſes Bemühen nicht durchgängig gelungen zu ſeyn ſcheint, wie manche unſerer nachfolgenden Bemerkungen zeigen werden, ſo iſt dieſs theils auf Rechnung eines erſten Verſuchs zu ſchreiben, theils auch einem vielleicht nicht lang genug gepflogenen Umgang mit der Urſchrift beyzumeſſen. Denn dieſes bedarf es, um mit der Sprache und den darin ausgedrückten Gedanken genau vertraut zu werden; und man kann, wie Hn. *Beckers* andere Schriften unumſtöſslich beweiſen, der gründlichſte Kenner der Redeweiſe des Demoſthenes ſeyn, und doch Gefahr laufen, in der Sprache eines über ihn urtheilenden Kunſtrichters manche Eigenheit zu überſehen. Doch ehe wir unſere Beyträge zur Vervollkommnung der ſchätzbaren Arbeit beybringen, müſſen wir noch beſonders die *Einleitungen* auf LIV Seiten erwähnen. In ihnen bewährt ſich der Verfaſſer nicht nur als einen fleiſsigen und beleſenen Literator, ſondern zeigt auch die Geſchicklichkeit, gefundene Notizen mit Geſchmack zu einiger Einheit zu verarbeiten; und im Ganzen gewinnt darin der Leſer den erwünſchten Standpunct, auf welchen er zu richtiger Beurtheilung des griechiſchen Rhetors an ſich und ſeiner Schrift über Demoſthenes insbeſondere geſtellt ſeyn muſs.

Der urſprüngliche Titel, der mit einem Theile des Einganges der Abhandlung verloren gegangen iſt, mag wohl nur ganz einfach *περὶ τῆς Δημοσθένους λέξεως* gelautet haben; denn am Schluſſe der Schrift, Cap. 58, wo von Ammäus Abſchied genommen wird, heiſst es — *ταῦτα, ὦ Ἀμμαῖε, γράφειν εἶχομέν σοι περὶ τῆς Δημοσθένους λέξεως.* Da aber unmittelbar darauf ein zweyter Theil der Abhandlung, wo die *πραγματικὴ δεινότης* abgehandelt werden ſollte, verſprochen wird, ſo hat *Sylburg* oder wer ſonſt der Urheber war, eben auch im Geiſte des Dionyſius gehandelt, wenn er die jetzt gangbare Aufſchrift verfaſste — *περὶ τῆς λεκτικῆς Δημοσθένους δεινότητος.* Ob aber Hr. *B.* den Sinn derſelben getroffen habe, wenn er überſetzt — von der Redner*gewalt* des Dionyſius mittelſt ſeiner Schreibart, das iſt eine andere Frage. Kann erſtlich, was man *Gewalt* der Rede nennt, je aus der *Schreibart* hervorgehen? Dieſe Gewalt flieſst doch wohl aus einer ganz anderen Quelle, und hat ihren Sitz in der Natur und dem Gehalt der Gedanken. Nun hat aber Dionyſius in ſeiner Schrift nicht die *πράγματα*, ſondern die *λέξις* abgehandelt. Ferner, wenn jeder Titel der vorläufige Anzeiger des Inhaltes einer Schrift iſt, ſo hätte der Kunſtrichter, falls die Gewalt eines Redners in ſeinem Stile liegen könnte, von den drey bey den Alten angenommenen Schreibarten einzig und allein die *ſtarke* und *kräftige* als beſondere Eigenthümlichkeit des Demoſthenes nachweiſen und abhandeln müſſen. Iſt dieſs aber der Zweck ſeiner Schrift? Wenn er ſich auch über denſelben nicht ausdrücklich ausgeſprochen hätte, ſo ginge doch ſchon aus der ganzen Abhandlung hervor, daſs Demoſthenes aus den bekannten drey Stilarten durch das glücklichſte Temperamentum nicht nur eine eigene *vortreffliche* Sprache ſich geſchaffen, ſondern auch einzeln dieſe Stilarten ausgedrückt, und darin alle Vorgänger, in der *ſtarken* und *kräftigen* den Thucydides, in der *mittleren* und *gemäſsigten* den Plato und Iſocrates, und in der *einfachen* und *ſchlichten* den Lyſias übertroffen habe. Nun hat er aber ſeinen Zweck noch beſonders namhaft gemacht. Es war dieſs zuverläſſig ſchon in der Einleitung zur Schrift geſchehen; da dieſe aber verſtümmelt iſt, ſo muſs uns das 33ſte Capitel aushelfen. Da wiederholt Dionyſius — *ἡ πρόθεσις ἥν μοι καὶ ἐπηγγελμαι τοῦτο, τῇ κρατίστῃ λέξει καὶ πρὸς ἅπασαν ἀνθρώπου φύσιν ἡρμοσμένῃ μετριώτατα Δημοσθένη κεχρημένον ἐπιδεῖξαι.* Ferner ſagt er im Laufe dieſes Capitels, daſs er allem voraus die drey *genera elocutionis*, *τό τ' ἰσχνὸν καὶ τὸ ὑψηλὸν καὶ τὸ μεταξὺ τούτων*, ausgeſchieden, und darauf Muſterſtellen derſelben aus Demoſthenes angeführt, und ſie mit ähnlichen anderer Schriftſteller zuſammengehalten habe, um zu zeigen, wie dieſe in den verſchiedenen Stilarten noch unvollkommen ſeyen, jener aber ſie alle übertreffe. Weiter noch macht Dionyſius darauf aufmerkſam, wie er gezeigt habe, daſs Demoſthenes keine Schreibart und keinen Schriftſteller beſonders nachgeahmt, ſondern *ἐξ ἁπάντων τὰ κράτιστα ἐκλέξασθαι* und durch einen ſolchen künſtleriſchen Eklekticismus eine *κοινὴν καὶ φιλάνθρωπον ἑρμηνείαν κατεσκευακέναι.* Wenn nun ſchon dieſe Stellen darthun, daſs *Gewalt* der Demoſtheniſchen Rede nicht das Thema der Dionyſiſchen Schrift ſeyn kann, ſo leiſtet dieſes auch noch eine andere gegen das Ende des Capitels. Dionyſius ſagt da: den *mittleren* Stil, den er für den beſten halte, habe ſchon Plato und Iſocrates höchſt rühmlich zu handhaben verſtanden, den Preis darin aber trage bey Weitem Demoſthenes davon. Wir könnten noch eine groſse Menge Stellen aus der ganzen Schrift anführen, aus denen hervorgeht, daſs die Demoſtheniſche Schreibart von Dionyſius in allen Ab-

stufungen und nicht bloss die gewaltige und hinreissende ist dargestellt worden. Ueber diess hätte Hn. *B.* nicht entgehen sollen; dass der Kunstrichter, wenn er, was natürlich oft der Fall seyn musste, von der Kraft oder Gewalt der Demosthenischen λέξις sprach, immer die Ausdrücke ἰσχύς, δύναμις, τόνος brauchte. Warum er aber δεινότης als *Vortrefflichkeit*, *Ausgezeichnetheit*, die einzig wahre, den Titel mit dem Inhalt der Schrift in Einklang bringende Bedeutung, von der Hand wies, davon giebt er (Anmerkung 54. pag. XXXIV) Gründe an. Er sagt: „schon *Krüger ind. ad. Dionys. voc.* δεινότης bemerkte, dass Dionysius in diesem Sinne das Wort *nie* gebrauche, und ich setze noch hinzu — auch *andere Rhetoren* nicht.“ Wie sehr erstlich Hr. *Krüger* irre, mögen einige Stellen beweisen. Die erste befindet sich gleich in der Einleitung zu der Schrift, mit der wir es hier zu thun haben, Cap. 2 am Ende. Dionysius hatte von den zwey entgegengesetzten Stilarten gesprochen, in deren einer Thucydides ὅρος καὶ κανών ist, und deren andere Lysias zum Repräsentanten hat. Nachdem beide charakterisirt worden, setzt Dionysius zum Lobe der zwey Männer, die sie gehandhabt, hinzu — δεινοὶ ἐν τοῖς αὐτῶν ἔργοις, was lateinisch gegeben werden müsste *excellit uterque in suo quisque opere*, und was auch Hr. *B.* selbst „beide stehen in ihren Werken *vollendet* da“ verdeutscht. Fällt aber der Begriff *Vollendung* nicht mit *Vortrefflichkeit* oder Ausgezeichnetheit in eins zusammen? Ferner, in der Charakteristik des *Lysias* hatte Dionysius zuerst die Schreibart desselben abgehandelt; von Cap. 15 an kommt er auf die Heuristik oder τίς ὁ πραγματικός ἐστι Λυσίου χαρακτήρ zu sprechen. Hier bitten wir Hn. *B.* auf die Natur der Eigenschaften zu achten, die von dieser Seite des Lysias Reden auszeichnen, und von denen der Kunstrichter zuletzt summarisch sagt — δηλοῦσι τὴν δεινότητα τῆς εὑρέσεως αὐτοῦ. Hier ist doch wohl mit δεινότης τῆς εὑρέσεως nicht *Gewalt*, sondern *Vortrefflichkeit* oder *Meisterschaft* in Behandlung des Stoffes gemeint; denn eine Gewalt der Heuristik wäre an sich schon sonderbar, wenn auch nicht noch überdiess die aufgezählten Eigenschaften von der Art wären, dass sie einen Redner eher zu etwas anderem, als zu einem gewaltigen oder hinreissenden machten. Endlich noch eine Stelle. Die dem jungen Rufus gewidmete Schrift περὶ συνθέσεως ὀνομάτων schliesst Dionysius mit einem auch von Cicero und Quinctilian aufgestellten Axiom, dass nämlich Regeln der Theorie, wenn nicht Praxis und Uebung hinzukommen, nicht zur Vortrefflichkeit und Meisterschaft in der Rede verhelfen. Die Worte des Schlusses lauten — οὐ γὰρ αὐτάρκη τὰ παραγγέλματα τῶν τεχνῶν ἐστι δεινοὺς ἀνταγωνιστὰς ποιῆσαι. Das Eigenschaftswort δεινός hier, im Sinne von *gewaltig* oder *hinreissend* genommen, würde eben so sehr mit dem Inhalt der ganzen Schrift in Widerspruch stehen, als die *Rednergewalt* an der Spitze unserer Schrift ein irreführendes Aushängeschild für die Erwartung der Leser ist. Es muss so viel als *ausgezeichnet* oder *vortrefflich* bedeuten, denn aus Befolgung der in der σύνθεσις gegebenen Regeln geht nicht *Gewalt*, die ohnediess nie in einem Redewerk durchgängig herrschen kann, sondern *Vortrefflichkeit* oder *Meistermässigkeit*, die dem Ganzen aufgeprägt ist, hervor. So viel über Hn. *Krügers* Autorität. Wenn nun Hr. *B.* ausserdem noch auf andere Rhetoren sich beruft, so bitten wir ihn des Hermogenes Schriften, namentlich περὶ ἰδεῶν im zweyten Buch Cap. 9 und dazu den Commentar des Laurentius pag. 178 nachzulesen. Er wird finden, dass erstlich im Allgemeinen dem Hermogenes derjenige, der irgend eine Kunst treibt und das dazu Gehörige mit Geschicklichkeit und Einsicht ins Werk richtet, ein δεινός ist, und dass, wenn er diesen Begriff dann auf Demosthenes überträgt, und dessen Verfahren in seiner Redeweise darlegt, die Summe der Bemerkungen auf nichts anderes, als auf dieses Meisters *excellentia* oder *praestantia* hinausläuft. Dass auch Plato und Aristoteles Künstlern anderer Art das Beywort δεινός in diesem Sinne beylegt, ist aus des Laurentius Commentar ersichtlich. Uebrigens möchten wir wissen, wie Hr. *B.* die Aufschrift der Abhandlung περὶ μεθόδου δεινότητος bey eben diesem Hermogenes übersetzen würde. Sicherlich nicht durch *Gewalt*. Wenn ferner Hr. *B.* zur Rechtfertigung seines Titels Redner*gewalt* sich auf das ganze Alterthum beruft, das einzig dem Demosthenes jene δεινότης im Sinne der römischen *vis* und *vehementia* beylegt, so mag das allenfalls bey Longinus zutreffen, der in seiner Abhandlung bloss diese Seite des Dionysius auffassen musste. Aber giebt es nicht auch noch andere Stimmen des Alterthums über die Vielseitigkeit unseres Redners? *Multae*, sagt Cicero *Orat. cap.* 31, *sunt Demosthenis totae orationes subtiles, multae totae graves, multae variae.* Und über die Mischung der Stilarten in Demosthenes, und über die mannichfaltigen und verschiedenen Eigenschaften, die seine Rede auszeichnen, sich gegenseitig durchdringen und ihr ein besonderes Gepräge geben, spricht Hermogenes περὶ ἰδεῶν *lib.* 1. *cap.* 1 von der Mitte an und Cap. 2 im Eingange. Auffallend aber und fast unbegreiflich ist Hn. *Bs.* letzter Rechtfertigungsgrund, „dass ja Dionysius selbst in seiner Schrift über Demosthenes das aufzufinden und zu entwickeln suche, wodurch derselbe diese ihm allgemein zugestandene *Rednergewalt* und *Unwiderstehlichkeit* errungen habe.“ Fast sollte man glauben, er kenne die Schrift bloss von Hörensagen, oder wenigstens er habe die Vorrede geschrieben, bevor er den Inhalt der Abhandlung kennen gelernt. Um zu begreifen, dass der Kunstrichter nichts weniger als bloss Gewalt in der Sprache des Demosthenes gesehen habe, bedarf es nur eines Blickes auf Cap. 13, wo, nach vorhergegangener Vergleichung mit Lysias, Gebrauch eigenthümlicher Worte, Natürlichkeit, Einfachheit, Kunstlosigkeit ebenfalls als eine Eigenheit des Demosthenischen Stiles nachgewiesen wird. Von Cap. 14 an geht Dionysius auf den mittleren Stil über, in welchem Demosthenes vor allen, die vor ihm denselben handhabten, sich ausgezeichnet habe; Beyspiele davon könnten liefern die Philippischen und Volks- Reden, vorzüglich jedoch die für Ktesiphon; in dieser herrsche die καλλίστη καὶ μετριωτάτη λέξις. Nachdem er nun viele Kapitel hindurch (14 — 32) das Wesen des mittleren Stils in Stellen aus Plato und Isokrates, denen weit meisterhaftere aus Demosthenes gegen-

über gestellt sind, erläutert hat, kommt er in Cap. 33 auf den eigentlichen Zweck seiner Abhandlung. Wie sehr dieser gegen Hn. *Bs.* Verdeutschung streite, haben wir schon oben gezeigt. Wenn Dionysius dann im Verlauf der Abhandlung auf des Demosthenes sorgfältiges Bestreben nicht nur in der *Wahl*, sondern auch der *Stellung* der Worte zu sprechen kommt, so weist er nach, wie neben Kraft und Nachdruck auch vorzüglich Anmuth und Lieblichkeit der Rede dadurch bewirkt worden ist; und den Sirenengesang, von welchem nach des Aeschines Vorwurf und Befürchtung das Athenische Volk sich entzücken und bezaubern lasse, braucht er zum Beweis, wie Demosthenes, weit entfernt ein ἄμουσος und ἀπειρόκαλος zu seyn, neben der Kraft auch der Grazie gehuldigt habe. Dass Hr. *B.* in δεινότης Rednergewalt gefunden habe, können wir endlich auch desswegen nicht begreifen, weil er, ganz in Widerspruch mit sich selbst, die lange Anmerkung, wo *Vortrefflichkeit* bestritten wird, also schliesst: „Was endlich den Ausdruck λεκτικὴ δεινότης betrifft, so giebt Dionysius selbst *de Comp. p.* 4. *Schaef.* hierüber Aufschluss, indem er dabey an *Vollendung* in der rednerischen Schreibart, wie bey δεινότης πραγματικὴ an *Vollendung* in Behandlung des Stoffes dachte.“ Wenn nun über einen gebrauchten Ausdruck der Schriftsteller selbst Aufschluss giebt, warum ihm nicht folgen? Uebrigens bemerken wir im Vorbeygehen, dass das Citat irrig ist; denn pag. 4 findet sich nichts von dem erwähnten Aufschluss. Doch diesen giebt ja die ganze Abhandlung *de Comp. verb.* in den zahlreichen Stellen, die von der Vortrefflichkeit der Demosthenischen Redeweise sprechen. — Es ist nun Zeit, vom Titel auf die Schrift selbst überzugehen. Des Verlorengegangenen im Anfange derselben ist wenig. Wahrscheinlich stand zuerst eine kurze biographische Notiz, ähnlich der, die bey der Charakteristik jedes der drey älteren Redner sich befindet; dann folgte die Darlegung des Zweckes der Schrift, auf den später in Cap. 13 noch einmal hingewiesen wird, und der es nöthig machte, dass der Kunstrichter, bevor er den Demosthenes als Meister in den drey Stilarten zeigte, das Wesen dieser Redeformen in Beyspielen bey Vorgängern vor Augen stellte. Der gedrängte und kräftige Stil hat, der Zeit nach, seinen ersten Repräsentanten in Thucydides; und mit einer Musterstelle aus diesem (*lib.* 3 *cap.* 82) hebt die Abhandlung, wie sie auf uns gekommen ist, an. Nachdem am Ende des ersten Capitels mit einigen Zügen die Sprache, deren Norm und Regel Thucydides ist, geschildert worden, geht Dionysius auf die ihr entgegengesetzte, von Lysias gehandhabte über. Und hier sollen unsere Bemerkungen zur Verdeutschung anfangen, weil mit dem zweyten Capitel erst der Kunstrichter selbst zu sprechen beginnt. Doch schon der Schluss des ersten Capitels, ein kurzes Urtheil über das eine Extrem der Schreibart, veranlasst eine Bemerkung. Die Stelle der Urschrift ἡ μὲν οὖν ἐξηλλαγμένη καὶ περιττὴ καὶ ἐγκατάσκευος καὶ τοῖς ἐπιθέτοις κόσμοις ἅπασι συμπεπληρωμένη λέξις τοιαύτη τις ἦν lautet in der Verdeutschung also: „von solcher Beschaffenheit (nun) war die von der gewöhnlichen abweichende, *überladene*, kunstvolle und mit allen *äusseren Zierrathen* versehene Schreibart.“ Vor allem ist sichtbar, dass hier der Kunstrichter seinem Urtheil nicht das geringste Tadelnde beygemischt wissen will. Und was bezeichnet die Aesthetik durch das Wort *Ueberladung*, sowohl in den redenden, als auch den bildenden Künsten anderes, als einen das Gefühl des schönen Masses verletzenden Fehler? Was Dionysius unter λέξις περιττή verstehe, ist aus Cap. 56 ersichtlich. Dort stellt er sie der κοινῇ καὶ συνήθει gegen über; jene wendete Demosthenes ἐν ταῖς δημηγορίαις καὶ τοῖς δημοσίοις ἀγῶσι, diese ἐν τοῖς ἰδιωτικοῖς λόγοις an. Dass Hr. *B.* mit dem Begriffe περιττόν nicht im Reinen ist, und daher in der Verdeutschung schwankt, (was, im Vorbeygehen gesagt, mit noch sehr vielen anderen Ausdrücken der Fall ist) schliessen wir daraus, dass, was er in unserer Stelle als *überladene* Schreibart übersetzt, er in der citirten eine *künstliche* seyn lässt. Beides unrichtig. Der Ausdruck ist allerdings etwas schwierig. Die römischen Rhetoren, wie sich aus vergleichenden Studien ergiebt, lassen περιττόν in ihrer Sprache abwechselnd als *amplum, copiosum, magnum* und auch, ganz dem Griechischen nachgebildet, als *eximium* erscheinen; und unser Dionysius selbst, oder vielmehr Theophrast, sein Gewährsmann, stellt es (*Jud. de Isocrate cap.* 3) mit μέγα und σεμνὸν in eine Reihe. Im Deutschen würde vielleicht „stattlich, grossartig, prächtig“ oder dergleichen gesetzt werden können. Das folgende Beywort ἐγκατάσκευος, als *kunstvoll*, ist zwar weniger, als das vorhergehende, verfehlt, aber doch auch nicht genau den Sinn erschöpfend. In ihm liegt der Begriff des Zurüstens der Rede, des Bemühens um Effect, des Ausgehens auf Glanz, welches stattfindet, wenn das ganze Rüstzeug der Rhetorik (σκευή) aufgeboten wird; mit einem Wort, es ist das, was Cicero oder *auctor ad Her.* 1. 7 durch *apparata oratio* oder gleich darauf durch *apparata verba* ausdrückt. Als Beywort zur Bezeichnung des grandiosen Stiles steht es auch *de Compos. verb. Edit. Reiske pag.* 118 neben ὑψηλός, so wie auch bey *Cicero pro Sext.* 54 *apparatissimus magnificentissimusque* sich beysammen findet. Dass dem Wort der Begriff des Zurüstens, des berechnenden Gestaltens der Rede (*elaboratio*) zu Grunde liege, sieht man auch daraus, dass (*Jud. de Isaeo c.* 11) das stammverwandte κατασκευαστὸν dem αὐτοφυεῖ gegenüber gestellt wird. Was endlich ἐπίθετοι κόσμοι, als *äussere* Zierrathen betrifft, so vermisst man auch hier scharfes Eindringen in den Sinn des Beywortes. Was kann wohl in Bezug auf Stil eine äussere oder von aussen hinzugefügte Zierrath bedeuten? giebt es auch eine, die *intrinsecus* angebracht wird? Diess Eragen hätten ein Nachdenken über das, was in dem Worte richtig Bezeichnendes liegen könnte, erregen sollen. Um hier nicht den Lexicographen zu machen, verweisen wir auf Dionysius selbst, als den besten Erklärer seiner Worte.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Wolfenbüttel u. Leipzig, im Verlagscomptoir: *Dionysius von Halikarnassos über die Rednergewalt des Demosthenes vermöge seiner Schreibart.* Uebersetzt und erläutert von Dr. *Albert Gerhard Becker* u. s. w.

2) Quedlinburg u. Leipzig, in der Beckerschen Buchhandlung: *Demosthenes als Staatsbürger, Redner und Schriftsteller*, von Dr. *Albert Gerhard Becker* u. s. w. Erste Abtheilung u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In Cap. 4 unserer Schrift nennt D. den Stil des Gorgias eine ἐπίθετος καὶ κατεσκευασμένη φράσις, wo Hr. *B.* das in Frage stehende Wort, dem in der ästhetisch-kritischen Sprache gangbaren Sinne gemäss, durch *geschmückt* gegeben hat. Verwandeln wir also die *äusseren Zierrathen* in *verschönernderen Schmuck.* Um nun zu Cap. 2 überzugehen, so drückt die Uebersetzung den Anfang desselben Ἡ δὲ ἑτέρα λέξις, ἡ λιτὴ καὶ ἀφελὴς — πολλοὺς μὲν ἔσχε ἄνδρας προστάτας also aus: Die andere Gattung der Schreibart, die schlichte und kunstlose, *hat* viele Männer *an der Spitze.* Hier stösst zuerst der Ausdruck *der Stil hat an der Spitze.* Es muss aber heissen — hat zu *Vertretern*, zu *Patronen*; denn προστάτης ist, als *terminus forensis*, ein wohlgewähltes Bild, das beachtet werden musste. Dann sind zwey nicht unbedeutende Nüancen übersehen worden, nämlich nach πολλοὺς die Partikel μὲν und das Tempus in ἔσχε; denn der Anfang des Capitels ist ein Concessivsatz, der später unten (wir bitten, hier die Urschrift nachzulesen) seinen restringirenden Gegensatz durch ἐτελείωσε δ' αὐτὴν καὶ εἰς ἄκρον ἤγαγε — Λυσίας erhält: der erwähnte Stil *hatte zwar* vorher schon seine Patrone, vervollkommnet *aber* hat ihn Lysias. Die Beziehung dieser Sätze, auf denen der schöne Organismus des Ganzen beruht, ist Hn. *B.* entgangen, vielleicht weil sie durch einen langen erklärenden Zwischensatz, dergleichen Dionysius, so wie auch Cicero in seinen rhetorischen Schriften, anbringt, von einander getrennt sind, oder auch wegen der barbarischen und aller Sorgfalt für Deutlichkeit ermangelnden Interpunction, wodurch das Einschiebsel als solches gar nicht mehr erkannt wird. Der aus fast sechs Zeilen bestehende und in Parenthese zu stellende Mittelsatz lautet: καὶ γὰρ οἱ τὰς γενεαλογίας ἐξενέγκαντες, καὶ οἱ τὰς τοπικὰς ἱστορίας πραγματευσάμενοι, καὶ οἱ ... καὶ οἱ ... καὶ οἱ ... ὀλίγου δεῖν πάντες ταύτης ἐγένοντο τῆς προαιρέσεως. Man sieht, in καὶ γὰρ liegt die Bestätigung, dass schon vor Lysias diese Schreibart ihre Pfleger und Freunde gehabt habe. Diese logisch nothwendigen Partikeln sind in der Uebersetzung gänzlich übergangen. Doch diess möchte, weil Hr. *B.* einmal den Organismus des Ganzen nicht beachtet hat, noch hingehen, wenn nur nicht der Schluss des Satzes auf eine ganz unbegreifliche Weise missverstanden worden wäre. Derselbe ist also verdeutscht — diese fast sämmtlich *sind hieher zu rechnen.* Ist es möglich, dass, wenn von Schriftstellern die Rede ist, und bey ihrer Charakterisirung der Ausdruck πάντες ταύτης γίγνονται τῆς προαιρέσεως gebraucht wird, dieser bedeuten könne — alle *sind hieher zu rechnen*? Gewöhnlich ist προαίρεσις, wie jedes Lexikon aussagt, — *voluntas, judicium, consilium, propositum;* in der prägnanten kunstrichterlichen Sprache aber — die aus Geschmack, Urtheil, Vorsatz hervorgegangene Schreibart eines Schriftstellers. Sucht man im Deutschen nach einem Ausdruck, so bietet sich dar — *Manier;* demnach könnte der Schluss des Einschiebsels annähernd gegeben werden — alle waren von dieser Manier. Eine Stelle, zur Erklärung der unsrigen nicht unbrauchbar, findet sich bey *Quinctil. Lib.* 12. *cap.* 10, §. 2. Die Redeweise, heisst es da, ist nicht immer dieselbe; theils gestaltet sie sich nach den Zeiten und Umständen, theils ist sie das Kind des Geschmacks und der Absicht des Redenden; *non una omnibus forma (orationis) placet, partim conditione vel temporum vel locorum, partim judicio cujusque atque proposito.* Sollten wir zu einem technologischen Lexikon einen Beytrag liefern, so würden wir προαίρεσις, was unseres Wissens noch in keinem sich befindet, etymologisch genau also erklären — *orationis forma judicio alicujus atque proposito expressa.* — Nachdem Dionysius den Lysias als Vervollkommner der schlichten und einfachen Schreibart bezeichnet hat, fährt er also fort: τίς δὲ ἦν ἡ προαίρεσις αὐτοῦ καὶ τίς ἡ δύναμις, ἐν τῇ πρὸ ταύτης δεδήλωται γραφῇ — nach Hn. *B.*: „seine *Bestrebungen* und *Leistungen* sind bereits in der früheren Schrift geschildert." Von προαίρεσις ist schon genug gesprochen worden; wie kann aber δύναμις, was der Römer durch *vis et natura* ausdrückt, auf Deutsch *Leistungen* bedeuten? Weiter unten folgt dann eine Parallele zwischen der Redeweise des Thucydides und des Lysias: ἡ μὲν καταπλήξασθαι δύναται τὴν διάνοιαν, ἡ δὲ ἡδῦναι — „die eine vermag die Seele zu

erschüttern, die andere sie zu *erheitern*.“ Abgesehen von der Urschrift stöſst hier schon im Deutschen die schiefe Antithese — *erschüttern* und *erheitern*; nun sagt aber Dionysius noch überdieſs nicht εὐφραίνειν, was dem deutschen *Erheitern* entspräche, sondern ἡδῦναι — angenehm afficiren — lieblich rühren — in ein sanftes Gefühl versetzen. Das ist correcte Antithese. Der nächstfolgende Satz der Vergleichung lautet — ἡ μὲν συστρέψαι καὶ συντεῖναι τὸν νοῦν, ἡ δὲ ἀνεῖναι καὶ μαλάξαι — „jene *erhebt* und spannt den Geist, diese aber spannt ihn ab und erweicht ihn.“ Ein mit Schönheitssinn begabter Schriftsteller würde hier selbst für das Ohr gesorgt und ihm den unmusikalischen Gleichklang *spannt* und *spannt* ab erspart haben. Warum lernen wir von den Alten nicht auch nach Wohllaut der Rede streben? Und dann, sind *erheben* und *abspannen* wohl Antithesen? Schon kraft des Gegensatzes ἀνεῖναι und psychologisch genöthigt, hätte Hr. *B.* auf die richtige Bedeutung von συστρέψαι gerathen sollen; sie ist *zusammendrängen*, *concentriren*, was auch schon jedes Lexikon lehrt. Einige andere, aber unwichtigere Ausstellungen, die an der Verdeutschung der weiter ausgesponnenen Parallele zu machen wären, unterlassen wir. In Cap. 3 kommt Dionysius auf die gemischte und aus den beiden äuſsersten zusammengesetzte Schreibart zu reden. Seine Ungewiſsheit über den Schöpfer derselben drückt er also aus: ἣν ὁ μὲν πρῶτος ἁρμοσάμενος καὶ καταστήσας εἰς τὸν νῦν ὑπάρχοντα κόσμον ἦν, οὐκ ἔχω λέγειν. Dieſs giebt Hr. *B.*: „wer sie zuerst *bearbeitete* und ihr *den Schmuck zu geben* wuſste, den sie gegenwärtig hat, kann ich nicht angeben.“ Schon im Deutschen wäre der Ausdruck „eine Schreibart *bearbeiten*“ anstöſsig und incorrect; nun aber deutet der Grieche noch obendrein durch ἁρμόζειν nichts Anderes an, als — zusammenfügen — aneinanderpassen —; wodurch dann aus λέξιν ἁρμόζειν wird — eine Schreibart *gestalten*, was mittelst zusammengefügter Worte geschieht. Dann ist καθιστάναι εἰς κόσμον als *Schmuck verleihen* aus dreyerley Ursachen falsch. Erstlich lehnt sich schon der grammatische Bau der Phrasis, den Hr. *B.* hätte ins Auge fassen sollen, dagegen auf. Zweytens ist κόσμος in seiner entfernteren Bedeutung als *Schmuck* hier höchst unzeitig und ganz dem Ideengang zuwider. Drittens sieht man fast mit geschlossenen Augen, daſs καθιστάναι εἰς τὸν κόσμον nichts weiter, als eine synonyme Amplification des einfachen ἁρμόζειν ist, und daher κόσμος in seiner schlichten, primitiven Bedeutung als — Anordnung, Einrichtung, Form genommen werden muſs. Es wäre demnach der Sinn unserer Stelle: wer diese Schreibart zuerst gestaltet und ihr die gegenwärtige Form verliehen hat, u. s. w. Der letzte Satz könnte auch, um καθιστάναι εἰς getreu auszudrücken, lauten — sie *zur* gegenwärtigen Einrichtung *gebracht hat*. Daſs übrigens hier Dionysius durch Beymischung des ὁ νῦν ὑπάρχων einer Uebereilung und einer Gedankenschiefheit sich schuldig gemacht hat, zeigt der weitere Gang seiner Rede, darf aber der Uebersetzer nicht entgelten. Unter denen, die diese Schreibart annahmen, pflegten und *beynahe* zur Vollkommenheit brachten, nennt der Kunstrichter, den Demosthenes, als gänzlichen Vollender zu zeigen, sich vorbehaltend, den Isokrates und Plato. Auſser diesen kennt er keine anderen — ἢ τἀναγκαῖα καὶ χρήσιμα κρεῖττον ἀσκήσαντας, ἢ τὴν καλλιλογίαν καὶ τὰς ἐπιθέτους κατασκευὰς βέλτιον ἀποδεξαμένους — nach Hn. *B.* — die *sowohl* das Nothwendige und Nützliche (κρεῖττον fehlt) *erstrebt*, als auch die Schönheit des Ausdrucks und den *äuſseren* Schmuck in *einem höheren* Grade *erreicht* hätten. Hier haben wir über Vieles mit dem Uebersetzer zu rechten. Können wohl die disjunctiven Partikeln ἢ — ἢ, *entweder* — *oder*, gleichbedeutend seyn mit *sowohl als auch*? Und empfindet dieser Verstoſs gegen die Grammatik nicht auch die Logik? Ferner, wie kann dem ἀσκεῖν je der Sinn des *Erstrebens* beygelegt werden? Gesetzt auch, daſs die lateinische Uebersetzung, die ἀσκεῖν, statt durch *colere* oder *elaborare in* oder *curare*, durch *consectari* ausdrückt, verführt habe, so muſste wenigstens gesagt werden — sie strebten *nach* dem Nützlichen, weil *consectari* nur erst das *Bemühen um Etwas*, der Ausdruck aber — ich habe *erstrebt* den durch Streben erlangten Besitz (*consectando assecutus sum*) bedeutet. Endlich, durch welchen Denkproceſs kann man in ἀποδέξασθαι den Begriff *erreichen* bringen? Hat nun auch Hr. *B.* ἀποδεξαμένους von ἀποδέχεσθαι abgeleitet, so muſste er immer übersetzen — Schmuck *aufnehmen* oder *zulassen*. Nun ist aber unstreitig das Verbum in der ionischen Form zu nehmen, so wie auch *Sylburg* ἀποδείξασθαι corrigirt wissen will, und dann hat Dionysius sagen wollen — Schmuck *merkbar werden lassen* oder *an den Tag legen*; so wie er auch Cap. 41 *de Thuc. jud.* die Melier als μηδὲν ἔργον ἐπιφανὲς ἀποδειξαμένους schildert. In Folge des bisher Gesagten ist das sinnwidrige βέλτιον, als in einem *höheren Maſse*, leicht zu berichtigen. — Nachdem Dionysius kurz bemerkt hat, daſs Isokrates und Plato in dem mittleren Stile, besser als alle Vorgänger, theils um das, was zur Gedankendarstellung nöthig und nützlich ist, bemüht gewesen sind (ἀσκήσαντας), theils auch ihre Rede mit verschönerndem Schmuck ausgestattet haben, läſst er als Muster des mittleren Stiles ein Bruchstück aus einer Rede des Thrasymachus folgen, der nach Theophrastus der Schöpfer dieser Stilgattung war. Am Ende der Musterstelle faſst er sein Urtheil über den Rhetor also zusammen: τοιαύτη μὲν δή τις ἡ Θρασυμάχειος ἑρμηνεία, μέση τῶν δυεῖν καὶ εὔκρατος καὶ εἰς ἀμφοτέρους τοὺς χαρακτῆρας ἐπίκαιρον ἀφετήριον, nach Hn. *B.*: „von solcher Beschaffenheit ist die *Bezeichnung* des Thrasymachus, mitten innestehend zwischen beiden und *wohl zusammengefügt*, oder vielmehr (?) sie *bildet eine schickliche Grenze* zwischen beiden *Eigenthümlichkeiten der Sprache*.“ Hier ist zuerst ἑρμηνεία, schlechthin als *Bezeichnung* ausgedrückt, unklar und unpassend. Hr. *B.* braucht dieses Wort, statt *Gedankendarstellung* oder *Schreibart*, noch an mehreren Stellen. Dann ist εὔκρατος, als *wohl zusammengefügt*, gänzlich verfehlt und dazu noch irreführend. Denn wer denkt hier nicht augenblicklich an die musikalische und schön rhythmische Bewegung der Rede, die aus wohlberechneter Fügung der Worte entsteht, und über die Dionysius in unserer Schrift Cap. 35 und 36 und in *Comp. verb.* so vortrefflich spricht? Es bezeichnet aber εὔκρατος die schöne Mischung oder Verschmelzung

der beiden Extreme der Stilarten — *oratio bene temperata.* Ferner begreift man nicht, wie der Uebersetzer bey dem letzten καὶ, das blofs den Uebergang zu einem neuen Strich in der Charakteristik bildet, auf die plötzliche Correctionsformel *oder vielmehr* verfallen konnte. Was endlich die Vorstellung betrifft, als bilde der mittlere Stil *eine Grenze* zwifchen den beiden anderen, so hätte Hr. *B.* fchon beym bloſsen Ueberlefen des Deutfchen fich fragen follen, ob man ein Gebiet, das zwifchen zwey anderen Gebieten liegt, *eine Grenze* derfelben nennen könne. Wäre nun noch das Sprachgefühl rege geworden, und hätte der Scharffinn auf die Elemente geachtet, aus denen das Wort ἀφετήριον befteht, fo würde jedes Andere, nur nicht *Grenze* daraus hervorgegangen feyn; denn ἵεμαι enthält den Begriff einer *Richtung*, einer *Bewegung*, die Präpofition ἀπὸ den des *Ausgehens* derfelben von einem Orte, und das darauf folgende εἰς zeigt das Ziel. Mittelft diefer Reflexion mufs man der wahren Bedeutung auf die Spur kommen. Dafs ein Bild zum Grunde liegt, ift klar. Die lateinifche Ueberfetzung war bemüht, eines aufzufinden; fie giebt ἀφετήριον durch *quasi jaculum per appositum, ad utrumque stylum comparatum.* Dafs aber diefes Bild gefucht und unpaffend ift, ift eben fo klar. Vielleicht dachte fich Dionyfius den mittleren Stil als ein *Terrain*, als einen *Standpunct*, von wo aus der Redner gefchickt und bequem bald zum höheren, bald zum niederen fich wenden und ausbeugen kann. Oder genügt diefes Bild nicht, fo erlaube man dafür *Hafen*, von welchem aus der Lauf nach dahin und dorthin genommen werden kann. Endlich find χαρακτῆρες nicht *Eigenthümlichkeiten der Sprache*, worunter man ihren Geift und ihre grammatifche Geftaltung verfteht, fondern *Redeweifen*, *Stilarten*, die in der Rhetorik behandelt werden. Wenn hier Hr. *B.* als Ueberfetzer in einige Fehler verfallen ift, fo verdient er dagegen als Literator unverhohlenen Beyfall wegen einer fehr werthvollen und lehrreichen Anmerkung über Thrafymachus. Sie läuft mehrere Seiten hindurch unter der Verdeutfchung fort, und hat die mannichfachften Notizen in ein fehr befriedigendes Ganzes zufammengeftellt. In Cap. 4 läfst fich der Kunftrichter umftändlich auf die Redeweife des Ifokrates ein. Da lautet unter anderen die Stelle — ἡ λέξις αὐτοῦ ἠθική τε καὶ πιθανὴ καὶ ἡδεῖά ἐστι — in der Ueberfetzung alfo: feine Sprache ift *gehalten*, zur *Ueberredung gefchickt* und lieblich. Das Beywort ἠθικὸν ift allerdings fchwierig, aber hier drückt *gehalten* feinen Sinn ficherlich nicht aus. *Gehalten* ift eine Sprache, wenn fie fich gleich bleibt, nicht fteigt und nicht finkt, fondern, wie Cicero *Orat.* 6 fagt, *uno tenore in dicendo fluit, nil afferens praeter facilitatem et aequabilitatem.* Aber davon ift hier nicht die Rede; wir fchlagen vor — *fanft*, *gelaffen.* In der Pfychologie der Alten ftehen τὰ ἤθη und τὰ πάθη einander gegenüber, jene als fanfte und gelaffene, diefe als heftige und aufgeregte Gemüthszuftände. In Folge deffen wird eines Schriftftellers Sprache, die der Ausdruck der einen ift, ἠθικὴ und die, welche das Gepräge der anderen trägt, παθητικὴ genannt, wobey von felbft fich verfteht, dafs jede diefer Redeweifen nach ihrer Natur wieder auf das Gemüth der Hörer oder Lefer wirkt, dafs die eine daffelbe fanft bewegt, die andere es ftark und lebhaft anregt. Zwey der fchlagendften Beyfpiele find Herodotus, der *fanfte*, *gelaffene*, und Thucydides, der *ftarke* und *kräftige.* Daher fagt auch von ihnen Dionyfius in *Cenfura Vet. Script. Cap.* 3 — ἐν μέντοι τοῖς ἠθικοῖς κρατεῖ Ἡρόδοτος, ἐν δὲ τοῖς παθητικοῖς ὁ Θουκυδίδης; und ihm hallt als Echo nach *Quinct. Lib. X. cap.* 1. §. 73 — *hic concitatis, ille remissis affectibus melior.* Jetzt das zweyte Epitheton πιθανή. Kann diefes nach dem Sinne des Kunftrichters, zumal da ein drittes, ἡδεῖα *lieblich*, darauf folgt, *zur Ueberredung gefchickt* bedeuten? Zwifchen *fanft* und *lieblich* geftellt würde diefe Eigenfchaft felbft das ftumpfefte Gefühl ftoſsen, und als gänzlich mit dem Ideengang unverträglich erfcheinen. Dabey ift noch überdiefs zu bemerken, dafs Dionyfius weiter unten erft, wie wir gleich fehen werden, diefe Eigenfchaft der Sprache des Ifokrates noch befonders andeutet. Wie wäre es alfo, wenn wir, was πιθανὸν fonft in Bezug auf Sitten und Betragen der Menfchen bedeutet, hier auf die Sprache übertrügen, und diefe *angenehm*, *gefällig*, *einnehmend* feyn liefsen? Auf diefe Weife würden wir den fein charakterifirenden Kunftrichter verftanden haben, und die befprochene Stelle müfste dann lauten — feine Sprache ift *fanft*, *einnehmend*, *lieblich.* — Gehen wir nun gleich zu dem vorläufig erwähnten Gedanken über — εἰς τὸ διδάξαι τὸν ἀκροατὴν σαφέστατα ὅ τι βούλοιτο, τὴν ἁπλῆν καὶ ἀκόσμητον ἑρμηνείαν ἐπιτηδεύει τὴν Λυσίου — nach Hn. *B.* — „um den Zuhörer auf das deutlichfte zu belehren, *wie er es wollte*, *machte* er von der einfachen und fchmucklofen Bezeichnung (?) des Lyfias *Gebrauch.*" Hier machen wir erft auf einen geringen Uebelftand aufmerkfam. Der Satz ift fchildernd und im *tempus praefens* ausgedrückt. Warum alfo auf Einmal das hiftorifche eintreten laffen? Auffallender und nach Sinn und Grammatik unrichtig ift ὅ τι βούλοιτο als — *wie er es beabfichtigte*, da ja διδάξαι ὅ τι β., *docere quae vult* oder *velit*, *alles Beliebige*, verbunden werden mufs, und auch, nach Hn. *Bs.* Verdeutfchung, der Optativus nicht denkbar wäre. Ueber das unpaffende Wort *Bezeichnung* ift fchon gefprochen worden. Wie kann ferner das feine Sprachgefühl in dem ausdrucksvollen ἐπιτηδεύει das matte *Gebrauchmachen* (κέχρηται) finden, und an die Stelle eines kräftigen Mannes einen Eunuchen fetzen? Um nun noch einmal auf das obige πιθανή zu kommen, fo fieht man, dafs erft hier in diefem Satze der Kunftrichter von der Sprache fpricht, die es mit *dem Verftande* zu thun hat. Diefem pflegen Ideen, Kenntnifs, Belehrung zugeführt zu werden, mit welchem Gefchäfte dann auch *Ueberredung* zufammenhängt. Zweymal und an verfchiedenen Stellen das Nämliche fagen kann nur ein verworrener Kopf. In dem folgenden Satz kommt Dionyfius auf diejenige Sprache zu reden, die aufs Gefühl zu wirken und Eindruck zu machen hat — εἰς τὸ καταπλήξασθαι τῷ κάλλει τῶν ὀνομάτων σεμνότητά τε καὶ μεγαληγορίαν περιθεῖναι τοῖς πράγμασι, τὴν ἐπίθετον καὶ κατασκευασμένην φράσιν τῶν περὶ Γοργίαν ἐκμέμακε — „um aber zugleich (?) durch *herrliche Wahl der Worte* fie (?) in *Staunen zu fetzen* und dabey (?) dem *Stoffe* Glanz und *Würde* zu geben, *ahmte* er den gefchmückten und

kunstvollen Stil des Gorgias (?) und seiner Schüler *nach*." Die unberufenen und noch dazu den Sinn verschiebenden Eindringlinge haben wir durch Fragzeichen zu Rede gestellt. Die Flickwörter *zugleich* und *dabey* sind leicht als solche kennbar; was aber mit *sie* anzufangen sey, weiss man nicht, da weder im Satze selbst, noch vorher ein Beziehungspunct sichtbar ist. Unbegreiflich dann ist, wie das einfache *κάλλος*, *Schönheit*, in *herrliche Wahl* verdreht werden konnte. Es ist zwar die *ἐκλογή* auch ein künstlerisches Verfahren, aber meistens nur in Bezug auf *Rhythmus*, der aus der *electio* und *collocatio verborum* entspringt, an den aber hier der Kunstrichter auch nicht im entferntesten gedacht hat. Endlich ist *καταπλήξασθαι* als *in Erstaunen setzen* viel zu hyperbolisch, und dazu noch selbst nicht einmal psychologisch richtig; denn es ist ja ein in der Aesthetik *pervulgare et decantatum praeceptum*, dass nicht *τὸ κάλλος*, sondern *τὸ ὕψος* Staunen hervorbringt. *Πράγματα* als *Stoff* ist zu breit; wegen des schönbildlichen *περιθεῖναι* steht schicklicher — *Gedanken*, denn zu diesen passt dann trefflich die Metapher des *Kleidens in* — oder des *Umgebens mit*. Wie wir aber sehen, ist diese vom Uebersetzer nicht gefühlt worden. Wenn wir ihm nun auch hier das Schlafen des Schönheitssinnes nicht hoch anrechnen wollen, so sollte doch wenigstens in *μεγαληγορία* sich der grammatische Instinct geregt haben, denn diese ist doch wohl nicht *Würde* (*μεγαλοπρέπεια*), sondern — grandiose Sprache — grossartiger Ausdruck, als Kleid oder Hülle der Gedanken. Dass *ἐκμέμακε*, ein Ausdruck von plastischen Künstlern entlehnt, also *ausprägen*, *gestalten*, *formuliren* u. s. w., in das matte *Nachahmen* verdünnt worden, ist noch eine ästhetische Sünde. Und warum bey *τῶν περὶ Γοργίαν* der unnöthige Pleonasmus — von Gorgias und seinen Schülern? — Den folgenden Satz — *ἁμαρτάνει δὲ, ἐν οἷς ἀρχαΐζεταί ποτε, τοὺς Γοργίου νεαροὺς σχηματισμοὺς ζηλοῦσα* — giebt Hr. *B.* also: doch fehlt *er* zuweilen in *seinen* Verschönerungen, *sobald* er zu mühsam (?) den von Gorgias *jüngst erfundenen* (!!!) *Wendungen* nachjagt. Wir hatten zu bemerken vergessen, dass durch das ganze Capitel hindurch die *λέξις* des Isokrates eigentlich als Subject herrscht, und daher die Rede überall auf sie bezogen wird. Hr. *B.* aber hat dafür den Isokrates selbst untergeschoben, woher denn das mit *ζηλοῦσα* unverträgliche *er* und *sein* zu erklären ist. Wir hätten diese Vertauschung unterlassen. Sie zieht durchgängig einen Uebelstand nach sich, was besonders noch beym Uebergang in Cap. 5 recht sichtbar wird. Jetzt über Einzelnes und zwar gleich das Wichtigste, nämlich *σχηματισμούς*. Es giebt in der Kunstsprache der Griechen wenig Ausdrücke, die eine so weite und vielseitige Bedeutung, als der zu besprechende und seine Verwandten, *σχήματα* und *σχηματίζειν*, haben. Nur das genaueste Achtgeben auf den Zusammenhang und auf die Nebenideen, die so oft zur Erfassung der Nüance eines schwierigen Wortes verhelfen, macht es möglich, jedesmal die richtige Bedeutung zu treffen. Hr. *B.* sah in *σχηματισμοὺς Wendungen*. Giebt man sich aber genau Rechenschaft von dem, was der Deutsche unter *Wendungen in der Rede* versteht, so scheint nichts unpassender, als diese Bedeutung. Welches aber ist die treffende? Wir glauben, der Kunstrichter habe im Sinne gehabt jene *Gestaltung der Redesätze*, jene *Architektonik der Glieder*, bey der es auf Symmetrie, Antithesen, Homöoteleuta, Homöoptota und andere dergleichen Künstlichkeiten angelegt war. Die treffendste Parallelstelle liefert uns Cicero *Orat.* 65 — *formae sunt orationis, in quibus quaedam concinnitas inest, cum aut par pari refertur, aut contrarium contrario opponitur, aut, quae similiter cadunt, verba verbis comparantur.* Diess waren die Reize, mit denen der Leontiner, weil die kunstreiche Periodirung, in der die Rede auf schönwallenden Wogen an das Ohr der Hörer schlägt, noch nicht erfunden war, seine Rede schmückte, und die bey seinem ersten Auftreten in Athen durch ihre Neuheit die Volksversammlung so sehr entzückten. Die spätere gesunde Kritik aber liess ihnen ihr Recht widerfahren, und nannte sie, wie auch Dionysius hier thut, *νεαρούς*. Diess übersetzt, wer sollte es glauben? Hr. *B.* durch — *jüngst erfundene!* Der Zeitraum, der den Isokrates von Gorgias trennt, und dessen Mass Hn. *B.* gewiss bekannt ist, hätte ihn doch beym Niederschreiben des Beyworts *jüngst erfunden* ein wenig stutzig machen und wenigstens den *chronologischen* Verstoss merken lassen sollen; den *lexikalischen* wollen wir dadurch gut machen, dass wir, statt jüngst erfunden, *kindisch* setzen. Auch die römischen Kunstrichter, z. B. Quinctilian, hängen Verstössen gegen den Geschmack sehr oft das von Griechen entlehnte *puerilis* an. Dass Dionysius mit solchen Künsteleyen des Isokrates unzufrieden ist, hat er schon im *Jud. de Isoc.* Cap. 2 gegen das Ende merken lassen. Die Stelle mag, als treffender Commentar der unsrigen, hier ihren Platz finden: *αἵ τε παρομοιώσεις καὶ παρισώσεις καὶ τὰ ἀντίθετα καὶ πᾶς ὁ τῶν τοιούτων σχημάτων κόσμος πολύς ἐστι παρ' αὐτῷ καὶ λυπεῖ πολλάκις τὴν ἄλλην κατασκευὴν προσιστάμενος ταῖς ἀκοαῖς.* — Der Kunstrichter geht dann weiter, und sagt, dass der Gebrauch jener *σχηματισμοί*, ohne Mass und unschicklich angewendet, *καταισχύνει τὴν μεγαλοπρέπειαν λέξεως*, nach Hn. *B.* — dem *grossartigen Glanz* der Rede *nachtheilig* ist. Was mag wohl ein feiner Denker, der durch jegliches, auch das geringste Wort eine richtige Idee sich zugeführt wissen will, für eine Vorstellung haben, wenn er liest, ein *Glanz* ist grosser Art? Man sollte doch, nebst so vielem Anderem, aus den Alten auch das *apte dicere* lernen, was in unserer deutschen Prosa noch so sehr vermisst wird. Hier muss also *μεγαλοπρέπεια* entweder einfach *Grossartigkeit* oder, mit Rücksicht auf den Begriff *πρέπειν*, *prächtiger* Glanz der Rede gegeben werden. In dem Verbum *καταισχύνειν*, als *nachtheilig seyn*, ist wieder alle Farbe verwischt, und das Ausdrucksvolle gänzlich zu Grunde gegangen. In Bezug auf *Grossartigkeit* der Rede musste *entstellen*, oder, wenn der Begriff *Glanz* gelten soll, *beflecken* gesetzt werden. Freylich ist die lateinische Uebersetzung auch nicht mit feinem Nachbildungstact vorausgegangen; statt *dedecorare*, *dehonestare*, *foedare* oder auch, wenn man starke Farbe auftragen will, *conspurcare*, hat sie das matte, farblose *pervertere*.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Wolfenbüttel u. Leipzig, im Verlagscomptoir: *Dionyſius von Halikarnaſſos über die Rednergewalt des Demoſthenes vermöge ſeiner Schreibart.* Ueberſetzt und erläutert von Dr. *Albert Gerhard Becker* u. ſ. w.

2) Quedlinburg u. Leipzig, in der Beckerſchen Buchhandlung: *Demoſthenes als Staatsbürger, Redner und Schriftſteller,* von Dr. *Albert Gerhard Becker* u. ſ. w. Erſte Abtheilung u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Endlich noch ein letzter Strich in der Charakteriſtik des Iſokrates: διώκει δ᾽ ἐκ παντὸς τρόπου τὴν περίοδον, οὐδὲ ταύτην στρογγύλην καὶ πυκνήν, ἀλλ᾽ ὑπαγωγικήν τινα καὶ πλατεῖαν; nach Hn. *B.*: „*überall* ſtrebt er nach künſtlicher Verkettung der Redeglieder; doch iſt dieſe nicht *gewunden* und *dicht*, ſondern *ausführlich* und gedehnt." Vielleicht iſt ἐκ παντὸς τρόπου, als πανταχοῦ, überall, nur ein Uebereilungsfehler. Die techniſch herkömmliche *Periodirung* durch *künſtliche Verkettung der Redeglieder* zu periphraſiren, möchten wir wohl erlauben; wenn nur die folgenden Epitheta mit der Periphraſe in Einklang ſtänden. Wer aber wird nicht geſtoſsen von einer Incongruenz, wie dieſe: eine *Verkettung* iſt *gewunden*, eine *Verkettung* iſt *ausführlich*? Und doch lag in στρογγύλη *gedrungen*, *feſt*, *ſtraff*, und in ὑπαγωγὴ *ſchleppend*, nach Cicero und Quinctilian *circumducta*, ſo nahe! — In Cap. V geht der Kunſtrichter auf Plato über. Ἡ δὲ δὴ Πλατωνικὴ διάλεκτος βούλεται μὲν εἶναι καὶ αὐτὴ μίγμα ἑκατέρων τῶν χαρακτήρων —, πέφυκε δὲ οὐχ ὁμοίως πρὸς τοὺς ἀμφοτέρους εὐτυχής. „Zwar *will auch Platons Sprache* eine Miſchung beider Arten des Ausdrucks ſeyn, indeſſen *behandelt er* Beide nicht mit gleichem Glück." Wir haben ſchon oben bemerkt, daſs in Cap. IV ἡ Ἰσοκράτους λέξις das durchweg herrſchende Subject iſt, daſs aber die Ueberſetzung dafür den Iſokrates ſelbſt untergeſchoben, und dadurch, wenigſtens bey Leſern von äſthetiſchem und grammatiſch-logiſchem Sinn, ein Miſsbehagen veranlaſst hat. Und dieſes wird hier wieder rege durch die Uebergangsphraſis — *Zwar will auch Platons Sprache.* Es tritt auf Einmal eine Sprache auf, die *auch* etwas will, da man doch von einer vorhergegangenen anderen nichts vernommen hat. Aber auch dieſe zweyte iſt eine kurze Erſcheinung, und verliert ſich gleich wieder in das männliche *er behandelt*, da doch πέφυκε εὐτυχής, die Sprache als Subject gedacht, genau gegeben werden konnte: „ſie war von nicht gleich glücklichem Erfolg." Die ſchöne Seite derſelben wird alſo gezeigt: ὅταν μὲν τὴν ἰσχνὴν καὶ ἀφελῆ καὶ ἀποίητον ἐπιτηδεύῃ φράσιν, ἐκτόπως ἡδεῖά ἐστι καὶ φιλάνθρωπος, καθαρά τε γὰρ ἀποχρώντως γίνεται καὶ διαυγής, ὥσπερ τὰ διαφανέστατα τῶν ναμάτων, „wenn *er* in einfachen (ἀφελῆ iſt in der Ueberſetzung ausgefallen) *ungeſchmückten* Worten *ſchreibt*, dann iſt ſeine Darſtellung überaus lieblich und anziehend, *nämlich* (!) *correct* (!) und durchſichtig wie der klarſte Quell." Da Plato einmal als Subject angenommen worden, ſo muſs man *er ſchreibt* wohl hingehen laſſen. Aber entſpricht dieſer alltägliche Ausdruck dem wohlgewählten ἐπιτηδεύει? Iſt es genug, aus einer Redensart den Sinn herauszuziehen, und die Form unbeachtet zu laſſen? Plato *iſt um einfachen Ausdruck bemüht — legt es darauf an — geht darauf aus*, iſt doch wohl mehr als das magere — *er ſchreibt* in einfachen Worten. Dann muſs ἀποίητον durch *kunſtlos*, *ungekünſtelt* und nicht durch *ungeſchmückt* ausgedrückt werden, denn ἀκόσμητον und ἀποίητον ſind in der Kunſtſprache feinabgeſtufte Verſchiedenheiten. Endlich, auf welch unbegreifliche Art iſt der Satz καθαρὰ γὰρ γίνεται verunſtaltet worden! Man ſieht, in *denn* liegt der Grund des vorhergegangenen Urtheils; man erfährt, warum die Sprache lieblich und anziehend iſt; aber dafür giebt uns Hr. *B.* ein ſinnwidriges *nämlich*, als wenn einem nicht genug klar ausgedrückten Gedanken noch nachgeholfen werden müſste. Und dann, zu was iſt das Epitheton καθαρά unter der Feder des Ueberſetzers geworden? Wie war es möglich, hier an *grammatiſche Fehlerloſigkeit*, denn dieſs iſt doch *correct*, zu denken? Wer kann je, wenn er die Sprache eines Schriftſtellers durch Vergleichung mit einer Quelle charakteriſiren will, wohl ſagen: ſie iſt, gleich der klarſten Quelle, correct? Das dem καθαρὸν zur Seite ſtehende διαυγὲς muſs ja inſtinctmäſsig zu *rein* oder *ungetrübt* führen. Das Lob der Platoniſchen Sprache drückt Dionyſius ferner auf folgende unvergleichliche Weiſe aus — ὅ τε πῖνος αὐτῇ καὶ ὁ χνοῦς ὁ τῆς ἀρχαιότητος ἠρέμα καὶ λεληθότως ἐπιτρέχει, χλοερόν τέ τι καὶ τεθηλὸς καὶ μεστὸν ὥρας ἄνθος ἀναδίδωσι, καὶ, ὥσπερ ἀπὸ τῶν εὐωδεστάτων λειμώνων, αὔρα τις ἡδεῖα ἐξ αὐτῆς φέρεται. Giebt es je eine Stelle, wo ein Ueberſetzer das Gebot Quinctilians, *ad exemplum virtutum omnium mens dirigenda eſt*, (*Lib. X. cap.* 2. §. 1 *de imitatione*), befolgen ſollte: ſo iſt es dieſe mit Schönheiten ſo reich ausgeſtattete. Daſs aber Hr. *B.*

hier dieses Gebotes nicht eingedenk war, und keinen Wettkampf mit der Urschrift eingegangen ist, ja selbst nicht einmal sinngetreu übersetzt hat, wird gleich sichtbar werden. „Unvermerkt und *absichtslos* (?) *zeigt sie* den *Rost* und *Reif* des Alterthümlichen; *doch* (?) giebt ihr diess etwas Frisches und Blühendes, *wie der* (??) jugendliche Schmuck *dem Frühlinge* (???) zu geben pflegt: ja (??) sie *verbreitet um sich her* einen Duft (hier ist ἠδεῖα übersehen), gleich einer anmuthigen *blüthenreichen* (?) Wiese." Zuerst fragen wir, sind die zwey das Alterthum charakterisirenden Substantiva, πίνος und χνοῦς, auch nur sprachrichtig durch *Rost* (ἰὸς) und durch Reif (πάχνη) ausgedrückt? Regt sich dann noch dazu das ästhetische Gefühl, so empfindet man, dass dem Kunstrichter, der, wie hier, dem Alterthume etwas Liebliches, dem Gefühl Wohlthuendes beylegen will, durch Unterschiebung des *Rostes* ein schlimmer Dienst geleistet wird; denn Rost kann in dem Gebiete des Schönen nie etwas Anziehendes bedeuten, und es gehörte unter die Verdienste des Virgilius, der Sprache Latiums den Rost des Ennius abgestreift zu haben. Doch lassen wir den Rost einstweilen gelten. Wie verhält sich aber zu ihm, als Assimilation, der Reif? Eine grössere Kluft, als die zwischen diesen zwey Begriffen, kann es kaum je in einer Ideenassociation geben, und nach einer Brücke zur Verbindung des Rostes mit dem Reif sieht man sich vergeblich um. Oder ist Hr. *B.* auf Reif verfallen, weil, wenn die Beschaffenheit des Gedankens dazu einladet, der malende Dichter das Haupt eines Alten, eines Greises mit Reif bestreut? Da hätte ihm aber die Unverträglichkeit dieses Bildes mit der Vorstellung des Kunstrichters augenblicklich auffallen sollen. Fragt man uns nun, wie diese zwey Eigenschaften des Alterthümlichen treffend ausgedrückt werden können, so möchten wir fast den bekannten Wetzstein des Horatius uns zu Nutze machen, der zwar *ferrum acutum reddere valet*, aber *ipsa secandi exsors est*. Denn wirklich ist man oft nur fähig, das Fehlerhafte bemerkbar zu machen, nicht aber das Richtige an dessen Stelle zu setzen. Vielleicht aber findet sich etwas Angemesseneres, wenn wir vorher das in der Uebersetzung gänzlich vernachlässigte Bild des mit πίνος und χνοῦς in schöner Harmonie stehenden Verbums ἐπιτρέχει werden nachgewiesen haben. In diesem sah Hr. *B.* weiter nichts, als, wer sollte es glauben? *sie zeigt*, da es doch, gesellt zu αὐτῇ, augenscheinlich zu dem Begriff führt — an sie *setzt sich an*, oder auch — sie *hat einen Anflug*. Was sich nun an Platos Sprache ansetzt, oder wovon sie einen Anflug hat, wäre dann — der *Schimmel* und das *Moos* des Alterthums. Vielleicht findet Hr. *B.*, nun aufmerksam gemacht, etwas Treffenderes. Wenn dann die Uebersetzung hinzufügt: „*doch* diess giebt ihr etwas Frisches," so verstösst sie gleich stark gegen Grammatik und Logik. In dem Satz χλοερόν τέ τι ἀναδίδωσι αὐτῇ ist die Partikel τε offenbar das Bindemittel, welches an das erste Verbum ἐπιτρέχει ganz gelassen ein zweytes, ἀναδίδωσι, fügt, und lateinisch durch *que* ausgedrückt würde, *affertque — additque*. Dadurch aber, dass Hr. *B.* auf ein einlenkendes und correctives *doch* überspringt, zerstört er die Gleichartigkeit der beiden Sätze. Er legt in den ersten etwas Tadelnswerthes, und glaubt dann durch ein *doch* dasselbe wieder zu Ehren zu bringen. Nun aber haben von jeher die Kunstrichter, so wie es auch hier geschieht, den Anflug des Alterthümlichen in der gangbaren Rede für ein Mittel des Auffrischens und Verschönerns gehalten. Ja sogar einzelnen Wörtern wird diese Wirkung zugeschrieben; denn *Cic. de Orat.* 3, 38 sagt: *prisca verba ac vetusta ab usu quotidiano jam diu intermissa conferunt ad illustrandam atque exornandam orationem*. Gehen wir nun weiter, so findet sich, dass der schon durch *doch* verdrehte Satz noch durch einen zweyten, weit auffallenderen Verstoss entstellt ist. Zu den zwey Eigenschaften χλοερόν τι καὶ τεθηλός, die der Anflug des Alterthums verleiht, fügt Dionysius noch eine dritte hinzu καὶ μεστὸν ὥρας ἄνθος, was worttreu heisst — *und eine schönheitsvolle Blume* oder *Blüthe*, was aber in der Uebersetzung lautet: „*wie* der jugendliche Schmuck *dem* Frühling." Auf welche Weise Hr. *B.* hier καὶ in die Vergleichungspartikel *wie* verwandeln, dann in ὥρα Frühling finden und endlich *diesem*, da doch nicht er, sondern die Sprache eigentlich Empfängerin seyn müsste, etwas verleihen konnte, diess, gestehen wir, liegt ausser dem Bereich unserer Fassungskraft. Nun zu dem noch übrigen Satz, der sprachgenau also lautet: „*und* wie aus den wohlriechendsten Wiesen oder Auen verbreitet sich von ihr aus lieblicher Duft oder liebliches Wehen." Hr. *B.* aber verwandelt zuerst das schlicht verknüpfende καὶ in ein keck auftretendes *ja*, und läst dadurch eine Klimax entstehen, die der Natur des Gedankens und der Absicht des Schriftstellers zuwider ist. Dass er dann den schön malenden Satz αὔρα τις ἐξ αὐτῆς φέρεται, wo durch das Passivum oder Medium das Bild des Ausströmens recht lebendig vor die Seele gebracht wird, in das steife αὔραν τινα αὐτὴ φέρει umgestaltet, würden wir nicht berühren, wenn es nur nicht die fatale Folge gehabt hätte, dass ὥσπερ ἀπὸ τῶν λειμώνων dann gegeben werden musste — *gleich einer Wiese*, wodurch, man lese nur oben das Ganze in einem Zuge, eine gänzliche Entstellung des Bildes entsteht und die Sprache zu einer Wiese wird. Auch hätten wir λειμῶνες als Pluralis nicht vernachlässigt, und statt der alltäglichen *Wiese* lieber *Matten* oder *Aue* gesetzt. Die Schönheit eines Gemäldes hängt auch mit von der Wahl passender Farben ab. Dass endlich λειμῶνες, ausgestattet mit dem Beywort εὐωδέστατοι, nicht als *anmuthige*, *blüthenreiche* erscheinen können, würde schon jedes Wörterbuch lehren, wenn auch nicht noch die Logik *wohlriechend*, *lieblich duftend* verlangte. Man sieht ja, dass es hier um eine Weide des Geruchssinnes zu thun ist und nicht der Augen, die mit Duft und Wehen (αὔρα) nichts zu schaffen haben. Nachträglich ist noch zu bemerken, dass von den beiden, dem ἐπιτρέχει beygesellten Umstandswörtchen ἠρέμα und λεληθότως das zweyte, statt *heimlich*, *verstohlen*, *leise* und dergl., ganz unlexikalisch und sinnwidrig durch *absichtslos* verdeutscht ist. Versuchen wir nun das an dieser schönen Stelle begangene Unrecht unmasgeblich also wieder gut zu machen: „Leise und unvermerkt setzt sich der Schimmel und das Moos des Alterthüm-

lichen an sie an und giebt ihr etwas Frisches, Grünendes und eine Blüthe voll Schönheit, und wie aus den wohlduftendsten Matten strömt von ihr aus ein liebliches Wehen". Wir haben, der Natur getreu, *Schimmel* gesetzt, weil an manchen Körpern dieser, sowie *Moos*, den abstracten Begriff des Altseyns versinnlicht. Wortgetreuer wäre *Wolle* oder eigentlich *Flaum* gewesen, wenn nur nicht dadurch an das Keimen am jugendlichen Kinn erinnert würde. Wer, wie wir an Hn. *Bs. Rost*, an unserem *Schimmel* ästhetischen Anstoss nimmt, der lasse das Bild fallen und setze dafür *Anflug*. Das bisherige schöne Gemälde nun vollendet der Kunstrichter durch folgenden Zug: καὶ οὔτε τὸ λιγυρὸν ἔοικεν ἐμφαίνειν καλὸν οὔτε τὸ κομψὸν θεατρικόν — was Hr. *B.*, mit einem vollen und frischen Satz auftretend und auf die letzte Stufe der Klimax sich erhebend, also giebt: — Selbst (?) *seine* Fülle von Worten (?) erscheint dann nicht als Geschwätz und das Gekünstelte (?) nicht als eitler Prunk. — Hier erscheint Plato, der so eben mit schönen Vorzügen ausgestattet war, auf einmal beladen mit dem Vorwurf der Fülle von Worten und des Gekünstelten, denn das *sein* setzt etwas an ihm Vorhandenes voraus. Um den gewaltigen Verstoss, der hier gegen den Gedankengang geschehen, nachzuweisen, rücken wir eine Stelle ein, die dem mit ὅ τε χνοῦς beginnenden Satz unmittelbar vorangeht, die wir aber dort nicht berührt haben, weil sie hier ihren Dienst leisten konnte. Sie lautet — τήν τε κοινότητα διώκει τῶν ὀνομάτων καὶ τὴν σαφήνειαν ἀσκεῖ, πάσης ὑπεριδοῦσα κατασκευῆς ἐπιθέτου. Kann ein Kunstrichter, fragen wir Hn. *B.*, wenn er am Eingange seiner Charakteristik der Platonischen Sprache ihr Verfahren, wie hier geschieht, schildert, ihr dann am Schlusse Fülle von Worten und Gekünsteltes zuschreiben? Dieser Widerspruch hätte Hn. *B.* auffallen und ihn zu genauem Achten auf das Grammatische des von ihm missverstandenen Satzes veranlassen sollen. Diess ist aber nicht geschehen; er nahm τὸ λιγυρὸν καὶ τὸ κομψὸν fälschlich für den *Nominativus* und ἐμφαίνειν in intransitiver Bedeutung. Nun herrscht aber durch die ganze Charakteristik hindurch die Sprache als handelndes Subject; daher ist ἔοικε so viel als δῆλα oder φανερά ἐστι, was dann, mit dem activen ἐμφαίνειν verbunden, in gräcisirendem Latein lautet — *manifesta est ostendere* oder *prae se ferre*, und auf deutsch worttreu — „man sieht, sie zeigt oder legt an Tag." Das Object οὔτε τὸ λιγυρὸν καλόν, οὔτε τὸ κομψὸν θεατρικόν fällt dann als Accus. von selbst in die Augen. Nachdem der Gedankenwiderspruch gehoben, kommt die Reihe an eine lexikalische Sünde. Wie war es möglich, in den beiden Objecten *Wortfülle* und *Gekünsteltes* zu finden, da doch *tönendes Geschwätz* und *auf Prunk angelegter Schmuck* der einzig wahre Wortsinn ist? Endlich scheint Hn. *B.*, weil er *seine* Fülle und *das* Gekünstelte schrieb, der bestimmte Artikel τὸ vor beiden Substantiven hier von Gewicht gewesen zu seyn. Der Grieche freylich lässt in der ästhetisch-kritischen Sprache die Fehler und Tugenden der Schreibart als etwas Bestimmtes und in dem allgemeinen Gefühl seiner Nation schon *a priori* Haftendes auftreten, und sagt z. B. von einem Schriftsteller διώκει τὴν κοινότητα, ἀσκεῖ τὴν σαφήνειαν und wie in obiger Stelle ἐμφαίνει τὸ λιγυρὸν, καλὸν etc.; der Deutsche aber lässt in solchen Fällen Unbestimmtheit walten und sagt nicht — er strebt nach *der* Allgemeinheit — ist bemüht um *die* Deutlichkeit — lässt *das* Geschwätz wahrnehmen. Die verfehlte Stelle muss also verbessert werden: „und es ist sichtbar, dass sie weder (ein) tönendes Geschwätz noch (einen) prunkvollen Schmuck an den Tag legt." Das bisherige Lob der Platonischen Sprache, so lange sie auf τὸ ἰσχνὸν καὶ ἀφελὲς καὶ ἀποίητον ausgeht, springt nun bey einer anderen Richtung derselben in scharfen Tadel um: ὅταν δὲ εἰς τὴν περιττολογίαν καὶ τὸ κάλλιον εἰπεῖν ἄμετρον ὁρμὴν λάβῃ, πολλῷ χείρων ἑαυτῆς γίνεται — „*ergreift* ihn aber *ein* ungemessenes *Streben*, sich *reich* und schön auszudrücken, dann sinkt er unter sich selbst herab." Hätte Hr. *B.* die Platonische Sprache als handelndes Subject festgehalten, so wäre das schön bildliche ὁρμὴν λάβῃ *sie nimmt einen Anlauf* nicht verloren gegangen. Περιττολογία, als *Reichthum* der Sprache, ist an sich schon lexikalisch unrichtig und hier noch viel weniger passend, wo es als Gegensatz der als ἰσχνὴ καὶ ἀφελὴς charakterisirten Sprache erscheint; richtiger also, — eine affectirte, auf Prunk ausgehende Sprache. Die Ursache des Herabsinkens unter sich selbst folgt gleich darauf — καὶ γὰρ ἀηδεστέρα τῆς ἑτέρας καὶ παχυτέρα φαίνεται — *dann* erscheint er *unlieblicher* und *unzarter*. Hier ist die Causalpartikel καὶ γὰρ *denn* in *dann* verdreht. Was haben die Comparative im Deutschen für einen Vergleichungspunct, wenn die Uebersetzung τῆς ἑτέρας auslässt? Die beiden Epitheta sind als *unlieblich* und *unzart* nicht im Sinne des Schriftstellers; er will ἀηδὴς als *widerlich*, *unangenehm* und παχὺς als *plump*, *unförmlich* verstanden wissen. Es muss daher diese Stelle also lauten: denn *in Vergleich* mit der anderen ist sie unangenehm und plump. Auf diese Weise ist auch die Gedankenschiefheit der Urschrift gehoben. Denn wenn es da heisst — sie ist unangenehmer und plumper als die andere, so erscheint diese als ebenfalls an diesen Fehlern leidend, aber nur in geringerem Grade, was aber der vorhergehenden Charakteristik ganz widerspricht. Der nächste Satz lautet — μελαίνει τε τὸ σαφὲς καὶ ζόφῳ ποιεῖ παραπλήσιον — „das Klare verdunkelt sich und wird in Nebel gehüllt". Hier ist wieder das Handeln der Sprache nicht sichtbar und auch das ποιεῖν παραπλήσιον ungenau wiedergegeben; besser also: „sie verdunkelt das Klare und macht es fast zu Nebel oder nebelähnlich." Ferner ἕλκει τε μακρὰν ἀποτείνουσα τὸν νοῦν, συστρέψαι δέον ἐν ὀνόμασιν ὀλίγοις· ἐκχεῖται δ' εἰς ἀπειροκάλους περιφράσεις, πλοῦτον ὀνομάτων ἐπιδεικνυμένη κενόν. Nach Hn. *B.*: „Gedanken, die in wenig Worten ausgedrückt (?) werden konnten (?), spinnt er weit aus, und erschöpft (?) sich in geschmacklosen Umschreibungen, um (?) einen Reichthum an Worten aus Eitelkeit (???) zur Schau zu stellen." Wie viele Verstösse in einem so kleinen Raum! Wer wird das technisch-bildliche συστρέψαι, *concentriren*, *zusammendrängen*, matt und dürr durch *ausdrücken* wiedergeben, zumal da es, je nach der Interpunction, der handgreifliche Gegensatz entweder von ἕλκειν oder ἐκχεῖσθαι ist? In δέον liegt nicht *kann*, sondern *muss*; in ἐκχεῖται wird niemand ein *sich erschöpfen*, sondern

ein *ſich ergieſsen* erblicken. Und was ſoll man zu *wie aus Eitelkeit* ſagen, da doch ein *leerer*, *gehaltloſer* Wortreichthum gemeint iſt? Jetzt ein Wort über die Stellung des Satzes *συστρέψαι δέον*. Bekanntlich iſt die gegenwärtige Charakteriſtik der Platoniſchen Sprache von Dionyſius ganz wörtlich aus dem Sendſchreiben an Pompejus über Plato von Cap. 2 an in unſere Stelle übergetragen worden. Dort ſind die Redeſätze alſo interpungirt: ἕλκει τε μακρὸν ἀποτείνουσα τὸν νοῦν· συστρέψαι δὲ δέον ἐν ὀλίγοις ὀνόμασιν, ἐκχεῖται εἰς ἀπειροκάλους περιφράσεις. *etc.* Man ſieht, συστρέψαι δέον mit eingeſchobenem δὲ iſt hier in Bezug gebracht mit ἐκχεῖται; woraus dann das richtige Gedankenverhältniſs hervorgeht: „da aber, wo Zuſammendrängen erfodert wird, ergieſst ſie ſich in Umſchreibungen.“ Daſs Hr. *B.* dieſe Interpunction nicht beachtet hat, darüber dürfen wir nicht mit ihm rechten, wohl aber darüber, daſs er dem Satz — ἕλκει μακρὸν ἀποτείνουσα τὸν νοῦν nicht ſein Recht hat wiederfahren laſſen. Er nimmt ἕλκει in activer Bedeutung, und verbindet es mit τὸν νοῦν, woraus dann ſeine Verdeutſchung: „er oder ſie ſpinnt den Gedanken aus“ ganz unbeſorgt entſtand. Welcher mit einigem Sprachſinn Begabte aber wird dem ἕλκειν dieſe Bedeutung zugeſtehen oder, was noch mehr iſt, die Möglichkeit ſehen, daſs ἕλκειν ſich je mit τὸν νοῦν beyſammen finden und überhaupt irgend eine Bedeutung in ſich enthalten könne? Dazu kommt noch, daſs μακρὸν ἀποτείνουσα ohne ſein unerläſsliches Object, das ihm in τὸν νοῦν ſchon durch die Stellung vom Schriftſteller zugedacht iſt, bloſs als ein adverbialiſcher Beyläufer von ἕλκει erſcheint, und zu einem ungereimten Pleonasmus wird. Was iſt aber, fragt ſich jetzt, das nun allein ſtehende und von τὸν νοῦν abzuſchneidende ἕλκει? Nichts Anderes, als ein *Verb. intranſit.*, das als *Terminus technicus* denjenigen Fehler in der Rede bezeichnet, wo man ihr vorwirft — ſie *ſchleppt*, oder ſie *iſt ſchleppend*, ganz ähnlich dem franzöſiſchen *trainer* oder dem engliſchen *to trait.* Der Sinn unſerer Stelle wäre demnach: „ſie ſchleppt (iſt ſchlaff, breit) dadurch, daſs ſie den Gedanken weit ausdehnt.“ Der gleich darauf folgende Satz endlich — ὑπεριδοῦσά τε τῶν κυρίων καὶ ἐν τῇ κοινῇ χρήσει κειμένων, τὰ πεποιημένα ζητεῖ καὶ ξένα καὶ ἀρχαιοπρεπῆ — lautet: „der *Gebrauch* üblicher (?) und ſchlichter (?) Wörter *wird vermieden*, und ſelbſt gebildete fremde (?) und alterthümliche *erſetzen ihre Stelle.*“ Hier iſt die Vernachläſſigung der Lebhaftigkeit des Ausdrucks und das Miſsverſtehen einzelner Worte doch ein wenig zu weit getrieben. Erſtlich ſind τὰ κύρια nicht *übliche*, ſondern *eigenthümliche* im Gegenſatz der metaphoriſchen Wörter; dann bedeuten τὰ ἐν κ. χ. κείμενα nicht *ſchlichte* (ἀφελῆ), ſondern *allgemein gebräuchliche*; ferner ſind ξένα nicht *fremde*, d. h. aus der Fremde entlehnte, ſondern *ungewöhnliche*, *auffallende*, oder allenfalls *fremdartige*; endlich muſs den Verbis ὑπεριδοῦσα ζητεῖ ihr lebhafter Ausdruck alſo erhalten werden: „indem ſie (Platos Sprache) verſchmäht — geht ſie aus auf — oder ſieht ſie ſich um nach —. Solche Farben, die dem Stile einen lieblichen Glanz verleihen, dürfen nicht durch Umgeſtaltung in abſtracte Ausdrücke verwiſcht werden. — Gerne möchten wir unſere Bemerkungen noch weiter fortſetzen, aber der ſchon verbrauchte Raum gebietet Stillſtand. Wir haben die Verdeutſchung einer ausgezeichneten äſthetiſch-kritiſchen Schrift des griechiſchen Alterthums vorzüglich auch deſshalb mit Genauigkeit und Sorgfalt beurtheilt, um den würdigen Vf. derſelben aufzumuntern, daſs er mit dieſem ſo lehrreichen Schriftſteller, der zum Gefühl der formellen Schönheiten der griechiſchen Redner, die von Manchen, leider böotiſch genug! überſehen werden, ein ſicherer Führer iſt, ſich noch vertrauter mache, und dann durch Aufſchlieſsung ſeiner Schätze der ſtudirenden Jugend nützlich werde. Vor mehr als drey Jahrzehnden hat *Fried. Schlegel* die Verdeutſchung einer ähnlichen Schrift des Dionyſius, der Charakteriſtik des Iſokrates, verſucht. Die Perfectibilität auch dieſer Arbeit mag ein Beweis ihrer Schwierigkeit ſeyn, und kann Hn. *B.* beruhigen und entſchuldigen, wenn wir der ſeinigen ein wohlmeinender *Quinctilius* waren, und hie und da ein *atrum transverſo calamo ſignum* angebracht haben.

Ueber die zweyte, unter No. 2 aufgeführte Schrift können wir uns kürzer faſſen. Der Vf. beabſichtigt eine vollſtändige Literatur des Demoſthenes, welche den jungen Leſer auf das Studium der Werke des groſsen Redners vorbereiten, dem Literator eine bequeme Ueberſicht aller literariſchen Leiſtungen über denſelben gewähren, zugleich aber, bey allem Reichthume dieſes Apparats, Sachkundige auf die Lücken hinweiſen ſoll, welche auch hier noch ausgefüllt werden können. Man muſs mit verdientem Lobe die Richtigkeit und Sicherheit dieſer Mittheilungen anerkennen; auch die Vollſtändigkeit iſt groſs und doppelt lobenswerth bey einem Manne, deſſen Amtsgeſchäfte ganz verſchiedener Art ſind, und deſſen Wohnort nicht die Bequemlichkeit groſser Bibliotheken in dieſem Fache darbietet. Deſshalb bittet auch der würdige Vf. in der Vorrede die Literatoren, durch öffentliche oder Privat-Mittheilungen zu der Vervollkommnung ſeiner Schrift mitzuwirken; und da er von ſolchen Beyträgen in der Fortſetzung Gebrauch machen und die nöthigen Ergänzungen beybringen will, ſo halten wir die Privatmittheilungen für angemeſſener, als öffentliche in gelehrten Blättern, aus deren Winkeln doch gewiſs nur Wenige die Supplemente zuſammentragen, und dem Werke an gehörigem Ort einſchalten werden. In welchem Umfange, und nach welch' einem gutgeordneten Plane der Vf. dieſe Literatur verarbeitet habe, wird ſchon eine kurze Ueberſicht des Inhalts lehren. Nachdem der Vf. von den Quellen für das Leben des Demoſthenes gehandelt hat, gehet er fort zur Angabe und Würdigung der Schriften, welche den Demoſthenes als Menſchen und Staatsbürger, als Redner und Schriftſteller ſchildern. Dann folgt die Aufzählung der vorhandenen Schriften deſſelben, der Scholien, der Inhaltsanzeigen; hierauf von den Handſchriften, von den Ausgaben, von den Ueberſetzungen, und endlich von den Erläuterungsſchriften zu Demoſthenes Werken.

Redlicher Fleiſs, verſtändige Sichtung und planmäſsige Ordnung des reichen Stoffes ſind überall in dieſer Schrift ſichtbar, welche auch ein anſtändiges Aeuſseres empfiehlt.

C. J. et Bdf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wiesbaden, b. Schellenberg: *Vermischte Schriften*, von *J. Weitzel*. 1820. I Bd. XXVI u. 399 S. II Bd. XXIV u. 405 S. III Bd. XXVI u. 402 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

In der gegenwärtigen Zeit, bemerkt der scharf beobachtende und überall von den edelsten Grundsätzen geleitete Vf. Vorr. S. IV, mag es eben so verdienstlich seyn, der öffentlichen Sache durch Schrift und Rede, als durch die That zu dienen. Das Wort ist That geworden. Es kommt jetzt ungleich mehr darauf an, welche Meinung im Volke herrschend umläuft, und welche Ansichten und Grundsätze sich bey der Mehrheit geltend machen, als ob einige Schlachten und Treffen gewonnen oder verloren werden, und ob ein Hof diesen oder jenen Entwurf unterstützt" u. s. w. Und wenn man den Geist der Gegenwart und das, was in ihr geschehen muss, um nicht thöricht auf eine glückliche Zukunft zu hoffen, richtig zu beurtheilen versteht; wenn man es begreift, dass, damit es besser werde, das Volk, das jetzt in so zahllose, sich durch ihre Einseitigkeit nicht minder, als durch ihre übertriebenen Ansprüche bestreitende Interessen gespaltet ist, über das zeitgemäss Rechte verständigt, kurz dass der Volksgeist geweckt und veredelt werden müsse: so wird man, nachdem die äussere Freyheit errungen, die politische Ordnung gesichert ist, nicht nur die Ansicht des Vf. theilen, sondern auch das, woran er im Verfolg der Darstellung derselben für Fürsten und Volk und um so eindringlicher mahnt, je mehr sich sein Wort nicht bloss auf die Lieblings-Ideen der Zeit, sondern auch auf die lehrreichsten Thatsachen der Geschichte stützt, ein Wort zu seiner Zeit nennen, dem man die allgemeinste Beherzigung wünschen muss.

Diese Anerkennung verdient gleich und besonders der *I Band*, „*der heilige Bund*" überschrieben. Der Vf. bittet — für Rec. hätte es dessen nicht bedurft — das Buch nicht nach der Sprache und dem Inhalte einzelner Stellen, sondern nach dem Geiste, der in dem Ganzen lebt, zu beurtheilen, und erklärt sich ausdrücklich gegen die etwaige Vermuthung, „dass er bey diesem Titel an die grosse Verbindung der christlichen Mächte gedacht habe"; mit dem beweisenden Umstande, dass schon im J. 1805, unter seinem Namen, ein Theil der gegenwärtigen Schrift erschienen sey, in welchem die Vereinigung, die auch hier mit gleichen Mitteln zu gleichem Zwecke dargestellt wird, der *unsichtbare* Bund und der *heilige* heisst. Was Hn. *W*. zu dieser Protestation vermochte, warum er fürchtete, dass jener Titel Unverständigen und Uebelgesinnten zu Missdeutungen Anlass geben könne, kann wenigstens Rec. nicht ersehen. Was derselbe mit dem *heiligen Bunde* wolle, erklärt er selbst am Schluss der ihm gewidmeten Schrift S. 398: „Alle Menschen, die für das Beste der Menschheit wirken, und sich ihr und der Sache ihres Vaterlandes grossmüthig weihen, so weit auch die Zeit und der Raum den Kreis ihrer Thätigkeit aus einander wirft, sind Brüder eines *grossen unsichtbaren Bundes*; sie gehören einander an, ohne sich zu kennen, sie wirken alle für *einen* grossen Zweck. Ueber dem weiten Grabe, das die untergegangenen Völker und Geschlechter bedeckt, stehen sie aufrecht, unvergänglich unter dem Vergänglichen. Durch das, was der Mensch thut, ist er unsterblich." Der Standpunct, von welchem aus Hr. *W*. über die in das Bereich seiner Reflexionen fallenden Gegenstände spricht, ist so gut gewählt, die Ansichten, welche er ausspricht, und zwar in der Form eines Tagebuchs, durch sehr glücklich gewählte Situationen, treffend charakterisirte Personen, die redend oder handelnd auftreten, zeugen von so geläuterten und bewährten Grundsätzen, die Resultate, die er gewinnt, entsprechen so der sich selbst bewussten Vernunft und dem unverdorbenen sittlichen Gefühl, dass Rec. das Publicum warnen muss, sich durch die scheinbar *alte* Idee nicht von der Lectüre dieser Darstellung abschrecken zu lassen. Wir verweisen zur Unterstützung unseres Urtheils zunächst auf eine Stelle in der Rede, welche der Vf. in einer Versammlung des mitten unter dem Toben des Revolutionskrieges sich bildenden Bundes gehalten werden lässt S. 116. So freymüthig er sich gegen das dogmatische System der Staatslehre, wenn sie *nur* im Herkommen das Heil der Völker sucht, in diesen und anderen Stellen erklärt, so entschieden spricht er sich zu gleicher Zeit gegen den Traum der Volksherrschaft aus, und gelungen unter anderen muss man die Vertheidigung nennen, worin der gemässigte *Nanteville* den vom Freyheits- und Gleichheits-Schwindel ergriffenen *Herlot* zu belehren sucht. S. 277. Das Ideal der Staatsverfassung, dem das Wort geredet wird, ist sehr grossartig, und Rec. freut sich, in dem Vf.

einen Geistesverwandten zu finden, der gleiche Ansichten mit ihm theilt, die die Besseren zwar gewiss nie *força partout* einzuführen, wohl aber durch überzeugendes Wort, durch Gründe der Vernunft zu rechtfertigen und zu empfehlen, und so durch die Wissenschaft in das Leben zu leiten suchen werden, auf dass sie, wenn einst die Zeit der natürlichen Reife gekommen seyn wird, in schöner Blüthe und Frucht das auch für sie reif gewordene Geschlecht erquicke. S. 165. S. 293 verbreitet sich der Vf. noch weiter über seine Ansicht. Der Nothstaat soll ein Vernunftstaat werden. Revolutionen kann nur durch Reformen vorgebeugt werden. — Durch Wahrheit und Recht können wir allein uns retten; durch Lüge und Gewaltthat müssen wir untergehen. S. 295. Vor Allem aber ist (S. 301) dahin zu sehen, dass der Mensch mit dem Wahren, Guten und Rechten bekannt gemacht, ihm Achtung und Liebe dafür eingeflösst und er so in den Stand gesetzt werde, jenes zu wollen, dieses zu lieben, und das letzte zu thun. „Vor Allem müsste man demnach auf den Menschen durch Bildung, Unterricht, Erziehung, Religion, Beyspiel, Lehre und zweckmässige Institutionen wirken, bis man auf diesem Wege, dem kürzesten und zuverlässigsten, sich einer gesunden Mehrheit versichert hätte." Zu diesem Zwecke (S. 304) sollen sich in allerley Volk und Zeit die Edelsten, Besten vereinen, und mit Schlangen-Klugheit und Tauben-Einfalt, mit eben so viel Beharrlichkeit, als Milde und Liebe, jeder in seinem Kreise und Berufe wirken. Wie bereits bemerklich gemacht, hat es nie noch, seit der Mensch sich selbst verstehen lernte, an einem sochen *Bunde* gefehlt, und es wird ein solcher auch so lange fortbestehen und wirken, als das menschliche Geschlecht ein menschliches, d. h. kein absolut böses werden kann und wird. So gross aber auch der Gewinn war und ist, welchen die Völker durch Verbreitung der Wahrheit, der, so bald wir sie erkennen, kein menschlicher Geist mit Besonnenheit widerstehen kann, der Natur der Sache gemäss ziehen können und müssen; so viel für die Menschheit und ihr wahres Glück davon abhängt, dass zumal in unserer zum Selbstbewusstseyn der Vernunft gekommenen Generation durch Lehre auf sie gewirkt werde, und wie sehr daher zu wünschen ist, dass man die Bestrebungen zur Unterweisung verdoppele, ohne ein zeitgemässes Fortbilden der äusseren Formen, ohne ein kräftiges Mitwirken der legalen Macht auf das Moralische im Menschen werden die Fortschritte immer nur langsam und unsicher seyn. Man muss nicht Alles weder von den Regierungen allein, noch von den Regierten allein, sondern nur von *Beiden* zugleich das gewünschte Heil erwarten. Beide aber werden auch erst dann, von keiner äusseren Form gehemmt, das, was sie seyn sollen, seyn können, wenn das höhere Wesen des Staates anerkannt seyn wird. Diess ist denn wohl auch die Ansicht des Vfs., mit welcher er im Wesentlichen mit der Meinung des Hn. *Fries* in seinem *Julius und Evagoras* u. s. w., wie mit dem Glauben jedes Weisen und Menschenfreundes, zusammentrifft. Was der Vf. über den Selbstmord sagt, ist nicht nur ungenügend, sondern auch besonders, wenn er denselben auch da, wo es ein höheres [moralisches] Gut, als das Leben, gilt, zu rechtfertigen *scheint*, der Missdeutung ausgesetzt. Wenn das Leben die erste Bedingung unserer Wirksamkeit im Leben ist, und wir zu kurzsichtig sind, um in irgend einem gegebenen Fall mit untrüglicher Bestimmtheit zu wissen, dass wir nichts mehr mit wahrer Ehre werden nützen können, überhaupt auch eine absolute Schändung unserer Ehre, ein wirkliches Berauben unserer Würde, die wir wirklich besitzen, moralisch unmöglich ist, und daraus, dass wir von der Vorsehung ohne unsere vorausgegangene Einwilligung, welche die Weltregierung Gottes, der wir uns in Demuth unterwerfen sollen, voraussetzen darf und muss, in's Leben gerufen worden sind, kein Recht folgt, über unser Leben zu verfügen: so läst sich durchaus kein Fall denken, wo der Selbstmord Pflicht und Tugend, oder wenigstens erlaubt wäre. Das Heroische, das der Selbstmord um grossartiger Zwecke willen und im Enthusiasmus an sich trägt, verschwindet bey einer ruhigeren Erwägung und moralischen Beurtheilung jener Fälle; und nie wird man vom Selbstmörder den Vorwurf der Schwäche ablehnen, der in der richtigen Ansicht liegt: leichter sey, dem Leben schnell ein Ende zu machen, als unter einem widrigen Verhängniss auszuharren. Vergl. das Geständniss *Napoleons* III. Bd. S. 182 f. S. 198 f.

Der *II Band* enthält 1) mehr eine Rhapsodie *über den Reiz der Neuheit*, welche mehr verspricht, als leistet. Zwar bemerkt Hr. *W.*, man habe über das Neue noch kein befriedigendes Werk, und er selbst würde sich vielleicht an eine gründlichere Untersuchung dieses Gegenstandes gewagt haben, wenn nicht eine Erörterung des Neuen für ihn über Nacht den Reiz der Neuheit verloren hätte. Allein, wenn man nur über das und nur dann schreiben und denken könnte, was und wenn es eben uns afficirt: so würde man auch über das Erhabene, Schöne u. s. w. der Reflexion unmächtig seyn. Uebrigens finden sich für denjenigen, der diesen Gegenstand bearbeiten wollte, hier manche brauchbare Winke, Ansichten und Notizen. — 2) *Der Tod des Pythagoras*, S. 39 — 62, ist eine recht gut gehaltene Schilderung, durchwebt von treffenden Bemerkungen aus dem Leben für das Leben, z. B. S. 57: Die Menschen können im Allgemeinen gut seyn, und doch geschieht das Böse, weil sie nur die passive Tugend haben" u. s. w. S. 58. „Nie fehlt es dem Menschen an Gründen zu unterlassen, was er nicht thun mag, ändert er aber seinen Willen, dann verändern sich auch alle diese Gründe in eben so viele Gegengründe" u. s. w. 3) *Roland und Hildegarde, oder die Liebe* S. 63 — 78. Eine recht artige Erzählung. 4) *Panthea oder die Treue* S. 79 — 96. Soll den moralischen Satz veranschaulichen: den schönsten und grössten Sieg erkämpft der Mensch über sich selbst. Der tragische Schluss der Scene zeigt inzwischen, dass Panthea nicht Kraft genug fühlte, den Schmerz über des Gemahls Tod zu tragen. — 5) *Briefe aus der Stadt* S. 97 — 168.

2) *Ueber die Briefe aus der Stadt.* An Hn. Prof. *Neeb* S. 169 — 197. 3) *Briefe vom Lande* S. 198 — 218. Eine unterhaltende Episode, in welcher die Geifsel humoristischer Satire oft nicht ohne Glück geschwungen wird. 4) *Emil und Theodor*, ein Gespräch. Es verbreitet sich über ernste Dinge in einer zwar die Untersuchung nicht weiter führenden Forschung, aber auf eine die Gegenstände mannichfach beleuchtende, verständigende, nicht selten an treffenden Winken reiche Weise. Z. B. läfst sich im *ersten* Gespräch (S. 244) die Behauptung, dafs die Bestimmung des Menschen nicht in der Befriedigung seiner natürlichen und eingebildeten Bedürfnisse bestehe, blofs bedingt aufstellen. „Der Mensch ist auch *sinnliches* Wesen, und in wie weit er solches ist, gehört auch die Befriedigung seiner Sinnlichkeit zu seiner Bestimmung. Ein blofs sinnliches Wesen würde seine ganze Bestimmung in der Befriedigung seiner Sinnlichkeit finden.“ Da aber der Mensch überdiefs ein „*moralisches*“ Wesen ist, d. h. da „die äufsere Welt noch in anderen Beziehungen mit ihm steht, als in wie weit sie angenehm oder unangenehm auf ihn wirkt“, und er im Collisionsfalle der Stimme des Gewissens folgen soll: so ergiebt sich S. 245 das Axiom: „Der Staat mufs seine Verfassung und Gesetzgebung der Bestimmung des Menschen unterordnen“. Die Bestimmung des Menschen findet sich S. 246 in seinen *drey* verschiedenen Naturen: der *sinnlichen*, *moralischen*, und *intellectuellen*. Warum die letzte zuletzt in Anschlag gebracht wird, begreift Rec., der Tugend nicht anders als für die in's Leben getretene, vollführte Wahrheit erklären kann, durchaus nicht. Indem der Mensch (S. 245), da er durch einen stillschweigenden oder ausdrücklichen *Contract social* in den Staat tritt, gewisse Genüsse und Vorzüge vernünftigerweise nur darum aufgeben kann, um gröfsere, wenigstens gleiche dafür zu gewinnen (S. 247): so kann der Zweck des Staates kein anderer seyn, als, S. 278, „dem Menschen, als sinnlichem, moralischem und Verstandes- Wesen, die Erreichung seiner Bestimmung möglich zu machen und zu erleichtern.“ Daher folgern sich als Grundsätze: 1) der Staat mufs dem Menschen, als Sinnen-Wesen, die Möglichkeit der [freyen] Erwerbung des höchstmöglichen Grades von sinnlichem Wohlseyn sichern. 2) Die positive Gesetzgebung darf mit der moralischen des Menschen nicht im Widerspruche stehen, sondern vielmehr eine weitere Anwendung und Ausführung von dieser auf gegebene Fälle und bestimmte Gegenstände seyn. 3) Der Staat darf der Wirksamkeit des Menschen, so lange er nicht die Rechte Anderer kränkt, in seiner dreyfachen Beziehung keine Schranken setzen. Das *zweyte* Gespräch macht den Grundsatz der Moral: jeder Mensch ist ein Selbstzweck, in Anwendung auf Staat und Völker- Leben geltend, indem es mit siegreichen Gründen die Ansicht bekämpft, dafs die Gegenwart nur Bedeutung habe in der Zukunft und für sie, auf welche sie, als auf einen glücklicheren Zustand, vorbereite und einleite. Das *dritte* Gespräch führt die dort angesponnene, dafs wie das Individuum, so auch jedes Volk je nach den vorhandenen Bedingungen seine Lebensalter durchlaufe, weiter aus, und enthält viele vorzügliche Gedanken, z. B. S. 316 die Charakteristik des Kindesalters der Menschheit, S. 317 des Jünglingsalters, S. 318 des Mannesalters. Sehr wahr in vielem Betracht erinnert der Vf. S. 334 rügend: „Die Staatsökonomie ist die Grundlage der Regierungs- und Gesetzgebungs- Kunst geworden. Die Alten schätzten den Bürger; wir schätzen den Arbeiter. Jene bestimmten den Werth des Menschen nach dem, was er war; wir nach dem, was er besitzt. Ehemals war die Politik ein Zweig der Moral; später ist die Moral ein Theil der Politik geworden“ u. s. w. Bey dieser Ansicht der Gegenwart auf die Zukunft verweilt noch das *vierte* Gespräch, ja es geht noch weiter und beschwört Rom und Griechenland aus dem Grabe hervor, dafs sie unserem Volke den Untergang ankündigen, wenn es die ihm zu Gebote stehenden allerdings grofsen Mittel, demselben zu entgehen, nicht anwenden und gebrauchen werde. Hinsichtlich der landständischen Verfassung heifst es S. 380: „Das Recht, die Vertreter des Volks zu wählen, und es bey der Gesetzgebung zu vertreten, hängt von den Steuern ab, die wir bezahlen. Man mufs gestehen, dafs eine solche Anordnung die Menschheit ehrt, und ihre Rechte und Würde achtet, vorausgesetzt, dafs nur die reichen Leute Menschen sind, und nur das Vermögen Rechte und Würde giebt.“ Was der Vf. hingegen S. 390 über die todte Wissenschaftlichkeit unseres Volkes und unserer Zeit sagt, nach der wir S. 390 „weit entfernt, dafs uns fremde Thorheit klüger machte, durch fremde Weisheit sogar thöricht werden, so dafs wir bald Coriolan, bald Curtius, bald Phocion, bald Sokrates, bald Epikur, nur nicht wir selbst sind, und darum auch nicht, was wir seyn *sollten* und könnten“ u. s. w., verdient besonders von denen, welchen die Erziehung unserer edleren Jugend anvertraut ist, ernstlich beherziget zu werden. Nachdem Hr. *W.* sich über seine Ansicht, dafs der politische, sittliche, intellectuelle, religiöse und ökonomische Zustand der gebildeten Völker unseres Welttheils, der Zukunft wegen, nur zu gegründete Besorgnisse einflöfse, näher verbreitet, schlägt er, während Theodor, mit dem das Gespräch gepflogen wird, das beste Rettungsmittel in einer *Nationalrepräsentation* findet, wodurch die Regierungen ihre Gewalt vermehren und befestigen S. 398 f., in Berufung auf Roms Beyspiel S. 395 die Wahl *eines* unumschränkten Dictators vor, der mit der besten Einsicht den redlichsten Willen und die festeste Kraft verbindet, und das ganze Vertrauen des Volks besitzt. Sollen wir offen unsere Meinung mittheilen: so würden wir dem Dictator unsere Stimme nicht nur nicht geben, sondern auch auf das kräftigste gegen denselben protestiren. Denn abgesehen davon, dafs wir die Lage Europa's noch gar so gefahrvoll nicht halten, dafs man zu einem *Ultimatum* schreiten müfste, vielmehr gegen die Geister der Finsternifs, welche Verderben sinnend durch Palläste, Cabinette und Hütten schleichen, tausend Engel des Lichts siegreich kämpfen sehen, anderer Momente gar nicht zu gedenken: mit welchen verwirrenden Schwierig-

keiten würde bey der Zertheiltheit der öffentlichen Meinungen und politischen Interessen, auch wenn ein *solcher* Heiland zu finden wäre, die Wahl desselben verbunden seyn, ja durch dieselben vereitelt und eine grössere Zerspaltung, als vorher war, herbeygezogen und im besten Falle der Kranke wohl operirt, aber das Uebel nicht von Grund aus gehoben und geheilt werden! Rec. ist kein blinder Anbeter der repräsentativen Verfassung; er erkennt es an, dass die monarchische Regierung der Idee nach die vollkommenste ist, er leugnet nicht, dass unser Volk für eine Volksvertretung noch nicht, vielleicht noch lange nicht reif genug sey; er nimmt es nicht in Abrede, dass die Volksvertretung, so oft die selbst unverständige Gegnerin der Regierung, die Schritte derselben aufhalte; er giebt zu, dass S. 405 die Gewählten „den Ort ihrer Sitzungen oft zum Tummelplatz ihrer kleinlichen Leidenschaften machen, mehr für sich als ihre Committenten sprechen, ihrer Eitelkeit, verdächtiger Volksgunst und lärmendem Beyfallklatschen das Wohl des Staates, die Wahrheit und ihre Ueberzeugung opfern, und, sich in der glänzenden Entwickelung ihrer Talente gefallend, mit einem unendlichen Aufwande an Mitteln einen kleinen, oder keinen Zweck erreichen", u. s. w. Allein, dass, wenn das Volk mehr für diese Verfassung gereift [S. III. S. 128] ist, und sie sich noch völliger geordnet haben wird, die landständische Verfassung durch die Verbindung, welche dadurch zwischen Regierung und Volk vermittelt und erhalten wird, unter den nöthigen Modificationen und sonst fördernden Verhältnissen, unendlich viel dazu beytragen, ja das beste Mittel seyn kann und wird, (vergl. III. S. 52 f.) um, in wie weit diess Sache des Staates ist, die Abstellung derjenigen Uebel einzuleiten und immer mehr durchzuführen, in welchen Hr. *W.* mit Recht bedenkliche Zeichen der Zeit erblickt: diess liegt wohl zu offen, als dass es erst eines Beweises bedürfte. Freylich ein gesunder Volksgeist kann nur vom Geiste geboren werden; dafür aber muss der Staat mit der Kirche so zusammentreten, dass durch beider vereinte Kraft der Menschheit, des Volkes wahres Bestes durch äussere und sittliche Macht kräftig gefördert werde.

Im *III Bande* wirft der Vf. zunächst die alte, aber noch nicht veraltete Frage auf: *Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten?* S. 1—152, und gesteht S. 3 f. zu: „dass eine tiefe, gewaltsame Bewegung durch die beiden Hemisphären gehe" u. s. w. Was er S. 21 f. über Anzeichen der Revolution treffend sagt, gestattet keinen Auszug, S. 25. Der Vf. giebt zwar zu, dass unsere Zeit von Verrücktheit und Wahnsinn nicht frey sey, gesteht aber auch offen ein, dass ihrem Streben und Treiben doch auch Verstand und Gerechtigkeit zum Grunde liege. Die Zeit, in der es sich der Mensch gefallen liess, von Einzelnen oder auch von ganzen Classen als willenloses Wesen, als Sklave behandelt zu werden, ist vorüber, wie sie in jedem Volk einst noch vorübergehen muss, wenn der Mensch zum Bewusstseyn seiner Würde gelangt. Und wenn man S. 26 jetzt begriffen hat, dass der Staat eine Anstalt zum Besten aller Staatsgenossen sey — dass es kein Gesetz zum Besten des Staates geben könne, über das die Staatsgenossen, die über ihr Wohl und Wehe zu urtheilen befugt und berufen sind, sich nicht ausgesprochen haben — dass an des Staates Lasten Jeder nach dem Masse seiner Kräfte, und im Verhältniss der Vortheile trage, die er durch den Staat geniesst — dass die, welche die Kosten des Staatshaushaltes tragen, das Recht haben, sich von der Nothwendigkeit derselben zu überzeugen — dass zur Bekleidung von Stellen im Staate berufen werde, wer die nöthigen Eigenschaften hat — dass, wo von Auszeichnung und Belohnung die Rede ist, auch die Rede seyn müsse von Verdienst: so sind das doch wohl eben so gegründete Foderungen, als sich aus ihnen die Rechte und Grundsätze ergeben S. 27: Der Staat kennt nur Bürger und Staatsgenossen — das Volk muss zu den Gesetzen stimmen, und sich selbst vertreten — das Volk hat das Recht, durch seine Stellvertreter die Abgaben zu bewilligen, und über ihre Verwendung Rechenschaft zu fodern — das Volk ist vor demselben Richter gleich — hat gleiche Ansprüche auf Staatsämter — und Verdienstadel, wenn eine solche Auszeichnung bestehen soll. Auf das, was der Vf. S. 33 f. in Betracht derjenigen sagt, „die von Stolz, Vortheil oder anderen Leidenschaften bethört, diese Zeichen nicht erkennen, oder nicht verstehen, können wir hier blos verweisen. Unter der „*Volksstimme*" versteht der Vf. (S. 44) nicht die Meinung von Individuen, Parteyen, Ständen und einzelnen Völkern, sondern der Weisesten und Edelsten der Menschheit für *Menschlichkeit* [Humanität]. Die öffentliche Meinung hat sich erst in neuerer Zeit ausgebildet, und ist ein „hohes, dem Guten wohlthätiges und dem Bösen furchtbares Gericht, ein heiliger Areopag der Menschheit." Daher ist S. 47 „die *Freyheit der Presse* ein heiliges Recht der Menschheit, ohne die es keine Bürgschaft irgend eines Rechts oder einer Freyheit giebt." Als das sicherste und beste Mittel, die öffentliche Meinung und die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen, dient S. 52 „freye Volksvertretung". S. 82 ff. Die deutsche Nation, in so viele Völker und Staaten sie auch zerfallen möge, bedarf eines *Centralpunctes*, von dem die Leitung ihrer Thätigkeit nach Aussen und im Inneren in Beziehung aufs Ganze bestimmt wird. Jedes Volk lebe sein *eigenes* Volksleben, und suche das Trefflichste nach seiner Art und Einsicht zu erreichen. In allen Verhältnissen aber, die sich auf das *gesammte Vaterland* beziehen, in denen Deutschland als *ein* Staat dem Auslande gegenübersteht, oder für sein inneres Gedeihen wirken muss, herrsche die strengste Einheit; als tiefer, fester Grund eine Volksvertretung allenthalben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wiesbaden, b. Schellenberg: *Vermischte Schriften, von J. Weitzel.* I — III Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Napoleons Denkschrift. S. 153 — 194. *Dessen Ansicht der gegenwärtigen Weltlage*, aus Berichten von *Northumberland* S. 195 — 252, überschlagen wir, weil wir dieselbe als bekannt voraussetzen müssen, und bemerken bloss Hn. *W.s* treffendes Urtheil über Napoleon S. 150: „Er verdient weder die Vergötterung, noch die schmähliche Herabwürdigung seiner Zeitgenossen, die zu leicht vergessen, dass sie diese wenigstens mit ihm theilen" u. s. w.

Des Vfs. Abhandlung: *Ueber den gegenwärtigen Zustand von Europa*, womit er dieses Werk beschliesst, ist erst im September 1820 geschrieben, und man kann dieselbe nicht lesen, ohne sich zu der Bemerkung gedrungen zu fühlen, dass seine Ansichten durch die Zeit eines Theils zwar begründet, anderen Theils aber auch modificirt und geläutert worden sind. Zwar legt er auch hier der deutschen Bundesversammlung Manches, z. B. Willkührlichkeit gegen die zugestandene Landesrepräsentation, die aber doch wohl hin und wieder ihre Sphäre auch überschritten, und ein Einschreiten von Obenher nöthig gemacht hat, zur Last; aber er spricht zugleich auch ruhiger von den zuvor so lebhaft geschilderten Gefahren einer nahen Revolution, und gesteht S. 202 offen: dass der revolutionäre Geist unserer Zeit nichts Anderes sey, als „der Widerspruch, in dem die allgemeine Ueberzeugung, das Gefühl und die Einsicht der Mehrheit mit den positiven Gesetzen und Institutionen stehe." Inzwischen geht er doch auch hier wieder zu weit, wenn er behauptet, dass dieser Geist nur darum und dadurch ein böser werde, weil man ihn — nicht verstehe und unterdrücken wolle. Zwar nimmt der Vf., wie oben bemerkt, den Begriff von Volksmeinung in einem Sinne, der allerdings diess zu sagen zulässt; allein, dieser Begriff ist ein ideeller, und was die Edelsten und Besten, das heisst aber nichts Anderes, als: was die *Wenigsten* erkennen und wollen, ist noch nicht und eben darum nicht das, was *Alle* oder die *Mehrsten* erkennen und wollen, und was diesen — nütz und heilsam seyn möchte. Es giebt Perioden, wo der Mensch nach Rechten verlangt, ohne noch für den Besitz derselben durch die Fähigkeit, auch die ihnen entsprechenden Pflichten zu erfüllen, d. h. erfüllen zu können und zu wollen, reif und würdig zu seyn; eine solche Periode aber, deucht uns, lebt jetzt unser Volk, das wir gar zu leicht entweder zu idealisiren oder unter die Gebühr und die Wahrheit herabzusetzen versucht und verleitet werden; wir würden aber eben darum das Wohl desselben nicht minder durch ein schnelles Zugestehen der verlangten Rechte, als durch ein unbedingtes, hartes Verweigern derselben, übel berathen. Ueberdiess vertrauen wir unseres Orts hiebey der Weisheit der Regierungen mehr, als der Vf., der da meint, dass der Mensch selbst in der ernsten Schule der Erfahrung nie recht klug werde, für gut hält, weil der Geist der Intelligenz die unwiderstehliche Macht, die demselben der Vf. bey jeder Gelegenheit mit Recht vindicirt, nicht bloss über das Volk, sondern auch die Regierungen ausübt und wirklich ausgeübt hat, und immer ausüben wird, so dass er gleichmässig diese wie jene von denjenigen Meinungen frey macht, auf welchen die sich überlebt habenden Institutionen beruheten. Der Unterschied, der hier den guten Willen lähmend eintritt, ist allerdings bedeutend, weil dieselbe Intelligenz, welche für das Volk Rechte fodert, von den Regierungen das Zugeständniss derselben verlangt, und so persönliche und politische Interessen ins Spiel bringt, welche in demselben Masse, als sie das Volk zur Geltendmachung jener Ansprüche geneigt macht, die Regierung zur Verweigerung verleiten kann. Allein, wenn persönliche und politische Interessen den höheren Foderungen der Wahrheit und Gerechtigkeit um so mehr sich unterordnen, je lebendiger und stärker die Erkenntniss und das Gefühl derselben ist: so sehen wir nicht ab, was die Regierungen hindern und abhalten könnte, die von der Zeit angesprochenen Rechte in dem Masse mit Weisheit zuzugestehen, in welchem dieselbe dafür reif wird. — Dass auch hier manches beherzigungswerthe Wort sowohl für die, welche des Vfs. Ansichten theilen, als für die, bey denen diess nicht der Fall ist, sowie für Alle, die, auf welchem Posten immer stehend, thätig in das Leben der Zeitgenossen eingreifen, Beachtung verdiene, dürfen wir wohl nach den bisherigen Anführungen nicht erst versichern.

IX.

Lemgo, in der Meyer'schen Hofbuchhandlung: *Versuch einer Enthüllung der Räthsel des Men-*

schenlebens und Auferstehens. 1824. IV u. 55 S. 8. (4 gr.)

Was man hinter dieser Aufschrift eigentlich zu erwarten habe, darüber erklärt sich der anonyme Vf. schon im Vorwort. Er glaubt nämlich, dass man die Lehre von einer *Seelenwanderung* ohne hinreichenden Grund *antiquirt* habe. Denn wenn dieselbe auch in der Weise, wie die Alten sie darstellten, nicht vernunftbeständig erscheinen könne: so sey doch diess noch nicht hinreichend, sie als völlig unstatthaft zu erklären.

Allein der Vf. hat seinen Gegenstand um keinen Schritt weiter gebracht, als er bisher stand und wohl noch ferner stehen wird für Wesen, die, an die Erde gefesselt, eine höhere Geisterwelt wohl zu ahnen, aber nicht näher zu erkennen vermögen.

In dem *I Abschnitt* spricht er von *Gott* und der *Welt*, und das Wesentliche läuft darauf hinaus, dass er auf die *Analogie* der uns sicht- und erkennbaren Natur, nach dem Gesetz der Stetigkeit, den Schluss auf eine höhere, aus verschiedenen Classen bestehende Ordnung vernünftiger Geister zu gründen sucht. Inzwischen ist diess noch das Vernünftigste, was der Vf. über seinen Gegenstand sagt. Der *II Abschnitt* spricht über *den Menschen und sein Leben*; und, indem der Vf. den Schleier, der Zeit und Ewigkeit trennt, nicht zu lüften vermag: so vertieft er sich in leere *Träumereyen*, welche der Wachende — freylich dem in Halbschlummer Liegenden verzeihen muss. „Der Odem des Lebens, sagt er S. 25 ff., ist Gottes Hauch, und derselbe Gotteshauch, der das Thier und die Pflanze belebt [?], also ganz *ohne* Vernunft [??], welche sich erst *in* und *an* dem menschlichen Organismus entwickelt [???]. Denn nach Massgabe der verschiedenen Organisation, S. 26, gedeihet dieser göttliche Lebenshauch in der Pflanze zu einem vegetabilischen Leben [innerer Entwickelungskraft], in dem Thiere zu einem animalischen Leben [innerer Entwickelungskraft *mit* willkührlicher Bewegung]; eine dem Menschen materielle Organisation ist *so* construirt, dass sich, S. 27, darin, ausser jenem, auch ein *selbstständiges*, zur *Freyheit* führendes Leben bilden und entwickeln kann" u. s. w. Wenn aber wahr ist: In's Innere der Natur schaut kein erschaffener Geist! so fragt man wohl mit Recht: woher denn der Vf. die Offenbarung habe. Der Vf. protestirt gegen die Annahme der Alten, dass die Seelen in Thierkörper wandern, S. 29, aber er nimmt dafür eine Wanderung durch Menschenkörper an. Wie wenig er die Bibel versteht, und wie sehr er die seine Meinung scheinbar begünstigenden Stellen missbraucht, davon legt S. 33 f. mehrere Beyspiele dar. Selbst im Evangelium, sagt er, fehle es nicht an Andeutungen, dass der Mensch in verschiedenen Lebensläufen fortlebe Joh. 21, 22. 23. In *Luther* soll *Petrus* Geist wieder hervorgestiegen seyn, nach Matth. 16, 18, in *Petrus* aber *Abrahams* Geist, Matth. 19, 28. Joh. 8. 56. Wenn von dem Allen aber Christus und seine Apostel Nichts Bestimmtes geäussert haben, S. 35: so ist der Grund kein anderer, als dass Offenbarungen dieser Art damals theils noch nicht nöthig waren, theils noch nicht getragen werden konnten. [Warum nicht? War doch diese Lehre lange vor Christo vorhanden.] Diejenigen, welche sich für ältere und reifere Menschen erkannt hätten, würden hierauf ein Recht zur Herrschaft gegründet haben; [hätten sie diess nicht mit Recht gethan?] welch' ein Suchen würde nach manchen wichtigen Todten gewesen seyn! [Wenn aber des Vfs. Theorie richtig ist, wenn wirklich Moses, Elias u. s. w. wieder erscheinen, warum sollen wir sie nicht zu erkennen suchen?] Mit welchen träumerischen Einbildungen vormaliger Grösse würde Mancher in geringem Stande sich tragen! [Wenn aber der Mensch immer höhere Stufen der Vollkommenheit ersteigen soll: so darf er doch wohl nicht degradirt werden]. Was aber, S. 36, noch wichtiger ist: „wie viel gleichgültiger würde man gegen den Tod seyn, wenn man wüsste, dass ein anderer Lebenslauf *sogleich* folgte"! [Als ob nicht das Christenthum auch lehrte, dass wir Unsterblichkeit erwarten.]

Wenigstens etwas besser sind die vermeintlich *evidenten* [?] Beweise für das Dogma des Vfs., wiewohl er auch hier, wie es nicht anders seyn kann, seinen Gegnern die Waffen zum leichten Sieg in die Hände giebt. Ueberdiess, S. 40, müsste man eine eben so schnelle, als ungeheure Vermehrung der edelsten Geschöpfsarten annehmen, wenn es mit ihrer Bildung so geschwind gethan seyn könnte, was den Gesetzen der Natur, nach welchen jedes Geschöpf, je edler es ist, auch desto langsamer sich entwickelt, geradezu widerspricht. [Allein ist die ungeheure Vermehrung des Menschengeschlechts nicht bloss für den nach Zahlen rechnenden Menschen ungeheuer? Und läst sich der Glaube an eine unendliche Perfectibilität des Menschen nicht viel würdiger mit dem Glauben an einen Hinübertritt des scheidenden Geistes in höhere Weltordnungen vereinigen?] Indem der Vf. seine Hypothese, zu deren Rechtfertigung er aus leicht begreiflichen Gründen besonders auf Stellen der Apokalypse sich bezieht, noch durch einen Erfahrungsbeweis [?] zu stützen sucht, bemerkt er S. 44 ff.: dass ein Theil der Menschen schon seit *Jahrtausenden* in vielen Lebensläufen sich zu bilden Gelegenheit gehabt haben müsse, so wie, dass bisher noch immer *neue* Seelen hinzukommen, gehe daraus hervor, dass es Menschen gebe, welche sich durch eine solche Gewandheit des Verstandes, eine solche Stärke des Willens und eine so bestimmte Richtung des Gefühlsvermögens auszeichnen, dass die Erziehung nichts mehr an ihnen zu ändern, oder nur wenig zu beugen vermöge. Andere hingegen sind wie blöd- oder schwachsinnig, und ihre Geister gleichen noch unbeschriebenen Wachstafeln. [Wohlweislich appellirt der Vf. hier an keine Erinnerung.] Auch hierin, meint er in seiner Befangenheit, stimme die heil. Schrift, d. h. die Apokalypse 20, 5. 6, überein. Nach S. 45 und 46 sollte man sich fast versucht fühlen, den Vf. für einen Juden, oder vielmehr einen wieder auferstandenen Rabbinen zu halten.

Wenn man diese Data zusammenfasse — auf Widerlegung der dagegen gemachten Einwürfe läst sich nämlich der Vf. nicht ein —, so kann nach seiner Ansicht kein Zweifel zurückbleiben, dass der einzelne

Menſch ſeine Exiſtenz auf Erden, S. 48, keinesweges mit Einem Lebenslaufe vollende u. ſ. w., und er zeigt nun, um das Ganze noch *anſchaulicher* zu machen — woher er dieſe Offenbarung habe, braucht nämlich ein Apokalyptiker nicht erſt zu ſagen — in den III. *Reſultaten*, wie *viele* Perioden der Menſchengeiſt in den zu ſeiner Vollendung auf Erden erfoderlichen vielen tauſend Jahren durchlaufen müſſe, ehe er — wohl zu merken, daſs hier von der tröſtlichen moraliſchen Lehre des — *Pantheismus* die Rede iſt — in den Schooſs der Gottheit zurückkehrt. Es iſt kein Zweifel, daſs der Vf., unter deſſen Füſsen ſchon ſeither der Boden öfters gewaltig ſchwankte, als er zu dieſen Reſultaten ſchritt, in einen magnetiſchen Schlaf verſank, und nicht bloſs etwa in den dritten, ſondern ſelbſt den ſiebenten Himmel entzückt und entrückt, der Erde dieſe Offenbarungen herniederſandte. Obſchon ſolche Phantasmen nicht vor den Richterſtuhl der Kritik, ſondern in ein Krankenhaus gehören: ſo bilden ſie doch ein zu merkwürdiges Actenſtück unſerer Zeit, als daſs wir ſie hätten unbeachtet laſſen ſollen.

IX.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stuttgart, b. Hallberger: *Das tolle Jahr.* Hiſtoriſch romantiſches Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert von *Ludwig Bechſtein.* 1833. 8. 1ſter Band 344 S. 2ter Band 340 S. (3 Bände 4 Rthlr. 12 gr.)

Scenen aus dem unruhig bewegten Leben der Bürger Erfurts, die, halb Reichsſtädter, halb abhängig von Chur Mainz, von ihrer Freyheit ſeltener guten Gebrauch machten, als Miſsbrauch damit trieben, und faſt unaufhörlich mit Nachbarn und Obrigkeit in Händeln ſich befanden.

Der Vf. wählte zu einer Schilderung dieſer Zuſtände das Jahr 1509, in welchem ſich die ſchlimmen Folgen unbeſtimmter Verhältniſſe, leidenſchaftlicher, las Geſetzloſe liebender Geſinnung gar deutlich ausprechen. Wir verlaſſen die Stadt am Schluſs des 2ten ſandes in höchſter Aufregung, von inneren und äuſseen Feinden bedroht, unter der Gewalt der ſchwarzen ande, dem Auswurf des Pöbels. Muſterhaft betraen ſich als Geſammtheit die Studenten mit einer Bennenheit, die heut zu Tage nicht immer bey ihnen zu aden iſt, und auch damals nicht überall ihnen eigenümlich ſeyn mochte.

Der Träger der Erzählung, Oberwirrherr Kellner, Bürger tadelnswerth, als Menſch noch ſtraffälliger, ird durch die Rachſucht eines von ihm ſchwer bedigten Mannes, und durch allzu lockere Anſichten n den Verpflichtungen eines Rathsoberhaupts, zu rechten Handlungen verleitet, welche der aufrühreriien aufgereizten Maſſe einen Schein von Recht ge-, ihn einzukerkern, und auf Tod und Leben anlagen. Den letzten Stoſs ins Verderben giebt ihm natürlicher Sohn (nur der Leſer weiſs es, daſs er iſt), ein tückiſcher [illegible] enge Haft und Gew[illegible] [illegible] haben für ſeine wackere [illegible] ben, die liebliche Tochter, und deren [illegible], jeder Beziehung tüchtig, [illegible]

Auſser dieſer Familie werden wir mit einer zweyten [illegible] Millwitz, bekannt, auf welcher nicht die leiſeſten [illegible] haftet. Die Genrebilder aus ihrem häuslichen Leben ſind anmuthig, weder nachläſſig hingeworfen, noch überflüſſig ausgepinſelt; allein es gereicht ihnen dennoch zum Vorwurf, daſs ſie ohne alle Verbindung mit der Hauptgruppe ſtehen, neben ihr hingehen, nie mit ihr zu einer Compoſition ſich einen.

Mancher dürfte Anſpielungen auf Ereigniſſe und Meinungen unſerer Tage in dem Buche ſpüren. Wir wollen das nicht unbedingt zugeben, höchſtens eingeſtehen, daſs der Vf. in der treuen Schilderung einer Scene der Vorzeit ein warnendes Beyſpiel für Irrende, einſeitig Befangene der Jetztwelt aufſtellen wollte! Wie wahr iſts, wie tief zu beherzigen, wenn er ſagt: „Viele von denen, die ſo bereitwillig geſinnt ſind zur allgemeinen Bewaffnung, ſollten noch mit Schrecken erfahren, wohin es führen könne, das Volk zum Regenten zu machen; denn das Volk, nämlich der Pöbel, iſt ein wilder und grauſamer Regent, ſein Wahlſpruch iſt Frevel und Zuchtloſigkeit; ſeine Krone iſt Unordnung, ſein Scepter Willkühr, ſein Schwert iſt Mord; Kopf ab heiſst ſeine Gerechtigkeit, und Raſerey ſein Witz. Die Jungfrau Freyheit ſchändet dieſer Regent, und läſst ſie als Dirne Frechheit laufen. Mit dem Geſetz ſpielt er Fangball, und ſchlägt es mit der Peitſche Eigenwille in die Luft. Wenn dieſer Regent eine Puppe braucht, denn er iſt bisweilen ſehr kindiſch, weil er meiſt blödſinnig und unmündig iſt, obwohl er ſtets die Backen voll hat von ſeiner Mündigkeit, ſo nimmt er einen Mann, hängt ihm ein Hermelinmäntelchen um, giebt ihm Krone und Scepter, und nennt ihn König. Daſs aber ja ſolcher König ſich nicht beygehen läſst, regieren zu wollen, denn das iſt Sache des Regenten, ſonſt jagt er ihn gleich fort, und macht ſich ein anderes Spielzeug, doch will in ſeinen täppiſchen Händen keines lange halten."

Vir.

Dresden, b. Arnold: *Schriften von van der Velde.* Neunzehnter Band, oder *das Horoſkop.* Zweyte verbeſſerte Auflage. 1825. 166 S. 8. (21 gr.)

Nur Vergleichung mit der Geſtalt, in welcher zuerſt dieſe Geſchichte erſchien, könnte darthun, ob ſie in der jetzigen auch wirklich verbeſſert ſey, oder ob das Beſtreben, beſſer als gut zu ſeyn, ihr nicht etwa ſchadete. Ohne Parteylichkeit läſst ſich behaupten, ſie ſey gut, und vermuthen, auch in der That verbeſſert.

Ein Horoſkop muſs in der Poeſie immer in vollem Umfange Recht behalten. So ergrübelt denn auch in der Erzählung der alte Jeſuit das tragiſche Geſchick des jungen lieblichen Mädchens aus Sternen und Lineamenten aufs genaueſte, aber gleich der prophetiſchen Kaſſandra warnt er vergebens, das Unvermeidliche ge-

schieht, Trotz, Uebermuth, wilde Begierde und missverstandene Begriffe von väterlicher Gewalt auf der einen, von dem sanften und doch unzerreisslichen Bande der Liebe auf der anderen Seite führen, das Bedrohliche umgehend, mit raschen Schritten dem Abgrund zu. Es geschieht diess ohne Zwang und Verrenkungen; der gewaltsame Tod der jungen Verehlichten erscheint als Nothwendigkeit, nicht als theatralische Effectmacherey, er erschüttert, und rührt und versöhnt auch zugleich. Verständig sorgte der Vf. schon in der Anlage dafür, dass kein anderer als ein tragischer Ausgang zu erwarten war. — Mit Schärfe und Einsicht ist Heinrich IV von Frankreich gezeichnet, tapfer und verliebt, aufbrausend und übersprudelnd, ein treuer Freund seiner Freunde, wohlwollend und fröhlichen Temperaments, wie die treuherzigen Bearner, seine Landsleute. Mit wenigen Zügen, aber charakteristisch, ist die schöne buhlerische, ränke- und herrschsüchtige *Henriette d'Entragnes* abgeschildert; es lässt sich ahnen, wie viel sie dem guten Heinrich noch zu schaffen machen, und dass sie ihn zu lächerlichen und gefährlichen Thorheiten verleiten werde. Die Sitten der Zeit mehr als flüchtig zu entwerfen, gestattete der Raum nicht, dagegen wären kurze Noten, zum besseren Verständniss des Geschichtlichen in der Erzählung, ein wünschenswerthes, ja ein nothwendiges Erfodernis gewesen, und dass diese fehlen, ist das einzige Tadelnswürdige an dem Werkchen. Rt.

MAGDEBURG, b. Rubach: *Sammlung der ausgezeichnetesten humoristischen und komischen Romane des Auslandes* in neuen, zeitgemässen Bearbeitungen. 1stes Bändchen. *Peregrine Pickle*, von *G. T. Smollett*. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem biographisch-kritischen Ueberblick des Lebens und der Werke des Verfassers begleitet. Von *W. H. v. Vogt*. 1ster Theil. XXIV u. 168 S. 2tes Bändchen oder *Peregrine Pickle*. 2ter Theil. 216 S. 3tes Bändchen. *Peregrine Pickle*. 3ter Theil. 187 S. 4tes Bändchen. *Peregrine Pickle*, 4ter Theil. 192 S. 5tes Bändchen. *Peregrine Pickle* 5ter Theil. 203 S. 6stes Bändchen. *Geschichte des Guzman d'Alfarache*. Von *Mattheo Aleman*. Nach *Le Sage's* Bearbeitung aus dem Französischen übersetzt und mit einem biographisch-kritischen Ueberblick des Lebens und der Werke des Verfassers begleitet, von *Friedrich Gleich*. 1ster Theil. XIV u. 178 S. 7tes Bändchen. *Guzman d'Alfarache*. 2ter Theil. 154 S. 8tes Bändchen. *Guzman d'Alfarache*. 3ter Theil. 156 S. 9tes Bändchen. *Guzman d'Alfarache*. 4ter Theil. 156 S. 10tes Bändchen. *Leben und Meinungen des Tristram Shandy* von *Sterne*. Neu übertragen von *W. H.* 1ster Theil. 188 S. 11tes Bändchen. *Leben und Meinungen* u. s. w. 2ter Theil. 192 S. 1827. 1828. 1831. 1832. in 16. (4 Rthlr. 3 gr.)

Ueber den Inhalt der scherzhaften *Pickle*, des humoristischen *Tristram Shandy*, des lustigen Gauners *Alfarache* etwas sagen zu wollen, wäre fast noch überflüssiger, als Wasser ins Meer oder Schatten nach Val Ombrosa zu tragen. Wem ja diese Bücher dem Namen und Wesen nach unbekannt seyn sollten, der wird auch nicht in diesen Blättern nach ihrem Inhalt forschen. Also nichts über die Originale, nur einige Worte von den Uebersetzungen!

Obgleich von verschiedenen Verfassern, sind sich doch alle drey darin gleich, dass sie weder steif noch locker, treu dem Sinn und dem Wesen nach, mit Geist und Einsicht abgefasst sind. Allenfalls liesse sich an *Pickle* und *Tristram Shandy* rügen, dass sie, um sich anständiger als ihr Original auszudrücken, Einiges von der frischen Naivetät desselben, von seinem behaglichen Humor verloren, und eben dadurch, weil sie an Unbefangenheit einbüssten, bedenklicher wurden als die Urschrift, die harmlos alles hinsagt, wie's ihr in die Gedanken kommt. An *Guzman d'Alfarache* vermisst man hie und da den Wohllaut in der Wortfügung, jedoch ohne dass dadurch die Schreibart hart und schleppend würde.

Den Einleitungen wäre mehr Ausführlichkeit zu wünschen. Kurz und gut, ist zwar gut, aber nicht das allzu Kurze, zumal, wenn der Verf. bewiesen hat, dass er die Fähigkeit besitzt, auch für das Längere eine spannende Theilnahme zu erhalten.

Vir.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Braunschweig*, im Verlagscomptoir: *Erzählungen* von *H. E. R. Belani*. Untergang der Janitscharen. Der Demant. Die Walpurgis-Nächte. 1832. 255 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Jede dieser Erzählungen spannt die Aufmerksamkeit, und hält sie bis zum letzten Wort fest; ja sie setzt die Theilnahme daran noch fort, wenn der Ausgang entschieden, das Lesen geendigt ist. — Den Inhalt der ersten Erzählung bestimmt der Titel. Die zweyte, ein bürgerliches Familiengemälde, in das der Krieg von 1806 hinein spielt, giebt, nach christlichen und heidnischen Begriffen, von dem Walten der Vorsehung und der Nemesis schlagende Beweise. Die dritte Geschichte, auf und am Brocken vorgehend, hat von dem fabelhaften Boden etwas angenommen, doch ist das Schaurig-Mährchenartige nicht also spukhaft phantastisch, dass es nicht eine erlaubt natürliche Deutung zuliesse. Die unweibliche Amazone würde durch ihren kecken Uebermuth sich, und wer in Liebe und Freundschaft ihr naht, ins Verderben gezogen haben, wenn ihr auch ein altes hexenartiges Weib Schlimmes prophezeihet, auch kein französischer Officier, während des siebenjährigen Krieges, den Weg in ihr heimathliches Schloss gefunden hätte. — Diese Erzählung, die längste, ist auch die beste, welcher Fall, schon seiner Seltenheit wegen, Anerkennung verdient.

R — t.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1833.

GESCHICHTE.

GOTHA, b. Perthes: *Elisabeth, Herzogin zu Sachsen und Landgräfin zu Thüringen.* Ein Beytrag zur Geschichte der Sachsen Koburg-Gothaischen Lande, von *Ch. Fr. Schulze*, Professor am Gymnasium zu Gotha. 1832. 236 S. 8. (21 gr.)

Der Inhalt dieser Schrift ist reichhaltiger, als der Titel verspricht. Denn sie erzählt nicht allein die Schicksale der Herzogin Elisabeth, welche freywillig die Gefangenschaft mit ihrem Gemahle Johann Friedrich theilte, und das Leben dieses bedauernswerthen Fürsten, der durch seinen Starrsinn und seine Verschrobenheit sich und sein Land in das tiefeste Elend stürzte, sondern auch die Grumbachischen Händel, welche diese unglückliche Katastrophe für ihn bewirkten. Der Vf. hat nicht allein alle gedruckten Nachrichten mit vieler Einsicht benutzt, sondern es wurden ihm auch aus den Archiven zu Gotha und Koburg alle zu dieser Arbeit nöthigen Actenstücke mitgetheilt, so dass dieses Buch als ein trefflicher Beytrag zur sächsischen Geschichte betrachtet werden kann. Sehr zu bedauern ist es, dass der Vf. sich nicht die königlich-sächsischen Archive zugänglich zu machen gesucht hat, welche gewiss bedeutende Aufschlüsse über den unversöhnlichen Hass des Kurfürsten August und die mit dem kaiserlichen Hofe deshalb gepflogenen Unterhandlungen liefern würden. Gern würden wir ihm dagegen die Auszüge aus der *Suada Wilkiana* erlassen, weil diese keine Aufschlüsse über Elisabeths Leben, sondern nur Charakterzüge enthalten, die aber deswegen gewichtlos sind, weil bey *Wilken* überall das Streben nach Prunkrednerey sichtbar ist, welche sich zur Aufgabe macht, ihren Gegenstand möglichst hoch zu stellen und in jeder Rücksicht idealisch zu schildern. Sehr gelungen ist Grumbachs Apologie, zu welcher Hr. S. wichtige Beyträge im Archive zu Weimar finden würde. Erst nachdem Grumbach alle Rechtswege gegen den Bischof zu Würzburg vergeblich versucht hatte; nachdem seine Rechte von Kaiser und Reich waren anerkannt worden; nachdem der Kaiser sich für ihn vergeblich verwandt; nachdem der Bischof wiederholt sein Wort gebrochen hatte: trat er nach dem alten Rechte der Reichsritter gleich einem Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen gegen den Treubrüchigen in ehrliche und offene Fehde, und er glaubte selbst auf die Billigung des Kaisers rechnen zu dürfen, weil die Wiederherstellung der Macht der Ritterschaft in dessen Interesse bey seiner Eifersucht gegen die zunehmende Macht der deutschen Fürsten lag, und er sich durch die Widersetzlichkeit des Bischofs in den Grumbachischen Händeln beleidigt fühlen musste. Gewiss glaubte Grumbach anfangs selbst an die Hülfsmittel, durch deren Vorspiegelung er den unglücklichen Herzog verlockte; und sein Charakter wurde nur dann zweydeutig, als er an seiner Sache verzweifelte, und die Nichtigkeit seiner Hoffnungen erkannte.

Der Vf. eröffnet sein Werk mit einer Parallele zwischen Elisabeth der Heiligen und der Unglücklichen, und er sucht diese weit höher zu stellen, was ihm aber nicht ganz gelungen seyn möchte. Denn wenn die Frömmigkeit der ersten auch einen trüben Charakter hatte, und nicht selten der Mönchsascetik glich, so durfte nicht aus der Acht gelassen werden, dass zwischen beiden ein Zeitraum von dreyhundert Jahren liegt, und dass die Reformation die religiösen Begriffe gänzlich umgewandelt hatte. In welcher Glorie würde das religiöse Gemüth der heiligen Elisabeth strahlen, wenn statt des finsteren Konrad ihr als Gewissensrath ein Arndt oder Spener zur Seite gestanden hätte! Gegen die unglückliche Elisabeth könnte man das schriftliche Gebet ihres Gemahls anführen, worin er sie eine dumme Weibsperson nennt, welche gar leicht zu verführen sey. Wenn der Vf. sagt, dass die heilige Elisabeth nichts für den Wohlstand des Landes gethan habe, so scheint er ihre frommen Stiftungen nicht zu kennen, welche seit 600 Jahren Armen Wohnung und Unterhalt gewährt haben. Hr. *Schulze* ist ein zu genauer Kenner der Geschichte, als dass er alle Sagen der Tradition glauben sollte, wodurch man sie zur Heiligen stempeln wollte. Aber auch zugegeben, dass sie in ihrer Wohlthätigkeit bisweilen die richtige Grenze überschritten habe, so darf man nicht vergessen, dass in jener Zeit Almosengeben die erste Christenpflicht war. Wenn der Vf. sie in dieser Rücksicht der Verschwendung beschuldigt, so hätte er bedenken sollen, dass sie, um die Pflicht der Wohlthätigkeit zu üben, keine Schulden machte, sondern in ihrem

Bedürfnissen sich nur auf das Nothwendigste beschränkte. Dagegen kostete Johann Friedrich nebst seiner Gemahlin dem durch Krieg erschöpften Lande, welches die Last einer doppelten Hofhaltung zu tragen hatte, während der Gefangenschaft 500,000 Gulden; dabey kamen beide nie aus den Schulden, und ohne Aufhören schrieben sie um Geld. Dass sie mit ihrem Gemahl 22 Jahre in der Gefangenschaft lebte, möchte ihr nicht sehr hoch anzurechnen seyn, da sie es für gerathener hielt, mit ihm jährlich gegen 23,000 Gulden zu verzehren, als von fremder Unterstützung zu leben. Besser würde sie gewiss gehandelt haben, wenn sie bey ihren Kindern geblieben wäre, und für ihre Erziehung gesorgt hätte.

Wenn Hr. *Sch.* von ihrem Vater, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, erwähnt, dass er sich von dem Verfolgungsgeiste seiner Zeit erhalten habe, so schwebte ihm wohl nicht vor, dass Fr. nach seinem Uebertritte zur reformirten Kirche die Lutherischen Prediger und Schullehrer ihrer Stellen entsetzte, und den Heidelberger Katechismus mit vieler Härte einführte. Wenn Hr. *Sch.* eine grosse Härte darin findet, dass Johann Friedrich der Mittlere bis an seinen Tod in der Gefangenschaft gehalten wurde, sein Vater aber nach wenigen Jahren die Freyheit erhielt: so erinnern wir ihn, dass diese Freylassung kein Act der Freyheit war, sondern dass ihn Karl V frey gab, als er von Moritz bedrängt wurde, und dass Johann Fr. während seiner ganzen Regierung einen solchen Starrsinn und Verschrobenheit zeigte, dass seine Freygebung bedenklich scheinen musste, noch bedenklicher aber, ihm die Regierung zu übergeben, weil dadurch das Land in vielfache Unannehmlichkeiten versetzt, und zwischen Vater und Söhnen vielfache Streitigkeiten entstanden seyn würden. — Von seiner Querköpfigkeit zeigt unter anderen das angeführte Gebet, und das Schreiben, in welchem er seine Einwilligung zur Vermählung seines zweyten Sohnes mit der Gräfin Elisabeth von Mansfeld giebt, worin er den Grafen von Mansfeld nennt, der ihm aufwarten müsse. Ein Beweis, dass er nach so traurigen Erfahrungen sich seiner Ansprüche auf die Kurlande noch nicht begeben hatte!

Manches zeugt von der Naivetät jener Zeiten, z. B. dass Elisabeth den Kaiser um Erlaubniss bittet, ihren Gemahl zu besuchen, damit sie ihm ehelich beywohnen könne; dass sie, um sich am kaiserlichen Hofe zu empfehlen, Quittensaft eigenhändig bereitet, und der Kaiserin Maria ein Geschenk damit macht, welche ihn in einem Danksagungsschreiben schön und wohlgerathen nennt.

Obgleich übrigens Hr. *Sch.* für seine Heldin sehr eingenommen zu seyn scheint, so hat dieses doch auf seine Darstellung keinen Einfluss gehabt, sondern er hat treu berichtet, was er in seinen Quellen gefunden, und nichts verschwiegen, wodurch der Leser bey seinem Urtheile auf von ihm abweichende Resultate geführt werden konnte. Und da dieses Buch sich nicht allein durch seinen Stoff, sondern auch durch seine Form empfiehlt, so wird der Vf. nicht nur seinen Hauptzweck, das Andenken dieser Fürstin der Vergessenheit zu entreissen, erreichen, sondern es wird auch als eine unterhaltende Lectüre denen willkommen seyn, welche unserer Romane satt sind, weil sie täglich fader und geistloser werden. Denn diese Geschichte ist reich an merkwürdigen Katastrophen, an mannichfaltigen Begebenheiten und verschiedenartigen Charakteren, so dass sie gleich unterhaltend und belehrend ist.

F. D. E.

Die angezeigte Schrift erinnert an eine ältere über die heilige Elisabeth, welche nicht so bekannt geworden zu seyn scheint, wie sie es verdient.

Eisenach, in des Verfassers eigenem Verlage: *Charakterzüge, Anekdoten und besondere Lebensumstände der heiligen Elisabeth,* einer ungrischen Königstochter und vormaligen Landgräfin von Thüringen und Hessen; während ihres Aufenthaltes auf Wartburg, bey Werda und in Marburg. Von *Joh. Heinrich Mey,* Lehrer am grossherzogl. Gymnasium zu Eisenach. 1822. VIII und 104 S. in 8. ( )

Der bescheidene Vf. hat mit Sorgfalt und Liebe gearbeitet, und noch manche denkwürdige Anekdote aus dem Leben der frommen und gutmüthigen *Elisabeth,* die, ohnehin schon zu religiöser Schwärmerey geneigt und von ihrem fanatischen Beichtvater *Konrad von Marburg* noch immer mehr darin bestärkt, durch rastlose Selbstquälereyen schon in ihrem 24sten Lebensjahre ein Opfer des Todes wurde, aus den ältesten Quellen, besonders den *dictis quatuor ancillarum s. Elisabethae,* mitgetheilt. Mag man auch den geschichtlichen Werth jener Aussagen der vier Hoffräulein der Elisabeth anschlagen, wie man will, so geben sie wenigstens ein treues Bild der so oft überschätzten religiösen Ansichten jenes Zeitalters. Unser Vf. hat den Charakter *Elisabeths* richtig aufgefasst, und weder ihre Tugenden, noch ihre Schwächen und Verirrungen, die das Gepräge ihrer Zeit an sich tragen, verschwiegen. Der erste Abschnitt seiner Schrift enthält Züge aus dem Stande der Kindheit und Jugend *Elisabeth's* bis zu den Jahren der Mannbarkeit (1211 — 1221), der zweyte Züge aus ihrem Ehestande (1221 — 1227). S. 14 macht der Vf. die richtige Bemerkung, dass der Grund von Konrads von Marburg strengem Befehl, wonach *Elisabeth* bey der Tafel manche Speisen gar nicht berührte, und bisweilen nur that, als ob sie ässe, und von ihrer gewissenhaften und standhaften Enthaltung hauptsächlich darin gelegen habe, dass man damals allgemein glaubte, ja es sich laut sagte, Ludwig der Eiserne, Hermanns Vater und unseres Ludwigs des Jüngeren,

Gemahls der Elisabeth, Ahnherr, habe die Güter der Kirche unrechtmäſsiger Weise an sich gezogen, sein Volk schwer mit Auflagen gedrückt, und dadurch Fluch und Verwünschung auf sich und seine Nachkommen gebracht; wenn gleich Habsucht und beleidigter Mönchsstolz nicht wenig Antheil an diesen gehässigen Beschuldigungen gehabt haben mögen. Unbefangen würdigt der Vf. *Elisabeth's* gutgemeinte, aber mit den trüben Vorstellungen ihrer Zeit gefärbte, Andachtsübungen, S. 17 f. Wie weit die fromme Schwärmerin bisweilen in ihrer für verdienstlich gehaltenen Selbstverleugnung ging, das mag unter anderen folgendes Beyspiel beweisen: „Während der Zeit, als *Elisabeth* noch weltliche Staatskleider trug, nahm sie einen kranken Bettler, der am Kopfe litt, und dessen Anblick scheuslich war, bey Seite, und schor ihm mit eigenen Händen sein abscheuliches Haar ab, wobey er seinen Kopf in ihren Schoſs legen muſste. Hierauf wusch sie ihm auch den Kopf an einem Ort des Zwingers, wo Niemand hinkam, weil sie von Niemanden wollte gesehen seyn. Die Hofdamen kamen dazu, und da sie ihre Gebieterin deſswegen tadelten, so lachte sie." Die Sage, wonach *Elisabeth* einst einen Besuch bey einer Aebtissin, ohne Konrads von Marburg besondere Erlaubniſs, abgestattet hatte, und dafür von Konrad auf's Grausamste gezüchtigt worden war, so daſs man nach drey Wochen noch die Striemen auf ihrem Rücken sehen konnte, wird in *Justi's* Vorzeit (Jahrg. 1827. S. 292) aus einer handschriftlichen Nachricht bestätigt, und dahin aufgeklärt, daſs *Elisabeth* diesen Besuch, auf Einladung der Aebtissin des Frauenstiftes zu Wetter, unweit Marburg, welche sie dringend um eine Gunst ersucht hatte, bey dieser abgestattet habe und daſs Konrad darum so wüthend gewesen sey, weil er ein abgesagter Feind dieses lichtverbreitenden Frauenstiftes, des Zufluchtsortes der von ihm so grausam verfolgten Waldenser, gewesen sey. Der dritte Abschnitt liefert Züge aus der Zeit ihres Wittwenstandes bis zur Annahme des Klostergewandes (1227—1229). S. 41 ist statt *Hoppel* — *Happel* zu lesen. Nach der allgemeinen Sage wohnte *Elisabeth* in dem eine halbe Stunde von Marburg entlegenem Dorfe Wehrde, in einem Bauernhause, und noch in neueren Zeiten hat man die Stätte ihrer ehemaligen Wohnung gezeigt. Dieses Dorf hat sich in der Folge erweitert, und zählt gegenwärtig etwa 73 Häuser und 448 Seelen. Der vierte Abschnitt handelt von *Elisabeth's* Aufenthalte zu Wehrde und in Marburg bis zu ihrem Ableben (1229 — 1231). S. 60 ist von einem Kloster bey Wehrde die Rede; hier war aber kein Kloster, sondern zu Marburg, wohin sich *Elisabeth* bisweilen von dem nahgelegenen Wehrde aus begab, und wo sie zuletzt auch wohnte, und in dem von ihr errichteten Hospitale ihre Lebenstage beschloſs. Auch war Wehrde nie eine Stadt, sondern nur ein kleines Dorf. S. 68. Die in der Folge der *Elisabeth* zu Ehren erbaute prächtige Kirche wurde nicht über der, dem h. Franciscus geweihten Kapelle errichtet, sondern in einiger Entfernung davon. Die St. Franciscus-Kapelle stand noch bis gegen die Mitte der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts. (S. *Justi's* Vorzeit. Jahrg. 1825 S. 243 f.) Dieser Abschnitt enthält mehrere interessante Charakterzüge, die es höchlich bedauern lassen, daſs *Elisabeth's* wahrhaft edle Anlagen, die aus so manchen ihrer Aeuſserungen hervorgehen, durch den herzlosen, tyrannischen Konrad von Marburg auf eine unverantwortliche Art zerstört wurden. Nur Nichtkenner der Geschichte oder finstere Fanatiker können diesen Menschenfeind entschuldigen, oder gar vertheidigen. Der fünfte Abschnitt handelt von den thörichten, der *Elisabeth* nach ihrem Tode geweihten Huldigungen und abergläubischen Verehrung ihrer Gebeine bis zur Zeit der Reformation (von 1231 — 1539) nur in kurzen Andeutungen. Der sechste Abschnitt enthält einige treffende allgemeine Bemerkungen über die geistige und leibliche Beschaffenheit der frommen Fürstin, als Resultat aus den einzelnen Zügen, Anekdoten und Lebensumständen derselben, wo sich der Vf. auf *Justi's* ausführlichere Charakteristik der heil. Elisabeth bezieht. Der siebente und letzte Abschnitt dieser empfehlenswerthen Schrift handelt von den frommen Stiftungen der *Elisabeth*, und anderen Gegenständen der Erinnerung an diese wohlthätige Fürstin in und bey Eisenach.

— st —

Ilmenau, b. Voigt: *Geschichte der Eroberung von Algier durch die Franzosen im Jahr* 1830, nebst Ansichten über dessen Kolonisirung in besonderer Beziehung auf deutsche Auswanderer und einem Briefe über den Zug Karl V nach Algier im J. 1541, von *Ferdinand Winkelmann*. 1832. 131 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. giebt I. die *Geschichte der Eroberung von Algier*. Er sieht die Veranlassung des Krieges mit ministeriellen Augen an, und findet das Verfahren des Dey unregelmäſsiger, als es wirklich ist. Wie alle Orientalen war der Dey geizig; die republicanische und Directorial-Regierung Frankreichs war seinen Vorfahren wegen Getreidelieferung Geld schuldig geblieben; dieſs foderte der Dey, aber Karl glaubte zu zahlen nicht verpflichtet zu seyn. Darauf erlaubte sich der Dey eigenwillige Repressalien, welche eine Hafensperre von Seiten der französischen Regierung zur Folge hatte, und am Ende den Entschluſs der letzten veranlaſste, Algier zu erobern. II. *Algier als Kolonie besonders für deutsche Auswanderer*. Diese Berücksichtigung für Deutsche ist auffallend; denn Frankreich hat noch keine deutschen Auswanderer eingeladen, und hat Arme, müſsige Menschen, auch Findelhäuser genug, um sie nach Algier zu versetzen, wenn das dortige Kolonisiren ernstlicher Wille ist. Frankreich beschäftigt sich aber dermalen zu sehr mit anderen Angelegenheiten und mit seiner eigenen Erhaltung, um an einen sonst sehr zweckmäſsigen Kolonialstaat in Nordafrika zu denken. Denn war einst dieses Land für Rom höchst

wichtig, so muss auch Frankreich künftig durch diese Gebietserweiterung sehr gewinnen. Für Deutschland ist es im Auslande sehr wichtig, dass mit unserer inländischen Entwickelung sich weder Frankreich noch Russland bemühen, und erstes in Nordafrika und letztes in Asien sich beliebig erweitere, und dahin seine missvergnügten Staatsbürger spedire. Was das Klima anlangt, so darf man behaupten, dass es im nahen Atlas gesund, und zwischen solchem und dem Meere, also in Algier und in der Ebene zwischen dem Meere und dem Atlas, unerträglich heiss für Deutsche ist, die dort arbeiten sollen. Der Vf. scheint sich Nordamerikas Küste sehr irrig als sumpfig und unbevölkert vorzustellen. Für gewandte deutsche Handwerker und Tagelöhner ist das nördliche freye Nordamerika ein Eldorado. Dort muss er bleiben, wenn er etwas erworben hat, oder er mag sich auf dem Lande in cultivirten Gegenden ansiedeln. Das Ziehen in die Wildniss ist im Geschmacke der Nordamerikaner, aber für Einwanderer nur als letztes Hülfsmittel anzurathen. Der deutsche Bauer wird im Atlas gedeihen, wenn dieses Gebirge von mässiger Höhe von den wandernden Beduinen gereinigt ist. Soweit ist aber Frankreich noch nicht, und das ganze Gebiet noch keineswegs dergestalt bezwungen, dass man sagen könnte, es gehorche Frankreichs Gesetzen. Kaffee, Zucker und Baumwolle werden in Algier gedeihen; aber alle drey Artikel sind jetzt sehr wohlfeil. Gewiss gedeiht dort der Oelbaum, wie an allen südlichen Meeresküsten, und Frankreich braucht viel Oel. Seidenbau ist nur im Gebirge des Atlas möglich, aber nicht möglich in den Regionen des heissen Samum; denn der Seidenwurm verlangt eine milde Temperatur während seiner Häutungen und seiner endlichen Verpuppung, und der Maulbeerbaum verträgt diese dürrende Hitze gewiss nicht. Getreide wird und kann da reichlich gedeihen, wo Alluvionen älterer oder näherer Zeit abgewässert worden sind, diese Strecken sind gross genug um viel zu produciren; aber das Abwässern ist an einem Meere mit geringer Ebbe nicht gar leicht, besonders, wenn die Mündung der Flüsse, wie im vernachlässigten Algier, erst durch kostbare neue Kanäle wieder geöffnet, und vor neuen Verschlämmungen gesichert werden muss. S. 93 giebt der Vf. einen Anschlag der ersten Ansiedelungskosten. Als ein wahrer Unitarier will er mit einem Pferde, einem Ochsen, einem Esel, einer Kuh, einem Schaf, einem Schwein, zwey Ziegen und einem Hammel die Land-Wirthschaft einzelner Deutschen in Algier beginnen lassen. Im Anfange werden sich grosse Landgüter mit kostbaren Abwässerungen unter dem Schutze von Militär bilden müssen. Diess alles aber ist in Nord-Afrika nicht so leicht zu bewerkstelligen, wie etwa das Ansiedeln in einer wüsten Feldmark von Ilmenau. In Sardinien und Sicilien, die auch einst eine Kornkammer waren, sind gerade jetzt versumpft und unbewohnbar wegen der giftigen Atmosphäre, und diese ist Folge der Stagnationen. Ueber diese Versumpfungen wieder Herr zu werden, da kein Fluss und eben so wenig das Meer einen starken Fall in der Zeit der Ebbe haben, ist nicht so leicht in Afrika, als Hr. *Odolan Desnos* bey seinem Projecte einer Kolonisation von Algier uns bereden will. Ueberhaupt aber hat Südfrankreich nöthig, sich erst selbst zu kolonisiren, ehe es an Algier denkt. Gewiss wird es, wenn es Kolonie Frankreichs bleibt, einst Seide, Leder, Wolle mit Kaffee, Zucker, Cacao, Baumwolle, Getreide, Schlachtvieh liefern; aber das wird nicht rasch gehen und eben so wenig durch deutsche Auswanderer, sondern zuerst durch Versetzung der Tausende von Galeerensclaven, die sich dort besser befinden und zum Theil sogar bessern. Unsere deutschen Mitbürger werden die Franzosen erst gebrauchen können, wenn die Kolonisation im Gange ist und gewiss nicht in grosser Anzahl. Das Raubsystem der Marocaner, Tuneser und Tripolitaner wird Frankreich von Algier aus bändigen, und wie Preussen an Polen, an seine Kolonie erst viel Geld wenden müssen, ehe es einigen Gewinn von ihr zieht. Sechzig Jahre besitzt Frankreich Korsika, und hat noch immer dort weder eine vernünftige Feldwirthschaft stiften, noch die Blutrache der Beleidigten dämpfen können. Noch heute muss der Staat über eine halbe Million Franken jährlich zum Aufwande der korsikanischen Verwaltung zuschiessen. Wo die erobernden Franzosen, wie in den, Belgien abgenommenen Departements und im Elsass, ein fleissiges Ackerbauvolk antrafen, da herrscht noch jetzt eine blühende Landwirthschaft, denn sie zerstören nichts Besseres, das sie vorfinden; aber seitdem Sully todt ist, haben keine anderen Departements als ehemals deutsche und belgische ihren Landbau merklich veredelt. Seit 1830 scheint in der Regierung ein weiserer Geist zu herrschen, der dem Landbau mehr Freyheit gewährt. Dadurch kann denn freylich Algiers Kolonisirung gelingen; aber der Vf. hat zu früh das Netz für deutsche Auswanderer ausgespannt. Möge man doch zuvörderst daran denken, des Vaterlandes wüste Feldmarken wieder zu bauen, ehe man fleissige Handwerker und Ackerleute eine Generation zu früh nach Algier zu spediren unternimmt. — Der Brief des Secretär *Magnalotti* an den Papst, über die gar unüberlegt von Karl V 1541 begonnene Expedition nach Algier, war längst bekannt; doch hielt sie wahrscheinlich diesen Feind der deutschen Kirchenreformation ab, früher als im J. 1546 seinen Kreuzzug wider die deutschen Protestanten zu beginnen.

H. L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1833.

MECHANIK.

Prag, b. Spurny: *Handbuch der Mechanik*, von *Franz Joseph* Ritter *von Gerstner*, Kr. K. Gubernialrath, u. s. w. aufgesetzt, mit Beyträgen von neueren englischen Constructionen vermehrt und herausgegeben *von Franz Anton* Ritter von *Gerstner*. Zweyter Band: Mechanik flüssiger Körper. 1832. 547 S. 4. Mit 28 Kupfertafeln. (Subscriptionspreis des Werkes 24 Rthlr. Ladenpreis 30 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1832 No. 176. — 178.]

Herr *Franz Anton von Gerstner* liefert hier den zweyten Band des hauptsächlich aus den mündlichen Vorträgen seines Vaters entstandenen Werkes über Mechanik. Dieser zweyte Band enthält, wie der Titel sagt, die *Mechanik der flüssigen Körper*, welche hier auf dieselbe Art wie in dem ersten Band die Mechanik der festen vorgetragen wird, nämlich so, dass neben der Theorie auch sogleich die Anwendung derselben bey der Anlage von Maschinen u. s. w. gezeigt wird. Rec. kann in dieser Hinsicht nur seine frühere über den ersten Band ausgesprochene Meinung wiederholen, dass der Anfänger auf diese Weise weder die Theorie noch die Anwendung derselben gründlich erlernen wird. Bey den immer wiederkehrenden Digressionen, die dadurch nöthig werden, verliert nicht allein der Schüler, sondern, wie diese Schrift hinreichend beweist, auch der Lehrer die Uebersicht über den Zusammenhang und die Verkettung der Sätze. Der Wunsch, die mannichfaltigen Anwendungen der Theorie zu zeigen verleitet, dabey nur zu oft, Sätze zu postuliren, von denen es heisst, dass sie in der Folge bewiesen werden sollen: wodurch dem Schüler mehr als durch irgend Etwas die Lust zu lernen benommen wird. Auch in diesem zweyten Theil sind alle Beweise nur auf die Sätze der Elementar-Mathematik gegründet. Wo diese nicht ausreichen will, fügt der Vf. die durch Hülfe der höheren Rechenkunst gegebenen Beweise in besonderen Anmerkungen bey, wodurch der Anfänger ebenfalls zerstreut und verwirrt wird. Ueberhaupt läfst sich mit den Sätzen der Elementar-Mathematik, wenn man sie geschickt zu handhaben weiss, selbst bey dem schwierigen Gegenstande dieser Schrift, Vieles und gewiss viel mehr, als der Vf. zu glauben scheint, leisten. Doch wir wollen zu der näheren Beurtheilung der einzelnen Abschnitte übergehen.

In der Einleitung ist schon gleich §. 1 die Erklärung der flüssigen Körper, „dass bey denselben der Zusammenhang nur äusserst schwach sey", nicht treffend, da man den Grad, wie weit der Zusammenhang vermindert werden müsse, um einen Körper flüssig nennen zu können, dass er nämlich keine eigene Gestalt haben, sondern die des Gefässes annehmen muss, weit genauer bestimmen kann. — §. 2 werden die Flüssigkeiten in zusammendrückbare *oder* (!) elastische, und in nicht zusammendrückbare *oder* (!) unelastische eingetheilt. Gleich darauf spricht der Vf. in demselben §. von elastischen festen Körpern. Er verwechselt also hier die Elasticität mit der Federkraft, welcher Fehler doch nun schon so oft und so lange gerügt worden ist, dass man mit Recht erwarten sollte, ihn nirgends mehr anzutreffen. In Beziehung auf die Zusammendrückbarkeit des Wassers bemerkt er, man habe sich von dieser Zusammendrückbarkeit dadurch überzeugt, dass das Volumen des in einem Gefäss eingeschlossenen und stark zusammengepressten Wassers mehr abgenommen habe, als die Ausdehnung des Gefässes betrug. Wenn aber darauf der Beweis von dieser Zusammenpressbarkeit beruhte, so möchte dieselbe wohl noch sehr zweifelhaft seyn. Die genauere, wie Rec. glaubt, von *Oersted* angegebene Methode, dieses zu zeigen, wobey die Ausdehnung des Gefässes ohne allen Einfluss ist, scheint Hr. *v. G.* nicht zu kennen. — §. 3 wird die Eintheilung der Mechanik der flüssigen Körper erklärt. Der Vf. führt neben der Hydraulik, „welche die Gesetze der Bewegung flüssiger Körper und ihrer Widerstände erklärt", auch die Hydrodynamik als einen besonderen Theil auf. Die letzte handelt, nach dem Vf., von den Kräften der flüssigen Körper, womit sie sich selbst und andere Körper in Bewegung setzen, oder auch ihre Bewegung hindern. Indessen möchte es schwer seyn, hier etwas Anderes, als was nicht schon von der Hydraulik gesagt worden, zu erkennen.

Nach der Einleitung wird im 1sten Abschnitt die Hydrostatik behandelt. Der Vf. sagt §. 4, 5 nur sehr Weniges über das Eigenthümliche des Drucks der Flüssigkeiten, und eilt §. 6 schon gleich zur Erklärung der Brahmaschen Presse, die er späterhin noch einmal umständlicher behandelt. Erst in den nun folgenden §. 7 — 18 wird die Lehre vom Druck des Wassers auf den Boden und die Seitenwände und zwar ziemlich weitläuftig

und fast verworren vorgetragen. Der Vf. ist selbst bey diesem leichten Gegenstand hin und wieder in grobe Fehler verfallen. So sagt er z. B. §. 16: „Der *horizontale* Druck der Wassers auf eine schiefe Seitenwand ist eben so grofs als der Druck auf eine senkrechte Wand von gleicher Höhe", ohne dabey der Breite auch nur zu erwähnen. Hieraus folgert er unmittelbar: „Die Figur eines Gefäfses hat *daher* auf den horizontalen Druck des Wasser keinen Einflufs (!!), und es können auch die Wände eines Gefäfses von dem darin enthaltenen Wasser in keinem Falle von einer Seite mit einer gröfseren Kraft als von der anderen verschoben werden". Der Vf. ist hier auf einmal bey einem anderen Gegenstand. Er verwechselt, ohne es nur zu ahnden, die Kraft, womit die Seitenwand nach der Richtung einer *bestimmten* horizontalen Linie verschoben wird, mit der Summe aller horizontalen Pressungen, die sie erleidet. §. 19 — 23 handelt er weitläuftig von der nöthigen Stärke der Röhren zu Wasserleitungen. §. 24 — 51 wird der Druck der Flüssigkeiten auf die in dieselben eingetauchten Korper, sowie die Bestimmung des specifischen Gewichts der festen sowohl als flüssigen Körper, sehr weitschweifig vorgetragen. Jedem, der es weifs, wie viele und mancherley Correctionen bey dieser Bestimmung theils wegen der Verschiedenheit der Temperatur, theils wegen des Gewichtsverlustes in der Luft angebracht werden müssen, wird gewifs mit Rec. der Meinung seyn, dafs dieser Gegenstand zumal in einem für die Praxis besonders bestimmten Lehrbuch erst später hätte vorgetragen werden sollen. Der Anfänger lernt, ungeachtet der gröfsten Weitläuftigkeit des Vortrags, von dem Gegenstand hier nur das Allergewöhnlichste. Erst am Schlusse des §. 50 spricht der Vf. mit ein paar Worten von dem Gewichtsverlust in der Luft, wodurch sich schwerlich Jemand zu Recht finden wird. Einen sonbaren Misgriff mufs Rec. noch erwähnen. §. 30 giebt der Vf. für Bestimmung des specifischen Gewichts der Flüssigkeiten die Vorschrift, man solle eine Flasche bis an den Hals zuerst mit Wasser, und dann, nachdem man sie ausgeleert, *und das anklebende Wasser verdampfen lassen* (!), mit der Flüssigkeit füllen u. s. f. Welcher Anfänger sieht aber nicht ein, dafs man dieses lästige Verdampfen lassen nicht nöthig habe, wenn man die Flasche zuerst mit der zu untersuchenden Flüssigkeit und dann, nachdem man sie wohl ausgespült, mit Wasser füllt? — §. 54 — 57 ist die wichtige Lehre von der Stabilität der schwimmenden Körper zwar wieder sehr weitläufig, aber doch undeutlich und unvollständig erklärt. §. 54 heifst es: „Da das Schiff die Stelle des verdrängten Wassers einnimmt, so können wir den Schwerpunct dieses Wassers zugleich als den *Stützpunct* (!!) des Schiffes denken, so wie dieses bey einem festen Körper ohnehin klar ist". Was aber der Schwerpunct mit dem Stützpunct gemein habe, ist schwer einzusehen. Allenthalben zeigt es sich, dafs die von dem Vf. im ersten Theil vorgetragene Theorie für die Anwendungen, die er davon zu machen beabsichtigt, viel zu dürftig und unvollständig ist. Den Schlufs dieses Abschnitts §. 57 — 58 macht die Erklärung der artesischen Brunnen, worüber man einiges Historische findet.

Der 2te Abschnitt handelt von der Aërostatik und gelegentlich auch vom Thermometer und der Höhenmessung durchs Barometer. Auch hier sind die Sätze nicht gut geordnet, und der Vortrag ist verwickelt und undeutlich. Dabey ist ungeachtet einer ermüdenden Weitläuftigkeit der Gegenstand nur unvollständig erklärt. Von der Luftpumpe sagt der Vf. kein Wort; dagegen findet man fast jeder Regel ein Beyspiel in Zahlen beygefügt. Wer indessen in der Mathematik noch nicht einmal soweit fortgeschritten ist, dafs er einen Buchstaben-Ausdruck in Zahlen zu übersetzen versteht, der wird schwerlich aus dieser Schrift des Vfs. Etwas lernen. §. 64 werden bey Erklärung des Mariottischen Gesetzes auch die bekannten Versuche von *Ampere*, *Dulong* u. s. f., angeführt, nach welchen dieses Gesetz bis zu einem Druck von 27 Atmosphären gilt. Der Vf. drückt dieses (S. 77) sehr unrichtig so aus: „Die Quecksilbersäule, welche man biebey zum unmittelbaren Druck der Luft anwendete, ging *bis zur Höhe von 27 Atmosphären!!*" So hoch war sie nun freylich nicht! Allein Hr. v. *Gerstner*, der sonst jede kleine Maschine beschreibt und mit Kupfern erläutert, hätte wohlgethan, die Art, wie diese merkwürdigen Versuche angestellt wurden, etwas umständlicher zu beschreiben. — §. 65 handelt er von der Ausdehnung der Luft durch die Wärme, wo er dann Gelegenheit nimmt, in den folgenden §. 66 — 75 überhaupt von der Ausdehnung der Körper durch die Wärme und von der Einrichtung des Thermometers zu sprechen. §. 66 wird schon gleich wieder ein unrichtiger Grundsatz an die Spitze dieser Lehre gestellt: „Um die Wärme zu messen, *setzt* man die Intensität derselben der Ausdehnung der Körper proportional. Die hiezu erfoderlichen Instrumente heifsen Thermometer." Ueberhaupt ist die ganze Darstellung (§. 66, 67) nicht geeignet, dem Anfänger einen richtigen Begriff von der Einrichtung des Thermometers zu geben. In Beziehung auf die Graduirung der Thermometer heifst es (§. 67), man müsse erst den Frostpunct, und dann den Siedepunct bestimmen, da es doch jedem Praktiker bekannt ist, dafs es in umgekehrter Ordnung geschehen mufs. Dieses sind Kleinigkeiten, wird man freylich sagen; allein wozu dient ein Lehrbuch, das doch nichts Neues enthält, als das Bekannte völlig berichtigt, wohl geordnet und begründet wiederzugeben? In den folgenden §. 68 — 75 wird die Art, die Ausdehnung der tropfbar flüssigen Körper zu berechnen, fast ganz nach der Methode von *Biot* gelehrt. Der Vf. fügt mehrere Tabellen über die Gröfse der Ausdehnung der Körper, sowohl der festen als flüssigen, bey, worunter die von Hr. Prof. *Stampfer* in Wien über die Dichtigkeit des Wassers zwischen den Temperaturen — 3° und 32° R. gegebene gewifs jedem Leser angenehm seyn wird. Zu bedauern ist es aber, dafs alle diese Zahlen ohne alle Kritik angeführt werden. In Beziehung auf die Gröfse der Ausdehnung der Luft giebt er uns das Resultat (nach *Gay-Lussac*) an, ohne der vielen Vorsichtsmafsregeln, die bey diesen Versu-

chen nöthig, und durch deren Vernachläſsigung die früher erhaltenen Resultate so unrichtig geworden sind, nur im mindesten zu erwähnen. Ebenso wird §. 73 über die Ausdehnung des Quecksilbers eine Menge von Zahlen, alten und neuen, ohne Auswahl durch einander angeführt, wo bey den ersten gar nicht einmal bekannt ist, ob dabey auf die Ausdehnung der Gefäfse Rückſicht genommen worden ist, oder nicht. Der Anfänger kann daher aus dem Vortrage des Vfs. kaum errathen, woran er sich zu halten hat, da doch, wenn man die als die genauesten bekannten Versuche von *Lavoisier*, *Dulong* und von der Londoner Societät vergleicht, über die Gröfse der Ausdehnung des Quecksilbers kaum ein Zweifel obwalten kann. — §. 77 — 87 handeln von der Höhenmessung vermittelst des Barometers. Es ist kaum möglich, diesen Gegenstand verworrener vorzutragen, als es hier geschehen ist. Der Vf. fängt damit an, dafs er das specifische Gewicht der Luft gegen das des Quecksilbers bestimmen lehrt. Allein statt der von *Biot* hiezu angegebenen Methode (die er freylich bey seinem einmal genommenen Gange nicht wählen konnte) wählt derselbe die unsicherste und verwickeltste. Er leitet nämlich aus der Beobachtung, wie tief das Barometer, wenn es bis zu einer bekannten Höhe erhoben wird, fällt, das Verhältnifs des specifischen Gewichts von Luft und Quecksilber her. Er thut dieses sogar, ohne von dem Grad der Abnahme der Dichtigkeit der Luft von Unten nach Oben auch nur gesprochen zu haben. Die Sätze hierüber, die wichtigsten für den hier behandelten Gegenstand, kommen in dem Text durchaus nicht vor, sondern werden §. 79 in einer Anmerkung mit Zuziehung der höheren Rechenkunst abgethan. Rec. erinnert sich nicht, diese ganze Lehre in irgend einem anderen Buch so mangelhaft behandelt gefunden zu haben. — Der Rest dieses Abschnittes handelt von dem Manometer, den Saug- und Druck-Pumpen, so wie von der Brahmaschen Presse, wovon man hier eine sehr umständliche Beschreibung, mit guten Zeichnungen begleitet, findet.

Der Vf. geht hierauf zu der eigentlichen Hydraulik über. Der 3te Abschnitt handelt von dem freyen Ausflufs des Wassers aus Oeffnungen. — Die Theorie dieses Gegenstandes, die, wie man sich aus *Karstens* Lehrbegriff überzeugen kann, die Kräfte der Elementar-Mathematik gar nicht übersteigt, kommt im Text gar nicht vor, sondern wird in einer ermüdend weitläuftigen Note mit Hülfe der höheren Rechenkunst abgehandelt. Der Vf. verweist den Anfänger daher einzig auf die Erfahrung. Man hat, sagt er §. 102, drey Wege eingeschlagen, um die Geschwindigkeit des aus einer Oeffnung springenden Wassers durch die Erfahrung zu finden, nämlich die Messung der Höhe des springenden Strahls, die der Weite der parabolischen Bahn, und die der Quantität des in einer bestimmten Zeit ausfliefsenden Wassers, die §. 102—104 näher erläutert werden. Der Vf. zieht indessen daraus den unrichtigen Schlufs, dafs die Geschwindigkeit des ausfliefsenden Wassers der Druckhöhe zugehöre. Bekanntlich ist dieses (nach der Theorie) nur bey sehr kleinen Oeffnungen der Fall. Der Vf., welcher darauf nicht merkt, und die wegen der Oeffnung nöthige Correction nicht beyfügt, ist dadurch, wie wir in der Folge sehen werden, in bedeutende Irrthümer gerathen. §. 104—107 handeln nach *Newton*, *Bossut*, *Michelotti*, *Eytelwein* u. s. f. von der Zusammenziehung des Strahls beym Ausflufs durch Oeffnungen in dünnen Platten. §. 106 behauptet der Vf., die Zusammenziehung sey bey gröfseren Druckhöhen gröfser als bey kleinen, und bezieht sich defshalb auf die Versuche von *Bossut* (§. 488 in dessen Werke), bey welchen die Druckhöhe von 1 Fufs an bis zu 15 Fufs und zwar jedesmal um einen Fufs zunahm. Man findet wirklich aus diesen Versuchen eine kleine Vergröfserung des zusammengezogenen Strahls bey kleinen Druckhöhen (der Queerschnitt desselben ist bey einer Druckhöhe von 1 Fufs $=$ 0,6194, und bey einer von 15 Fufs $=$ 0,6153); allein es ist zu bemerken, dafs die Resultate dieser Versuche von *Bossut* nicht alle durch die Erfahrung, sondern, wie er selbst a. a. O. sagt, zum Theil durch die Rechnung gefunden werden. Aus den wirklich durch die Erfahrung erhaltenen Ausflufsmengen, so wie sie sowohl *Bossut* als vorzüglich *Michelotti*, dessen Versuche noch mehr ins Grofse gehen, gefunden haben, bleibt diese Vergröfserung der Zusammenziehung bey gröfseren Druckhöhen wenigstens zweifelhaft. — §. 107—110 wird nun von dem Ausflufs des Wassers aus kurzen Ansatzröhren gehandelt, von denen das Bekannte aus den oben genannten Schriftstellern angeführt wird. Der Vortrag wird durch die fast allenthalben beygefügten Zahlenbeyspiele äusserst schleppend und ermüdend. §. 107 folgert der Vf. aus mehreren Versuchen *Bossut's*, dafs auch bey dem Ausflufs durch Ansatzröhren der Queerschnitt des zusammengezogenen Strahls für gröfsere Druckhöhen kleiner sey, als für kleinere; obschon jeder weifs, dafs bey solchen Ansatzröhren gar keine Zusammenziehung Statt findet, und die Abweichung der wirklichen Wassermenge von der theoretischen nur von der Verminderung der Geschwindigkeit abhängt. Der Schlufs des Abschnitts handelt von dem Ausflufs aus gröfseren Oeffnungen (in Mühlgerinnen u. dgl.), so wie auch aus ganz offenen Seitenöffnungen. Der Vf. führt in Beziehung auf das erste mehrere Erfahrungen an, nimmt aber auf die von der Theorie angegebene Verbesserung, wenn die Ausflufs-Oeffnung grofs ist, nirgends Rücksicht.

Der 4te Abschnitt handelt von der Bewegung des Wassers in Röhren. Auch dieser Gegenstand ist von dem Vf. sehr weitläuftig, aber nicht eben so gründlich behandelt. Er theilt den Widerstand, den das Wasser in langen Röhren erleidet, in zwey Theile, wovon der erste von einer Adhäsion des Wassers an die Wände der Röhren, der zweyte aber von dem Stofse des Wassers gegen die allezeit rauhe Fläche der Röhre herrühren soll. Den ersten setzt er der Fläche der Röhre proportional. Der zweyte aber steht nach seiner Meinung im zusammengesetzten Verhältnifs der inneren Fläche der Röhre und des Quadrats der Geschwindigkeit. Zur Ueberwindung von jedem dieser beiden Wi-

derstände, sowie auch zur Hervorbringung der wirklichen Geschwindigkeit, ist eine gewisse Druckhöhe erfoderlich. Diese drey Druckhöhen zusammengenommen müssen der wirklichen Druckhöhe gleich seyn. Der Vf. bestimmt mit Hülfe mehrerer Erfahrungen die beständigen Coefficienten dieser Gleichung. Er wendet dann (§. 132) die gefundenen Werthe dieser Coefficienten auf verschiedene Fälle an, und findet bey vielen Versuchen, die S. 182—185 angeführt werden, eine grosse Uebereinstimmung zwischen der Erfahrung und seiner Theorie. Rec. muss aber gestehen, dass ihm diese Theorie auf so unsicheren Gründen zu beruhen scheint, dass ihre Uebereinstimmung mit einigen Versuchen noch lange nicht hinreicht, sie über die Zweifel zu erheben; so wie denn auch andere Erfahrungen, die der Vf. selbst S. 218 anführt, beträchtlich von seiner Theorie abweichen. Merkwürdig sind die von dem Vater des Vfs. angestellten und hier (§. 136, 138) mitgetheilten Versuche über die Verschiedenheit der Bewegung von trübem und klarem, so wie von kaltem und warmem Wasser. — Sehr weitläuftig wird nun auch in dem Rest dieses Abschnittes von der Vertheilung des Wassers durch mehrere Röhren, so wie von Röhrenleitungen, um ganze Städte mit Wasser zu versorgen, gehandelt, wobey die dazu in Paris und London befindlichen Anstalten beschrieben werden. Die Beschreibung ist indess, ungeachtet der Weitläuftigkeit, wenig befriedigend. Durchaus unrichtig ist die §. 155 vorgetragene Theorie über die Höhe der springenden Strahlen. Hr. *v. G.* behandelt die Berechnung dieser letzten gerade wie eine Wassermasse, die in Röhrenleitungen fliesst. Hiedurch findet er das durchaus unrichtige Resultat, dass die Springhöhe um so grösser ist, je grösser der Durchmesser der Röhre, aus welcher das Wasser hervorspringt.

Der 5te Abschnitt handelt von der Bewegung des Wassers in Kanälen und Flussbetten. §. 209 wendet der Vf. seine für die Bewegung des Wassers in Röhrenleitungen gegebene Formel auch auf die Bewegung in Flüssen und offenen Kanälen an. Er betrachtet dieselben als Röhren, die der Länge nach in der Mitte durchgeschnitten sind: eine Behauptung, die jedem bey der geringsten Untersuchung als unrichtig erscheinen muss. Gleichwohl beruft er sich §. 211, 213 auf ein Paar Erfahrungen, worin seine Theorie hinreichend genaue Resultate geliefert hat, die aber nach unserer Meinung nichts weiter beweisen, als wie behutsam man bey den aus solchen einzelnen Erfahrungen hergeleiteten Schlüssen seyn müsse. §. 223 — 237 werden die verschiedenen Geschwindigkeitsmasse von *Brünings*, *Woltmann*, *Lorgna* u. s. f. sehr weitläuftig beschrieben. Hr. *v. G.* giebt dem hydrometrischen Pendel (einer an einem Faden herabhangenden Kugel, die durch den Wasserstoss aus der verticalen Lage gebracht wird) vor allen anderen Werkzeugen den Vorzug, worin schwerlich Jemand mit ihm einverstanden seyn möchte. Bey der Erklärung dieser Werkzeuge musste natürlich die Theorie des Wasserstosses, wovon noch kein Wort geredet worden, als bekannt vorausgesetzt werden. Doch dergleichen Fehler gegen die gute Methode, sowie gegen die Richtigkeit des Ausdrucks, finden sich in solcher Menge, dass es unmöglich ist, sie aufzuzählen. So heisst es z. B. S. 299: „Die *Oberfläche* eines Flusses bildet selten eine gerade *Linie*." Der Rest des Abschnittes wird durch Berechnungen der Stauweite und anderer ähnlicher Gegenstände, die man bey den Praktikern findet, gefüllt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Danzig*, b. Gerhard: *Preussen und Polen, eine Beleuchtung der Verhältnisse Beider in Bezug auf die neueste polnische Revolution*, mit vorzüglicher Rücksicht auf die von einigen Journalisten gegen Preussen gerichteten Angriffe und die übergetretenen polnischen Truppen bey Elbing, Dirschau und Marienburg. Nach den zuverlässigsten Quellen und eigener Wahrnehmung, von einem Bewohner Westpreussens. 1832. 56 S. 8. (10 gr.)

Die Vorfälle selbst sind jedem Zeitungsleser bekannt und traurige Folgen der unbedachtsamen Insurrection eines Volks, dessen hoher Adel unter sich immer uneins war. Der Vf. vertheidigt Preussens Politik als eine Maassregel der Selbsterhaltung, während der bekannte *Lelewel* in seiner Charte Polen auch mit Ost- und West-Preussen und einem Theil Pommerns und der Marken dotiren wollte. Die erste Theilung Polens ging nach *Dohm* von Kaunitz und nicht von Friedrich II aus. Gewiss sah Preussen die zweyte Theilung Polens ungern, und gab sie nur zu, als es sich unvorsichtig mit Frankreich in Krieg verwickelt hatte; und eben so bey der dritten Theilung, welche eine der leidigen Folgen der ersten französischen Revolution war. Preussische Unterthanen haben mit Gewinn den russischen Waffen einigen Vorschub in Lieferungen geleistet, aber nicht die Regierung; vielmehr bewies sich letzte neutral, und hat die unglücklichen polnischen Krieger mit Gastfreundlichkeit behandelt, sie gekleidet und beköstigt. Die späteren Excesse der Polen sind nicht zu hart gestraft worden, und der unruhige Geist dieser Unglücklichen bewährte sich auch in Frankreich. Wie sehr waren einige Polen beflissen, auch die preussischen, vormals polnischen Staatsbürger in Posen und Westpreussen zur Auswanderung zu verleiten! Liefert einmal die Berliner Staatszeitung eine archivarische Nachricht aus den Staatsrechnungen, wie vieles in beiden Landen für deren geistige und materielle Verbesserung, besonders für die Aufklärung aller Classen, Schulen u. s. f. aus den Provinzialeinkünften geschah, so werden wohl endlich die Polen begreifen, dass sich Preussen durch seine polnischen Eroberungen nicht bereichert, wenn auch erweitert hat; und die nächste Generation wird der preussischen Regierung bey ihrem steten Streben, Wohlstand zu befördern, eben so anhängig werden, als es aus gleicher Ursache die Elsasser an Frankreich seit der Periode der Revolution von 1789 geworden sind.

H. L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

MECHANIK.

Prag, b. Spurny: *Handbuch der Mechanik*, von *Franz Joseph* Ritter *von Gerstner* u. s. w. Herausgegeben von *Franz Anton* Ritter *von Gerstner* u. s. w. II Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der 6te Abschnitt handelt von dem Stosse des Wassers auf unterschlächtige Räder. Seiner Gewohnheit, Alles zu zerstückeln, getreu, spricht der Vf. hier einzig von dem Stoss eines isolirten Strahls auf unbegrenzte Flächen, und verweiset die Lehre vom Stoss gegen begrenzte Flächen oder vom Widerstand der festen Körper in flüssigen in das folgende Kapitel. Ueber den Stoss des Wassers gegen Flächen, die mit einer grossen Geschwindigkeit ausweichen, hat Hr. *v. G.* hier eine eigene Theorie aufgestellt, und eine Anwendung davon auf den Stoss des Wassers auf die Schaufeln der Mühlräder gemacht. Dieselbe ist aber so dunkel, dass Rec. hier nicht wohl eine Uebersicht darüber geben kann. Besonders unzufrieden zeigt sich Hr. *v. G.* mit der zuerst von *Parent* gegebenen Regel, dass der sogenannte mechanische Effect am grössten ist, wenn die Geschwindigkeit, womit die Schaufel ausweicht, der dritte Theil von der Geschwindigkeit des anstossenden Wassers ist. „Die Unrichtigkeit hievon lässt sich, heisst es §. 258, aus der einfachen Betrachtung ableiten, dass die Wassermenge, welche in einer Secunde in das Schussgerinne fliesst, dieselbe bleibt, ob sich das Rad geschwind oder langsam bewegt". Was aber dieses letzte für eine Beziehung auf die vorliegende Frage habe, ist schwer einzusehen. Die Regel von *Parent* beruht darauf, dass 1) die Kraft des Stosses gegen eine ruhende Fläche dem Quadrat der Geschwindigkeit proportional ist, und dass 2) um diese Kraft gegen eine ausweichende Fläche zu finden, statt der wirklichen Geschwindigkeit der Unterschied zwischen den Geschwindigkeiten des stossenden Wassers und der ausweichenden Schaufel in Rechnung gebracht werden muss. Der erste Theil des Satzes ist durch sehr zahlreiche Versuche ausser Zweifel gesetzt, und Hr. *v. G.* selbst legt ihn §. 257 zum Grunde. Dieser erste Theil kann aber nicht allgemein wahr seyn, ohne dass der zweyte es ebenfalls ist. Denn alle Flächen, welche man bey den Versuchen über den Stoss als ruhend ansieht, sind (wegen der Bewegung der Erde) in Bewegung, so dass das, was man für die absolute Geschwindigkeit des gegen eine ruhende Fläche stossenden Wassers ansieht, eigentlich nur der Ueberschuss dieser Geschwindigkeit über die der Fläche ist. *Parents* Regel (über den grössten mechanischen Effect) ist also in den Fällen, die er voraussetzte, unbezweifelt richtig. Sie beruht nur auf der Voraussetzung, dass der Wasserstoss dem Quadrat der Geschwindigkeit proportional ist, und gar nicht darauf, dass die Höhe der Wassersäule, deren Gewicht die Kraft des Stosses darstellt, der einfachen, doppelten oder was immer für einem Vielfachen der zu der Geschwindigkeit des Wassers gehörigen Höhe gleich ist. Uebrigens treffen allerdings bey einem Wasserrade die Voraussetzungen, von denen *Parent* ausging, nicht völlig ein. Das Wasser in einem Schussgerinne kann nicht völlig frey abfliessen, und das Stauwasser, welches sich hinter der Schaufel sammelt, hindert die freye Bewegung derselben. Was indessen das erste betrifft, so scheint aus den Versuchen von *Bossut* über den Widerstand des Wassers in engen Kanälen zu folgen, dass dadurch der Regel, dass der Wasserstoss dem Quadrat der Geschwindigkeit proportional ist, kein Eintrag geschieht. Der zweyte Umstand muss und wird bey gehörigem Bau der Räder und Gerinne eben nicht sehr bedeutend seyn, und es möchte schwer, ja fast unmöglich seyn, den dadurch veranlassten Widerstand nach irgend einer Theorie zu bestimmen. Ganz Unrecht hat aber Hr. *v. G.*, und er widerspricht sich selbst, wenn er (§. 258) behauptet, *Parent's* Regel sey durch die Erfahrung, nämlich durch die von *Mariotte* angestellten und nachher von vielen Anderen wiederholten Versuche, widerlegt. In demselben §. 258 bemerkt Hr. *v. G.* selbst, dass die Geschwindigkeit der Schaufel, wodurch die mechanische Wirkung ein *Maximum* wird, nach den Versuchen von *Bossut* nahe die Hälfte — nach denjenigen von *Smeaton* hingegen — welche letzten in diesem Abschnitt (S. 390 — 397) umständlich beschrieben werden — der dritte Theil der Geschwindigkeit des stossenden Wassers sey. S. 397 bemerkt Hr. *v. G.* noch zu diesen Versuchen *Smeatons*, dass nach denselben die vortheilhafteste Geschwindigkeit demjenigen, was sie nach *Parent's* Regel seyn sollte, um so näher komme, je weniger der Widerstand der Stauung beträgt. Er beruft sich (§. 294. S. 399), um die Richtigkeit seiner Theorie des Wasserstosses in Schussgerinnen zu beweisen, noch auf die Uebereinstimmung seiner Rechnungen mit den eben genannten Erfahrungen *Bossut's*,

Allein die Versuche, welche dieser grosse Experimentator über die Bewegung der Wasserräder angestellt, sind theils lange nicht so vielfach wiederholt und abgeändert worden, als seine übrigen Erfahrungen, theils aber war die dabey befolgte Methode nicht geeignet, um völlig zuverlässige Resultate zu erhalten. Bey einem Versuche z. B. fand *Bossut* die Geschwindigkeit der im Schussgerinne fliessenden Wassers an der Oberfläche = 108 und am Boden = 133 Zoll. Er nimmt nun das Mittel = 120,5 als die Geschwindigkeit der gesammten stossenden Wassermasse an. Wer sieht aber nicht ein, dass bey so beträchtlichen Unterschieden die Bestimmung der mittleren Geschwindigkeit eine sehr missliche Sache sey? *Bossut* giebt $\frac{2}{5}$ der Geschwindigkeit des stossenden Wassers als die für den mechanischen Effect vortheilhafteste an. Nun ist aber $\frac{2}{5}$ mal 108 = 43,2 und $\frac{1}{3}$ mal 133 = 44,3. Wer mag also hier entscheiden? Hr. *v. G.* modelt (§. 294) noch vielfach an der mittleren Geschwindigkeit, so wie *Bossut* sie angiebt. Er glaubt sie = 116 Zoll annehmen zu dürfen. Kann es also wohl Jemand auffallen, wenn endlich die Theorie des Hn. *v. G.* mit der Erfahrung übereinstimmt? Uebrigens ist der Vortrag auch in diesem Abschnitt nicht bloss weitläuftig und unbestimmt, sondern oft gerade da unvollständig, wo eine Erläuterung nöthig ist. So heisst es (§. 267): „Die Grösse des Halbmessers eines Wasserrades ist dabey für den Effect desselben ganz gleichgültig, indem (!) derselbe dadurch weder vermehrt noch vermindert wird". Ohne Erläuterung kann diess der Anfänger nicht verstehen, wohl aber leicht missverstehen. Der grösste Effect, den irgend eine durch Wasser getriebene Maschine leisten kann, hängt allerdings nur von der Geschwindigkeit und Masse des zuströmenden Wassers ab. Damit aber dieser grösste Effect wirklich geleistet werde, muss die Schaufel des Wasserrads mit einer in jedem Fall bestimmten Geschwindigkeit ausweichen, und damit dieses letzte wirklich der Fall sey, muss der Halbmesser des Rades bey einer bestimmten Last und Einrichtung der Maschine eine bestimmte Grösse haben. Statt dieser eben so einfachen als nöthigen Erläuterung setzt Hr. *v. G.*, nachdem er dem eben angeführten Satz eine Menge Bemerkungen hat folgen lassen, noch am Schlusse hinzu: „Die Bestimmung der vortheilhaftesten Geschwindigkeit der Radschaufeln dient hauptsächlich dazu, um durch angemessene Verhältnisse der Hebelarme den Gang der Maschine so einzurichten, wie sie für die zu verrichtende Arbeit am zuträglichsten ist"; wo also der mechanische Effect geradezu mit dem ökonomischen oder technischen verwechselt wird.

Der 8te und letzte Abschnitt enthält 1) die Lehre von dem Widerstand der festen Körper bey ihrer Bewegung in flüssigen, 2) die von der Bewegung und Bahn der geworfenen Körper mit Berücksichtigung des Widerstands der Luft, und 3) eine Abhandlung über die Kanalschifffahrt in England. In Beziehung auf den ersten Gegenstand werden die neueren Versuche des Capitän's *Beaufoy* (*Annals of philos.* 1822) und des Civil-Ingenieur's *Walker* (*Philos. transact.* 1828) angeführt. Die des ersten wurden ganz so, wie die bekannten von *Bossut*, angestellt (d. h. Schiffe oder hohle Gefässe von mancherley Gestalten wurden durch Gewichte, die an einer Schnur über Rollen herabhingen, im Wasser fortgezogen). Hr. *v. G.* sagt (§. 344. S. 475), die von dem ersten gefundenen Resultate seyen nach Abzug *der Reibung des Wassers* (!), die man in allen Fällen vornahm, angeführt. Dieselben zeichnen sich vor denen von *Bossut* vorzüglich dadurch aus, dass sie zum Theil bey bedeutend grösseren Geschwindigkeiten — dieselbe steigt von 1 bis 12 Fuss — angestellt wurden. *Walker* machte seine Versuche an Booten, die in dem grossen zur Aufnahme der von Ostindien kommenden Schiffe eingerichteten Hafen fortgezogen wurden. Die Kraft, welche dazu nöthig war, ward durch einen an den Booten selbst angebrachten Kraftmesser (Dynamometer) bestimmt, wodurch also jede Unsicherheit, die bey den Versuchen von *Bossut* und *Walker* wegen der Reibung an den Rollen entstand, wegfiel. *Walker* schliesst aus seinen Versuchen, dass der Widerstand bey grösseren Geschwindigkeiten in einem stärkeren Verhältniss als dem des Quadrats der Geschwindigkeit wächst. Es ist sonderbar, dass Hr. *v. G.*, hiezu nicht bemerkt, dass aus den von ihm selbst angeführten Versuchen *Beaufoy's*, wobey doch auch die Geschwindigkeit bis 12 Fuss stieg, gerade das Gegentheil folgt. Ueberhaupt aber sind alle diese Versuche unter zu verwickelten Umständen angestellt, als dass sich daraus etwas ganz Bestimmtes zur Entscheidung dieser Frage folgern liesse. Rec. glaubte schon früher bey Vergleichung der Versuche *Bossut's* gefunden zu haben, dass der Widerstand nur dann dem Quadrat der Geschwindigkeit hinreichend proportional ist, wenn die Hinterfläche des in Bewegung gesetzten Gefässes eine auf der Richtung der Bewegung senkrechte Ebene ist. Dieses war indessen weder bey den Versuchen von *Beaufoy*, noch bey denen von *Walker* der Fall. Bey den Versuchen des Ersten hatte die Hinterfläche meistens die Gestalt eines sehr spitzigen Keils, bey denen des zweyten war sie mehr zusammengesetzt, nämlich wie die eines Boots. Rec. meint, man müsse vor allen Dingen damit beginnen, den Widerstand, den eine im Wasser bewegte Ebene erleidet, zu bestimmen. Man könnte zu dem Ende ein Gespärre von leichten Latten zusammensetzen, welches die Kanten eines Parallelepipedons darstellte, wozwischen eine Ebene (ein dünnes Brett) befestigt werden, und nebst dem Gespärre durch das Wasser bewegt werden könnte. Bey dieser Einrichtung könnte die bewegte Ebene ganz unter Wasser bleiben, so dass das Aufstauen des Wassers vor derselben, wodurch die Resultate aller anderen Versuche etwas unsicher werden, wegfiele. Wäre so die Aufgabe auf ihre einfachste Form zurückgebracht, und hinreichend genau aufgelöst, dann erst könnte man zu den mehr verwickelten Formen, wie sie in der Ausübung vorkommen, mit Nutzen übergehen. — Die Lehre von der Bahn der geworfenen Körper, mit Berücksichtigung des Widerstandes der Luft, sollte man, nach der Analogie des Vorhergehenden zu schliessen, wohl in dieser Schrift nicht suchen. Die Theorie, in so weit Hr. *v. G.* sie hier vorgetragen hat, ist viel zu dürftig und unvollständig, als dass er sich mit derselben an die Auflösung

der ſchwierigen Aufgaben, wovon es ſich hier handelt, wagen könnte. Er war daher, wie in allen ähnlichen Fällen, auch hier genöthigt, das Theoretiſche in die Noten zu verweiſen, wo es mit Hülfe der höheren Rechenkunſt abgehandelt wird. Sonderbar iſt es, daſs er bey dieſem Gegenſtand die wichtigen von *Robins*, *Hutton*, *Benzenberg* u. ſ. f. angeſtellten Verſuche gar nicht erwähnt.

Den Schluſs dieſes Abſchnitts macht die Beſchreibung der engliſchen Kanalſchiffe. Rec., der die am Schluſs des erſten Bandes dieſer Schrift mitgetheilte Beſchreibung der Eiſenbahnen mit vieler Theilnahme geleſen hat, hoffte auch hier über den Kanalbau manches Neue und Belehrende zu finden. Allein auſser einigen hiſtoriſchen Notizen, beſonders über die Anlagekoſten, wobey überdieſs, wenn man ſie auf Deutſchland anwenden will, die gröſste Behutſamkeit nöthig iſt, findet ſich hier nur ſehr Weniges, was die Aufmerkſamkeit des Leſers verdiente. Rec. kann nach allem Vorhergehenden dieſen zweyten Band nur für ein miſslungenes Werk erklären.

C. a. N.

RÖMISCHE LITERATUR.

München, b. Fleiſchmann: *Marcus Tullius Cicero vom Weſen der Götter.* Aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen erläutert von M. *Chriſtian Friedrich Michaelis*, Privatlehrer der Philoſophie zu Leipzig. 1829. 276 S. 8. (14 gr.)

Auch unter dem Titel: *Sammlung der Römiſchen Claſſiker in einer neuen deutſchen Ueberſetzung und mit kurzen Anmerkungen.* Von einem deutſchen Gelehrtenvereine. *Marcus Tullius Cicero vom Weſen der Götter.*

Mit einem ſehr günſtigen Vorurtheile nahm Rec. dieſe Ueberſetzung in die Hand, da der Vf. in der Vorrede verſichert, daſs dieſelbe im Herbſte 1806 unternommen und im Frühling 1808 beendigt worden ſey; hierauf habe er die Ueberſetzung nochmals durchgeſehen, und mit der von *Kindervater* verglichen, ſowie mit der des Hn. *von Meier*, aber bloſs ſelten oder kaum weſentliche oder bedeutende Abänderungen nöthig gefunden. Allein Rec. fand ſeine Erwartung keinesweges befriediget, und die Ueberſetzung von *Kindervater* iſt im Ganzen nicht übertroffen. „Das Streben des neuen Ueberſ. (Vorrede S. 6), die Urſchrift treu nachzubilden, ſo weit es dem natürlichen und ungezwungenen deutſchen (auf dem Titel wird *teutſch* geſchrieben) Ausdrucke vereinbar ſchien", iſt lobenswerth. Dann war aber auch erfoderlich, daſs von den ſchwierigeren philoſophiſchen Ausdrücken eine nicht zu wörtliche, faſt möchte Rec. ſagen ſchülerhafte, Uebertragung gegeben wurde, wie ſie zunächſt im Lexikon aufgeführt iſt. Die philoſophiſchen und rhetoriſchen Schriften des Cicero haben hierin für den Ueberſetzer eine auſserordentliche Schwierigkeit, und der Ueberſetzer muſs ein guter Philoſoph ſeyn, wenn er namentlich die Kunſtausdrücke gut wiedergeben will. Für die Ueberſetzung legte der Vf. den *Erneſtiſchen* Text der Zweybrücker Ausgabe zum Grunde, was wir nicht tadeln wollen, ob wir gleich vom Ueberſetzer verlangen, daſs er ſich ſeinen Text ſelbſt ſchaffe, um dann mit deſto gröſserer Ueberzeugung und Genauigkeit Hand ans Werk zu legen. Ueber die beygegebenen Anmerkungen ſchweigen wir billig, da ſie nicht für eigentliche Gelehrte geſchrieben ſind. Sehr lobenswerth finden wir, daſs der Inhalt der drey Bücher aus *Ernesti's* Ausgabe frey überſetzt mitgetheilt wird. Wir wollen nun kurz Einiges aus der Ueberſetzung hervorheben.

Cap. 1: *et perobſcura quaeſtio eſt de natura deorum, quae et ad agnitionem animi pulcherrima eſt et ad moderandam religionem neceſſaria.* Hr. *M.* überſetzt: „Eine Unterſuchung, welche doch zur Erkenntniſs des menſchlichen Geiſtes ſo vortrefflich und zur Leitung der Religion ſo unentbehrlich iſt." Hiezu wird folgende Anmerkung gegeben: „Ein etwas dunkler Ausdruck. Soll es heiſsen, die Unterſuchung über die Götter ſey vortrefflich zur Beförderung der Erkenntniſs des menſchlichen Gemüths? Unſere Philoſophie würde den Satz umkehren. Soll es alſo Selbſterkenntniſs bedeuten? Oder: ſie ſey trefflich für die Erkenntniſs des Geiſtes, d. h. in Beziehung auf ſein Erkennen, als Gegenſtand ſeines Erkenntniſsvermögens? Ich habe das Zweydeutige in der Ueberſetzung beybehalten." *Kindervater* überſetzt freyer: ſo angenehm auch das Nachdenken darüber an ſich ſelbſt iſt." Hr. *M.* hat nicht bemerkt, daſs *Kindervater agitationem animi*, die Conjectur *Murets*, übertrug. Es fragt ſich nun, ob dieſe Conjectur nöthig ſey. Die ganze Schwierigkeit liegt in der Unkunde, wie Cicero die Subſtantiva in *io* gebraucht. Löſt man die Worte auf, ſo heiſsen ſie: *quae (quaeſtio) et ad rationem, qua animus agnoſcere poteſt naturam deorum, pulcherrima eſt.* Cicero meint, eine Unterſuchung über das Weſen der Götter iſt ſehr ſchwierig, ob ſie gleich eine angenehme Beſchäftigung für den Geiſt iſt, der das Göttliche erkennen wird. Die Conjectur von *Muret* iſt eine gute Erklärung, aber richtig iſt ſie nicht, noch dem Geiſte Cicero's gemäſs, ob ſie gleich von *Heindorf* begünſtigt, und von *Schütz* für vorzüglich gehalten wird. M. vergl. *Goerenz. Academ. lib. II. cap.* 19. §. 63. *p.* 116. *Orat.* 41. 141: *in altera (juris ſcientia perſecutionum cautionumque praeceptio (i. e. praecipiendi ratio) quomodo perſecutiones caveri poſſint. De nat. deor. I*, 37. 105. *Goer.* zu *de fin. bon. et mal. c.* 19. 20. §. 64. 65. *lib. II, c.* 12. §. 35. Schon *Scheller* im Lex. kam der Wahrheit nahe. In demſelben Cap.: *principium philoſophiae eſſe inſcientiam, prudenterque Academicos a rebus incertis aſſenſionem cohibuiſſe;* „daſs die Triebfeder, d. h. der Urſprung der Philoſophie, die Unwiſſenheit ſey, und daſs daher klüglich die Akademiker *bey ungewiſſen Gegenſtänden* ihre Zuſtimmung zurückgehalten haben." Beſſer *Kindervater*: „Beweiſes genug, daſs die Veranlaſſung, der Anfang alles Philoſophirens in der Unwiſſenheit liege (?), und daſs die Akademiker mit Grund über alles, was nicht *evident* iſt, ihr Urtheil zurückhalten." Ferner: *quid eſt enim temeritate turpius?* Recht ſchülerhaft wird überſetzt: „Denn was iſt ſchimpflicher als Unbeſonnenheit?" Hr. *M.* hat weder geſehen, daſs *temeritas* dem *inſcientia* entgegenſteht, noch iſt ihm die Stelle bekannt *Acad. I*, 12: *errorem*

autem et temeritatem et ignorantiam et opinationem et suspicionem, et, uno nomine, omnia, quae essent aliena firmae et constantis assensionis etc.; wo wie hier *temeritas* ist *temeraria judicandi ratio*, unbesonnenes Urtheil, grundloses Urtheil. Daher schon *Kindervater* besser: „Denn was ist entehrender, als ohne Grund zu handeln". C. 2: *quorum si vera sententia est, quae potest esse pietas? quae sanctitas? quae religio?* „Ist ihre Meinung wahr, was kann alsdann noch *Frömmigkeit*, was kann *Heiligkeit*, was kann Religion *bedeuten*"? Wer wird wohl *pietas* durch Frömmigkeit, *sanctitas* durch Heiligkeit übersetzen? Wie kann *esse* hier durch *bedeuten* gegeben werden? *pietas* Anhänglichkeit an die Götter, frommer Sinn, *sanctitas* unsträflicher Wandel. Der darauf folgende Satz: *Haec enim omnia pure atque caste tribuenda deorum numini ita tribuenda sunt, si etc.* „Denn diess Alles muss den Göttern rein und schuldlos auf den Fall gewidmet werden", u. s. w. Weit besser *Kindervater*: „Da doch eine reine Verehrung des Herzens den Göttern gebührt." *In specie autem fictae* (sollte nicht besser mit *Heindorf ficta* verändert werden?) *simulationis sicut reliquae virtutes, ita pietas inesse non potest*, — Hr. *M.*: „Im blossen Scheine der falschen Andacht können ja überhaupt keine Tugenden, noch viel weniger wahre Frömmigkeit bestehn". Wie kann Cicero diess gesagt haben?! Hängen denn die Tugenden alle mit der Andacht zusammen, beym absichtlichen Scheine von Heucheley oder Verstellung? u. s. w. Cap. 3: *Qua quidem in caussa et benevolos objurgatores placare et invidos vituperatores confutare possumus etc.* „In dieser Streitsache nun können wir theils die wohlwollenden Gegner *versöhnen*, theils die missgünstigen Tadler widerlegen." *Kindervater*: „Bey dieser Untersuchung kann ich die wohlmeinenden Tadler zufrieden stellen und die übelwollenden Schmähsüchtigen widerlegen." Also bedeutet *placare* stets versöhnen? Wie bey jenem Schüler *acies* allemal die Schärfe hiess. Bald darauf: *qui inimice insectantur, repellendi*: „Wer feindlich anfällt, muss zurückgetrieben werden". C. 4. *Complures enim Graecis institutionibus eruditi etc.* „Denn Manche, die im Griechischen unterrichtet worden waren." In demselben C.: *est enim admirabilis quaedam continuatio seriesque rerum, ut alia ex alia etc.* „Denn es giebt einen *gewissen* wunderbaren Zusammenhang und eine Reihenfolge der Dinge, so dass eins am Anderen hängt, und alle in einander einzugreifen und mit einander verbunden zu seyn scheinen". Cap. 6. *Sed jam, ut omni me invidia liberem etc.* „Doch nun will ich, um mich von allem *Argwahn* zu befreyen" u. s. w. *Tum demum mihi procax academia videbitur.*" Und dann erst soll mir die Akademie *muthwillig* vorkommen". Die C. 6 angeführten Verse aus dem Statius:

> *Pro! deûm popularium omnium, omnium adolescentium*
> *Clamo, postulo, obsecro, oro, ploro atque imploro fidem etc.*

werden übersetzt:

> Ihr Götter, ihr Mitbürger, ihr Jünglinge alle,
> ich rufe; bitte, beschwöre euch flehentlich —
> Nicht über eine unbedeutende Sache, wie jener klagt:
> Es geschehen im Staate Todesverbrechen:
> Von dem Geliebten will kein Geld die Buhlerin nehmen.

Hr. *M.* verräth Dichtertalent. C. 7. *sub fin. Ambo enim, inquit, arridens, ab eodem Philone nihil scire didicistis.* „Denn ihr Beide habt, sprach er lächelnd, vom Philo gelernt, dass ihr nichts wisset." *Kindervater*: „Denn, setzte er lächelnd hinzu, ihr habt ja Beide von ein und demselben Philo die Wissenschaft „nichts zu wissen" erlernt!„ C. 8. *Quibus enim oculis (animi)* denn mit was für Geistesaugen u. s. w. *Ibid. Unde vero ortae illae quinque formae etc.* „Woher sind jene fünf Gebilde entstanden, aus welchen das Uebrige sich bildet." *Kindervater*: „Woher sind wohl die fünf ersten Urstoffe" u. s. w. C. 12 *ab init. Empedocles autem multa alia peccans, in deorum opinione turpissime labitur etc.* „Empedokles aber, der sonst viele Sünden auf sich hat" u. s. w. C. 15. *ut ne hoc quidem diceret, illa inventa esse deorum, sed ipsa divina.* „Er wollte also nicht sagen, jene Erfindungen kämen von den Göttern, sondern sie wären selbst göttlich." *Kindervater*: „und nicht zufrieden, sie für Erfindungen von solchen (Göttern) zu halten, schreibt er ihnen selbst eine göttliche Natur zu." Ebendas.: *quorum omnis cultus esset futurus in luctu?* „Deren ganze Verehrung hier bloss in Trauer bestehen werde." *Ibid. tum fatalem vim et necessitatem rerum futur.*: „denn die Gewalt des Schicksals und die Nothwendigkeit der Zukunft." *Kindervater*: „Dahin gehört das bestimmte Verhängniss und die nach nothwendigen Gesetzen zu erwartende Zukunft." C. 16 ist *odia* durch *Gehässigkeiten* übersetzt, *vincula Gefangenschaften*; ebendas.: *tum etiam volgi opiniones, quae in maxima inconstantia veritatis ignoratione versantur*; „dann auch die Volksmeinungen, welche aus Unkunde der Wahrheit in lauter Widersprüchen schweben." C. 17. *Quae enim nobis natura informationem deorum ipsorum dedit etc.* „Denn dieselbe *Natur*, welche uns die Vorstellung von den Göttern an sich ertheilte." C. 20. *ut, quicquid accidat id ex aeterna veritate caussarumque continuatione fluxisse dic.* „Dass alle Begebenheiten aus der ewigen Wahrheit und aus dem Zusammenhange der Ursachen herfliessen." Cap. 25. *Idem facit contra dialecticos — non ponerentur.* „Dasselbe thut er gegen die Dialektiker; diese lehrten in allen Trennungssätzen, wo diess entweder so oder nicht ist." *Kindervater*: „Es ist ein Lehrsatz in der Dialektik, dass von zwey Disjunctivsätzen, wovon der eine bejahend, der andere verneinend ist" u. s. w. Cap. 27. *Sed tu, hoc, physice, non vides — natura?* „Aber du bist ein Naturkundiger und siehest nicht, was für eine holde Vermittlerin und gleichsam Selbstkupplerin die Natur ist"? C. 35. *Hoc est non considerare, sed quasi sortiri, quid loquare.* „Das heisst nicht überlegen, sondern gleichsam loosen, was man sagen will." *Kindervater*: „Das heisst nicht mit Ueberlegung etwas behaupten, sondern den ersten besten zufälligen Gedanken vortragen."

Der Leser urtheile selbst über den Werth dieser Uebersetzung. Die Anmerkungen sind dem Zwecke angemessen. Auch finden sich einige grobe Druckfehler.

D. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Barth: *Zeitschrift für die historische Theologie.* In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft herausgegeben von D. *Christian Friedrich Illgen*, ord. Prof. der Theologie zu Leipzig. Zweyten Bandes erstes Heft. Mit 4 Steindrucktafeln. 1832. 304 S. Zweytes Heft. 284 S. 8. (3 Rthlr.)

(Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1832. No. 41.)

Auch dieser zweyte Band bewährt die Gediegenheit dieser neuen Zeitschrift: die Abhandlungen haben meist selbstständigen Werth, machen weniger auf das Verdienst blosser Compilation Anspruch, interessiren durch Abwechselung des Inhaltes, und werden so wesentlich zur Förderung der Wissenschaft beytragen. Wir haben aufs Neue Ursache, sowohl von Seiten des würdigen Herausgebers das verdienstvolle Bestreben, nur Gediegenes mitzutheilen, dankbar anzuerkennen, als auch von Seiten des wackeren Verlegers eine Uneigennützigkeit zu rühmen, welche keine Kosten scheuet, durch ein höchst anständiges Aeussere das Seinige zur Empfehlung dieser Zeitschrift beyzutragen; und in der That dürften nur wenige theologische Zeitschriften auch in dieser letzten Hinsicht mit der vorliegenden wetteifern können. Um so mehr ist zu wünschen, dass das Unternehmen durch immer regere Theilnahme erhalten und gefördert werde.

Vortreffliche Gedanken, tiefe Wahrheiten, für die Zeit, in welcher wir leben, besonders beherzigenswerth, enthält der erste Aufsatz des *ersten* Heftes: *über die Entwickelungsepochen in der Geschichte der Menschheit*, von D. *Christian Ferdinand Schulze*, Prof. am Gymnasium zu Gotha. Unter den Entwickelungsepochen der Menschheit versteht der Vf. diejenigen Zeiten, in denen neue Ideen hervortreten, und wichtige Umänderungen in dem Zustande der Menschheit hervorbringen. Als solche Zeiten macht er namhaft die des Aufkommens des Christenthums, die Zeiten der Reformation und die jetzigen Zeiten der Staatsveränderungen, die man auch die revolutionären Zeiten zu nennen pflege. Er bemerkt sehr richtig, dass diese Entwickelungsepochen nicht plötzlich, sondern nur allmählich aus den Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur und nach dem Plane der welterziehenden Vorsehung entspringen, dass sie grosse Kräfte aufregen, aber nur langsam und nie ohne grosse Stürme sich erheben, dass diese Stürme und Kämpfe unvermeidlich sind, dass sie aber das Gute, das in den Entwickelungsepochen liegt, nicht unterdrücken, sondern zur Läuterung desselben dienen, und einen Aufschwung der Menschheit herbeyführen. „So haben sich, folgert der Vf. S. 15, die Stürme und Kämpfe aufgeklärt, die an das Entstehen des Christenthums sich knüpften; so die Stürme und Kämpfe, die mit der Reformation entstanden, und so werden sich die Stürme und Kämpfe aufklären, die jetzt noch uns umtosen. Eine glücklichere Zeit, als wir durchleben, wird über unseren Nachkommen aufblühen u. s. w. Die Gottheit leitet das Menschengeschlecht mit Weisheit und Güte; sie löset die Räthsel eines verworrenen Zustandes, sie führet alles herrlich hinaus". Hätte hier noch der Vf. die durch das Christenthum der Menschheit gegebene Idee der Stiftung und Vollendung eines Himmelreiches auf Erden, als der letzten und höchsten Entwickelungsepoche derselben auf Erden, auf welche sich alle früheren Epochen, als Vorbereitung, beziehen, in seine Betrachtung gezogen, so würde der von ihm gegebene geschichtliche Grundriss in seiner wahrhaft religiös christlichen Bedeutung erscheinen. Sehr wahr ist es, was derselbe am Schlusse sagt: „Von der Vernunft erleuchtet soll die Menschheit weiter gehen. Dieses Weitergehen beruht auf dem Fortschreiten der Völker, das Fortschreiten der Völker auf dem Fortschreiten der Gemeinden, das Fortschreiten der Gemeinden auf dem Fortschreiten der Einzelnen, aus denen sie bestehen". Allein so wie dem Geiste der Einzelnen in diesem irdischen Leben Schranken der Erkenntniss gesetzt sind, so natürlich auch der ganzen Menschheit; ein Fortschreiten ins Unendliche bleibt nach dem beschränkten Maße menschlicher Geisteskraft auf dieser Erde undenkbar, und so wird die Epoche eines Reiches Gottes auf Erden das Ende aller Entwickelungsepochen der Menschheit seyn. — Die folgende Abhandlung enthält: *Theologiae Plautinae brevis expositio. Auctore Frid. Guil. Ehrenfredo Rostio, Phil. D. ejusdemque in acad. Lips. Prof. extraord. scholae Thomanae Rectore.* Sie war ein Jahr früher als Schulprogramm unter dem Titel erschienen: *Plautinorum cupediorum ferculum septimum decimum*, und verdiente diesen Wiederabdruck um so mehr, als selten dergleichen Gelegenheits-

schriften eine weitere Verbreitung finden, und es in der That vielfaches Interesse hat, gerade aus *solchen* heidnischen Schriftstellern ihre religiösen Ansichten zusammengestellt zu finden: „*ut appareat*, wie der Vf. selbst S. 18 sagt, *divini numinis reverentiam ita esse humanae naturae propriam, ut revera nullo tempore invenirentur sanae mentis homines, qui eam ab ineunte aetate capessere non necessarium, semper praestare non honestum, unquam exsuere non turpe putaverint.*" Wir finden hier in 8 §§. die einzelnen Meinungen des Plautus recht übersichtlich dargestellt, und man sieht, wie auch S. 19 bemerkt wird, aus denselben, dass sich der gesunde Menschenverstand, einiges Vernunftbewusstseyn auch in jenen Heiden nicht verleugnen konnte. — Dann folgt: *Ursprung und Umbildung der altnordischen Gilden oder festlichen Zusammenkünfte.* Von D. *Finn Magnusen*, Prof. der Philos. und geh. Archivar zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen von D. *Gottlieb Mohnike*, Consist. und Schul-Rathe und Pastor zu St. Jacobi in Stralsund. Es wird gezeigt, dass, wie bey den heidnischen Nordländern jährlich drey grosse Opferfeste im Herbste, Winter und Sommer gehalten und mit festlichen gemeinschaftlichen Mahlzeiten verbunden waren, so auch nach Annahme der christlichen Religion ähnliche Zusammenkünfte einzelner Gesellschaften an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten unter dem Namen der Gilden beybehalten wurden. — Hr. OCR. D. *Augusti* in Bonn theilt eine kurze *Nachricht* mit von einer merkwürdigen, in der Stadtbibliotek zu Trier befindlichen Handschrift über christliche Weissagungen. Die Handschrift ist aus dem siebenten Jahrhundert, und nach den mitgetheilten Proben zu urtheilen, scheint ihr Inhalt, wie diess bey den meisten schriftlichen Denkmälern jener Zeit der Fall ist, von geringem Werthe. — Die nun folgende Abhandlung füllt den bey Weitem grössten Theil dieses Heftes; zu ihr gehören auch die demselben beygegebenen Steindrucktafeln. Sie verdiente allerdings eine Stelle in dieser Schrift, nur hätten wir mehrfache Abkürzungen gewünscht. Sie führt den Titel: *Absalon, Bischof von Roeskilde und Erzbischof von Lund, Eroberer der Insel Rügen und Bekehrer derselben zum Christenthum, als Held, Staatsmann und Bischof.* Von D. *Hector Friedrich Jansen Estrup*, Prof. zu Soröe. Aus dem Dänischen übersetzt und mit Anhängen vermehrt von D. *Gottlieb Mohnike* u. s. w. Wir finden hier aus älteren und neueren Schriften, Denkmälern u. s. w. Alles sorgfältig benutzt und verarbeitet, was uns ein treues und vollständiges Bild jenes merkwürdigen Mannes geben, und Geist und Verdienst eines hohen Geistlichen nach dem Charakter seiner Zeit lebhaft darstellen kann. Daher diese Schilderung nicht bloss für die Kirchen-, sondern auch für die politische Geschichte gleich wichtig ist. Die Anhänge des Uebersetzers enthalten: 1. Die Züge der Dänen gegen die Wenden in Pommern, Rügen und Meklenburg unter den Königen Erik Eymun, Waldemar I und Knud VI. Aus der Knytlinga-Saga. 2. D. *Pet. Erasmus Müllers* Chronologie der Heereszüge König Waldemars I gegen die Wenden in Rügen, Pommern und Meklenburg. (Aus D. *Müllers*, des jetzigen Bischofs von Seeland, Werk: *Kritisk Undersögelse af Saxos historiers syv sidste Böger*, Kopenh. 1830.) — 3. Von Erzbischof Absalons Habgier und von einem Bauer. Aus dem Isländischen. (Aus des Prof. *Rafn Forumanna-Sögur* entlehnt.) 4. Bericht über die auf kön. dänischen Befehl im Jahre 1827 angestellte Untersuchung des Grabes vom Erzbischof Absalon in der Kirche zu Soröe. Vom Canzleyrathe *Chr. Thomsen* zu Kopenhagen. Uebersetzt aus dem Neuen dänischen Magazin Bd. VI. Hft. 2. Die beygegebenen, sauber gearbeiteten Steindrucktafeln stellen Grab und Sarg des Absalon, den Grabstein, einen silbernen Kelch, einen Goldring, die man im Sarge fand, und einiges Andere dar — Den Beschluss dieses Heftes machen 6. *Erläuterungen über das Religionsgespräch zwischen Katholiken und Protestanten, angefangen zu Worms*, 1540 *und fortgesetzt und beendigt zu Regensburg* 1541 aus ungedruckten Quellen von Dr. *Gottlieb Bretschneider*, Oberconsist. Rathe und Generalsup. zu Gotha. Zuerst über die Ursache von Melanchthons plötzlicher Krankheit auf seiner ersten Reise nach Hagenau zur Eröffnung des Gesprächs; der Herausg. zeigt, dass eigentlich Philipp von Hessen die Veranlassung dazu war. Besonders interessant ist der hier mitgetheilte Brief Luthers an Philipp von Eisenach d. 24 Juli 1540. Wer würde es *jetzt* wagen, so zu schreiben? „Wenn gleich, schreibt Luther eben so kräftig als bitter, alle Teufel den Rathschlag offenbart wollten haben, wollt ich dennoch *von Gottes Gnaden* Antwort zu geben wissen, dass sie nichts an mir sollten haben." Ferner: „Ich weiss *von Gottes Gnaden* wohl zu unterscheiden, was in Gewissensnöthen vor Gott aus Gnaden nachgegeben mag werden, und was ausser solcher Noth vor Gott in äusserlichem Wesen auf Erden nicht recht ist, und wollt nicht gern, dass Ew. F. Gnaden solltet mit mir in der Feder Kampf kommen. Ew. F. Gnaden haben sonst zu thun genug, und ich auch" u. s. w. Er warnt, dass, wo es Ernst wäre, er den Kaiser nicht allein aus seinem Handeln, sondern auch aus der Schrift wohl anders in die Wolle greifen und den Text lesen wolle: *omnis homo mendax*, et: *nolite confidere in principibus.* — Eine neue wichtige Beleuchtung aus noch ungedruckten Urkunden ergiebt sich über den wahren Verfasser des Regensburgischen Interims. Melanchthon nennt in einem Briefe Gropper von Cölln, einen gewissen „jungen kühnen Gesellen Gerardum", muthmasslich auch Bucer, als Verfasser.

Mannichfaltiger an Inhalt und Interesse wechseln die Abhandlungen des *zweyten* Heftes. Den Anfang macht ein Aufsatz über die *Memnonssäule*, aus D. *Joh. Arnold Kanne's*, Prof. der oriental. Literatur in Erlangen, literarischem Nachlasse; mitgetheilt von dem Freunde des im J. 1824 verstorbenen Vfs., Hn. D. *Adolph Wagner* zu Leipzig. Bekanntlich liess sich *Kanne* nur zu sehr durch Etymologieen und Analogieen zu seltsamen Combinationen verleiten, dennoch aber verdiente das Geistreiche seiner Forschungen weit mehr beachtet und benutzt zu wer-

den, als es der Fall gewesen zu seyn scheint. Gegenwärtiger Aufsatz war bereits im J. 1813 geschrieben; auch hier wird manches Verschiedenartige zusammengestellt, wiewohl nicht mit der nöthigen Klarheit, doch verkennt man dabey den Scharfsinn des Vfs. nicht, wenn er zeigt, dass Memnon Symbol des Wortes, des belebten Tones, des Geistigen war, und darauf die mythologischen Sagen und Dichtungen verschiedener Völker beziehet. — *Einige Worte über kritische und pragmatische Behandlung der Kirchen-, insbesondere der Dogmen-Geschichte;* mit Rücksicht auf seine Schrift: Geschichte und Lehrbegriff der Unitarier vor der Nicänischen Synode. Von D. *Lobegott Lange*, Prof. zu Jena. Der Vf. hatte, wie er selbst sagt S. 20, in der angeführten Schrift den ersten Versuch gemacht, jene sogenannten Ketzer des zweyten und dritten Jahrh. so darzustellen, wie sie wirklich gelehrt und gelebt hatten, wie sie nach ihren Angaben zu ihren Grundsätzen gekommen, mit welchen Gründen sie dieselben wider ihre Gegner zu vertheidigen bemüht gewesen waren. Da er Widerspruch fand, so sucht er hier einige allgemeine Grundsätze über die Behandlung vorzüglich der Ketzergeschichte aufzustellen. Für die kritische und pragmatische Bearbeitung der Dogmengeschichte schlägt er vor, zuerst auf das Einwirken der Hierarchie in der Entwickelung und Unterdrückung der Dogmen Rücksicht zu nehmen, dann zunächst die eigenen Meinungen der sogenannten Häretiker, soweit sie mit ihren eigenen Worten von den Kirchenvätern berichtet werden, zu erforschen, und sie in Parallele mit der Ansicht ihrer Gegner zu stellen, dabey aber nichts aus eigener Muthmassung denselben unterzuschieben, wozu in beiderley Hinsicht kein Grund vorhanden sey; ferner, zuvörderst das Princip auszumitteln, auf welchem entweder eine Lehre oder ein ganzer Lehrbegriff an sich beruhe, oder, wenn Streitigkeiten dazu Veranlassung gegeben, im Gegensatze wider die Gegner begründet wurde. Der Vf. giebt überall Beyspiele aus der Geschichte der Unitarier, um die Art und Weise, wie man jene Regeln zu befolgen habe, anschaulicher zu machen. — *Ueber den Ursprung der bischöflichen Gewalt in der christlichen Kirche*, in Verbindung mit der Bildung und dem Zustande der frühesten Christengemeinden. (Eine Probe von der Aechtheit und Wichtigkeit der Briefe des Ignatius.) Von Dr. *Nicolaus Christian Kist*, ord. Prof. der Theol. zu Leiden. Aus dem Holländischen. Diese Abhandlung steht ursprünglich im zweyten Theile der Zeitschrift: *Archief voor Kerkelijke geschiedenis, inzonderheit van Nederland; verzameld door Kist en Royaards* (Leiden 1830); die hier mitgetheilte Uebersetzung ist, nach der Erinnerung des Herausgebers, von einem deutschen Gelehrten in Leiden verfertiget, und von dem Vf. selbst mit Verbesserungen und Zusätzen versehen worden. Rec. hat dieselbe mit vielem Vergnügen gelesen; und wenn er auch hinsichtlich der Aechtheit der Briefe des Ignatius und der Grundansicht, die hier durchgeführt werden soll, verschiedener Meinung ist, so verkennt er dennoch die Wichtigkeit dieser Briefe nicht in Beziehung auf den vom Vf. erörterten Gegenstand: denn was in einer gänzlich untergeschobenen oder theilweise interpolirten Schrift gesagt wird, kann immer völlige historische Glaubwürdigkeit und Beweiskraft haben; und diess ist wirklich bey den Briefen des Ignatius der Fall. Indem Hr. *Kist* zuerst von dem ursprünglichen Zustande der ersten Christengemeinden, besonders in volkreichen Städten, handelt, geht er von der Voraussetzung aus, dass sich in der ersten Periode der Ausbreitung des Christenthums, besonders in den grösseren Städten, verschiedene Versammlungen von Christen gebildet hätten, die nicht sogleich mit einander in Berührung gekommen, und selbst nachdem sie einander kennen gelernt, wegen Verschiedenheit ihrer Einrichtungen und Beziehungen und eines näheren Anschliessens an die Aeltesten, welche jede für sich bereits hatte, eine gewisse Selbstständigkeit behalten und von einander getrennt fortbestanden hätten. Den Beweis dafür findet er in der Natur der Sache selbst und in einigen Spuren, die sich in den apostolischen Briefen vorfinden sollen. Er beruft sich insbesondere auf die ἐκκλησίαι κατ' οἶκον, welche Paulus oft erwähnt, und die dem Vf. zu der Vermuthung S. 57 Veranlassung geben, dass der Geist der christlichen Liebe und Verbrüderung im Anfange nur zu solchen einzelnen Vereinigungen den ersten Anlass gegeben habe, deren viele in derselben, besonders volkreichen Stadt zu einer und derselben Zeit neben einander bestanden, und diess wahrscheinlich, je nachdem die Christen daselbst in besonderen Umständen Anlass fanden, sich an einige ihrer mehr angesehenen und vor anderen geachteten Glaubensgenossen, als ihre Führer und Vorgänger, näher anzuschliessen. Rec. stimmt dieser Vermuthung bey, möchte jedoch diesem Umstande allein kein so grosses Gewicht für die Entstehung der bischöflichen Würde, als der Vf. thut, beylegen, ohne aber zu leugnen, dass er allerdings hie und da einigen Einfluss gehabt haben möge. Es lag, wie der Vf. richtig voraussetzt, in der Natur der Sache, dass in den einzelnen Orten, wo sich Einzelne an das Christenthum anschlossen, diese zuerst nur kleine Verbrüderungen bildeten, dass aber diese sowohl unter einander als im Verhältniss zu den auswärtigen Gemeinden in engere Gemeinschaft treten mussten: diess letzte lag wesentlich in dem Zwecke des christlichen Unterrichts, der Feier des Abendmahls zu jener Zeit, in dem Bedürfnisse, der bedrängten Lage der Christen, in dem eifrigen Bemühen aller Apostel, unter allen Bekennern des christlichen Namens eine geistige und Lebens-Gemeinschaft — ἓν σῶμα καὶ ἓν πνεῦμα — zu stiften und zu erhalten. Grund etwaniger Spaltung war daher nicht diese ursprüngliche Beschaffenheit einzelner Vereinigungen in grösseren Städten, sondern Verschiedenheit der Lehrmeinungen und unchristliche Gesinnungsweise, wie beides der Fall in der Gemeinde zu Corinth war. Auch unser Vf. beruft sich auf diese Gemeinde, um zu beweisen (S. 58), dass die Christen in dieser Stadt in verschiedene Vereine und Gesellschaften getheilt gewesen wären, je nachdem sie durch die Predigt und die Taufe verschiedener Apostel oder anderer Männer, die das Evangelium daselbst verkündigt, zum Bekennt-

nisse des Christenthums gebracht, oder in demselben bestärkt werden wären. Allein aus der Art und Weise, wie Paulus gegen diese Spaltungen in der Gemeinde spricht, geht hervor, dass diese nicht *ursprünglich* waren, sondern erst durch Parteyung und lieblose Gesinnung entstanden; sonst konnte er nicht so sehr dagegen eifern, er würde nur gerathen haben, ein besseres Verhältniss zwischen den getrennten Gemeinden herzustellen. Petriner und Pauliner, Juden- und Heiden-Christen, waren in Gegensatz zu einander getreten; die Reicheren zogen sich von dem Umgange mit Aermeren, selbst beym Abendmahl, zurück — 1 Cor. 1, 10, wo das *τὸ αὐτὸ λέγειν — ἦτε κατηρτισμένοι ἐν τῷ αὐτῷ νοΐ καὶ ἐν τῇ αὐτῇ γνώμῃ* — offenbar auf entstandene Meinungsverschiedenheit hindeutet — 11, 18, wo das *ἀκούω σχίσματα ἐν ὑμῖν ὑπάρχειν* nur auf innere Zwistigkeiten hindeutet, wegen des vorhergehenden *συνερχομένων ὑμῶν ἐν ἐκκλησίᾳ.* Da Paulus diesen Unfug hart rügt, so muss es ursprünglich nicht so gewesen seyn. Wollen wir nun aber zugeben, dass die Briefe des Ignatius, auf welche sich der Vf. im Folgenden auch in dieser Hinsicht beruft, ächt sind, so müssen sie doch in den Anfang des zweyten Jahrhunderts gesetzt werden; sie wären demnach mindestens 50 Jahre später geschrieben, als die Paulinischen Briefe, und in diesem Zeitraume waren schon die wesentlichsten Veränderungen in der Verfassung der christlichen Gemeinden vorgegangen, wie wir aus ihrem Zustande seit dem Anfange des zweyten Jahrhunderts schliessen können. In diese Zwischenperiode fällt der grössere Brief des Clemens von Rom, und diesem zufolge bestand schon die Episcopal- und Presbyterial-Einrichtung in den christlichen Gemeinden, und zwar durch apostolische Anordnung, um Ordnung in den Gemeinden zu erhalten. (Cap. 42.) Clemens erwähnt aber nichts davon, dass verschiedene Vereine der Christen sich von einander getrennt oder schon getrennt bestanden hätten; vielmehr weist das, was er von den Unruhen in Corinth sagt, darauf hin, dass alle daselbst lebenden Christen unter gemeinschaftlichen Presbyteren verbunden lebten; das lässt auch vermuthen das *στασιάζειν εἰς πρεσβυτέρους* — Cap. 47 — die Vergleichung des neutestamentlichen Cultus mit dem alttestamentlichen (Hoherpriester, Priester und Leviten); das *εἷς Θεὸς, εἷς Χριστὸς, ἓν πνεῦμα, μία κλῆσις* — Cap. 46. Wir können daher der Voraussetzung des Vfs., dass ursprünglich (S. 66) in einer Stadt, besonders von grösserem Umfange, nicht sogleich *eine* Gemeinde gegründet wurde, sondern dass verschiedene Vereine von Christen, wenigstens im Beginne ohne gegenseitige Beziehung, neben einander entstanden, welche mit besonderen Führern u. s. w. besondere Zusammenkünfte hielten, ihr eigenes Abendmahl feierten u. s. w., — nur in so weit beystimmen, als diess hier und da unter Juden- und Heiden-Christen ursprünglich der Fall seyn, und als später andere Gründe zu einer solchen Trennung und Spaltung Veranlassung geben konnten. Keinesweges aber lässt sich diess allgemein annehmen, und mithin eben so wenig daraus ein allgemeiner Grund des Ursprungs der bischöflichen Gewalt herleiten, worauf der Vf. im zweyten Theile seiner Abhandlung übergeht. Hinsichtlich der Briefe des Ignatius nämlich geht er von der doppelten Bemerkung aus, erstens, dass die Empfehlung der Unterwerfung unter die Gewalt Eines Bischofs in diesen Briefen ganz das Ansehen habe, als solle hiedurch einer, wenn gleich nicht ganz neuen, doch wenigstens noch nicht hinlänglich festen Einrichtung Eingang verschafft werden; zweytens, dass das Dringen auf allgemeine Anerkennung dieser Würde hier deutlich in der engsten Verbindung stehe mit dem früher erwähnten getheilten Zustande der Gemeinden. In beiderley Hinsicht setzt der Vf. etwas voraus, wozu kein so dringender Grund vorhanden zu seyn scheint. Nehmen wir nämlich an, dass wirklich in den kleinasiatischen Gemeinden ein *solcher* getheilter Zustand, wie der Vf. voraussetzt, Statt gefunden habe, so würde doch Ignatius die verschiedenen Christenvereine zunächst ermuntert haben, in *Eine* Gesellschaft zu treten; er würde der *verschiedenen* Presbyterien gedacht haben u. s. w. Allein wir erinnern uns nicht, hievon eine bestimmte Andeutung in seinen Briefen gefunden zu haben. Wenn im Gegentheil die Doketen und judaisirenden Christen (*ep. ad Magnes., ad Trall., ad Smyrn.*) als solche genannt werden, durch welche der Gehorsam gegen Bischof und das Presbyterium aufgehoben werde; wenn vor Ketzereyen und Spaltungen gewarnt, und die Bewahrung der kirchlichen Einheit durch die Verbindung mit dem Bischof, durch diese mit dem Einen Altare, als nothwendig empfohlen wird (*ad Philadelph.*): so getrauen wir uns daraus nicht mehr mit Gewissheit zu folgern, als dass früher eine solche Einheit der Christen unter Einem Bischof und Presbyterium schon in jenen Gemeinden bestanden haben müsse, dass diese aber durch das fortbestehende Judenchristenthum und die ersten Keime der christlichen Gnosis gestört worden sey. Daher wird auch die Einheit in der Lehre, sowie die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, so dringend ans Herz gelegt. Abfall von der geltenden Lehre zog auch Abfall von der Kirchengemeinschaft nach sich; und wenn selbst die Presbyteren ermahnt werden mussten, mit dem Bischof vereinigt zu bleiben, und ihm zu gehorchen, so folgt daraus nicht, dass verschiedene Presbyterien in einer Stadt bestanden, sondern, dass einzelne Presbyteren den Gehorsam gegen ihren Bischof aufgegeben oder verletzt hatten: das so oft wiederkehrende *ὑπακούειν, ὑποτάσσεσθαι* beweist diess.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Barth: *Zeitschrift für die historische Theologie.* Herausgegeben von D. *Christian Friedrich Illgen* u. s. w. II Band 1stes u. 2tes Heft.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Allerdings sind die Briefe Ignatius des Märtyrers die wahren Hebel der bischöflichen Aristokratie geworden, aber nicht gerade dadurch, dass sie den ursprünglich getrennten Zustand verschiedener Christengesellschaften in Einem Orte aufgehoben hätten, sondern sie stellten dogmatisch fest, was schon in der Kirchendisciplin herkömmlich geworden war: denn nirgends spricht Ignatius von der Einheit des Bisthums, als von einer *neuen*, besseren Lehre und Einrichtung. Rec. findet daher das Resultat des Vfs. (S. 88), auf diesem Wege den Ursprung der bischöflichen Gewalt zu erklären, nicht begründet genug und einseitig. Allerdings rief das Streben, jede Gemeinde zu einem geschlossenen, wohl zusammenhangenden Körper zu bilden, die bischöfliche Würde ins Leben; allein dieses Streben hatte noch ganz andere Gründe, als den blossen ursprünglich zertheilten Zustand einzelner Christengesellschaften in diesen oder jenen Orten. Einerseits Nachahmung der jüdischen Synagogeneinrichtung, die Nothwendigkeit eines gemeinschaftlichen Cultus, die Pflicht, für die Armen zu sorgen, andererseits die Verfolgungen aller Bekenner des Christennamens, die nothwendige Aufsicht über Lehre und Wandel der Einzelnen vereinigten die Christen zu geschlossenen Gesellschaften oder Gemeinden schon in der apostolischen Zeit; Gemeinde trat mit Gemeinde deshalb in Verbindung, und wegen dieser inneren und äusseren Gemeinschaftsangelegenheiten waren Aufseher, Repräsentanten nöthig, unter denen der besseren Ordnung wegen einer das Präsidium auf kürzere oder längere Zeit übernahm. Diess bestätigen die bekannten Stellen bey Hieronymus, welche der Vf. gleichfalls für seine Ansicht benutzt. Hieronymus setzt ja ausdrücklich voraus, dass, bevor durch den Teufel Religionsirrthümer veranlasst worden, die Kirchen regiert worden wären *communi presbyterorum consilio* (was der Vf. nicht ganz entsprechend durch *Ermessen* übersetzt); dann habe man, um Spaltungen und Streitigkeiten zu vermeiden, einen Presbyter über die übrigen erhoben u. s. w. Von einem ursprünglich getheilten Zustande der Gemeinden in sich selbst, von verschiedenen Presbyterien lesen wir nichts, vielmehr liegt das Gegentheil ausgesprochen in dem *communi presbyterorum consilio.* — *Der Paschastreit der alten Kirche in seiner Bedeutung und in seinem Verlaufe.* Von Dr. *Friedrich Wilhelm Rettberg*, Repetenten der theol. Facultät zu Göttingen. *Mosheim's* Ansicht wird ausführlich beleuchtet, und mit *Neander* gezeigt, dass nicht sowohl die Paschamahlzeit, sondern die ganze Bildung christlicher Feste und namentlich die Uebertragung des Wochen- auf den Jahres-Cyklus die römische Osterfeier hervorgerufen habe. Die Occidentalen begannen den Streit, und die Gründe desselben werden, mit kritischer Beleuchtung mehrerer darauf bezüglicher Stellen der Väter, aus einander gesetzt. Wegen der Stelle bey Ignatius (*ad Philipp.* c. 14) wird sehr richtig bemerkt — und wir machen wegen der vorhergegangenen Abhandlung des Hn. *Rft* darauf aufmerksam — dass schon um dieser Stelle willen der Brief an die Philipper nicht für ächt gehalten werden könne. „So soll ein Ignatius, fragt Hr. *R.* S. 113, gegen die Asiatische Feier geschrieben haben, der die Kirche zu Smyrna, den Heerd der jüdisch-christlichen Sabbathfeier, so hoch ehrt, der wenige Zeilen vorher an Polykarp, den heftigsten Vertheidiger dieser Sitte, einen so herzlichen Gruss bestellt"? — Der Gang des Streites wird dann erzählt, und sehr richtig darauf hingewiesen, wie sich schon jetzt von Rom aus das eifrige Bestreben zeigt, die äussere Einheit der ganzen Kirche von diesem Mittelpuncte aus zu umfassen. „Es war nicht Gregors VII Geist, sagt Hr. *R.* S. 124, der hier thätig war; aber eine Ahnung jenes Geistes beseelte schon Victor, eine Ader davon schlug schon in Stephanus". Und alle diese Bestrebungen, fügt Rec. hinzu, waren nur die Folge jener *potior principalitas*, die man, ohne einen solchen Erfolg ahnden zu können, aus ganz anderen Gründen dem bischöflichen Stuhle zu Rom zugestanden hatte. — *De Prudentio et theologia Prudentiana. Auctore Henrico Middeldorpf, Theol. D. ejusdem in acad. Vratislav. Prof. ord.* Wiederholter Abdruck zweyer akademischen Gelegenheitsschriften, (Breslau 1823 und 26. 4): sie verdienten allerdings, durch diese Zeitschrift allgemeiner verbreitet zu werden. Die Wichtigkeit der christlichen Dichter in der älteren lat.

wohl als in der neueren Zeit für die Dogmengeſchichte iſt ſchon mehrfach anerkannt worden, und der Vf. liefert hiezu einen ſchätzbaren Beytrag. Er handelt in 12 Paragraphen 1. *de vita Prudentii*; 2. *de operibus Pr.*; 3. *de ſcriptura ſacra ejusque apud Pr. uſu*; 4. *de Deo.* Der Vf. hat vielen Stellen erklärende Anmerkungen beygefügt. In der Lehre von Gott erſcheint Prudentius als eifriger Gegner des Marcion, oder wie Rec. glaubt, vorzüglich des Gnoſticismus und Manichäismus, der damals in Spanien überhand zu nehmen begann. Der Vf. ſagt in einer Note: „*Ceterum illum* δίκαιον δημιουργὸν *Marcionis, medium locum tenentem inter Deum bonum et malum, Demiürgum, mundi creatorem legisque auctorem, plane ignoraſſe videtur Prudentius*“. Es wird dabey auf *Neander* und *Hahn* verwieſen; allein Prudentius hat ganz Recht, wenn er von dieſem δίκαιος δημιουργός nichts erwähnt; denn Marcion war nach Tertullian wirklich reiner Dualiſt, was er auch als Gnoſtiker nur ſeyn konnte, und ſein gerechter Gott iſt nur aus einer falſchen Anſicht der Gegner entſtanden. §. 5. *De Trinitate.* Bey der Lehre vom heiligen Geiſte S. 158 veranlaſſen einige Aeuſserungen des Prudentius unſeren Vf. zu der Vermuthung, als habe unſer Dichter an eine Emanation des heil. Geiſtes (ähnlich wie bey Tertullian) aus dem Vater durch den Sohn gedacht; allein die von Prudentius gebrauchten Begriffe *Deus ſubſiſtit Spiritus unus — Spiritus ſempiternus a Chriſto et Parente miſſus — Deus ex Deo perennis, Deus ex utroque miſſus* bezeichnen im kirchlichen Sprachgebrauche gerade das Gegentheil der Emanation. §. 6. *De angelis bonis et malis.* — Der *zweyte* Theil enthält §. 7 *de homine*; §. 8 *de malo et peccato originis*; §. 9 *de Chriſto σωτῆρι.* In einer Note S. 177 iſt noch von Patripaſſianern, als Anhängern des Praxeas, die Rede; es iſt nunmehr erwieſen, daſs es nie dergleichen gegeben hat. §. 10. *De ſacramentis*; §. 11 *de rebus ultimis*; §. 12 *de martyrio, jejuniis et caſtitate.* — Man ſieht, daſs dieſer Grundriſs der *theologia Prudentiana* vollſtändig iſt, und wundern darf es uns nicht, wenn ſich unſer Dichter, deſſen Werke nicht ohne poetiſchen Werth ſind, faſt nie über die religiöſen und kirchlichen Lehren ſeiner Zeit erhebt. — Von untergeordnetem Werthe iſt der folgende Aufſatz: *Aeltere und neuere Vorſchriften für den die Meſſe haltenden Prieſter*; die erſten aus einem alten Miſſale des 15 Jahrh., die letzten aus dem römiſchen Miſſale von 1634, mitgetheilt von Dr. *Gottlieb Mohnike* u. ſ. w. Hr. *M.* hat es dabey nicht an Noten und Angabe von Abweichungen fehlen laſſen. — Daſſelbe gilt von dem folgenden Aufſatz: *Ueber eine merkwürdige Differenz in den Exemplaren der Originalausgabe des deutſchen gröſseren Katechismus Luthers* (bey G. Rhaw, Wittenb. 1529. 4.). Von Dr. *G. Phil. Chriſtian Kaiſer*, Prof. der Theol. und Conſiſt. Rathe zu Erlangen. Hat höchſtens für den Bibliographen einigen Werth. — Wichtiger ſind die *Beyträge zur Reformationsgeſchichte des 16 Jahrh.* Aus einer Sammlung von Originalbriefen berühmter Männer jenes Zeitalters. Von Dr. *David Schulz*, Senior der evangel. theolog. Facultät u. Conſiſtorialrathe zu Breslau. Der Mittheilung werth war Calvins Brief an Melanchthon d. d. Frankfurt 17 Sept. 1556; ebenſo der des Corvinus an Melanchthon, aus dem man ebenfalls ſieht, wie man den braven Melanchthon, bey aller Achtung ſeiner Verdienſte und Liebe gegen ihn, doch auf das kränkendſte zu verdächtigen ſuchte. So ſchreibt hier Corvinus am Schluſſe des ziemlich langen Briefes: *Proinde te, o noſter Philippe, iterum atque iterum per Chriſtum, redemptorem noſtrum et brevi futurum judicem, rogamus, ut profeſſionis memor, talem te cum Vitenbergenſibus tuis jam geras, qualem te ab initio hujus cauſſae geſſiſti, hoc eſt, ut ea ſentias, dicas, ſcribas, quae Philippum, doctorem Chriſtianum,* non aulicum philoſophum *decent.* — Auſser einigen Briefen des Sabinus an ſeinen Schwiegervater Melanchthon von geringerer Bedeutung iſt beſonders das kurze Schreiben des Erzbiſchofs Cranmer intereſſant, in welchem Melanchthon eingeladen wird, nach England zu kommen. *Quemadmodum Solomon*, ſchreibt der Erzbiſchof an den deutſchen Reformator, *templum domino exſtructurus, peritiſſimos quosque artifices ad hoc opus conſummandum ſelegiſſe dicitur: ita rex noſter, Edovardus ſextus, eccleſiae ruinas reparaturus regnumque ſuum optimarum artium gemmis ornaturus, te artificem doctiſſimum et ad hoc inſtitutum maxime accommodatum adeſſe optat, ut, quemadmodum hactenus in Germania, etiam in Anglia Evangelii doctrinam et liberalium artium cognitionem propagare poſſis.* — Die beiden letzten Aufſätze geben traurige Beweiſe von den ſchrecklichen Folgen der Ketzerrichterey, ſelbſt in unſerer evangeliſchen Kirche. Der erſte enthält: *Etwas zum Andenken an die Auswanderung der evangeliſchen Salzburger im Jahre 1732, und von den Wiedertäufern im Salzburgiſchen im 16ten Jahrh.* Von Dr. *Georg Veeſenmeyer*, emeritirtem Prof. am Gymnaſium und Stadtbibliothekar zu Ulm. Der zweyte enthält: *Kirchengeſchichtliche Miſcellen.* Von M. *Chriſtian Adolph Peſcheck*, Diakonus zu Zittau; und zwar 1. Merkwürdige Wirkſamkeit des päpſtlichen Miſſionars und Redners Capiſtranus in Deutſchland — welcher im J. 1452 in Görlitz und Dresden mit auſserordentlichem Beyfall predigte. 2. Chriſtoph Peſcheck, ein Beyſpiel der Grauſamkeit der Jeſuiten gegen die böhmiſchen Proteſtanten. 3. Marcus Schwaner, ein Quäker. Eine merkwürdige Inquiſitionsgeſchichte aus der Oberlauſitz vom Jahre 1676. Ein förmlicher Ketzerproceſs noch kaum vor anderthalbhundert Jahren in *unſerer* Kirche! Ebenſo 4. Inquiſition gegen eine Frau zu Görlitz im J. 1692.

N. N.

GESCHICHTE.

Elberfeld u. Barmen, b. Weiſe: *Geſchichte der Deutſchen am Niederrhein und in Weſtphalen,* von der erſten geſchichtlichen Kenntniſs an bis auf Karl den Groſsen, von Dr. *J. B. Knapp.* Mit einer Charte vom Niederrheinland und Weſtphalen

zur Zeit der Römer. 1830. XVI. XXXIV u. 287 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk ist die Einleitung des vollständigen Handbuchs der Geschichte der Länder Cleve, Jülich, Berg, Mark und Ravensberg. Der Vf. nimmt an, dass, wegen der Aehnlichkeit der deutschen Sprache und des Sanscrits, unser Volk ursprünglich aus Asien stammte, dass von der Küste aus Deutschland zuerst bevölkert wurde, dass frühe Deutsche über den Rhein gingen und in Belgien einwanderten; 113 Jahre vor Christus wanderten Cimbern und Teutonen nach Oberitalien. Cäsar nennt die Volksstämme jenseits des Rheins Germanen. Der Name bezeichnet die zur Wehr zusammen gezogenen Männer. Von allen Sprachen der alten Germanen giebt es nur noch eine lebende Spur in der friesischen Sprache, welche die Insulaner und Küstenbewohner von Nordwestschleswig noch heute reden. Von dem altdeutschen Namen *Inguiomer* erinnert Rec., dass er noch jetzt im friesischen Namen *Ingwer* existirt. Dennoch hatte *Adelung* die Vermessenheit, die jetzige deutsche Sprache aus dem meissnischen Dialekt und nicht aus der unleugbaren Mutter, der friesischen und der altsassischen, die er nicht kannte, in ihrer Reinheit herstellen zu wollen. In Mass, Gewicht, Sprache u. dgl. verfolgt man richtig den Urstamm der Völker. Noch heute ist Meklenburg in den Ortsnamen ein ursprünglich slavisches Land, und die slavischen Worte, welche in den Urkunden nach der Eroberung des Landes durch Heinrich den Löwen vorkommen, um gewisse damalige Socialverhältnisse der unterjochten Slaven zu bezeichnen, findet man unter den Russen und Polen wieder. — Der Name *Deutsche* ist sehr alt. Rec. übergeht alles uns aus den Classikern Bekannte, und bemerkt nur S. 121, dass die Feldmarksinteressenten im heidnischen Norddeutschland gewiss sehr gut Grundeigenthum kannten, dass sie aber, vielleicht wie noch heute, im Viehland an der Nieder-Weser ihre Ländereyen im Turnus der Wehren wechselten. Selbst Plinius erzählt, dass die Deutschen die Plaggendüngung oder Märgelung, oder wenigstens das Auffahren anderer Erde, als Mittel, reichere Ernten zu erlangen, anwandten. Bekanntlich fanden sie im Schlick der Marschländer Bohnen, und trieben Ackerbau, da sie grosse Heere ins Feld stellten, was sonst unmöglich gewesen wäre; doch lebten sie wahrscheinlich weit mehr, als wir ahnden, von Waldwurzeln und wilden Früchten. Auch hätten die Römer sonst nicht mit Heeren von mehr als 50,000 Mann eindringen, und solche auf ihren Märschen ernähren können. S. 134. Die *Framea* ist ein Wurfspiess. S. 261. Bestimmter als irgend ein anderer Geschichtschreiber charakterisirt der Vf. die *Majores domus*. Sie wählte das Volk als Gegengewicht der Königsmacht, niemals der König. Die *Majores domus* vermittelten die Streitigkeiten des Volks oder der Edlen mit dem Könige, und handelten stets für das Volk und die Stände, aber, wie alle oligarchischen Institute, mehr im Interesse der Vornehmen als des eigentlichen Volks. So wurde er wirklicher Regent und der legitime am Ende nur ein Popanz. Als aber Pipin der Kurze König wurde, schaffte er den *Major domus* ab. Ein fränkischer König mit Talenten war sehr mächtig, ohne Talente ganz ohnmächtig. Das Volk war unter der fränkischen Monarchie eine Null, der Adel alles. Dieses Sinken des Volks nahm zu, je schwächer die Monarchen wurden. — Die Erklärung des Begriffs *Allodium* unter den Merovingern ist sehr wahrscheinlich, wie der Unterschied zwischen Vollhöfen und Kotten (kleine Besitzungen ohne Rechte der Vollhöfe). Das Erbrecht setzte eine eheliche Abstammung voraus, und die Untheilbarkeit des Vollhofs für den ältesten Sohn ging später auf das Kronenrecht vieler Dynastien über. — Von der Errungenschaft hatte in Westphalen die Frau die Hälfte, verlor aber, nachdem sie geboren hatte, die Morgengabe, in Ostphalen und Engern nicht, und starb sie, so fiel die Morgengabe an die Erben, oder ging an ihre Familie zurück. Die Concubinate waren häufig, denn das Gesetz verbot sie nicht, aber es ruhte darauf eine entwürdigende Volksmeinung. Sehr richtig ist, dass sich in dieser merovingischen Periode die Römer in die Städte zurückzogen und Gewerbsbürger wurden, wohin ihnen nicht zahlreich der Franke folgte. Die Römer in den Städten hatten eher als die Franken Schulen. In diesen Städten nahmen zum Vortheile ihrer Nahrung die Bischöfe Sitz. Die Reliquien, ein zahlreiches Gefolge der Bischöfe und das Asyl führten Fremde und Nahrung nach den Städten. Des Schutzes bedürftig suchten die Städte solchen bey den Königen, und verliehen diesen oft durch ihre Treue mehr Macht als die unbändigen Vasallen. Der Handel ausser dem Sclavenhandel war schwach; die Juden bemächtigten sich besonders desselben, und besorgten des Hofes und der Geistlichen Geldgeschäfte. Dadurch erlangten sie die Gunst der Vornehmen, aber durch deren Missbrauch den Hass des Volks; auch leiteten die Juden ganz den Sclavenhandel. Der Ackerbau war unter den Merovingern in hoher Achtung. Jagd und Fischfang wurden kunstmässig betrieben. Das knechtische Lehnswesen hinderte das Aufkommen der Volksfreyheit. Die mechanischen Künste wurden ein neuer Nahrungszweig. — Die griechische Subtilität feilte unter den Franken noch nicht an dem sich immer weiter verbreitenden Christenthume. Die Regenten betrachteten die christliche Religion und deren Geistliche als eine Stütze ihrer Macht. Die Mönche wurden die Bewahrer des sittlichen Christenthums, und gewannen dadurch Verehrung. Die das Christenthum verbreitenden Mönche waren stets Fremde, besonders aus den brittischen Inseln. Bonifacius gründete die Kirchenzucht, und führte das Kirchenthum in die weltliche Gesetzgebung der Franken ein.

Das Werk ist aus den Quellen geschöpft, und der Vf. hat sehr wohl bemerkt, dass fast allen einzelnen deutschen Staaten und deren grösseren Provinzen eine gründliche Volksgeschichte fehlt. Wir haben einige gute Historiker, aber sonderbar ist, dass mehrere derselben, wie *Schmidt* und *Rommel*, die Geschichte der beiden grossen hellenischen Staaten

ſo langſam fördern, daſs *Spittlers* Vorarbeiten für Hannover und Würtemberg nach dem ſehr erweiterten Staat einer gröſsen Umarbeitung und *Zſchokkes* baierifche und *Halems* oldenburgiſche, wie *Hegewiſchs* ſchleswig-holſteiniſche Geſchichte einer Fortſetzung bedürfen. Möchte es Hn. *v. Rotteck* gefallen, uns eine badenſche Geſchichte angemeſſen dem jetzigen Umfange dieſes Staats zu liefern! Andere, ſelbſt die ſächſiſche Geſchichte von *Weiſse*, bedarf ſehr einer Umarbeitung, um mehr Volks- und weniger perſönliche Dynaſtie-Geſchichte zu werden. — Zu ſchnell muſs man von einem ſo gründlichen Hiſtoriker, als Hr. Dr. *Knapp* die Fortſetzung nicht erwarten, aber wohl, daſs alle Freunde der Geſchichte dieſes treffliche Werk in ihre Bibliotheken aufnehmen werden. Der Vf. hat den wahren hiſtoriſchen Stil, iſt unparteyiſch, und ertödtet ſeine Gedanken nicht, wie mancher Stiliſt, in Worten.

X.

RÖMISCHE LITERATUR.

München, b. Weber: *M. Tulli Ciceronis de natura deorum libri primus et ſecundus usque ad c.* 41. Ad optimorum librorum fidem recognitos in uſum lectionum edidit D. *Fridericus Aſt*. 1829. 94 S. 8. (8 gr.)

Der gelehrte Herausgeber hat nicht für nothwendig erachtet, eine Vorrede zu geben, aus welcher erhellte, was ihn bewogen, zum Behuf der Vorleſungen nicht die ganze Schrift Cicero's abdrucken zu laſſen. Einen Grund kann ſich Rec. nicht gut denken; zweckmäſsiger war es jedenfalls, das Buch vollſtändig herauszugeben. Das Argument iſt aus *Erneſti's* Ausgabe genommen. Was die Kritik anlangt, ſo mögen hier einige Proben folgen. Mit Recht nimmt Hr. *A. c.* 1 *ſint* ſtatt *ſunt* auf, ſo ſehr ſich auch *Heindorf* widerſetzen mag. Am beſten hat dieſen Conjunctiv in Schutz genommen *Goerenz* zu *de legg. II, XIV. p.* 157. *Gernhard* zu *Offic. Cic.* 3, 2, 5. *p.* 280. *Matthiae* zu *pro Roſc. Amer. c.* 6. §. 16. Cap. 2 hat Hr. *A.* in den Worten: *Haec enim omnia pure atque caſte tribuenda etc. atque* für das ſonſt gewöhnliche *ac* geſetzt, obgleich das letzte richtiger iſt, da durch das dreyfach folgende *e* ein Uebellaut erzeugt wird, den Cicero zu vermeiden ſuchte, wenn auch *Heindorf atque* ſchreibt. C. 2 hat Hr. *A.* die Vulgata *vehimur*, ſo wie *Erneſti*, *Heindorf* und *Schütz*, verdrängt, und dafür *venimus* geſetzt. *Velut in hac quaeſtione plerique, quod maxime veriſimile eſt, et quo omnes duce natura venimus, deos eſſe, dixerunt.* Die Metapher, die in *vehimur* liegt, iſt vorzüglicher. Ausgeführt ſteht ſie in *Tuſc. Q. I,* 30. §. 73. Mit Unrecht ſollen die Worte in demſelben Cap. *quibus ſublatis perturbatio vitae ſequitur et magna perturbatio* ohne Grund ans Ende des folgenden Satzes geſtellt werden. Mit *Erneſti* und *Daviſius* hat Hr. *A.* c. 5: *non enim tam auctoritates in diſſimulando, quam rationis momenta quaerenda ſunt, auctoritatis* geſetzt, als ob es von *momenta* abhinge, was mit Recht *Heindorf* verwirft. Cap. 9 iſt eben ſo unrichtig geſchrieben *ſpatio tamen, qualis ea fuerit, intelligi poteſt*, mit *Davis* und *Erneſti*, da die folgenden Worte, wie *Heindorf* richtig ſah, *intelligi non poteſt* verlangen. Die Negation fehlt nur in einigen Ausgaben. C. 10 folgt Hr. *A. Erneſti's* Verbeſſerung: *animi natura intelligentis in quam figuram cadere poſſet.* Wahrſcheinlich hat er *Davis* Anmerkung zu dieſer Stelle, die *Heindorf* mit Recht wiederholt, nicht geleſen. Vor dem Participium *intelligentis* iſt dann mit *Davis non* einzuſchieben; *Heindorfs* Aenderung iſt zu gelehrt und zu gekünſtelt. C. 11. *Cingatur igitur corpore externo.* Dieſer Conjunctiv erſcheint *Heindorf* anſtöſsig, und er glaubt, es müſſe *oportet* vor *externo* eingeſchoben werden. Hr. *A.* will verbeſſern *cingetur.* Dadurch iſt jedoch der Schwierigkeit nicht abgeholfen. Die alten Ausgaben bieten: *quid autem interius mente cingitur? Igitur corpore externo.* Führt nicht etwa dem Zuſammenhange gemäſs *cingitur* auf *cingitor?* Das Fragezeichen muſs natürlich vor *cingitor* geſetzt werden. Wie ſehr die Imperative in den MSS. verdorben ſind, zeigt *Goerenz* zu *de legg.* 2, 24. §. 62. Cicero will dieſes *cingatur igitur corpore externo* als Geſetz ausgedrückt wiſſen, und in einem ſolchen Falle iſt der Imperativ oder das Futurum gewöhnlich. C. 13 wird bemerkt, daſs Xenokrates acht Götter annehme, fünf, die unter den Wandelſternen genannt werden, einen u. ſ. w., als den 7ten fügt er die Sonne, als 8ten, den Mond, hinzu. Hr. *A.* ſcheint überſehen zu haben, daſs gezählt wird, und die Zahl ſich auf *deus* bezieht, und ſchreibt *octavamque lunam*, ob er gleich in der Note bemerkt: *al. octavumque.* C. 15. *Ait enim, vim divinam in ratione eſſe poſitam et univerſae naturae animo atque mente.* Mit Recht hat *Heindorf* die Präpoſit. *in* vor *univerſae* wiederholt. Ueber die Wiederholung der Präpoſit. vergl. *Goerenz de legg. I,* 13, §. 37, beſonders *lib.* 2. *c.* 1. *Offic. I,* 14, 1. *de fat.* 1. *de fin. bon.* 3, 15, 50. *p.* 377. C. 30 möchte Rec. mit *Goerenz* ſtatt *an ſine nominibus ſunt? at — ſunt* leſen, woher das Folgende *iſtud quidem ita vobis dicere neceſſe eſt.*

Der Text iſt im Ganzen kritiſch genau, wenn auch Flüchtigkeit hie und da unverkennbar iſt. Auch haben ſich einige bedeutende Druckfehler eingeſchlichen.

D. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

MEDICIN.

Dresden, b. Walther: *Zeitschrift für Ophthalmologie*, in Verbindung mit vielen Aerzten herausgegeben von Dr. *Friedrich August von Ammon*, Professor u. s. w. *Erster Band.* Heft 3 und 4. *Zweyter Band.* 1 — 4 Heft. 1831 u. 1832. (4 Rthlr. 12 gr.)

(Vergl. Ergänzungsbl z. Jen. A. L. Z. 1832. No. 14.)

Wir freuen uns, dass die bey Anzeige der beiden ersten Hefte geäusserte Besorgniss, der Stoff zur Ausfüllung vierteljähriger Hefte möchte vielleicht nicht immer zureichen, durch die rasche Aufeinanderfolge derselben sich als ungegründet zu erweisen scheint. Der Gehalt der Zeitschrift ist in den vorliegenden 6 Heften in Uebereinstimmung mit den früheren, wie es von einem für das Fach so eifrigen Herausgeber zu erwarten war: Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie des Auges erfreuen sich darin einer gleichmässigen Berücksichtigung. Gewonnen hat dieselbe noch dadurch, dass an die Stelle der Lithographieen, welche für die feineren Darstellungen des Sehorgans nicht wohl ausreichen, vom zweyten Hefte des zweyten Bandes an Kupferstich getreten ist. Leider hat sich aber die Menge der oft sinnentstellenden Druckfehler auch in diesen Heften nicht gemindert. Besondere Abhandlungen, ophthalmologische Miscellen aus eigener und fremder Erfahrung, kritische Notizen über die neuere ophthalmologische Literatur bilden meistens die 3 Hauptrubriken der einzelnen Hefte, deren Inhalt hier nur angedeutet werden kann:

Band I. Heft 3. 19) *Ueber Mondblindheit* von Dr. *Behr.* (Eine Fortsetzung des im zweyten Hefte befindlichen Aufsatzes.) 20) *Ophthalmologische Beobachtungen* von Dr. *Eble*, nämlich a) Heilung eines Exophthalmos mit Amaurose, welche durch einen Polypen in der Highmorshöhle bedingt war. (Der Polyp wurde durch Höllenstein zerstört.) b) Untersuchung zweyer glaukomatöser Augen nach dem Tode. c) Ueber die Regeneration des Glaskörpers nach Verletzungen der Glashaut. 21) *Zwey Fälle von angeborner Atrophie der Augäpfel* von Dr. *Schoen* in Hamburg. 22) *Zur Diagnose der Choroidalverknöcherung bey noch vorhandener Durchsichtigkeit der vorderen Augenkammer* vom *Herausgeber.* 23) *Beytrag zu den Beobachtungen über das Verweilen fremder Körper im Augapfel* vom *Herausgeber.* (Beym Zersprengen von Steinen waren in das rechte Auge eines Mannes 3 Stückchen von 9 Gran, $3\frac{1}{8}$ Gran und $\frac{3}{16}$ Gran gesprungen, welche die Augenhäute durchbohrten, und erst nach 16 Monaten aus dem inneren Auge herausgenommen wurden.) 24) *Zwey Fälle von geheilter Amaurose* von Dr. *Martini* in Lübeck. 25) *Ueber Excrescenzen der Sklerotica und über Behandlung derselben durch Aetzmittel* von Dr. *Ruppius* und vom *Herausgeber.* 26) *Die Cataracta, eine Abhandlung aus den hinterlassenen Papieren des Dr. Johann Adam Schmidt*, herausgegeben von Dr. *Eble.* 27) *Ophthalmologische Miscellen.* — *Kritischer Wegweiser auf dem Gebiete der neuesten ophthalmologischen Literatur.*

Heft 4. 28) *Die Cataracta* von Dr. *Eble.* (Fortsetzung und Beschluss der Abhandlung des Dr. *Johann Adam Schmidt.*) 29) *Ueber Bildungsfehler der Augen und Augenlider* von Dr. *Heyfelder*, nämlich: a) Angeborene Spaltungen in der Oberlippe, in dem oberen Augenlide und der Regenbogenhaut bey einem dreymonatlichen Kinde. (Ein sehr zu Gunsten des Versehens sprechender Fall.) b) Telangiektasieen auf der äusseren Fläche der Augenlider. 30) *Ergänzung zu der vom Herausgeber* (Heft 2. S. 190) *mitgetheilten Geschichte der Sklerektomie* von Dr. *Wutzer.* 31) *Zur Ophthalmopathologie* von Dr. *Stoeber* in Strassburg: a) Gänzlicher Mangel der Iris in beiden Augen; b) *Fungus haematodes oculi incipiens.* 32) *Ueber den gelben Fleck, das Centralloch und die Falte in der Netzhaut des menschlichen Auges* von Dr. *K. W. Stark.* (Ein vom Herausgeber veranlasster Wiederabdruck der Recension über *v. Ammon's* Schrift *de genesi et usu maculae luteae*, in unserer Literatur-Zeitung. April 1831. No. 63 u. 64.) 33) *Ueber das Ectropium im Allgemeinen und insbesondere über Dieffenbach's Operationsweise* von Dr. *Franz Arnold* in Dresden. (In einer Nachschrift empfiehlt der Herausgeber, das dreyeckige Stück nicht in der Mitte des Augenlides auszuschneiden, sondern am *Canthus externus*, um die garstige Narbe zu vermeiden.) 34) *Der Epicanthus, ein noch nicht beschriebener, gewöhnlich angeborener Fehler des inneren Augenwinkels und die Rhinorrhaphe, die sicherste Methode, denselben auf operativem Wege zu beseitigen*, vom *Herausgeber.* (Der Fehler, welcher immer an beiden Augen vorkommt, besteht in einem Ueberfluss der allgemeinen

Gesichtshaut in der Gegend der Nasenwurzel herab bis zum inneren Augenwinkel. Die Haut liegt nicht straff auf den unterliegenden Knochen, sondern bildet eine verticale, den inneren Augenwinkel verdeckende Falte. Das Oeffnen der Augenlider im inneren Winkel wird dadurch mit behindert. Nach zwey fehlgeschlagenen anderweitigen Operationen gelang die Heilung dadurch, dass ein länglich viereckiges Stück Haut aus dem Nasenrücken ausgeschnitten, und die Vereinigung der Wundränder durch Insectennadeln bewerkstelligt wurde. Die vorher schlaffe Hautfalte kam nun auf das *os unguis* und die angrenzenden Knochen fest zu liegen.) 35) *Ophthalmologische Miscellen.* — *Kritischer Wegweiser auf dem Gebiete der neuesten ophthalmologischen Literatur.*

Band II. Heft 1. 1) *Historisch-kritische Uebersicht der Leistungen der Augenheilkunde im Jahre* 1829, von Dr. *Justus Radius.* 2) *Eine Wunde der Cornea und Iris* von Dr. *Stoeber.* 3) *Skizze einer vergleichenden Ophthalmologie*, vom Standpuncte der Veterinärkunde aus entworfen von Dr. *C. Prinz* in Dresden. (Zunächst nur die *Conjunctiva* wird in anatomischer, physiologischer und pathologischer Hinsicht vergleichend betrachtet) 4) *Zur Geschichte des Epicanthus* von Dr. *Schoen.* (Der Vf. theilt einen in *Gräfe's* Klinik beobachteten und behandelten Fall der Krankheit mit.) 5) *Ophthalmologische Beobachtungen* von Prof. Dr. *Ullmann* in Marburg: Künstliche Pupillenbildung in der *Sclerotica.* b) Spontaner Vorfall einer cataraktösen Linse mit sammt der eigenthümlich entarteten Kapsel in die vordere Augenkammer und Entfernung derselben durch die Extraction. c) Glückliche Heilung eines *Chalazion* durch ein durchgeführtes Eiterband. 6) *Erfahrungen und Andeutungen über die Phimosis palpebrarum und die Heilung derselben durch Ueberpflanzung der Augapfelbindehaut* vom *Herausgeber.* (Ein mit Erfolg operirter Fall. Die enge Augenspalte wurde nach dem *Canthus externus* hin erweitert, und eine Falte der *Conjunctiva bulbi* wurde über die Wundränder weg nach Aussen gezogen und angeheilt.) 7) *Ophthalmologische Miscellen.*

Heft 2. *Ueber das Strahlenband im Auge* von Dr. *Eble.* (Nach Erörterung der Synonymie betrachtet der Vf. die Lage und Verbindung des Strahlenbandes. Mit dem äusseren Rande der Iris ist dasselbe nur durch lockeres Zellgewebe und die eintretenden Gefässe verbunden; sehr leicht löst sich ferner sein hinterer Rand vom vorderen Rande des äusseren Blattes der Aderhaut; auch von der unterliegenden *Ruyschiana* erfolgt die Abtrennung leicht; dagegen ist es in sehr genauem Zusammenhange mit der ringförmigen Verbindungsstelle zwischen *Cornea* und *Sclerotica.* Zusammengesetzt ist das Strahlenband aus 3 Theilen, nämlich 1) einer gallertartigen in Zellgewebe eingeschlossenen Substanz, als Grundlage des Ganzen, 2) Nerven und 3) Blutgefässen. Die Nerven im Strahlenbande sind die Ciliarnerven, welche sich in diesem Gebilde des Auges gabelförmig theilen. Fäden derselben vermochte *Eble im menschlichen Auge eben so wenig in die Iris wie in die Processus ciliares zu verfolgen*, wenn gleich er zur Annahme ihrer Ausbreitung in die Ciliarfortsätze geneigt ist. Was die Blutgefässe anlangt, so bilden die *Arteriae ciliares* den sogenannten grossen Gefässkreis mehr hart am Rande des Strahlenbandes, als in der Iris; ein kleinerer Gefässkreis findet sich in der Mitte des Strahlenbandes; aus den Geflechten beider Kreise dringen viele feine Zweige zu den Ciliarfortsätzen; die Iris erhält ihre Gefässe zum Theile aus dem grösseren Gefässkreise, zum grösseren Theile aber aus dem Gefässconvolute der Ciliarfortsätze; bey gelungener Injection ist das Strahlenband durch die Menge der Gefässe durchaus roth gefärbt. Aus diesen auch auf mehrere Thiere ausgedehnten Untersuchungen wird gefolgert, dass das Strahlenband das eigentliche Centralorgan der Sensibilität und Irritabilität des vorderen Augapfels, und keineswegs bloss eine mechanische Verbindungsmasse zwischen vorderem und hinterem Augapfel bilde.) 9) *Beyträge zur Anatomie und Physiologie des Orbiculus ciliaris in Menschen- und Thier-Augen* vom *Herausgeber.* (Da die eben erwähnten Untersuchungen des Dr. *Eble* über das Strahlenband den früherhin ausgesprochenen Ansichten des Herausgebers über diesen Augentheil widerstreiten, so tritt der letzte im vorliegenden Aufsatze sogleich dem Dr. *Eble* entgegen. Nach ihm stehen die Iris und das Strahlenband beym ersten Erscheinen im Auge des Fötus in der genauesten genetischen Beziehung; eine Verzweigung der Ciliarnerven konnte er beym Wallfische, beym Narwal, beym Pferde, Ochsen, Kalbe, Schweine und Rehe *im* Strahlenbande nicht finden, sondern mehr *vor* demselben; auch bey den Vögeln stehen die Ciliarnervenverbindungen in keinem physiologischen Verhältnisse zum Strahlenbande. Der Herausgeber kann sich daher von seiner früheren Annahme, das Strahlenband als ein *Ligamentum sclerotico-choroideale* anzusehen, noch nicht trennen. Als Anhang theilt derselbe die Ergebnisse der Untersuchung an den Augen von 4 Menschen mit, welche an der zuerst von ihm beschriebenen Entzündung des Strahlenbandes (er schlägt den Namen *Ophthalmodesmitis* für die Krankheit vor) gelitten hatten. Sechsmal fand er Verdickung, zweymal Verdünnung des Organes.) 10) *Essentielles Bilsensamenextract und Atropia als Augenmittel* von Dr. *Ed. Oehler* in Crimmitschau. 11) *Zwey Fälle von geheilter Augapfelwassersucht* von Dr. *Vogel* in Weimar. 12) *Zur Histologie des Hydrophthalmos und des Staphyloma scleroticae posticum et laterale* vom *Herausgeber.* 13) *Ueber Microphthalmos oder die angeborene Kleinheit der Augen* von Dr. *Ant. Gescheidt* in Dresden. 14) *Zur Lehre von den Bildungsfehlern des menschlichen Auges* vom Dr. *Meding* in Meissen und vom *Herausgeber.*

Heft 3. 15) *Zur Lehre derjenigen Art von Amaurose, welche durch Degeneration des Neurilyma nervi optici entsteht, und zur Lehre von den Krankheiten jener Membran überhaupt* vom *Herausgeber.* 16) *Die Cataracta nigra und ihre Diagnose von anderen ähnlichen Augenkrankheiten* von Dr. *Gustaph Heinrich Warnatz* in Camenz. (Eine deutsche Bearbeitung der vom Vf. 1832 in Leipzig erschienenen Inauguralabhandlung: *de Cataracta nigra.*) 17)

Ophthalmiatrische Ephemeriden von Dr. *Salomon* in Schleswig: a) Rheumatische Augenentzündung. (*S.* empfiehlt grosse Dosen Calomel.) b) *Photophobia scrofulosa.* (Einreiben des *Ungt. Autenrieth.* in der Nackengegend.) c) Stahlfunken im Auge. (Ausschneiden mittelst des Staarmessers.) d) *Pseudo-Macula corneae.* (Ein dünnes Blättchen, wahrscheinlich die Oberhaut einer Grasart, sah im Auge eines bejahrten Landmanns wie eine *Macula Corneae* aus. Der fremde Körper war fast ein Jahr lang im Auge geblieben, und hatte eine fortwährende Entzündung veranlasst.) e) *Pupilla praeternaturalis.* (*S.* schlägt zur Heilung die *Iridencleisis* vor.) 18) *Günstiger Erfolg der Punction beym Staphyloma Scleroticae nebst einigen Bemerkungen über die Natur dieser Krankheit* von Dr. *Lechla* in Oschatz. 19) *Ueber Carcinom des Auges* von Dr. *Ant. Gescheidt.* 20) *Ophthalmologische Miscellen.* 21) *Kritischer Wegweiser auf dem Gebiete der neuesten ophthalmologischen Literatur.*

Heft 4. 22) *Drey neue Fälle von sogenannter Hyperceratosis* von Dr. *Wimmer* zu Elsterberg. 23) *Die rothe Färbung in den Augenhäuten und Augenflüssigkeiten mancher menschlichen Embryonen und neugeborener Kinder, und ihr Einfluss auf den Verlauf der Ophthalmia neonatorum* vom *Herausgeber.* (Eine illuminirte instructive Kupfertafel kommt der Beschreibung zu Hülfe.) 24) *Ophthalmologische und ophthalmotherapeutische Untersuchungen* von Dr. *Behr* in Bernburg und dem *Herausgeber.* (Meistens Excerpte aus den neueren Schriften über ophthalmologische Gegenstände.) 25) *Skizze einer Entwickelungsgeschichte des menschlichen Auges,* nach eigenen Untersuchungen entworfen vom *Herausgeber.* 26) *Kritischer Wegweiser auf dem Gebiete der neuesten ophthalmologischen Literatur.* — Ein zweckmässiges Namen- und Sach-Register über jeden Band der Zeitschrift ist jedem vierten Hefte angehängt. **λ. π.**

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Die Geschlechtskrankheiten des Weibes,* nosologisch und therapeutisch bearbeitet von *Ludewig Julius Caspar Mende,* Dr. der Medic., Ritter des Wasaordens, ord. öffentl. Prof. der Medicin und Director der Königl. Entbindungsanstalt zu Göttingen u. s. w. *Erster Theil.* 1831. VIII u. 525 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Alle bedeutenderen Krankheiten erhalten einen besonderen Charakter, je nachdem sie den männlichen oder den weiblichen Organismus als Heerd ihrer Entwickelung finden, durch die innere geschlechtliche Grundstimmung der beiden Geschlechter. Nimmt man daher bloss auf jene Krankheiten Rücksicht, welche nach ihren Ursachen oder nach ihren Erscheinungen in den Kreis der Geschlechtstheile und der Geschlechtsverrichtungen fallen, so hat man nur einen Theil der *Weiber*krankheiten, die eigentlichen Geschlechtskrankheiten. Diese Rücksicht veranlasste den Verfasser, den neuen Titel *Geschlechtskrankheiten des Weibes* statt des gewöhnlichen Namens *Krankheiten der Weiber* zu wählen, dessen er sich selbst für das im J. 1810 erschienene Handbuch (vergl. Jen. A. L. Z. 1811. No. 152) bedient hatte. Dem Plane gemäss sollte das neue Buch aus 3 Theilen bestehen, von denen der *erste* die Krankheiten untersuchte, welche die Entwickelung des weiblichen Geschlechtsvermögens entweder geradezu betreffen, oder doch mit ihr in einem ursächlichen Zusammenhange stehen; der *zweyte* die Abweichungen in der Entwickelung des weiblichen Geschlechtslebens, der *dritte* die Abweichungen der rückschreitenden Entwickelung des weiblichen Geschlechtslebens erörterte. Leider hat ein frühzeitiger Tod den hochgeachteten Vf. bald nach Beendigung des ersten vorliegenden Theils der Wissenschaft entrissen, und es ist kaum zu erwarten, dass die Verlagshandlung die beiden noch fehlenden Theile im Geiste des Verstorbenen wird ans Licht treten lassen können. Uebrigens bildet dieser erste Band in dem angegegebenen Umfange ein abgeschlossenes Ganzes, worin der betreffende wichtige Lebensabschnitt des weiblichen Geschlechtslebens mit der erprobten Gründlichkeit des Vfs. abgehandelt ist. Auf die allgemeine Betrachtung der menschlichen Entwickelung, sowie der regelmässigen und unregelmässigen weiblichen Geschlechtsentwickelung, folgt im zweyten Abschnitte von S. 59 — 525 die Erörterung der Krankheiten, welche bey und wegen regelwidrigen Entwickelung des weiblichen Geschlechtsvermögens auftreten, also die Abnormitäten der ersten Menstruation, die beym Erscheinen des Geschlechtsvermögens vorkommenden Knochenkrankheiten, die Fehler und Krankheiten dieser Periode in der Eigenbildung der weichen Geburtstheile, die Bleichsucht, die krankhaften Nerven- und Seelen-Zustände, namentlich Verstimmung des Gemeingefühls, Alpdrücken, Nachtwandeln, Traumwachen, Zuckungen und Krämpfe, Veitstanz, Starrsucht, Fallsucht, Ohnmacht, Nymphomanie, Wahnsinn während der Entwickelungsperiode. Die Verlagshandlung ist hinsichtlich der Ausstattung des Buches nicht hinter dem Vf. zurückgeblieben, und so kann dasselbe jedem Praktiker dringend empfohlen werden. **λ. π.**

BERLIN, b. Hirschwald: *Anleitung zur Krankenwartung.* Von *J. F. Dieffenbach,* Dr. der Medicin und Chirurgie, dirigirendem Arzte der Abtheilung für chirurgische Kranke in der Charité, und praktischem Arzte in Berlin u. s. w. 1832. X u. 182 S. kl. 8. (16 gr.)

Wer die Geschäftigkeit der Krankenwärter *ex professo* kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wird oft gefunden haben, dass der Kranke nicht selten gefährdet ist, von deren Weisheitsdünkel mehr noch, als von der Krankheit leiden zu müssen, da sie in ihrem Wahne häufig den Arzt selbst spielen wollen, und sich bey Anwendung der Arzneyen und ihrer vorgeschriebenen Dosis so manche Freyheiten erlauben. Hierin sind ihnen auch die Hebammen meistens ähnlich. Diese Gefahr wird vermehrt durch so manche Anleitungen zur Krankenwartung, die das Medicastriren sogar als Hauptsache derselben zu betrachten scheinen. Unter

diesen Umständen war es daher nothwendig, da sich zumal dem jedesmaligen Zustande der Heilkunde alles darauf Bezügliche fügen muss, dass auch in dieser Beziehung eine Grenzberichtigung vorgenommen wurde, und der Krankenwärterdienst die ihm zustehende Norm erhielt. Dass dieses von einem Spitalarzte geschah, ist um so dankenswerther, als er durch die ihm mögliche genaue Aufsicht und Mannichfaltigkeit der vorkommenden Krankheitsfälle sein Wartpersonale am geeignetsten abzurichten in den Stand gesetzt ist, mithin auch die leichteste Uebersicht über dessen Wirkungskreis hat. Personen- und Sach-Kenntniss als Grundlage zeichnen daher diese Schrift aus, und zu wünschen wäre, dass die Aerzte selbst für deren Verbreitung Sorge tragen möchten, da gewiss eine richtige Krankenpflege sie sehr interessiren muss.

C. A. B.

GESCHICHTE.

Leipzig, in der allgemeinen niederländischen Buchhandlung: *Memoiren der Herzogin von Abrantes, oder historische Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich und die Restauration.* Aus dem Französischen übersetzt von *L. v. Alvensleben.* Vierter Band. 1832. 305 S. Fünfter Band. 1832. 260 S. 8. (Alle 6 Bände 9 Rthlr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1832 No. 52.]

Im *vierten* Bande unterhält die Vfin. das Publicum von sich, ihrem Gemahl und Napoleon. Aber wie lebendig malt sie diese und selbst die Nebenfiguren! Sie wird dazu beytragen, die Napoleonische Modevergötterung unter den Lesern herabzustimmen. Sie zeigt durch Thatsachen, welche gefährliche Existenz neben Napoleon in seinem Zeitalter absolutistischer Ideen und Umtriebe selbst die gefeiertsten Umgebungen dieses Mannes hatten. Von der Humanität der einzelnen Glieder der Napoleonischen Familie erzählt sie gerne manche interessante Anekdote. Im Inneren war diese Familie wegen ihrer Uneinigkeit nichts weniger als glücklich. Das Denunciiren wider einander war herrschend darin. Die Diplomaten, wie Hr. *v. Lucchesini*, kommen nicht gut weg; noch schlimmer *Bourrienne* mit seinen wenig auf Wahrheit gegründeten Denkwürdigkeiten, besser Madame *Fourès*, Napoleons Geliebte in Aegypten, mit ihren romanhaften Schicksalen. Nur dann ist die Vfin. unzuverlässig, wenn sie Anderen nacherzählt, z. B. S. 148 von den Thaten des Marschalls Mortier; aber ihr Urtheil über Latude, Santerre, Vandamme und andere ist treffend; die Bemerkungen über Josephinens Hausfreund, Charles, sind wenigstens nicht schmeichelhaft für denselben. Interessant ist Napoleons Manier geschildert, in seiner Familie alles nach seinem Kopf einzurichten, und sogar bey den schönen Frauen, die als Gäste in Malmaison erschienen, wie bey der Vfin., Morgenbesuche vor ihrem Aufstehen zu machen, und es übel zu nehmen, wenn man das nicht anständig fand. Den bekannten General *Canuel* nennt die Uebersetzung fehlerhaft *Lanuel*.

Der *fünfte* Band, ebenfalls voll geistreicher Anekdoten, fängt damit an, die Nachrichten über den Marschall Brune zu berichtigen, und zeigt, wie sehr er von den Mördern mit Unrecht beschuldigt wurde. Hierauf folgt eine humoristische Beschreibung der Socialveränderungen im J. 1801, besonders im Theaterwesen, so wie des consularischen Theaters in Malmaison, woran die Vfin. mit Theil nahm. Alsdann Bemerkungen über die Friedensschlüsse und die deshalb gegebenen Feste, die schönen Frauen in Malmaison, Talleyrands Schmeicheley und prophetische Gabe, Beweise, wie huldreich Bonaparte für Frankreichs Wohlfahrt sorgte, Berichtigung des parteyischen Bourrienne, Junots Rechtfertigung und die Nothwendigkeit der Aufsicht auf die damaligen Parteyen, Vertheidigung des Generals Collot wider Bourrienne, Karrikatur-Bild des Grafen Louis Kobenzl in Schauspielen und Zerstreuungen, mit Anekdoten von seinen Petersburger Gesandtschaften und der Hofhaltung der Kaiserin Katharina. Bonapartes Siege in Italien. Lord Whitworth. Graf Philipp Cobenzl und Vertrag mit Neapel. Die kleinen Theater unter dem Consulat. Was damals die Schauspieler bedeuteten, und versuchter Beweis, wie viel sittlicher Paris damals war als jetzt. Bonapartes grossmüthiges und doch eigennütziges Benehmen gegen die russischen Gefangenen und deren Zurücksendung nach Russland, die damals für solches in Paris auftretenden Diplomaten, und wie Bonaparte darüber urtheilte. Die Feste der Banquiers und die schöne Madame Recamier. Besorgnisse für Bonapartes Leben. Wie sehr diesen der Verlust von Aegypten schmerzte. Russische Damen und einige Mystificationen. Die 80jährige Mademoiselle Clairon ohne Brod, Lucians Grossmuth. Napoleons Freude wegen Linois See-Sieg bey Algesiras über die Engländer. Napoleons herrschender Gedanke war Englands Demüthigung. Pamphlets. Fouches Ränke. Junots republicanische Grundsätze und Diner mit dem Marquis Lucchesini und dessen Gemahlin. Die öffentlichen Bäder und damaligen Schmähschriften. Verwickelungen, worein die Vfin. und ihre Mutter gerathen. Napoleons Freundschaft für Junot. Wie die Engländer Napoleon falsch beurtheilten. Strenge des Abts Bosu und der Enthusiast in Malmaison. Schwangerschaftsanekdoten der Vfin. und ihre Niederkunft mit einer Tochter. Napoleons Brief an König Georg. Klebers Tod und Beleidigung des Ministers Pitt. Ende der Feindseligkeiten mit England. Ausfälle englischer Tagesblätter auf Bonaparte. Junots Serail in Aegypten. Gesellschaft der Künstler und Gelehrten und Mystification gelehrter Gecken.

Schwerlich werden diese interessanten Denkwürdigkeiten sich mit dem sechsten Theil schliessen können.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DRESDEN, in der Hilfcherfchen Buchhandlung: *Analekten zur Naturwiffenfchaft und Heilkunde.* Gefammelt auf einer Reife durch Italien im Jahre 1828. Von Dr. *C. G. Carus*, königl. fächf. Hof- und Medicinal-Rathe, auch Leibarzte, Ritter u. f. w. Nebft einer Kupfertafel. 1829. 179 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. diefes ohne Vorrede oder Einleitung abgefafsten und dem Herzoge *Friedrich Auguft* zu Sachfen gewidmeten Werkes hatte Gelegenheit, mit dem genannten Prinzen im Sommer 1828 eine Reife nach Italien zu machen. Er theilt hier die Früchte derfelben mit. Wenn das Buch auch nicht an Gröfse fehr umfaffend ift, fo ift es um fo gewichtiger. Denn es enthält nicht Unrichtigkeiten und fehlerhafte, oberflächliche Anfichten, wie z. B. die Reife des Hn. Dr. *Otto*, fondern Mittheilungen eines geiftreichen, kenntnifsvollen Arztes und Naturforfchers, deffen Berichte man, felbft wo fie nur fragmentarifch find, mit Freuden und Belehrung lieft. Es ift in fünf verfchiedene Auffätze getheilt. 1) *Von den vulcanifchen Phänomenen in Unter-Italien und von dem vulcanifchen Bildungstypus insbefondere* (S. 1 — 26). Diefe Abhandlung ift in der zur Feier der Decennalien der thätigen Gefellfchaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden gehaltenen öffentlichen Sitzung am 15 October 1828 vorgelefen worden. Sehr fchön fagt der Vf. im Eingange: Es ift unverkennbar, dafs bey Verftändnifs der grofsen geologifchen Naturerfcheinungen gerade der enge, befchränkte, menfchliche Gefichtskreis uns an der wefentlichen Erkenntnifs der Eigenthümlichkeit gröfserer Erdtheile hindern mufs, fo dafs wir nöthig haben, auf alle Weife den Blick auszudehnen, und das geiftige Auge zu Hülfe zu nehmen, wo das leibliche nicht ausreicht. Somit kann es auch nicht als überflüffig erachtet werden, wenn der Vf., um die Eigenthümlichkeiten des vulcanifchen Erdlebens in Italien darzuftellen, einen Blick auf die Verhältniffe des Bodens in ganz Europa wirft. Rec. will hier über das Einzelne des italiänifchen Bodens nur Folgendes mittheilen. Je weiter man in Italien gegen Süden hin von der Kette der Urgebirge der Schweiz fich entfernt, um fo deutlicher treten die vulcanifchen Phänomene hervor, fo dafs auf der Lombardey und Toscana, wo der Boden nur einzelne vulcanifche Erfcheinungen zeigt, der fchon gröfstentheils vulcanifche Boden Roms folgt, an welchen fich endlich das faft ganz vulcanifche Gebiet Neapels anfchliefst. Betrachtet man auf einer genauen Karte die Gebirgszüge des unteren Italiens, fo bemerkt man unter der Menge von ringförmigen oder halbringförmigen Gebirgszügen und Buchten, in welche das ganze untere Italien zu zerfallen fcheint, zuvörderft den Halbmond eines gewaltigen, 40 — 45 deutfche Meilen im Durchmeffer haltenden Kreifes von Gebirgen, welcher oberhalb Salerno, vom Capo di Campanella anfangend, gegen Eboli, Cofenza, bis zur Meerenge von Meffina, und auf Sicilien von Meffina durch Val Demona bis Corleone und Palermo fich erftreckt. In diefem coloffalen Ringgebirge ragen noch Trümmern des in feiner Mitte in der Urzeit auffirebenden vulcanifchen Kegels als fogenannte Liparifche Infeln hervor. In der Peripherie jenes coloffalen Ringgebirges, vom Meere zwifchen Calabrien und Sicilien erfüllt, zeigen fich nun mehrere untergeordnete Kegel und Gebirgskreife, die der Vf. Ringgebirge und Krateren *zweyter Formation* nennt. Hieher gehört der an die Kette des Val Demona fich anfchliefsende, fo hoch heraufgehobene Aetna; dann wahrfcheinlich die Felfenkeffel, welche den See zwifchen Romagnano und Conturfi und den füdlicher gelegenen Lago negro umgeben; hieher endlich mufs auch der Gebirgskreis gerechnet werden, deffen wieder zum Theil vom Meere zerftörte oder wenigftens überdeckte Felsmauern den Golf von Neapel einfchliefsen. Diefes ungefähr fünf, und in der gröfsten Weite etwa acht Meilen im Durchmeffer haltende Ringgebirge ift wieder in feiner Peripherie mit abermaligen Wiederholungen vulcanifcher Einfenkungen und Erhebungen umgeben. Zu diefen, die der Vf. mit dem Namen der *dritten Formationsreihe* bezeichnet, gehören die Erhebungen des Epomeo auf Ifchia, der Krater des Sees von Agnano, Aftruni und die Solfatara; dahin gehört der wieder mit Meereswaffer gefüllte Golf von Bajä, das Mare morto und der Vefuv felbft, von welchem dann die weftliche, den Krater des eigentlichen Vefuvs bildende Erhebung wieder eine untergeordnete Bildung *vierter Formation* darftellt. — Rec. erlaubt fich noch ein paar Aeufserungen über einige Stellen in diefer Abhandlung. Der Vf. fagt S. 6: dafs „die Chemie durch Entdeckung der den Kalien und Erden zum Grunde liegenden Metalle und ihrer Neigung, unter Feuererfcheinungen in die Erdenform überzugehen, einen wichtigen Auf-

schluss über die Quellen dieses Feuers gegeben habe." Man kann aber nicht sagen, dass die *Chemie* eigentlich diese wichtige Entdeckung gemacht, sondern die *philosophische Naturforschung*, indem Prof. *Steffens* in seinen Beyträgen die Sache klar und deutlich aussprach, und *Davy* erst später auf rein praktischem Wege das bestätigte, was vorher rein *a priori* dargethan war. Hiemit sey natürlich nicht auf die entfernteste Weise etwas gegen die fruchtbringenden Untersuchungen *Davy's* gesagt, sondern nur einem Jeden das Seinige erhalten. Denn so wie Rec. den verstorbenen *Davy* kannte, so ist er vollkommen überzeugt, dass, wenn ihm bekannt gewesen wäre, *Steffens* habe schon diese Entdeckung so bestimmt ausgesprochen, er seine Untersuchungen hierüber nicht fortgesetzt haben würde. An einem anderen Orte dieser Abhandlung sagt der Vf.: „Der Umfang des äusseren Kraters des Vesuvs mag etwa auf ½ Stunden geschätzt werden". Dem ist nicht so; denn, wie der Vf. ganz richtig früher behauptet, der Monte Somma muss mit dem Vesuv als ein Ganzes betrachtet werden, und alsdann ist gewiss auch der äussere Krater weit grösser, wenigstens zwey Stunden im Umfange. — Ueber die bekannten merkwürdigen Trümmer des Serapistempels bey Puozzuoli, dessen Säulen, jetzt einige hundert Schritte vom Meere gelegen, weit über Mannshöhe mit den durch eingebohrte Pholaden (*Modiola lithophaga*) entstandenen Löchern bezeichnet sind, sagt der Vf.: „Diese Löcher dienen zum unleugbaren Beweise, dass diese Ruinen einst bis zu solcher Höhe unter Seewasser gestanden haben." Rec. ist derselben Meinung gewesen, weil an den dem Meere nahen Felsen, in gleichem Niveau mit den Pholadenlöchern jener Säulen, dieselben Pholadenlöcher, zuweilen auch mit einliegenden Muschelschalen des Thieres, ziemlich häufig angetroffen werden. Aber diese Meinung wurde ihm in Neapel von dem bekannten Alterthumsforscher *Carelli*, Secretär bey der königl. herculanensischen Akademie, lebhaft bestritten, indem dieser behauptete, Substructionen bey dem Tempel gefunden zu haben, welche beweisen, dass das Meereswasser hier zugelassen werden konnte, und öfter zugelassen worden ist. — Ueber das Erdbeben auf Ischia, wodurch Casamicciola zerstört wurde, sagt der Vf., es habe im März 1828 Statt gefunden, welches unrichtig ist. Es geschah am 2 Februar. Ganz Recht aber hat der Vf., wenn er behauptet, dass dieses Erdbeben zu manchen Betrachtungen über die Einwirkung solcher Revolutionen auf menschliche Verhältnisse Veranlassung geben konnte; welches auch, wenigstens zum Theil, in zwey Abhandlungen ausgeführt ist, die der Vf. nicht zu kennen scheint, obschon sie beide vor dem Erscheinen dieses Buches erschienen sind, nämlich: Nachrichten von den Erdbeben Süd-Italiens in den letzten Jahren von *A. v. Schönberg*: s. *Kastners* Archiv f. 1828; und *N. Covelli* über das Erdbeben auf Ischia, welcher Aufsatz sich nicht allein in mehreren italiänischen Journalen befindet, sondern auch in französischen und deutschen übersetzt oder auszugsweise mitgetheilt worden ist.

2) *Fragmente über die Vegetation in Italien im Allgemeinen und den Anbau des Oelbaumes insbesondere* (S. 26 — 46). Diese Abhandlung ist in der Gesellschaft der Flora zu Dresden vorgelesen worden, und liefert ein sehr interessantes Seitenstück zu der vorhergehenden. Der Weg des Deutschen zu den italiänischen Gefilden führt, kann man sagen, durch drey Pforten. Mit jeder dieser Pforte hebt eine wesentliche Veränderung an. Als solche drey Pforten bezeichnet der Vf. die Pässe über die hohen Mauern der Alpen; den Weg über die Höhenzüge der Apenninen, und den schmalen Pass, welcher zwischen Meer und Felsen sich hinziehend, dem von Rom kommenden Wanderer das Königreich beider Sicilien eröffnet. Insonderheit merklich ist der Unterschied zwischen der verlassenen und der nun betretenen Umgebung, wenn man über das Joch der Alpen in das Thal der Lombardey, oder in das Friaul hinabsteigt. Das Blau des Himmels ist reiner, die Kraft der Sonne grösser; jedoch ist die Pflanzenwelt selbst nicht zu auffallend in ihrem Charakter von der jenseits der Alpen verlassenen verschieden. Die reichere Ausbreitung des Weinstockes, die langen Anpflanzungen der Maulmeerbäume, das freyere Wachsthum der Feigen- und der Mandel-Bäume, die üppigen Behänge des Epheus, nebst den an Bergesabhängen vorkommenden Kastanienwaldungen, geben noch am entschiedensten den neuen Himmelsstrich kund. Nichts desto weniger fühlt der Fremdling schon eine mildere Natur, so dass es ihm halb und halb wie eine Ungerechtigkeit klingt, wenn er am Fusse der Apenninen, wie dem Verfasser geschah, aussprechen hört, dass Italien erst jenseits dieser Berge beginne. Und doch wie sehr muss man diesen Ausspruch rechtfertigen, wenn man nach den überstiegenen Höhenzügen von Pietra mala in das Thal des Arno eintritt! Obwohl das Thal des Arno noch nicht jener Klarheit und Milde der Luft geniesst, welche einen wesentlichen Buchstaben in der Zauberformel der alten Roma bildet, so begrüsst doch den Eintretenden zuerst um Florenz die unendliche Verbreitung des Oelbaumes, welche der Physiognomie der Vegetation im Grossen sogleich einen ganz neuen und südlichen Charakter aufdrückt. Sehr treffend sagt der Vf. weiter: Was die Umgebung von Rom betrifft, so scheint hier trotz des unendlich klaren Himmels die Natur, gleichsam als ob sie über eine grosse Vergangenheit trauerte, in der Ueppigkeit der Vegetation einen Rückschritt gemacht zu haben. Viele Strecken der Campagna di Roma sieht man bloss mit dem melancholischen Adlerfarrenkraut (*Pteris aquilina*) überzogen. Hie und da kündigt nun schon zu Rom eine einzelne Dattelpalme, und, fügt Rec. hinzu, die Pinien, den dritten Abschnitt Italiens an. Dem Vf. wurde zu Rom abermals gesagt, dass das rechte und eigentliche Italien erst bey Terracina anfange. Hier öffnet sich die dritte Pforte, welche die dem südlichen Italien eigene Natur aufschliesst, und ausserordentlich scharf abgeschnitten, ändert sich hier der Charakter der Gegend und der Vegetation. Auf den felsigen Anhöhen über der Stadt fühlt man sich allerdings zuerst in einer ganz anderen Natur. Gräser, Blüthenpflanzen und Bäume, alles ist anders: Myrthensträucher, Johannisbrotbäume

(*Ceratonia filiqua*), baumartige Wolfsmilcharten (*Euphorbia dendroides*), üppige Acanthusstauden, nicht windende Convolvulusarten (*Convolvulus altheoides* und *cantabrica*), *Pforulea paleatina*, *Orobanche elatior* und hundert andere neue Pflanzenformen schimmerten im heitersten Sonnenlichte, während der Fuſs dieser Felsen mit *Cactus opuntia*, Anlagen von Citronen und süſsen Orangenbäumen, Oel- und Feigen-Bäumen, so wie mit mehreren Dattelpalmen, geziert war.

Eben so richtig als kräftig hat Rec. diese Schilderungen des Hn. *C.* gefunden, der hierauf einige speciellere Bemerkungen über den Anbau des Oelbaums in Italien liefert, wobey er vorzüglich die Nachrichten in *v. Salis Marchlins* Reisen, dann die Abhandlung eines vorzüglichen neapolitanischen Entomologen, *O. G. Costa*, betitelt: *Osservazioni su gli insetti dell' olivo e delle olive*, befolgt. Von feindlichen Insecten des Oelbaums beschreibt Hr. *Costa* zuerst den *Coccus oleae*. So klein dieses Insect auch ist, so hat es auch einen noch kleineren Feind, in einigen fast mikroskopischen Schlupfwespen, welche diesen Coccus wieder anstechen, Eyer hineinlegen, deren ausgekrochene Larven den Coccus auszehren und tödten, sich selbst aber unterhalb seines Schildes zu Puppen verwandeln, und endlich, als vollkommene Insecten den Coccus durchbrechend, davonfliegen. Auſser jenem Coccus erwähnt *Costa* noch eine besondere, den Blüthen und ersten Fruchtkeimen gefährliche *Noctua*, so wie er den von *Angelini* und *Briganti* beschriebenen Arten: *Tinea olacella* und *Tinea olivella* noch eine dritte Art *Tinea* zuzählt, welche er zwar gleich jener *Noctua* beschreibt, ohne sie jedoch mit besonderem Namen zu bezeichnen. Endlich werden noch, auſser den Larven des Nashorn- und Mai-Käfers, der *Hylecinus oleae*, *Bostrichus Oleiperda*, nebst einem *Curculio*, einer *Coconiella*, und einer *Altica*, als gefährliche Feinde dieses nützlichen Baumes durch *Costa* aufgeführt. — Als *Anhang* zu dieser Abhandlung ist ein Verzeichniſs einiger auf der Reise durch Italien gesammelten und eingelegten, durch Hn. Hofr. und Prof. *Reichenbach* systematisch bestimmten Pflanzen beygefügt. Die Zahl derselben beläuft sich auf etwa 150, wovon über hundert in Mittel-Italien, dreyzehn in Ober-Italien und die übrigen in Unter-Italien gesammelt worden sind.

3) *Bemerkungen zur Naturwissenschaft und Heilkunde, und zu deren gegenwärtigem Stande in Italien.* Wenn Rec. vorher rücksichtlich dieses Werkes das Wort fragmentarisch brauchte, so gilt solches eigentlich nur von der gegenwärtigen Abhandlung, welche, obschon sie die längste im Buche ist (von S. 46—142), dennoch, nach den eigenen Worten des Vfs., nur als Fragment betrachtet werden muſs. Er äuſsert sich folgendermaſsen über seine Arbeit: „Ich werde hier ganz einfach aus meinen Tagebüchern ausziehen, was in den genannten Kreis von Gegenständen gehört, und mir interessant erschienen oder früher nicht bekannt geworden war; und sollte darunter Einer oder der Andere etwas auch ihn Ansprechendes oder sonst Merkwerthes finden, so gebrauche er es mit mir, und begünstigt ihn die Gelegenheit, so suche er es zu vervollständigen oder auch, wo es dessen bedürfen sollte, zu berichtigen.“ Rec. will dieser Auffoderung des Vfs. Genüge leisten, in sofern es in Kürze geschehen kann: er will einige Bemerkungen aus dem Buche herausheben und die seinigen beyfügen. Im Ganzen aber muſs er bedauern, daſs der Vf. nicht länger in Italien verweilte, damit dieses Fragment vervollständigt worden wäre; man hätte alsdann ganz andere Ansichten über die dortigen Gelehrten, als z. B. Dr. *Horn* aufgestellt hat, erfahren; denn Hr. *Carus* urtheilt als ein besonnener Gelehrter, jener als ein junger, unerfahrener Mensch, der auf seiner ersten Reise sich nicht scheut, ältere, bekannte, verdiente und zum Theil berühmte Männer mit Tadel zu überfallen. — Ein Deutscher, Namens *Lange*, ist mit der Leitung der Hofapotheke zu Parma beauftragt; ihm verdankt der Vf. mehrere Bemerkungen. Für den fremden Arzt in Italien ist so z. B. die Beachtung der Verschiedenheit des Gewichtes unerläſslich, weil es kleiner ist. Hiebey bemerkt jedoch Rec., daſs das Medicinalgewicht in Italien nicht überall dasselbe ist. So dispensirte man z. B. im Königreiche Neapel eine Zeit lang ganz nach der französischen Gewichtsbestimmung. — S. 48 wird die *Dastica cannabina* als ein in Italien häufig angewendetes Heilmittel angeführt; dieſs ist durchaus nicht der Fall: bey seinem längeren Aufenthalte in Verona, Parma, Piacenza und vielleicht noch in ein Paar Städten fand zwar Rec., daſs dieses Mittel öfter gebraucht wurde, dagegen er in mehreren ganzen Reichen, z. B. in den römischen Staaten, es nie verschrieben sahe. — So viel der Vf. aus einer Unterredung mit dem Prof. *Morigi* abnehmen konnte, „finden sich auch in Parma einzelne Aerzte dem homöopathischen Verfahren nicht abgeneigt.“ Rec., der später als der Vf. sich zu Parma aufhielt, hat solches nicht bestätiget gefunden. Die Sache verhält sich anders. Der Prof. *Morigi* machte nämlich eine Reise mit der Erzherzogin Marie Louise nach Neapel, wo er einen vormaligen böhmischen Schneider, Namens *Hecker*, der später Landchirurg und alsdann Hahnemannianer geworden war, kennen lernte. *Morigi*, der von dem Systeme nichts wuſste, und von dem böhmischen Homöopathen Wunder ausposaunen hörte, begleitete ihn zu einigen Kranken, und faſste wohl selbst einigen Glauben an die Sache; aber nicht allein in Neapel, sondern auch in Parma erlaubte man sich den bittersten Spott über *Morigi*, da die Heilversuche des böhmischen Landchirurgen in Neapel, wie bekannt, so unglücklich ausfielen. Rec. ergreift diese Gelegenheit, um den berühmten fremden Arzt, der so viele Jahre in Neapel Heilkünstler war, und das dortige wüste Treiben des Homöopathen genau kennt, dessen Namen wir aber nicht zu nennen brauchen, hiemit aufzufodern, die Geschichte jenes dortigen medicinischen Scandals öffentlich bekannt zu machen. — Sehr treffend wird der bekannte Prof. *Tommasini* (nicht *Tomasini*, wie der Vf. ihn nennt,) in folgenden Zügen geschildert: „Er spricht am Krankenbette mit einer angenehmen Eloquenz, welche überhaupt in Italien

eine häufigere Gabe der Lehrer ist als bey uns, und leitet seine Schüler nicht ohne Umsicht; nur ist es mir erschienen, als ob er weniger hinführe auf die Erkenntniss, wie gewisse Systeme und Organe in einzelnen, namentlich chronischen Krankheiten leiden, mehr bey allgemeinen Discussionen über Sensibilität und Irritabilität (als womit man sich gern herum trägt, wenn man zur Erkenntniss des Erkrankens einzelner Gebilde noch nicht durchgedrungen ist) verweile, und sein Heilverfahren aus der Theorie von *Broussais* und der des *Controstimolo* zusammensetze." Hiezu fügt Rec. noch Folgendes: *Tommasini* hat ohnediess etwas recht Imponirendes an sich, dabey mehr Bildung, und läst anders Denkenden mehr Gerechtigkeit widerfahren, als *Broussais*, und ist deswegen auch mehr geeignet längere Zeit, als dieser, Wortführer eines neuen Systems zu seyn. Seine Lehre ist eine weitere, jedoch modificirte Entwickelung der *Rasorischen* Grundsätze; aber er will sie als ganz die seinige betrachtet wissen, und nennt sie daher auch: *Nuova dottrina medica italiana.* Weil er geheimen Gesellschaften angehörte, wurde *Tommasini* vom Papste abgesetzt. — Prof. *G. Bigeschi*, Director der Maternität und Hebammenlehre zu Florenz, den der Vf. mit Recht als thätigen, umsichtigen Mann mit klarem Vortrage schildert, ist leider mit Tod abgegangen. — Dr. *P. Betti*, den der Vf. als Professor der Chirurgie zu Florenz kannte, ist jetzt zu Livorno Director der Quarantäne-Anstalten, und zwar als Nachfolger des berühmten, nun auch verstorbenen Dr. *G. Palloni.* — S. 72, wo der Vf. von den gelehrten Vereinen in Florenz handelt, macht er eine Digression über die *Accademia de' Lincei* zu Rom, die er als neuerlich wieder errichtet angiebt. Diess verhält sich nicht so; denn diese Akademie besteht wenigstens dreyssig bis vierzig Jahre; und wenn weiter gesagt wird, dass er von dessen Wirksamkeit keine weiteren Notizen erhalten habe, so muss Rec. bemerken, dass die wichtigsten Arbeiten von *Morichini*, *Carpi*, *Folchi*, *Metaxa* u. A. hier vorgetragen und nachher gedruckt worden sind. — S. 81, wo der Vf. von den Quarantäne-Anstalten zu Livorno handelt, findet sich eine Aeusserung, woraus man schliessen könnte, dass die Zeit der Quarantäne stets 40 Tage betrüge; während sie doch sehr verschieden bestimmt wird.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MINERALOGIE. *Prag*, b. Calve: *Die Krystallgestalten der Kupferlasur*, von *F. X. M. Zippe*, Custos der Mineralien- und Petrefacten-Sammlungen des vaterländischen Museums. Für die Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Mit 5 Kupfertafeln. 1830. 53 S. 8. (12 gr.)

Der als thätiger Mineralog rühmlich bekannte Vf. hat in dieser Schrift eine auf genauen Beobachtungen reicher Suiten der Kupferlasur sich stützende Beschreibung gegeben. Bekanntlich waren früher nur 6 Combinationen dieses Minerales von *Mohs* aufgeführt worden, und es konnte daher von einem wirklichen Reichthume an Krystallformen der Kupferlasur eben nicht die Rede seyn. Durch die Nachweisungen unseres Vfs. aber gehört diese Krystallreihe der Kupferlasur nunmehr zu einer der reichhaltigsten. Er hat nämlich 74 Krystallvarietäten, von denen 51 aus Chessy, 4 aus Sibirien, 3 aus Cornwall, 4 aus Tyrol, 10 aus dem Bannat und 2 von Zinnwald stammten, beobachtet, und durch krystallographische Bezeichnung, wie solche von *Mohs* vorgeschlagen worden, näher bestimmt.

Um mit gehöriger Deutlichkeit und Gründlichkeit die Gestalten der beobachteten und durch Mannichfaltigkeit sich so sehr auszeichnenden Krystallvarietäten der Kupferlasur zu entwickeln, wählt der Vf. zunächst eine Grundform, und zwar, in Uebereinstimmung mit *Mohs*, eine ungleich-schenklicht vierseitige Pyramide des hemiprismatischen Krystallsystemes, welche auch auf der ersten der fünf Figurentafeln abgebildet ist.

Nach diesen Bestimmungen giebt der Vf. eine nach den einfachsten Dimensionsverhältnissen und den daraus berechneten Grössen geordnete Uebersicht der einfachen Gestalten, von denen er 25 entdeckt hat. Zur Vergleichung mit der für diese Gestalten gewählten *Mohs'schen* Bezeichnung ist auch die *Naumann'sche* Bezeichnungsweise beygefügt. Hier haben sich jedoch mehrere Fehler eingeschlichen. So ist z. B. die als Grenzlinie geltende und von *Naumann* deshalb mit oP bezeichnete Endfläche fälschlich durch oP∞ ausgedrückt.

Demnächst theilt der Vf. noch einige Bemerkungen mit über die einfachen Gestalten, worunter uns die über das häufigere oder seltnere Auftreten der einen oder der anderen einfachen Gestalt an Combinationen besonders wichtig erscheint, da sich hiedurch der Habitus der Krystalle bestimmt.

Erst hierauf folgt die Darstellung der nach den oben erwähnten Fundorten geordneten Combinationen aus den bereits bestimmten einfachen Gestalten. Der Raum gestattet nicht, diese 74 Combinationen einzeln anzuführen; wir bemerken nur, dass zuletzt noch einige Notizen über einige Beschaffenheiten (über das Rauch- Glatt- und Glänzend-Seyn) der Krystallflächen, so wie Bestimmungen der Combinationskanten und einiger anderer Neigungswinkel, beygefügt sind.

Die zur Veranschaulichung der Combinationen auf den Kupfertafeln gegebenen bildlichen Darstellungen sind nicht nur mit ungewöhnlicher Genauigkeit und Schärfe ausgeführt, sondern in jeder, selbst in der combinirtesten Krystallzeichnung sind auch die hinteren Flächen mit angegeben, und dadurch wird das Körperliche im Bilde leicht erkennbar.

H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1833.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden, in der Hilscherschen Buchhandlung: *Analekten zur Naturwissenschaft und Heilkunde* u. s. w. Von Dr. *C. G. Carus* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wenn S. 87 gesagt wird, dass *Morichini* mit *Bomba* die erste Praxis der Stadt Rom theile, so verhält auch dieses sich nicht ganz so: der praktische Arzt, der dort am meisten zu thun hat, ist seit vielen Jahren *Lupi* d. Aelt. — S. 95 wird gezeigt, dass Prof. *Tagliabò* auch die Granatbaumrinde gegen Bandwurmkrankheit als unwirksam gefunden habe. Rec. hat indessen in Italien, und zwar an verschiedenen Orten, z. B. in Neapel von *A. v. Schönberg* und *S. Delle Chiaje*, besonders aber in Florenz von dem jetzt verstorbenen Leibchirurgen des Grossherzogs von Toscana, *A. Bojti*, dieses Mittel mit Nutzen anwenden sehen, ja *Bojti* ging sogar so weit, das Mittel für unfehlbar zu erklären, wohl verstanden, wenn es richtig angewendet wird; die nöthigen Regeln dazu hat er daher auch in einer eigenen Abhandlung, die den Titel führt: *Osservazioni intorno ad uno nuovo metodo di amministrare il decotto della Corteccia delle radici di Melograno contro il verme Tenia*, niedergelegt, und mehrere Fälle, wo das Mittel mit grossem Nutzen angewendet wurde, angeführt. — Diejenige Meinung, die der Vf. S. 101 äussert, dass die Begräbnisse in den Kirchen manchen Antheil an Erzeugung der verrufenen *Aria cattiva* (*Mal' aria*) hätten, hegte Rec. auch eine Zeit lang, aber bey genauerer Untersuchung fand er sie ungegründet; denn es giebt ganze Länderstriche in Italien, wo keine *Mal' aria* vorhanden ist, und wo dennoch dieser Gebrauch der Leichenbegräbnisse Statt findet. — Der kleine botanische Garten, der beym Hospital der Unheilbaren zu Neapel angelegt ist, ist nicht so ganz unbedeutend, als der Vf. meint; er gehört dem *Collegio medico-chirurgico*, und Prof. *V. Stellati* hat einen eigenen Katalog darüber herausgegeben. — Die Bemerkungen, die der Vf. S. 113 u. f. über Aversa liefert, scheinen zu beweisen, dass er nicht allein nicht die Verhandlungen in Italien von Dr. *D. Gualandi* und Anderen, sondern auch nicht die umständlichen, durchaus gründlichen und überzeugenden Abhandlungen des Archiaters *v. Schönberg* (s. *Gersons* und *Julius* Magazin Bd. 9 und *Friedreichs* Magazin f. Seelenkunde 3 H.) über diesen Gegenstand kennt. Denn obschon er nur die männliche, *äusserlich* am meisten verschönerte Abtheilung, und nicht die zwey anderen, bey Weitem schlechter eingerichteten in Augenschein nahm, und auch hier genug von Ostentation vorfand, so lobt er dennoch im Ganzen die Anstalt zu viel. Auch besteht jetzt nicht — wie der Vf. behauptet, — die von dem verstorbenen *Padre Liuguiti* seit 1813 eingeführte Einrichtung, sondern die Anstalt ist in mehreren Rücksichten gebessert. (s. *v. Schönberg* in *Friedreichs* Magazin). — In Neapel ist das Stillen der Kinder durch Ammen, besonders unter den höheren Ständen, nicht so sehr selten, wie der Vf. S. 125 behauptet. — Das grosse Versorgungs- und Armen-Haus zu Neapel, *Reale Abergo de' Poveno* genannt, wird mit Recht gelobt; aber es wird nicht gesagt, dass der Ritter *Sancio* Director und Ritter *v. Schönberg* damals erster consultirender Arzt der Anstalt waren. — Weiter unten, wo der Vf. des Dr. *Stefano Delle Chiaje* Erwähnung thut, spricht er auf die rühmlichste Weise von dem Dr. *A. v. Schönberg*, meint auch, er habe „als praktischer Arzt und von der Regierung für bedeutende Zweige des Medicinalwesens Angestellter zehn Jahre in Neapel gelebt"; aber Hr. *v. Schönberg* ist fast doppelt so lange dort gewesen, und hat viele italiänische Arbeiten geliefert, von welchen eine Nachricht hier wohl zweckmässig gewesen wäre. — Wahr ist es, dass Dr. *Stefano Delle Chiaje* das Werk von *Poli: Testacea utriusque Siciliae* fortsetzt, aber die Tafel, die der Vf. erwähnt, über die Gestalt, Anatomie und Eyer der *Argonauta Argo* ist mit der gehörigen Beschreibuug von dem trefflichen *Poli* selbst ausgearbeitet.

4) *Ueber die Stimmwerkzeuge der italiänischen Cicaden.* (S. 142 — 168.) Zuerst geschichtliche und literärische Notizen über diesen Gegenstand; dann folgt die Beschreibung der Stimmwerkzeuge und endlich physiologische Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit von Stimm- und Athmungs-Werkzeugen der Cicaden. Die sehr sorgfältige Beschreibung können wir nicht verfolgen, da sie ohne achtzehn dazu gehörige Abbildungen unverständlich ausfallen würde. Als Resultat seiner Betrachtungen führt der Vf. an, dass die Athemorgane bey den Cicaden ein so ausserordentliches Uebergewicht über die übrigen Eingeweide erhalten, wie uns sonst, sogar bey den im Allgemeinen durch

ein ſolches Uebergewicht bezeichneten Kerfen, nirgends bekannt geworden iſt. Man kann von den Cicaden ſagen: ihr Singen iſt ein gleichſam fieberhaft ſchnelles klingendes Athemholen, während deſſen der Bereich der Athmung im Inneren des Thieres ſich dergeſtalt ausdehnt, daſs das fortbildende Leben des Individuums damit nur kurze Zeit beſtehen kann, und, nach begründeter Fortbildung der Gattung, erlöſchen muſs.

5) *Ueber das Licht der italiäniſchen Leuchtkäfer* (S. 169 — 179). Die hieher gehörigen Beobachtungen von *J. Murray*, *J. Macaire*, *T. v. Grotthuſs*, *Fougeroux de Bondaroy* und *J. Curtis* hat der Vf. mit kritiſchem Blicke benutzt, und mit ſeiner Arbeit verſchmolzen. Eine genauere Unterſuchung der leuchtenden Subſtanz ſelbſt war ſein erſtes Augenmerk. Die Reſultate der Macaireſchen Abhandlung in dieſer Beziehung laſſen ſich auf Folgendes reduciren: 1) Die leuchtende Subſtanz beſteht hauptſächlich aus Eyweiſs. 2) Alle Subſtanzen, welche Eyweiſs coaguliren, entziehen der phosphoreſcirenden Materie die leuchtende Eigenſchaft. 3) Ein gewiſſer Wärmegrad iſt erfoderlich zum Leben. 4) Mehr Wärme erregt das Leuchten, zu viel zerſtört es unwiederbringlich. 5) Leuchten findet nur Statt in Gas, welches freyen oder ſchwach gebundenen Sauerſtoff enthält. 6) Das Leuchten wird durch die Voltaiſche Säule erregt, aber nicht durch Elektricität. — Wie bey den unſrigen, nur in einer gröſseren Anhäufung, liegt die weiſse, zähe Subſtanz unmittelbar auf den beiden unteren Segmenten der beiden letzten Hornringe des Abdomens auf, und wie bey den unſrigen beſteht ſie, wenn man ſie unter dem Mikroſkop betrachtet, aus einer Anhäufung feiner Kügelchen, zwiſchen welchen einzelne Trachäenäſtchen ſich verbreiten. Streicht man dieſe leuchtende Subſtanz auf Glas, ſo bemerkt man, daſs, ſo lange ſie noch feucht iſt, man allerhand Figuren und Schriftzüge damit ziehen kann, welche im Dunkeln mit einem angenehmen, hellen, grünlichen Lichte leuchten; ſobald aber die Subſtanz anfängt zu vertrocknen, ſo wird auch das Licht ſchwächer, und hört beym völligen Vertrocknen ganz auf. Um es wieder zu erregen, braucht man nur die Leuchtſubſtanz mit Waſſer anzufeuchten, welches man ſo lange wiederholen kann, bis das Vermögen der Subſtanz erliſcht. Hieraus geht hervor, daſs Anfeuchtung der Leuchtſubſtanz eine nothwendige Bedingung iſt, wenn überhaupt Leuchten erfolgen ſoll, Austrocknen hingegen das Leuchten aufhebt. Es bleibt wohl kaum ein Zweifel übrig, daſs das rhythmiſch aufblitzende Leuchten nur die Folge der ſtärkeren Bluteinſtrömung, oder mit anderen Worten, daſs es ein leuchtender Pulsſchlag iſt.

Rec. ſchlieſst ſeine Anzeige mit Dank an den Vf. für die vielfache Belehrung, welche ihm die Schrift gewährt hat. Auch Papier und Druck ſind ganz beſonders zu loben. Die beygefügte Kupfertafel iſt nach einer trefflichen Zeichnung des Vf. mit Sorgfalt ausgefertigt.

N. I. B.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) München, b. Fleiſchmann: *Des Quintus Horatius Flaccus ſämmtliche Werke.* Ueberſetzt und ausführlich erläutert von Dr. *Johann Heinrich Martin Erneſti*, Herzogl. Sachſen-Coburg-Salfeldiſchem wirklichem Rathe und Profeſſor. Erſter Band, die Oden. XXII und 526 S. 8. — 1827. Zweyter Band, Satiren und Briefe. 648 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. Barth: *Des Quintus Horatius Flaccus ſämmtliche Werke*, überſetzt von Dr. *Ernſt Günther*. 1830. VIII u. 554 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die unter No. 1 angeführte Ueberſetzung, welche zu der bey Hn. Fleiſchmann herauskommenden „*Sammlung der Römiſchen Claſſiker in einer neuen deutſchen Ueberſetzung*" gehört, empfiehlt ſich zwar weder durch ein dem Originale nachgebildetes antikes Versmaſs, noch auch durch moderne Reimverſe, — beides lag nicht in dem Plane jenes Ueberſetzungsvereins —; dafür aber giebt uns der Vf., deſſen langjährige Horaziſche Studien dem philologiſchen Publicum bekannt genug ſind, und die derſelbe namentlich durch ſeine beiden *Claves Horatianas* bekundet hat, eine treue Copie des Dichters in einer dem Originale angemeſſenen Sprache. Jedem Gedichte iſt eine in zweckgemäſser Kürze abgefaſste Einleitung vorangeſchickt, die den Geſichtspunct deſſelben angiebt, und zugleich über die Perſon, der es zugeſchrieben iſt, die nöthige Auskunft ertheilt. Die Anmerkungen ſind nicht philologiſchen Inhalts, ſondern verbreiten ſich meiſt über antiquariſche, geographiſche und mythologiſche Gegenſtände, arbeiten aber auch zugleich auf Bildung des Geiſtes und Veredlung des Herzens hin. Oft auch, beſonders zu den lyriſchen Stücken, legen ſie durch Angabe einer Zwiſchenidee dem Leſer eine Brücke, auf der er ſicher von einem Gedanken zum anderen fortſchreitet, was jedenfalls zweckmäſsiger iſt, als wenn ſolche Zwiſchenideen gleich der Ueberſetzung ſelbſt eingeflochten werden, wie dieſs ſelbſt *Wieland* nicht verſchmähete. Auf kritiſche Bemerkungen ſtöſst man nur da, wo der Ueberſetzer von der gemeinen Lesart abweichen zu müſſen glaubte. Denn Hr. Dr. *Erneſti* legte nicht etwa, wie Hr. *Scheller* oder *Nürnberger*, den erſten, beſten Text zum Grunde, ſondern prüfte überall ſelbſt, wobey ihm auch die neueſten Unterſuchungen nicht entgangen ſind. So verlieſs er, um nur Ein Beyſpiel anzuführen, *Sat. I*, 1, 29 die gewöhnliche Lesart *Perfidus hic caupo*, und überſetzt nach *Fea's* und *Bothe's* Verbeſſerung (*Fervidus hic campo*): „Hier der Krieger in heiſser Feldſchlacht". Daſs gar manche Stellen, die bisher falſch erklärt und überſetzt waren, durch dieſe Ueberſetzung in ein helleres Licht geſtellt ſind, bedarf kaum der Erinnerung. *Sat.* I, 9, 36 werden die Worte *e casu tunc reſpondere vadato debebat* richtig überſetzt: „und eben jetzt ſollte mein Begleiter *auf geleiſtete Bürgſchaft ſich ſtellen*". Die Form *vadato* hatte zwar *Heindorf* gegen *Bentley's* durch keine Handſchriften geſichertes *vadatus* beybehalten, den

Anstoss aber, den jener Kritiker an *vadato* nahm, keinesweges weggeräumt. *Bentley* nämlich hat gezeigt, dass *respondere* als gerichtlicher Ausdruck niemals mit einem Dativ verbunden worden sey, *vadato* also als Dativus nicht richtig seyn könne, weil, wenn *respondere* auch in anderen Beziehungen einen Dativ zu sich nehme, doch nicht folge, dass dasselbe von der bekannten gerichtlichen Formel gelte. Nach der gegebenen Uebersetzung, der auch Hr. *Kirchner* folgt, wird nun zwar *vadato* beybehalten, aber nicht als Ablativus absolutus = *quum vadatum esset*, wofür Horatius *Sat. I*, 1, 11 *datis vadibus* sagt. — *Sat. I*, 1, 23 übersetzt Hr. *E. Praeterea*, welches *Heindorf* und A. durch „*Uebrigens*" erklären zu müssen glaubten, richtig durch „*Ferner*", welche Bedeutung auch Hr. *Kirchner* diesem Worte sichert. *Epist.* II, 1, 205, wo Horat. einen mit dem Geschmacke des Volks, welches dem in prachtvoller Tracht auftretenden Schauspieler, noch ehe er gesprochen, Beyfall klatscht, unbekannten Zuschauer sich mit folgenden Worten an seinen Nachbar wenden läst: „*Dixit adhuc aliquid?*", liest man in früheren Uebersetzungen: „Hat er *schon* etwas gesagt?" und die Erklärer sagen entweder gar nichts, oder behaupten, *adhuc* stehe für *jam*. Hr. *Ernesti*, der das Willkührliche und Sprachwidrige dieser Erklärung erkannte, übersetzt richtig: „Hat er *noch Etwas* gesagt?" *Adhuc* hat nämlich hier die Bedeutung von *praeterea*, *πρὸς τούτοις*, und nun gewinnt die Stelle eine andere Bedeutung. — Nicht unerwähnt dürfen wir die Einleitung zum ersten Theile lassen, welche eine kurze Lebensgeschichte des Dichters giebt, die durch interessante Bemerkungen über die Denk- und Handlungs-Weise desselben anziehend wird.

Wir empfehlen diese Uebersetzung besonders solchen, die sich durch Privatstudium mit dem Horaz genauer bekannt machen wollen, wobey sie dieselbe neben der *Clavis Horatiana minor (in usum scholarum*, Halle 1818) mit Nutzen gebrauchen werden.

Hr. D. *Günther*, dessen Uebersetzung wir unter No. 2 aufgeführt, hatte schon im Jahre 1822 die vier Bücher der Oden in gereimten Versen und im Jahr 1824 die Episteln des Horaz im Versmasse des Originals mit einer Zugabe einiger Epoden herausgegeben. Aufgemuntert durch die nicht ungünstige Aufnahme dieser Versuche, fügte er auch die übrigen Epoden und sämmtliche Satiren hinzu, und wir erhalten nunmehr eine vollständige Uebersetzung des ganzen Horaz. Aber auch der schon früher gegebene Theil der Uebersetzung ist so vielfach verbessert und bisweilen gänzlich umgearbeitet, dass Hr. *G.* sich nicht zu scheuen braucht, das Ganze ein *neues* Werk zu nennen. Die lyrischen Gedichte sind, wie früher, fast alle in modernen, gereimten Versmasen übertragen, und daran möchten mit dem Rec. alle diejenigen Anstoss nehmen, die es wissen, wie innig in den Poesieen des griechischen und römischen Alterthums Stoff und Form mit einander verwebt sind. Auf der anderen Seite läst es sich nicht leugnen, dass eine grosse Anzahl gebildeter Leser die antiken Versmasse zu geniessen nicht im Stande ist, dass vielmehr vielen das, was den Kennern der alten Versmasse der höchste Wohlklang ist, als Miss- und Uebel-Laut erscheint. Hat nun Hr. *G.* solche Leute im Auge gehabt, so mag es allerdings verdienstlich seyn, durch eine moderne Einkleidung modernen Lesern die Dichtungen des Horaz zugänglich und geniessbar zu machen. Und diess Verdienst können wir ihm um so weniger absprechen, da uns eine Vergleichung mit früheren Versuchen dieser Art die Ueberzeugung gegeben hat, dass Hn. *G.* die Lösung dieser gar nicht leichten Aufgabe am besten gelungen sey. Als Probe stehe hier der liebliche Wechselgesang Od. III, 9:

Als ich noch geliebt von dir
Zärtlich an mein Herz dich drückte,
Tauscht ich, der allein Beglückte,
Persiens Krone nicht dafür.

„Als dein Herz an mir noch hing,
Chloe Lydien musste weichen,
Wähnt ich, mir sich zu vergleichen,
Sey Roms Ilia zu gering."

Jetzt hat Chloe mich bestrickt.
Mit Gesang und Spiel der Zitter,
Nimmer ist der Tod mir bitter,
Weiss mein Schatten sie beglückt.

„Calais entflammt mein Herz,
Liebe glüht aus seinem Blicke;
Schonte ihn des Schicksals Tücke,
Litt ich zwiefach Todesschmerz!"

Wie wenn alter Liebe Glück
Fest vereinte, die sich fliehen?
Wenn ich Chloen liesse ziehen,
Du, Verstossne, kämst zurück?

„Wild wie Wellen scheinst du mir,
Leicht, wie Rohr; dem wilden Sterne
Gleicht dein Auge; — doch wie gerne
Lebt' ich, stürb' ich nur mit dir."

Dass indess die Fesseln des Reimes, wie leicht sich auch Hr. *G.* darin zu bewegen scheint, der Treue nicht geringen Abbruch gethan haben, wird man leicht wahrnehmen. Ungern vermisst man in der ersten Strophe das *dabam brachia candidae cervici*, an dessen Stelle das einfache „an's Herz drücken" tritt. V. 5 ist *non alia magis arsisti* viel zu schwach wiedergegeben. Von V. 7 und 8 erhalten wir nur im Allgemeinen den Sinn. Im folgenden Verse entspricht dem *me nunc regit* nicht das deutsche „mich hat *bestrickt*". V. 10 ist das zu *modos* gehörende Beywort *dulces* nicht ausgedrückt. Die untreue Uebersetzung von V. 12 enthält zu viel und zu wenig. V. 13 fehlt der Begriff *face mutua* ganz u. s. w. So ist es überall in den lyrischen Stücken, und mitunter erhält man mehr eine nachahmende Bearbeitung als getreue Uebersetzung.

Gewissenhafter zwar hält sich Hr. *G.* an den Urtext in der Uebersetzung der Satiren und Episteln, wo ihm die Schwierigkeiten des Reims nicht im Wege standen. Allein strengeren Anfoderungen, wie sie jetzt mit Recht an einen Uebersetzer gemacht werden, wird auch hier nicht Genüge geleistet, selbst da nicht, wo es auf das richtige Auffassen des Sinnes ankommt. Zum Beweise gehen wir einen Theil der neunten Satire durch. V. 5 lautet die Uebersetzung der Worte *Suaviter, ut nunc est, inquam, et cupio omnia*

quae vis: „Wie's *nun* so geht, recht gut, antwort' ich, *und ganz zu Befehl Dir.*" Dass die letzten Worte falsch aufgefasst sind, konnte schon das von *Heindorf* angeführte Beyspiel aus Plaut. Pers. 5, 1, 13 lehren, zu dem sich andere fügen lassen. In den beiden folgenden Versen dagegen

„Als er sich anschliesst, komm' ich zuvor mit der Frage: Beliebt was?
Wirst mich kennen, versetzt er, ich bin ein Gelehrter u. s. w.

ist nicht nur *occupo*, wenn auch etwas breit, doch treffend übersetzt, sondern unseres Erachtens auch *Noris nos* richtiger gefasst als von Anderen. *Heindorf* nämlich und mit ihm die meisten erklären (*volo*) *noris nos*. Der Eitle aber, den ja auch Horaz schon wenigstens dem Namen nach kennt, kann sich wohl kaum denken, dass er mit seinen Versen dem Horaz noch nicht bekannt seyn sollte. Dass Hr. *G.* V. 16 in den Worten „*Folge dir nach*" die gewiss vorzüglichere Lesart *Persequar* vor Augen gehabt, lässt sich nur vermuthen, richtig aber werden die folgenden Worte *Hinc quo nunc iter est tibi*, abweichend von *Heindorf*, zu einer von dem Vorhergehenden unabhängigen Frage gemacht, wie diess die Uebersetzung zeigt: „*Wo gehst du wohl hin?*" worin nur das müssige Flickwort *wohl* mit *jetzt* hätte vertauscht werden sollen. Gewundert aber haben wir uns, dass V. 18 *Trans Tiberim longe cubat is* wiedergegeben ist durch „*wohnhaft* über *der* Tiber hinaus." Schon *Heindorf* hat durch Beyspiele, deren *Forcellini's* Lexikon noch mehr bietet, gezeigt, dass *cubare, daniederliegen, krank seyn* bedeute, während sich die Bedeutung *wohnen* wohl durch kein Beyspiel nachweisen lässt; denn dass auch *Epp. II*, 2, 68 *cubare* nicht *wohnen* heisse, wiewohl auch dort Hr. *G.* so übersetzt hat, ist aus dem Zusammenhange klar. In den Worten V. 19 *Nil habeo quod agam, et non sum piger* sollte die Negation durch den Ton gehoben werden, deshalb sagte Horaz nicht *neque sum piger*, sondern *et non* d. i. *und bin keinesweges träge*, ganz wie *Sat. I*, 1, 35 *haud ignara ac non incauta futuri.* Diess übersah H. *G.*, denn er übersetzt: „Nichts just hab ich zu schaffen, *bin rüstig, und will dich begleiten.*" Auch die letzten Worte würden sich ganz anders ausnehmen, wenn sie, wie im Grundtexte, ohne Verbindungspartikeln folgten. Nicht weniger ist in dem folgenden Verse

Demitto auriculas, ut iniquae mentis asellus
„Ach, wie senkt' ich die Ohren, voll Missmuth, ähnlich dem Eslein"

der Ton des Originals theils durch die Apostrophe, theils aber durch die unrichtige Verbindung von *iniquae mentis*, verwischt. — Das sind zwar zum Theil nur Kleinigkeiten, die aber von einem Uebersetzer des Alles berechnenden Horaz nicht übersehen werden dürfen.

Wir würden noch die folgenden Verse dieser Satire durchgehen, wenn es uns darauf ankäme, die *in ihrer Art* gelungene Arbeit zu tadeln. Allein denken wir daran, dass Hr. *Günther* hauptsächlich wohl nur Leser im Sinne hatte, denen es oft mehr auf eine glatte, gefällige Sprache, als auf strenge Treue ankommt, so enthalten wir uns gern aller weiteren Ausstellungen, empfehlen vielmehr recht angelegentlich die Arbeit denen Lesern, die das Original, oder wenigstens die Feinheiten desselben, nicht verstehen. Auch hinsichtlich des Versbaues sind Hn. *G.* allerdings manche Feinheiten des Horazischen Hexameters entgangen, dessen eigenthümliche Vorzüge Hr. D. *Kirchner* vor seiner Bearbeitung der Horazischen Satiren zuerst recht gründlich in's Licht gestellt hat; indess hat der Uebersetzer doch weit mehr Sorgfalt darauf verwendet, namentlich auch den Trochäus seltener zugelassen, als in jener früheren Verdeutschung der Episteln. Jedenfalls wird die Leichtigkeit des Versbaues jungen Lesern wohlgefallen.

F. E. T. d. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Kempten*, b. Dannheimer: *Kurzgefasste Geschichte des Königreich Baierns*, für die vaterländischen Volksschulen, von *Johann von Gott Steinle.* 1830. 46 S. 8.

Die Geschichte des Königreichs Baiern ist schon vielfach für den Schulunterricht bearbeitet worden; aber noch immer fehlte es an einem Buche, welches in möglichster Kürze, und doch mit Vollständigkeit, und besonders um geringen Preis, dem Zwecke des Jugendunterrichts genügte. Der Vf. vorliegender Schulgeschichte will diesem dringenden Bedürfnisse abhelfen; seine Absicht ist edel, und sein Versuch verdient Lob, wenn er gleich den Foderungen, die man an ein solches Werkchen stellen kann, nicht ganz entspricht. Wer eine solche Schul- und Volks- Geschichte schreiben will, studire vor allen „*Zschokke's* Geschichte fürs Schweizervolk", um aus derselben besonders den richtigen, kräftigen, kernhaften Volkston zu lernen. Nur in dieser Form abgefasst kann dann ein Werkchen der Art vollkommen seinen Zweck erreichen, nämlich das Herz der Jugend zu entzünden für Vaterland und Verfassung, für König und Regentenstamm, für die Grossthaten seiner Ahnen, für Religion, Tugend und Schönheit. Unser Vf. hat an manchen Stellen den Ton glücklich getroffen; dagegen herrscht in vielen zu sehr der kalte, das Gemüth nicht ansprechende Compendienstil vor. Uebrigens ist, was der Vf. vorträgt, klar und deutlich, die Eintheilung der einzelnen Perioden zweckmässig angeordnet, in der Hauptsache wenig übergangen, und besonders die neue Geschichte recht gut durchgeführt. Auch sind die nach jedem Abschnitte beygefügten Fragen gut gewählt, und zur Wiederholung des Gelernten recht gut geeignet. Das Werkchen wird demnach von der baierischen Jugend nicht ohne Nutzen gebraucht werden. Die äussere Ausstattung ist gut, und der Preis billig.

S. Ch. J.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GESCHICHTE.

Nürnberg, b. Riegel und Wiessner: *Baierns Gauen nach den drey Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojoaren*, aus den alten Bisthums-Sprengeln nachgewiesen von *Karl Heinrich* Ritter *von Lang*. 1830. 198 S. 8.

Der verdienstvolle Verfasser hat durch diese Schrift das Fach der Geschichte mit neuen, höchst schätzbaren Resultaten bereichert. Eigentlich ist sie, wie er selbst bemerkt, eine ganz umgearbeitete und weiter ausgedehnte Ausgabe derjenigen Abhandlung, welche in den Denkschriften der Akademie 1811 und 1812 unter dem Titel: *Die Vereinigung des baierischen Staats aus den einzelnen Bestandtheilen der ältesten Stämme, Gauen und Gebiete* u. s. w. S. 168. 4. erschienen ist, und zu deren neuer Bearbeitung er noch durch seinen Landesherrn eigens aufgemuntert und aufgefodert worden ist. Es kann hier der Ort nicht seyn, die Fehde zu beschreiben, die weiland in den benannten Denkschriften zwischen dem Vf. und dem nun verstorbenen *Palthausen* über jenen Gegenstand sich erhoben hatte, eine Fehde, in welcher freylich oft auch nur die Personen gegen einander kämpften, und die jedem Geschichtsfreunde ohnehin schon hinlänglich bekannt ist; eben so bekannt ist es, dass unser Vf. als Sieger den Kampfplatz verlassen, und, wenn er gleich, aber immer am rechten Orte, durch die Stacheln seines Witzes dem schwerfälligen Gegner am meisten zusetzte, doch auch durch Gründe und Ideen das Interesse der Wissenschaft sehr gefördert hatte. Höchst willkommen wird aber gewiss allen Freunden der Geschichte vorliegende Schrift seyn, die im rein wissenschaftlichen Gewande, frey von jeder Polemik und Satire, erscheint, und ungeachtet mancher Fehler, doch immer das erste Werk dieser Art für Baiern bleibt, und einen Schatz von gründlichen Kenntnissen enthält.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Gang der Territorienbildung glücklich aus einander gesetzt ist, geht der Vf. auf die Beschreibung der einzelnen Volksstämme selbst über, und beginnt 1) mit dem *Alemannenstamme*. Nach vorangeschicktem Quellenindex liefert er hier mit vieler Umsicht und lebendiger Anschaulichkeit eine Geschichte des Schwabenlandes, soweit solche für seine Zwecke nöthig ist. Nur Weniges ist dabey übergangen (z. B. Andeutungen der Geschichte einzelner schwäbischer Gebietstheile), wodurch das Werk noch mehr an Vollständigkeit gewonnen haben würde. — Hierauf folgt 2) *Franken*, mit gleicher Umsicht behandelt und beygefügter Reihenfolge der fränkischen Herzoge. Den dritten Platz nimmt ein *Bojoarien*, als das Hauptvolk, welches dem nunmehrigen Reiche seinen Namen gab. Hyperpatriotische Meinungen werden hier widerlegt, die richtige Meinung fester begründet, und die geographische Eintheilung des Landes in den Römerzeiten, in Noricum und Rhätien mit seinen Unterabtheilungen, aus einander gesetzt Dem ganzen Abschnitte ist wieder eine Reihenfolge der baierischen Herzöge angehängt, mit geschichtlichen Notizen, die freylich hie und da zu verkleinernde Ansichten erhalten; besonders ist Thassilo's Charakter eben so herabgewürdigt, als er von anderen Geschichtsschreibern oft gelobhudelt wurde. Hierauf gelangt der Vf. an sein Hauptthema, an die Darstellung der einzelnen Gauen selbst. Voran geht eine kurze Bildungsgeschichte der Gauen, ihre Eintheilung, wobey besonders die Arten der verschiedenen Landgüter sehr gründlich erörtert werden. S. 63 wird das Princip aufgestellt, nach welchem der Vf. arbeitete, das Fundament seines ganzen Systems. Er will nämlich aus den alten Bisthumssprengeln den Umfang der alten Provinzen und Gauen nachweisen. Sein System hat bereits grosse Vorbilder für sich, auf die er sich auch beruft, hat eine unleugbare *innere* Consequenz, die besonders noch durch *den* Umstand unterstützt wird, dass nach höchst wahrscheinlichen, ja in manchen Fällen ganz erwiesenen Gründen, bey Errichtung der geistlichen Bisthümer man die weltlichen Gebiete zur geographischen Richtschnur annahm, was der Vf. S. 64 ff. durch viele authentische Beyspiele darthut. Kein unparteyischer Geschichtskenner wird ferner die unerwarteten Aufschlüsse in Abrede stellen, die tief eindringenden Lichtblicke in die Nacht des grauen Alterthums, welche durch Befolgung dieses Systems geschehen sind; allerdings würde aber auch durch hartnäckiges Verharren auf demselben und für *alle* Fälle mancher Irrthum zu Tage gefördert werden. Ausnahmen hat jede Regel, und auch diese; viele Spuren der alten Bisthümer gingen unter im Strome der alles verschlingenden Zeit, die Archidiakonatsrollen sind wohl jünger, als die Gauen; jedoch stossen solche Ausnahmen das System selbst noch nicht um, und erweisen nichts weniger, als seine völlige Unhaltbarkeit. Gestützt auf diese einzel-

nen Mängel sind daher Gegner aufgetreten, die es ganz verwarfen, und *lediglich* aus Urkunden die Gaueneintheilung erweisen wollten. Solche Gegner waren *Pallhausen*, *Hormayer* (der jedoch oft zum alten Systeme wieder einlenkt); besonders aber wurde der Vf. in neuester Zeit von einem jugendlichen Gegner sehr kühn und oft grundlos angegriffen. Allein die Unhaltbarkeit des alten Systems und die Untrüglichkeit des neuen ist noch keinesweges dargethan, und dürfte wohl schwerlich je dargethan werden. Denn einmal mag die grosse Anzahl von Originalurkunden hiezu fehlen; sodann können viele verstümmelte Diplome und Abschriften darunter seyn; drittens enthalten wenige dieser Urkunden zugleich auch ächte Bestimmungen über Lage und Grenzen der Gauen, und viertens sind sie der mehrfachsten Deutung unterworfen, wodurch mehr Verwirrung und Streit als klare, nüchterne Wahrheit erzeugt wird. Es bleibt daher der Beweis aus Urkunden (natürlich aus ächten) immer nur ein secundäres Mittel, und kann nur dann zur erläuternden Anwendung kommen, wenn das alte System allein nicht ausreicht. In diesem Falle bedient sich auch unser Vf. desselben, obwohl diess nur selten zu geschehen braucht.

Von diesem Standpuncte aus bleibt nun des Vfs. Arbeit höchst verdienstvoll, und ein wichtiger Beytrag zur Geschichte Baierns. S. 66 handelt er nun, analog mit den früheren geschichtlichen Einleitungen, auch zuerst von den alemannischen Gauen. Bey Aufführung der Quellen ist nicht erwähnt: *Placidus Braun* Geschichte der Bischöfe von Augsburg, sondern diese Erwähnung folgt erst unten S. 82 im Contexte. Die Grenzbestimmung dieser Gauen erfolgt hierauf nach den drey Sprengeln, dem Churer, Constanzer und Augsburger Sprengel, wonach die einzelnen Gauen genau und gründlich beschrieben, und da, wo es nöthig ist, auch durch Urkundenbeweise unterstützt werden. Z. B. S. 71 bey Algen, S. 75 bey Illergau, S. 77 bey Riess u. s. w. Eine treffende Bemerkung steht S. 81 über die *Traditiones Fuldenses*, ein Urkundenbuch, worauf die Gegner des *Lang'schen* Systems sich so vieles zu Gute thun. „Die *Traditiones Fuldenses* sind (sagt der Vf.) noch zu wenig aus ächter Urschrift hergestellt, und ihre Ortserklärungen, wie meistens bey den Traditionen, *viel später* als der Text selber, aus den Summarien des Mönchs Eberhard und seinen Rubriken entnommen, die meistens mehrere Gauen zusammen enthalten, was dann einen freyen Spielraum giebt, für jede Hypothese den beliebigen herauszuziehen; daher diese Traditionen allein gegen andere glaubhafte Anzeigen keinen unbedingten Vorzug zu fodern haben". — S. 83 ff. werden die fränkischen Gauen abgehandelt, und zwar nach ihrer Abtheilung in ostfränkische und Rhein-Gauen; erstere nach den Würzburger, Bamberger, Eichstädter und Regensburger Sprengeln, letztere nach den betreffenden Archidiakonaten. Dieser Abschnitt enthält bey den einzelnen Gauen in Bezug auf Localangaben, Ortsbenennungen, Grenzbestimmungen manche Unrichtigkeiten, auf die der Vf. bey seinem fortgesetzten historischen Studium und weit verbreiteten literarischen Verbindungen vielleicht selbst schon gekommen ist. Solche Mängel befinden sich besonders in den Rubriken der ostfränkischen Marken (wo z. B. eines Salgaues gar nicht erwähnt wird), ferner in den Rubriken Grabfeld, Eichstädter Sprengel, Saalafeld, das früherhin wohl eher zu Schwaben, als zu Franken gehört haben mag. Auch scheint uns die Behauptung, dass der Nordgau *nie* zu Baiern gehört habe, eben so gewagt, als jene, dass er *immer* zu Baiern gehört. Ein Mittelweg dürfte wohl durch Beachtung der verschiedenen Zeitperioden, durch genaue Unterscheidung, ob von der geographischen Lage oder der eigentlich politischen Eintheilung die Rede sey, zu finden seyn. — Den letzten Abschnitt des Werkes nehmen die Bojoarischen Gauen ein, abgetheilt nach den Passauer, Salzburger, Brixner, Tridenter, Churer, Augsburger, Regensburger, Freisinger Sprengeln. Einzelne Gauen darunter sind vortrefflich bearbeitet. Ueberhaupt aber muss man auch diesem Werke des Vfs. das gerechte Lob wiederfahren lassen, dass durch dasselbe, ungeachtet mancher Unrichtigkeiten, doch gründliche Resultate und eine Basis zu Tage gefördert wurde, auf welcher das Werk der baierischen Geschichte mit glücklichem Erfolge fortgebaut werden kann.

S. Ch. L.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGART, in der Hallberger'schen Verlagshandlung: *Saphirs Werke.* 1832. Erster Band, mit des Verfassers Bildniss. 284 S. Zweyter Band. 251 S. Dritter Band. 288 S. Vierter Band. 284 S. 8. (6 Rthlr.)

Saphir hat schon seit mehreren Jahren die Aufmerksamkeit des Lesepublicums in nicht geringem Grade erregt; Wien, Berlin, München, selbst Paris waren der Schauplatz seiner literarischen Turniere; besonders war es die Damenwelt, *für* die, und die Bühne, *gegen* die er seine Witzpfeile warf, und so manche gewichtige Lanze brach. Seine Celebrität begann jedoch in der öffentlichen Meinung zu sinken, als er plötzlich und unerwartet die Extravagationen und Lächerlichkeiten des Liberalismus bekämpfte, und dadurch bey manchem Scharfsichtigen das wohl nicht ungegründete Bedenken erregte, ob es dem rüstigen Kämpfer auch *wahrer Ernst* sey. Genug — ein so bewegtes Leben erzeugte Aerger und Verwunderung; und da in Schriftwerken sich mehr oder minder das eigene Leben des Autors abspiegelt, so mussten die auf einmal erschienenen vier Bände seiner gesammelten Schriften gewiss die Neugierde und Erwartung vieler Leser spannen. Rec. las dieselben mit Aufmerksamkeit, und verkennt weder die Vorzüge des Dichters, noch seine Fehler, die beide in Nachfolgendem näher gewürdigt werden sollen.

Der *erste* Band führt den Titel: „*Humoristische Erzählungen und Devisen*", und ist unstreitig der beste und gediegenste. Die erste Erzählung darin: „*Lips Käuz-*

leine Heerschau seiner Stammbuchblätter" — ist ein sinnvolles Lebensbild, die Contraste wahrer und falscher Freundschaft veranschaulichend. Die Grundidee ist gut, die Durchführung interessant und unterhaltend. Einzelne Jeanpaulisirende Gefühlsergiessungen sind hie und da eingewebt, in denen eine reiche Phantasie sich ausspricht, die nur (und besonders in den folgenden Erzählungen) manchmal in zu gesuchten und gekünstelten Bildern sich gefällt, übrigens ihren Eindruck auf zartfühlende Frauenherzen nicht verfehlen wird. Wir verweisen die Leser auf die Apostrophen über das Glück, Mutter zu werden S. 15, über die Liebe S. 41, über die Thränen S. 86. — Die zweyte Erzählung: „*Liebesschifflein des Poeten Piperl*", — schildert uns die Abenteuer eines jungen Dichters, der lediglich im Schoosse der Natur erzogen, auf einmal in die grosse Welt tritt; ein Gemälde, anziehend durch lebensvolle Situationen, durch heiteren Humor und zarte Gemüthlichkeit, durch einige recht witzige Charakterschilderungen (z. B. der Wiener-Stubenmädchen S. 107, der drey Töchter des Commerzienrath Wansiedel S. 121), und durch rasch fortfliessenden Gang der Handlung. Die dritte und vierte Piece: „*Drey Tage aus dem Leben eines Theeabends*", und „*Leben und Abenteuer u. s. w. des Fändrichs Eschenbüschel*" — sind treffliche Satiren auf das Leben unserer Gesellschaften. Der geistlose Ton derselben, ihre Affectation und Kunstspielerey weiss uns der Dichter mit einer Leichtigkeit, Gewandtheit, Wahrheit, und einem so schlagenden Witze darzustellen, dass wir unwillkührlich, und selbst in der griesgrämigsten Gemüthsstimmung, zum Lachen animirt werden. *Saphir* leistet in diesem Genre Vorzügliches; und wenn er auch nicht die Classicität *Hoffmanns* erreicht, der mit allen Eigenschaften *Saphirs* noch einen tieferen Humor, und eine bis aufs Mark dringende Satirgeisel besitzt, so steht er doch wohl nicht sonderlich weit nach ihm. Den Schluss dieses Bandes bilden die „*Reiseblätter*, in Briefen an Lyssa, und die *humoristischen Blätter*. Etwas *über Blätter im Allgemeinen*", eine Reihe tiefgemüthlicher Devisen, ausgestattet mit Witz und Humor und einer blühenden Phantasie. Einzelne Naturschilderungen (wie z. B. S. 239 u. 252) gehören mit zu den besten poetischen Episoden, die in dieser Gattung nach *Jean Paul* entworfen wurden.

Der *zweyte* Band führt die Aufschrift: „*Klatschblätter und Mimosen*, oder *zufällige Gedanken in zufälligen Formen*." Dieser und die nachfolgenden Bände stehen dem ersten an Gehalt weit nach, und scheinen auch, mit wenigen Ausnahmen, nur für's grössere Publicum, nicht für eine gebildete Auswahl berechnet zu seyn. In dem zweyten Bande kommen nur einige ernste Dichtungen vor, besonders: „*Die Feier des Jean Paul-Festes*", eine würdige Apotheose auf den unsterblichen Humoristen, originell und voll begeisternder Wahrheit. Die Aufsätze komischer Gattung enthalten manches Witzige, überraschende Wortspiele, und feine Ironieen, aber auch viel Gesuchtes, Seichtes und Müssiges. Zu den besseren darunter gehört: S. 39 *Kleines A B C Büchlein*; S. 63 *Troftrede an eine Wittwe*; S. 232 *Censurlücken und Censurstücke* u. s. w.

Der *dritte* Band ist betitelt: „*Lyrisches. Humoristisch-satirischer Bilderkasten*"; der *vierte*: „*Humoristisches, Declamatorisches, Jocoses, Geselliges, Epigrammatisches und Paradiesisches. Papilloten. Magister Zickzack.*" Beide Bände enthalten meistens sehr schwache Producte. Im humoristisch-satirischen Bilderkasten verdient eine Erwähnung „*Der Mensch und seine Lebensjahre*" und „*Weltliche Betrachtungen eines Maykäfers*". Höchst ungewandt und unbehülflich bewegt sich aber der Dichter, sobald er den Regeln der Metrik sich unterwerfen will; er gleicht hier dem Kinde, das über sein eigenes zu langes Kleid stolpert. Seine Verse sind *gemacht*, hart und holperig, ein Fehler, der um so fühlbarer wird, da man aus seinen Dichtungen in ungebundener Rede an eine leichte, fliessende Schreibart gewöhnt ist. Selbst seinen Gedanken scheint alle Kraft, alle Fülle zu entschwinden, sofern er sie metrisch einkleiden muss. Besonders schlecht und wässerig ist seine Lyrik; seinen Eigrammen fehlt auch gröstentheils die treffende *Pointe*. Im Declamatorischen, Geselligen, Jocosen, Paradiesischen u. s. w. wird ein Schaugericht für gesellige Kreise aufgetischt, bestehend aus gereimten, spasshaften Conversationsstücken, flitternden Steinen, mit denen man gerne spielen mag zur lustigen Unterhaltung, aber alles ohne eigentliche Tiefe.

Unser summarisches Urtheil über *Saphir* und seine Leistungen für die deutsche Literatur fällt dahin aus: Witz, Satire und Humor sind die drey Hauptgepräge von *Saphirs* literarischen Producten; hiedurch hat er mit den besten, neuesten deutschen Dichtern manche würdige Aehnlichkeit, ohne sie jedoch ganz zu erreichen. *Saphirs* Witz ist zwar kein gemachter, sondern ein geschaffener, der einer angeborenen Heiterkeit frisch und jung entquillt; es ist ein Witz, der klar in die Augen springt, weil er aus dem Leben kommt, und auf das Leben wirkt, aber oft überschreitet er sein Mass, entweiht lieb- und schonungslos auch höhere würdige Gegenstände mit bitterem Geifer, und hört dadurch auf, wahrer *poetischer* Witz zu seyn. Die Bühne ist *Saphirs* glücklichster Kampfplatz, und die Sprachfigur, die er so leicht und fertig in seiner Gewalt hat, ist das Wortspiel, — der eigentliche Witz, die Poesie der Sprache, der Gedankenreim in prosaischer Form. Hiedurch weiss er sinnige Andeutungen, überraschende Wirkungen zu erregen, und Empfindungen anzuschlagen, die nur durch dieses Mittel möglich sind; oft aber wird sein Witz hiebey auch *Witzeley*, und durch sichtbaren Zwang, durch mit Haaren herbeygezogene Wendungen verfällt er in erkünstelte Spielereyen, die keinen, oder nur widerlichen Eindruck machen. Seinem Gemüthe fehlt es nicht an Tiefe, noch an poetischer Wärme; nur geräth er oft in eine gewisse süssliche Sentimentalität und Koketterie mit Gefühlen, die übel kleiden; seine Phantasie ist reich an Ideen, und von hohem Schwunge, und weiss durch eine Fülle von Blumen den Leser zu fesseln und zu erheben, so dass man hiebey oft an *Jean Paul* erin-

nert wird, dem *Saphir* überhaupt nahe kommt, — in der Form, in der Architektonik feiner Bilderfprache, in feinen äufseren Manieren; eine genaue Bekanntfchaft mit allen diefen Aufsendingen zeigt er befonders in Schilderungen und Befchreibungen ernfter Gattung. Diefs ift zwar fchon viel, aber immer doch nur ein fchillerndes Kleid, ein blühender Jugendkörper, den aber *Jean Pauls* Seele nicht belebt. Sein Humor ftreift zwar nicht blofs an einer blühenden Oberfläche vorüber, er dringt auch in die Tiefe, fchwingt fich auch in die Höhe, aber nicht in die tiefften Tiefen, nicht auf die höchften Höhen. Er ift mehr eine goldene *Jufte milieu* des Humors, nicht jener mit unwiderftehlicher Zauberkraft bald alle Tiefen durchdringende, bald über Gottes Schöpfung auf den höchften Gipfeln aufjauchzende, feelenrettende Univerfalhumor *Jean Pauls*; er befitzt ferner nicht jene vernichtende Simfonsgewalt eines *Börne*, die niederfchmettert, und unter den Ruinen fich begräbt, fondern nur die Kraft der Harlekinspeitfche, womit er zwar tüchtig um fich fchlägt, dabey aber luftig von einem zum anderen läuft; fein Humor hat nicht mit *Heine* jenes farkaftifch-wehmüthige Lächeln, das fanft die verborgenften Wunden des Herzens zu lindern weifs, fondern eine immer nur zum luftigen Spafse aufgelegte Miene, womit er, wiewohl recht angenehm, uns das Zwergfell afficirt. Als ganz befondere Eigenfchaft befitzt *Saphir* aber, wie wohl fchwerlich ein Anderer, eine Leichtigkeit und Gewandtheit, eine augenblickliche Productionsgabe, eine fchnelle Combinations- und gefchickte Auffaffungs-Kraft, wodurch er faft alle feine Erzeugniffe mit den Reizen einer jugendlichen Neuheit und blühenden Popularität zu umkleiden verfteht; hiedurch bekundet er feinen eigentlichen Beruf zum *Journaliften*, ja fcheint ganz dafür und nur dafür geboren zu feyn. Gröfsere Werke dagegen, die den Namen eines Tagblattes überfchreiten, dürften ihm fchwerlich gelingen; felbft feine Jeanpaulifirenden Erzählungen find gerade in der vorhandenen Gröfse grofs genug; weiter ausgefponnen würden fie matt erfcheinen; denn nur ein *Jean Paul* konnte in diefer unerreichbaren Weife Romane von mehreren Bänden liefern.

Die äufsere Ausftattung des Buches ift fchön und gefchmackvoll.

S. Ch. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. 1) *Paffau*, b. Ambrofi: *Der Unterdonaukreis des Königreichs Baiern.* Hiftorifch, ftatiftifch, und topographifch dargeftellt von Dr. *J. D. A. Höck*, königl. baier. Regierungsrathe u. f. w. 1829. 90 S. 8.

2) *Augsburg*, in der Kranzfelder'fchen Buchhandlung: *Der Oberdonaukreis des Königreichs Baiern*, hiftorifch-ftatiftifch befchrieben von Dr. *J. D. A. Höck*, k. b. Regierungsrathe u. f. w. Mit einer Karte. 1829. 136 S. 8.

Der Vf. diefer Schriften will durch fie (nach feinen eigenen Worten) ein Schärflein zur Erweiterung der Vaterlandskunde auf den Altar des Vaterlands legen, und wünfcht eine günftige Aufnahme. — Es ift allerdings nur ein Schärflein, was der Vf. liefert, das fehr unbedeutend erfcheint, wenn man die ausführlichen und vollftändigen Monographieen betrachtet, die über den Obermain-, Rezat-, Regen-, Rhein-Kreis erfchienen find. Jedoch bleibt dem Vf. das Verdienft, gerade folche Kreife bearbeitet zu haben, die noch weniger bekannt find, als die erwähnten; auch find beide Schriften bey ihrer geringen Bogenzahl leicht anzufchaffen, und eignen fich befonders zum Schulgebrauche. Jede zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erfte eine allgemeine Befchreibung des Kreifes enthält, als: Beftandtheile des Kreifes, deffen Lage, Grenzen, Gröfse, Gebirge, Gewäffer, Klima, Naturproducte, Einwohner und Staatsverfaffung; die zweyte die befondere Befchreibung, die der einzelnen Städte, Land- und Herrfchafts-Gerichtsbezirke. Werke diefer Art können nie eine Vollkommenheit erreichen, weil die Statiftik an fich fchon momentanen Veränderungen unterworfen ift, und ihre Quellen, felbft die amtlichen, nicht immer den Charakter der Untrüglichkeit an fich tragen; die Wahrheit diefes Satzes hat fich auch bey unferes Vfs. Arbeit bewährt. Nur auffallende Fehler hätte der Vf. vermeiden follen, von denen wir hier einige angeben wollen.

1) *Unterdonaukreis.* §. 1 fetzt der Vf. die Beftandtheile des Kreifes aus einander, erwähnt aber dabey nicht der ehemaligen von Baiern unabhängigen Graffchaft *Ortenburg*; §. 5 führt er die Gebirge auf, zu denen aber auch, was er übergeht, der Dreytannenriegel von 5429', der Ulrichsberg von 1660', und der Plattenhaufen gehören. Der merkwürdige *Pfahl* mit feinem mächtigen Quarzlager ift dem Vf. unbekannt. §. 7 ift die Einwohnerzahl nach der Zählung vom Jahre 1822 angegeben, dann nach jener des Jahres 1825 verbeffert. Da aber die Zahl derfelben jährlich nach einer zehnjährigen Berechnung, um mehr als 30,000 Seelen wächft, fo fieht man, dafs obige Angabe nicht genügt. — S. 37 ift Neukirchen als Pfarrdorf angegeben, das doch nur ein Weiler mit 4 Häufern ift. S. 43 bey dem Landgerichte Cham fehlen die Pfarrdörfer Dalking, Sattelbeilenftein, Vitzing; dagegen ift eine Reihe unbedeutender Orte ohne alle Angabe von Häufern und Seelenzahl aufgeführt. Gleiches Verhältnifs im Landgerichte Deggendorf, wo zugleich Orte vorkommen, welche in den Ifarkreis gehören. Das nun wiederhergeftellte Benedictiner-Klofter Metten ift zweymal angeführt, einmal im Landgerichte Deggendorf, das andremal im Landgerichte Mitterfels, in welchem letzten mehrere Orte genannt find, die anderen Landgerichten angehören. Das Herrfchaftsgericht Irlbach S. 77 befteht längft nicht mehr.

2) Im *Oberdonaukreis.* §. 1 find die Beftandtheile deffelben undeutlich und unvollftändig angegeben, fo auch die Berge. So fehlt z. B. der Mädele von 8000'. Bey der Angabe der Einwohnerzahl gilt daffelbe, was oben beym Untermainkreife bemerkt wurde. Die Herrfchafts-Gerichte Fugger-Glött, Kirchheim, Affing, Jehenhaufen und Sandizell find aufgehoben, und ihre Beftandtheile den betreffenden Landgerichten zugetheilt. Von den vielen Römerftrafsen und römifchen Monumenten im Oberdonaukeife ift gar keine Rede. Und doch nennt der Vf. fein Werk auf dem Titel „*hiftorifch*", ein Beywort, das, bey einer fo geringen hiftorifchen Ausbeute, als der vorliegende Inhalt liefert, überflüffig ift, ja felbft unbefcheiden klingt.

S. Ch. J.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFTEN.

1) Hannover, in der Hahn'schen Buchhandlung: *Ueber Homerische Geographie und Weltkunde*; von Dr. *K. H. W. Völcker*. Nebst einer Charte. 1830. XVIII u. 159 S. 8. (20 gr.)

2) Leipzig, b. Lehnold: *De geographia mythica, specimen I, commentationem de Homerica mundi imagine J. H. Vossii potissimum sententia examinata continens.* Scripsit *Henricus Gustavus Brzoska*, Philos. Doctor et in Acad. Lips. priv. doc. Addita est Homerici mundi imago, tabulae impressa. 1831. XVIII u. 95 S. 8. (15 gr.)

3) Jena, b. Frommann: *De geographia mythica, specimen II, commentationem de C. A. G. Voelckeri sententia omninoque de antiquissimorum poetarum Graecorum fingendi ratione continens.* Pro venia docendi in Acad. Jenensi publice defendit auctor *Henr. Gustav. Brzoska*, Philos. Doctor. 1831. 35 S. 8. (4 gr.)

4) Leipzig, b. Köhler: *Mythische Geographie der Griechen und Römer*; von Dr. *K. H. W. Völcker*. Erster Theil. Ueber die Wanderungen der Io in des Aeschylus gefesseltem Prometheus und die damit zusammenhängenden mythisch-geographischen Gegenstände. Mit einem Kärtchen. 1832. XII u. 231 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Hn. D. *Völcker*, dem Vf. von No. 1 und 4, hat das gelehrte Publicum schon manchmal Gelegenheit gehabt, auf dem Gebiete der Alterthumskunde, namentlich auf dem der griechischen Mythologie, zu begegnen, und man würde sehr Unrecht thun, wenn man seinem diessfalsigen Fleisse nicht alle Gerechtigkeit widerfahren liesse, wenn man nicht anerkennen wollte, dass durch ihn schon mancher Gegenstand der Alterthumskunde Aufklärung gewonnen, oder doch manche weitere Untersuchung angeregt worden sey. Nur ist auf der anderen Seite zu beklagen, dass derselbe jener Schule — Rec. möchte sie die *süddeutsche* nennen, im Gegensatze zu der strengen, gründlichen, nüchternen norddeutschen, von der sonst *Voss*, jetzt *Lobeck*, als Repräsentant betrachtet werden kann — angehört, welche sich theils in seltsamen, alles wissenschaftlichen Grundes entbehrenden Etymologieen, theils in willkürlicher Behandlung der Stellen alter Schriftsteller, theils in künstlich verflochtenen Conjecturen, theils endlich in phantasiereichen Ansichten gefällt. Aus diesem Grunde muss man bey Benutzung der Werke des Hn. *V.* äusserst zurückhaltend und vorsichtig seyn; ohne vorhergegangene strenge Prüfung fast eines jeden seiner Sätze ist man in steter Gefahr, statt Wahres Falsches zu erhaschen. Zudem besitzt derselbe keinesweges die Kunst einer regelrechten Darstellung. Keine gehörige Verarbeitung des hoch aufgespeicherten Stoffes; keine strenge Beweisführung; kein recht klarer Zusammenhang; keine logische Anordnung; kein rechtes Begründen und Sicherstellen der Principien, also auch kein sicheres Fortschreiten; kein Festhalten des Fadens der Gedanken! Daher kann man sich denn auch nicht wundern, wenn die Frucht des grossen Fleisses des Hn. *V.* diesem Fleisse nicht entspricht; wenn der besonnene Leser nach Durchlesung der *Völckerschen* Schriften, obwohl Manches darin gut behandelt ist, sich doch im Ganzen wenig befriedigt, nicht überzeugt findet und den Wunsch hegen muss, dass der besprochene Gegenstand bald einen anderen, die Sache völlig aufklärenden Bearbeiter erhalten möchte.

Unter allen bisherigen Schriften des Vfs. dürfte aber No. 1 den Vorzug verdienen: sie ist nicht bloss mit ausserordentlich mühsamem Fleisse abgefasst; sie bringt nicht bloss in manchen vorher dunkelen Gegenstand Licht; Hr. *V.* hat sich hier auch am meisten jener oben gerügten Fehler seiner Schule enthalten. Freilich finden sich auch hier z. B. höchst sonderbare und Lächeln erregende Etymologieen, als (nach *Schwenk*) Βορέας = ὀρέας (S. 77) der über die Berge herkommende Wind [aber warum sollte man denn da B vorgefügt haben, so dass Βορέας, nicht Ὀρέας die *gewöhnliche* Form ward?]; die Αἰολεῖς sind ihm (S. 115) die Gemischten!!, Κιμμέριος = χειμέριος (S. 40), Κέρβερος [eine Etymologie, in der sich Hr. *V.* ganz besonders gefällt, denn er hat sie wenigstens drey bis vier Mal wiederholt; auch in No. 4 kehrt sie wieder] = ἕσπερος (S. 132). Aus dieser letzten Etymologie zieht er folgenden Schluss: „Also ist Κέρβερος der *westliche* (!!) Höllenhund. Also ist Ὄρθρος der *östliche* Höllenhund"! u. s. w. Wer möchte ihn um diesen hochwichtigen Fund beneiden? Auch daran, dass ζόφος = κνέφας oder, wie der Vf. sich ausdrückt (S. 40), anerkannt (!) beide Wörter dasselbe wären, muss der Rec. bescheiden zweifeln, und eben so, wo nicht noch mehr, an der darauf gegründeten Behauptung: „Folglich

bedeuten sie auch eins und dasselbe." Weiter! Das Wort 'Ωγύγιος scheint ihm verwandt mit ὠγύ, ὠγύς (?), Ogyges, Ogygia, Gyges, Gygäa zu seyn. Kann man den etymologischen Unsinn weiter treiben? Zum Glück haben diese einzelnen Auswüchse keinen wesentlichen Einfluss auf das Allgemeine gehabt; aber einzelne Partieen des Buches sind darum doch gänzlich misslungen, diejenigen nämlich, welche auf diese und ähnliche Etymologieen gebaut sind.

Wir wollen hier nun auf einige Mängel der Schrift aufmerksam machen, mit Bezugnahme auf die Schriften von No. 2 und 3, welche einen denkenden und ruhig forschenden Gelehrten, Hn. D. *Brzoska*, Privatdocenten erst in Leipzig, nunmehr in Jena, zum Verfasser haben.

„Der Leser", äussert Hr. *Völcker* gleich von vorn herein, „wird bald finden, dass dieses Buch gegen die herrschenden Ansichten von Homerischer Geographie, wie sie durch die Schriften des verstorbenen *J. H. Voss* verbreitet sind, eigentlich von Anfang bis Ende gegensätzlich" [ein undeutsches Wort; denn ich kann wohl statt *mit Vorsatz* sagen *vorsätzlich*, aber nicht statt *im Gegensatz gegensätzlich*!] „auftritt." Diess findet aber Rec. gar nicht; wohl aber bemerkt er, dass Hr. *V. Vossen* überaus häufig als Gewährsmann für seine Meinungen anführt. Und, was das Schlimmste ist, *Voss* hat bisweilen schon das richtige aufgestellt gehabt, was aber unser Vf. als *seine* Ansicht in Anspruch zu nehmen kein Bedenken trägt. Zum Beweise dafür wollen wir um der Kürze willen auf Hn. *Brzoska* verweisen, der, bewogen durch eine das *Völkersche* Werk über die Gebühr und auf Kosten des Ruhmes und der Ehre des Hingeschiedenen lobpreisende Beurtheilung in der Hall. Allg. Lit. Zeitung, es sich bey Abfassung seiner zweyten Abhandlung zum löblichen Ziele gesetzt hat, den Entschlafenen, der nicht mehr selbst für sich sprechen kann, gegen solche Unbill zu vertheidigen. Zwar ist er selbst überzeugt und hat solches in der ersten Abhandlung (No. 2) zu erweisen gesucht, dass *Voss* nicht immer das Wahre gefunden; auch hat er, obwohl wir nicht mit ihm in Allem übereinstimmen können (z. B. wenn er den Beynamen der Athena Τριτογένεια wider alle Regeln einer gesunden Etymologie von τρεῖν und γενᾶν herleitet; ferner wenn er annimmt, Homer habe beym Ἄτλας, ὃς κίονας μακρὰς ἔχει κ. τ. λ. an das gleichnamige Gebirge in Afrika gedacht u. dgl. m.) Manches besser aufgeklärt, als Voss. Allein ihn hat, und das mit Recht, das unbillige und unredliche Verfahren mancher neueren Gelehrten, insbesondere das des Hn. *V.* und seiner Lobpreiser, empört und zu dem Entschlusse gebracht, zu erweisen, „*Vossium nonnullis quidem in rebus errasse sed non tam temere et inconsulte, ut ejus sententia prorsus repudianda sit, et minime existimandum esse, Voelckeri disputatione eam esse refutatam.*" Zu dem Ende zeigt er zuvörderst (S. 10 ff.), dass Hr. *Völcker* in denselben Fehler willkührlicher Annahmen gefallen sey, dessen er *Vossen* bezüchtigt. Ja, was uns besonders hier angeht, er beweist an dem Beyspiele vom Olymp, als dem alleinigen Göttersitze bey Homer, dass sich Hr. *V.* nur mit fremden Federn brüstet, wenn er in stolzem Tone S. 4 mit den Worten anhebt: „Wir eröffnen unsere Untersuchung mit der Behauptung, dass nach Homer die Wohnstätte der Götter der Olympus und nicht der Himmel ist. Gegen die bisher allgemein (?) gehegte Meinung bestimmen wir, dass Uranus und Olympus nie als synonym bey Homer gebraucht werden." Denn *Voss* habe in *neun* Stellen bereits dasselbe gelehrt. Und S. 9 sage ja Hr. *V.* selbst: „die Götter sind nach *Voss* in der Regel auf dem Olympus." Was soll man zu solchen offenbaren Widersprüchen sagen? was sagen zu solcher stolzen und doch leeren Anmassung?

Die Homerische Geographie ist dem Hn. *V.* — hier folgt er wiederum *Vossen*, aber gerade hier war zu wünschen, er wäre ihm nicht gefolgt, wenigstens hat er nirgend etwas zu dessen Widerlegung gesagt — „die Wissenschaft, welche des Homerischen Zeitalters Vorstellung von dem Ganzen des zwischen Himmel und Tartarus gestreckten und mit dem Okeanos umströmten Erdkreises lehrt." Nichts falscher als diese Definition. Als ob, was Homer gedichtet und wie er gesungen, die Vorstellung des ganzen Homerischen Zeitalters gewesen wäre! Als ob Homer nicht ein Dichter gewesen im eigentlichsten Sinne des Wortes, und als ob er nicht als solcher gerade oft über die Vorstellungen seiner Gegenwart wird hinausgegangen seyn! Als ob er nicht von einer vorhomerischen Zeit gedichtet hätte, und als ob er nicht wird in sofern sich und seine Hörer mehr in die Vergangenheit versetzt, sich an die Meinungen der Vorzeit nach Möglichkeit gehalten haben! Ferner als ob er selbst, der grosse Dichter, nicht wird Manches zu dem Vorgefundenen hinzugedichtet, Manches umgestaltet und verändert haben! Hielt er sich doch namentlich, wie aus seinen religiösen Darstellungen hervorgeht, an das Pierisch-thracische Alterthum. Wird er darum nicht Manches aus diesem entnommen haben, woran seine Mitwelt vielleicht nicht mehr glaubte? Eben weil es die Sänger der Vorzeit gesungen, *so* gesungen hatten, eben weil es gefallen hatte und gleichsam stehender Typus geworden war, hat er gewiss Manches davon beybehalten u. s. w. Wie kann demnach Homerische Geographie die Wissenschaft von den Vorstellungen des Homerischen Zeitalters über Himmel und Erde u. s. w. seyn? Sie ist vielmehr die wissenschaftliche Zusammenstellung alles dessen, was sich in Homers Werken über Geographie vorfindet, und muss verbunden seyn mit einer kritischen Beleuchtung des Einzelnen und mit einer Sichtung dessen, was rein poetische Sprache, was Fiction des Dichters, was Ansicht des Zeitalters, was fabelhafte Erzählungen von Schiffern, Reisenden u. s. f. und was Vorstellung nach wirklicher Anschauung war. So z. B. sind die Beywörter des Uranus: χάλκεος, σιδήρεος, u. s. w. nichts als poetische Sprache für den *glänzenden* Himmel (des Vfs. Erklärung davon: „ehern und eisern heisst der Uranus nur als unvergängliches und ewiges Werk der Götter." ist durchaus unstatthaft und die Stelle aus Pindar nichts beweisend), und man würde sehr fehlgreifen, wenn man darin einen Beweis finden wollte, dass Homer

und seine Zeitgenossen sich den Himmel wirklich als ein Gewölbe von Erz vorgestellt hätten, obgleich, sonderbar genug, schon viele Gelehrte diess angenommen. So scharf hätte nach unserer Ansicht Hr. *V.* seinen Gegenstand behandeln sollen. Weil er es nicht gethan, bleibt sein Werk nur immer eine Vorarbeit, und der Meister wird noch erwartet. Einiges hat zwar der Vf. selbst in Bezug auf jene allgemeine Ansichten über Homer (S. 3 unten) gesagt; aber bloss rhapsodisch: so wie denn der Vf. nie auf seinem Flecke ist, wenn Allgemeines, Abstractes mit philosophischem Geiste behandelt werden soll. Ueber das Ungenügende seiner diessfalsigen Aeusserungen hat sich Hr. *Brzoska* in seiner zweyten *Commentation* (S. 16 ff.) ausgesprochen, und Manches beygebracht, was aller Beherzigung werth ist. Weniger hat den Rec. angesprochen, was eben derselbe über die Consequenz und Nichtconsequenz des Volksglaubens S. 16 ff. gegen Hn. *Völcker* erinnert hat. Sollte Hr. *B.* wirklich die Ueberzeugung hegen, dass ein Dichterwerk von solchem Umfange, wie Homers Gedichte sind, in allen seinen Theilen durchaus vollendet sey, und nur so seyn *könne?* Rec. ist anderer Meinung; das Horazische: *nil molitur inepte*, ist keinesweges in so strengem Sinne zu nehmen; wesshalb denn auch Rec. es für unkritisch erklärt, wenn ein berühmter Kritiker in neuester Zeit, gestützt auf jenen Ausspruch, viele Stellen im Homer für interpolirt erklärt aus keinem anderen Grunde, als weil sie mit anderen Stellen nicht ganz harmoniren.

Rec. geht nun zu No. 4 über. — Nach dem Vorwort schliesst sich dieser erste Theil der mythischen Geographie aufs engste an No. 1 an, und soll insofern als Fortsetzung derselben betrachtet werden, als er die Nachhesiodischen Zeiten behandelt, und nicht wiederholt, was dort bereits abgethan worden ist; denn in ihm sey — was aber nicht ganz wahr ist; wenigstens ist Hesiods Geographie dort sehr mager und dürftig behandelt — zugleich auch die Darstellung der mythischen Geographie Hesiods enthalten. Ein zweyter Theil soll die Argonautenfahrt und das damit Zusammenhängende umfassen, womit denn der Vf. die ganze Aufgabe erschöpft glaubt.

Jener schon oben an den *Völcker*schen Schriften gerügte Mangel an logischer Anordnung, an fester Begründung der Hauptsätze, an strenger Beweisführung und an sorgfältiger, bey den Lesern vollkommene Ueberzeugung hervorbringender Durchführung des Ganzen findet sich auch bey diesem Buche.

In der Einleitung giebt der Vf. *eine Geschichte und Literatur der Irren der Io überhaupt und insbesondere in des Aeschylus gefesseltem Prometheus.* Man sollte hier erwarten, dass er zuerst den Iodienst in Argos behandelt, dass er gezeigt hätte, dass sie die Göttin des Mondes gewesen, dass sie unter dem Bilde einer Kuh verehrt worden, dass ihr Name schon den Begriff des Wanderns in sich geschlossen, dass darum, seit die Griechen näher mit Aegypten und namentlich mit dem dem Iodienste ähnlichen Culte der Isis (selbst die Namen klingen ähnlich) bekannt wurden, der Mythus entstanden, dass sie nach Aegypten gewandert und dort zur Isis geworden u. dgl. Welch' eine festere Grundlage hätte diess dem Ganzen gegeben! Wie hätte auf diese so sicher fortgebauet werden können! Aber von alle dem kaum einzelne Bruchstücke, hiehin und dahin geworfen, wie es der Zufall darbot. Und doch konnte erst hieran jene Geschichte und Literatur der Irren der Io naturgemäss angeknüpft werden.

Im ersten Cap. beginnt der Vf. die Untersuchung, nicht wie man denken sollte, mit dem Anfange der zu erläuternden Wanderung, sondern mit dem Ende. „Die fragmentarische Natur des Gegenstandes (sagt er) erlaubt uns nicht nur, diese Verfahrungsart einzuschlagen, sie weist uns selbst darauf hin. Gerade der letzte Theil der Wanderungen ist der verworrenste und dunkelste." Er fängt also mit den *Gorgonen* und *Gräen* an. Von jenen hegt er die — sehr unwahrscheinliche, nach des Rec. Dafürhalten ganz unbegründete — Meinung, durch dieselben wären die Schrecken des Oceans und der Westgegenden personificirt worden. Aber sind sie nicht vielmehr erst dann dahin versetzt worden, nachdem die mythisirende Phantasie sie bey den Griechen geboren hatte? Ueber die Entstehung der Dichtung von den Gorgonen äussert der Vf. nur Zerstreutes und Unzusammenhängendes, nichts durchgreifend Sicheres. Rec. denkt sich die Sache so: Γοργὼ war ursprünglich ein Beyname der Athene als Kriegsgöttin mit der Aegide und dem Schlangenhaupte darauf. Darauf ward das Scheusal, dessen Kopf auf der Aegide abgebildet war als Symbol „Γοργὼ genannt. So bey Homer. An diese Gorgo knüpfte dann die dichterische Phantasie der Griechen eine wahrhaft dramatische Erzählung, deren Zweck war nachzuweisen, wie und warum der Kopf dieses Scheusals auf die Aegide oder auf den Brustharnisch der Athene gekommen sey. Medusa (μέδουσα die denkende) war eigentlich auch ein Beyname der Athene. Später machte man daraus ebenfalls ein besonderes Wesen, und jenes Schlangenhaupt, fing man sich nun an zu erzählen, sey eigentlich das Haupt der Medusa, und diese sey eine Gorgone gewesen. So ward also Γοργὼ oder Γοργὼν zu einem Appellativ, und nun dichtete man, es habe deren drey gegeben. Statt dieser natürlichen Erklärung spricht Hr. *V.* viel von der Identität der Pallas Athene und der Gorgo und Medusa, sieht in deren Walten nur das Walten der Göttin selbst u. s. w. und verwirrt dadurch die Sache mehr als zuvor. So wie er sich überhaupt sonderbarer Weise in der Aufsuchung solcher Identitäten z. B. des Bellerophon und Poseidon (S. 31), der Pallas und des Poseidon (S. 33) höchlich gefällt und sich nicht wenig auf dergleichen falsche Ansichten einbildet. Unbegründet ist die Ansicht, die aber unser Vf. S. 26 *entscheidend* nennt, dass der Wohnsitz der Gorgonen eigentlich nirgends angetroffen werde, als da, wo Athenedienst ist, und wo dieser sie hingezogen hat. Ihr Wohnsitz ist nämlich immer im Westen; aber ein einstmaliges Walten wird von ihnen da und dort in Griechenland erzählt, wo z. B. das Bild eines Medusenhauptes die Phantasie dazu auffoderte, eine Erzählung von ihnen zu erdichten. Darum ist auch ganz falsch folgender

Schluss — abgesehen davon, dass in der Stelle des Paläphatus (32) das Wort Κυρηναῖοι nicht ohne Grund angefochten worden ist —: Athene ward in Cyrene als Gorgo verehrt; folglich haben die Gorgonen in jenen Gegenden Libyens gewohnt.

Das zweyte Capitel handelt von der *Insel Cerne*. Hier müht sich der Vf., zur Liebe seiner im vorigen Cap. aufgestellten grundlosen Meinung (von Cyrene, als dem vermeintlichen Hauptsitze der Gorgonen), nutzlos ab zu beweisen, dass unter dieser Insel (!) die Pentapolis (!) Cyrene zu verstehen, und das Ganze von einer Insel Cerne ein Missverständniss sey. Wer wird daran glauben?!

Im dritten Capitel, unstreitig dem besten im ganzen Buche, schweift der Vf. ab zum *Periplus des Hanno*. Er sagt hier viel Gutes und Treffendes über die Aechtheit der Schrift und zur Erklärung der merkwürdigen Urkunde. Rec. hat das Ganze mit Vergnügen und zu mannichfacher Belehrung gelesen.

Im vierten Capitel behandelt der Vf. die Sage von den Hesperiden. Neu und interessant war dem Rec. hier die Erklärung von dem Mythus der Hesperidenäpfel. Sie hat ihn weit mehr angesprochen, als die gewöhnliche höchst abgeschmackte, wonach zur Erdichtung und Erfindung desselben die Phönicier sollen Veranlassung gegeben haben, indem selbige die ersten Citronen und dergleichen Früchte aus jenen Gegenden nach Griechenland gebracht hätten. Erklärt doch das Griechische aus Griechischem!

Nachdem nun Hr. *V.* im fünften Capitel das Geographische in den Abenteuern des Hercules, insbesondere in seinen Zügen nach Erythia und zu den Hesperiden besprochen, im sechsten von den Hyperboreern gehandelt, im siebenten eine geographische Skizze des Herodotischen Scythenlandes gegeben, und im achten von den Arimaspen und Greifen geredet hat — Alles, wie es dem Rec. scheint, für den gegenwärtigen Zweck viel zu ausführlich und nicht überall streng wissenschaftlich und überzeugend genug — nahet er sich endlich im neunten Capitel dem Ziele seiner Untersuchung, und giebt in diesem und dem folgenden zehnten Capitel die Erklärung der Irren der Io in des Aeschylus gefesseltem Prometheus, aber mit fast unverzeihlicher Willkür in Behandlung der Worte des Aeschylus. Auch die Erklärung des Mythus von den Amazonen hat uns keinesweges befriedigt.

Das Aeussere des Buches ist löblich; der Druck ziemlich correct.

M9l.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stuttgart, in der Hallberger'schen Verlagshandlung: *Der Enthusiast von Friedrich Bührlen.* Erster Band. 256 S. Zweyter Band. 328 S. 1832. 8. (3 Rthlr.)

Dieses Werk kann auf den Namen eines Kunstromans keinen Anspruch machen, obwohl es nach dem vorgesetzten Motto der Leser erwarten möchte. Von den nothwendigen Erfodernissen des Romans, als Erfindung und Durchführung einer interessanten Begebenheit, Verwicklung, Intriguen, Auflösung der Handlung u. s. w. ist nichts vorhanden. Es scheint auch des Vfs. Absicht gar nicht gewesen zu seyn, einen eigentlichen Roman zu liefern; vielmehr wollte er uns nur in der Zusammenstellung einzelner Situationen und Scenen, die nur durch einen allgemeinen Titel zu einem Ganzen äusserlich vereinigt sind, *Goethes* Kernsatz veranschaulichen, der da heisst: „Die Kunst lässt sich ohne Enthusiasmus weder fassen, noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum." Dieser Satz steht desshalb auch dem Werke als Motto vor. Wir wollen über diese Darstellungsweise mit dem Dichter nicht rechten, um so weniger, da das Ganze eine Jugendarbeit desselben zu seyn scheint, und er schon anderwärts Gutes geleistet hat. Die Kritik kann es daher auch nicht als Roman, sondern lediglich nur von dem obigen, untergeordneten Standpuncte aus betrachten. Und von diesem aus bietet es viele lobenswerthe Seiten dar. Der Held des Ganzen, um den, als Centrum, die übrigen Personen und Situationon sich herumbewegen, ist ein Archivar, der mit enthusiastischer Liebe der Kunst ergeben, und seine, leider nur beschränkten Mittel ganz auf Kunstschätze wendet. Der Charakter ist gut gezeichnet und voll Leben. Ihm zur Seite steht eine hauswirthschaftliche Gattin, die seinen Kunstsinn zu beschränken sucht; neutral hält sich dabey seine Tochter. Ferner kommt noch vor ein Assessor, ein kalter Egoist, dem sein Justizamt höher gilt, als die Kunst, ein Commerzienrath, als Kunstantiquar, ein ästhetischer Professor und Sohn u. s. w. Diese sowohl, wie die übrigen Charaktere haben wenig Leben, eigentlich nur einen Schein davon; es wird von ihnen meistens gesprochen, aber nichts gethan. Die Hauptseite des Buches machen aber die vielen Kunstansichten, die Bemerkungen über Welt und Leben, die Anspielungen auf die Gegenwart aus, die der Dichter seinen Charakteren, und besonders dem Archivar, in den Mund legt. Zwar fliessen sie manchmal nicht natürlich aus den Situationen und Seelenzuständen der Personen, enthalten nicht immer etwas Neues, sind aber doch durchgehends wahr, anziehend und beachtenswerth. Wir verweisen unsere Leser besonders auf die Stellen im I Theile S. 104 ff., wo von der Mittelmässigkeit der Kunst in treffenden Ausdrücken gesprochen, S. 91, wo von dem Berufe zur Kunstkritik, S. 212 und 222 ff., wo von dem Verhältniss der Natur zur Kunst gehandelt wird; im II Theile, S. 7, wird von dem Steigen und Fallen der Kunst im Verlaufe der Zeit, S. 240 über Geschichts- und Landschafts-Malerey, und an anderen Orten viel Gutes gesagt. Gleichfalls inhalts- und beziehungsreich sind die Bemerkungen über Welt und Zeit, welche Thl. I S. 50, 115, 205, 212, 237, (treffliche Bemerkungen über das jetzige Welttreiben) 251 ff. und Thl. II S. 20, 50, 52, 77, 84, 94, 116, 274 — niedergeschrieben sind. Uebrigens wäre zwar an manchen Stellen und Reden eine gedrungenere Kürze, manchmal statt des kalten, didaktischen Schultons, mehr die Sprache der Poesie, und überhaupt die Zusammendrängung des Ganzen in *einen* Band zu wünschen; demungeachtet aber verdient das Werk von Künstlern und Kunstfreunden gelesen zu werden, die nicht ohne gewonnenes Interesse und ohne Befriedigung es aus der Hand legen dürften. Die äussere Ausstattung ist vortrefflich.

S. Ch. J.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

MATHEMATIK.

Danzig, in Commission der Gerhard'schen Buchhandlung: *Bemerkungen über verschiedene Begriffe und Theorieen aus der allgemeinen Grössen- und Zahlen-Lehre*, von Dr. *Wilhelm August Förstemann*, Professor am Gymnasium zu Danzig. 1825. 28 S. 4. (8 gr.)

Allerdings läst die Darstellung der Elemente der reinen Mathematik in den Lehrbüchern, wie der Vf. behauptet, noch Manches zu wünschen übrig; allerdings ist aber auch das Nachdenken über die ersten Elemente schwierig und nicht selten da am schwierigsten, wo es auf die Begründung der einfachsten Sätze, welche sich am Eingange der Wissenschaft befinden, ankommt. Eben deshalb aber muss jeder Beytrag zur festeren und sichereren Begründung der Elemente der reinen Mathematik, welcher von einem Manne herrührt, der streng und consequent zu denken vermag, und der mit der Mathematik selbst ganz vertraut ist, sehr willkommen seyn, denn nur dadurch werden wir zum Ziele gelangen, dass wir viele an sich gute Ansichten über diese Sache prüfen, und entweder daraus das Beste wählen oder darin Stoff zu neuer und besserer Begründung der Elemente der Mathematik suchen.

Der Vf. giebt nun in diesem Buche zerstreute Bemerkungen über mancherley Gegenstände der reinen Arithmetik; hauptsächlich erörtert er mehrere Definitionen und die verschiedenen Rechnungsarten. Er entwickelt theils neue, theils von Anderen aufgestellte, aber in der Wissenschaft noch nicht zum Bürgerrechte gelangte Ansichten, wenn gleich im Ganzen kurz, doch auf eine Art, die genugsam erkennen läst, wie er sich die Sache denkt. Hie und da schlägt er neue Bezeichnungen und Benennungen vor, auf die wir unten zurück kommen werden, zugleich aber sollen, nach dem Ausdrucke des Vfs, diese Blätter auch versuchen, einem Lehrbuche der Arithmetik, welches in einiger Zeit nachfolgen möchte, wo möglich freundlichen Empfang vorzubereiten.

Die Definitionen der verschiedenen Arten von Grössen, oder vielmehr die Unterscheidung derselben, wie sich der Vf. ausdrückt, ist gut abgehandelt. Die Hauptmomente dieser Definitionen bestehen in Folgendem: *Discrete* Grössen entstehen aus irgend einem Begriffe, sobald ich mir mehrere Gegenstände denke, denen dieser Begriff zukommt. Ihre Quantität besteht in blosser Vielheit. Es giebt bey ihnen eine untheilbare Grundeinheit als das Einfachste und Kleinste ... Die letzten, kleinsten Theile einer discreten Grösse sind der Grundeinheit gleich, und können nicht willkührlich bestimmt werden, sondern sind unabänderlich gegeben. Bey den *stetigen* Grössen ist keine untheilbare Grundeinheit vorhanden, sie sind bis ins Unendliche theilbar. Ihre Quantität beruht nicht in blosser Vielheit, sondern in etwas Eigenthümlichem gewisser Objecte, in der Ausdehnung oder in etwas, das der Ausdehnung analog gedacht werden kann. Die Theile der stetigen Grössen lassen sich nach Willkühr bestimmen. ... Irrationalzahlen sind auf discrete Grössen gar nicht anwendbar. Die stetigen Grössen führen ohne alle Einschränkung zu Brüchen und zu Irrationalzahlen. Zu den letzten führen sie durch die Möglichkeit des Incommensurabel-Seyns gleichartiger stetiger Grössen, welche Möglichkeit wieder in ihrer Theilbarkeit ins Unendliche gegründet ist u. s. w. Aber der Behauptung des Vf., welche gleich folgt, dass die Geometrie nicht alle stetigen Grössen, sondern nur die des Raumes zum Gegenstande habe, kann Rec. nicht beypflichten. Linien und Flächen können unmöglich Raumgrössen genannt werden, weil ihnen die wesentliche Bedingung des Raumes, *drey* Dimensionen abgeht. Ganz richtig hebt der Vf. aber einen falschen Satz aus, durch welchen manchmal die Geometrie *neben* die Arithmetik gestellt wird, statt dass sie, wenigstens in so fern man blos auf die Gegenstände dieser Wissenschaften sieht, *unter* ihr stehen muss. Es wäre noch zu wünschen übrig, dass der Vf. darauf aufmerksam gemacht hätte, dass oftmals eine und dieselbe Grösse, je nachdem man sie so oder anders betrachtet, unter die stetigen oder unter die discreten Grössen gerechnet werden muss. Unter den sich in so grosser Anzahl darbietenden Beyspielen dafür hebt Rec. nur das folgende aus. Ein Maass Korn gehört unter die discreten Grössen, in so fern man die Anzahl von Körnern betrachtet, aus denen es besteht, denn es ist alsdann *Ein* Korn die untheilbare Einheit. Betrachtet man aber denselben Gegenstand, das ist dieselbe Grösse, in Betreff seiner Ausdehnung oder seines Inhalts oder in mancherley anderer Beziehung, so gehört sie offenbar den stetigen Grössen an, denn die mathematische Möglichkeit einer Theilung derselben bis ins Unendliche

liegt vor Augen, wenn gleich dieselbe durch Menschenhand nicht ausführbar ist.

Die Definitionen, die der Vf. von dem Begriffe der *Zahl* giebt, stimmen im Wesentlichen mit früher gegebenen Definitionen dieses Begriffes überein. Sie sind aber mehr eine Angabe eines speciellen Gebrauches der Zahlen zu nennen als eine Definition, die den Begriff derselben vollständig erschöpft. Der Vf. sagt: Zahlen sind nichts anderes als Zeichen, wie eine gewisse Grösse aus einer anderen, gleichartigen, durch Setzen dieser Grösse, hervorzubringen ist. Ferner: Zahlen sind Multiplicationen. Ferner: Zahlen sind Ausdrücke, Exponenten, für das Verhältniss einer Grösse zu einer gleichartigen. Durch alles dieses wird weniger das Eigenthümliche der Zahlen, als vielmehr nur eine Art der Anwendung derselben angedeutet. Vorzüglich ist die zweyte Definition, die der Vf. selbst als kurz bezeichnet, in der That allzu kurz. Mehr Wahrheit liegt in diesem Satze, wenn man ihn umkehrt: „Multiplicationen sind Zahlen." Niemand wird streitig machen, dass man nicht eine Zahl mit einer anderen multipliciren könne, und nun drücken freylich die obigen Definitionen den Begriff derjenigen Zahl, die man als Multiplicator ansieht, vollständig aus, aber in der als Multiplicandus betrachteten Zahl liegt etwas, welches diese Definitionen nicht umfassen. Im Gegentheil wollte man sie als den Begriff der Zahl umfassend betrachten, so würde aus ihnen hervorgehen, dass man eine blosse Zahl mit keiner Zahl multipliciren könne, welches absurd ist.

An gleichartigen Grössen, sagt der Vf. zur Einleitung der Darstellung der verschiedenen Rechnungsarten, können mancherley Operationen vorgenommen werden. Am besten ist ist es, bey der Betrachtung dieser Operationen stetige Grössen, etwa gerade Linien, als Beyspiele zu nehmen, weil bey den discreten Grössen diese Operationen zum Theil Einschränkungen erfahren, (die Division nämlich wegen der Theilbarkeit discreter Grössen), und überhaupt die stetigen Grössen am wichtigsten sind. Rec. ist hier mit dem Vf. nicht einerley Meinung; er hält es für das Beste, diese Operationen an abstracten Zahlen zu zeigen und zu erklären, und in der That verlässt auch der Vf. nachher stillschweigend diese eben ausgesprochene Absicht, und redet nachher bey der Darstellung der Rechnungsarten von Zahlen. Die Behauptung desselben, dass diese Operationen bey discreten Grössen zum Theil Einschränkungen erfahren, ist richtig, aber nicht der Gegensatz, der in obigen Worten liegt, nämlich dass sie an stetigen Grössen keine Einschränkung erleiden sollten. Man kann z. B. keine Linie zu einer Fläche addiren oder davon subtrahiren. An Zahlen erleidet hingegen keine unserer Rechnungsarten irgend eine Einschränkung. Der Vf. unterscheidet zweyerley Arten von Subtraction und Division. Bey Zahlen fällt dieser Unterschied ganz weg, und bey Rechnungen mit benannten Grössen auch, wenigstens bey der Subtraction. Seyen a, b, c, drey Zahlen, so dass $a + b = c$, so ist $c - a = b$, und $c - b = a$, und diese beiden Subtractionen unterscheiden sich in arithmetischer Beziehung durchaus nicht von einander, die eine derselben ist eben das nämliche was die andere ist. Sind a, b, c, benannte Grössen, so müssen sie nothwendig gleichartige Grössen seyn, denn sonst hat die Addition und Subtraction keinen Sinn. Man kann also nicht mit dem Vf. sagen, dass es eine *Subtraction im engeren Sinne* und eine *vergleichende Subtraction oder Bestimmung des arithmetischen Verhältnisses* gäbe. Des Vfs. Definitionen dieser beiden Kunstausdrücke, die in Fragen eingekleidet sind, sind der Sache nach gar nicht von einander verschieden und können beide auf jede Subtraction ohne Unterschied angewandt werden. Man kann übrigens Subtraction sowohl als Addition im engeren Sinne von der Subtraction in weiterem Sinne unterscheiden, indem man unter jenem Ausdrucke eine absolute Verminderung oder Vermehrung, unter diesem aber eine algebraische Verminderung oder Vermehrung versteht. Aber dieses ist bey der oben genannten Unterscheidung des Vfs. Meinung nicht. Von der Bestimmung des arithmetischen Verhältnisses kann man bloss sagen, dass sie durch Subtraction geschieht, nicht aber kann man die Bestimmung des arithmetischen Verhältnisses eine Rechnungsart nennen, die von der Subtraction verschieden wäre.

Seyen jetzt a, b, c drey Zahlen, die durch folgende Gleichung $ab = c$ mit einander verbunden sind. Dann ist $\frac{c}{b} = a$ und $\frac{c}{a} = b$ und diese beiden Divisionen sind wieder durch gar nichts der Sache nach von einander verschieden, wie doch der Vf. behaupten will. Man kann sagen, c bestehe aus b Theilen, deren jeder gleich a ist, und eben so c bestehe aus a Theilen, deren jeder gleich b ist; mit gleichem Rechte kann man auch sagen, a sey der Exponent des geometrischen Verhältnisses von c zu b und b sey der Exponent des geometrischen Verhältnisses von c und a; diese beiden *Ansichten* der Division fallen also ganz zusammen, und es giebt, wenigstens wenn man mit Zahlen operirt, keine zwey Gattungen der Division. Wir haben oben bey der Addition und Subtraction gesehen, dass auch, wenn a, b, c benannte Grössen sind, es nur eine Gattung von Subtraction geben kann, weil nämlich in diesem Falle nothwendig alle drey Grössen gleichnamig seyn müssen. Bey der Division mit benannten Zahlen verhält es sich aber anders, und erst hier unterscheiden sich zwey wesentlich von einander unterschiedene Gattungen. Wollen wir uns in der Gleichung $ab = c$ benannte Zahlen denken, so können wir uns nur unter zwey derselben, nämlich entweder unter a und c oder unter b und c, benannte und zwar gleichbenannte Zahlen denken, die dritte Grösse muss nothwendig eine abstracte Zahl seyn, denn sonst hat die Multiplication keinen Sinn. (Dass wir für das Product einer Linie in eine Linie, oder einer Linie in eine Fläche ein reelles Substrat haben, gehört nicht in die Arithmetik, sondern ist ein Gegenstand der Geometrie.) Sey b eine Zahl und a und c gleichbenannte Grössen. Nun geht aus der Division von c durch a die Zahl b, und aus der Division von c durch b die mit c gleichnamige Grösse a hervor, und diese beiden Operationen sind also wesentlich von einander verschieden, obgleich der Algo-

rithmus, wodurch das Resultat hervorgebracht wird, in beiden Fällen einer und derselbe ist. Die zuletzt genannte Division ist eine eigentliche Theilung, die erst genannte ist es aber keineswegs; man belegt die Zahl, die man zum Resultat erhält, mit dem Namen des Exponenten des geometrischen Verhältnisses der beiden gleichbenannten Grössen, an denen man die Operation des Dividirens ausführte. Auf keine Weise aber kann man die Division der benannten Grösse c durch die Zahl b die Bestimmung eines Verhältnisses nennen. Durch diese Darstellung, die Rec., um den Zweck dieser Blätter nicht zu verfehlen, nur kurz abfassen konnte, wird der Vf. gewiss einsehen, dass es unzweckmässig ist, bey den Operationen der *ersten Stufe* überhaupt drey Gattungen, und bey den Operationen der *zweyten Stufe* uneingeschränkt ebenfalls drey Gattungen zu unterscheiden. Wenden wir uns jetzt zu den Operationen der *dritten Stufe*.

Hier sind die drey Grössen durch die Gleichung $a^b = c$ mit einander verbunden, und müssen nothwendig Zahlen seyn; wenigstens hat die Gleichung keinen Realwerth, wenn eine oder mehrere derselben benannte Grössen sind. (Der Fall wo a eine Linie ist und b die Zahlen 1, 2 oder 3 bedeutet, gehört mit jenem oben bezeichneten in eine Kategorie.) Es treten hier sogleich drey Gattungen von Operationen ein, die durch die drey Gleichungen $a^b = c$, $a = c^{\frac{1}{b}}$ und $b = \log. c$ (basis a) ausgedrückt sind. Auch ist hier wohl zu bemerken, dass in den Fällen, wo b eine ganze Zahl ist, die Ausdrücke a^b und a^{-b} nur abgekürzte Beziehungen sind, jener für das Product a in a in a u. s. w. b mal, und dieser für Eins dividirt durch dieses Product. Bey der Lehre von den Potenzirungen bemerkt der Vf. ausdrücklich, dass sich wiederum die scharfe Unterscheidung zwischen Zahlen und Grössen als sehr vortheilhaft, ja nothwendig zeige. Aus der obigen Darstellung des Rec. geht hervor, dass er dieser Ansicht des Vf. vollkommen beypflichtet; nur findet er, dass der Vf. sie in dem vorliegenden Buche nicht strenge durchgeführt hat.

Die Darlegung der verschiedenen Rechnungsarten selbst gründet der Vf. in der That auf das Gesetz der Stetigkeit, obgleich er dieses Wort nicht braucht, sondern immer von einem Auf- und Abwärts-Gehen in der Zahlenreihe redet. Auf diese Art lassen die Rechnungsarten sich sehr schön und deutlich erklären. Der Lernende gelangt so zu einer deutlichen Ansicht dessen, was bey den Operationen mit negativen Grössen und mit Brüchen zu beobachten ist. Nur ist hiebey zu tadeln, dass der Vf. neue Kunstwörter und neue Zeichen eingeführt hat, die ganz überflüssig sind. Er unterscheidet ausser dem „*grösser*" und „*kleiner*" auch „*höher*" und „*niedriger*". Für diese Begriffe gebraucht er die gewöhnlichen Zeichen des Grösseren und Kleineren und für jene führt er neue Zeichen ein. Dasjenige, was der Vf. höher oder niedriger nennt, ist aber durchaus nichts weiter als das, was in der Mathematik *allgemein* d. h. mit Rücksicht auf die algebraischen Zeichen grösser oder kleiner genannt wird; mit diesen Ausdrücken hingegen bezeichnet er ein Grösser- oder Kleiner-Seyn ohne Rücksicht auf die algebraischen Vorzeichen. Gleichwie 2 grösser ist als 1, und 1 grösser ist als 0, sagt man, indem man das Gesetz der Stetigkeit stillschweigend zu Grunde legt: 0 ist grösser als — 1, ist grösser als — 2 u. s. w. und der mathematische Begriff des Grösseren und Kleineren fällt also genau mit dem zusammen, was der Vf. höher und niedriger oder Auf- und Ab-Steigen in der Zahlenreihe nennt; es bedarf also hiefür keiner zweyerley Bezeichnungen. Ueberhaupt hätte der Vf. den einmal zu Grunde gelegten Begriff des Auf- und Ab-Gehens in der Zahlenreihe besser durchführen können, wenn er sich bemüht hätte zu generalisiren, dort wo er specialisirt hat. Dazu ist vor allen Dingen nöthig den mehrmals genannten Ausdruck fahren zu lassen, und dafür das *Gesetz der Stetigkeit* zu nennen. Der Begriff, der darin liegt, ist an sich schon allgemeiner als der, welcher mit einem Auf- und Ab-Gehen in der Zahlenreihe verbunden werden kann.

Bey dem Vortrage der abgekürzten Multiplication giebt der Vf. eine richtige Regel, um zu beurtheilen, bis auf wie viele Stellen man das Product als richtig ansehen kann, und rügt mit Recht die in verschiedenen Lehrbüchern für diesen Zweck aufgestellten unrichtigen Vorschriften.

Sehr richtig drückt er sich über die imaginären Wurzeln so aus: Diese können nicht wohl als eigentliche Zahlen angesehen werden, da sie nicht als Exponenten des Verhältnisses wirklich vorhandener Grössen erscheinen können. Demnach kann man auch mit solchen Wurzeln rechnen, indem man die Regeln für die Rechnungen von den eigentlichen Zahlen, namentlich die Regeln für die reellen Wurzeln, consequent anwendet. — Aber allzu beschränkt ist der folgende Satz: Die Analysis zeigt, dass alle imaginären Wurzeln höherer Exponenten sich in gewisser Art auf die Quadratwurzeln aus negativen Zahlen zurückführen lassen, u. s. w. — Alle imaginären Grössen lassen sich nicht nur auf die Quadratwurzel aus *Minus Eins* zurückführen, sondern *müssen* auf diese Grösse zurückgeführt werden, wenn man nicht Gefahr laufen will falsch zu rechnen. Mit anderen Worten: jede imaginäre Grösse besteht aus dem Producte einer reellen Grösse in $\sqrt{-1}$, welchem Producte nach Beschaffenheit der Umstände eine oder mehrere reelle Grössen durch Addition oder Subtraction verbunden seyn können. Die Grösse $\sqrt{-1}$ ist also gleichsam eine Einheit, die anderen Grössen überhaupt zu Grunde liegen kann.

Rec., obgleich er mehrere Ausstellungen hat machen müssen, kann am Schlusse dieses Aufsatzes nicht unterlassen zu erklären, dass er dieses Werkchen, welches Zeuge des Scharfsinnes seines Vfs. ist, mit grossem Vergnügen gelesen hat. a.

Leipzig, b. Brockhaus: *Arithmetisches Handbuch, oder Briefe über das praktische Rechnen und seine Abkürzungen, für den Kaufmann sowohl wie für jeden Anderen*, mit leicht fasslichen Erklä-

rungen aller Gründe, ausgerechneten Beyspielen und neuen Regeln. Zum Selbstunterricht, wie auch als Leitfaden beym Unterricht Anderer zu gebrauchen. Von *L. V. V. Scott*, Dr. d. Ph. und Lehrer der hochfürstlichen Kinder am Grossherzoglich Meklenburg-Schwerinischen Hofe. Mit zwey Steindr. Tafeln. 1829. 35 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ob der erste Unterricht im Rechnen sogleich scientifisch oder nur mechanisch seyn solle, darüber wurde namentlich vor 50 Jahren hin und her geurtheilt. Rec., um des vielen Fragens und Disputirens überhoben zu seyn, auch um sich einen ihm langweiligen Unterricht, den er gleichwohl, als Lehrer der Mathematik, selbst mit zu besorgen rathsam hielt, zu erleichtern, schrieb damals sein *Gemeinverständliches Rechenbuch*, in welchem die sämmtlichen für das gemeine Leben gewöhnlichen Rechnunsregeln unmittelbar auf den gesunden Menschenverstand gegründet, und durch dessen Aussprüche als richtig erwiesen wurden. Auch *Kästner* erkannte es an, dass diese Beweisart eben so gründlich sey, als wenn man auf jene Aussprüche zuvörderst das System der Proportionen gründet, und dann aus diesem die Rechnungsregeln erweiset. Geraume Zeit hindurch wurde dieses Rechenbuch besonders in Sachsen und Preussen fast allgemein gebraucht. Späterhin hat man doch wieder geltend zu machen gesucht, dass es noch gründlicher und gelehrter sey, die (für die Mathematiker allerdings nothwendigen und ihnen auch gehörig erweisbaren) Lehren der Proportion, der Reihen u. s. w. sogleich auch für den Unterricht in der gemeinen Rechenkunst zu gebrauchen. Dieser Meinung scheint auch der Vf. zu seyn, und er ist dadurch in mehrere schon vor 50 Jahren von Rec. gerügte Inconsequenzen verfallen. Nachdem er z. B. auf die Regeln der sogenannten geometrischen Proportion, besser als gewöhnlich in solchen Rechenbüchern vorgetragen, die Regel de tri *directa* und *inversa* mühsam begründet hat, und er gleichwohl von seinen Lehrlingen die eine statt der anderen häufig befolgt, auch, nachdem er die Unrichtigkeit gerügt hat, die nächste Correctur von einem *Johann Ballhorn* besorgt sieht (S. 155) heisst es: „*Man mag mir einwenden, was man will, die Erfahrung hat mir* (mich) *gelehrt, dass die Regel de tri den Nichtaufmerksamen leichter fehlen lässt als die Kettenregel, und darum, und aus anderen Gründen muss ich diese vorziehen*". Die Kettenregel aber ist nun bloss mechanisch gelehrt, und soll *desshalb* für richtig anerkannt werden, *weil* nach derselben eben die Zahlen multiplicirt und dividirt werden, welche die Regel de tri dazu anweiset; auch dann, wenn der Lehrling samt *Johann Ballhorn* unrichtig die Regel de tri angewandt haben? Wenn nun schon bey der einfachen Regel de tri solche Unglücksfälle eintreten, wie wird es bey der so genannten *Regula quinque, septem* u. s. w. angehen, da diese, auf Proportionen gegründet, die Lehre von *zusammengesetzten* Proportionen erfodern, welche selbst in manchen übrigens gut gefassten mathemathischen Lehrbüchern nicht sehr bündig und deutlich zu erscheinen pflegen? Rec. würde nicht gar so viel dawider haben, dass alle *Regula multiplex* hier so gut als bloss mechanisch gelehrt ist, wenn nur hiebey nicht noch weit mehr Fehlgriffe, als bey der Regel de tri zu befürchten wären! Statt aller dieser Regeln, namentlich auch statt der wirrwarrigen *Reesischen* Regel, ist vernünftiger Weise schlechterdings die *Basedowische* Regel zu empfehlen. Nach diesen berühmten Pädagogen sie benannt zu haben, konnte Rec. auch in den späteren Ausgaben des Rechenbuches vertheidigen, nachdem er gefunden hatte, dass der bekannte Mathematiker *Gordines* in England dasselbe Verfahren schon früher, sogar für mathematische Rechnungen, gebraucht hatte. Statt der *Regula coeci* oder *falsi*, auch der Vermischungsregel, welche von dem Vf. ebenfalls beygebracht sind, wäre es doch ungleich rathsamer und leichter gewesen, einige algebraische Gleichungsänderungen einzuüben, um durch diese jene Rechnungsaufgaben auf das deutlichste zu beantworten. — Die so genannte *wälsche Praktik*, diese äusserst einleuchtende, und für die Kopfrechnung anstellige Rechnungsregel, wird von dem Vf. sehr übereilt, und so, dass er sich selbst widerspricht, herabgewürdigt.

Auch geometrische Flächen und Körper, sogar auch Tonnen und ovale Badewannen, hat der Vf. berechnen gelehrt, meistens so, dass sich viel dagegen erinnern liesse. Auch die Reduction der verschiedenen Thermometer-Grade wird beygebracht; zuletzt noch die gewöhnliche Blitz- und Donner-Rechnung. Gegen dieselbe hat Rec. in der *Beschreibung einer wohlfeilen und sicheren Blitzableitung*, Leipzig 1811, Bedenklichkeiten aufgestellt, die aber freylich selbst auch dem Verfasser neuerer physikalischer Lehrbücher unbekannt geblieben sind. In der neuen Ausgabe des *Gehlerschen Wörterbuches* ist unter den vielen dort angezogenen brontologischen Schriften nicht einmal der Titel dieses Buches mit aufgeführt, in welchem doch mehrere wesentliche Lehren des verewigten *Reimarus* sorgfältig beurtheilt sind. Dass sie bündig widerlegt seyen, möchte Rec. auch desshalb vermuthen, weil die so bedachtsame evangelische Brüdergemeinde von der Zeit an bey ihren Blitzableitungen seine Vorschläge befolgt hat.

Anfängern zum Selbstunterrichte oder Lehrern zum Leitfaden glaubt Rec. diese Arbeit des Vfs. aus mehreren anderen Gründen nicht empfehlen zu können. Aber unter den vielen und mannichfaltigen Exempeln dürfte jeder Lehrer der Rechenkunst einige ihm neue und brauchbare vorfinden, und des sorgfältigen Registers, auch des guten Papiers und zweckmässig schönen Druckes wegen, dürfte es für viele Geschäftsleute, in Hinsicht mehrerer kaufmännischen und Geldcours-Notizen, ein nützliches Handbuch abgeben, besonders da es um einen sehr billigen Preis zu haben ist.

v. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1833.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

Frankfurt am Main, in der Hermann'schen Buchhandlung: *Schulgrammatik der deutschen Sprache.* Von Dr. *Karl Ferdinand Becker*, Mitglied des frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. 1831. 227 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Verdienste des Hn. *Becker* um unsere Sprache sind seit einigen Jahren bey der Anzeige neuer Sprachlehren öfter gerühmt worden. Er gab vor zwey Jahren eine grössere deutsche Grammatik heraus, (vergl. A. L. Z. 1830. E. B. 36.) welcher die Idee „*eines Sprachorganism*" *) zum Grunde lag. Die günstige Aufnahme dieser strengwissenschaftlichen Sprachlehre bewog ihn, diese Schulgrammatik zu schreiben, welche die Resultate seiner Forschungen kürzer und fasslicher für den Unterricht darlegte, jedoch bey dem Lehrer die Bekanntschaft mit den wissenschaftlichen Gründen voraussetzte. Einiges hat er, nach klarerer Einsicht, jetzt angemessener gefasst. Besonders aber macht er nun aufmerksam darauf, dass „das objective Satzverhältniss", der grösste und wichtigste Theil der ganzen Syntax, durch die ihm hier gegebene Fassung sehr an Einfachheit und Klarheit gewonnen habe. Nach mehrjährigem Gebrauche seiner Grammatik und der ihr entsprechenden Methode glaubte er, durch dieselbe nicht nur den Unterricht Lehrern und Schülern sehr erleichtert, sondern auch die geistige Entwickelung der letzten befördert, und sie selbst zur Erlernung fremder Sprachen mehr geschickt gemacht zu haben. So ungefähr erklärt er sich in der Vorrede. Der Sprachunterricht, wenn er nach einer Grammatik ertheilt werden soll, bedarf allerdings (fast wie die Logik) einer möglichst einfachen, leicht fasslichen Methode und eines gewandten Lehrers von unbefangenem Sinn, aufgewecktem Kopf und reichem Gedächtniss, um nicht durch Trockenheit, Einförmigkeit, befremdliche Terminologie und scheinbare Spitzfindigkeiten zu ermüden oder abzuschrecken. Die *deutsche Sprachlehre Karl Heim's* für Ungelehrte, Bürger- und Volks-Schulen (1809), hatte in dieser Hinsicht, unseres Erachtens, einen vorzüglichen Werth. Auf diese Popularität macht die vorliegende Sprachlehre, welche mehr für höhere Unterrichtsanstalten bestimmt scheint, wohl keinen Anspruch.

Es würde zu weitläufig, auch wohl ermüdend, und, da das Publicum die grössere Grammatik des Hn. D. *Beckers* ohne Zweifel schon kennt, unnöthig seyn, den Inhalt des gegenwärtigen Werkes ausführlich anzuzeigen. Wir wollen bloss die Eintheilung und Anordnung im Ganzen angeben, und gelegentliche Erinnerungen beyfügen. Die *Einleitung* erklärt zuerst, was *Sprache* bedeutet, dann den Unterschied zwischen *Begriffs-* und *Form-Wörtern.* Jene gehen auf Begriffe von Personen und Sachen; diese aber auf die blossen Beziehungen der Begriffe. Ferner unterscheidet man *Wurzelwörter* von *abgeleiteten* Wörtern. Die letzteren sind entweder *Stammwörter*, durch eine innere Lautveränderung von der Wurzel gebildet (z. B. Band von binden), oder *Sprossformen*, nämlich durch eine Endung vom Stamme gebildet, z. B. *bünd-ig.* — *Thätigkeit* und *Seyn* sind die obersten Begriffsformen, und Verb, Adjectiv und Substantiv die obersten Wortformen der ganzen Sprache. Da aber alle Wurzelwörter Verben, d. h. Ausdrücke von Thätigkeit sind, so sind alle abgeleiteten Begriffe von dem Begriffe einer Thätigkeit, alle abgeleiteten Begriffswörter von Verben hergeleitet. Der Vf. unterscheidet ferner scharfsinnig subjective und objective Verben, und auf dieselbe Art ebenso passend die Adjective, je nachdem Beziehung auf ein Object dabey erfodert wird oder nicht (was wir hier nur kurz andeuten). Hierauf werden die *Substantive* (der Vf. declinirt *Substantiven*, *Adjectiven* und d. gl.; Rec. folgt der Analogie mit *Schifft* oder *Schaaf*) und die *Adverbien* erklärt; ferner die Beziehungen der Begriffe auf einander und die subjectiven Beziehungen (eine weitläufigere und tiefere Erörterung, die wir hier nicht verfolgen können). Unter den *Formwörten* begreift der Vf. die Pronomen, das Verb *seyn*, die Hülfsverben *haben und wollen* u. s. w., die Zahlwörter, Präpositionen, Conjunctionen, und adverbialen Formwörter (für subjective Verhältnisse der Zeit, des Orts, des Modus und der Grösse). In der Kürze werden die Interjectionen erklärt, ausführlicher die Satzverhältnisse. Die letzten Abschnitte handeln

*) Wörter dieser Art sprechen so sich nicht gut aus; auch sollte der Genitiv eigentlich noch ein s haben. Daher zieht Rec. das unverkürzte Wort, *Organismus*, (in der Mehrzahl *Organismen*) vor.

von der Betonung, vom grammatischen und Rede-Ton, vom Rhythmus (d. i. vom Tonverhältniss in einem Wort- und in einem Satz-Verhältniss), von den Mundarten, von der hochdeutschen Sprache, von den fremden Wörtern, vom Idiom, und endlich von der Eintheilung der Grammatik. Nach dieser Andeutung des Hauptinhaltes der Einleitung, erlaubt sich der Rec. einige Erinnerungen. Unter den vom Vf. verworfenen *fremden Wörtern*, deren Gebrauch als Verunreinigung der Sprache anzusehen sey (S. 21), sind auch Tante und *Onkel*, für die er bloss *Muhme* und *Oheim* gebraucht wissen will. Und doch sind jene so ins häusliche Leben eingebürgert, dass Hunderte sie gar nicht für ausländisch halten, während *Oheim* selten gehört wird, *Muhme* oft auch eine Kinderwärterin bedeutet. Bey aller Liebe zur Reinheit der Sprache, möchten wir sie doch nicht gern beschränkt sehen. Mit zu grosser Strenge werden ebenfalls S. 22 die bekannten geläufigen Redensarten gemissbilligt: *Jemanden den Hof machen* (was durch *schmeicheln* bey weitem nicht ausgedrückt wird), einen *Besuch abstatten*, einen *Spaziergang machen* (wofür das blosse *besuchen* oder *spazieren* bisweilen minder passend ist), *Platz nehmen* (d. h. sich setzen oder niederlassen), *Etwas lieben* d. h. gern haben (z. B. Kaffee u. d. gl.).

Unter der allgemeinen Ueberschrift: *1. Theil Etymologie.* I. Abschnitt. *Wortbildung* — folgen nun die Lehren von den Sprachlauten und vom Wohllaut, von den sogenannten Wurzeln, Stämmen und Sprossformen, und unter den letzten die Verben, Substantive, Adjective, Adverbien u. s. f. In Ansehung der zusammengesetzten Hauptwörter macht der Vf. eine Bemerkung, die den zum Glück nicht zahlreichen Feinden des s nicht zu Gunsten ist. Man lese §. 71. S. 48 49 wo *Andachtsbuch*, *Freundschaftsdienst*, *Heiratsantrag*, *Weisheitszahn*, *Bildungsanstalt*, *Frühlingscur*, *Hochzeitstag Freyheitsliebe*, *Ordnungsliebe* aus den Grundsätzen dieser Grammatik gerechtfertigt werden. „Wenn in dem zusammengesetzten Hauptworte die letzte Sylbe den vollen Ton hat, geschieht die Verbindung leicht ohne Endung (auf s, sollte vermuthlich hinzugedacht werden) z. B. in *Bestandtheil*, *Erwerbfleiss*, *Beschlagnahme*. Wenn man hingegen z. B. *Handwerkzeug*, *Hochzeitgast*, *Ausschlagkrankheit* mit gehöriger Betonung ohne s ausspricht, so fühlt man eine Härte und zugleich eine Schwierigkeit in der Aussprache, die man nicht bey *Werkzeug*, *Zeitgeist*, *Schlagfluss*, und auch nicht bey: *Hand-werk-s-zeug*, *Hochzeit-s-gast*, *Ausschlag-s-krankheit* gewahr wird. Eben so würden *Freyheitkrieg*, *Weisheitzahn*, *Freundschaftdienst*, *Wirkungkreis* unerträglich seyn neben: *Landkrieg*, *Milchzahn*, *Handdienst*, *Erdkreis*. Eben so unerträglich würden aber *Freyheitenkrieg*, *Weisheitenzahn* u. s. f. seyn." Indess dürften die Gegner des s in solchen Zusammensetzungen überhaupt doch noch mit anderen Gründen bestritten werden können, da sie gerade durch allgemeine Verdrängung desselben die Sprache wohltönender zu machen wähnen, ohne auf andere Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Dass aber die Verschmelzungsendungen des Hauptwortes in solchen Zusammensetzungen nicht (also in *keinem* Fall?) Genitivendungen desselben seyn sollten, wie die Anmerkung zu §. 70 behauptet, will uns nicht einleuchten; auch stimmt es nicht mit der früheren Bemerkung (S. 46), wo z. B. die Auflösung von *Landesvater* in *Vater des Landes* zugegeben wird. Man nehme Wörter, wie *Siegeslied*, *Leibesstrafe*, *Herzensfreund*, *Landmann* und viele andere. Wir glaubten, dass das Angelsächsische Genitivzeichen s mit vorgesetztem Apostrophen oft bey den Zusammensetzungen zum Grunde liege, und finden die Streitfrage durch blosse Berücksichtigung der Betonung noch nicht erschöpft. — Bey Gelegenheit des Abschnitts von den *Vorsylben*, wo der Vf. des alten Wortes *Urstand* für *Auferstehung* erwähnt, bemerken wir, dass diess im nördlichen Deutschland wohl ganz unbekannte Wort *Urständ* noch bey *Sebast. Mutschelle*, dem beliebten theologischen und philosophischen Schriftsteller (Freysingischem Rath und Kanonikus), um das J. 1789 vorkam. Bey Erwähnung des Wortes *erlöschen* erlaubt sich Rec. die Frage, ob nicht, nach der Analogie mit *dreschen*, *drischt*, *gedroschen*, und mit ähnlichen Verben, leschen, erloschen u. s. f. geschrieben werden sollte, wie man es auch ehemals, z. B. bey *Benjamin Hederich* in seinen Lexicis durchgängig findet. — Unter den nur im Plural gebrauchten Substantiven (S. 89) wünschten wir *Miscellen* erwähnt, von dem wir in unseren modischen Zeitschriften jetzt oft so widersinnig den Singular *Miscelle* als Ueberschrift lesen müssen. Das Verzeichniss hätte auch z. B. noch mit *Effecten*, *Collectaneen*, *Miscellaneen*, *Musikalien*, *Habseligkeiten* vermehrt werden können. — Mit Recht lässt der Vf. den Genitiv der Personennamen, die auf s oder x, z oder sch endigen, durch das gewöhnliche *ens* bezeichnen, wie *Vossens*, nur fehlt der Apostroph vor der Endung, um den ursprünglichen Namen kenntlich zu machen. Bey Namen wie *Steffens* wird man freylich kein neues *ens* hinzusetzen mögen, und sich entweder nach englischer Weise des 's am Ende bedienen oder auf andere Art helfen müssen. Auch liesse sich über die Personennamen noch Einiges bemerken, z. B. warum man nicht lieber *Agnese* für *Agnes*, so wie *Elise*, *Therese* u. d. gl. setzt. — Unter den *unbestimmten Pronomen* wird über *Jemand* und *Niemand* richtig bemerkt: sie nehmen im Dativ die Endung *en* an (aber nicht *em*, setzt Rec. hinzu, wie jetzt oft ohne Grund geschrieben zu lesen ist). — Wir können uns nicht enthalten, das herauszusetzen, was Hr. B. über das oft angefochtene *mehrere* mit Recht sagt (S. 120): „Die von *mehr* gebildete Form *mehrere* hat nicht die Bedeutung eines Comparativs, sondern bedeutet als unbestimmtes Zahlwort so viel, als *mehr als Einer*, z. B. ich habe ihn *mehrere* Male (mehr als einmal) gesehen. In der Bedeutung des Comparativs wird in der Volkssprache nie *mehrere*, sondern immer *mehr* gebraucht, z. B. ich kenne *mehr* (nicht *mehrere*) Menschen als er"... Die Form *mehre*, z. B. „ich kenne *mehre* Menschen, man begegnet *mehren* Menschen", ist der Volkssprache ganz fremd, und darum zu verwerfen." Die übrige Eintheilung des Buches, die

wir nur allgemein angeben, ist: II. Theil. Syntax (S. 143 — 213). III. Theil. Orthographie (S. 214 — 227). In Hinsicht der letzteren hätten wir bemerkt zu lesen gewünscht, warum man *Hülfe*, *gültig*, *spitzfündig*, *Fündling*, aber keines dieser Wörter mit i zu schreiben habe, so wie man auch *bündig* schreibt. Der Grund scheint in ihrer Entstehung zu liegen, wo das o des Particips *geholfen*, *gegolten*, leichter zum *u* führt, und *gefunden*, *gebunden* diess *u* selbst schon enthält. Ob der Vf. die Behandlung solcher Substantive, die nach der Grammatik geschlechtlos oder Neutra, in der Natur aber weiblich oder männlich sind, wie Weib, Weibsbild, Frauenzimmer, und die Deminutive von Personenwörtern und Namen, wie Knäbchen, Julchen u. d. gl., hinsichtlich der auf sie bezogenen Pronomen auch erwähnt habe, kann Rec. nicht sagen; wenigstens ist ihm nichts darüber vorgekommen. Dass das natürliche Geschlecht hier, zumal wo leicht Missverständnisse möglich sind, dem bloss grammatikalischen vorgehe, wird wohl kein Unbefangener leugnen, wenn nicht, wie bey dem Worte *Kind*, das Geschlecht unbestimmt gelassen wird. In Ansehung der Orthographie gehört der Vf. zu denen, die das K in fremden Wörtern, wie *Konjunktiv*, *Akkusativ*, u. d. gl., mehr begünstigen, als Rec. gewohnt ist, der (andere Gründe nicht zu erwähnen) auch selbst für die gefälligere Form des C statt des eckigen K seine Vorliebe gesteht. — Am Ende dieser Grammatik stehen sechs Tabellen zur Uebersicht dieses Sprachorganismus, mit den Aufschriften: 1. *Begriffe.* Begriffsformen, ausgedrückt durch Begriffe. II. *Beziehungen* a) der Begriffe auf einander; b) subjective Beziehungen. III. *Ableitung der Begriffswörter.* Wurzeln. Stämme. Sprossformen. IV. *Satzverhältnisse*: a) prädicative, b) attributive; b) objective. *Adverbiale Beziehung.* V) *Objectives Satzverhältniss.* Beziehungsform. Casusform. VI) *Construction.* Hauptsatz. Nebensatz. — Diese Tabellen werden die Uebersicht und das Verständniss der Anordnung und Eintheilung des Ganzen, und der Ideen, nach welchen diese Sprachlehre ausgearbeitet ist, ohne Zweifel erleichtern. Nichts wäre noch zu wünschen, als ein Register, um unter der Menge von Ueberschriften einzelne Gegenstände bald auffinden zu können, obgleich durch ein vollständiges Inhaltsverzeichniss und die über jeder Seite angegebenen Materien Etwas für das Bedürfniss des Wissbegierigen geschehen ist. Uebrigens wird man bemerkt haben, dass der Vf. von manchen, auch sonst geläufigen Verdeutschungen der lateinischen grammatikalischen Terminologie wenig Gebrauch gemacht hat; und diess ist im Ganzen wohl mehr zu loben, als zu tadeln. — Das schätzbare Werk ist sehr deutlich und fehlerfrey auf gutes Papier gedruckt. C. F. M.

Hamburg, b. Hoffmann und Campe: *Grammar of the german language*, by *S. J. Eckmeyer*, Dr. 1830. II u. 209 S. 8.

Der Zweck dieses Buches ist, den Engländern das Erlernen der deutschen Sprache leichter zu machen, als es durch andere ähnliche Schriften geschieht. Der Vf. hat, laut der in sehr unbeholfenem englischem Stil geschriebenen kleinen Vorrede, durch die Mängel seiner Vorgänger, sich veranlasst gefunden, eine neue Sprachlehre zu verfassen, und liefert deren erste Hälfte, die theoretische, welcher die practische, Uebungen enthaltende, nachfolgen soll. Wahr ist es, dass die bisherigen Versuche, deutsche Sprachlehren für Auswärtige zu verfassen, meist von Personen ausgingen, die keine gelehrte Bildung besassen, und denjenigen Fremden, welche mit einiger Gelehrsamkeit an die deutsche Sprache gingen, einen schlechten Begriff von den Fortschritten unseres grammatischen Studiums beygebracht haben. Es gereicht ihnen diess um so mehr zum Vorwurfe, als wir die trefflichsten Grammatiker besitzen, welche ihnen vorleuchten konnten. Das vor uns liegende Werk aber, ob wohl es weit genauer ins Einzelne eingeht, ist zwar etwas brauchbarer, keinesweges jedoch als ein Fortschritt zu betrachten. Man vermisst auch hier alle Bekanntschaft mit *Grimm*, *Becker*, *Herling* und anderen tüchtigen Forschern. Das Werk enthält auf 166 Seiten sogenannte Etymologie, der kleine Rest des Buches liefert eine höchst unbedeutende Syntax. Ueber Interpunction und Orthographie findet sich gar nichts.

So sehr Rec. auch den Fleiss des Vfs. bey Ausarbeitung dieses Buches anerkennt, so muss er doch zu seinem Bedauern beträchtliche Ausstellungen an demselben machen, die wenigstens bey einer zweyten Auflage vermieden werden können, und dem Vf. Vorsicht bey Herausgabe der Uebungen anempfehlen mögen. Im Allgemeinen finden wir die Interpunction durchweg schlecht, und eben so den englischen Ausdruck, der nur eine Uebersetzung des deutschen ist. Aber auch an der Wahl der Beyspiele, und an den Regeln selbst, finden wir viel Tadelhaftes. — Was die Interpunction betrifft, so stören überall die Puncte an solchen Stellen, wo ein Komma oder Semikolon hätte stehen müssen. Dergleichen Verstöse findet man auf jeder Seite. Der englische Ausdruck ist auffallend unenglisch in folgenden nur beyspielsweise anzuführenden Stellen: S. 13. *The material nouns (have no plural) because the denote only the substance in respect to it* (?) *out which a thing consists* (st. *of which*) *and no multitude can be of such a nature as only to be considered according to its material.* S. 15. *Of marcgenden are the names of the male sex, and also (sic!) of male gods and spirits, farther* (ferner) *of the winds.* S. 55. §. 89, welcher überhaupt wie auch §. 88 in die Syntax gehört, und ohne allen Grund hieher gezogen ist, lautet: *The construction conjunctive has its denomination from the conjunctions, because it is employed after them* (hier folgt eine durch Interpunction ganz entstellte Parenthese,) *and also after the nouns relative. It has no other difference from the construction regular, but that the verb or the auxiliary is put at the end of the sentence.* S. 63 wird *halb und halb*, *by halves*, erklärt: *which denote the single parts out of which the whole consists.* Das sagt aber der Ausdruck gar nicht. S. 139. *This defect in the declension they supply, and serve really in some ca-*

ses more distinctly and exactly to denote that relation, than it could be expressed by the declension. Das. *They occur very often and therefore ohne must be acquainted thoroughly with them.* §. 147. *It must be observed in the inseparable compounds, if .... or* (st. *whether — or*) ... *In the latter case* gn *is prefixed, ... but in the first (?) case not (!)* — Diess möge genügen, um zu zeigen, wie wenig Sorgfalt auf den Ausdruck verwendet worden.

Die Wahl der Beyspiele zu den Regeln ist durchaus ungeschickt, oft ganz verfehlt. S. 1. Zur Erläuterung der Aussprache des deutschen C wird angeführt: *Christ*; beym Q, *quitt*, wo sich doch deutsche Wörter dargeboten hatten; beym X nur *Xerxes*. Auch wäre bey allen Buchstaben zweckmässig gewesen Beyspiele anzubringen, um sie am Anfang, in der Mitte und am Ende des Wortes, ferner um Längen und Kürzen der Vocale darzustellen. S. 29. Der *Orte*, *Orte*, hiezu das Beyspiel: „Dieses Wort kommt an mehreren Orten vor", womit der Vf. beweisen will, dass *Orte* collectiv, und *Oerter* (Ortschaften) distributiv sey. Das. zu *Land*, in allen *Landen*, und: er hat viele *Länder* besucht, beides englisch *countries*; wie soll der Schüler den Unterschied wahrnehmen, da man auch ohnehin sagen kann: in allen Ländern? Zur Comparation bedient sich der Vf. des Beyspiels: grün, grüner, grünste.! — Der wichtigste Tadel ist aber die Aufstellung unrichtiger Regeln. S. 33 wird gelehrt an manche fremde Wörter im Plural ein s zu setzen, was durchaus unstatthaft ist. Die Erklärungen der Endsylben der Adjective (S. 38) verräth die gänzliche Unbekanntschaft mit den neuesten Forschungen. — Die Endung *isch* (S. 44) soll im Superlativ: ischte haben, *weibischte*, *kindischte*. Irreleitend ist der Schluss des §. 115 über die deutschen Hülfszeitwörter: *all these verbs are Neuters*; da doch *haben* ein Transitivum ist. — Undeutlich ist §. 119. *The Subjunctive represents the predicate only in a possible conjunction with the subject. It is only the token of possibility* (?). Der übrige Theil das Paragraphen ist wieder durch ein Punctum mitten im Satze entstellt. §. 127 heisst es, die Endsylbe *ern* bezeichne 1) *a performance*, wie in: *einschläfern*, *räuchern* und 2) *a prolongation*, wie in *poltern*, *klettern*. Rec. begreift diese Unterscheidung nicht. §. 144. *Impersonal verbs are those, in which the Object (!) is expressed either quite indeterminate by the word es, or also by the personal Pronouns mir* und *mich*. Hier setzt der Vf. Subject und Object gleich, und verwirrt die Begriffe. — Falsch erklärt sind S. 120 die Wörter: *umfahren*, *to make a circle about any thing*; *übergehen*, *to desert* statt *to pass over*. S. 143. 10. *Many of these prepositions receive (?) after the noun still an other word, etc.* Der Vf. will sagen, es sey oft noch ein Adverb nöthig, um den Sinn der Präposition zu vervollständigen, wie: von Grund aus, von Rechts wegen, u. s. w. — §. 168 wird die Regel gegeben, die Präposition *an* regiere den Dativ, wenn sie Ort oder Zeit (wo und wann) anzeige, zweytens wenn sie keinen Ort oder Ziel andeute; dagegen erfodere sie den Accusativ, wenn *the limit (?) of an action* bezeichne. Wer soll soll sich daraus finden? — Ueberhaupt dehnt der Vf. die Erklärung der einzelnen, bald den Dativ bald den Accusativ dem Sinne nach erfodernden Präpositionen unnöthiger Weise in die Länge, da sie doch allesammt *einer* und derselben Regel unterliegen. — §. 201 heisst es: *The present Participle is imployed as well with verbs Active as Neuter, but it has allways an active signification*; dieser Zusatz ist grundfalsch.

Rec. darf dabey versichern, nicht geflissentlich Mängel aufgesucht zu haben. Wenn gleich der Vf. absichtlich keine vollständige Syntax zu geben für nöthig fand, so musste er doch in dem Gegebenen die Regeln sicher und bestimmt abfassen, damit der Schüler richtige Begriffe erlange, und dadurch auf das Studium deutscher Sprachlehren vorbereitet werde. Zudem hätte er, da ihm offenbar der englische Ausdruck nicht zu Gebote steht, sich ächt englischer Sprachlehren als Muster bedienen sollen, um Definitionen zu geben, die bey ihm alle missrathen mussten.

Ausserdem wimmelt das Werk von sinnentstellenden Druckfehlern. Z.

Berlin, b. Natorff und Comp.: *Deutsche Sprachlehre für Schulen und Selbstunterricht*, mit Stoff zu schriftlichen Arbeiten über jede Regel, von *F. W. Berndt*. Zweyte Ausgabe. 1830. VIII u. 242 S. 8. (12 gr.)

Diese Sprachlehre will den Schülern in Elementarschulen des Bürgerstandes kurze Uebersichten und Erläuterungen, besonders aber Gelegenheit zu häuslicher Beschäftigung geben. In Rücksicht auf Erklärungen ist dieselbe noch zum Theil sehr unbefriedigend, dagegen erscheint ihr praktischer Theil sehr brauchbar. Die Einrichtung ist einfach. Zuerst wird die Etymologie, dann die Flexion, dann die Rection behandelt, nachher von den Sätzen gesprochen, und endlich Anweisung zur Interpunction und zur Rechtschreibung gegeben. Stets folgen unmittelbar auf Regeln zweckmässige Uebungen. Der Lehrer, welcher sich des Buches bedient, wird indess wohl thun, bessere Begriffserklärungen zu wählen. Z. B. S. 2: „*Gegenstand* wird Alles genannt, was eine Wirkung hervorbringt." S. 9: „Die Beschaffenheitswörter geben nicht ein Merkmal an einem Gegenstande an, wie die Eigenschaft, sondern sie bezeichnen eine *nähere Beschaffenheit*", wobey die Bemerkung S. 10: „Beschaffenheitswörter hat nur die deutsche Sprache", sehr voreilig ist. Das Zeitwort, heisst es ganz irrig S. 63, verbinde nur einzelne Wörter, die Bindewörter hingegen ganze Sätze. Auch ist die Bemerkung, dass das Zeitwort *seyn*, aus den drey Zeitwörtern *essen*, *wesen*, *seyn* bestehe (S. 60) hier weder am rechten Orte, noch richtig ausgedrückt. — Im Ganzen sind dieser Schwächen nicht sehr viele. Obgleich daher diese Sprachlehre gerade keinen Fortschritt, auch nicht gehörige Bekanntschaft mit den trefflichen Arbeiten eines *Grimm*, *Becker*, *Herling*, *Roth* u. s. w. beurkundet, so wird sie doch mit Nutzen gebraucht werden können, da ein sehr reichhaltiger und für die Jugend zweckmässiger Uebungsstoff geliefert ist.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

JURISPRUDENZ.

Zerbst, b. Kummer: *Der Ungehorsam der Parteyen im bürgerlichen Process, in seinen rechtsnachtheiligen Folgen.* Eine processualische Abhandlung als Versuch einer theoretischen und praktischen Erörterung dieser Lehren, von *Carl Friedr. Ferd. Sintenis*, Dr. beider Rechte und Herzogl. Anhaltisch. Regierungs-Advocat. 1828. XII u. 130 S. 8. (12 gr.)

Die Lehre vom Ungehorsam befindet sich allerdings zur Zeit noch in ziemlicher Unvollkommenheit, und ist bis jetzt *besonders* am wenigsten bearbeitet worden. Um so willkommener würde daher eine diessfallsige Monographie seyn, wenn sie erschöpfend wäre. Das ist aber leider obige Schrift nicht. Denn erstlich hat der Vf. bloss das gemeine deutsche Recht gegeben und, mit Uebergehung aller anderen particularen Rechte, einzig auf das gemeine sächsische Rücksicht genommen, und zweytens, wie schon der Titel besagt, sich lediglich darauf beschränkt, die rechtsnachtheiligen Folgen des Ungehorsams der Parteyen in dem bürgerlichen Processe zu zeigen, dagegen die hier einschlagenden in den bürgerlichen Process im Allgemeinen gehörigen Lehren von der Citation, Insinuation, den Fristen, den öffentlichen Strafen des Ungehorsams, so wie die genauere Lehre von dem von Nebenpersonen begangenen Ungehorsam, nur hier und da berührt, sich auf die ganz specielle Auseinandersetzung der Lehre von dem Anfang und Laufe der Fristen nur selten eingelassen, und auf die häufigen Controversen hiebey wenig oder gar keine Rücksicht genommen. Eben so wenig ist er auf die Lehre von der Restitution eingegangen, hat selbst die in summarischen Processarten oder in processualischen Zwischenhandlungen vorkommenden Ungehorsamsfälle nur kurz behandelt und das Executionsverfahren ganz übergangen. Er entschuldiget sich zwar damit, dass er ja keinen Contumacialprocess liefern wolle, und dass jene von ihm bloss hier und da berührten Lehren schon an und für sich Gegenstände seyen, die einer besonderen Behandlung unterliegen, und er, wenn er solche genau auseinandersetzen wolle, ebenso auch die einzelnen Lehren von den Einreden, die das Gericht für den Ungehorsamen suppliren darf, von der Substitution der Zeugen und sonstigen Beweismittel an die Stelle des verlorengegangenen und von zu verfolgenden Rechtsmitteln geben müsse; wie in gleicher Masse die *impedimenta legitima* in sofern, als die Gesetze ihnen das Privilegium zugestehen, die Folge des Ungehorsams ohne Restitutionsverfahren wegfallen zu lassen, ein Ganzes für sich bildeten, die Restitutionsgründe dagegen hier gar nicht bezweifelt werden könnten. Indessen sieht Rec. nicht ein, warum der Vf. diess Alles nicht gewollt hat, und ist, nach dem zu urtheilen, was er geliefert, der festen Ueberzeugung, dass er es gekonnt hätte, zumal da er für ein Werk von dieser Ausdehnung nicht ganz ohne Vorgänger war. Der Contumacialprocess, wie ihn das gemeine Recht giebt, ist übrigens durch die mancherley particularrechtlichen Veränderungen keineswegs, wie der Vf. meint, ganz unpraktisch geworden, und liegt den particularrechtlichen Aenderungen eben so zum Grunde, als die gemeinrechtlichen Folgen des Ungehorsams den diessfallsigen. Doch will Rec. mit dem Vf. desshalb um so weniger rechten, je mehr dieser wenigstens die Darlegung jener vorbemerkten Gegenstände, in sofern sie als Ursachen und Bedingungen der Folgen des Ungehorsams in jedem Fall erscheinen, möglichst genau zu ordnen bemüht gewesen ist, und sein Buch der Materie nach denn doch für ein in sich abgeschlossenes Ganzes gar wohl gehalten werden kann.

Die Abhandlung zerfällt in zwey Abtheilungen, die *allgemeine*, worin der Begriff und das Wesen des Ungehorsams entwickelt, und die *praktische*, in welcher die möglichen einzelnen Fälle des Ungehorsams durch den ganzen ordentlichen Process hin, so wie in der Rechtsmittelinstanz und den ausserordentlichen Processarten sammt deren rechtsnachtheiligen Folgen aufgestellt sind. Die erste Abtheilung, welche *allgemeine Lehre vom Ungehorsam* überschrieben ist, fasst wieder drey Abschnitte in sich. Im ersten entwickelt der Vf. *den Ursprung und Begriff des Ungehorsams*, im zweyten spricht er *von den Bedingungen, unter welchen der Ungehorsam eintritt*, und im dritten *von den* gewöhnlichen *Eintheilungen und den Folgen des Ungehorsams an sich.* In Aufsuchung des Princips des Ungehorsams ist er, wenigstens zum Theil, seinen eigenen Weg gegangen, und hat solches, nachdem er erst *Carpzovs, Böhmers* und *Schöpfs* Meinungen kürzlich widerlegt, und sich selbst gegen *Gönners* Verzichtstheorie erklärt, ohne gerade dessen Gegner, *Martin*, beyzupflichten, einzig und allein in einem von

Seiten des Staats aufgestellten bedingt verneinenden Imperativ gefunden, nach welchem eine streitende Partey, wenn sie sich ihres Rechts binnen der bestimmten Zeit *nicht* bedient, fernerhin damit *nicht* gehört, und eben so, wenn die von ihr zum Behuf der Geltendmachung ihres Rechts vorgenommenen Handlungen nicht die vorgeschriebene Form an sich tragen, eine solche Handlung *für gar nicht geschehen* angesehen werden soll. Aus diesem übrigens mit der freyen Disposition der Parteyen über ihre Rechte allerdings wohl zu vereinenden Imperativ leitet er nun eine negative Zwangsverbindlichkeit der Parteyen ab, und definirt den Ungehorsam die Nichtbeachtung dieser negativen Zwangsverbindlichkeiten, die ihrem Zwecke gemäss nicht anders als nachtheilig für den Ungehorsamen seyn könne. Ohne Zwangspflicht statuirt der Vf. keinen Ungehorsam, und schliesst den Verzicht, als welcher sich höchstens bey monitorischen Ladungen denken lässt, ganz aus. Darauf bauet er die Grundsätze, erstens dass Ungehorsam im Process nur bey peremtorischen Ladungen oder Fristen, wohin auch die Fatalien zu rechnen, und bey arctatorisch-dilatorischen vorkommen, und zweytens nur von den wirklich streitenden Theilen, nicht aber von Nebenpersonen begangen werden könne. Rec. stimmt ihm hierin vollkommen bey. Denn da die rein monitorischen Ladungen blosse Bekanntmachungen von einer Handlung sind, die der andere Theil verrichten soll, und dem hiezu Geladenen nichts vorschreiben, so lässt sich auch bey ihnen weder eine Zwangsverbindlichkeit noch eine Verletzung derselben oder Ungehorsam annehmen; vielmehr ist es um so mehr freyer Wille des Geladenen, ob er von dem ihm in Bezug auf die Handlung des Gegentheils zukommenden Rechte Gebrauch machen will oder nicht, je mehr die Handlung auch im letzten Falle demohngeachtet vor sich geht, und je weniger der Geladene verliert, wenn sie auch nicht gesetzmässig vollzogen würde. Denn die Beobachtung der Formalien ist schon Sache des Gerichts und nicht bloss der Parteyen. Bey arctatorisch-dilatorischen Ladungen tritt schon die negative Zwangsverbindlichkeit wenigstens in sofern ein, als sie eine Handlung unter Androhung einer *poena civilis* fodern, obwohl die Handlung selbst durch Nichtbeachtung der Ladung nicht verloren geht. Was die Nebenpersonen anlangt, so geht der Vf. von dem allerdings höchst billigen Grundsatze aus, dass die Parteyen wegen Säumigkeit ihrer Advocaten ohne Weiteres *in integrum* zu restituiren sind.

Im zweyten Abschnitte nimmt er S 26. mit Recht wenigstens bey auswärtigen Klägern die Insinuation durch die Post in Schutz. Denn es ist nicht abzusehen, warum die Post, als ein öffentliches vom Staate selbst dazu, die Correspondenz mittelst Briefen unter den Staatsbürgern *ex officio* zu erhalten, autorisirtes Institut, das jene richtig abzugeben, eben so verpflichtet ist, als es die Zeit und Stunde, wenn sie solche abgegeben, jedesmal nachzuweisen vermag, nicht auch in vorliegendem Falle Glaubwürdigkeit haben solle. Es kommt dazu, dass den Postexpedienten die Insinuation *ad domum et domesticos* in gleicher Masse obliegt, wie den Gerichtsboten. Zu desto grösserer Sicherheit dürfte man ja den Empfänger nur quittiren lassen, wie bey recommandirten Briefen zu geschehen pflegt. Eben so richtig erklärt sich der Vf. S. 30 gegen *Leyser* und *Wernher* dafür, dass die Beweisfrist nach dem gemeinen Rechte nicht peremtorisch sey. Nicht weniger gründlich widerlegt er S. 34 diejenigen Processlehrer, namentlich *Carpzov*, *Mevius* und *Martin*, welche die *accusatio contumaciae* aus der *L.* 13. §. 2. *c. de judic.* und der 132 *Nov. c.* 3 herleiten wollen, und zeigt, wie die Regel *contumacia non accusata non nocet* lediglich durch die Praxis entstanden sey. Bey Entwickelung der Frage, in welchen Fällen es der Ungehorsamsbeschuldigung bedürfe, ist der Vf. *Gënslern* in dem Archiv für die civilistische Praxis, welcher das ganze Institut mit der *mora* vergleicht, nachgegangen, und hat die Regel aufgestellt, dass es der Ungehorsamsbeschuldigung überall nicht bedürfe, *ubi dies legalis pro homine interpellet*, als in welchen Fällen die *purgatio morae* schon gar nicht möglich sey. Auch hierin stimmt Rec. dem Vf. bey, so wie er denn auch mit ihm die Meinung *Martins*, welcher die *purgationem contumaciae* bey richterlichen Fristen selbst *post accusationem* noch zulässt, wenn noch nicht darüber erkannt ist, für ungegründet hält.

Im dritten Abschnitte verwirft der Vf. zuvörderst mit Recht die gewöhnlichen Eintheilungen der *contumacia* in *propria sic dicta et impropria*, in *vera et praesumta*, ingleichen in *dolosa et culposa* als unwahr, ungegründet, und sowohl theoretisch als praktisch unnütz, und geht sodann zu der allgemeinen Folge des Ungehorsams, namentlich der Kostenerstattung, über, wo er sich hauptsächlich mit Beantwortung der Fragen beschäftiget, welche Unkosten der Ungehorsame zu erstatten habe, und ob der Erbe die Ungehorsamskosten seines Erblassers tragen müsse. Hinsichtlich der ersten erklärt er sich dahin, dass der Ungehorsame 1) die durch nicht geschehene Befolgung richterlicher Decrete oder gesetzlicher Vorschriften, 2) die aus vergeblichen Handlungen oder gerichtlichen Vortritten und 3) die aus dem Contumacialprocesse erwachsenen in ihrem gesammten Umfange tragen müsse. Die letzte Frage beantwortet er gegen *Glück*, welcher zwischen den Ungehorsamskosten eines Termins und denen des Processes unterscheidet, und bloss die ersten dem Erben auflegt, durchaus affirmativ.

Auch die zweyte Abtheilung zerfällt in mehrere Abschnitte, wovon die erste *von den Ungehorsamsfällen im ersten Verfahren*, und zwar sowohl des Klägers als des Verklagten vor und nach der Litiscontestation handelt. Wenn der Vf. S. 56 dem im Termin erschienenen Verklagten gegen den vor der L. C. ungehorsamen Kläger unter Beziehung auf die C. G. Ordn. v. J. 1555. P. III. tit. 51 pr., nicht 42 wie es dort heisst, einen dreyfachen Weg zu verfahren eröffnet, und ihm nach vorgängiger Ungehorsamsbeschuldigung und Gesuch um fernere Citation nach Ablauf der drey nächsten Gerichtstage beym Gericht darauf anzutragen verstattet, ihn entweder vom Gerichtsstande und der Instanz zu absolviren, oder von der Ladung mit Able-

gung der Gerichtskosten und Schäden ledig zu erkennen, oder endlich den Krieg Rechtens auf vorgebrachte Klage zu befestigen, und darauf den Process auf eigene Hand bis zu Ende durchzuführen: so muss Rec. bemerken, dass der Vf. jene Gesetzstelle ganz falsch verstanden hat, indem solche den Ausdruck *absolutionem ab instantia et a citatione* offenbar für gleichbedeutend gebraucht hat, wie der §. 1 deutlich beweist. Der Verklagte hat, wenn der Kläger vor der L. C. ausbleibt, nach der L. G. Ord. l. l. nur zwischen zwey Wegen zu wählen, und kann entweder um *absolutionem ab instantia* oder vielmehr *a citatione*, denn vor der L. C. ist eigentlich noch gar keine Instanz vorhanden, ansuchen, oder den Process auf eigene Hand fortsetzen. Dass der Verklagte, wenn er in Erfahrung gebracht, dass der Kläger im Termin ungehorsamlich ausgeblieben ist, auch seinerseits ohne Gefahr wegbleiben, und somit den Termin circumduciren könne, versteht sich von selbst; und will man diese *circumductio* für einen dritten Ausweg halten, so ist nichts dagegen zu sagen. Aber ein doppeltes Ansuchen, einmal *ab instantia* absolvirt, und ein andermal *a citatione* liberirt zu werden, giebt es nicht, und ist das diessfalls in der L. G. Ordn. l. l. gebrauchte Wort: *oder*, nicht *disjunctive*, sondern *conjunctive* zu verstehen. S. 57 lehrt der Vf., dass falls der Kläger nach bestellter *cautio de prosequenda lite* von Neuem ungehorsam wird, derselbe auf Antrag des Verklagten zu Fortstellung des Processes mit Androhung des Verlustes seines Klagerechtes angehalten werden dürfe. Auch hierin kann ihm Rec. nicht beystimmen; vielmehr ist er der Meinung, dass der Verklagte zu einem solchen Antrage so wenig berechtigt sey, als der Richter zu dessen Gewährung. Die *cautio de prosequenda lite* kann in den Befugnissen des Verklagten so wie des Richters nichts ändern, und der Kläger bey wiederholtem Ungehorsam unmöglich mehr verlieren, als die Caution, nie aber das Klagerecht. Will Verklagter die Sache entschieden sehen, so muss er entweder den Process auf eigene Hand fortsetzen, oder den Kläger *ex lege diffamari* provociren. Eben so scheint dem Rec. der Vf. in Irrthum zu seyn, wenn er S. 58 im Falle der klägerischen Contumaz vor der L. C. als dritte Verfahrungsart des Verklagten die Bitte aufstellt, dem Kläger eine peremtorische Beweisfrist vorzustrecken. Dieser Bitte bedarf es gar nicht, sie liegt schon in der Fortsetzung des Processes und der negativen Litiscontestation, auf welche ein Interlocut auf Beweis ohnediess erfolgt. Was der Vf. S. 59 behauptet, dass beym gänzlichen Ausbleiben des Verklagten im Termin zu Recht der Kläger den Verklagten vorher provociren müsse, und dann erst contumaciren könne, das ist wenigstens in Sachsen wider den Gerichtsbrauch, und der Provocationssatz ist in diesem Falle nicht nöthig. Wenn der Vf. S. 61 behauptet, dass der Verklagte auch selbst dann, wenn der Kläger nach der L. C. ungehorsam wird, auf Lossprechung von der Instanz antragen könne, so dürfte diess um so weniger zulässig seyn, je mehr dann allemal die Acten in so weit spruchreif sind, dass entweder hauptsächlich oder interlocutorisch auf Beweis der Klage oder der Einrede u. s. w. erkannt werden kann und muss. Ganz falsch ist es, wenn der Vf. S. 62 lehrt, wie nach sächsischen Rechten, im Fall der Kläger sich an der Replik versäume, die Einreden des Verklagten für wahr angenommen würden. Kläger wird ja nicht zur Eingabe der Replik besonders eingeladen, und am allerwenigsten *sub praejudicio*. Er ist der Replik verlustig, die Einreden selbst aber müssen allemal erst von dem Verklagten bewiesen, und kann selbst der directe Gegenbeweis dem Kläger nicht abgeschnitten werden. Eben so unrichtig ist es, wenn der Vf. den Verklagten wegen des Versäumnisses an der Exceptionsschrift des Klaggrundes für geständig erachtet. Der Verklagte ist in diesem Falle eben so bloss seiner Exceptionen verlustig, wie im obigen der Kläger der Replik: es sey denn, dass Verklagter sich gar nicht auf die Klage eingelassen habe. S. 67 und 96 erklärt sich der Vf. für die Meinung derjenigen Rechts- oder Process-Lehrer, welche die Verjährung *ex officio* nicht beachtet wissen wollen. Rec. ist der entgegengesetzten Meinung, indem die Interruption unmöglich präsumirt werden kann, und es allemal die eigene Schuld des seine Klage auf ein offenbar verjährtes Recht gründenden Klägers ist, wenn er der Unterbrechung keine Erwähnung gethan, und die Replik der Klage nicht inserirt hat. Die Klage erscheint schon an sich als ungegründet; der Verklagte braucht nicht einmal die Exception der Verjährung vorzuschützen. Eine andere Sache ist es, wenn die Verjährung nicht liquid ist. Dann aber kann davon, ob der Richter die Einrede suppliren dürfe, gar nicht die Rede seyn. Eben desswegen verlangt auch selbst *Hommel* die diessfalsige Insertion der Replik in die Klage, hauptsächlich im Executivprocesse. Doch kann der Fall, dass die Einrede der Verjährung sofort liquid ist, auch im ordinären vorkommen, und der Richter muss solche auch dann um so mehr *ex officio* beachten, weil ja sonst der ganze Zweck der Verjährung, *ut litium finis fit*, wegfallen würde. Wenn es S. 68 heisst: „Es darf jedoch der Verlust der Einreden bloss darauf beschränkt werden, worauf ihn die Gesetze namentlich feststellen, und sie in ähnlichen Fällen, wenn noch ein anderes Präjudiz auf den Ungehorsamsfall steht, auch für verloren erachten": so liegt wahrscheinlich ein Druckfehler vor, indem die Einreden, wenn deren Verlust auf den Ungehorsamsfall nicht in dem Gesetz ausgesprochen ist, schlechterdings nicht nicht für verloren zu achten sind. Ebendaselbst n. 99 erklärt sich der Vf. für die Meinung derer, welche die Vorschrift des Sachsenspiegels B. II. Art. 9 und 24, dass der Verklagte im Ungehorsamsfalle der Klage für geständig geachtet werden solle, aus dem römischen Rechte und zwar der C. 53. D. *de re jud.* [nicht wie *Hommel* in s. *Rhaps. Obs.* 724. §. 1 thut,] aus der L. 1. C. *quor. appellat. non recip.* ableiten, erwähnt jedoch auch die entgegengesetzte, nach welcher jene Vorschrift reines deutsches Gewohnheitsrecht ist. Rec. hält sie auch dafür. S. 69 spricht der Vf. von der *condemnatio in imped. legit.* für eine Monographie ziemlich oberflächlich. S. 71 lehrt er gegen *Martin*

§. 145, *Gönner* IV. 78 und *Grolmann* S. 277, dass selbst sofort liquide zerstörliche Einreden von der L. C. nicht befreyeten, und bemerkt, wie die K. G. O. v. 1555. III. 24 und *c.* 1 *de litisc.* in 6to, auf die sich *Martin* bezöge, nichts bewiesen. Rec. pflichtet bey alledem den älteren Rechtslehrern bey, und ist der Meinung, dass sich die Sache von selbst verstehe, und es besonderer Beweisthümer gar nicht bedürfe. S. 75 stellt der Vf. unter Beziehung auf *Bergers Oec. Jur. IV.* 23. 1. 7. den Grundsatz auf, dass wenn Verklagter sich auf die Klage fehlerhaft eingelassen, er nicht bloss derjenigen Puncte, auf welche er sich fehlerhaft eingelassen, sondern der ganzen Klage für geständig geachtet werden solle. Rec. kann der Meinung um so weniger beytreten, je härter es ein für allemal ist, Jemanden *in contumaciam* zu verurtheilen; übrigens kommt es darauf an, worin der Verklagte gefehlt hat. S. 76 behauptet der Vf., dass, wenn beide Parteyen im ersten Termin ausgeblieben, und somit der Termin circumducirt worden, nach römischem Rechte zugleich die Instanz verloren gehe, was heut zu Tage wegfalle. Das ist nur halb wahr; es kommt darauf an, was man unter Instanz versteht. S. 77 f. hat der Vf. die Lehre vom Ungehorsam bey geschehener Eidesdelation über die Klage anticipirt. Wenn er hier S. 78 in Betreff der Frage, ob, wenn der *delatus* im Schwörungstermin ausbleibt, der *deferens* das *jur. calumn.* schwören müsse oder nicht, sich in Begründung auf d. l. 34. §. 4. D. *de jurei.* d. J. R. A. §. 43 und c. 2. §. 2 *de juram. calumn.* in 6to, gegen die Praxis für die negative Meinung erklärt: so stimmt ihm zwar Rec. bey, findet aber den Grund zu dieser Meinung mehr in der Natur der Sache, als in den angeführten Gesetzstellen. Wer sich an einem Haupteide versäumt, hat sich auch an dem Rechte versäumt, den Eid für Gefährde entweder zu fodern oder zu erlassen, und giebt eben dadurch, dass er den Haupteid nicht schwört, deutlich genug zu erkennen, dass er in die gerechte Sache des *Deferenten* keinen Zweifel setze. Nur aus diesen und keinen anderen Gründen hat das königl. sächs. Appellationsgericht schon im Jahre 1791 die Ableistung des Gefährdeeides in dem angegebenen Falle unnöthig gehalten. S. 80, wo der Vf. von dem in der alten Sächs. Proc. Ordn. vorgeschriebenen *fatale octidui* und der *oblatio ad juramentum* spricht, hätte er bemerken können, dass die ganze *oblatio jure novo* abgeschafft worden ist.

Der zweyte Abschnitt handelt *von dem Beweisverfahren*, und zwar unter A. *von dem Ungehorsam des Producenten*, unter B. *des Producten*, unter C. *von dem Ungehorsam des Reproducenten.* Wenn der Vf. hier zwischen dem directen und indirecten Gegenbeweise, oder dem eigentlichen und uneigentlichen unterscheidet, und den letzten einen Beweis der Einreden nennt, so hat Rec. dagegen gerade nichts zu erinnern, wiewohl der uneigentliche Gegenbeweis sich nicht allemal mit den Exceptionen, sondern auch wohl mit der Duplik beschäftiget, wenigstens dann, wenn jene Gegenstand des Beweises waren. Dagegen kann Rec. der Behauptung, dass der uneigentliche Gegenbeweis als solcher *auferlegt*, und der erste nur *nachgelassen* werde, in keinem Fall beystimmen, indem der Gegenbeweis allemal bloss *nachgelassen* wird, er sey nun ein eigentlicher, oder ein uneigentlicher. Bloss der Beweis von Einreden wird auferlegt; dann ist er aber kein Gegenbeweis, sondern ein reiner Beweis.

Im dritten Abschnitt behandelt der Vf. *die Ungehorsamsfälle in der Rechtsmittelinstanz*, und sucht S. 95 zu beweisen, dass das *fatale petendorum apostol.* der 30 Tage nicht *a die publ. sent.*, sondern erst *a die interpos. appellat.* zu rechnen sey. Rec. kann aber von der Richtigkeit dieser Annahme sich nicht überzeugen. In dem vierten Abschnitte, welcher *vom Ungehorsam in Neben- und Zwischen-Handlungen* überschrieben ist, hebt der Vf. bloss die *Litisdenunciation* und *Intervention* aus. Der fünfte Abschnitt gehört *dem summarischen Processe* an, namentlich den *Executiv-*, *dem Arrest-*, *dem Edictal- und Concurs- und dem Provocations- Processe.* Auch hier ist Rec. auf Behauptungen gestossen, die er nicht unbedingt unterschreiben möchte. Z. B. S. 111. ff. will der Vf. denjenigen Gläubiger, der sich zwar im Liquidationstermin gemeldet, aber seine Foderung in dem Verfahren auszuführen unterlassen hat, mit dieser Foderung nicht bloss von der Masse ausschliessen, sondern in diesem Falle dieselben Wirkungen eintreten lassen, welche ein deserter Beweis *in processu ordinario* hat, nämlich Abweisung zur Ruhe und gänzlichem Verlust der Foderung. Es sind zwar mehrere Processlehrer der Meinung, und selbst *Dabelow* in der Erläuterung der Lehre vom Concurs. Anderer Meinung ist dagegen *Pufendorf* in d. *Obs. jur. univ. T. I. obs.* 176. Der Fall, dass ein Gläubiger seine Foderung anmeldet, solche aber hinterher, weil er eingesehen, dass er wenig oder nichts aus der Masse erlangen kann, nicht weiter verfolgt, und sich derselben begiebt, tritt gar oft ein, und es wäre die grösste Unbilligkeit, wenn er bloss desshalb, weil er sich gemeldet hat, seine Foderung und sein Klagerecht gegen den Gemeinschuldner verlieren sollte. Eben so wenig ist der Rec. mit dem Vf. in Beantwortung der Frage einverstanden, welche Wirkung die Präclusion auf die Güter des *Cridarius* äussern. Die Präclusion schliesst von der gesammten Masse aus, wenn auch solche zum Theil erst nach Eröffnung des Creditwesens entstanden, und können die einmal präcludirten Gläubiger auf ein später erwachsenes *augmenmentum* keinen Anspruch machen, es sey denn, dass nach allerseitiger Befriedigung Etwas übrig bleibt. Das *Beneficium competentiae* kann in der Sache selbst keine Aenderung machen. Der sechste Abschnitt handelt von *dem Zeitpuncte, wann die rechtsnachtheiligen Folgen des Ungehorsams in Wirkung treten*, und der siebente und letzte *von den Fällen, in denen der verwirkte Nachtheil des Ungehorsams wegfällt*, oder den sogenannten Ehehaften.

Diess wird genug seyn, um die gelehrte Welt auf diese Schrift aufmerksam zu machen, deren Druck und Papier übrigens nicht empfohlen werden kann.

D. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

MEDICIN.

ALTONA, b. Aue: *Ueber das Entkräftungsfieber der alten Leute, eine wenig gekannte und bisher noch nicht beschriebene Krankheit.* Von Dr. *C. F. Nagel.* 1829. XII und 100 S. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung verdient gewiss von der praktischen Seite die gerechteste Anerkennung. Was sich mit Grund gegen dieselbe einwenden läfst, betrifft mehr den Titel und das Vorwort dieser Schrift, als die Schrift selbst. Die hier abgehandelte Krankheit nämlich ist keine andere, als die *Schleimhautentzündung des Darmkanals bey alten Leuten*; wefshalb soll sie dennoch *Entkräftungsfieber der alten Leute* heifsen? Solches wäre: die Krankheit nach einem einzigen, mehr oder weniger hervortretenden Symptom zu benennen. Und — wird man weiter mit Grund fragen — können nicht alte Leute vom Fieber mit Entkräftung erkranken, ohne dafs sie gerade die hier abgehandelte Krankheit haben? Der Name: *Entkräftungsfieber* mag also wohl nicht gebilliget werden. Wenn ferner der Vf. behauptet, diese Krankheit sey wenig gekannt und bisher noch nicht beschrieben, so können wir ebenfalls nicht beystimmen. Denn gewifs haben viele Aerzte, so wie Rec., dieselbe wahrgenommen, und die Schleimhautentzündung des Darmkanals ist öfter und von verschiedenen Verfassern beschrieben worden. Wenn aber der Vf. sich dahin äufsert, dafs die Krankheit öfter verkannt worden, so kann diefs eben so wenig bestritten werden, als dafs seine Beschreibung derselben gewifs die vollständigste ist, die wir bis jetzt besitzen.

Von dem *Vorwort* sagt der Vf. selbst, dafs er zu viele Allotria beygemischt habe. Rec. ist gleicher Meinung, so wie es ihm auch dünkt, als ob der Vf. gewissen fremden Anatomen zu viele Lobsprüche spende. In einer besonderen *Einleitung* giebt er die Zeichen an, welche man nach dem Tode bey Schleimhautentzündungen des Darmkanals antrifft. Da diese auch vielfältig von anderen Schriftstellern abgehandelt worden sind, so wenden wir uns, ohne sie hier zu wiederholen, zu der Abhandlung selbst.

Symptome und Verlauf der Krankheit. Alte Leute, mehr Weiber als Männer, werden zur Sommer- oder Herbst-Zeit, besonders wenn Fieber mit Leber- Milz- und Darmkanal-Affection vorherrschen, von einer besonderen Müdigkeit befallen, die sie öfters nöthiget, bey Tage mit dem Schlafe zu kämpfen, während sie des Nachts weniger schlafen. Plötzliche Verstopfung geht voraus. Zu der Müdigkeit gefellt sich nun ein eigenthümliches Gefühl von matter Entkräftung. Die Kranken sind wie an das Bett gekettet; ihre Glieder fühlen sie wie zerschlagen, liegen Stunden lang unbeweglich, und mögen kaum den Mund zum Sprechen oder Trinken öffnen. Allmählich stellt sich ein täglich wiederkehrendes Fieber ein, gewöhnlich ohne Frost und Schweifs. Am häufigsten erscheint es des Vormittags, oft aber auch des Abends und in der Nacht. Erst gegen das Ende der Krankheit geht dieses remittirende Fieber in ein anhaltendes über. Während des Fiebers verändert sich das Gesicht auffallend: das blasse apathische Ansehen verwandelt sich in eine dunkele Röthe. Diese Exaltation währt zwey, bis drey Stunden. In und aufser dem Fieber klagen die Kranken über Kopfschmerz, dabey gewöhnlich Schwindel und eine merklich verengte Pupille. Gleichzeitig ist oft Druck in der Herzgrube vorhanden; oft fehlt er ganz. Hiemit ist oft Erbrechen eines weifsgelblichen, zähen Schleims, oder blofs ein Würgen ohne Ausleerung verbunden. Bey Einigen ist Uebelkeit vorhanden, bey Allen aber eins von beiden oder beides. Die Krankheit wird zuweilen von einem eigenthümlichen Husten begleitet. Die Haut ist beständig, selbst nach dem Fieber, sehr trocken; gewöhnlich von natürlicher Temperatur, nur die Handfläche und Fufssohle sind brennend heifs; in der Agonie tritt kalter, klebrichter Schweifs hervor. Die Zunge ist besonders charakteristisch: in den ersten acht, ja wohl vierzehn Tagen ist sie mit einem dünnen weifsen, in seltenen Fällen gelblichen Ueberzug bedeckt, worunter bereits hellrothe Pupillen durchschimmern; dieses verliert sich aber bald, und die der Schleimhautentzündung des Darmkanals besonders eigenthümliche Röthe zeigt sich nun als ein unverkennbarer, untrüglicher Warner. Anfangs ist die Zunge feucht, während des Fiebers und gegen das Ende der Krankheit wird sie trocken, aber nie rissig und stets rein. Der Appetit fehlt in der Regel ganz; zuweilen zeigt er sich durch Gelüste. Bey wenigen Kranken war ein bitterer, bey mehreren ein süfslicher oder saurer Geschmack vorhanden. Der Durst ist gewöhnlich anhaltend. Das Perceptionsvermögen der übrigen Sinne ist theils vermehrt, theils vermindert. Merkwürdig ist es auch, dafs die Vaginal- und Vesical-Schleimhaut gewöhnlich in Mitleidenschaft gezogen

wird. Der Puls ist gröſstentheils natürlich; gegen das Ende der Krankheit nur gering beschleiniget, etwas weicher, in der Agonie klein und fadenförmig. Die Secretionen und Excretionen sind besonders verändert und hauptsächlich vermindert. Der Urin ist anfangs dick, bräunlich, wird bald klar, hell, strohgelb, bildet mitunter eine kleine Wolke, geht aber während des ganzen Verlaufs sehr sparsam ab. Der Stuhlgang ist mehr als träge, mehrere Tage lang unterdrückt, und nur durch Abführungsmittel oder Klystiere hervorzubringen. Dieser gewöhnlich träge Stuhlgang nebst der charakteristischen Zunge und der erwähnten Mattigkeit sind die eigenthümlichen, nie fehlenden Zeichen dieser Krankheit. Erfolgt Oeffnung, so sind die Excremente dunkel gefärbt, knollig und sehr zähe; in seltenen Fällen mit einzelnen Blutstriemen vermischt, und noch seltener diarrhoeartig und hier stellen sich gegen das Ende Apathen ein. Die Krankheit dauert, nach geschehener vollkommener Krise durch die Haut oder den Urin oder durch beide, nie kürzer wie vier Wochen und nie länger als acht.

Zeichen der Reconvalescenz: Feuchtwerden der Zunge, verminderter Durst, ruhiger, erquickender Schlaf ohne Phantasieen, Abwesenheit von Druck in den Präcordien, ein gröſseres Wohlseyn in der Apyrexie, Aeuſserung von Theilnahme an der Umgebung, ein weicherer Puls, feuchtere Haut und Bildung eines weiſslichen, nicht blättrigen Sediments im Urin.

Zeichen des Todes: Unwillkühlicher Abgang des Urins und ein wahres Koma, das mit rothem aufgedunsenem Gesichte sich gewöhlich drey bis vier Tage vor dem Ende einstellt, woraus die Kranken fast gar nicht zu erwecken sind, und wodurch sie äuſserst sanft in den ewigen Schlaf eingehen.

Dieses ist das Bild der Krankheit in den schwereren, gewöhnlich tödlichen Fällen, aber *Cheyne* sagt vortrefflich, daſs sie mitunter ihren ganzen Lauf vollbringt, ohne sich anders, als durch groſse Entkräftung, trockene Haut, hartnäckige Verstopfung, rothe trockene Zunge, gelindes Fieber und die in den Tod übergehende Schlafsucht auszusprechen.

Erscheinungen in den Leichen. Magen und Gedärme sind gewöhnlich stark von Wind ausgedehnt, das *Omentum* vertrocknet, dünne, aber oft sehr lebhaft durch Gefäſse geröthet. Die ganze Praecordialgegend ist mit Blut überfüllt. An der äuſseren Fläche des oberen Theils der dünnen Gedärme, die mit der Leber in Berührung kommen, bemerkt man häufig jene gelbe Färbung, die von Ausschwitzungen der Galle im Momente des Todes oder kurz nachher entsteht. Die Mesenterialgefäſse sind stark angefüllt. Bey Eröffnung des Magens und des Darmkanals zeigt sich der eigentliche Heerd der Krankheit. Die Schleimhaut nämlich ist lebhafter geröthet, organischer, aufgelockert, faltenreicher, verdickt, sammetartiger, und hat im Magen besonders fast allgemein ein marmorirtes Ansehen. Hier und in den dünnen Gedärmen findet man häufige Flecken, von verschiedener Gröſse, von einer leichten Röthe an, bis zum Schwarzbräunlichen des Gangrän. Das Duodenum ist gewöhnlich mit einer Menge gelben, klebrigen Schleims angefüllt. Die Speiseröhre hat gewöhnlich eine hochgeröthete abnorme Farbe. Die Leber ist dunkler gefärbt, oft weicher, nachgiebiger wie natürlich. Die Gallenblase ist mit einer reichlichen, stark saturirten Galle gefüllt, die innere Haut derselben viel entwickelter. Die Milz war gewöhnlich klein, vertrocknet, etwas dunkel gefärbt. Alles Uebrige, auch die Brusthöhle, war gesund; den Hirnschädel hat der Vf. nie öffnen dürfen.

Wesen und Ursachen der Krankheit. Alle Erscheinungen während des Lebens und in den Leichen deuten auf eine entzündliche, am häufigsten vielleicht rosenartige Affection der Schleimhaut des ganzen Darmkanals, die sich besonders auch nach der Leber verbreitet. Der Zustand des Inneren des Magens, der Gedärme und der Gallenblase sprechen auch dafür. Was die gewöhnlich statt findende Schmerzlosigkeit des Unterleibes bey dieser Krankheit betrifft, so darf man sich ja nicht dadurch über die eigentliche Krankheit irre machen lassen. *Morgagni* und *A.* haben beträchtliche(!) Entzündungen der Gedärme ohne Schmerzen oder bey nur geringen gesehen. Der treffliche *Cheyne* (*The Dublin Hospital Reports and Communications in Medecine and Surgery*, *Vol.* 1, Dublin 1818), der diese Krankheit sah und beschrieb, sagt in dieser Beziehung: „Die Empfindlichkeit gegen Berührung war nie so bedeutend, als die, welche eine Entzündung begleitet, die ihren Sitz in den musculösen und serösen Membranen der Eingeweide hat. In der That würde die Diagnose der Krankheiten der Eingeweide sehr mangelhaft seyn, wenn wir annehmen, daſs Entzündung der mucösen Membran nothwendig Spannung, groſsen Schmerz oder bedeutende Empfindlichkeit der Eingeweide erfodert."

Ursachen der Krankheit sind: Die Jahres- und Zeit-Constitution, Sommer- und Herbst-Zeit, wo vorzüglich Krankheiten, die die Schleimhaut des Darmkanals afficiren, herrschen; Diätfehler; Erkältungen; Wasserausdünstungen, Sumpfmiasma; metastatische Rose, und endlich ältere organische Veränderungen edlerer Theile. Wenn letztere lange dauern und bedeutend sind, brauchen sie, so zu sagen, oft diese Krankheitsform und ähnliche als Schluſsstein ihres Werks, als letzte Hand bey der Destruction des ergriffenen Körpers. Als Beyspiel führt der Vf. die Mdme. *P.* an, die nach einem höchst thätigen Leben in Ruhe und Wohlleben versetzt ward, und an dieser Krankheit starb, als Folge einer ungeheueren *plethora abdominalis*, wozu sich allmälich immer zunehmende Bauchbrüche, die zuletzt fast ¾ Theile des Unterleibes einnahmen, gesellt hatten. Ein gewiſs merkwürdiges Beyspiel!

Behandlung der Krankheit. Das Wichtigste bey dieser Krankkeit ist die Diät; mit Recht spricht der Vf. zuerst davon. Sie muſs strenge seyn; sonst erfolgen Recidive und der Tod. Haferwellgen, Grütze von Hafer, Buchweitzen, Gerste, auch wohl Reis und Sago sind die Speisen, kaltes Wasser und Brodwasser sind die Getränke; auch Fruchtsuppen passen für mehrere Fälle, doch nicht wo Blähungen und Diarrhöen vorhanden sind. In dem Getränke der frischen Butter-

milch glaubt der Vf. fast ein Heilmittel für diese Krankheit gefunden zu haben. Diese Diät wird unabweichlich bis zur völligen Reconvalescenz fortgesetzt; alsdann reichen ein Stück Wildpret, zwey, drey Austern, Milchspeisen und endlich Hühnerbrühe mit Reis oder Graupen, so wie leichtes Gemüse in Wasser gekocht hin, bis nach vollkommen dauerhafter Heilung zu Fleischsuppen, Brot und Wein geschritten werden kann. Bey dieser Diät ist auch für die absoluteste Ruhe des Geistes und des Körpers, für Reinlichkeit und frische Luft im Krankenzimmer zu sorgen.

Die Heilanzeige besteht hier darin, dass die stattfindende Entzündung des Darmkanals gehoben wird, jedoch mit Berücksichtigung ihrer Eigenthümlichkeit im Greisenalter. Von allgemeinen bedeutenden Blutentziehungen kann hier schwerlich je die Rede seyn; aber wo Schmerz und Druck in der Oberbauchgegend, intensiveres Fieber, harter Puls gleich zum Vorschein kommen, setzt der Vf. ein Dutzend Blutegel und läfst solche auch nöthigenfalls wiederholen. Sind Hämorrhoiden oder entzündliches Leiden des unteren Theils vom Darmkanal vorhanden, so werden die Blutegel am After gesetzt. Sehr Recht hat aber der Vf., wenn er das wiederholte Ansetzen der Blutegel, bis alle Empfindlichkeit des Bauches verschwunden ist, widerräth. Dabey giebt er etwa dreystündlich ein Brausepulver von 15 Gran kohlensaurem Natrum und ebensoviel Weinsteinsäure mit Zucker. Oft ist diefs Mittel fast allein hinreichend. Wenn aber Reizbarkeit des Magens sehr gesteigert ist, oder die Pulver Durchfall erregen, so giebt er den Riverischen Trank mit Gummischleim, oder eine Emulsion von Mandelöl und arabischem Gummi mit etwa zwey Drachmen verdünnter Phosphorsäure zu sechs Unzen Menstruum. Hierzu läfst er zweystündlich zwölf Tropfen oder vier Mal täglich fünf und zwanzig Tropfen Kirschlorbeerwasser zutröpfeln. Wo die Reizbarkeit des Magens vermindert ist, und der träge Stuhlgang fortdauert, läfst er zwey oder mehre Mal des Tages ein viertel Gran Calomel nehmen. Der Stuhlgang mufs durch einfache erweichende Klystiere, ohne Salz und Seife, unterhalten werden. Wo es die Verhältnisse erlauben, gebe man täglich ein lauwarmes Wasserbad. Von äusseren ableitenden Mitteln werden angerathen *Linimentum volatile*, allein oder mit *Unguentum Neapolitanum*, oder die Autenriethsche Salbe, oder Senfpflaster und spanische Fliegen auf den Leib. Später in der Krankheit, bey Abnahme der Kräfte und entstandener fortgesetzter Diarrhöe, werden warme Umschläge auf den Leib von einem Weindecocte aus aromatischen Kräutern mit Nutzen angewendet. Bey beständigem Koma, rothem Gesichte, glänzenden Augen, Delirien oder wiederholten Klagen über Kopfweh, werden kalte Umschläge auf den Kopf gebraucht. Brechmittel hat der Vf. nie gewagt in dieser Krankheit zu geben, obschon *Cheyne* es gethan hat, aber mit keinem Erfolg. Ebenso sind auch Abführungsmittel zu verwerfen. Von den flüchtigen Reizmitteln sah der Vf., selbst gegen das Ende der Krankheit, nie den geringsten Nutzen.

Krankengeschichten. Deren werden vier aus der eigenen Praxis des Vfs. angeführt; zwey mit günstigem, zwey mit tödtlichem Ausgange. Der erste Fall gehört gewissermassen nicht hieher, da die Kranke siebenundfunfzig Jahre alt, also nicht im Greisenalter war. Diese Krankheitsfälle haben jedoch alle ihre Eigenthümlichkeiten, und sind recht belehrend. Schliesslich sind zwey Fälle von *Billard* aus seiner Schrift: *De la membrane muqueuse gastro-enterite* (Paris 1825) beygefügt.

Wenn nun auch Rec., wie er oben angab, die hier beschriebene Krankheit als einen geringeren Grad von Schleimhautentzündung des Darmkanals betrachtet, so findet er doch die von dem Vf. benannte Krankheit hier so naturgetreu dargestellt, dass er es für Pflicht achtet, diese Schrift jedem Arzte angelegentlichst zu empfehlen.

Uebrigens mufs Rec., der als Arzt der Invaliden zu Neapel und auch sonst oft Gelegenheit hatte, die Krankheit zu beobachten und zu behandeln, noch bemerken, dass er es nie für nöthig fand, so antiphlogistisch, wie der Vf. es thut, zu verfahren, obschon seine Behandlungsweise gewifs als mäfsig in dieser Beziehung zu betrachten ist. Von allgemeinen Blutausleerungen war in dieser Krankheit nie die Rede, und selbst die örtlichen zu wiederholen hat Rec. nie nothwendig gefunden, während er nur anfangs vier Blutegel an den Nabel setzte, welches Verfahren er nicht genug empfehlen kann. Aber selbst diese kleinere Blutentleerung war öfter nicht nöthig, sondern nur kalte Bähungen auf den Unterleib von Essig und Wasser. Die übrige von dem Rec. eingeschlagene Behandlung bestand hauptsächlich in Folgendem: innerlich, nach den Umständen, entweder eine Emulsion und Nitrum, oder rother Fingerhut und versüfster Merkur; vorzüglich aber ist Eselsmilch zu empfehlen, dabey noch als Getränk Gerstendecoct und kleine Stücken Eis; äusserlich laue Bäder und Eis auf den Kopf gelegt.

Papier und Druck dieser Abhandlung sind zu loben.

A. v. S.

Leipzig und Darmstadt, b. Leske: *Chirurgische Klinik*, eine Sammlung von Erfahrungen in den Feldzügen und Militärhospitälern von 1792 bis 1829. Vom Baron D. *J. Larrey*, Mitgliede des Instituts von Frankreich, erstem Arzte des Militärhospitals der königlichen Garde, consultirendem Wundarzte des Königs, Commandeur des Ordens der Ehrenlegion u. f. w. Im Auszuge aus dem Französischen mit einigen Anmerkungen herausgegeben von D. *F. Amelung*, Hospitalarzte zu Hofheim bey Darmstadt und correspondirendem Mitgliede der philosophisch-medicinischen Gesellschaft zu Würzburg. Erster Band. Mit 15 Abbildungen. 1831. XVI u. 377 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

D. *Larrey* hat schon längst durch seine Schriften in der Chirurgie einen bedeutenden Namen erlangt, zumal da ihm seine hohe Stellung in der Armee und die während einer 40jährigen Dienstzeit mitgemachten 26 Feldzüge in vier Welttheilen mannichfaltige, vortrefflich

von ihm benutzte Gelegenheit darboten, sich um diesen Theil der Medicin Verdienste zu erwerben. Seine *Memoires de Chirurgie militaire*, IV. *Vol.* (Paris 1812 — 1817) und *Recueil de Memoires de Chirurgie* (Paris 1821) überzeugen uns zur Genüge von den wissenschaftlichen Vorzügen, die ihn jederzeit seinen Posten vollkommen ausfüllen liessen. Derselbe Fall tritt auch bey dieser Schrift ein, welche im Originale den Titel führt: *Clinique chirurgicale, exercée particulièrement dans les camps et les hôpitaux militaires* (Paris 1830. 3 *Vol. avec Atlas*). Ihr Zweck ist, den Erfahrungsschatz des Veteranen auch den jungen Aerzten aufzuschliessen; sie will aber nicht als ein vollständiges Werk über Militärchirurgie gelten. Die medicinisch - klinischen Denkwürdigkeiten sind hier ausgeschlossen, da sie in einem besonderen Bande erscheinen sollen.

Es würde zu weit führen, einen Auszug des Ganzen zu geben, da dieser erste Band nichts enthält, was nicht merkwürdig genannt werden müsste; wir begnügen uns daher, nur die eigentlichen Seltenheiten der chirurgischen Praxis auszuheben, welche um so mehr Beachtung verdienen, da der Vf. selten auf Autoritäten sich verliess, sondern immer seinen originellen Wegen zur Bezweckung einer möglichst schnellen und sicheren Heilung folgte. Eine „allgemeine Darstellung der Wunden und der Schusswunden insbesondere" handelt die Wunden von blanken Waffen, die Stichwunden, gerissenen, durch wüthende Thiere verursachten, vergifteten und Schuss - Wunden ab, wobey das traumatische Erysipelas zur Sprache kommt. Wir bemerken, dass der Vf. offenbar über die Natur der Erysipelaceen mit sich nicht im Reinen ist, indem er verschiedene Zustände zusammenwirft, nämlich die Folge von Ueberreizung der Wunde und die gastrisch biliöse Affection. Nicht leicht kann der erste Zustand nach deutschem Begriffe von Erysipelas mit letzterm, der es wirklich ist, verwechselt werden; der erste kann jederzeit eintreten, der letzte nur unter den ihm günstigen Verhältnissen, beym erysipelatösen *Genius epidemicus*, wozu wir dann noch den rheumatischen *Genius epidemicus* rechnen möchten, der in seinem Einflusse auf Wunden dem ersten Zustande nach dem Exterieur gleichen würde, ohne aber desshalb mit ihm identisch zu seyn. Der Vf. entwickelt dabey auch pathogenetische Ansichten, die nicht für so gewiss anzunehmen seyn dürften. Uebrigens enthält dieser Artikel interessante Erfahrungssätze, wovon wir hier nur den über die Behandlung mittelst der oberflächlichen Application des Glüheisens auf der kranken Fläche anführen, dessen herrliche Wirkung durch Krankengeschichten nachgewiesen wird, und sich auch auf den Hospitalbrand, wie auf den *Tetanus*, ausdehnen lässt. An Belegen dafür lässt es der Vf. nicht fehlen, welche mehr als genügend überzeugen. „*Quod ferrum non sanat, ignis sanat*" ist für ihn ein wichtiger Spruch, aber auch nicht mit Unrecht; er verdient hierin alle Nachahmung; nur ist er in der Civilpraxis nicht so, wie im Felde und im Hospitale, möglich.

Unter der Rubrik: „Kopfkrankheiten" lesen wir die interessantesten Beobachtungen über mechanische Verletzungen des Schädels und verschiedener Gegenden des Gehirns, über Gehirnbruch, Leberabscesse in Folge von Kopfverletzungen, Schlagfluss und Verletzungen des kleinen Gehirns, dann über Heimwehe und die Aderlässe an der *Jugularvene* und der *Temporalarterie*. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen des Vfs. Erfahrungen über die *Trepanation* und den innigen Nexus zwischen dem kleinen Gehirn und den Genitalien, nachgewiesen durch chirurgische Fälle. Seine Bemerkungen über Gehör- und Augen - Krankheiten sind nicht minder der Beachtung werth. Unter anderen erwähnt er einer fehlerhaften Formation der Wandungen des Gehörganges, welche dadurch entsteht, dass bey frühem Verluste der Backzähne die Gelenke der unteren Kinnlade sich tief in die Gelenkgrube der Schläfenbeine über der *fissura Glaseri* und vor dem Gehörgange einsenken, und so dessen Wandungen comprimiren. In Folge hievon verschliesst sich der Gang, oder er wird so verschoben, dass die Töne nicht zum Trommelfelle gelangen können. Auch finden wir die wichtige Erfindung eines Hörrohres aus *Gummi elasticum*, welches seiner vorzüglichen Brauchbarkeit wegen keinem Arzte unbekannt bleiben sollte, eben so wenig, als die physiologischen und pathologischen Bemerkungen über das Auge, besonders die sogenannte ägyptische Augenentzündung.

Was wir ferner über Epilepsie, Gesichtswunden, Wunden der Kinnbackenhölen, Brüche der Kinnladen, Wunden der Zunge, Fröschleingeschwulst, Speichelfisteln in den Wandungen der Mundhöle, Vorfall des Zäpfchens, Kropf, *Scirrhus mammae*, *Prolapsus uteri*, *Scirrhus et carcinoma uteri*, ferner über Krebs der Kinnladen, Wunden des Halses und der Kehle, der Speiseröhre, dann über die penetrirenden Brustwunden und die Wunden des Herzbeutels und Herzens, wobey die Operation des Empyems und die Paracentese des Herzbeutels nicht unberücksichtigt blieben, in dieser Schrift lesen, zeugt alles von des Vfs. Umsicht und Entschlossenheit, den löblichsten Eigenschaften eines Chirurgen, die ihn im Drange der Gefahren nicht verlassen dürfen; und seine wissenschaftliche Originalität thut Wunder zum Heile der Menschheit, wie zur Vervollkommnung der Chirurgie.

Die Uebersetzung des Hn. *Amelung* ist gelungen zu nennen; auch hat er eine zweckmässige Redaction des Originals von drey Bänden auf zwey vorgenommen, was bey der bekannten französischen Weitläuftigkeit den Werth des Ganzen im Deutschen nicht beeinträchtigt. Die lithographischen Abbildungen sind zwar ziemlich deutlich, verrathen aber nichts weniger als einen Meister der Kunst. Druck und Papier sind gut.

Bfs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Hinrichsschen Buchhandlung: *Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst.* Eine Monatsschrift in Verbindung mit mehreren gelehrten Männern herausgegeben von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, K. Sächs. Hofrathe, Ritter d. K. S. Civ. Verd. Ord. und öff. Lehrer der Staatswissenschaft an der Universität zu Leipzig. 1831. *Erster Band* (Januar — Junius) 570 S.; *Zweyter Band* (Julius — December) 570 S.; 1832. *Erster Band* (Januar — Junius) 570 S.; *Zweyter Band* (Julius — December) 570 S. 8. (6 Rthlr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1831. No. 55 u. 56.]

Auch die vor uns liegenden beiden Jahrgänge dieser *Jahrbücher* enthalten manches Interessante, und behaupten überhaupt den Charakter der Gediegenheit, Ruhe, Mässigung und Nüchternheit, wodurch diese Zeitschrift sich stets ausgezeichnet hat. — Unter die vorzüglichsten Lieferungen der oben bemerkten beiden Jahrgänge gehören, unserer Ansicht nach, nicht gerechnet die mancherley Recensionen, über welche wir uns nicht verbreiten können, etwa folgende: — *Der Höhepunct der Civilisation*, von u. s. w. *Pölitz* (1831. I. 1 — 21). Der Vf. macht hier in gedrängter Kürze auf die Momente aufmerksam, auf welche das unverkennbare Fortschreiten der gegenwärtigen Menschenwelt zu einer höheren Vervollkommnung und Reife, zu einem vermehrten Wohlstande durch vermehrte Intelligenz und erhöhete sittliche Kraft, und zur gleichmässigen Aufrechterhaltung der Herrschaft des Rechts, ruht. Das Streben aller Völker nach diesem Ziele ist (S. 14) der Höhepunct der gegenwärtigen Civilisation. Die Hauptpuncte, welche, unter Beachtung dieses Strebens, unsere Staatsmänner gegenwärtig ins Auge zu fassen haben, hat der Vf. (S. 16. 17) sehr richtig angedeutet. Nur diejenige Regierung steht fest und sicher, welche diesen Strebungen der Völker hülfreich und unterstützend entgegen kommt. Auf einem runden Fussgestelle aber schwankt jede, die es unternehmen mag, solchen Strebungen entgegen zu treten. Die Periode, wo die Völker sich als Unmündige behandeln lassen konnten, ist längst vorüber gegangen. — *Ueber die verschiedenen Hauptrichtungen des juristischen Studiums*; von *von Rotteck* (1831. I. 64); eine treffliche Auseinandersetzung der Verirrungen und Nachtheile, welche für das *bestehende* Recht, mit dessen Studium und Anwendung sich der juristische Praktiker zunächst zu beschäftigen hat, aus dem in der neuesten Zeit mit besonderer Vorliebe betriebenen Studium der Rechtsgeschichte und „blinden Vergötterung des geschichtlichen Rechts" zu besorgen sind, während darüber das Studium des *Vernunftrechts* vernachlässigt wird, das man sogar aus dem Kreise der juristischen Studien zu verbannen sucht, nicht bedenkend, dass dieses das eigentliche, überall neben dem positiven anzuerkennende, Subsidiarrecht ist, die oberste Bedingung für die wissenschaftliche Einheit aller Jurisprudenz, und eben so die Hauptseite aller *Philosophie der positiven Rechte*, und die leuchtende Hauptidee, welche sicherer, als alle Rechtsgeschichte, durch die Irrsale der sich widersprechenden positiven Gesetze und der endlosen juristischen Disputationen führt, oder die wenigstens durch keine Rechtsgeschichte jemals entbehrlich wird. Soll das Recht und die Rechtspflege mit dem Zeitgeiste fortschreiten, so ist es — nach unserem Dafürhalten — unerlässlich nothwendig, dem juristischen Praktiker für die Anwendung des Vernunftrechts einen bey weitem ausgedehnteren Spielraum zu gewähren, als ihm die Grundidee des rechtshistorischen Studiums, die *starre Beharrung bey dem Buchstaben des Bestehenden, so wie es sich aus den Institutionen der früheren Zeit herausdeuten lassen mag*, gestattet. Es kann seyn, dass die Praxis, oder wie sich die Franzosen ausdrücken, die *Jurisprudenz*, durch die Gewähr dieses Spielraums etwas schwankend werden kann. Allein diese Schwankungen liegen in der Natur der Sache. Mit den Fortschritten der Cultur und Civilisation der Völker, müssen nothwendiger Weise auch deren Rechtsbegriffe sich ändern; und jenem Fortschreiten und Veränderungen der Rechtsbegriffe des Volks kann die Praxis bey weitem leichter folgen, als die entfernter stehende Gesetzgebung. Mit voller Wahrheit erkannten die Römer die *responsa prudentum* als eine wirkliche Quelle des bestehenden Rechts. — *Vorschläge zur Bearbeitung einer Statistik der Civilrechtspflege* (1831. I. 97 — 118). Die hier gemachten Vorschläge verdienen in jeder Beziehung Beachtung. Aus einer solchen Zusammenstellung der bey Civilprocessen vorkommenden Erscheinungen, wie der Vf. sie vorschlägt, würde mancher Gewinn für die Processgesetzgebung zu schöpfen seyn; während eine

bloſse nackte Aufzählung der anhängig gewordenen und entſchiedenen oder nicht entſchiedenen Civilrechtsfälle, wie ſolche unſere gewöhnlichen Civilproceſstabellen geben, wenig oder nichts helfen kann. Soll dadurch das Verfahren der Gerichte und der mehr oder minder lebendige Gang ihrer Thätigkeit mit einigem Nutzen controlirt werden, worauf ſolche Tabellen doch abzwecken: ſo kann es nur auf die vom Vf. angedeutete Weiſe geſchehen; auf ein Weiſe, die weniger die Thätigeit der Gerichte controlirt, als die Normen des gerichtlichen Verfahrens, und die Güte oder Gebrechen der Geſetzgebung ſelbſt, welche nicht minder eine fortwährende Controle bedürfen. — *Ueber ſtehende Heere*; vom Ober-Conſiſtorialrathe Dr. *Tittmann* zu Dresden (1831. I. 193 — 212). Der Vf. zeigt durch überwiegende Gründe die Vorzüge ſtehender Heere vor einer, durch allgemeinen Militairdienſt aller hiezu geeigneten Staatsbürger gebildeten, Miliz. Vorzüglich treffend iſt die Beſeitigung des gewöhnlichen Vertheidigungsmomentes der letzten, daſs ſtehende Heere Werkzeuge des Despotismus ſeyen (S. 206 — 210). Der Vf. hält es für das Einfachſte und Beſte, daſs der Kriegerſtand ein eigener Stand bleibe, jedoch neben den militäriſchen Geſchäften zugleich zu anderen Zwecken, z. B. zu Arbeiten bey öffentlichen Bauwerken, benutzt werde. — *Ueber das Weſen und die Verbindlichkeiten octreirter und pactirter Verfaſſungsurkunden*, von *Vollgraf* (1831. I. 213 — 240). Die Reſultate der hier vom Vf. angeſtellten Erörterungen ſind: 1) *octroirte* und *pactirte* Verfaſſungsurkunden verhalten ſich juriſtiſch formell zu einander, wie *Schenkungen* und *oneröſe Verträge*; 2) es iſt nicht Sache der Willkühr, ob eine Verfaſſung materiell zu octroiren, oder zu paciſciren ſey; 3) beide ſind für Fürſt nnd Volk gleich ſtreng verbindlich; 4) es kann daher ohne beiderſeitige Zuſtimmung nichts daran geändert werden; 5) beiderley können jedoch von dritten erb- und ſucceſſionsberechtigten Agnaten in ſo weit angefochten werden, als der octroirende oder paciſcirende Fürſt über ein mehreres diſponirt hat, als wozu er hausgeſetzlich unter den obwaltenden Umſtänden befugt war; 6) die einſeitige Zurücknahme einer octroirten Verfaſſungsurkunde zur Strafe, oder weil dem kinderloſen Geber noch Leibeserben nachher geboren wurden, kann vom Rechte nicht gebilligt werden. — Wir laſſen es an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, ob die Widerruflichkeit octroirter Verfaſſungsbriefe nicht zu ſehr beſchränkt ſey. Gegen die Subſumtion derartiger Verfaſſungsverleihungen unter den privatrechtlichen Begriff von *Schenkungen*, worauf das Urtheil des Vfs. (S. 227) ruht, möchte ſich doch wohl gar Manches nicht ohne Grund erinnern laſſen. Eine Berufung von Vertretern des Volkes zur Mitwirkung an der Verwaltung des gemeinen Weſens, worin ſich doch eigentlich der Charakter ſolcher Verfaſſungsverleihungen ausſpricht, möchte wohl keinesweges ſo geradezu für eine völlige und ſtete Schenkung der den Ständen verliehenen Mitwirkungsrechte zu achten ſeyn, ſondern wohl nur für eine Inſtitution, die bloſs für einen Act der *organiſchen Geſetzgebung* anzuſehen, dem gemäſs nach dem Begriffe von *Geſetz* zu beurtheilen ſeyn möchte; alſo für den Geber bloſs ſo lange verbindend und aufrecht zu erhaltend, als die Inſtitution ihrem urſprünglichen Zwecke, der *Förderung des allgemeinen Beſten durch Mitwirkung der Stände*, entſpricht; keinesweges aber da, wo die Stände ſich für dieſen Zweck entweder gar nicht oder doch nur den desfallſigen Strebungen des Gouvernements entgegentretend zeigen. Die Geſchichte unſerer ſtändiſchen Verhandlungen zeigt leider nur zu viele Beyſpiele ſtändiſcher Verirrungen. Die Stände ſind eben ſo wenig von Leidenſchaften frey, als die Fürſten. Das Bild, welches *Kunhardt* (II. 239 ff.) von Freyſtaaten und ihren Regierungen liefert, iſt gewiſs zu ſchmeichelhaft. In der Geſchichte iſt wenigſtens dieſes Bild nicht leicht zu finden. — *Geſchichtliche praktiſche Andeutungen über die neue Verfaſſung des Churſtaates Heſſen, vom* 5 *Januar* 1831, von *Pölitz* (1831. I. 241 — 262): eine gedrängte Aufzählung der vorzüglichſten Beſtimmungen der kurheſſiſchen Verfaſſungsurkunde, mit einigen vorausgeſchickten politiſchen (S. 241 — 249) und hiſtoriſchen (S. 249 — 256) Bemerkungen. Die Zeit wird lehren, ob die kurheſſiſche Verfaſſung alles das leiſten wird, was der Vf. ſich davon verſpricht. Der Uebergang von einer Lebensordnung zu einer anderen iſt überall ſchwer; und ins beſondere ſchwierig iſt es, das beſtandene reine Monarchenthum mit einem wahrhaft conſtitutionellen Leben ſo zu vermählen, daſs dieſe eheliche Verbindung recht gut thue. Gegen den *Landſyndicus* mit *lebenslänglicher Ernennung*, deſſen Aufſtellung der Vf. (S. 247) unter die Lichtſeiten dieſer Verfaſſung rechnet, und auch *Weitzel über die kurheſſiſche Verfaſſung von* 1831. (1831. I. 385 — 411) als einen Hauptvorzug derſelben anſieht, möchten wir wohl allerley zu erinnern finden. Es fragt ſich insbeſondere: Wird die Wahl dieſes Volkstribuns ſtets den rechten Mann treffen? Wird ſich dadurch nicht am Ende eine Dyarchie bilden können, die ſelbſt die Wirkſamkeit der Stände zu beeinträchtigen fähig ſeyn könnte? Wozu brauchen die Stände einen Conſulenten, wenn ſie die Intelligenz eines Landes repräſentiren wollen? Uns will es bedünken, wer ſelbſt eines Conſulenten bedarf, kann nicht der Conſulent eines Anderen ſeyn. — Sehr intereſſante Beyträge zur Geſchichte der kurheſſiſchen neuen Verfaſſung enthält übrigens der Aufſatz: *Die kurheſſiſche Magna Charta vom* 5 *Januar* 1831 (1831. I. 309 — 316). Nach dem *hier* (S. 339) über die kurheſſiſche Verfaſſung gefällten, und wie die neueſten Ständeverhandlungen in Heſſen zeigen, geradezu nicht für unrichtig auszuſprechenden Urtheile, iſt die kurheſſiſche neue Verfaſſungsurkunde in vielen Beziehungen relativ zu theoretiſch, zu ideal, zu liberal zu nennen; d. h. „ſie knüpft ſich zu wenig an das Geſchichtliche an, der Sprung iſt zu groſs, und das Volk iſt eben deſshalb noch nicht dafür herangebildet, oder beſonnen und gemäſsigt genug, um ſich an den, ihm plötzlich dargebotenen, groſsen Freyheitsportionen nicht zu berauſchen.“ Ueberhaupt zeigt leider die Erfahrung in unſeren deutſchen conſtitutionellen Staaten, daſs die Sprecher des Volkes in

den ständischen Versammlungen zu sehr zum Theoretisiren und Idealisiren sich hinneigen, und das, was dem Volke wirklich Noth thut, *Erleichterung seiner Lage in materieller Beziehung*, zu wenig beachten. Sehr ungern bemerken wir ein solches Theoretisiren und Idealisiren in dem vorhin angeführten Aufsatze von *Weitzel*, namentlich in dem, was (S. 392 — 400) über die Bedingungen der Wählbarkeit gesagt ist. Es hat sich in unseren bürgerlichen Verhältnissen allerdings gegen sonsten vieles geändert. Aber die wirkliche Welt und ihr Gang bewegen sich noch immer nach denselben Gesetzen; und zur Beachtung dieser ist gewiss stets der mehr geneigt, der durch ein gewisses materielles Besitzthum an die wirkliche Welt gebunden ist, als derjenige, der sich von jener zum Leben nothwendigen Materie getrennt, bloss im Dunstkreise seiner Ideen und Phantasieen bewegt. Der Grundfehler unserer feudalaristokratischen Verfassungen war *der*, dass man die sogenannte Volksvertretung zu sehr an das Grundbesitzthum band. Jetzt neigt man sich von Seiten unserer Staatsphilosophen zum Gegentheile hin. Das Geistige soll allein herrschen, losgerissen von Allem Irdischem; und doch sind es grösstentheils rein irdische Dinge und materielle Bedürfnisse, welche das Treiben unserer Ständeversammlungen bewegen. Beide, die Regierungen und die Völker, wollen das tägliche Brod, nicht geistige Leckerbissen. Die hiebey gleich mit zu erwähnende Abhandlung: *über die Grundsätze, von welchen bey der Abfassung der kurhessischen Verfassungsurkunde ausgegangen ward*, von *Jordan* (1832. I. 193 — 220), ist nicht sowohl ein Beytrag zur Geschichte dieser Verfassung, sondern zunächst bloss nur eine Andeutung der Hauptpuncte, welche eine Staatsverfassung enthalten müsse, um den durch Vernunft gleichmässig begründeten Anfoderungen der Zeit zu entsprechen, mit der Bemerkung, dass diese Andeutung bey der Bearbeitung der kurhessischen Verfassungsurkunde, an welcher der Vf. bekanntlich vorzüglichen Antheil hatte, zum Grunde gelegt worden sey. — *Ueber den Propheten zu Mekka und die Wirkungen seiner Lehre* vom Professor *Schacht* zu Mainz (1831. I. 481 — 504, und II. 37 — 61); kurze, sehr interessante Andeutungen einiger Hauptpuncte aus der Lebensgeschichte *Mohameds* und seiner Lehre, so wie der Momente, aus welchen die schnelle Verbreitung derselben und die Herrschaft der Saracenen hervorging; auch, warum der Einfluss, den die Verbreitung des Mohamedismus und die Herrschaft der Saracenen einige Zeit im Mittelalter hatte, so beschränkt und von so kurzer Dauer war. — *Die politischen Grundsätze der Bewegung und der Stabilität nach ihrem Verhältnisse zu den drey politischen Systemen der Revolution, der Reaction und der Reformen*; von *Pölitz* (1831. I. 525 — 541). Der Vf. sucht hier nachzuweisen, dass nach der Grundverschiedenheit ihres staatsrechtlichen und politschen Charakters allerdings *nur drey* politische Systeme, die der *Revolution*, der *Reaction* und der *Reformen* — oder wie er sie in einem späteren Aufsatze (II. 507 — 522) nennt, die des *politischen Rationalismus*, des *reinen Supernaturalismus* und des *rationalen* oder *historischen Supernaturalismus* — denkbar sind, dass aber die politischen Grundsätze der *Bewegung* und der *Stabilität* zwey wichtige Mittelglieder in der Theorie und Praxis der drey aufgestellten Systeme bilden, so dass der Grundsatz der *Bewegung* die Mitte zwischen dem Systeme der Reaction und dem Systeme der Reformen hält. — Wir überlassen diese neue Eintheilung und Gliederung des Treibens der verschiedenen Agenten der politischen Ergebnisse unserer Zeit, und was der Vf. sowohl hier als später (II. 516 fg.) zu deren Rechtfertigung anführt, der Prüfung unserer Leser. Uns will es bedünken, in den Ausdrücken *Bewegung* und *Stabilität*, welche in der letzten Zeit so häufig vorkommen, und den Charakter der hier aufgetretenen Parteyen bezeichnen sollen, sey weiter nichts zu finden und zu suchen, als nur eine mildere Bezeichnung von *Revolution*, dem Streben, alles Bestehende umzustürzen, und *Reaction*, dem Streben, alles Bestehende unbedingt zu erhalten. Die Partey der Bewegung will sich in ihrem Streben, alles Bestehende umzustürzen, nicht aufhalten lassen, und nennt sich um desswillen die *bewegte*. Die Stabilitätsfreunde aber wollen von Allem, was besteht, durchaus nichts aufgeben, und suchen im starren Beharren hiebey ihr Element. Für die Praxis scheint uns überdiess der gewählte Systematismus nicht von sonderlichem Werthe zu seyn. Bey der Frage von der Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit der von den handelnden Parteyen gewünschten Umwandlung oder Aufrechterhaltung unseres politischen Wesens, entscheiden zunächst nur die individuellen Ansichten der auftretenden Agenten über das, was zeitgemäss sey oder nicht; und so lange diese Ansichten sich nicht auf bestimmte Puncte vereinigen, wird eine sichere Grenzbestimmung zwischen *Reform* und *Revolution* nie möglich seyn, oder würden die Grenzen auch nach den Andeutungen des Vfs. (II. 515) gezeichnet, doch in der Wirklichkeit sich nie lange als praktisch brauchbar bewähren. Alles Recht besteht ohnediess nur für gesellige Verhältnisse, und hat nur praktische Realität, so lange man diese Verhältnisse achtet und zu erhalten sucht. Lösen sich aber diese Verhältnisse, so werden Leute, welche in ihren Ansichten, Wünschen und Foderungen so himmelweit auseinander stehen, wie die Ultras beider Parteyen, wohl stets nur im heftigsten Kampfe einander gegenüber stehen. Die Herrschaft des Rechts, worauf zuletzt das Princip der Reformen eigentlich ruht, kann nur erhalten werden durch Besonnenheit und Mässigung von beiden Seiten. Die Revolution aber beginnt, sobald diese correcte Linie von einer oder der anderen Seite verlassen wird; und mit der Revolution beginnt auch die eigentliche *Reaction*. In beiden Fällen ist nicht mehr vom *Rechte* die Rede, sondern bloss von der *Gewalt*. Es heisst hier: *violenti rapiunt imperium — Gewalt geht vor Recht*. Uebrigens haben alle grossen gesellschaftlichen Umwandlungen immer ihre Vorläufer, durch welche sie sich ankündigen. Dieses sind Umwandlungsversuche, deren Nothwendigkeit nur die Minorität empfindet, und die daher gewöhnlich auch erfolglos bleiben. Der Unweise denkt,

nun sey die Sache für immer beruhiget. Der Weise aber sieht darin die Zeichen einer fortgeschrittenen Zeit, die Ankündigung eines erwachten Bedürfnisses, und kommt einem gewaltthätigen Ausbruche in Zeiten dadurch zuvor, dass er in Zeiten reformirt. Verständige Gouvernements dürfen sich überhaupt nie vom Volke fortziehen lassen, sondern müssen ihm voranschreiten. — *Burke* und *Fox*, vom Hofrathe und Oberbibliothekar *Weitzel* zu Wiesbaden (1831. II. 1—22); eine sehr interessante Vergleichung der Charaktere dieser beiden berühmten englischen Staatsmänner. — *Wann ist von dem Staatscredite Gebrauch zu machen;* vom Ober-Regierungsrathe *Mosthaf* in Stuttgart (1831. II. 22—38). Nach dem Vf. ist der Staatscredit nur zu benutzen *im Nothfalle, zu Abwendung grösserer Uebel.* Nicht einmal im Kriege soll man die, durch den Krieg erhöhten, Staatsbedürfnisse ohne Noth durch Anleihen decken. Die Amortisationsplane, auf welche man beym Staatsschuldenmachen so viel rechnet, sind (S. 27 — 33) weiter nichts, als auf unhaltbare Voraussetzungen gegründete Rechnungen, die nur die Nachtheile des Schuldenmachers verschleiern sollen. — Eine leider nur zu wahre Bemerkung. — *Politische Aphorismen*, vom Director *v. Weber* zu Tübingen: Fortsetzung der im Maihefte 1830 abgedruckten Abhandlung (1831. II. 97 — 114); sehr gründliche Bemerkungen über Volkssouverainetät, die Vorzüge gemischter Staatsformen, Unzulänglichkeit politischer Freyheiten zur Beförderung des wahren Volkswohles, die in dieser Beziehung nöthige Bedingung einer guten Verwaltung und die Nachtheile, welche zu ängstliche Beschränkungen der Regierungen hier begleiten, den Beruf des sogenannten dritten Standes zur Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, und insbesondere den Werth einer guten Volksbildung, d. h. (S. 111, 112) einer solchen, welche die harmonische Entwickelung und möglichst reife Ausbildung aller, im Menschen liegenden Anlagen, seiner körperlichen, technischen, intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Kräfte begreift. Denn nur im Besitze einer *solchen* höheren Bildung erscheinen Machthaber und Staatsbeamte wahrhaft regierungswürdig und regierungsfähig, das Volk aber wahrhaft würdig. — *Ergebnisse der Sachsen-Gotha und Altenburgischen Landestheilung vom Jahr* 1826 (1831. II. 115 — 139 und 305 — 327); eine gedrängte Erzählung der Verhandlungen, welche dem Vertrage zwischen den herzoglich sächsischen Häusern *Meiningen*, *Hildburghausen* und *Coburg* über die *Gotha-Altenburgische* Landestheilung vom 12 Novembr. 1826 vorausgegangen sind, so wie die Ergebnisse dieser Theilung in Beziehung auf Gebiets- und Einkünfte-Zuwachs für die theilenden herzoglichen Häuser (S. 136), mit einigen publicistischen Bemerkungen über die bey dieser Theilung zur Anwendung gekommenen staatsrechtlichen Grundsätze, und deren Einfluss auf künftige ähnliche Fälle. (S. 305 — 327). — *Ueber den gegenwärtigen Zustand der Negersclaven in den englischen Colonieen;* von *v. Meseritz* (1831. II. 140 — 158); eine kurze Aufzählung der von der englischen Regierung in der Zeit von 1788 bis 1826 gethanenen Schritte zur Verbesserung der Negersclaven in den englischen Colonieen: — ein für den Beobachter der neuesten Verhandlungen über diesen Gegenstand im englischen Parlament sehr interessanter Aufsatz. Bey der Darstellung des Zustandes der Negersclaven hat der Vf. die Schrift von *Stephens*, *The Slavery of the British west-indien colonies delineated as is exists both in law and practice*, 1824, zum Grunde gelegt. Hoffentlich werden die neuesten Verhandlungen des englischen Parlaments die lang genährten Wünsche der englischen Philanthropen endlich befriedigen. Die früheren Vorschritte waren doch eigentlich nur halbe Massregel, die, wie alle solche halbe Massregeln, nichts leisten konnten, und darum weder zur Beruhigung der Sclaven hinführten, noch zur Beruhigung ihrer Herren. Dass nicht bloss Einzelne an den Wünschen der Philanthropen für Befreyung der Sclaven Theil nehmen, sondern dass die Sache zum Gegenstande der Wünsche eines grossen Theils des britischen Volks geworden ist, diess zeigen die vielen Petionen, die mit tausenden von Unterschriften in diesen Tagen ans Parlament gekommen sind. Wie es scheint, ist die Regierung sehr geneigt, diesen Wünschen nachzugeben. Doch bey allen bedeutenden Aufopferungen, welche sie dessfalls zur Entschädigung der Pflanzer zu machen genöthigt seyn dürfte, und bereit ist, wird die Sache immer nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten seyn. Man befürchtet, dass, wenn die beabsichtigte Emancipation der Sclaven durchgesetzt seyn wird, das Eigenthum in vielen alten Colonieen wenig oder nichts mehr werth seyn dürfte. Darum verlangen die Pflanzer nicht bloss nur für ihre freyzulassenden Sclaven bezahlt und entschädigt zu werden, sondern für ihr ganzes Eigenthum. — *Kaiser Maximilians I Bildungsgeschichte und Verdienste um Wissenschaft, Kunst und vaterländisches Recht, nebst Andeutungen für die Bearbeitung seiner Lebens- Regierungs- und Kriegs-Geschichte;* von *Ernst Münch* (1831. II. 289 — 340); ein interessanter Beytrag besonders zur jugendlichen Bildungsgeschichte dieses Heros unter unseren deutschen Herrschern, mit Hindeutungen auf die Wichtigkeit einer ausführlichen Geschichte seiner Regierung, so wie der bey der Bearbeitung eines solchen Werkes zu benutzenden mannichfachen, sehr zerstreut liegenden Quellen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1833.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Hinrichsschen Buchhandlung: *Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst* u. s. w. Herausgegeben von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von den gegenwärtigen politischen Bewegungen in der Schweiz; von *Zschokke* (1831. II. 385 — 406); eine gedrängte Darstellung der politischen Bewegungen, welche nach der französischen Revolution in der Schweiz zur Erscheinung kamen, ihrer Veranlassungsgründe und ihres Charakters; welcher letzte sich indess seit der Zeit, wo der Vf. seine Schilderung lieferte (Februar 1831), nach öffentlichen Nachrichten, von der vom Vf. gerühmten Ruhe und Mässigung etwas entfernt und mehr zur Heftigkeit, sogar hie und da zur Erbitterung, hingeneigt zu haben scheint. Uebrigens bitten wir unsere Leser, mit der hier aufgeführten Schilderung des politischen Zustandes der Schweiz die gedrängte Uebersicht des Ganzen der Bildung des schweizerischen Staatenwesens zu verbinden, welche die Betrachtungen *über die neuesten Bewegungen der Schweiz* von *Ernst Münch* (1832. I. 237 — 256, und II. 381 — 500) liefern. Die Vermittelungsacte, welche *Napoleon* im Jahre 1803 den Schweizern dictirte und aufdrang, konnte, wie alle solche halbe Massregeln, keinen Theil befriedigen. Sie stand weder mit den Strebungen der Centralisten im Einklange, noch mit den Wünschen der Föderalisten, und erhielt sich darum nur so lange praktisch, als sich ihr Dictator erhielt. — *Ueber Verwandlung der Geldstrafen in Gefängnissstrafen, oder über den Grundsatz: qui non habet in aere, luat in corpore*; vom Ober-Finanzrathe *Hertel* zu Darmstadt (1831. II. 407 — 427). Der Vf. zeigt mit überwiegenden Gründen, dass der angedeutete Grundsatz weder in rechtlicher noch in politischer Beziehung die Kritik aushält, dass er insbesondere bey der Bestrafung von Unterschleifen bey indirecten Gefällen aller rechtlichen Grundlage ermangele. Er will den nicht beyzubringenden Geldstrafen *öffentliche Arbeiten* substituirt haben; was zuverlässig sehr zweckmässig seyn würde. — *Ist es rathsam, Beamte zu landständischen Versammlungen wählbar zu machen?* vom geheimen Regierungsrathe *Emmermann* zu Wiesbaden (1831. II. 481 — 491); wird aus triftigen Gründen verneint, als dem wohlverstandenen Interesse beider, der Regierungen und der Regierten, nicht angemessen. Hält man jedoch öffentliche Beamte für nicht wählbar, so ist es bey weitem besser solches in den Wahlordnungen geradezu zu erklären. Die Zulässigkeit der Beamten von der Genehmigung des Gouvernements abhängig zu machen, ist ein Missgriff, der in der Ausführung nur zu unangenehmen Discussionen hinführt. Entweder *unbedingt zulassen*, oder *unbedingt nicht zulassen. Ein Drittes giebt es nicht.* — *Wie die neuere Zeit sich gebildet* (1831. II. 492 — 505). Der Charakter der gegenwärtigen Zeit entwickelte sich nach dem Vf. aus *drey* Elementen: *dem Städtewesen im Mittelalter*, *der Entdecknng Amerikas* und *der ersten Revolution in Frankreich.* Durch das Städtewesen ward das Papstthum mit seiner Engherzigkeit und Finsterniss gestürzt; durch die Entdeckung von Amerika das Lehnswesen mit seinem Zwange; die erste Revolution in Frankreich endlich rief wunderbar schnell die schlummernden Kräfte des Volkes wach, und regte Ideen, Erstrebungen, Bedürfnisse und Hoffnungen an, die den Charakter der neuesten Zeit bestimmen (463, 494). Uns scheint bey der Aufzählung dieser Elemente das vorzüglichste vergessen zu seyn, die vom Vf. (S. 497) nur nebenbey berührte *kirchliche Reformation* durch *Luther*, *Zwingli*, *Calvin* und ihre Freunde. Ohne diese würde die Geistesbildung und Civilisation, die unser Zeitalter auszeichnen, nie möglich gewesen seyn. Das Städtewesen und das Lehnswesen im Mittelalter ruhten doch eigentlich auf einem und demselben Elemente; auf einem Genossenschaftsbande, das sich nur im Städtewesen in etwas anderen Formen bewegte, als im Lehnswesen. Der Geist des Widerstrebens, der Unordnung und der Uncultur, der nach dem Vf. (S. 498) bloss im Lehenwesen herrschend gewesen seyn soll, herrschte, wie die Geschichte des städtischen Wesens zeigt, auch in den Städten. Nur dadurch gewann das städtische Wesen den Vorzug vor dem Lehenswesen, dass die städtische Betriebsamkeit, wenn auch nur durch materielle Interessen aufgeregt, bewegt und geleitet, dennoch die geistige Kraft im Volke mehr aufregte, bewegte und rührte, als das zuletzt nur auf physischer Kraft und starrem Grundbesitze ruhende Lehenswesen. Denn die einmal zur Thätigkeit hervorgerufene geistige Kraft des Menschen erweitert, verbrei-

tet, erstärkt sich bey weitem leichter, frischer und lebendiger, als die zunächst auf physischen Kräften ruhende menschliche Wirksamkeit. Darin hat jedoch der Vf. sehr recht, wenn er die Zeit (505) noch keineswegs für durchgebildet, noch nicht vollendet ansieht. Die Geschichte unserer Zeit mit der Geschichte der Reformation; nach den hiezu von *Bretschneider* (1831. I. 97 — 126) gelieferten, sehr sinnig zusammengestellten, Daten verglichen, haben wir zur Zeit bloss etwa die Periode des *Passauer* Vertrags und des *Religionsfriedens zu Augsburg* erreicht. Der *westphälische Friede* ist noch in weiter Ferne. Die Parteyen, deren Charakter *v. Weber*, über den politischen *Liberalismus* und *Ultraliberalismus* (1832. I. 51 — 68) sehr treffend gezeichnet hat, stehen einander noch viel zu schroff und zu starr gegenüber, als dass eine Vereinigung derselben in der nächsten Zeit zu erwarten seyn möchte. Der Strom der politischen Ideen und Wünsche, der unsere Zeit bewegt, wird so bald noch nicht auf gehörige, sichere und feste Weise einzudämmen, und in ein ruhiges Bette zu bringen seyn. Doch werden die politischen Ideen, welche unsere Zeit bewegen, und den revolutionären Geist erzeugen und nähren, nur da Wurzel fassen und Realität erhalten, wo die Völker dazu reif sind. Auf einem dazu ungeeigneten Boden kann und wird keine Revolution vorkommen. Jeden Falls hat, wie *Bretschneider* (a. a. O. S. 122) sehr treffend bemerkt, die absolute Monarchie ihre Feinde nicht ausser sich, sondern in sich selbst zu suchen, in dem Festhalten an Missbräuchen und in der beharrlichen Verweigerung dessen, was die Fortschritte eines Volkes in der Cultur und Civilisation für die Form seines Staatslebens fodern. Wird hierin mit Weisheit gehandelt, so wird jedes Reich bestehen. Folgt man aber darin den Eingebungen der Unweisheit, der Leidenschaft, des Eigennutzes: so wird jedes Reich unvermeidlich seinem Untergange entgegen gehen, möchte es auch in keinem Lande der Welt eine Revolution geben, oder gegeben haben. Selbst der absoluteste Monarch, im Sinne *Friedrichs* des Grossen (1832. I. 405) regierend, wird nie Revolutionen oder Reactionen zu besorgen haben. — *Erziehung und Schule im Geiste des constitutionellen Lebens*, von *Pölitz* (1832. I. S. 1 — 23). Zur Verbesserung des Erziehungs- und Schul-Wesens und zur Erstrebung der ächten *staatsbürgerlichen* Bildung in unseren Staaten verlangt der Vf. die in den meisten constitutionellen Staaten noch mangelnde *Emancipation der Erziehung und Schule* aus den veralteten und drückenden Formen des Mittelalters, welche sie selbst in protestantischen Staaten grösstentheils noch beybehalten haben. Diese Emancipation aber soll bewirkt werden dadurch, dass das Erziehungs- und Schul-Wesen selbständig gemacht, und nicht mehr der *Kirche unter*, sondern *gleich* geordnet werde (S. 9). Die Schullehrer sollen nicht mehr die Functionen der niederen Kirchendiener mit erhalten; sie sollen eigenen Schulbehörden untergeordnet, und dem Cultministerium eigene Räthe für das Schulwesen beygeben; es sollen in allen grösseren und mittleren Staaten höhere *Bürger*- oder *Real*-Schulen für diejenigen, welche nicht zum eigentlichen Studiren sich bestimmen, errichtet, und die in den meisten Städten bestehenden, sogenannten *lateinischen* Schulen hienach umgebildet, in den höheren (gelehrten) Schulanstalten ein Theil des Unterrichts dem Schulunterrichte und den praktischen Uebungen gewidmet, und selbst auf diesen Punct die Organisation des Unterrichts auf den Universitäten hingerichtet werden. Damit übrigens das Auskommen der bey diesen Schulen angestellten Lehrer gehörig und besser, als bisher, gesichert seyn möge, soll alles Schulgeld aufgehoben, der Gehalt der Lehrer fixirt, und durch eine allgemeine *Classen*steuer, als *Schulsteuer*, aufgebracht werden. Auf das Beherzigenswerthe dieser Wünsche und Vorschläge brauchen wir wohl nicht aufmerksam zu machen. Eine dem Zeitgeiste und den dermaligen Bedürfnissen des Volks angemessene Volkserziehung und Schulbildung gehört jedoch nicht bloss für constitutionelle Staaten, sondern eben so gut gehört sie für monarchische Verfassungen. Cultur und Civilisation des Volks sind nicht bloss dort Bedürfniss, sondern auch hier. Beide sind die unerlässlichen Bedingungen der Ruhe, des Gedeihens und des Flors des Staatswesens, die Staatsform sey, welche sie wolle. Uebrigens möchte wohl die vom Vf. vorgeschlagene Trennnung der Erziehung- und Schul-Anstalten von der Kirche in protestantischen Ländern weniger dringend nöthig seyn als in katholischen. Ganz anders ist die Stellung der Kirche gegen den Staat und seine Regierung in protestantischen Ländern, als in katholischen. Auch erhält der Unterricht in den sogenannten Realien seine eigentliche praktische Geltung für das bürgerliche Leben erst dadurch, dass mit dieser auf Realien gerichteten Bildung eine wahre religiöse und sittliche Bildung verbunden wird. Diese ist die eigentliche Grundlage der bürgerlichen Geselligkeit, und in constitutionellen Staaten vielleicht noch weniger zu entbehren, als in Monarchieen. Eine sehr beachtungswerthe Einrichtung des Schulwesens ist die des Herzogthums *Nassau*, wovon der Aufsatz von *Friedemann*: *Oeffentlicher Unterricht im Herzogthum Nassau* (1832. II. 1 — 26) ausführliche Nachricht giebt. — *Kardinal Kuno von Urach.* Sein *Leben und seine Wirksamkeit*; von *Ernst Münch* (1832. I. 24 — 50); ein sehr schätzenswerther Beytrag zur politischen- und Kirchen-Geschichte des eilften und zwölften Jahrhunderts, und zur Kenntniss des Treibens der Geistlichkeit und der Päpste jener Zeit. Wie roh und sittenlos die Geistlichkeit jener Zeit gewesen seyn muss, zeigen insbesondere die Beschlüsse des unter der Leitung dieses *Kuno* im J. 1114 gehaltenen Conciliums zu Beauvais (S. 31 — 35). — *Das königliche Veto; eine wichtige Aufgabe in der Staatslehre der constitutionellen Monarchie*, vom Hofrathe Dr. *Friedrich Murhard* zu Kassel (1832. I. 142 — 152). Der Vf. hält (S. 150) ein durchaus absolutes *Veto* in den Händen des Regenten, dem Geiste eines ächten Repräsentativsystems, nichts weniger, als ganz angemessen. Denn, meint er, dieses gestatte keine Identificirung des Fürsten mit der Staatsgesellschaft im Sinne des strengen monarchischen Princips;

vielmehr behaupte da die Gesammtheit der Staatsbürger stets den Charakter einer *moralischen* Person, welche ihren Willen nie unbedingt auf den Staatsregenten übertragen habe. Ein ganz unbedingtes *Veto* könne da sogar als ein Widerspruch erscheinen. Seiner Ansicht nach, kommt es bey der Frage vom *Veto* darauf an, ob der Regent und die Nationalrepräsentation vollkommen *das* sind, was sie, ihrer Bestimmung nach, seyn sollen. In diesem Falle bedarf Ersterer gar keines besonderen Vorrechtes zur Geltendmachung eines absoluten *Veto*. Es ist ihm solches in einem solchen Falle ganz überflüssig, weil er stets im Einklange mit den Volksvertretern handeln wird. Findet hingegen das Gegentheil statt; gewinnen bey beiden entgegengesetzte Tendenzen Raum, so dass Regent und Regierte, oder deren Repräsentanten, in ihren Bestrebungen divergiren: so kann jedes *Veto*, von der regierenden Gewalt geltend gemacht, gleichviel ob es ein absolutes oder ein suspensives ist, dem Throne Gefahr bringen. Unter diesen Voraussetzungen aber wird es die *salus publica* erheischen, dass der Fürst auf ein an gewisse Bedingungen geknüpftes *Veto* verfassungsmässig beschränkt sey. Denn sonst giebt man ihm eine Macht, die er zum Nachtheile des Gemeinwohls, zur Verfolgung egoistischer Zwecke missbrauchen kann. — Uns will es bedünken, durch diese Argumentation sey dasjenige, was erwiesen werden sollte, keineswegs erwiesen. Unserer Ansicht nach, liegt es im Wesen der constitutionellen Monarchie, dass beide, der *Regent* und die *Stände*, zusammenstimmen, wenn irgend etwas zum Gesetz erhoben werden soll. Darin aber ist das absolute *Veto* des Regenten gewiss wesentlich begründet. Auch ist es gewiss eine nicht zu billigende Voraussetzung, wenn man in dem, dem Regenten zugestandenen *Veto*, bloss einen Anlass zum *Missbrauch der Regentengewalt* sieht. Die Volksvertreter sind eben so gut Menschen, wie der Regent, also eben so gut Verirrungen und Veranlassungen zum Missbrauche ihrer Attributionen und Anmassungen ausgesetzt, wie dieser. Auch ist die Meinung der Volksvertreter, wie die Geschichte zeigt, nicht immer die Meinung des *Volkes*. Es giebt öfter Fälle, wo das Gouvernement das Volk gegen die Stände, und deren mitunter sehr einseitige und egoistische Strebungen, vertreten muss. Und wenn der Regent in *diesem* Falle von seinem *Veto* Gebrauch macht, wer kann, wer wird es tadeln? Also selbst politische, selbst für das Volk sprechende, Gründe gebieten es, dem Regenten das bestrittene *Veto* zuzugestehen. Man muss in den Gouvernements nicht überall den Geist des Bösen suchen. Beyspiele von guten absoluten Regenten sind in der Geschichte nicht so selten, wie unsere modernen Politiker und Verfassungsfreunde dieses glauben, und unsere demagogischen Pamphletschreiber dem ununterrichteten Volke vorzuspiegeln suchen. Wenn unsere Constitutionen die Völker gegen Missbräuche der Regentengewalt schützen sollen, so ist es eben so nothwendig, jene gegen den Eigenwillen, die Rechthaberey und die Anmassungen ihrer Vertreter zu sichern. Denn wenn die höchsten Staatsgewalten weder getrennt noch neben einander bestehen können, auch nach der Natur der Sache eine Vermittelung durch eine Dritte nicht Statt finden kann, so bleibt nichts übrig, als eine geschickte Verbindung unter ihnen, worin jeder Theil Mittel findet, gegen die Eingriffe des Anderen sich zu schützen. — *König Wilhelm I der Niederlande, in der Verbannung und als deutscher Fürst*, von *Ernst Münch* (1832. I. 321—351); ein höchst interessanter Beytrag zur Lebensgeschichte dieses hochherzigen Fürsten, bis zum Jahre 1813. — *Ueber das Verhältniss zwischen Staat und Kirche*, von Pölitz (1832. I. 352—373). Der Vf. beschäftigt sich hier mit der Erörterung der *drey*, vorzüglich in unseren neuesten Tagen lebhaft aufgeregten, Fragen: 1) welches von den drey kirchenrechtlichen Systemen, das *Episcopal-*, das *Territorial-*, oder das *Collegial-System* ist staatsrechtlich und politisch mit dem constitutionellen Leben der Staaten vereinbar? 2) Ist die Consistorialverfassung, die Grundverfassung der protestantischen Kirche seit drey Jahrhunderten, wirklich so veraltet, dass sie mit der sogenannten Presbyterial- und Synodal-Verfassung vertauscht werden muss? 3) Verlangt es das Interesse der Geistlichkeit oder sogar der Religion, dass die Geistlichkeit, *als ein besonderer Stand*, in den neuen landschaftlichen Versammlungen, und zwar durch Individuen aus ihrer Mitte, vertreten werde? Diese Fragen werden hier sehr unbefangen und gründlich geprüft, und unserer Ansicht nach ganz richtig entschieden. In Beziehung auf die *erste* Frage bekennt sich der Vf. zum Territorialsystem, weil (S. 356) im Staate nur ein höchster Wille gedacht werden kann, dem alles gesetzlich und rechtlich unterworfen ist; weil ferner nur der mit der höchsten Gewalt bekleidete Regent sämtliche einzelnen in dem Staat bestehenden Gesellschaften bey ihren Rechten und bey ihrer vom Staate anerkannten und gewährleisteten Verfassung schützen, und über alle die Oberaufsicht führen kann; auch endlich, nach der Verschiedenheit der religiösen Bildung und Ueberzeugung, in jedem Staate mehrere Kirchen mit sehr von einander abweichenden Dogmen, Cultusformen, und disciplinarischen Einrichtungen neben einander stehen, welche sämmtlich eines gleichen Schutzes und einer gleichen Oberaufsicht der Regierung bedürfen, damit sie einander nicht anfeinden, nicht *eine* als besondere Staatsreligion sich ankündige, sondern alle als rechtlich abgeschlossene Ganze sich gegenseitig anerkennen, achten, und in ihren Zwecken und Rechten nie beeinträchtigen. Dieser Stellung der Kirchen im Staate aber entspricht, was die *zweyte* Frage betrifft, (S. 361) die bestehende *Consistorial*verfassung am meisten. Sie gewährt den Vortheil, dass durch die Art und Weise, wie die Consistorien aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern zusammengestellt sind, bey der Uebung der Regentengewalt über die Kirche, die eigentlichen und inneren kirchlichen Verhältnisse möglichst gewahrt werden können, welche *beide* Zwecke durch Presbyterien und Synoden nie *so* zu erreichen sind; denn beide können ihrem Wesen nach doch nur über das Innerste des Kirchenwesens, das kirchliche Dogma und den Cultus im Allgemeinen, sich wirksam äussern.

Sie sind selbst in dieser Beziehung vom Staate nicht ganz unabhängig, weil selbst das Dogma der Kirche der Oberaufsicht des Staats untergeordnet ist. Wenn auch die Regierung keiner Kirche die Annahme eines geistlichen Dogmas *gebieten* kann, so ist ihr dennoch auf jeden Fall das Recht nicht abzusprechen, die öffentliche Lehre und Verbreitung von kirchlichen Glaubensätzen zu *verbieten*, welche die Ruhe und Sicherheit im Staate stören, oder auf die Volkscultur hemmend einwirken könnten. Die richtigste Ansicht von unseren Geistlichen ist wohl *die:* sie sind *Diener des Staats*, berufen und angestellt zur Förderung der geistigen, sittlichen und religiösen Cultur des Volks. Diese Ansicht läst sich durch Beybehaltung der Consistorialverfassung am leichtesten und richtigsten erhalten; ungeachtet wir nicht leugnen wollen, dass unsere Consistorialverfassung *in ihrem Ursprunge* auf einer ganz anderen Grundlage ruhte, und zuverlässig nichts weiter war und seyn sollte, als eine Nachahmung der bischöflichen Vicarien und Consistorien, hervorgegangen aus der Idee, unsere protestantischen Landesherren seyen an die Stelle der früheren katholischen Bischöfe ihrer Länder getreten. — Da nach der von uns eben dargelegten Ansicht die Kirche und ihre Diener, oder die Mitglieder des sogenannten *geistlichen Standes*, keinen eigenen *politischen* Stand im Staate bilden können, so liegt es wohl, hinsichtlich der dritten vorhin angedeuteten Frage, in der Natur der Sache, dass sie, *an sich* und *in Folge ihrer Stellung*, Anspruch auf eine Stelle in den Reihen ständischer Abgeordneten nicht machen können; was denn auch der Vf. (S. 369 ff.) sehr überzeugend nachgewiesen hat. Indess wird es immer gut seyn, einige Mitglieder der Geistlichkeit in jene Reihen mit aufzunehmen. Ihre vorzügliche Intelligenz und selbst das den Kirchen zustehende noch immer sehr bedeutende Grundbesitzthum, so wie ihre Verbindung mit der grossen Masse des Volkes, rechtfertigt solche Aufnahme gewiss ausreichend. Sie stehen auch in gewisser Beziehung dem Volke näher als Civilstaatsdiener, und repräsentiren daher dieses wohl unabhängiger vom Gouvernement, und selbstständiger, als diese. — *Ueber Arbeitslohn und Capitalgewinn und ihren Zusammenhang mit dem Volksvermögen*, von *Fulda* (1832. I. 417—431). Der Vf. sucht hier zu zeigen, dass die gewöhnlichste Lehre unserer nationalwirthschaftlichen Schriftsteller: *das Steigen des Arbeitslohns und das Sinken des Capitalgewinnes sey ein Kennzeichen des wachsenden Volksvermögens*, nur in Beziehung auf den Gang der Gewerbsamkeit *in längeren Zeitabschnitten* und *verschiedenen Ländern*, als richtig anzuerkennen sey; dass aber beym Wechsel der Volksmenge und Gebrauche künstlicher Werkzeuge das Heruntergehen des Arbeitslohns, auch beym Wachsthum des Volksvermögens, Statt finden könne; — was sich wohl nicht bestreiten läst. Denn eigentlich sind *Arbeitslohn* und *Capitalgewinn* weiter nichts, als die Factoren für den *Vertheilungsfuss* der gesamten Masse des Volkseinkommens; die Vermehrung oder Verminderung des Volksvermögens aber hängt in der Wirklichkeit und nach ihrem wahren Elemente nur ab von der Vermehrung oder Verminderung des Volkseinkommens. *Dieser* Punct ist also der eigentliche und wirklich entscheidende, wenn von den Bedingungen des Wachsthums oder der Abnahme des Volksvermögens die Frage ist. Was das Volkseinkommen *bey gleichbleibendem Productionsaufwande* vermehrt, wird also auch stets das Volksvermögen vermehren, wenn auch dabey der Arbeitslohn nicht steigt, oder sogar abnimmt. Braucht man aber zur Gewinnung derselben Masse von Erzeugnissen mehr Arbeit, wie bisher, und macht dieses die Arbeit gesuchter, treibt also den Arbeitslohn in die Höhe, die Capitalrente aber herunter, so kann der Arbeitslohn steigen, und doch das Volksvermögen abnehmen. Nur in sofern, als sich in der Regel bey der Zunahme des Arbeitslohns die grössere Masse des Volks besser befindet, als früher, dieses Besserbefinden aber den allgemeinen Volkswohlstand und dessen Wachsthum mehr fördert, oder wenigstens äusserlich erkennbarer macht, als das durch erhöheten Gewinn der Capitalisten beförderte Wohlbefinden dieser, bloss in sofern ist das Steigen des Arbeitslohns dem Volkswohlstande günstiger, als die gestiegene Rente der Capitalisten. — *Zur Geschichte der Begründung und Entwickelung des constitutionellen Staatslebens in Würtemberg* (1832. I. 481—511); eine sehr klare und ruhig geschriebene kurze geschichtliche Darstellung der früheren Verfassung des *Herzogthums* Würtemberg, und der seit 1815 dem *Königreiche* gegebenen neuen Verfassung, verbunden mit einer Vergleichung der Hauptpuncte der Verfassungsurkunde vom 25 September 1819, und der Art und Weise, wie diese sich seitdem ins Leben eingeführt, und bis zum Februar 1832, — wo diese Darstellung verfasst wurde — bewährt hat. — *Soll in einer constitutionellen Monarchie irgend eine Staatsmacht erblich seyn, ausser der monarchischen selbst?* von *Paulus* (1832. I. 512—533); eine schneidende, aber, wie es uns scheint, mehr dialektische als gründlich durchgeführte, Kritik der Ansichten, welche *Royer Collard* in seiner Vertheidigung der Erblichkeit der Pairie in Frankreich, durch seine in der Deputirtenkammer vom 4 October 1831 gehaltene Rede, aufzustellen suchte. Soll die Pairskammer das aristokratische Element, das ihr zugewiesen ist, wirklich und wahrhaft vertreten, so scheint uns wenigstens die Erblichkeit der Pairie mehr für, als gegen sich zu haben. Das theilnahmlose Benehmen der französischen Pairskammer bey der Juliusrevolution scheint uns keinesweges das Gewicht gegen die Erblichkeit zu verdienen, welches der Vf. diesem Benehmen beylegt. Aus Erscheinungen bey politischen Revolutionen lassen sich keine politischen Lehrsätze schöpfen. Am wenigsten lassen sich staatsrechtliche Theoreme darauf bauen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Hinrichsschen Buchhandlung: *Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst* u. s. w. Herausgegeben von *Carl Heinrich Ludwig Pölitz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Zur *Erörterung der Frage über Censur und Pressfreyheit*; vom OCR. D. *Tittmann* zu Dresden (1832. II. 27—54). Das Ergebniss dieser Erörterung ist: die Censurlosigkeit sey ein Uebel, doch die Censur, insonderheit jetzt, ein grösseres; die Presse überhaupt und ihre Freyheit sey von zweifelhafter Wichtigkeit und von zweifelhaftem Gewinne für die Geistesbildung des menschlichen Geschlechts, wichtiger aber für die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten; Censur- und Press-Freyheit seyen gar nicht in ihrem Zwecke verschieden, sondern nur in ihren Mitteln; die Censur, aus dem Gesichtspuncte der Verhütung des Missbrauchs der Presse betrachtet, verdiene den Vorzug weniger, als die Censurlosigkeit aus dem Standpuncte der wahren Freyheit der Presse angesehen; und der Wegfall der Censur liege am meisten im Interesse der Regierungen, so weit man ihr Interesse dem der Völker entgegen stellen möchte. Fassen wir dieses Ergebniss ins Auge, so dringt sich wohl von selbst das Urtheil auf, dass durch diese Erörterungen für die *definitive* Entscheidung der Frage: *ob die Pressfreyheit vor der Censur den Vorzug verdiene*, wenig oder nichts gewonnen sey. Wir lernen bloss die Bedenken kennen, welche der Gewähr der Einen oder Anderen entgegen stehen, ohne eine Entscheidung. Doch ist es nicht zu verkennen, dass sich der Vf. mehr für die Pressfreyheit hinneigt, als für die Censur. Unserer Ansicht nach, möchte jedoch aus mehreren Gründen, welche in dem Aufsatze von *Gödicke, Censur und freye Presse* (II. 55—66) sehr klar und deutlich entwickelt sind, mehr für die Censur, als für die Freyheit der Presse zu sprechen seyn. So viel ist wenigstens klar, von einer völlig *ungebundenen* und *unbedingten* Freyheit, alles durch den Druck zu verbreiten, kann wohl nie die Rede seyn. Eine solche *ungebundene* und *unbedingte* Freyheit sprechen auch selbst die eifrigsten Verfechter der Pressfreyheit nicht an. Die Frage bey der Censur und Pressfreyheit ist nur *die*: ob Massregeln gegen die Verbreitung unzulässiger Dinge *vor* dem Abdrucke der hierauf hingehenden Schriften Statt finden dürfen, oder ob man solche erst *nach* erfolgtem Drucke ergreifen solle. Das *Erste* ist die Bestimmung der Censuranstalten, das *Zweyte* das Eigenthümliche der Pressfreyheit. Die Beantwortung *dieser* Frage aber ist nicht schwierig, wenn man die Sache unter den richtigen Gesichtspunct stellt. Die Verwerfung der Censur ruht auf der Idee: gegen Vergehen oder Verbrechen, welche jemand beabsichtiget, seyen keine Präventionsmassregeln zulässig, sondern es sey erst die Vollendung des beabsichtigten Vergehens oder Verbrechens abzuwarten, ehe in dieser Angelegenheit etwas geschehen dürfe. Inzwischen das Widersinnige dieser Idee drängt sich wohl jedem Unbefangenen von selbst auf. Das Hauptargument, welches der Censur entgegengesetzt werden kann, liegt in der Schwierigkeit, ihr ganz bestimmte Normen vorzuzeichnen, *wie* und *wann* sie ihre Prävention zu üben habe. Aber diese Schwierigkeit liegt in der Natur der Sache. Diese Schwierigkeit kann darum denn auch kein Argument seyn, die Censur selbst für unzulässig zu erklären. So wenig der Feuerpolizey und deren Agenten sich für alle Fälle bestimmt vorschreiben lässt, auf welche Weise sie Jemanden, der ein Feuer anlegen will, an der Ausführung seines gefährlichen Vorhabens zu hindern, und solches unmöglich zu machen habe: eben so wenig lässt sich der Censur und ihren Agenten *für alle Fälle* mit *Bestimmtheit* vorschreiben, welche Stelle sie in einem Manuscripte streichen soll, das zum Drucke bestimmt ist. Bloss gewisse allgemeine Bestimmungen sind hier als Anhaltspuncte für das verständige Ermessen des Censors möglich. Ein für alle Fälle ausreichendes Pressgesetz wird stets nur frommer Wunsch bleiben müssen. Würde es versucht und gegeben, es würde nicht weiter gehen können, als auf Bestimmung des Verfahrens bey Beschwerden gegen den Censor. Es kommt alles bey der Anwendung auf die Vorfragen an, zu *wem* der Schriftsteller spricht, und *zu welcher Zeit*, auch *unter welchen Verhältnissen* er spricht. In ruhigen Zeiten kann manches ganz unbedenklich gesagt, und folglich gedruckt werden, was in Zeiten der Aufregung und Bewegung nicht gesagt und gedruckt werden darf. Verständigen und besonnenen Leuten lässt sich ebenso vielerley sagen, was sich unverständigen und unbesonnenen nie sagen lässt. Die Annahme der Pressfreyheit setzt geistig mündige Leute voraus. Aber wo ist diese geistige Mündigkeit jetzo wohl in der nöthigen Allgemeinheit zu finden?

Wären namentlich unsere Zeitblätter, die mehr aus mercantilem Interesse, als durch ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit, Aufklärung und ächter Volksbildung geleitet, am meisten die Pressfreyheit für sich ansprechen, nur für geistig mündige Leser bestimmt, so möchte deren Censur wohl erlassen werden können; wie überhaupt, nach der sehr richtigen Bemerkung von *Pölitz* (II. 248), Schriften für geistig mündige Leser bestimmt, ganz unbedenklich von der Censur frey bleiben können. Aber da unsere Zeitblätter in der Regel nur an das unmündige Volk gerichtet sind, so ist hier gewiss die Censur auf keinen Fall zu entbehren. Auch ist, wie *Gödicke* sehr gut gezeigt hat, die Censur dem wahren Interesse der Schriftsteller und ihrer Verleger bey weitem mehr zusagend, als die Pressfreyheit, die sie nur zu Vergehen und Verbrechen hinführt, deren nicht ausbleibende Bestrafung nie ohne verderbliche Folgen für sie seyn kann. Nicht gerechnet, dass es in politischen Dingen bey weitem leichter ist, die Maßregeln der Regierungen zu tadeln, zu schimpfen und zu lästern, als nachzuweisen, wie es auf geeignete Weise besser zu machen sey. Würde unseren oft sehr charakterlosen Schreibern von politischen Alltagsblättern dieser Nachweis von der Censur aufgegeben, gar mancher würde verstummen. Die Farbe, welche die meisten tragen, hängt in der Wirklichkeit nur von dem mehreren oder minderen Ertrage des Absatzes ihrer Blätter ab. Unbekümmert um Wahrheit, Recht und Gemeinwohl folgen sie der Maxime: *lucri bonus odor ex re qualibet.* Seitdem unsere Journalistik zu einem mercantilischen Gewerbe geworden ist, kann von einer Stetigkeit und Festigkeit ihres Charakters keine Rede mehr seyn. Ihre Erzeugnisse sind Modeartikel, wobey weiter nichts gefragt wird, als, ob sie beliebt oder unbeliebt sind; ob gut oder schlecht, ist dabey ganz gleichgültig. Das Recht der freyen Mittheilung unserer Gedanken, das nach der Meinung des geistreichen Vf. der *Briefe vom Rheine* (1832. II. 385 — 415 u. 501 — 532) die Censur zu einer Gewaltthat stempeln soll (S. 412) ist nicht so unbedingt und so weit hinausgehend, wie der Vf. dieser Briefe es annimmt. Auch diese Aeusserung der Bewegungsfreyheit des Menschen ist durch das *neminem laede* begrenzt, wie alle menschlichen Bewegungen in dem geselligen Leben. Dass Censur bestehe, und mit *Recht* bestehe, ist unsere volle Ueberzeugung. Nur wünschen wir, dass sie überall mit Mässigung geübt werde. Dieses ist das eigentliche Halt- und Förderungs-Mittel ihrer Kraft und Wirksamkeit. — *Ueber das Begreifen der Zeit*, vom Professor *Schulze* in Gotha (1832. II. 119 — 130). Unter dem Ausdrucke: *Seine Zeit begreifen*, versteht der Vf., einsehen, was sie besitzt und was sie begehrt, und was sie bedarf, was sie erstrebt, und was sie erreicht, oder ihren Zustand kennen, wissen, zu welchem Bildungsgrade sie gelangt ist, welche Vorzüge und Mängel sie hat, von welchen Vorstellungen, Meinungen, Wünschen und Bestrebungen sie bewegt wird, was zur Ausführung oder Abwendung derselben geschehen kann und darf; wie dem Bösen, das in ihr liegt, zu steuern, wie das Gute, das sie in sich trägt, zu fördern, was überhaupt zu ihrem Heile und zum Heile künftiger Geschlechter zu thun ist. Die zu dem Ende erfoderlichen Bedingungen und Regeln sind (S. 127 — 130) sehr klar und verständig angedeutet. — *Ueber die Klagen gegen die Forstverwaltung und ihre Gründe, so wie über die Einrichtung des Zweiges der Staatsverwaltung, welche das Forstwesen umfasst* (1832. II. 131 — 162); eine beachtungswerthe Zusammenstellung der Vorwürfe und Gebrechen unserer gewöhnlichen Forstverwaltung, Forstschutzanstalten und Forststrafgesetzgebung, verbunden mit Vorschlägen für eine zweckmässige Organisation der oberen Forstverwaltungsbehörden, deren zu starre Isolirtheit von den übrigen Zweigen der Verwaltung der ungenannte Vf. dieser Abhandlung mit Recht tadelt. — *Die Aristokratie* vom [Advocaten] *Martin* zu Hamburg (1832. II. 193 — 214); sehr klar vorgetragene Bemerkungen über die verschiedenen Formen der Aristokratie und die wesentlichen Bedingungen ihrer Geltung und Wirksamkeit im Staatswesen. Alle politischen Bewegungen unserer Zeit beruhen eigentlich auf einem Kampfe der verschiedenen aristokratischen Elemente um die Herrschaft. Die Volkssouverainetät, von der unsere Politiker so viel sprechen, und welche *Paulus* (1832. II. 97 — 118) sogar aus der biblischen Geschichte als daseyend nachzuweisen versucht hat, ist in der Wirklichkeit doch eigentlich weiter nichts, als ein Gebilde unserer Phantasie. Wen unser Herrgott nur zum Dienen bestimmt hat, der kann, nach dem ewigen Gesetze des Himmels, nie herrschen. Er wird auch nie herrschen, die Staatsform, unter welcher er lebt, sey welche sie wolle. Ruhe nnd Friede in unserem bürgerlichen Wesen beruhen nur auf einer geeigneten Combination der verschiedenen unter sich stets kämpfenden Elemente des Herrscherthums. Diese Combination herzustellen, und stets lebendig zu erhalten, ist die eigentliche Aufgabe unserer Constitutionen; eine Aufgabe, welche wir aber bis jetzo nirgends gehörig gelöst sehen. Daher die fortwährenden Bewegungen. — *Ueber den Verfall des Mittelalterlichen in der christlichen Kirche*, von *Bretschneider* (1832. II. 115 — 242); eine höchst interessante, gedrängte Darstellung der Hauptursachen des Verfalls des Ansehens und der Macht, welche die Kirche im Mittelalter übte, und der Eitelkeit der Versuche, sie in unserer Zeit wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten. Alle Versuche unserer katholischen und protestantischen Jesuiten, die Priesterschaft des Mittelalters, auch nur in gemässigter Form, wieder herzustellen, werden scheitern an der Selbstständigkeit, welche sich unsere Völker im Denken, Reden, Schreiben und Glauben errungen haben. Der menschliche Geist hat sich durch die Fortschritte der Wissenschaften und Cultur endlich emancipirt. Er wird sich nie wieder in die Fesseln schlagen lassen, welche er im Mittelalter trug. Weder Dogmen, noch Cultus, noch Disciplin können durch gesetzliche Bestimmungen sich ihre Stabilität erhalten. Was vom Inneren, von der Ueberzeugung, ausgehen muss, kann nicht durch menschliche Gebote und Verbote geregelt und festgestellt werden. Ein Verfall des Christenthums ist

übrigens aber aus dem Verfalle des Ansehens der Kirche und der Priesterherrschaft wohl keinesweges zu besorgen. Das Christenthum ruht auf ganz anderen Elementen, als auf der Priesterherrschaft. Ob zur Erhaltung und Förderung des Christenthums, d. h. des Lebens im christlichen Sinne, Eine Nationalkirche, alle Religionsparteyen umfassend, und auf Einem kirchlichen Lehrbegriffe ruhend — wie *Holzhausen über die Förderung des kirchlichen Lebens in Deutschland* (II. 314 — 343) will, — erfoderlich sey, das lassen wir an seinen Ort gestellt seyn. — *Margaretha von Oesterreich und ihr politisches und geistiges Wirken in den Niederlanden*, von *Ernst Münch* (1832. II. 289 — 313); ein Bruchstück zur Geschichte dieser in der niederländischen Geschichte sehr berühmten Tochter der *Maria von Burgund*, und Kaiser *Maximilians I* (gebor. den 10 Januar 1480 gestorb. den 27 October 1830), das ihre Schicksale als Oberstatthalterin der Niederlande, und ihre Bemühungen für Cultur, Wissenschaft und Kunst, so wie ihre letzten Lebensjahre beschreibt. — *Bemerkungen zu einigen Hauptsätzen der aristotelischen Politik*; von *v. Weber* zu Tübingen (1832. II. 416 — 437). Die hier angegebenen Bemerkungen betreffen die Ansichten dieses uralten Politikers vom Begriffe und Zwecke des Staats (S. 418 — 421), von Staatsverfassungen und den Bedingungen ihrer Güte (S. 421 — 425), von den Mitteln zur Erhaltung der Staatsverfassungen, und der Erhaltung der Monarchieen insbesondere (S. 425 — 431), und von den Anfoderungen an einen wahren Staatsmann und Gesetzgeber, so wie den nöthigen Haupteigenschaften der obersten Staatsbeamten (S. 431—437). Die Klarheit, Deutlichkeit und Richtigkeit der aristotelischen Ansichten über die hier angedeuteten politischen Materien hat der Vf. sehr gut herausgestellt. Vorzüglich beherzigenswerth sind die Ideen des Stagiriten über die Eigenschaften, welche diejenigen haben müssen, welche die höchsten Regierungsämter in einem Staate bekleiden. Ihre gehörige Beachtung ist das sicherste und zuverlässigste Schutzmittel gegen Revolutionen. L.

Köln, in Comm. b. Schmitz: *Ueber die Amtsbefugnisse des Raths der Gewerbverständigen und das rechtliche Verfahren bey demselben, nach den dahin zielenden französischen und diese theils modificirenden, theils abändernden preussischen Gesetzen und Verordnungen.* Ein Handbuch für Fabricanten, Professionisten und Geschäftsmänner, entworfen und zusammengestellt von *F. P. Gottlieb*, Secretär des königl. Raths der Gewerbverständigen zu Köln. 1831. XII und 288 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Zunftzwang, so wie er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch allgemein bestand, musste allerwärts einen nachtheiligen Einfluss auf die in so enge Formen eingezwängten Künste und Gewerbszweige äussern. Während man aber in Deutschland, dem Bedürfnisse der Zeit folgend, diesen Zwang meist nur milderte und angemessen modificirte, hob man in Frankreich alle Zünfte gänzlich auf, wovon Ungebundenheit und Zügellosigkeit in solcher Weise die Folge war, dass diese bald der Industrie nachtheiliger wurden, als der frühere Zwang selbst. „Die Nothwendigkeit eigener Gerichte, die mit Sachverständigen besetzt würden, fühlte man allgemein. Sachverständige waren unumgänglich nothwendig; — denn wie einfach auch die Verhältnisse zwischen Fabrikinhabern und ihren Arbeitern, zwischen Meistern und ihren Gesellen und Lehrlingen sind, so würde doch der ordentliche Richter diese Verhältnisse nur selten ohne Zuziehung von Sachverständigen zu beurtheilen im Stande seyn; durch diese Zuziehung von Sachverständigen aber würde Zeit verloren gehen, die Fabriken würden unterdess stille stehen, und die Werkstätte verlassen bleiben, und so, wenn endlich das Urtheil nach Wochen oder Monaten gesprochen wäre, meist der Zweck des Urtheils verfehlt werden, woher man denn nothwendig zu der Idee eines Gerichts von erfahrenen Fabricanten und Handwerkern, die durch das Vertrauen der übrigen Fabricanten und Handwerker zu diesem Schiedsrichteramt berufen würden, kommen musste; — wie solches in dem Rathe der Gewerbverständigen jetzt besteht."

Dieses Institut, so wie es, von den Franzosen überkommen, von der königl. Preuss. Regierung in den Provinzen links des Rheins angetroffen wurde, war aber noch in mancher Beziehung mangelhaft. Neuere Gesetze und Verordnungen, welche seit der preussischen Besitznahme der westrheinischen Provinzen erlassen wurden, bildeten die französische Grundlage erst vollkommen aus. Gegenwärtig herrscht über die Zweckmässigkeit des Instituts überall, wo dasselbe besteht, nur eine allgemein anerkennende Stimme; sowohl der rheinische als der westphälische Landtag gab sich als Organ dieser Stimme kund, indem dadurch die Errichtung des Rathes der Gewerbverständigen in den Fabrikstädten, die sich bis jetzt desselben noch nicht erfreuen, in Vorschlag gebracht wurde.

Die von Hn. *Gottlieb* veranstaltete Sammlung aller Gesetze und Verordnungen über dieses Institut war zunächst ein Bedürfniss für seine Glieder und Betheiligten; der Ueberblick wird aber noch sehr erleichtert durch die von dem Vf. bearbeitete und dieser Sammlung vorgedruckte klare systematische Abhandlung über die Amtsbefugniss des Rathes der Gewerbverständigen und das rechtliche Verfahren bey demselben. Das Buch ist ganz geeignet, eine vollständige Anschauung dieses schönen Instituts zu geben, welches auch in deutschen Ländern rechts des Rheins mit den erfoderlichen Modificationen, so fern solche durch örtliche Verhältnisse bedingt werden mögen, Nachahmung verdient. Dass in der Schrift nichts Wesentliches, welches hinein gehört, übergangen worden, dafür liegt schon eine Art von Garantie in dem Umstande, dass ihr Vf. bereits 20 Jahre lang als Secretär des Instituts in der bedeutenden Gewerbe-Stadt Köln angestellt ist.

Das Papier ist gut, das Typographische aber nicht sonderlich lobenswerth. K. II.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Breslau, b. Grafs, Barth u. Comp.: *Abendandachten* in dem evangelifchen Schullehrer-Seminar zu Breslau von Dr. *Wilhelm Harnisch*, fonft erftem Lehrer in jener Anftalt, jetzt Director des königl. Seminars zu Weifsenfels a. d. Saale. Den Volksfchullehrern Schlefiens gewidmet. Erftes Bändchen. 1823. IX u. 188 S. 8. (15 gr.)

Da ein guter Schullehrer nicht blofs ein für fein Fach mit hinreichenden Kenntniffen ausgerüfteter und gebildeter Mann, fondern auch ein gläubiger und frommer Chrift feyn foll: fo verdienen vorliegende Reden des bereits um das Schul- und Seminarien-Wefen vielfach verdienten, und für daffelbe noch fortwährend eifrig thätigen Vfs. befonderen Dank von Seiten derer, welche fich dem Schulamte mit glücklichem Erfolg widmen wollen. Die Reden wurden, wie fchon der Titel befagt, nach einer nachahmungswürdigen Einrichtung des Schullehrer-Seminars zu Breslau, nach welcher am Sonnabend Abends, im Sommer auch wohl ftatt deffen am Montag Morgens, eine feyerliche Andacht gehalten wird, zum Behuf diefer Erbauungsftunden gefprochen, „um fo recht *aus* dem Leben der Seminariften *auf* das Leben derfelben zu wirken." Daher wählte der Vf., der in einem Zeitraum von zehn Jahren gegen 200 folcher Vorträge hielt, in der Regel folche Wahrheiten, worauf der Unterricht, das häusliche Leben oder fonft etwas Aeufseres hinwies. Eine folche Veranlaffung haben auch immer die vorliegenden, an der Zahl zwölf: 1) Ueber die Kriege und Leiden auf der Erde. 2) Was follen wir thun, die wir in Ruhe von den Verfolgungen hören, fo unfere Vorfahren ihres Glaubens wegen erlitten? 3) Der Menfch — ein Tempel des Herren. 4) Die letzte Bitte: feyd getreu; der letzte Wunfch: möget Ihr die Krone des Lebens gewinnen! 5) Wie krönet der Herr vom Himmel die Erde? 6) Ueber die Geifter der Welt. 7) Wann follen wir die Friedenspalme und wann das Kriegsfchwert in der Hand haben? 8) Was bedeutet und was fodert das heilige Abendmahl? 9) Wie foll ein chriftlicher Schulmann fein Amt antreten? 10) Wie follen wir in Gerechtigkeit, Friede und Freude unter einander leben? 11) Die Sternenpredigt. 12) Ein Abfchiedswort. — Die Behandlung diefer Materien ift einfach, klar und herzlich, und enthält manche treffende Stellen, auf die wir hier blofs aufmerkfam machen können. Doch wäre der Darftellung noch ein höherer Grad von Tiefe, fo wie der Sprache mehr Schwung zu wünfchen. Was Rec. inzwifchen in diefem Betracht vermifst, hat wohl hauptfächlich in der Entftehung diefer Reden, wie fie hier erfcheinen, feinen Grund, indem fie, erft nach Verlauf von mehreren Jahren, in Erholungsftunden nach den flüchtigen Grundriffen bearbeitet wurden, nach welchen Hr. *H.* diefelbe aus dem Stegreife gefprochen hatte; wobey, wie man weifs, es immer fchwer ift, fich ganz in die frühere Geiftes- und Gemüths-Stimmung zurück zu verfetzen. Die Orthographie ift noch immer die alte. — Eine Fortfetzung diefer Andachten ift leider nicht erfchienen.

IX.

Ellwangen, in der Schönbrodfchen Buchhandlung: *Allerheilfamstes Handbuch für alle chriftlichen Familien*, d. i. alle Evangelien des ganzen Jahres (,) mit kurzen Erklärungen, Betrachtungen u. f. w. Auch zugleich das allernützlichfte Lefebuch für die Sonntags-Schul-Jugend. Herausgegeben von *Johann Alois Hafsl*, Pfarrer und Schul-Infpector in Zubingen. Zweyte ungeänderte Ausgabe mit einem Kupfer. Mit Genehmigung des bifchöfl. General-Vicariats zu Rottenburg. 1832. LII u. 827 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Nach Verordnung des bifchöflichen Generalvicariats zu Fulda wird dort, laut der Vorrede, in der Faftenzeit alle Tage unter der Meffe das Evangelium des Tages deutfch gelefen, kurz erklärt und mit einem Gebet begleitet. Wer dem Gottesdienfte nicht beywohnen kann, foll in gleicher Weife feine Andacht daheim halten.

Dem Bedürfniffe der letzteren fucht der Vf. in vorliegendem, ziemlich voluminöfem und theuerem Werke zu entfprechen. Um des gröfseren Nutzens willen dehnte er daffelbe auf das ganze Jahr aus. Es foll daher ein allgemeines Erbauungsbuch für die katholifchen Chriften feyn. Der Vf. nahm nicht nur die *Evangelien*, fondern auch die *Epifteln* auf. Beide wurden vollftändig abgedruckt.

Hr. *H.* fchrieb natürlich nicht für *evangelifche* Chriften, fondern für Glieder der *katholifchen* Kirche, der er felbft, wenn auch nicht in dem graffen Sinne der Ultramontaniften, mit ganzer Seele zugethan ift. Sie ift für ihn das höchfte Religionsinftitut, die abfolut vollkommene Religion. Er erklärt daher die Perikopen mehr dogmatifch als exegetifch, doch, müffen wir hinzu fetzen, dogmatifch-moralifch. An ein Eindringen in den Geift des Evangeliums ift bey der Kürze der wenig Seiten füllenden Erklärungen natürlich fchon aus diefen Gründen nicht zu denken. Der Vortrag ift einfach, klar, herzlich, ohne je einen höheren Schwung zu nehmen. Uebrigens hält er fich immer mehr im Allgemeinen; nur felten individualifirt er, was wir ihm natürlich nicht als Vorzug anrechnen können.

Wie die erneuerte Auflage beweift, hat Hn. *H's.* Arbeit unter feinen Landsleuten den erwünfchten Anklang gefunden. Und allerdings ift es erklärlich, dafs diefe gute Hausmannskoft das katholifche Volk anzieht. Die evangelifchen Chriften verlangen andere, beffere Speifen. Selbft die *Sprache*, z. B. *Bruft* für *Herz*, würde einigermafsen Gebildeten nicht zufagen.

Druck und Papier find fo, wie man fie für ein Andachtsbuch wünfchen mufs.

IX.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) GÖTTINGEN, in Commission bey Vandenhoeck und Ruprecht: *Geschwindschreibekunst für die deutsche, lateinische und eine allen Völkern verständliche Schriftsprache.* Von *F. J. Gerbode*; Doctor der Rechte zu Göttingen u. s. w. 1 Theil. deutsche (Deutsche) Geschwindschreibe-Kunst. 1828. 192 S. 8. Von S. 96 an lithographirt. (Brochirt, 8. gr.)

2) TÜBINGEN, b. Osiander: *Tachygraphie, oder die Kunst so schnell und fertig zu schreiben, wie ein öffentlicher Redner spricht.* Mit 4 lithographirten Tafeln. 1830. IV und 40 S. kl. 8. (5 gr.)

3) WIEN, b. Sollinger, *Ausführliche Anleitung zur deutschen Tachygraphie, oder der Kunst, mittelst einfacher Zeichen so geschwind zu schreiben, als man spricht.* Für Geschäftsmänner, Gelehrte, Studirende, Militär und Reisende. Von *J. Nowak*. 1830. IV u. 64 S. 8. Mit 8. lithogr. Tafeln. (Broch. 20 gr.)

Man scheint zwar endlich in Deutschland einzusehen, dass die Stenographie, Schnellschreibekunst, Geschwindschrift, oder, wie sie der Engländer sehr passend im Gegensatz zur gewöhnlichen Schrift nennt, die *Kurzhand* etwas Nützliches sey. Diess beurkunden wenigstens die mancherley, zumal in den neueren Zeiten erschienenen Anweisungen dazu. Nichts desto weniger sehen wir diese Ansicht noch nicht allgemein anerkannt, wir hören diese Kunst höchstens als nützlich preisen zur Aufnahme öffentlicher Verhandlungen, die uns Deutschen noch so weit entfernt stehen, wir vernehmen aber nicht, dass irgend ein wackerer Schulmann die Verlassene in Schutz nehme, von ihrer Erlernung, ihrer Anwendung da spreche, wo sie eigentlichst hingehört, — nämlich in den höheren Schulen. Wir suchen den Grund dieser Vernachlässigung darin, dass die bisher erschienenen Anweisungen den Foderungen nicht entsprochen haben, die man an sie zu machen berechtigt war, indem sie nämlich ein grosses Hinderniss in der Regel wenig oder gar nicht beseitigen, das des schwierigen Lesens. Dabey fällt den Verfassern auch oft noch der Vorwurf zur Last, dass sie, mit der Sprache nicht vertraut, gar zu sehr sich an die englischen und französischen Vorbilder halten, ohne zu bedenken, wie sehr unsere Sprache von beiden verschieden ist. Wir werden in der Prüfung der drey vor uns liegenden Schriften Gelegenheit haben, diess und mehreres Anderes näher nachzuweisen.

Was zuerst No. 1 betrifft, so ist der Vf. seiner Materie durchaus nicht mächtig. Eine wortreiche Einleitung verbreitet sich über Entstehung der Sprache und Schriftsprache. Hier zeigt zuerst der Vf. seine ganz geringe Sachkenntniss, indem er die alte Geschichte von den *Tironischen* Noten, wie sie gewöhnlich erzählt wird, nachbetet, ohne nur im Geringsten *Kopps* Werk zu erwähnen, welches diesen ganzen Bau eingestürzt hat. Wie wenig er von den *Tironischen* Noten versteht, zeigt sich auch daraus, dass er dieselben und die *Siglae* verwechselt. (S. 15 „wie man auch solche Abkürzungsarten nannte)." Von den englischen und französischen stenographischen Systemen scheint er auch nichts begriffen zu haben; sonst wäre er wenigstens nicht so gar willkührlich bey Aufstellung seiner Abbreviaturen, sondern doch etwas systematisch zu Werke gegangen. Die deutschen Stenographieen kennt er offenbar nur aus *Leichtlens* Werk, wie S. 22 erhellt. Hätte er nur dasselbe gründlich studirt, so würde es ihm nicht eingefallen seyn, das seinige drucken zu lassen. Dass sein System von ihm allmälich schon 1792 ersonnen wurde, dass er von der Nützlichkeit innigst überzeugt ist, dass „auch sein Sohn, der Stud. juris Friedrich Gerbode" (S. 24) sich "solcher Geschwindschreibe-Kunst bedient", giebt dieser durchaus noch keinen Werth, und es zeigt von des Vfs. schwachen Sprachkenntnissen, sowie von der Unkenntniss der bey Abfassung einer solchen Schrift nothwendig zu berücksichtigenden Regeln, wenn er nach Durchlesung mehrerer stenographischer Werke sich überzeugte (?), „dass solche Geschwindschreibens-Art nicht so anwendbar sey, wie die seinige." Nun wahrlich, sein System einführen zu wollen, scheint uns nicht besser, als wenn man lateinisch wieder mit *notis Tironianis* stenographiren wollte.

Diesen *Tironischen* Noten sind allerdings des Vfs. Schriftzüge analog, wie jene sind sie gleichsam ein Werk des Zufalls, und man möchte mit Cicero (Brutus) sagen: *earum structuram natura magis, casuque nonnunquam, quam aut ratione aliqua aut observatione factam esse.* — Schon einer der ersten Grundsätze des Vfs. S. 33, „die deutschen Cursivbuchstaben

werden in „gegenwärtiger Geschwindschreibekunst beybehalten“, zeigt, wie wenig er das eigentliche Abkürzen, das hauptsächlich nur in Vereinfachung der Buchstabenzüge bestehen kann, einer Regel, welcher sogar die sogenannten *Tironischen* Noten folgen, versteht. Aber er reicht nicht einmal mit seinen Buchstaben aus: S. 24 „Man gebraucht ausserdem *eigentliche Zeichen*“ (sind denn die Buchstaben uneigentliche?) „(welche weder blosse noch bezeichnete [*Sic!*] Buchstaben sind) bestehend in Strichen, Zügen, Puncten und sonstigen mit der Feder leicht zu fertigenden kleinen Figuren“. Also die Buchstaben bestehen nicht aus Strichen, Zügen u. s. w.? — S. 36 „Da immer wenigstens *ein*, im fraglichen Worte vorkommender Buchstabe, wie (als) die Hauptsache, beybehalten ist, und gleichsam als ein durch die Nebenzeichen verschieden gestaltetes Gesicht des Wortes hervorscheint, so ist daran jedes kenntlich.“ Um diesen Satz begreiflich zu machen, heben wir aus den Beyspielen einige aus, wie sie uns eben auf den lithographirten Blättern in die Augen fallen. Man denke sich also geschrieben *Af* mit einem nach oben offenen Bogen durchs f — was heisst das? Ey nun, — — *Anfall!* — B mit 2 Pünctchen daneben? — *Bürger!* Br, das r mit einem gewaltigen Schwanz, fast wie q? — *Braut!* — F°? — *Folge!* — "F? *Früchte!* — — S. 40 sieht der Vf. seinen Fehler selbst ein, öffnet aber auch allem und jedem Missverständnisse Thor und Thür: „*Willkührlich* sind zwar alle solche Geschwindschrifts-Bezeichnungs-Mittel, aber man bittet um gütige Aufnahme und beliebige (?!!) Anwendung“. Wenn es dazu S. 54 noch heisst: „Uebrigens könnte jeder aus Vorstehendem, und aus den anliegenden Steindrucksblättern, (welche die erste Sammlung der nach vorstehenden Regeln gebildeten Beyspiele sind) sich *selbst beliebige geschwindschriftliche Bezeichnungen* machen, bis die Fortsetzungen erfolgen werden, so bringt der Vf. damit sicher eine unentzifferbare Schrift in die Welt. Rec. kann sich nur wundern, dass dem Vf. nicht eingefallen ist, die von ihm in Bezug auf die *Tironischen* Noten angeführte Gesetzstelle nebst seiner Bemerkung S. 12: „Da aber diese Zeichen willkührlich verändert und vermehrt werden konnten, so waren dadurch dergleichen schriftliche Aufsätze — der Gefahr der Un- oder Missverständlichkeit ausgesetzt“ auf seine eigene Geschwindschrift zu deuten. Diese können wir unerachtet ihres Alters (seit 1792, also älter als *Mosengeils* und *Horstigs*) durchaus nur als einen Rückschritt betrachten. Es scheint übrigens, als habe sie eben keinen grossen Beyfall gefunden, denn die Fortsetzungen für die lateinische und eine allgemeine Völkersprache sind unsers Wissens nicht erschienen. Nach gegenwärtiger Probe dürfte des Vfs. Lösung dieses letzten grossen Problems wohl zu dem *parturiunt montes* — gehören. — Was er über den Nutzen und die Anwendung der Geschwindschreibekunst sagt, findet sich viel vollständiger in *Thons* Schrift über den Nutzen der Stenographie. 1827.

Der Vf. von No. 2 hat sich in seiner Tachygraphie mehr an die Grundsätze der Stenographie gehalten, wie solche von den Engländern aufgestellt worden sind. Er ist dabey, wie er sagt, theils *Leichtlen*, *Horstig*, theils einer neueren 1820 zu Leipzig erschienenen Anleitung gefolgt, hat aber auch Manches aus eigener Erfahrung hinzugefügt. Zuerst wird eine kurze Geschichte der Kunst mitgetheilt. Wenn der Vf. hierin die in die Länge gezogene Kreislinie o *Leichtlen's* als zu schwierig zu bilden tadelt, so hat er in so fern wohl Recht, wenn er die horizontale Stellung meint, die schräge, und selbst die mehr senkrechte, kommt indessen in der deutschen sowohl als englischen Cursivschrift so häufig vor, und ist zugleich so leicht zu bilden, dass man sehr Unrecht thut, dieselbe verwerfen zu wollen. — An des Vfs. Alphabet haben wir zu tadeln, dass er manche Buchstaben *sch*, *w*, *k*, durch vergrösserte Züge ausdrückt, — ein solches Mass ist nämlich beym Schnellschreiben schwer zu beobachten, — dass er dem *m* eine so harte Form gegeben hat, welche, eckig wie sie ist, bey einiger Verlängerung zu Verwechselungen mit *bl* Anlass geben könnte. Auch der Doppelzug des z ist sehr zu tadeln, da er die Freyheit benimmt, *bl* nach Erfodernis von oben herab zu ziehen, was allerdings vorkommt und mit Erleichterung z. B. in: *blasen*. — Die besondere Bezeichnung der Vorsylbe *ver* hält wegen des Absetzens mehr auf, als wenn sie ausgeschrieben wird. — Die Unterscheidung solcher Wörter, welche aus gleichen Buchstaben bestehen, z. B. *Der*, *Thor*, durch eine verschiedene Stellung der Zeichen, bringt offenbar Verwirrung, denn es muss doch eine feste Bestimmung *darüber* herrschen, *wie* ein Zug gebildet werden soll. Nun ist aber in diesem Falle das *d* oder *t* (|) doch wohl nicht anders zu ziehen, als von oben nach unten, das *r* (o) als *folgend*, *unten* anzufügen, der Vf. stellt es aber in *der oben* hin, wodurch es mit *Rod*, und anderen zusammenfällt. Ferner führt die Stellung des *e* in *Rede* dazu, statt dieses Worts *Erde* zu lesen. Diese Bildung des *r* ist übrigens auch die schwierigere. — Doppelconsonanten, wie in *Lippe*, auf die angegebene Weise doppelt zu schreiben, ist unnütz, indem es einfachere Mittel giebt *Liebe* von *Lippe* zu unterscheiden. Dass der Vf. *i* und die ähnlich lautenden Vocale von *ei* dadurch unterscheidet, dass er den jene bezeichnenden Punct *über* die Schreibelinie, den anderen *unter* dieselbe setzt, erschwert die Verständlichkeit sehr, und ist in den Beyspielen *Liebe*, *Leib* schwer zu unterscheiden. Das *au* ist ganz ein Zeichen mit *auf*; — *aus*, welches ein umgekehrtes *au* seyn soll, wird man leicht für *bl* lesen. Die Bezeichnung des Vocals *a* in der Weise, wie Taf. 4 vor dem *n* in *Anfang* kann nur Verwirrung bringen, indem man das *a* in dieser Stellung, Länge und Stärke eher für ein *n* nehmen wird. Die Abbreviatur *ein*, durch einen Punct *auf* der Zeillinie, streitet gegen den eigenen Grundsatz des Vfs. Die Bezeichnung des *z* nach des Vfs. Angabe ist willkürlich, und giebt sicherlich bey einzelnen Worten zu Unverständlichkeiten Veranlassung; denn es kann ja *oder* und *Text* (+ +) hinter einander folgen. Warum die schwierige Abbreviatur (⊥) für *und*, da, wie in der gewöhnlichen, Schrift *u* genügte? Die Schwäche des Systems

des Vfs. geht vor allen daraus hervor, dass er weder ganz orthographisch, noch weniger Eigennamen oder Wörter aus fremden Sprachen genau schreiben kann, eine Foderung, die wir an jede Stenographie machen, welche aber, so viel wir wissen, keine bis jetzt erfüllt. Auf der Beyspieltafel 4 lassen sich gar manche Fehler nachweisen. — Zeile 1 erscheint *Wort* mit *l* statt *t* — der Artikel *das* gleicht einem *ls*, weil der Strich *schräg;* das Zeichen für *dasselbe* aus *das* und *selbe* zu bilden, kann man nicht billigen; in Z. 2 ist das *a* von *Anfang* so abgerückt, dass man es unwillkürlich für ein *n* ansehen muss, in *bey* steht der *ey* Punct bey weitem nicht unter, sondern auf der Linie; in *gemacht* ist das *g* als Anfangssylbe abgerückt, ganz ohne Grund, da es sich leicht mit *m* (welches aber hier wie *ff* aussieht) verbindet; das darauf folgende *und* sieht ganz einem *nl* ähnlich u. s. w.

Wir hätten noch mehrere solche Nachweisungen geben können; doch Obiges wird genügen, um zu beweisen, dass das System des Vfs, wenn auch gar sehr viel vollkommener als No. 1, noch bey weitem nicht alle Erfoderungen und Bedingungen erfüllt, die man an ein System machen muss, welches sich zur gewöhnlichen Schrift nicht wie eine Silhouette zur Person, nach dem Gleichniss eines Rec. der *ersten Mosengeilschen* Stenographie — sondern wie die Sprache zur Schrift, verhalten soll.

Der Vf. von Nr. 3 redet in der Vorrede der Stenographie auch aus einer funfzehnjährigen Praxis das Wort. — An dem Alphabet haben wir zuerst zu tadeln, dass für *d* und *t*, *b* und *p* zweyerley Zeichen, dass *ch* immer durch Absetzen gebildet wird, was bey einem so häufig vorkommenden Buchstaben der Geschwindigkeit hinderlich ist, dass *j* (an sich unnöthig) leicht mit *bl* verwechselt werden kann, dass Z ebenso Veranlassung giebt es für *tlt* zu halten, und dass *x* durch ein lateinisch geschriebenes ausgedrückt wird, was zu Verwechselungen mit *ch* führt. — Die Stellung der Vocale ist gleichfalls nicht zu loben, selbst ihre Zeichnung ist zu tadeln, da z. B. ein feiner Punct *i* — ein starker *ie* bezeichnen soll. Solche Schwierigkeiten darf man dem *Schnell*schreiber nicht bieten. Die unbedingte Auslassung aller Vocale in der Mitte ist verwerflich, indem sie das Lesen unendlich erschwert; unumgänglich nöthig aber ist die Angabe derselben bey Worten, welche gleiche Zeichen haben. Das Schreiben der Eigennamen u. s. w. mit Cursiv-Schrift haben wir schon bey Nr. 2 gerügt. Sehr zweckmässig erscheint es, dass der Vf. alle Consonanten einzeln durchgeht, und über ihre Bildung sowohl, als ihre Verbindung mit anderen Beyspiele beybringt; aber unrecht ist es, zu gestatten, dass man das leichtere *t* Zeichen willkührlich statt des *d* gebrauchen dürfe. Die Verdoppelung eines Consonanten durch Wiederholung zu bilden, billigten wir schon bey Nr. 2 nicht. Eben so unpraktisch ist die Unterscheidung der Endsilben *-en*, *-nen* und *-nnen*. Die Unzweckmässigkeit der Bildung des *ch* fällt am meisten in seiner Verbindung mit dem *r* auf. Denn es heisst S. 27 ausdrücklich: „*nach einem Mitlauter entsteht es* (das *ch*) *dadurch, dass das Ende dieses Mitlauters mit einem Querstriche durchzogen wird.*" Nun hat aber das *r* als Kreis (o) eigentlich gar kein Ende, folglich kann man kein *ch* anbringen, oder man muss es vollständig als Kreuz auszeichnen, wie denn hier geschehen, womit aber zugleich gegen den eignen Grundsatz gefehlt ist. — Beym *S* kommt wieder die Willkühr vor, dass immer *Sb* statt *Sp* geschrieben werden soll. — Die Bildung von *Zt* zeigt ebenfalls, dass das Zeichen für Z übel gewählt ist. — Die Trennung einer Menge von Vorsilben S. 49 von dem Stammwort kann man nicht billigen, denn jedes Absetzen hält auf, und sie sind um so mehr zu verwerfen, als sie selbst fast alle *unverkürzt* sind, die Sonderung also ein reiner Zeitverlust ist. — Von den Endsilben sind mehrere darum verwerflich, weil sie, als nicht in der Hand liegend, schwer zu bilden z. B. — *samkeit.* — Ganz gegen die Grundregel, bey jeder Abbreviatur den eigenthümlichen Buchstaben zu behalten, hat der Vf. sehr gesündigt, indem er den Artikel *der* und dessen Verbindungen u. s. w. immer mit *t* ausdrückt, da ihm doch ein *d* zu Gebote steht. — Eine Abkürzung der Zahlen gehört in jede gute Stenographie, und bietet keine Schwierigkeit dar. — Die willkührlichen Abbreviaturen für die Fürwörter erschweren das Erlernen und Lesen der Schrift, weil sie dem Gedächtniss zur Last fallen. — Es würde uns zu weit führen, wollten wir noch die vielen Abbreviaturen, die Beyspieltafeln, prüfen.

Es ist zu bedauern, dass der Vf. sein System nicht von den gerügten, und anderen ihm anklebenden Fehlern gereinigt hat, denn es verdient ausserdem das Lob eines guten, deutlichen Vortrags, besonders in Bezug auf Angabe der Art der Erlernung der Stenographie, und ist in Papier, Druck und durch die sauber lithographirten Tafeln gut ausgestattet.

Stng.

WIESBADEN, b. Schellenberg: *Der Zwinger*, ein neues Pferdeabrichtungs-Instrument von *Carl Kegel*, Herzogl. Nassauischem Stallmeister. Mit einer Abbildung. — Auch unter dem Titel: *Mittheilungen aus dem Umfange der Pferdezucht, Pferdekenntniss, Reitkunst und den dahin einschlagenden Wissenschaften*; auch Nachrichten von Gestüten, Pferdehandel, Moden und Preisen neuer Reitzeuge, Geschirre und Wägen. Dritte Lieferung. 1832. X und 115 S. gr. 8. In farbigen Umschl. geheftet. (16 gr.)

Dieses an sich vortreffliche Schriftchen ist doch ein trauriger Beweis davon, wie es eigentlich um unsere Pferdezucht im Allgemeinen, um die Reitkunst insbesondere, steht. Denn gleich die Vorrede beginnt der Vf. mit folgenden Worten: „Jedem wissenschaftlichen (wie viele es deren wohl giebt, die z. B. die Anatomie des Pferdes kennen?), und in der praktischen Ausübung geschickten Abrichter von Reitpferden (er sey vom Civil- oder Militär-Stande) wird genugsam bekannt seyn, dass unter den vielen zu Reitpferden bestimmten rohen

Pferden nur der geringere Theil sich willig in eine zum Reiten zweckmäſsige, und dem Reiter angenehme Zaumstellung fügt, und daſs ein groſser Theil von Pferden hiezu nicht vortheilhaft gebaut ist. Zwar ist nicht zu leugnen, daſs viele Bereiter in Hinsicht der guten, oder besser zu sagen, der richtigen Zaumstellung auch im Irrthum begriffen sind, und daher die in ihrer Abrichtung habenden Reitpferde auf eine Art und Weise zäumen, welche einerseits dem Auge des Sachkenners einen widrigen Eindruck verursacht, andererseits den Untergang der Pferde, oder deren vollkommene Widersetzlichkeit zur Folge hat." Der Vf. giebt zwar ferner zu, daſs nicht selten die Natur der Pferde selbst davon die Ursache sey; daſs sie eine richtige Stellung nicht annehmen, daſs jedoch die meiste Schuld der falschen Bearbeitung zuzuschreiben sey. Solche Pferde sind zwar hinsichtlich ihres fehlerhaften, durch jene ihnen gleichsam aufgezwungenen Ganges leichter, weniger aber rücksichtlich ihrer falschen Zaumstellung zu corrigiren. Ein ganz fehlerfrey gebauter Gaul, der Hn. *K.* anvertraut wurde, um ihn von jenen Schulfehlern zurückzubringen, brachte ihn auf die Idee des neuen, *Zwinger* genannten, Instruments, deſswegen *so* genannt, weil der geschickte(!) Bereiter somit alle Pferde, welche sich einer, zum Reiten zweckmäſsigen Zaumstellung widersetzen, durch Anwendung desselben hiezu gleichsam zwingen kann. — Wer die jetzige Pferdezucht und Behandlung mit der unserer Voraltern, die jetzigen Pferde mit den damaligen, unsere Reiter (auch wohl Bereiter!) mit *de la Guèriniere*, *Newcastle*, *Sind*, vergleicht, der wird nicht umhin können, auch in diesem *Zwinger* ein Zeichen der Zeit zu sehen. Wie viele der in unserem Zeitalter zu Reitpferden gleichsam gestempelten Pferde sind nicht, um uns so auszudrücken, falsche Münze! Man nehme nur unsere zahlreiche Cavallerie (der civilistischen Reiter *ex officio* nicht zu erwähnen), und bedenke alle diejenigen, welche *außer diesen allen* noch reiten wollen, ja sogar vermeinen, wenigstens gleich einem Stallmeister, das Reiten zu verstehen, denn sie haben ja auf ihrem Comptoir *Bock*, oder in der Studierstube „*die Kunst in 6 Stunden ein vollkommener Reiter zu werden*" fleiſsig durchgelesen. Wie werden alle die Herren sich über den Zwinger freuen! Und wie elegant — denn die Mode herrscht ja sogar in der Reitkunst — läſst sich nicht diese Capital-Hülfe herstellen! Sie gleicht einem Sprungriemen, den man ja ohnehin, sey es nur um deſswillen, um den lammfrommen Gaul als einen „der seinen Reiter verlangt" darzustellen, oder — um des geschmackvollen Zeuges willen — haben muſs. Aber sie mögen sich vorsehen, sonst dürfte ihnen die Probe schlecht bekommen. Nur wer die Behandlung der Pferde aus dem Grunde versteht, wer mit Liebe und Sanftmuth seine Pferde dressirt, wird den Zwinger gebrauchen können. In der Hand des Unkundigen wird er nicht bloſs den edelsten Gaul ruiniren, sondern auch den Reiter in Gefahr bringen. Aber der Erfahrene wird dem Vf., der sich schon durch andere Erfindungen um die Pferdedressur verdient gemacht hat, gewiſs auch für diese sich dankbar verpflichtet fühlen. In die Darlegung des Wesens derselben können wir hier nicht eingehen, da sich die Sache mit Worten schwer deutlich machen läſst, während ein einziger Blick auf die Abbildung sie schon genügend erläutert. Die Abhandlung selbst ist so vollständig, als man sie nur wünschen kann. Sie beginnt mit der Erklärung der Sache selbst, und belehrt dann über die Anwendung des Zwingers beym Zureiten roher Pferde, zur Correction von Pferden, die nicht aufsitzen lassen, nicht vom Stalle gehen, nach den Sporen schlagen oder Sporenscheu sind, durchgehen, bocken, steigen, verschlagen sind, zur Anwendung beym Einfahren roher Pferde, auf Wagenpferde, welche keinen ruhigen, taktmäſsigen Schritt gehen, im Trabe nicht aushalten, zu stark auf die Hand drücken, oder beym Halten nicht ruhig stehen.

Der Vf. schreibt S. 37 „*Kannaschen*", welches unrichtig ist; es heiſst *Ganasche*, denn die Ableitung ist aus dem italiänischen *gandscia*, welches seiner Seits wieder von dem lateinischen *genae* abstammt.

Druck und Papier sind sehr gut; eben so ist die Abbildung, nach der Natur gezeichnet von dem Pastellmaler Riegel, zu loben.

— Oec. pr. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Kempten*, b. Dannheimer: *In Gott ist unsere Versöhnung.* Gebet- und Andachts-Buch für erwachsene katholische Christen, von *K. J. Z.* 1826. X u. 152 S. 8. (8 gr.)

Der Vf., in dessen guten Willen wir gar keinen Zweifel setzen wollen, liefert hier auf fast alle Gebetszeiten seiner Kirche und die mehrsten Veranlassungen des Lebens *Gebete*; aber etwas Vorzügliches, eine wirkliche Auswahl des Besten und Schönsten, haben wir nicht gefunden. Vielmehr erhebt sich dieses Gebetbuch in keiner Hinsicht über die gewöhnlichen asketischen Schriften der katholischen Kirche, deren Zahl Legion ist. Hiemit soll jedoch diesem Buche, das einen frommen Sinn athmet, den rechten Gebetston fast immer fest hält, und das praktische Christenthum zu fördern strebt, alle Brauchbarkeit in seinem Kreise nicht abgesprochen werden.

IX.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1833.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Stralsund, b. Trinius: *Die Frithjofs Sage* von *Esaias Tegnér*. Aus dem *Schwedischen* von *Gottlieb Mohnike*. 1826. Mit 2 Musikbeylagen. XIV u. 207 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) *Zweyte* Auflage. Mit 4 lithographirten Landschaften von Fahlcrantz und dem Bildniss *E. Tegnérs*. 1831. XXXVI u. 211 S. 8. gr. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Die Saga von Fridthjof dem Starken*. Aus dem *Isländischen* von D. *Gottl. Christ. Friedr. Mohnike*, Th. u. Ph. D. Consistorialrath u. s. w. 1830. VI u. 97 S. Mit einer Charte vom südlichen Norwegen und von einem Theil des Sognefjords von Brüggemann. gr. 8. (15 gr.)

3) Ebendaselbst: *Reden* von *Es. Tegnér*, Bischofs zu Wexiö, Einem der Achtzehn der Schwed. Akademie, Mitglied des Nordsternordens. Aus dem Schwedischen von D. *G. Mohnike*. 1829. XXI u. 272 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

4) Ebendaselbst: *Der Auerhahn*, von *Es. Tegnér* und *G. Mohnike*. 1828. 124 S. kl. 8. (12 gr.)

5) Ebendaselbst: *Tegnér* und *Oehlenschläger* am 23 und 28 Junius 1829. 1829. 38 S. gr. 4. (9 gr.)

6) Lund, b. Berling: *Der Riese Finn*, von *Es. Tegnér*. Uebersetzt von *Mohnike*. 1829. 14 S. gr. 8. (3 gr.)

Zu den lieblichsten Poesieen, welche die neueste Zeit erzeugt hat, gehört unstreitig die *Frithjofs Sage* von dem bedeutendsten Dichter Schwedens, dem Bischof *Esaias Tegnér*. Dieser geist- und gemüthvolle Dichter scheint die streitenden Dichterschulen Schwedens, welche den Gegensatz der classischen und romantischen Poesie, wie fast überall, so auch dort im hohen Norden durcharbeiten, in sich zu versöhnen, da er, getränkt von den hellenischen Musen, grossgezogen an Homer und Pindar, dennoch ein Sohn der neueren grösseren christlich-germanischen Zeit geworden ist. Dieser Standpunct erscheint besonders auch in der reizenden, romantischen vorliegenden Dichtung, der *Frithjofs Sage*. Form und manche liebliche Einzelheit zeugt von dem hellenischen Geiste, der den Dichter erfasst hat; das Ganze aber ist national und nordisch. Wie sehr dieses treffliche Epos denn auch die nordischen Völker anspreche, davon zeugen die wiederholt aufgelegten norwegischen und dänischen Uebersetzungen (von *Foss* und *Miller*); wie liebevoll aber diese Geburt der nordischen Muse bey der treuen germanischen Mutter aufgenommen sey, das beweisen die fast gleichzeitig erschienenen drey Uebersetzungen von *Ludolph Schley* zu Upsala 1826, von *G. Mohnike*, Stralsund 1826, und von *Amalie von Helwig* geb. *v. Imhoff*, Stuttgart 1826. Von diesen drey Bearbeitungen hat die von *G. Mohnike* den allgemeinsten und wohlverdienten Beyfall erhalten, da sie die treueste und der Form nach, wenn gleich mitunter noch von Härten, Geschraubtheiten und Steifheiten gedrückt, dennoch die wohlgelungenste war. In den Uebersetzungen von *Schley* und von der Frau *von Helwig* tritt nämlich, wenn gleich grösserer poetischer Sinn, besonders bey der letzten, doch zu sehr Unkenntniss der deutschen Prosodie und der Metrik überhaupt, zu grosse Freyheit, und Verwischung des Originals in modernen, sich einschmeichelnden, aber matten und breiten Redefluss hervor, als dass dem gründlichen Deutschen nicht auch eine gründlichere, wenn gleich nicht so geglättete Arbeit, wie die *Mohnike*'sche, lieber gewesen wäre. Daher feyert denn diese in einer zweyten Ausgabe ihren Triumph, und wird denselben um so eher behaupten, als sie nun sich neu gestaltet und von vielen Härten möglichst befreyet hat. Jedoch finden sich dergleichen noch mitunter, wohin z. B. Rec. folgenden Vers rechnet, der rauh und hart klingt:

> Nicht trau *einnächt'gem* Eise, dem Lenzschnee nie,
> Dem Schlangenschlaf, dem Liebchen *nicht Dir auf dem Knie.*
> Ein *rollend Rad des Weibes Brust hat gedrechselt,*
> Die Lilienhöhen decken, was wankt und *wechselt.*

Auch übellautende Dehnungen, wie „*Königessohn*", „*Mastesspitz*" u. dgl., oder Zusammenziehungen wie „*Mittnacht*" und Solöcismen wie „*halbfeurig*", oder neue Wortbildungen, wie „*Gestühl*", und Hexameter wie folgende:

> Herrlichen | Dank für die | Ladung die | freundliche | könnt' ich doch | wieder

stören ein gebildetes Ohr; wiewohl dergleichen Einzelheiten bey billiger Berücksichtigung der schweren Aufgabe, 24 Gedichte in verschiedenem, zum Theil sehr schwerem, antikem und modernem, oft sehr kurzem

anapästischem, daktylischem, trochäischem u. s. w. Metrum wiederzugeben, und dabey die Treue des Gedankens zu erhalten, nicht in Anschlag zu bringen sind, zumal da sich des Gelungenen so viel findet. Doch wie es bey Ueber- und Umarbeitungen der ersten Ausgabe zu geschehen pflegt, Manches ist in der ersten offenbar schöner, und in der zweyten zu künstlich und gedrechselt. Z. B. in dem so lieblichen ersten Gedicht: *Frithjof und Ingeborg*, dessen Anfang als Probe der lyrischen Schönheit des Gedichts hieher zu setzen Rec. sich nicht enthalten kann:

Erste Ausgabe.	*Zweyte Ausgabe.*
Es wuchsen einst auf Hildings Gut Zwo Pflanzen unter treuer Hut; Zwo schön're nie im Nord erschienen, Sie wuchsen herrlich auf im Grünen.	Es wuchsen einst auf Hildings Gut Zwey Pflanzen unter treuer Hut; Zwey schön're nie im Nord erschienen, Sie wuchsen herrlich auf im Grünen.
Auf schoss die eine, wie die Eich, Es ist ihr Stamm der Lanze gleich; *Die Krone, zitternd in den Winden,* *Sieht man wie Helmgewölb sich ründen.*	*Die eine schoss wie eine Eich,* Ihr Stamm ist einer Lanze gleich; *Zum Helme wölbet sich die Krone* *Hoch oben in des Windes Zone.*

Rec. braucht wohl nicht zu erinnern, wie matt und übellautend der Vers ist: Die *eine schoss wie eine* Eich', (auch kann man nicht wohl sagen, dass die Eiche *schiesst*,) und wie preciös „die *Windes Zone*" hier stehe; er möchte lieber etwas weniger Treue, welche undeutsch wird, und zieht bey Weitem die erste Uebersetzung vor, da bey einem solchen Gedichte nicht von einem *Copiren durch Worte*, sondern nur von einem *Umdichten* die Rede seyn kann, wenn es bey der gebildeten Lesewelt Eingang finden soll.

Rec. hat bisher weniger von dem Ganzen und dem Werth der Dichtung gesprochen, da er meint voraussetzen zu können, dass die *Frithjofs Sage* bereits in Deutschland allgemein verbreitet, und demnach anerkannt, daher aber auch die Fabel dieses lieblichen Epos ausführlich darzulegen und zu entwickeln unnöthig ist. In der Kürze nur Folgendes:

Frithjof, der Sohn eines Bonden (Freysassen), verliebt sich in die Tochter des Königs, Ingeborg, ein goldlockiges Mägdlein, fast zu besonnen für eine Liebende. Ingeborgs Vater scheint die gegenseitige Neigung der beiden, von Jugend auf sich werth haltenden, zu billigen, aber er stirbt, und sein Sohn, der düstre und hochmüthige Helge, weist den treuen Frithjof schnöde zurück, auch dann, als er auf gefährliche Botschaft gesendet, ihm wesentliche Vortheile erringend heimkehrt. Er hat Ingeborg in Balders Tempel gesprochen, dafür droht ihm Verbannung, eine einzige Lüge konnte ihn retten, sie ist unmöglich auf der Zunge des reinen Nordlandssohnes ohne Falsch. Ungerechtigkeit entflammt in ihm die Berserkwuth, in der er unabsichtlich den Tempel entzündet, streng dafür büsst, und in der Folge ihn viel herrlicher als er gewesen, wieder erbaut. Schön Ingeborg muss sich mit dem altersgrauen König Ring vermählen, der ihre Brüder mit Krieg überzogen. König Ring ist ein Ehrenmann, der Frithjof, als der Zufall ihn in sein Land führt, wohl empfängt, ihn auch, des Jünglings Liebe kennend, ernstlich prüft. Er besteht ritterlich in der Probe, Ingeborg, die Gemahlin eines Anderen, ist ihm heilig, und eingedenk der menschlichen Schwäche, denn Frithjof ist wie jeder wahre Held kindlich arglos, und von Herzen demüthig, wirft er das Schwert weg, als Ring scheinbar eingeschlummert ihm in Schoosse ruht. Er will sich die Möglichkeit entfernen, dass der böse Gedanke zur bösen That sich gestalte. Ring liebt ihn als Sohn, und bestimmt ihn zum Nachfolger im Reich und bey der Gattin. Als treuer Vormund verweset er das Reich für Rings hinterlassenen Sohn, und vermählt sich mit der Bewilligung von Ingeborgs zweytem Bruder, der dem zornigen Helge auf den Thron folgte, mit der königlichen Wittwe. Diess der kurze Abriss einer Geschichte, welcher der begeisterte Dichter einen lebenswarmen Oden eingehaucht, und das Problem gelöset hat, Würde mit Anmuth, hohe Weisheit mit zarter Liebeshuld zu einen.

Indess scheint die rechte Würdigung der poetischen Behandlung und Gestaltung des Stoffes auch erst aus der Vergleichung des *Tegnérschen* Gedichtes mit der Original-Saga von *Fridthjof dem Starken* (No. 2), welche *Mohnike* hier aus dem *Isländischen* übersetzt uns vorlegt, hervorgehen zu können. In der That recht vielen Dank sind wir dem Uebersetzer für diese Arbeit schuldig, welche in die Hände aller derer, die sich für das nordische Alterthum und dessen Poesie interessiren, zu kommen verdient.

Vergleichen wir beide Werke, die alte Isländische Saga und das Tegnérsche Gedicht, so sehen wir zuvörderst, dass Tegnér das Material der Isländischen Saga im Ganzen ziemlich beybehalten hat. In lauter einzelnen Abschnitten hebt die Saga eben so viel Abenteuer aus Fridthjofs Leben heraus. Sie beginnt vom König Bele und Thorsten Wickingssons Kindern und Tod, dann folgt: Fridthjofs Werbung um Ingebiorg bey ihren Brüdern, König Hrings Heerbotschaft an Beles Söhne, Fridthjofs Fahrt nach Baldershagen, F. und Beles Söhne, F. Fahrt zu den Orkneyen, F. Ankunft bey Angantyr, Kön. Hring bekommt Ingebiorg, u. s. w. Dieser Anordnung im Allgemeinen treu, theilt Tegnér den Stoff in folgende Gedichte: *Frith. und Ingeb.*, *K. Bele und Thorsten W.*, *Fr. tritt die Erbschaft von seinem Vater an*, *F. Brautwerbung*, *K. Ring*, *F. spielt Schach*, *F. Glück*, *der Abschied*, *Ing. Klage*, *F. auf dem Meere*, *F. bey Angantyr*, *F. Rückkunft*, *Balders Scheiterhaufen* u. s. w. Schon diese Anzeige des Inhalts wird jedoch auch den verschiedenen Charakter der Saga und der modernen Bearbeitung darthun. Während jene hochnordisch mit starken Zügen in ernster Grösse zur Handlung, Schicksal, Kampf mit den bösen Mächten darstellt,

schildert diese Gefühle, beschreibt und erhebt in poetischem Farbenglanz die Elemente der modernen Poesie, Liebe, Natur und Schönheit. Sentimentalische Ergiessungen, wie *Frithjofs Brautwerbung, der Abschied, Ingeborgs Klage*, u. dergl. m. sind der alten Saga ganz fern. Während mit aller Lieblichkeit des innigsten Gefühls der moderne Dichter die Liebe uns mit glühenden Farben ausmalt und zu dem zarten Hauch, in welchen zwey Seelen zusammenschmelzen, verklärt, begnügt sich die alte Saga mit solchen Andeutungen als: „*Ingebjörg und Fridthjof sprachen lange mit einander. Die Königstochter sagte zu ihm*: „*Du hast einen guten Goldring*" „*Das ist wahr*" *sagt F.*" In dieser naiven Einfachheit schreitet die Saga fort. Man vergleiche z. B. ebenso die langen Reden und Ermahnungen, welche bey ihrem Tode König Bele und Thorsten W. bey *Tegnér* halten mit solchen Zügen der Saga als: König Bele wurde krank und sprach zu seinen Söhnen: „Diese Krankheit wird mich zu Tode führen, aber darum will ich Euch bitten, dass ihr die stets zu Freunden haben möget, die ich als solche gehabt habe; denn mir scheint, dass Euch alles mangelt, wenn Euch Thorsten und Frit. als Beystände mit Rath und That abgehen. *Einen Hügel sollt ihr auf mich werfen.*" Darauf starb Bele. Nach diesem wurde Thorsten krank; er sprach zu Fr.: Darum will ich Dich bitten, dass Du einen nachgiebigen Sinn gegen die Königssöhne beweisest, denn das geziemt sich ihrer hohen Würde wegen, wie wohl ich auch Dein künftiges Glück voraussehe. Ich will mich grade gegenüber von K. B. Hügel begraben lassen; an dieser Seite des Meerbusens, unten an der See: *da ist es uns leicht von den Dingen, die da kommen werden, zu reden.*" Es bedarf keines tiefen Blickes, um die Erhabenheit dieser Einfachheit zu würdigen. Nicht viel von Grab und Tod und der Schönheit der Eintracht, der Freundschaft und des Brudersinns reden die alten Helden; K. Bele ist zufrieden, „wenn *sie einen Hügel auf ihn werfen*", und Thorsten schildert am stärksten seine Freundschaft zu seinem „*Fosterbruder*", wenn er sich will dem Hügel Bele gegenüber begraben lassen, weil es leicht sey von den Dingen, welche kommen werden, dort zu reden.

Wenn aber diese Einfachheit und Naivetät der neuere Dichter absichtlich nicht beybehalten und wiederzugeben gewollt zu haben scheint, wenn so die stärksten Züge der Saga oft verwischt und sentimentalisirt worden sind: so unterscheidet noch ein Zweytes vorzüglich beide Werke: die moderne Gelehrsamkeit und das Streben nach Nachahmung antiker Dichtung bey *Tegnér*, und die sich selbst genugsam abgeschlossene Einsamkeit und Einfalt des Nordens in der Saga. *Tegnér* hat nämlich seine Frithjofs Sage benutzt, um seine ganze nordische Gelehrsamkeit anzubringen; kein Gedicht ist ohne Anspielungen auf nordische Mythologie, ganz entfernte und entlegene Züge aus der nordischen mythologischen und heroischen Welt erschweren oft das Verständniss und stören den poetischen Genuss durch nothwendiges Nachschlagen. Dazu hat das ganze Gedicht bey seinem hohen po[...] schen Werthe und bey seiner lyrischen Lieblichk[...] etwas durch seine Doppelnatur Störendes; denn s[...] derbar nimmt sich der nordische Stoff in dem Gewa[...] hellenischer Formen, der Hexameter, trochäischen u[...] anapästischen Trimeter, Tetrameter u. s. w. a[...] Mitten in der nordischen Welt stören uns Anklä[...] und Reminiscenzen aus Homer, z. B. bey der Aufz[...] lung der Frithjof von seinem Vater hinterlassenen E[...] schaft, die Nachahmung des Achilleischen Schil[...] bey Homer in Schilderung des von dem Waulu[...] (nordischen Vulkan) gearbeiteten Aterings u. dergl. So tritt ein dritter Unterschied zwischen beid[...] Werken hervor. Die Einheit der Saga, ihr gleichm[...] ssiger, ruhig epischer Charakter, und die Vielartigk[...] des *Tegnérschen* Gedichtes, welche durch das in [...] dem einzelnen verschiedene Metrum und die versch[...] denartige Behandlung des poetischen Stoffes sich [...] eine Mannichfaltigkeit vieler grösseren und kleiner[...] Gedichte beurkundet, welche unter sich ein Ganz[...] ein Epos, ausmachen sollen. Rec. kann sich n[...] freylich an solchen Wechsel, der keinen ruhigen g[...] haltenen Eindruck zurücklässt, nicht gewöhnen u[...] hält für ein Epos die Gleichmässigkeit der Form f[...] eine Hauptbedingung. Doch überlässt er den Kun[...] richtern die Entscheidung, in wiefern die Vermischu[...] der epischen und lyrischen Poesie, wenn keine Zwi[...] tergattung erzeugt werden soll, überhaupt zulässig i[...]

Der bedeutendste Unterschied aber zwischen d[...] Originalsage und der nach ihr unternommenen U[...] dichtung scheint uns in der nordischen und modern[...] Weltanschauung zu liegen, wie sie sich hauptsächli[...] in der Charakteristik der bedeutendsten Helden kun[...] giebt. Eine besondere Eigenthümlichkeit nämlich d[...] isländischen Sage ist die Hoheit, die stolze Ruhe, d[...] unerschütterliche Festigkeit, der alle Hindernisse gerin[...] achtende Muth, die Sicherheit und das Selbstvertrau[...] der hohen, starren Nordlandshelden; rauh und selb[...] mitunter roh, aber immer ein treues und wahres Bi[...] des Nordens ist der Fridthjof der Saga; der *Tegnérsch[...]* dagegen ist sentimental, ein Kosmopolit, dem d[...] Religion der Väter schon nicht mehr zusagt, den[...] er spricht („d. Abschied" 8tes Gedicht) von der „*Tho[...] heit des Wahnes*", welche sich des Tings bemächti[...] habe, als er die Heiligkeit des Tempels Balders durc[...] Gespräch mit der Geliebten verletzt habe; er entschu[...] digt sich vor sich selbst, dadurch Balders Frieden nic[...] gebrochen zu haben. Er will frey wandeln, wi[...] die Bergeswinde, er will nach Griechenland, welch[...] er mit aller südlichen Glut eines liebeheissen, von hell[...] nischer Kunst und Poesie erwärmten Dichterherzen schildert, er ist weich und versöhnlich; weshalb den der Dichter auch mit einer Versöhnung enden kann. Wie ganz anders der Fridthjof der Saga; dieser ist i[...] allem starr und stolz, er braucht sich nicht zu entschul digen, als er in Baldershagen eindringt, denn er han delt voll Trotz, der selbst an die Götter hinanreicht und seine Liebe ist stärker als seine Scheu vor den Sonnen-Gott. Björn sagt zu ihm, das ist nicht rath sam, „dass *wir die Götter gegen uns aufbringen*"

Fr. erwiedert „drauf will ich es wagen, *denn ich frage mehr nach Ingebjörgs als nach Balders Gunst.*" Eine ähnliche Charakterisirung Ingebjörgs liesse sich aus verschiedenen Zügen in beiden Werken zusammensetzen; *Tegnérs* Ingb. ist ein liebliches, zartfühlendes, unschuldiges, liebeglühendes Mädchen; die Ingeb. der Saga ist scheinbar kalt, stolz, zornig, männlich und stark, und nie spricht sie von Liebe; aber wenn sie Frs. Verwegenheit beym Eindringen in Baldershagen rauh anläſst, heiſst sie ihn doch sogleich willkommen.

Wir müssen des Raumes wegen hier eine mehr ins Einzelne gehende Vergleichung abbrechen; nur wollen wir noch bemerken, daſs manche Züge und Scenen offenbar in der Isl. Saga viel gewaltiger, kühner und ergreifender sind; besonders Frithjofs Fahrt zu den Orkneyen, wogegen die *Tegnérsche* Schilderung „F. auf dem Meere" zwar auch in ihrer Art schön, doch, gegen diese kühnen Pinselstriche gehalten, matt ist. Weit davon entfernt *Tegnérs* herrliches und besonders lyrisches Dichter-Talent herabsetzen zu wollen, können wir im Allgemeinen nicht umhin, zu wünschen, daſs der Dichter sich mehr und strenger an die Saga und an den ganzen nordischen Charakter gehalten haben möchte. Sein Epos würde dann vielleicht weniger lieblich, klangreich, zart, mannichfaltig, voll poetischer blühender Schilderungen, voll moderner mythologischer Gelehrtheit, aber *volksmäſsiger*, mehr die nordische Natur und den alten Hauch der entschwundenen scandinavischen Urzeit an sich tragend, geworden seyn. Wenn gleich Hr. *Mohnike* in der Vorrede versichert, daſs jedes anständige Haus durch ganz Schweden ein Exemplar des Gedichtes besitze, und daſs die Frithjofslieder in den Schlössern und Städten des Landes allgemein gesungen würden, wenn er gleich beweiset, daſs das Gedicht schon eine eigene, nicht unbedeutende Literatur erhalten habe: so zweifelt Rec. doch sehr, ob je das Volk die bunten künstlichen Rhythmen aufnehmen werde, und ob die *Tegnérsche* Poesie nicht eine Poesie der Schlösser und anständigen Häuser verbleiben, nie aber eine von Mund zu Mund fortgepflanzte Poesie der Sage werden werde; er stimmt ganz dem deutschen Kritiker bey, den Hr. *Mohnike* zu widerlegen meint, daſs, wenn der Dichter den eindringlichen Reiz der bunten Fabel (und des bunten Rhythmus, fügt Rec. hinzu) hätte von sich abwehren, und seine Dichtung in das heutige schwedische Volksleben hätte einführen können, er sich auf festerem Boden gefühlt und ein noch dauerhafteres Werk hervorgebracht haben würde. Ein Vergleich hat sich Rec. besonders aufgedrängt; die *Tegnérsche* Bearbeitung scheint ihm ein Verhältniſs zu der Isländ. Saga zu haben, wie der Cid *Herders* und *Corneilles* zu den alten spanischen Cid Romanzen.

Von einer anderen Seite erscheint hier der geniale *Tegnér*, nämlich als Redner. Auch in diesem Gebiete im Norden vor anderen glänzend, thut der hochgefeyerte Mann hauptsächlich oratorische Kraft, eine kühne inhaltschwere bilderreiche Sprache, oft eine geniale gedankenschwere Kürze, eine glückliche Combinationsgabe, einen treffenden Witz, überall aber eine edle hohe Gesinnung kund; weniger vielleicht eine scharfe logische Gedankenentwickelung und eine erschöpfende, klare und besonnene Beweisführung. Die erste Reformations-Jubel-Rede, so wie auch die zur Vermählungsfeyer des Prinzen Oscar gehaltene Rede, sind bereits früher auch schon anderweitig in Deutschland durch Uebersetzungen verbreitet worden. Bey vielen schönen Einzelheiten leuchtet aus ihnen jedoch auch mitunter eine gewisse phantastische Richtung, welche nach dem *Ueberschwenglichen* greift, hervor; wie uns überhaupt die schwedische Poesie und Beredsamkeit einen gewissen Zug von Ueberschlagen des Gefühls, vom Uebergreifen ins Abenteuerliche zu haben scheint. So z. B. vergleicht *Tegnér* in der Rede, welche er zum Preise des als Dichter bekannten Grafen *Oxenstierna* beym Eintritt in die schwedische Akademie gehalten hat, den Aufenthalt dieses jungen Grafen bey dem Dichter *Gyllenborg* mit dem des jungen *Orpheus* in der Schule bey dem Dichtervater *Linus*; Gustav III charakterisirt er in einem übrigens trefflichen Panegyricus in ebenderselben Rede „als ein groſses romantisches Heldengedicht mit seinen Abenteuern und Bezauberungen, aber zugleich mit den zärtlichsten Ergieſsungen des Herzens und mit den üppigsten Spielen der Freude; sein Einfluſs sey gewesen wie der des Luftstrichs; sein Zeitalter habe die Turnierzeiten des schwedischen Genies gebildet." Auch in der Schilderung unserer Zeit und der der Reformation trägt oft der Redner zu grell auf; wer wird z. B. von unserem *merkantilischen* erfindungsreichen Zeitalter behaupten wollen: „Hatte vordem nichts Anderes einen Werth, als das, was nützlich war, so ist jetzt umgekehrt Alles verwerflich, was unglücklicherweise zu etwas taugt." Ueberhaupt, könnte Rec. ausführlicher seyn, so getraute er sich in manchen Puncten den von Hn. *Mohnike* so angestaunten und als Redner so gewaltig gepriesenen *Tegnér* zu widerlegen, und manche einseitigen, dunklen und unreifen Paradoxieen bey seinem Bilderreichthum ihm nachzuweisen; keineswegs aber könnte er seine Reden mit Hn. *Mohnike* als „*wahre Kunstwerke der Sprache*" so absolut zur vollen Classicität hinaufpreisen. Denn, um nur Einiges zu erwähnen, *unedel* scheinen ihm Bilder, wie „die *Schlingeljahre des Zeitalters*", oder Behauptungen, daſs die neue Lehre (*Tegnér* scheint damit die *Schelling-Hegelsche* Philosophie zu meinen) „vielleicht nur eine Taschenspielerey sey, daſs sie, gleichwie die Kuhpocken (*sic!*), vorzüglich nur bey Kindern ansetze." Spielend und frostig ist die Fortsetzung: „dringt die neue Lehre einmal wie die Vaccine durch, so hat man Fug und Recht zu hoffen, daſs durch diese beiden Entdeckungen zwey Krankheiten von Grund aus werden ausgerottet werden, nämlich die Blattern und die gesunde Vernunft"!! — —

(*Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Stralsund, b. Trinius: *Die Frithjofs Sage* von *Esaias Tegnér.* Aus dem *Schwedischen* von *Gottlieb Mohnike* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Die Saga von Fridthjof dem Starken.* Aus dem *Isländischen* von D. *Gottl. Christ. Friedr. Mohnike* u. s. w.

3) Ebendaselbst: *Reden* von *Es. Tegnér* u. s. w. Aus dem Schwedischen von D. *G. Mohnike* u. s. w.

4) Ebendaselbst: *Der Auerhahn*, von *Es. Tegnér* und *G. Mohnike* u. s. w.

5) Ebendaselbst: *Tegnér* und *Oehlenschläger* am 23 und 28 Junius 1829 u. s. w.

6) Lund, b. Berling: *Der Riese Finn*, von *Es. Tegnér.* Ueberfetzt von *Mohnike* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Doch Rec. würde ungerecht seyn, wenn er nicht eingestände, dass ein genialer, phantasiereicher Redner sich am leichtesten zu dergleichen paradoxen und einseitigen oder überschwenglichen Behauptungen hinreissen lasse, und dass des Tiefen, Ideenreichen und Vortrefflichen in diesen Reden so viel ist, dass, wenn Rec. sie auch nicht so ganz unbedingt für classisch und für Kunstwerke erklärt, er ihnen doch einen sehr hohen Rang unter den bedeutendsten akademischen Reden der neuesten Zeit einräumt. Besonders hat ihn ergriffen die treffliche Charakteristik Luthers in der ersten Rede, welche davon handelt: „*In welchem Verhältniss der Geist der gegenwärtigen Zeit zu der Reformation stehe.*" Herrlich sagt hier *Tegnér*: „In Luthers ganzem Wesen lag etwas Ritterliches, ich möchte fast sagen Abenteuerliches in seinem Unternehmen, wie es begonnen und fortgesetzt wurde. Auf alles, was er sprach, drückte er stets einen eigenen Stempel fast ungeheuerer Grösse, fast überbrausender Kraft. Seine That war wie eine ganze, sein blosses Wort war wie eine halbe Feldschlacht. Er war eine von den gewaltigen Seelen, die gewissen Bäumen gleich, nur unter Stürmen blühen. Sein ganzes grosses, reiches, wundervolles Leben ist mir stets wie ein Heldengedicht mit seinen Kämpfen und seinem endlichen Siege erschienen. Ein Geist dieser Art musste nothwendig stets sich Raum schaffen, er musste nothwendig auf eine entscheidende Weise eingreifen in die Geschichte u. s. w. Das Zeitalter, in welchem Luther aufstand, war eine jener grossen welthistorischen Epochen, da die Schlange der Zeit ihre Haut umtauscht und in verjüngter Gestalt hervorgeht" u. s. w.

In der zweyten Rede haben Rec. besonders die hier entwickelten grossartigen Ansichten über Kunst, Natur und Poesie ergriffen. Ein tiefer Geist nur konnte so den Zusammenhang der Natur und Poesie auffassen: „dass die äussere Natur eine grosse Allegorie der inneren sey, dass die Natur in grossen Symbolen menschliche Gefühle und Ideen ausdrücke, und der todte Buchstabe auf ihrer Oberfläche in eine Geisterstimme aus der Tiefe verwandelt werde." Wiewohl die Gedächtnissrede auf Oxenstierna fast mehr den Charakter einer Abhandlung als einer Rede trägt, so ist sie nichts destoweniger sehr interessant, da sie die schwedische Poesie im Allgemeinen charakterisirt, und an das Einzelne der Gedichte und Werke des Grafen Oxenstierna die allgemeinen Reflexionen trefflich anknüpft.

Auch für die politisch aufgeregte Gegenwart hat eine Rede des trefflichen *Tegnér*, am *Oscartage* 1823 gehalten, noch bleibenden Werth. Sowohl für die Absolutisten als für die Liberalen finden sich gleich inhaltschwere Worte. Die Ersten erinnert er daran, dass das monarchische Princip aus der Vatergewalt hervorgegangen, dass alle Macht eben so wenig vom Regenten allein ausgehe, welches die Grundlage des Despotismus sey, als vom Volke — welches die Anarchie hervorrufe — sondern von der Vereinigung beider; dass das Volk Recht habe, Rechenschaft zu fodern von dem Fürsten, u. s. w.; die Anderen weist er darauf hin, dass tausendjährige Einrichtungen nicht durch blosse Theorieen umzustossen sind, dass in dem allgemeinen Constitutionsfieber in Europa alle Constitutionen sich so gleich gewesen, als seyen sie auf derselben Werkstatt bestellt worden, aber in der allgemeinen Denkart des Volks keine Wurzel gehabt hätten. Schön braucht der geistreiche Redner hier ein Bild; „Constitutionen dieser Art gleichen Laubsälen, welche man bey Gelegenheiten von gefällten Bäumen aufführt, die man in die Erde steckt; sie grünen den Tag über, doch bald ist die erkünstelte Herrlichkeit verwelkt und die nächste Morgensonne sieht statt ihrer nichts als vertrocknetes Laubwerk."

An die Beurtheilung dieser trefflichen Reden schliesst Rec. die von No. 4, eines sonderbaren Büchleins, das von dem Uebersetzer mit weit grösserer Vorliebe noch als von dem Dichter scheint ausgestattet zu seyn. *Tegnér* schildert recht anmuthig die Jagd des Auerhahnes im Frühling, der durch eine eigene tragische Ironie des Schicksals im Moment der höchsten Lust, wenn er den Hymenäus anstimmt, (daher das Gedicht *Fägel leken*, die Vogelfalz, heisst) vom Schützen erlegt wird. Zu diesem kleinen lieblichen Gedichte von 120 Versen hat der Herausgeber eine weitschweifige Geschichte des Auerhahnes mit 176 Noten hinzugefügt, nebst vielen anderen Bemerkungen und Etymologieen. Bey allen Völkern, besonders denen des Alterthums, bey den Hebräern, Griechen, Römern u. s. w., spürt Hr. *Mohnike* dem interessanten Vogel, dessen Gesicht er den Charakter des Ernstes und des Tiefsinnes zuschreibt, nach; doch läfst Rec. den Werth oder Unwerth dieses Notenballastes und dieser Commentator-Redseligkeit auf sich beruhen. Hr. *Mohnike* scheint sich die alexandrinischen Scholiasten zum Muster genommen zu haben!

Unter dem Titel von No. 5 erwartet man etwas ganz anderes. *Tegnér* und *Oehlenschläger* scheinen hier ihrem Charakter, ihrer Persönlichkeit nach auftreten zu sollen; doch sind hier nur Gedichte von beiden übersetzt, welche bey Gelegenheit einer Magister-Promotion in Lund von beiden Dichtern verfasst sind, und die uns zu untergeordneten Werthes zu seyn scheinen, als dass diese Gabe von dem Uebersetzer *Goethen* dargebracht werden konnte. Selbst zu einer besonderen Bekanntmachung derselben in Deutschland, wenn es nicht etwa in einer Sammlung von Gedichten geschah, sieht Rec. keine nahe Veranlassung.

In einer solchen würde auch No. 6 einen passenderen Platz gefunden haben. Es ist eine recht romantische, in ächtem Balladenton ausgeführte Sage über die Erbauung der Domkirche zu Lund.

Indem wir so von dem herrlichen Dichter *Tegnér* mit inniger Verehrung scheiden und auch dem fleissigen Uebersetzer unseren Dank nicht versagen können, fühlen wir uns gedrungen den Wunsch auszusprechen, dass recht bald eine Gesammtausgabe der *Tegnérschen* Werke im Original und in einer sprachgewandteren, nicht zu sclavisch treuen, sondern in poetischem Geiste gefertigten Uebersetzung, zunächst aber der *bedeutenderen* kleineren Gedichte, erscheinen, dass aber das Unbedeutende zurückbleiben, und nicht zu viel Bey- und Zugaben eine allgemeine Verbreitung der *Tegnérschen* poetischen und rhetorischen Schriften hindern mögen. In einem Zeitalter, wo so viel poetisches Geklingel erschallt, muss auf alle Weise die wahre Poesie recht kräftig bey dem grossen deutschen Volke, dessen Dichter-Heroen dahin sind, eingeführt werden.

Druck und Papier sind von dem Verleger gut und anständig geliefert worden.

Ct. H.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Die Frithjofs Sage* von *Esaias Tegnér*, Bischofe von Wexiö. Aus dem Schwedischen übersetzt von *Amalie v. Helwig*, geborene Freyin *v. Imhoff*. 1826. VI u. 224 S. 8.

Das Gedicht selbst, dessen Inhalt in der voranstehenden Recension angegeben worden, ist, man mag es nun als veredelte, nicht modernisirte Erinnerung einer alten Sage, eines herrlichen Stoffes zur Entfaltung des ächt nordischen Heldencharakters, oder in der schönen Vollendung der Form betrachten, beynahe nur zu loben. Kein dichterisches Bild schweift über die Zeit, in der sich die Geschichte zutrug, und ihre Vorstellungsweise hinaus, und wenn man sich nicht verhehlen kann, dass der Erzähler die Bildung seines Jahrhunderts besitzt, so ist dagegen das Erzählte selbst von Anachronismen frey. Die Ueberlieferung an sich mag älter seyn als die Edda, aber die Kernsprüche, die Lehre und die Mythen dieser vertragen sich recht wohl mit jener. Auch konnten Ahnungen, Verkündigungen des Christenthums recht wohl im 9 Jahrhundert in Norwegen durch die Wikingsfahrer neben den Asenmythen, dem Odinsglauben erwachen. Das einzige, was an der Bearbeitung der Sage vom besten der jetztlebenden schwedischen Dichter sich aussetzen lässt, ist das Versmass einiger Lieder. Für eine eigenthümlich nordische Sage, in Liedern gesungen, gehört kein Hexameter, eben so wenig die Stanze. Lieblich und dichterisch, schön und harmonisch tönt die edle, und doch so einfache und gemüthliche Sprache in den ächt nordischen Weisen, wenigstens im Munde des hoch begabten Tegnérs, wozu fremdartige Formen?

Frau *von Helwig* unterzog sich eben so, wie Hr. *Mohnike*, mit Lust und Liebe, mit Verstehen des Gegenstandes, mit treuem, doch nicht sklavischem Erfassen des Buchstabens, der metrischen Form dieser Arbeit. Manche Verse stimmen wörtlich überein, wenige sind einander so unähnlich als die Strophe im 11ten Lied.

Mohnike.

Viel eilt der Jarl zu fragen
Nach seinem Stamm in Nord;
Zur Antwort Frithjof sagen
Man hört nur kluge Wort'.
Er alles still entfaltet,
Giebt Jedem seinen Ruhm,
Gleich Saga, wie sie waltet
In Zeiten Heiligthum.

von Helwig.

Jetzt von dem Jarl befraget
Nach Freunden, fern im Nord,
Steht Frithjof Red' und saget
Manch sinnig reifes Wort.
Mit ruhigem Gewicht
Wägt Tadel er und Ruhm;
So wäget die Geschichte
In Saga's Heiligthum.

Die Schlusszeilen zumal sind ganz verschiedenen Sinnes. Die wechselnden Versmasse (fast jedes Lied hat ein anderes) wurden von Beiden mit Geübtheit und

Berücksichtigung des Wohllautes nachgebildet. Anmerkungen über Versglieder, Jambus, Daktyus, Anapäst, u. s. w., wie man sie bey Hn. *Mohnike* findet, (der jedoch über die Form der altscandinavischen und britischen Ballade, der langen und kürzeren Reim-Zeilen, die man unter den Namen Vers des Niebelungenliedes kennt, u. s. w. nichts, und über die Alliterationen nur Dürftiges gesagt hat), hat Frau *v. Helwig*, als sinnige und gewandte Dichterin längst bekannt, nicht gegeben, vielleicht weil sie einsah, dass solche nur in höchster Vollständigkeit recht werthvoll sind.

Beide Uebersetzer suchten auf verschiedene, und auch ähnliche Weise gewisse Schwierigkeiten der Urschrift auszugleichen, oder zu umgehen. Die Urschrift behält manches alte Wort, und alte Redeform in der Poesie bey, das im Deutschen umschrieben werden muss, wenn es darauf ankömmt, einfach uralte Sitte und Sprache einzuführen. Dem Hn. *Mohnike* möchte der Vorzug gebühren, in solchen wie auch in allgemeinen Fällen den Sinn getreuer, ausdrucksvoller bezeichnet zu haben, nur altdeutschelt er mitunter, oder streift ans Triviale (z. B. *Opferkneif*) und zieht undeutsche Worte herbey. Frau *v. H.*, hie und da geschmeidiger in der Rede, ermangelt bey alledem da, wo sie sich recht bestimmt ausdrücken will, natürlicher Ungezwungenheit. Der zweyten Schwierigkeit, eine Sage, die bey uns nicht volksthümlich ist, wie in Schweden, auch in Deutschland einzubürgern, suchten beide durch zahlreiche Bemerkungen zu begegnen. Die des Hn. *M.* sind etwas umständlicher in statistischen Dingen, wie z. B. in Bezeichnung des Verhältnisses der Stände zu einander, der Gerichtsverfassung u. dgl.; auch spricht er über die in den scandinavischen Sagen vielgenannte Geisterart der Trolle, über die Fr. *v. Helwig* schweigt, welche dagegen ihren Mitwerber weit überflügelt in ihren Ansichten der altnordischen Götterlehre. Ihre Anmerkungen sind nicht nur erschöpfender, mehr ein Ganzes bildend, sondern auch geist- und gemüthvoller.

i.

Arolsen, in der Speyer'schen Buchhandlung: *Gedichte* von *August Schumacher*. 1832. 508 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ihrem Gehalt und Werthe nach gehören diese Gedichte eben so wenig zu den vollkommenen, als zu den schlechten; sie schweben so eigentlich nur in der Mitte; die Mittelstrasse aber, und wäre sie auch die goldene, kann in unserer Zeit in der Poesie keine bedeutende Geltung mehr erhalten. Die Kritik kann demnach obige Gedichte im Durchschnitte weder loben, noch tadeln. Nur *einzelnen* derselben dürfte, vom rechten Standpuncte aus betrachtet, eine Seite abzugewinnen seyn, wodurch sie vor ähnlichen Erscheinungen sich vortheilhaft auszeichnen. Und diess sind die ***Gelegenheitsgedichte***, eine Gattung von Dichtungen, die gewöhnlich nur von solchen Subjecten fabricirt werden, die keinen wahren Beruf zur Dichtkunst haben. Die Gelegenheitsgedichte unseres Dichters erheben sich aber weit über den Schwall ähnlicher Producte empor. Sie sind rein in der Form, und ihr Inhalt reich an poetischen Gedanken und Gefühlen. In dieser Hinsicht verdient besondere Empfehlung das Gedicht: Der *Luzerner Löwe* und das *Konzertbillet*. Anziehend und lebendig ist auch ein Versuch in der beschreibenden Poesie: *Der Wiener Prater*, eine ziemlich glückliche Nachahmung von *Goethe's* Jahrmarkt in Plundersweiler. Unter den lyrischen Gedichten dürfte auch noch das „*Hausrecht*“ S. 56 als sinnvoll herausgehoben werden.

S. Ch. J.

Augsburg u. Essen, b. Bädecker und Kürzel: *Vierstimmiges Choralbuch zum Gebrauch in Schulen*, wie auch für Singchöre und Clavierspieler bequem eingerichtet. 1810. XVI u. 160 S. 8. (1 Rthlr.)

Vorausgeschickt sind auf sechs Seiten Beyspiele zu den nöthigsten Vorübungen im Singen. Die darauf folgenden Choräle sind zum Theil nur in der Oberstimme angegeben — und zu diesem Behufe eine kleine Tabelle zur harmonischen Begleitung für Clavier- und Orgel-Spieler angehängt — oder mit beziffertem Basse begleitet, theils, wie die Vorrede sagt, um das Buch nicht unnöthiger Weise zu erweitern, theils auch um dem Generalbassschüler Gelegenheit zu mancherley nützlichen Uebungen zu geben. Allein in sofern ist dieses Choralbuch weder durchaus *vierstimmig*, noch für Singchöre und (ungeübte) Clavierspieler (und leider auch Organisten und Cantoren) bequem zu nennen; denn das Finden der Grund- und der Mittel-Stimmen setzt schon so Manches voraus. Ein zweyter Theil ist zweystimmig (d. h. mit untergelegtem beziffertem Basse) gesetzt, und darauf folgen die einzeln ausgeschriebenen Mittelstimmen, nämlich Alt und Tenor, beide im Violinschlüssel geschrieben; letzteres, um dem Lehrer beym Unterricht die geschwinde Uebersicht der Stimme zu erleichtern (hier dachte sich der Vf. den Lehrer wieder zu *schwach*), theils um die Schüler durch Erlernung verschiedener Schlüssel nicht irre zu machen, was bey einer kurzen Erklärung leicht zu vermeiden ist. Rec. aber glaubt, dass durch diese Einrichtung dieses Choralbuch erst recht unbequem geworden; denn diese Stimmen stehen nun oft auf der umgekehrten Seite, und erweitern noch überdiess unnöthiger Weise das Choralbuch. Die Uebungen des Generalbassschülers aber, zu den einstimmigen einen oder mehrere Bässe zu setzen, und aus den zweystimmigen einstimmige zu bilden, können auch bey einem einstimmigen Choralbuche immer noch vorgenommen werden. Misslich scheint es aber auf jeden Fall, den edeln Choral den ungeschickten Händen so mancher Organisten so ganz zu überlassen. Am gefährlichsten wäre dieses gerade bey *seltneren* Melodieen; doch ist es nicht allein bey diesen geschehen. Wir halten dafür, das Choralbuch sollte dem

Organisten etwa seyn, was die symbolischen Bücher dem protestantischen Prediger, und was das Gesetz dem Richter, — eine lebendige Norm, nach welcher er seine Gemeinde leitet. Es enthalte den Choral nach seinem Wesen, d. h. 1) die einfache, unverzierte Melodie — und gibt es, wie überall, hierin Abweichung, die einfachste, aber natürlichste und fliessendste, welche dem Gesange die möglichste Mannichfaltigkeit giebt; — allein hierin müssen wir diesem Choralbuche einen grossen Vorwurf machen. Es hat zu viele zufällige, kleine Noten in der Oberstimme, und nicht immer die melodischsten Wendungen, zu welchen man ja doch wohl eine Gemeinde gewöhnen kann —; 2) den festen Grundbass, mit Bezifferung für die Geübteren, und mit den ausgeschriebenen, aber so einfach als möglich gesetzten Mittelstimmen für Singchöre und den ungeübten Spieler. So haben sich auch *Hiller* und andere treffliche Meister das Choralbuch gedacht. Nur der geringste Theil ist auf diese Weise in zerstreuter Harmonie ausgesetzt.

Eine andere Einrichtung, die man wenigstens auch nicht bequem nennen kann, ist die, dass nur die Abschnitte der Melodie, oder die Verszeilen durch Taktstriche bezeichnet und ohne alle Taktvorzeichnung geschrieben sind. Sollte dieses nicht dem Schüler die Erlernung des Chorals, besonders in Hinsicht der Unterlegung des Textes, bey der schon erwähnten Aufnahme zufälliger Noten in die Melodie, erschweren? oder hat deshalb der Vf., wo die Mittelstimmen beygefügt sind, dem *Tenor* einen Vers untergelegt? Warum nicht gerade dem Diskant in allen Fällen? Da auch einige neuere Melodieen beygefügt sind, die wir noch nicht kennen, so wäre es zweckmässig gewesen, die Namen der Componisten anzuführen. Auf den Text von *Novalis: wenn ich dich nur habe*, wissen wir eine bessere Melodie von *Louise Reichardt*. Gegen den Satz dieses Choralbuchs haben wir im Wesentlichen nichts auszusetzen. Uebrigens ist es zunächst zum Gebrauche bey den bergischen Gesangbüchern und für die bergischen Gemeinden bestimmt.

M.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wiesbaden, b. Schellenberg: *Ein Blick in Döblers und Bosko's Zauberkabinet*, bestehend in neuen Belustigungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie, im gesellschaftlichen Leben anwendbar. Herausgegeben von *L. Schellenberg jun.* 1832. VIII u. 200 S. 8. mit 3 lithogr. Tafeln in schmal Fol. geheftet in farb. Umschl. (1 Rthlr.)

Ein lockender Titel für alle, welche von den beiden berühmten, auf demselben genannten Meistern auch nur gehört haben. Aber was kann man wohl auf *einen Blick* sehen, wenn man in ein solches Zauberkabinet guckt? Das wird eben nicht viel seyn, und so enthält denn das Büchlein eben nicht viel, am wenigsten aber Neues, wie doch der Vf. verheisst. Freylich erlaubte ihm auch das Ziel, was er sich gesteckt, „im gesellschaftlichen Leben anwendbar", nicht viel mehr; denn um Meisterstücke der beiden genannten Männer vorzutragen, dazu gehört ein bedeutender physikalischer Apparat und — tüchtige Gehülfen! Es sind hier immer Kunststückchen genug angegeben, um eine Gesellschaft mehrere Abende zu unterhalten, besonders wenn der Künstler die geeignete Abwechselung und Verbindung zu treffen weiss, namentlich aber das bekannte, auch hier zu Anfang gelehrte Becherspiel fertig inne hat; denn dieses verschafft einen grossen Theil der zu solchen Darstellungen nöthigen Gewandtheit. Hierauf folgen Kunststücke mit Münzen und Ringen. Dabey ist denn der Apparat zwar immer genau genug beschrieben, indessen wird es schwer halten, jederzeit Handwerksmeister zu finden, welche im Stande sind, denselben auch in der erfoderlichen Vollkommenheit herzustellen. Es wäre daher nicht unzweckmässig gewesen, wenn der Vf. eine Handlung namhaft gemacht hätte, von der man dergleichen Sächelchen gut gearbeitet und zu billigeren Preisen beziehen kann, als wenn man sie eigends fertigen lässt. Statt aller nennen wir Valentin Albert am Löwenberg in Frankfurt a. M. — Nach diesen Stücken folgen als weitere Abtheilungen: III. Mechanische und magnetische Belustigungen, IV. vermischte, V. Mathematisch-physikalische Belustigungen, VI. Etwas aus der Gaukeltasche. VII. Vorbereitung zu Kartenkünsten (namentlich das Volteschlagen!). VIII. Kartenkunststücke.

Die Darstellung ist gut. Der Vf. lässt immer erst die Erzählung, wie ein Kunststück der Gesellschaft vorgetragen wurde, vorausgehen, dann die Auflösung folgen. Die Beschreibungen sind so deutlich, als man sie eben auf diese Weise geben kann, also zum Selbstunterricht genügend; so dass das Büchlein dazu empfohlen werden kann. Druck und Papier, sowie auch die Tafeln, sind lobenswerth.

My.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

EINUNDZWANZIGSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1833.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hartmann: ΠΛΑΤΩΝΟΣ ΕΚΛΟΓΑΙ. *Ex Platonis dialogis majoribus capita selecta,* scholarum usui privatisque adolescentium studiis accomodavit *L. J. Rückert*, Gym. Zitt. Subrector. 1827. X u. 270 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieses Buches bemerkt in der Vorrede, Plato gehöre wegen der Vortrefflichkeit seiner Werke gewiss zu denjenigen Schriftstellern, die in den oberen Classen gelehrter Schulen besonders gelesen zu werden verdienten. Aber hier entstehe bey der Wahl des zu Lesenden eine grosse Schwierigkeit. Denn die kleineren Dialogen seyen grössentheils in der neueren Zeit entweder als unächt erwiesen, oder doch wenigstens sehr zweifelhaft gemacht worden, was die Schüler mit Misstrauen gegen dieselben erfüllen müsste; die grösseren und unstreitig ächten Schriften aber seyen schon wegen ihres Umfanges nicht geeignet, auf Schulen erklärt zu werden, da eine einzelne von ihnen bey zwey wöchentlichen Stunden kaum in zwey Jahren durchgenommen werden könnte; ausserdem aber sey dort theilweise der Stoff schwierig, die Ausführung verwickelt, der Gedankengang für den jugendlichen Geist nicht oder doch nicht hinlänglich fasslich. Sollten also die Jünglinge nicht die Liebe zu Plato verlieren, so scheine es am zweckmässigsten, ihnen Auszüge in die Hand zu geben, welche sie mit dem vortrefflichen Schriftsteller bekannt machten. "*Propinandae sunt*" heisst es S. VI "*juventuti quasi deliciae quaedam Platonicae, variis ex scriptis excerptae, quibus degustatis et quanta sit hominis suavitas sentiant, et quid integris libris contineatur scire cupiant, atque sic duplici modo vincti teneantur, vixque possint exspectare tempus, quo tantum ingenium, tantae honestatis mentem penitus cognoscere liceat.*" Bey der Veranstaltung einer solchen Sammlung nun komme theils die Wahl der aufzunehmenden Stellen, theils das von dem Herausgeber in Ansehung der Kritik und der Erklärung zu beobachtende Verfahren in Betrachtung. In erster Hinsicht wird bemerkt, es müsse alles ausgeschlossen werden, was der Jugend zu fern liege, und was für sie zu schwer zu verstehen sey, dagegen aufgenommen werden, was anziehe und nütze. *Quare si delegeris ea ex scriptis Platonis, quibus vel ad philosophiam insit cohortatio, vel vitae a philosophia alienae miseria depingitur, vel summus vivendi finis proponitur, vel animi humani natura, praestantia, aeternitas illustratur, vel civilis vitae vera ratio adumbratur et cum Graecorum rebus publicis comparatur, iisque adjeceris mythicas narrationes, quas Plato inseruit scriptis suis jucundissimas, non erit quod metuas, ne a proposito fine aberraveris.*" In den Anmerkungen sey die Erläuterung von Wörtern, Constructionen und dem Sprachlichen als solchem überhaupt, etwa Stellen von zweifelhafter Erklärung ausgenommen, fast ganz zu unterlassen; von Schriften seyen nur solche zu citiren, die der Schüler nachschlagen könne; auch über den Inhalt des zu Lesenden und den Gedankengang sey nichts zu sagen, da die Erforschung dieser Dinge, so wie die des Sprachlichen im obigen Sinne, der eigenen Bemühung der Schüler und der Unterstützung der Lehrer zu überlassen sey. Dagegen sey alles dasjenige zu erklären, was sich auf die Geschichte, Mythologie und andere Wissenschaften beziehe. Ferner sey die Kritik bey Jünglingen, die den Plato lesen, keinesweges auszuschliessen, vielmehr alle Varianten, welche entweder auf die Gestaltung des Textes Einfluss gehabt hatten, oder Gelegenheit geben das Urtheil zu schärfen, desgleichen die Meinungen und Muthmassungen der Gelehrten über die wahre Lesart, sorgfältig aufzuführen, und, wo es nöthig scheine, ein mit Gründen unterstütztes Urtheil über dieselben beyzufügen.

Ob nun ein solches Buch so wünschenswerth sey, wie der Vf. darzuthun sucht, möchte sich noch bestreiten lassen, da unter den kleineren Dialogen Plato's einige sind, deren Aechtheit gegen die von Einzelnen erhobenen Zweifel genügend dargethan worden ist, oder die wenigstens im ächt Platonischen Geiste geschrieben sind. Auf diese aber wird füglich die Lectüre einer grösseren Schrift, wie des Phaedon, mit wenigen Auslassungen folgen können. Was aber zunächst diese Ansichten des Vf. über die Gestaltung eines solchen Buches betrifft, so billigt Rec. das über die Wahl des Stoffes Gesagte vollkommen; aber nicht eben so ganz einstimmig kann er über die Beschaffenheit der Anmerkungen mit demselben seyn. Namentlich glaubt er, es sey den kritischen Noten für den Zweck eines solchen Buches bey weitem zu viel Platz eingeräumt worden. Dass einige solcher Anmerkungen auch für höhere Classen gelehrter Schulen geeignet sind, gesteht Rec. gern zu; aber das Kritische wird doch hier im

Ganzen nur sehr selten, und so weit es mit der Interpretation Hand in Hand geht, beachtet werden können, weil über Grammatik, über die Wahl und Bedeutung der Worte, den Sinn einzelner Stellen, den Zusammenhang des Ganzen und anderer nothwendiger Dinge, noch zu viel zu erinnern seyn wird. Wird aber in den Lehrstunden das Kritische nur selten berücksichtigt, so werden die davon handelnden Anmerkungen von dem Schüler nicht durchgelesen werden, und unnütz für ihn dastehen. Dagegen wäre es bey solchen Constructionen und anderen grammatischen Fragen, wo der Vf. erwarten konnte, dass selbst Primaner anstossen, nicht unzweckmässig gewesen, die Paragraphen der üblichsten Grammatiken kurz zu citiren, damit der Lehrer diese bey der Präparation nachgeschlagen zu sehen verlangen könnte. Ferner die Bedeutungen von Wörtern, die von Plato in einem eigenthümlichen, in den Wörterbüchern nicht genügend erläuterten Sinne gebraucht sind, anzudeuten, und einzelne Winke über den Zusammenhang zu geben, ist unstreitig für Schüler nützlicher, als sie mit kritischen Noten zu ermüden. Eben so möchten kurze Summarien der gewählten Abschnitte, welche die Folge des Gedankenganges dem Schüler immer im Gedächtnisse erhielten, Manchem nicht unzweckmässig erscheinen.

Doch wir wollen hierüber nicht länger mit dem Herausgeber streiten, sondern, wie er am Schlusse der Vorrede verlangt, untersuchen, ob das von ihm gelieferte Werk den von ihm selbst aufgestellten Anfoderungen entspricht. Hier kann nun Rec. zuerst in Ansehung der Auswahl der Abschnitte erkären, dass ihm dieselbe gröſstentheils recht zweckmässig und den oben erwähnten Grundsätzen gemäss scheint. Für ganz unpassend ist nur der 2 Abschnitt, *Socratis ars obstetricia* S. 8 ff., aus Theaetet S. 149 — 158, zu erachten, der, weil er vieles aus dem Gebiete der eigentlichen Hebammenkunst entwickelt, Dinge berührt, von denen Schüler keine Vorstellung haben oder doch haben sollten, so dass zu verwundern ist, wie ein solcher Abschnitt in das Buch hat kommen können. Aber auch von dem 4 Abschnitte, *Socratis cum Polo de arte rhetorica disputatio* S. 27 ff., Gorg. S. 461 — 468, möchte ein grosser Theil, in dem die ῥητορική als ἐμπειρία der δικαιοσύνη als τέχνη, wie die ὀψοποιϊκή der ἰατρική, die κομμωτική der γυμναστική, die σοφιστική der νομοθετική entgegengesetzt wird, für Schüler wenig Interesse haben, und ihnen leicht als unfruchtbare Spitzfindigkeit erscheinen.

In den Anmerkungen findet Rec., dass der Herausg. in einigen Stellen sich untreu geworden ist, und Erklärungen über Wörter oder Constructionen gegeben hat, wo dieses viel weniger nöthig war, als in manchen anderen Stellen. Hieher gehören unter anderen die Beyspiele über ὕθλος S. 25, welches Wort aus jedem Lexikon genügend kennen zu lernen ist, die Bemerkung S. 58, dass τὸ χρῆμα so viel als τὸ πρᾶγμα heisse, mit Beyfügung zweyer Stellen. S. 60 ist gar über den objectiven Gebrauch des possessiven Pronomens, worüber, wenn ja etwas erinnert werden sollte, auf die Grammatik zu verweisen war, eine Anmerkung von 5½ Zeilen gegeben. Häufig vertreten die Stelle erklärender Anmerkungen auch mitgetheilte längere oder kürzere griechische Scholien. Diese sind aber bisweilen auch da hinzugefügt, wo sie offenbar falsche Dinge enthalten. Davon ist eine sehr deutliche Probe S. 17 zu finden, wo der Scholiast sich nicht entblödet zu lehren, es sey eine attische Figur, den Nominativ statt des Genitivs, Dativs und Accusativs zu setzen, wovon er uns folgende ergötzliche Probe, die er selbst schmiedet, giebt, ἐξερχόμενος ἔδωκέ μοι, wo ἐξερχόμενος statt ἐξερχομένῳ stehe. Nicht viel weniger verkehrt ist οἷον ἀντὶ τοῦ θαυμαστόν S. 49, falsch auch ἤθη τὰ ἐν ἔθει κείμενα S. 57, und anderes mehr. Wozu sollen die Schüler solche Träumereyen der Scholiasten kennen lernen?

In den Citaten hat der Herausg. nur selten die Gesetze, die er sich gemacht hatte, vergessen. So S. 9 zu ἀκοεῖν und S. 12 zu ὅπερ — ἀνιδεῖσαι. An dem letzten Orte z. B. wird mit *Heindorf* auf eine Stelle der Bücher über den Staat verwiesen, die doch in keines Schülers Hände sind. Von derselben Art ist S. 15 die Verweisung auf *Schleiermachers* Anmerkungen zu der Uebersetzung. Doch dergleichen dem Schüler nichts helfende Citate sind, wie gesagt, sehr selten; viel eher wird man über den Mangel in dieser Hinsicht, da die Grammatiken ausser bey Entscheidung von kritischer Fragen, nie angeführt werden, als über zu grossen Reichthum klagen.

Wir gehen nun zu der Gestaltung und Begründung des Textes, welche der Vf. gegeben hat, fort, da dieser Theil seiner Arbeit bey der verhältnissmässig geringen Zahl der erklärenden und grammatischen Noten als die Hauptsache zu betrachten ist. Hier ist nun zuerst anzuerkennen, dass der Herausg. die neuesten Bearbeiter der Werke des Plato, besonders *Bekker* und *Stallbaum*, zwar sorgfältig benutzt hat, jedoch seinen eigenen Weg zu gehen trachtet. Er hat sich jedoch, wie es scheint, durch das Streben nach Selbstständigkeit verleiten lassen, nicht gar selten von seinen unmittelbaren Vorgängern, auch wo dieselben den meisten oder besten Handschriften gefolgt sind, ohne einen haltbaren Grund abzuweichen, und namentlich die Vulgata zu oft zu vertheidigen, die in solchen Fällen gewöhnlich auch im Text gelassen ist, bisweilen jedoch auch nur in den Noten in Schutz genommen wird. Letzteres ist z. B. S. 4 (Euthyd. S. 280, C.) geschehen, wo der Herausg. zwar mit allen neuen Gelehrten hat drucken lassen: Τί δέ; οἱ δημιουργοὶ πάντες, εἰ αὐτοῖς εἴη πάντα τὰ ἐπιτήδεια παρεσκευασμένα ἑκάστῳ εἰς τὸ ἑαυτοῦ ἔργον, χρῷντο δ' αὐτοῖς μή, ἆρ' ἂν οὗτοι εὖ πράττοιεν διὰ τὴν κτῆσιν, aber die Vulgata ᾖ statt εἴη, mit Verweiauf *Hermann* zu mehreren Stellen des Sophocles, entschuldigt. Allein hier bedachte er 1) nicht, dass, wenn der Gebrauch von εἰ mit dem Conjunctiv von Homer und den Lyrikern auf die Tragiker übergegangen ist, er damit noch nicht für die attische Prosa feststeht, vielmehr in dieser sehr unsicher ist (vergl. *Rost* Gram. S. 121 Anm. 10); 2) dass in solchen Stellen εἰ in dem Sinne von ἐάν erscheint, dieser aber hier nicht zu dulden ist. Dazu kommen die ganz parallelen

Stellen auf derselben Seite: Ἆρ' οὖν ἄν τι ὠφελοῖν, εἰ εἴη μόνοι ἡμῖν, χρώμεθα δ' αὐτοῖς μή; und Τί δέ; εἴ τις κεκτημένος εἴη πλοῦτόν τε καὶ ἃ νῦν δὴ ἐλέγομεν πάντα τὰ ἀγαθά, χρῷτο δ' αὐτοῖς μή, ἆρ' ἂν εὐδαιμονοῖ διὰ τὴν τούτων κτῆσιν τῶν ἀγαθῶν; S. 13 (Theaet. 150 C.) hätte, da die Vulgata πολλοὶ ἤδη τοῦτο ἀγνοήσαντες καὶ ἑαυτοὺς αἰτιασάμενοι, ἐμοῦ δὲ καταφρονήσαντες, ἢ αὐτοὶ ὑπ' ἄλλων πεισθέντες, ἀπῆλθον πρῳαίτερον τοῦ δέοντος, wegen des falschen αὐτοί durchaus nicht zu dulden ist, die von *Heindorf* und *Buttmann* empfohlene Lesart ἢ αὐτοὶ ἢ ὑπ' ἄλλων πεισθ., nachdem sie nun auch eine Handschrift *Bekker's* für sich hat, nicht mehr verschmäht seyn sollen. Noch mehr aber hat sich Rec. gewundert, dass der Herausg. bald darauf S. 14 (151 C.) ὑπεξαίρωμαι καὶ ἀποβάλλω nach *Bekker's* Vorschlage in ὑπεξαιρῶμαι καὶ ἀποβ. zu ändern Bedenken getragen hat. Er schreibt: „Ὑπεξαιρῶμαι *recepit Astius. Bene, ut opinor, sed in textum recipere non sum ausus.*" Aber wenn wir nicht einmal einen Accent gegen die Handschriften ändern wollen, wozu soll dann alle Conjectur der Kritik! Die Bedeutungen des Verb. ἐξαίρω, *extollo*, *erigo*, passen durchaus nicht in jene Stelle. S. 20 (174 D.) in den Worten: Τύραννόν τε γὰρ ἢ βασιλέα ἐγκωμιαζόμενον ἕνα τῶν νομέων, οἷον συβώτην, ἢ ποιμένα, ἤ τινα βουκόλον ἡγεῖται ἀκούειν εὐδαιμονιζόμενον, wo *Heindorf* zu den ersten Worten τύραννον — ἐγκωμιαζόμενον das Particip ἀκούων hinzugesetzt wissen wollte, wird derselbe mit den Worten abgewiesen: *Sana vulgata sive accusat. absol. dicas, sive* ἀκούων *cogitatione supplendum esse statuas.* Aber die erste Art der Rechtfertigung ist ganz zu verwerfen, da absolute Accusative ausser in unpersönlichen Zeitwörtern nur nach ὡς und ὥσπερ und in Anakoluthen vorkommen können. S. 23 (175. C.) liest der Herausg. (Ὅταν δὲ ἐθελήσῃ τις ἐκβῆναι) ἐκ τοῦ Εἰ βασιλεὺς εὐδαίμων κεκτημένος τ' αὖ πολὺ χρυσίον, εἰς βασιλείας πέρι καὶ ἀνθρωπίνης ὅλως εὐδαιμονίας καὶ ἀθλιότητος ἐπίσκεψιν, indem er die von *Bekker* und *Ast* aufgenommene Lesart, nach welcher εἰς weggelassen und ἐπίσκεψιν in ἐπὶ σκέψιν verwandelt wird, desshalb missbilligt, weil die Präposition an das Ende eines längeren Gliedes zu stehen komme. Dieses ist aber viel weniger missfällig, als dass unmittelbar auf eine Präposition ein nicht von dem zu dieser Präposition gehörigen Nomen, sondern von einer anderen nachgestellten Präposition abhängiger Genitiv folgt. S. 28 (461. B.) interpungirt unser Herausg.: Τί δέ, ὦ Σώκρατες; οὕτω καὶ σὺ περὶ τῆς ῥητορικῆς δοξάζεις ὥσπερ νῦν λέγεις; ἢ οἴει ὅτι Γοργίας ᾐσχύνθη σοι μὴ προσομολογῆσαι τὸν ῥητορικὸν ἄνδρα μὴ οὐχὶ καὶ τὰ δίκαια εἰδέναι καὶ τὰ καλὰ καὶ τὰ ἀγαθά, καὶ ἐὰν μὴ ἔλθῃ ταῦτα εἰδὼς παρ' αὐτόν, αὐτὸς διδάξειν; ἔπειτα ἐκ ταύτης ἴσως τῆς ὁμολογίας ἐναντίον τι συνέβη ἐν τοῖς λόγοις. Er behauptet, von ἔπειτα an fahre der Schriftsteller mit einem gewissen Unwillen fort, und ἔπειτα sey so gesagt, wie sonst εἶτα gebraucht wurde. Aber erstens musste bewiesen werden, dass in diesem Sinne εἶτα mit ἔπειτα vertauscht worden sey. Zweytens aber würde dieses εἶτα hier selbst unpassend seyn, da es in *Fragen* zu stehen pflegt, und dem lateinischen *itane (vero)* entspricht, welche Art der Frage hier offenbar unpassend ist. Richtig haben also andere ἔπειτα zu dem vorhergehenden διδάξειν gezogen, dem es nach ἐὰν μὴ ἔλθῃ ebenso beygestellt ist, wie sonst oft nach dem Particip. S. 32 (462. D.) lesen wir folgendes Gespräch des Polus und Sokrates. Π. Ἐρωτῶ δή, τίς τέχνη ὀψοποιία; Σ. Οὐδεμία, ὦ Πῶλε. Π. Ἀλλὰ τί; φάθι. Σ. Φημὶ δή, ἐμπειρία τις. Π. Τίνος; φάθι. Σ. Φημὶ δή, χάριτος καὶ ἡδονῆς ἀπεργασίας, ὦ Πῶλε. Hier, wo statt τίνος; φάθι sonst τίς, φάθι gelesen wurde, ist unser Herausg. zweifelhaft, ob die richtige Lesart nicht τίνος τίς, φάθι sey. Diese Vermuthung würde er nicht ausgesprochen haben, wenn er bedacht hätte, dass unsere Worte genau auf S. 31 (462. C.) sich beziehen, wo es heisst: Π. Ἐμπειρία ἄρα σοι δοκεῖ ἡ ῥητορικὴ εἶναι; Σ. Ἔμοιγε, εἰ μή τι σὺ ἄλλο λέγεις. Π. Τίνος (nicht τίνος τίς) ἐμπειρία; Σ. Χάριτός τινος καὶ ἡδονῆς ἀπεργασίας. S. 35 (464. B.) in den Worten τὴν μὲν ἐπὶ τῇ ψυχῇ (τέχνην) πολιτικὴν καλῶ, τὴν δὲ ἐπὶ τῷ σώματι μίαν μὲν οὕτως ὀνομάσαι οὐκ ἔχω σοι, hätte der Artikel vor σώματι, da er in 18 Handschriften fehlt, obgleich er kurz zuvor bey ψυχῇ steht, weggelassen werden sollen. S. *Stallb.* Auch ist zu verwundern, dass der Herausg., nachdem er οὕτως richtig *sic statim, re non accuratius expensa*, erklärt hat, hinzusetzt: *Sed vide an sit h. l. potius vertendum pariter.* Diese Bedeutung hat οὕτως nicht. Es folgen die Worte: μιᾶς δὲ οὔσης τῆς τοῦ σώματος θεραπείας δύο μόρια λέγω, τὴν μὲν γυμναστικήν, τὴν δὲ ἰατρικήν· τῆς δὲ πολιτικῆς ἀντὶ μὲν τῆς γυμναστικῆς τὴν νομοθετικήν, ἀντίστροφον δὲ τῇ ἰατρικῇ τὴν δικαιοσύνην. Dieses kann aber nicht die richtige Lesart seyn, weil ἀντὶ τῆς γυμναστικῆς nicht, wie unser Herausg. annimmt, bedeutet, *der Gymnastik entgegengesetzt*, welcher Sinn in der einfachen Präposition ἀντί nie liegt. Mit Unrecht ist die Lesart von *Codd. Aug. Meerm. Routh. Aristid.* ἀντίστροφον μὲν τῇ γυμναστικῇ, welche *Heindorf*, *Stallbaum* und andere aufgenommen haben, verschmäht, denn die Anapher wird keinesweges immer bey dem Worte gebraucht, welches den Hauptton in einem Satze hat. Wer kennt nicht Wendungen wie πολλὰ μὲν ἔπραξε, πολλὰ δὲ ἔπαθε, oder ἄλλα μὲν λέγει, ἄλλα δὲ πράσσει, oder πολέμιοι πολλοὶ μὲν ἔμπροσθέν εἰσι, πολλοὶ δὲ ὄπισθεν ἕψονται, wo überall der Hauptton nicht auf den in der Anapher stehenden Wörtern, sondern auf den einander entgegengesetzten ruht. S. 36 (464. C.) in Τεττάρων δὴ τούτων οὐσῶν, καὶ ἀεὶ πρὸς τὸ βέλτιστον θεραπευουσῶν, τῶν μὲν τὸ σῶμα, τῶν δὲ τὴν ψυχήν, ἡ κολακευτικὴ αἰσθανομένη, οὐ γνοῦσα λέγω, ἀλλὰ στοχασαμένη, τέτραχα ἑαυτὴν διανείμασα, ὑποδῦσα ὑπὸ ἕκαστον τῶν μορίων, προσποιεῖται εἶναι τοῦτο ὅπερ ὑπέδυ, hat unser Herausg. die von 10 Handschriften dargebotene und von allen anderen neuen Herausgebern ohne Ausnahme in den Text gesetzte Lesart αἰσθομένη verschmäht, weil, wenn auch lauter Participe des Aorists folgten, in dem Hauptsatze das Particip des Präsens nichts Anstössiges enthalte. Allein er bedachte hier nicht, was *Stallbaum* mit Recht erinnert, dass das hinzugesetzte λέγω die Worte οὐ γνοῦσα ἀλλὰ στοχασαμένη als einen bloss erklärenden Zusatz von αἰσθομένη bezeichnet, welches sich desshalb im Tempus nicht unterscheiden darf. S. 37 (465. B.) hat Hr. *R.* drey Mal, abweichend von den übrigen neuen Herausgebern, die sowohl besser beglaubigte als an sich elegantere Lesart nicht aufgenommen, indem er liest: Τῇ μὲν οὖν ἰατρικῇ, ὥσπερ λέγω,

ἡ ὀψοποιϊκὴ κολακεία ὑπόκειται, τῇ δὲ γυμναστικῇ κατὰ τὸν αὐτὸν τρόπον τοῦτον ἡ κομμωτική, κακοῦργός τε καὶ ἀπατηλὴ καὶ ἀγεννὴς καὶ ἀνελεύθερος, σχήμασί τε καὶ χρώμασι καὶ λειότητι καὶ ἐσθῆσιν ἀπατῶσα, ſtatt οὖσα nach κακοῦργός τε hinzuzufügen, τέ nach σχήμασι zu ſtreichen, und λειότησι zu ſchreiben, worüber auf *Stallbaum* zu verweiſen genügt. Derſelbe Gelehrte hat durch Vergleichung der Stelle 520. A. dargethan, daſs 465. C. oder in vorliegendem Buche S. 39 in den Worten ὅπερ μέντοι λέγω, διέστηκε μὲν οὕτω φύσει· ἅτε δ' ἐγγὺς ὄντων φύρονται ἐν τῷ αὐτῷ καὶ περὶ ταὐτὰ σοφισταὶ καὶ ῥήτορες, weder an eine Lücke von einigen Worten zu denken, noch σοφισταί in δικασταί zu verändern, ſondern wirklich von der Vermiſchung der Rhetorik und Sophiſtik die Rede iſt. S. 41 (466. A.) ſind die Worte τί τάχα δράσεις zweckmäſsig von unſerem Herausg. erklärt und gerechtfertigt. Aber bald darauf hätte er nicht ἀλλὰ μὴν λέγω γε drucken laſſen ſollen, da alle Handſchriften entweder ἀλλὰ μὴν δέ oder ἀλλὰ μὴν δή haben, wodurch *Heindorf's* Conjectur ἀλλὰ μὲν δή beſtätigt wird. S. 44 (467. A.) zeigt ſich Hr. *R.* zu bedenklich, indem er folgende alte Lesart beybehalten hat: εἰ δὲ ἐάσεις με ἀνέλεγκτον, οἱ ῥήτορες οἱ ποιοῦντες ἐν ταῖς πόλεσιν ἃ δοκεῖ αὐτοῖς καὶ οἱ τύραννοι οὐδὲν ἀγαθὸν κεκτήσονται· ἡ δὲ δύναμίς ἐστιν, ὡς σὺ φῄς, ἀγαθόν, τὸ δὲ ποιεῖν ἄνευ νοῦ ἃ δοκεῖ. καὶ σὺ ὁμολογεῖς κακὸν εἶναι. Daſs ein weit paſſenderer Sinn entſtehe, wenn man mit Setzung einer kleineren Interpunction nach κεκτήσονται lieſt εἰ δὴ δύναμις, wie eine Handſchrift, *Heindorf* und *Stallbaum* thun, räumt der Herausg. ein, und er fügt hinzu, es ſey dieſes vielleicht die ächte Lesart; er habe ſich jedoch geſcheut ſie aufzunehmen, weil ſie auch für eine Verbeſſerung der Grammatiker angeſehen werden könne. Aber ſolche Aenderungen nehmen Grammatiker nicht vor; dieſe pflegen nur einzelne Wörter zur Erklärung hinzuzuſetzen, ungewöhnliche Ausdrücke durch gebräuchliche zu erläutern und dergl., nicht aber den Zuſammenhang der Beweisführung zu ändern und zu berichtigen. Zu verwegen und ganz gegen die ſonſtige Sitte unſeres Herausg. dagegen ſind bald darauf in Οὐκ ἄρτι ὡμολόγεις ποιεῖν ἃ δοκεῖ αὐτοῖς βέλτιστα εἶναι, τούτου πρόσθεν, die beiden letzten Worte, die höchſtens eingeklammert werden durften, gegen alle Handſchriften weggelaſſen. Der Herausg. betrachtet ſie als eine Randgloſſe von ἄρτι. Aber würde wohl ein Grammatiker oder Scholiaſt ἄρτι durch τούτου πρόσθεν erklären? Derſelbe würde, wenn er dieſes gar nicht ſeltene Wort ja erläutern wollte, eher νῦν δή, oder ὀλίγῳ πρότερον, oder etwas Aehnliches geſetzt haben. Es ſcheint alſo wahrſcheinlicher, der Schriftſteller habe ſich ſelbſt einer Epexegeſe bedient. Eine ganz unerträgliche Lesart iſt S. 50 (481 D.) beybehalten: αἰσθάνομαι οὖν σοῦ ἑκάστοτε, καίπερ ὄντος δεινοῦ, ὅτι ὅπως ἂν ἀντιφῇ σοῦ τὰ παιδικά, καὶ ὅπως ἂν φῇ ἔχειν, οὐ δυναμένου ἀντιλέγειν, ἀλλ' ἄνω καὶ κάτω μεταβαλλομένου. Die Worte, wie ſie daſtehen, können nichts weiter bedeuten, als: *ich ſehe, daſs du, obgleich du beredt biſt, nicht widerſprechen kannſt, wie dein Geliebter widerſpricht*; was gegen allen Zuſammenhang iſt, ſtatt: *ich ſehe, daſs du, obgleich du beredt biſt, allem, was dein Geliebter behauptet, zu widerſprechen auſser Stande biſt.* Da nun ſtatt ἂν ἀντιφῇ 11 Handſchriften ἂν φῇ haben, und die von *Bekker* und *Stallbaum* vorgenommene Veränderung von ὅπως in ἐκὼν ſo gut wie keine, und doch, wenn man nicht das Sätzchen καὶ ὅπως ἂν φῇ ἔχειν geradezu wegſtreichen will, erfoderlich iſt, ſo ſieht man nicht ein, wie der Herausg. ſie vorzunehmen Bedenken tragen konnte.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Würzburg*, b. Thein: *Inaugural-Abhandlung über die arzneyliche Wirkung und Anwendung der Jodine.* Von *Joh. Fr. Müller*, Dr. d. Med. u. ſ. w. 1835. 56 S. gr. 8. (9 gr.)

Eine, als Inaugural-Schrift, ganz lobenswerth fleiſsige Zuſammentragung einer groſsen Menge von Notizen über den mediciniſchen Gebrauch der Jodine aus den bekannten Journalen, beſonders aus *Froriep's* Notizen, *Hufeland's* Journal u. ſ. w. — Rec. würde das Schriftchen empfehlen, wenn es mit mehr Kritik bearbeitet wäre, und wenn nicht manche Jodpräparate, namentlich die *Jodſchwefel*- und *Jodſchwefelkohlenſtoff*-Bereitungen fehlten. — In Hinſicht auf das Aeuſsere verdient der zwar mechaniſch reine, auf gutem Papiere gelieferte, aber höchſt incorrecte Druck und der hohe Preis (9. gr. für nicht volle 3 Bogen! denn die 56 S. ſind, wie jetzt oft, nur optiſche Täuſchung) gerügt zu werden.

Ks.

Prag, mit Sommerſchen Schriften: *De tunica ſeroſa humoris aquei in oculo humano ejusque inflammatione.* Auctore *Franciſco H. Kammerer*, inſtituti clinici ophthalmologici in Univerſitate Carolo-Ferdinandia Aſſiſtente. 1838. 66 S. gr. 8. (6 gr.)

Eine recht klar und lichtvoll geſchriebene Abhandlung, in welcher das Vorhandenſeyn des bereits von *Desmours* angezeigten, die Abſonderung der wäſſerigen Feuchtigkeit im Auge unterhaltenden Häutchens nachgewieſen, und die das entzündliche Ergriffenſeyn dieſes Gebildes begleitenden Zufälle ſorgfältig erörtert werden. Dieſes Unternehmen iſt um deſto verdienſtlicher, als wir leider noch täglich zur Ueberzeugung gelangen, daſs man noch nicht darauf bedacht war, dieſe Krankheitserſcheinung von einer ähnlichen Affection der Regenbogenhaut, des Ciliarkörpers und ſelbſt der Hornhaut genau zu unterſcheiden.

Indem nun der Vf. nach gehöriger Beobachtung aller hieher bezüglichen anatomiſchen, phyſiologiſchen und pathologiſchen Rückſichten mit lobenswerthem Fleiſse ſämmtliche Merkmale einer idiopathiſchen einfachen Entzündung, ſodann die Erſcheinungen eines nachfolgenden und zuſammengeſetzten entzündlichen Leidens jener Kapſelhaut entwickelt, den Verlauf, die Erkennungsweiſe, den Urſprung dieſes Uebels und die hiebey giltige Vorherſage, endlich aber auch die entſprechendſte Heilmethode auseinanderſetzt, ſchlieſst er mit der Zugabe einer ſehr lehrreichen Krankengeſchichte. Aus dieſen Andeutungen iſt erſichtlich, daſs dieſe Monographie der Aufmerkſamkeit eines jeden Augenarztes im vorzüglichen Grade würdig ſey.

—ε.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hartmann: ΠΛΑΤΩΝΟΣ ΕΚΛΟΓΑΙ. *Ex Platonis dialogis majoribus capita selecta* etc. *edidit L. J. Rückert* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

S. 55 (483 E.) hat der Herausgeber die Vertheidigung der von *Schleiermacher* verdächtig gemachten und von *Bekker*, *Ast* und *Stallbaum* in Klammern eingeschlossenen Worte τὴν τοῦ δικαίου übernommen; aber dass ihm die Rechtfertigung derselben nicht geglückt ist, hat *Stallbaum* in seiner neuesten Ausgabe gezeigt. Gleich darauf nimmt Hr. *R.* einen sprachwidrigen Zusammenhang der Satzglieder an, indem er verbindet ὃν (νόμον) ἡμεῖς τεθέμεθα, — κατεπᾴδοντές τε — καταδουλούμεθα sc. αὐτούς. Wenn sich an ὃν νόμον ἡμεῖς τιθέμεθα ein zweyter Satz durch eine conjunctive Bindepartikel anschliessen soll, so muss dieser ein gleichfalls auf νόμος bezügliches relatives oder, nach griechischer Sprachweise, auch demonstrativ ausgedrücktes oder zu ergänzendes Pronomen enthalten; es könnte also bey obigen Worten nur κατεπᾴδοντές τε — καταδουλούμεθα αὐτόν (d. i. καὶ ὃν κατεπᾴδοντες καταδουλούμεθα) folgen. Da nun aber dieses der Sinn nicht erlaubt, so ergiebt sich, dass die ganze Erklärung falsch, und vor ἐκ νέων eine grössere Interpunction zu setzen ist. S. 57 (484 E.) in den Versen des Euripides

κἀπὶ τοῦτ᾽ ἐπείγεται
νέμων τὸ πλεῖστον ἡμέρας τούτῳ μέρος,
ἵν᾽ αὐτὸς αὑτοῦ τυγχάνει βέλτιστος ὤν,

hat unser Herausg. gegen alle Handschriften τυγχάνει statt τυγχάνῃ geschrieben, weil ἵνα hier *wo* heisst. Dass dieser Grund aber nicht ausreicht, zeigt *Stallbaum* zu dieser Stelle. S. 63 (487 C.), wo die Lesart zwischen ἐπήκουσα und ὑπήκουσα streitig ist, wird ὑπακούειν und ἐπακούειν auf folgende Weise unterschieden: Ὑπακούειν *aut semper aut plerumque audientiam denotat, quae non fortuito accidit, sed consulto instituitur, atque est aurem praebere. At* ἐπακούειν *eam notionem non involvit* (schlechte Latinität!), *et affectionem magis passivam audientis quam voluntatem significat, ut etiam respondeat Latino exaudire.* Sollte diese Unterscheidung, mit der aber schwerlich durchzukommen ist, aufgestellt werden, so war hinzuzufügen, ὑπακούειν in dem Sinne von *zuhören*, *anhören* (*écouter*), sey im Allgemeinen selten und von vielen Schriftstellern ganz vermieden, die ihm nur die Bedeutung von *gehorchen* geben. Besser hat wenigstens unser Vf. den Unterschied gefasst als *Stallbaum*, der umgekehrt ὑπακούειν, *auscultare*, belauschen; ἐπακούειν, *audientem se praebere* bedeuten lässt, welcher Bestimmung Xen. Cyr. VIII 1 18. ὁ δὲ Κῦρος πολὺν μὲν χρόνον οὐκ ἐσχόλαζε τοῖς τοιούτοις ὑπακούειν· ἐπεὶ δὲ ἀκούσειεν αὐτῶν, πολὺν χρόνον ἀνεβάλλετο τὴν διαδικασίαν, klar widerspricht. Sehr zu verwundern ist, dass unser Herausg. S. 65 den von *Bekker* und Anderen verbesserten falschen Accent βλάκα absichtlich, wie die Note lehrt, beybehalten hat, obgleich ihm nicht unbekannt hätte seyn sollen, dass dieses Wort mit allen Ableitungen, βλακεύω, βλακικός u. s. w., ein von Natur langes Alpha enthält. S. 67 (505 D.) ist ohne Grund gegen die Handschriften und neuen kritischen Ausgaben μὴ — καταλείπωμεν statt μὴ καταλίπωμεν geschrieben.

Doch wir brechen hier ab, da aus dem Obigen zur Genüge erhellt, dass in kritischer Hinsicht dieses Werk noch manchen Wunsch unbefriedigt lässt; da nun aber die Anmerkungen dem bey weitem grössten Theile nach kritisch sind, so ergiebt sich auch hieraus die nur bedingte Brauchbarkeit dieses Buches für Schulen.

In den wenigen erklärenden Anmerkungen hat Rec. nur selten etwas gefunden, womit er nicht einstimmig seyn könnte; wohin z. B. S. 52, was über φορτικά (*sunt vilium et de plebe hominum placita*) gesagt ist, gehört. Die Latinität ist nicht vorwurfsfrey. Einige Male haben sich sogar gröbere Fehler eingeschlichen, als S. 42 *fulciverunt*, S. 47 *majoris aestimare*, ferner oft z. B. S. 44, 49, *correctura* (was den Lateinern das Amt eines Landvogtes bedeutet) statt *correctio*, *Verbesserung*, *quoad* mit dem Accusativ (wie S. VII *officium editoris quoad textus recensionem*, welche Worte auch in zwey anderen Rücksichten tadelswerth sind, ferner S. 49.) Damit nicht zu vergleichen, wiewohl an sich gleichfalls zu tadeln, sind der falsche Gebrauch von *hodiernus* in *hodierni editores* S. 35, 37, der falsche Conjunctiv nach *quod* in *laudo, non sequor, quod necessarium non esse videam*. S. 64, *etiam*, *etiamsi* neben einander gestellt S. 35. Z. 7 v. u., um *initiationis praeludium* S. 1 und dergleichen eher zu entschuldigende Freyheiten in der Wahl der Wörter zu übergehen.

Die Druckfehler sind unbedeutend. Der erheblichste, den Rec. bemerkt hat, ist S. 51, Z. 15 ἀσύμφωνα statt ἀσύμφωνω. Dazu kommen einige Kleinigkeiten, wie S. 3 unter B. ἢ statt ᾗ, S. 31 οἱ in der Anm. zu ἐν τῷ συγγρ. statt ὁ.

*O.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zwickau, b. Gebr. Schumann: *Die Schauspiele des berühmten Castilianischen Dichters Don Pedro Calderon de la Barca*, metrisch treu für die deutsche Bühne übersetzt von *G. N. Bärmann*, d. W. W. Doctor, und *G. Richard*, Major. 1tes bis 12tes Bdchn. 1824 — 27. 16.

Bekanntlich erwarb *Aug. Wilh. v. Schlegel* sich unter seinen Verdiensten um unsere poetische Uebersetzungskunst auch *das* einer ersten Uebertragung etlicher Meisterwerke dieses gröſsten dramatischen Dichters Spaniens. Ihr folgte die treffliche, umfassendere Uebersetzung von *J. D. Gries*. Wie aber, „wenn die Könige bau'n, die Kärrner zu thun bekommen", so traten nun auch Pfuscher, wie *West*, *Zahlhaas*, und Andere auf, die, ohne weder des Spanischen, noch der Metrik kundig zu seyn, sich unterfingen, diese Uebersetzungen als literarische Speculationsartikel zu Bühnenbearbeitungen zu benutzen, die man nicht anders, als Versündigungen an dem hohen Genius des unsterblichen Castilianers nennen kann. Der Zauber des tiefen, gewaltigen poetischen Lebens, das in allen Dichtungen Calderons glüht, konnte indeſs selbst durch solche profane Hände nicht völlig zerstört werden, und so geschah es, daſs diese Zerrbilder, bey all ihrer Formlosigkeit, dennoch durch das erhabene dichterische Interesse des Stoffes, der doch darin wiedergegeben werden muſste, einiges Glück auf der deutschen Volksbühne machten. Um so erfreulicher für alle wahren Freunde der dramatischen Poesie und Kunst muſste daher die Erscheinung der oben genannten Uebersetzungen von dem durch gründliche Kenntniſs der castilischen, wie der deutschen Sprache und durch eigenes entschiedenes Dichtertalent, so wie durch Gewandtheit in der Verskunst, besonders der spanischen Metrik, vorzugsweise dazu berufene Hr. *Bärmann* in Hamburg seyn. Diese im vollesten Sinne des Wortes classische Uebersetzung, ist eine der schätzbarsten Bereicherungen unserer Literatur, die, obwohl den Verehrern von Calderons Muse ohne Zweifel bekannt, auch jetzt noch auf eine nachträgliche Anzeige in diesen Blättern gerechten Anspruch machen.

Und dieſs um so mehr, da nach der nothgedrungenen Erklärung des Hr. *B.* im 12ten Bändchen, aus Mangel an Theilnahme und Unterstützung von Seiten des deutschen Publicums, diese Uebersetzung vor der Hand, hoffentlich nicht für immer, geschlossen wurde. Es sey daher erlaubt, auf die ganze Reihe der zwölf Bändchen, besonders aber auf die acht, in denen Hr. Dr. *Bärmann* als Uebersetzer erscheint, einige kritische Blicke zu werfen.

Die zwölf hier in deutschen Versen erschienenen *Comedias*, theils *famosas*, theils *grandes*, des spanischen Dichters, d. h. theils Helden-, theils Intriguen-Spiele, sauber edirt in der bekannten und beliebten Taschenausgabe der fleiſsigen und rastlosen Verleger sind folgende: 1s. Bdch. *La puente de Mantible*, die Brücke von Mantible *), 2s. *La vida es sueño*, das Leben ist ein Traum *), 3s. *El magico prodigioso*, der Schwarzkünstler *, 4s. *El mayor monstruo los zelos*, Marianne *, 5.s *La gran Zenobia*, die groſse Zenobia, 6s. *Eco y Narciso*, Echo und Narciſs, 7s. *La desdicha de la voz*, der Stimme Verhängniſs, 8s. *Dicha y desdicha del nombre*, Heil und Unheil eines Namens, 9s. *La virgen del Sagrario*, das Marienbild zu Toledo *), 10s. *El medico de su honra*, der Arzt seiner Ehre *), 11s. *El pintor de su deshonra*, der Maler seiner Schande *), 12s. *La exaltation de la cruz*, Kreuzerhöhung *).

Wir haben die von Hn. *B.* übersetzten *acht* Schauspiele durch ein *) von denen unterschieden, die Hr. Major *Richard* verdeutschte, da hier zunächst nur von dem ersteren Uebersetzer die Rede seyn soll, und zwar, weil der letzte nach dem Vorwort zum 5ten Bdchn. seine schon fertigen Uebersetzungen nach den ihm von Hn. *B.* vor der Herausgabe mitgetheilten „besseren Grundsätzen" *umarbeitete*. Dergleichen Umarbeitungen leiden in der Regel an Schwächen mancher Art, welches denn auch mit den vorliegenden Bdchn. des Hn. *Richard* der Fall ist. Höchstens dürfte die Uebersetzung des „Echo und Narciſs" den Arbeiten des Hn. *B.* einigermaſsen gleich zu stellen seyn. Die übrigen drey Stücke stehen in jeder Hinsicht den in den übrigen acht Bändchen enthaltenen weit nach.

Neben der Treue ist Reinheit und Wohlklang des Verses die Haupttugend in der *Bärmannschen* Uebersetzung, die jedesmal dem Metrum des Originals sorgfältigst folgt. Hr. *B.* muſs daher mit Recht — selbst die früheren Uebersetzer *Schlegel* und *Gries* nicht ausgenommen — als der erste Darsteller der eigentlichen spanischen Assonanzen in deutscher Rede genannt und anerkannt werden; indem er, ohne dabey zu Verhärten und Verrenkungen des Ausdrucks seine Zuflucht zu nehmen, wahrhaft spanische Assonanzen, als auf a—a, u—a, o—i u. s. f., so weit die deutsche Rede solches nur immer gestattet, mit Glück nachgebildet hat.

Wir geben hier sofort folgende, keinesweges ängstlich ausgewählten vier Proben, um unsere ferneren Bemerkungen daran anzuknüpfen.

1) „Eh der Glanz vom Sonnenballe
Durch des Frühroths Nebel bricht,
Soll im schwachen Dämmerlicht
Morgen bey Drommetenschalle,
Von des Höchsten Hand geschirmt,
Unser Heer sich muthig stellen,
Anzustürmen zu den Wällen,
Die der Feind sich aufgethürmt." (*Kreuzerhöhung*, S. 159).

2) „Ist auch, Krone du der Frauen,
Unser Aufschwung, unser Fall,
Hoch auf Blättern von Krystall
In der Sterne Buch zu schauen,
Nicht ist's weise, zu vertrauen
Dieses Buchs prophet'schem Glanz;
Denn wer's deutet, irrt oft ganz,
Bleibt so fern oft von der Wahrheit,
Als des Sternenbogens Klarheit
Von des Erdballs dunkelm Kranz." (*Marianne* S. 14.)

3) „Ein Ritter warf, zu meines Busens Qual,
Den Blick auf mich — o, hätt' er mich getroffen
Als Basiliskenblick, als Natternstahl,
So stände längst des Grabes Thor mir offen! —
Dem Blicke folgte bald des Herzens Wahl,
Und diesem bald der Liebe glüh'ndes Hoffen:
So schlich er mir auf allen Wegen nach,

Bis ſtarb die Nacht, bis niederſank der Tag.
Wie ſchildr' ich, hoher Herr, dir die Vernichtung,
Die meinem Herzen ward? Mit welcher Kraft
Er mich verlockt zu thöriger Verzichtung,
So daſs, von Neigung bald dahin gerafft,
Die Neigung mich erhob bis zur Verpflichtung,
Und die Verpflichtung wuchs zur Leidenſchaft?
Denn in dem mächt'gen Zauberreich der Liebe
Steigt ſtufenweiſe die Gewalt der Triebe." (*Der Arzt ſ. Ehre*, S. 46.)

4) „Hier, o liebliche Juſtina,
Unter dichten Waldes Sturmdach,
Wo des Zephyrs Athem nie,
Noch der Sonne Strahl hindurchdrang,
Sucht, zur Beute deiner Schönheit,
Meine Zaubermacht den Zugang.
Sonder Furcht und Zittern jag' ich,
Dir nur und der Liebe Luſt nach!
Koſteteſt du mir, Juſtina,
Auch die Seele, wär's doch grundfalſch,
Hielt' ich für zu hoch den Preis,
Der weit höhern Kauf mir zuſagt," u. ſ. w. (*Der Schwarzkünſtler*, S. 156.)

In der erſten dieſer Proben ſind die ſpaniſchen *cuartetas*, in der zweyten die *quintillas*, in der dritten die *octavas*, in der vierten die *asonantes* treu dem Original nachgeahmt, als welche auſser dem höchſt ſelten vorkommenden vierzehnzeiligen Sonett und dem drey- und fünffüſsig abwechſelnden Jambus die ſämmtlichen Versformen ſind, in denen der bewundernswürdige Caſtilianer ſeine *comedias* ſchrieb. Schon aus den obigen Proben iſt zu ermeſſen, wie trefflich der Wohlklang in Hn. *B.*'s Verſen ſey, und die Vergleichung der Ueberſetzung mit der Urſchrift zeugt von des Ueberſetzers Treue, in ſofern man nur billige Rückſicht auf hie und da allerdings vorkommende unüberwindliche Schwierigkeiten nimmt.

Da die *vier erſten* Stücke auch ſchon durch Hn. *Bärmanns* Vorgänger überſetzt wurden, ſo können wir nicht umhin, etliche Stellen hier zu vergleichen, und ſo viel es nöthig iſt, dabey auf das Original hinzuweiſen, um darzuthun, daſs Hr. *B.* von dem Originale wahrhaft durchdrungen war. Zuerſt alſo folgende Stelle aus „Mariamne" (S. 93), welches Schauſpiel Hr. *J. D. Gries* (3ter Bd. S. 287) unter dem wörtlichen Titel: „Eiferſucht, das gröſste Scheuſal" ebenfalls überſetzte. Die Stelle lautet

Original:	*Gries:*	*Bärmann:*
Si todas quantas desdichas,	Wenn auch alles, was von Unheil,	Schwänd' auch alles Miſsgeſchick,
Si todas quantas desgracias	Wenn auch alles, was von Gr*auen*,	Schwänd' auch aller Leiden *Andrang*,
Ha inventado la fortuna,	Je erſann die Glückesgöttin,	Die das Schickſal jemals zeugte,
Deidad de los hombres varia,	Stets voll Wankelmuth und *Gaukeln*	Das ſtets wandelbar ſich *darthat:*
Se perdieran, todas juntas	Sich verlor: in mir allein	Sähe man in mir allein
Hoy en Mí solo se hallàran;	Wär' es jetzt vereint zu ſch*auen*,	Doch vereinigt ihre *Allmacht*,
Que soy epilogo, y cifra	Denn Auszug und Inbegriff	Denn Problem und Inbegriff
De las miserias humanas.	Bin ich jeder Erdentr*auer*.	Bin ich allen Erden*drangſals*.
Yo, que ayer de Mariene	Ich, der geſtern noch, Mariamnens	Ich, der geſtern noch Mariamnens
Esposo, y galan, con raras	Zärtlicher Gemahl, von *tauſend*	Hochbeſeligter Ge*mahl war*,
Muestras de amor coroné	Zeichen ſeltner Lieb' umringt,	Den, bekrönt vom Glück der Liebe,
De vistorias mis esperanzas:	Mich in Siegeswahn ber*auſchte:*	Man in Siegeshoffnung *wahrnahm*,
Hoy lloro agravios, ſospechos,	Heute wein' ich hier Beleid'gung,	Weine heut ob Schmach und Furcht,
Temores, desconfianzas —	Argwohn, Furcht, Verdacht, Miſs-*trauen*	Ob Verdacht und böſem *Argwahn* —
Y zelos, iba á decir,	Eiferſucht hätt' ich geſagt,	Eiferſucht müſst' ich wohl ſprechen;
Pero imaginarlos basta.	Doch ſie nur zu denken, *grau't mir*.	Wort, das Grauſen in mir *anfacht*.

Wer hat es hier mehr mit den Worten, wer mehr mit dem Geiſte des Originals zu thun? Weſſen rhetoriſche Kraft iſt hier die klarere, die ſtärkere? — *Gries* ahmt die Aſſonanz *a — a* durch *au — e* nach, wobey zu bemerken iſt, daſs derſelbe jedesmal die weibliche Aſſonanz auf ein Schluſs-*e* ausgehen läſst, Calderon mag einen Aſſonanzausgang haben, welchen er wolle; *Bärmann* hingegen führt das *a — a* hier buchſtäblich in deutſchen Aſſonanzen aus, wie er denn in dieſem Puncte jederzeit der Urſchrift auf das genaueſte zu folgen bemüht iſt. Hierzu iſt noch zu rechnen, daſs u. A. die oben erwähnte Aſſonanzenkette auf *a — a* an zweyhundert Verſen zählt; welche Schwierigkeit lag hierin für den Ueberſetzer! Allerdings iſt bey *B. Argwahn* ſtatt *Argwohn* zu tadeln, doch die Meſſungen bey *G.*: „*Auszug*" und „*Miſstrauen*" ſind es nicht minder. Das *inventado* des Originals iſt freylich bey *B.* etwas kühn durch „*zeugte*" und bey *G.* durch „*erſann*" allerdings wörtlicher gegeben; aber des Letzten nachſchleppendes Subject, die „*Glücksgöttin*" macht die bey *B.* ungleich leichter gebildeten Perioden ſchwerfällig, ein Fehler, der bey *B.* ſich ſelten findet.

Wohllautender wird bey *B.* die Diction oft noch dadurch, daſs er die Aſſonanzenketten in gleichvocaligen Reimen erſcheinen läſst, welches bey *Gries* und *Schlegel* nie der Fall iſt. Offenbar beabſichtigt Erſterer dadurch, in der deutſchen Rede dem volltönenden ſpaniſchen Ausdruck nach Möglichkeit nahe zu kommen, und nach unſerem Dafürhalten iſt es unleugbar, daſs die rhetoriſche Wirkſamkeit durch dieſes Verfahren weſentlich erhöhet wird. Diene auch hiebey die erſte beſte Zuſammenſtellung, als Beweisprobe. Es ſey folgende Rede aus *La vida es sueño*, wo das Original die Aſſonanz *e — a* hat. Die Stelle lautet

(*Gries* 1r. Bd., S. 219.)	(*Bärmann* 2r. Bd. S. 55.)
„Kaum nun ſah' ich ihn durch dieſes	Durch dieſs Thema ſeiner Schmerzen
Alte Thema ſeines *Schmerzens*	Sah ich kaum ihn zornbe*lebt*,
Schon entflammt, ſo bot ich ihm	Als der Trank ſchon aus der Schale
Jenen Schlummertrank und *eben*	In die Bruſt ſich ihm be*gräbt*,
Floſs der Saft ihm aus der Schale	Bald durch Nerven und durch Adern
In die Bruſt, als ſeine *Seele*	Iſt des Saftes Geiſt geſchwebt,

Gleich dem Schlummer wich, indem
Durch die Adern ihm und *Nerven*
Kalter Schauer rann, so dass ich,
Wäre mir nicht kund *gewesen*,
Es sey Scheintod, zweifeln musste,
Ob er lebe. —

So dass der vom Schlaf Umfang'nen
Kalter Fieberfrost durchebbt.
Wüsst' ich *nicht*, es sey nur Scheintod,
Der den Schlummernden um*webt*,
Wär' ich nahe d'ran zu glauben,
Sigismund hab' ausge*lebt*.

Wie Hr. Dr. *B.* in den *Geist*, in das eigentliche *Wesen*, so durch seine scheinbare Abweichung vom Buchstäblichen, wie durch seine Annäherung an die eigentliche Form der Urschrift eindringt, mag sich aus folgendem Bruchstücke des merkwürdigen Monologs aus „*La vida es sueño*" ergeben, wo der eingekerkerte „*Segismundo*" sein Leiden klagt.

Original.

„Nace el ave, y con las galas,
Que le dan belleza suma,
Apénas es flor de pluma,
O' ramillete cón alas,
Quando las etéreas salas
Corta con velocidad,
Ne gandose á la piedad
Del nido, que dexa en calma,
Y teniendo yo mas alma,
Tengo menos libertad?

Gries, (1r. Bd. S. 173)

Auch der Vogel wird, und kaum,
Durch den bunten Schmuck der Glieder
Ist er Blume aus Gefieder,
Blüthenstrauss von zartem Flaum,
Und im weiten Himmelsraum
Regt er sich mit raschen Flügen,
Unbesorgt auf seinen Zügen,
Ob des Nestes Ruh ihm fehle:
Und ich soll bey gröss'rer Seele
Mich in mind're Freyheit fügen?

Bärmann, (2s. Bndch. S. 12.)

Vöglein wird — die Federn bringen
Schönheit ihm zum Eigenthum,
Und kaum ist er Federblume
Oder Blumenstrauss mit Schwingen,
So enteilt er schon, zu dringen
Durch der Lüfte Lustrevier,
Sonder Furcht, er könne hier
Seines Nestes Ruh verscherzen —
Warum mir, bey edlerm Herzen,
Warum mind're Freyheit mir?

Da nun das spanische „*yo — tengo menos libertad?*" sich in dem Monologe mehreremale als Refrain wiederholt, der castilische Dichter aber — analog der Sprache, in der er schrieb — selten männliche Versausgänge hat, so werden bey ihm die männlichen Reimklänge auf *libertad* bedeutend, weil sie den Nachdruck der Rede erhöhen. Bey *B.* wird ebenfalls durch den männlichen Versausgang solcher Redeausdruck hervorgebracht, während bey *Gries* der weiche, weibliche Reim *fügen* dem eigenthümlichen Charakter des Monologs widerstrebt.

Wir bedauern, wenn mit diesen zwölf Bändchen diese Uebersetzung wirklich geschlossen seyn sollte, für welche der Vf. sowohl als der Verleger das Befriedigendste leisteten. Hier wird das „*habent sua fata*" — wahrhaft betrübend.

—.

STUTTGART, in der Halbergerschen Buchhandlung: *Sommermalven.* Erzählungen und Novellen von *Carl Spindler.* 1833. 1ster Band. 306 S. 2ter Band. 320 S. 8. (4 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1833. No. 98.]

Die erste Novelle des ersten Bandes: *Für die Levante*, ragt über den ganzen übrigen Inhalt beider Bände an Gehalt weit hinaus. Die Darstellung verkündet vom Anfange an die volle Eigenthümlichkeit dieses ausgezeichneten Novellen-Dichters, und hält bis zum Schlusse, was der Anfang verheisst. Die Charaktere nehmen durch Wahrheit und Schärfe des Umrisses ein, die Handlung zieht durch kunstreiche Verwickelung an, und den Vortrag schmückt eine Frischheit, ein Leben, welche das so mannichfach als kräftig colorirte Gemälde den glücklichsten Schöpfungen dieses Meisters zur Seite stellen. — *Der Herr im Hause*, ist solches nur in seiner Einbildung. Das sehr oft bearbeitete Thema wird auf 20 Seiten durch recht angenehme Behandlung von Neuem empfohlen. — *An der Beresina.* Nach dem Französischen. Ein äusserst düsteres Nachtstück aus dem verhängnissvollem Jahre 1812. Die menschliche Natur, im Kampfe mit dem äussersten Elende in den Eisgefilden Russlands, zeigt sich von keiner glänzenden Seite; ist aber mit tiefem Sinne für Wahrheit aufgefasst. — *Lorbeeren, Palmen* und *Nesseln* aus dem Lorbeerkranze des Nimen. Als Fragmente aus den Papieren eines verstorbenen Künstlers angenommen, wie der Vf. sie darbietet, gewähren sie zum Theil recht interessante Situationen. Ein in sich abgerundetes Stück des Ganzen aber muss man nicht erwarten.

Im zweyten Bande scheint dem zweyten Stücke: *Novelle aus Florenz* betitelt, der Vorzug zu gebühren. Sie ist, zufolge der Aufschrift, nach der Ballade eines römischen Bänkelsängers gedichtet. Der sehr gut so viel thunlich war, alterthümlich wiedergegebene Ton verleiht ihr einen eigenen Reiz. Die Fabel, dass eine Scheintodte von einem sie Liebenden dem Leben erhalten wird und ihm zum Lohne dafür ihre Hand wird, kann allerdings etwas verbraucht genannt werden; allein das ansprechende Gemüthliche der Bearbeitung gereicht dem Versuche zur Empfehlung. — *Der spenstige Hof*, die erste und längste Erzählung, spielt dagegen in neuerer Zeit. Das auf Volksglauben beruhende Gespensterhafte, welches durch die Phantasie eines Fieberkranken für diesen die vollgültigste Bestätigung erhielt, würde ohne Zweifel tieferen Eindruck hervorbringen, wenn der Anfang nicht etwas komisch gehalten wäre, und überhaupt durch das Ganze des Dichters Ironie minder hervorblickte. — *Die öde Drillingsburg*, „der Ritter-Geister- und Spukgeschichten schauerlichste" genannt, gewönne unstreitig ebenfalls an Wirksamkeit, wenn man dem Vf. nicht sogleich, von vorn herein schon, das Lachen über die Verspottung dieser Novellengattung durch ein absichtliches Gemisch von Ritter- und Geistergeschichten-Tollheit und Unwahrscheinlichkeit ansähe. Troz dem erfreulichen Muthwillen, welcher darin, auch das eine Mal in Reimen, aufblitzt, scheint sie für eine Mystification dieser Art zu lang gerathen. — *Der Mann ohne Namen*, ist, der Angabe nach, frey nach dem Französischen. Sie enthält die Geschichte eines Taugenichts, der seine Güter, seine Braut und seinen Namen in Einer Nacht verspielt. Das Ganze scheint nur Satire auf eine gewisse Gattung wunderlicher Erzählungen, welche, deutschen Ursprungs, jetzt hauptsächlich in Frankreich einheimisch geworden sind.

— m.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, Posen und Bromberg, b. Mittler: *Ueber die Verwendung des Geschützes und der Handwaffen zur Vertheidigung der Festungen.* Aus dem Französischen des General *Rogniat* übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von *E. S. M.* Mit 3 Plänen. 1832. XIV und 285 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

In der Einleitung zeigt der Vf. geschichtlich, wie die Artillerie bey Vertheidigung der Festungen die Hauptwaffe sey, und warum diese Waffe als höchst wichtig erscheine. Sachkundig zählt er ferner das Vielfältige auf, mit welchem sich die Artillerie-Kunst beschäftigt, und schickt seiner Ansicht dasjenige voraus, was von ausgezeichneten Officieren über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Er beginnt mit den Angaben, welche Marschall *von Vauban* über die Ausrüstung der Festungen hinterlassen hat, obgleich derselbe keine Grundsätze entwickelt, die ihn bey diesen Bestimmungen leiteten; sodann wird dessen leicht fassliches Gesetz für die Ausrüstung der Festungen erklärt, und auf *Cormontaingne* übergegangen, der die Angaben *Vaubans* nicht hinreichend begründet fand, und solche, auf die Belagerungs-Arbeiten gegründet, näher bestimmen wollte. Der Vf. widerlegt aber gründlich dessen Ansichten; auch das Verfahren des Hr. *v. Faurcroy*, der nach *Cormontaigne* für das Sechseck die nöthige Anzahl von Geschützen bestimmte, wird aus nicht verwerflichen Gründen als durchaus willkührlich dargestellt. Gegen die von *Bousmard* aufgestellten Grundsätze läſst unser Vf. die gegen *Cormontaingne* gemachten Bemerkungen eintreten, indem er behauptet, dass dieser ihm Vorbild gewesen sey. *D' Urtubie* theilt die Festungen in 8 Classen, und bestimmt nach dieser Eintheilung die Bewaffnung derselben; mit Recht aber werden diese Annahmen als ungenügend verworfen. Von *Saint-Auban* wird geurtheilt, dass er in seinen Denkschriften über die Artillerie mehrere scharfsinnige Bemerkungen über die Vertheidigung fester Plätze dargelegt habe; doch gebe er keine Grundsätze für die Aufstellung der Geschütze an. Die Ansicht *Dupugets*, die Angriffsfront, wenn sie bekannt ist, ohne das Gewehrfeuer zu berücksichtigen, mit einer gröſstmöglichen Anzahl von Geschützen zu besetzen, wird mit Grund widerlegt. Der Commissions-Bericht vom Jahr 1800 wird, da er den Ansichten des Generals *d' Urtubie* zunächst entspricht, verworfen. Die vom General *Gassendi* in seinem *Aide mémoire* desfalls entwickelten Ansichten entsprechen unserem Vf. auch nicht, wofür er unverwerfliche Gründe anführt. Die Grundsätze, welche *v. Deker* in seinem Handbuch der Artillerie für die Bewaffnung der Festungen aufstellt, widerlegen sich schon dadurch, weil sie auf die Ansichten von *Cormontaingne* und *Bousmard* gegründet sind. Endlich werden, mit Bemerkungen begleitet, die Grundsätze angeführt, welche 1814 aus einer aus Artillerie- und Ingenieur-Generalen gebildeten Commission hervorgingen. Die Bemerkungen des Vf. führen unvermerkbar auf Lücken und Widersprüche, ja sogar auf einige Irrthümer dieser Commission, zu denen namentlich die Bestimmung des Wirkungskreises zu 600 bis 700 Toisen (1500 bis 1700 Schritt) gehört. Unter dem Rückblick auf einige Details des Artillerie-Dienstes in der Vertheidigung der Festungen giebt endlich der Vf. begründete Bestimmungen für die Schiessscharten und Geschützbänke. Er gründet die Bestimmungen für die Ausrüstung der Festungs-Geschütze S. 36, auf die Anzahl von Schüssen, welche ein Geschütz aushält, bevor es unbrauchbar wird, und nimmt hiefür als Maximum 1000 Schüsse für die Kanonen vom stärkstem Caliber. Dabey aber hat derselbe das eiserne Geschütz nicht beachtet, welches, bevor es unbrauchbar wird, eine weit gröſsere Anzahl Schüsse aushält, als das von Bronze gefertigte; und darauf scheint sich wohl hauptsächlich die Armirung der preussischen Rhein-Festungen mit eisernen Kanonen zu gründen, so wie denn auch der beschleunigte Festungs-Krieg in Spanien, in den Jahren 1812 bis 1813, aus dem Gebrauche des eisernen Geschützes nach Hr. *Joh. May* erklärbarer wird. Bey Bestimmung der nöthigen Mannschaft zur Bedienung der Geschütze wird auf ein Geschütz nur 1 Kanonier gezählt; die weitere nöthige Mannschaft besteht aus Handlangern, welche von der Infanterie genommen werden. Würde ein solches Princip nach dem Vorbilde Oestereichs auch bey Bedienung der Feldgeschütze beobachtet, so würde das Schwierige, welches man bey der Ausbildung der Artillerie findet, sich nur auf wenige beschränken und die Zeit des Presentseyn dieser Wehrpflichtigen würde wesentlich vermindert werden können. Was könnte durch die Annahme solcher Grundsätze bey Bildung einer Artillerie nur allein an Munition erspart werden!

Man bedenke nur, dass der eine oder der andere von 10 bis 12 Mann der Bedienung eines Geschützes, nachdem er im Dienst der Schule die ordonanzmäßsige Anzahl scharfer Schüsse nach dem Ziele abgegeben hat, während eines Feldzuges zur Bedienung eines Munitionswagen, einer Geschütz-Protze oder gar zum Ordonanz-Dienste u. s. w. bestimmt wird, und desshalb nie einen Schuss abzugeben hat. Nach einer richtigen Aufzählung der Zeitabschnitte des Angriffs der Festungen, führt uns nun der Vf. von der Einschliessung des Platzes bis zum Bau der Presch-Batterien im 7 Abschnitte mit Anwendung auf das Zwölfeck; je auf die Vertheilung der Geschütze, auf die erfoderlichen Arbeiter, auf den Gebrauch und die Bedienung der Geschütze.

Eine Wiederholung des Hauptinhalts entwickelt die aufgestellten Grundsätze; das Ganze ist mit sehr lehrreichen Anmerkungen des Uebersetzers begleitet. Ueber den Gebrauch der Handwaffen in den oben angegebenen 7 Abschnitten der Belagerung spricht sich der Vf. nach einer geschichtlichen Einleitung eben so belehrend, als in obigen Memoiren über den Gebrauch der Geschütze aus. Der Uebersetzer hat auch diesen Betrachtungen interessante Bemerkungen zugefügt.

Der letzten Abhandlung „über die Stärke der Festungsbesatzungen" lässt der Vf. ebenfalls die Ansichten ausgezeichneter Officiere, welche sich seit *Vauban* mit diesem Gegenstande beschäftigten, seinen eigenen vorausgehen, und der Uebersetzer hat auch diesen sehr reichhaltige Bemerkungen hinzugefügt.

B. W.

1) Braunschweig, b. Vieweg: *Die Anwendung des Bajonetts gegen Infanterie und Cavallerie in der Königl. Dänischen Armee.* Aus dem Dänischen übersetzt von dem Kapitain *v. Jensen*, Vorsteher der Unterofficier Schule zu Schleswig. 1829 XIV u. 123 S. 8. (10 gr.)

2) Berlin, Posen und Bromberg, b. Mittler: *Die Bajonet-Fechtkunst oder Lehre des Verhaltens mit dem Infanterie Gewehre als Angriffs- und Vertheidigungs-Waffe* von *Eduard v. Selmnitz*, Königl. sächsischem Hauptmanne der leichten Infanterie u. s. w. 1 Theil mit X Kupfer-Tafeln. Zweyte vermehrte Auflage. 1832. XXIV und 167 S. 8. (3 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1827. No. 217.]

Dass für die Infanterie, besonders seit den letzten Kriegen, wo dieselbe jeden Angriff so wie jede Vertheidigung, wie die Reiterei durch Schützen, im einzelnen Kampf vorbereitet, die Bajonetfechtkunst, wie Hr. *v. Selmnitz* sie lehrt, sehr interessant erscheint, und dass solche auf die Erhöhung der Selbstständigkeit dieser Waffe sehr vortheilhaft einwirken muss, ist unverkennbar; dagegen aber ist die Ansicht, welche Hr. *v. Jensen* in dem Vorwort seiner Schrift ausspricht, unrichtig, nämlich: dass die Infanterie nur durch die Bajonetfechtkunst zu grossen Thaten (*furore??*) fähig geworden sey, und dass sie dadurch die Cavallerie um ihren sonstigen ersten Platz in der Heerordnung gebracht habe. Denn die Bajonetfechtkunst findet nur im Einzelkampf Anwendung, und die Reiterey wird überhaupt nie auf den ersten Platz in der Heerordnung Anspruch machen. Sehr treffend dagegen ist die Bemerkung eines vormaligen Husaren-Officiers, welche Hr. *v. Selmnitz* in dem Vorworte zur zweyten Auflage seines Werks mittheilt, nämlich: dass durch gegenseitige Uebung die Reiterey das Gleichgewicht wiederherstellen könne.

In XI Abtheilungen enthält die Schrift des Hr. *v. Jensen* genaue Vorschriften für Stellung, Wendungen und Marscharten, für Stösse und Ausfälle auf der Stelle und im Marsch für Paraden und Stösse, für den Angriff während des Vorrückens und für die Einhaltsstösse, für die Kolbenschläge und Kolbenstösse, für die Uebungen in Trupps, für die Vorübungen zum Contrabajonetiren, für das Stossen nach hängenden Kugeln, für das Contrafechten und endlich für die Anwendung des Bajonets gegen die mit Säbel bewaffneten Infanteristen und umgekehrt. — Die Commando's, nach welchen die Bewegungen ausgeführt werden, sind kurz und bestimmt gegeben.

No. 2. Nachdem Hr. *v. Selmnitz* in der Einleitung über Begriff und Zweck der Bajonetfechtkunst, so wie über Grundzüge des Unterrichts und der Erfodernisse der Lehrmeister und Vorfechter, und über Anzug und Bewaffnung, richtige Ansichten sehr fasslich entwickelt hat, beginnt er die Bajonetfechtkunst mit der Schule ohne Gewehr, geht zu den Schwingungen mit dem Fechtstocke über und lehrt nun die Schule mit Gewehr und zuletzt das Ballstossen. Alle Bewegungen, welche nach gegebenen Commando's ausgeführt werden, sind genau beschrieben. Die dazu gegebenen Figuren, welche richtig gezeichnet und schön abgedruckt sind, erleichtern den Unterricht; die ganze Methode, nach welcher der Vf. die Bajonetfechtkunst lehrt, ist gut geordnet und leicht fasslich.

Der Werth seiner Schrift dürfte sich schon dadurch hinreichend begründen, dass während des Aufenthaltes des Vfs. in Dresden, in den Jahren 1825 und 1830, fast aus allen europäischen Armeen Officiere dahin kamen, um das Bajonetiren nach seinem Lehrbuche praktisch zu erlernen.

B. W.

Bern, ohne Angabe des Verlegers: *Bestand und Geist des eidgenössischen Kriegswesens, wie sie seyn sollten.* Mit dem Motto: Ein Volk Soldaten ist besser als eine Armee Soldaten, diese ist zerstörbar, jenes nicht. Alles Künstliche kann durch Künste besiegt werden, aber das wahrhaft Grosse schreitet riesenhaft über Zeit und Raum hinweg, und wird durch keine irdische Gewalt unterdrückt. *Vertheidigung von Saragossa.* 1821. 43 S. 8.

Restituenda est res militaris majorum, sagte *Joh. v. Müller*, und suchte bey jeder Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, wie der Kriegs-Geist der Altvordern müsse verjüngt werden; ein zahlreicher Chorus stimmte in den angegeben Ton ein. Wie die Revolu-

tion Verfassung, Institutionen, Begriffe und Sitten änderte und dem sogenannten Zeitgeist näher brachte, traf die grosse Umgestaltung auch das Militärwesen. Sofort wurden die Zöpfe abgeschnitten, die dreyeckigten Hüte an runde, späterhin sogar an Tchakós vertauscht, die Achselbänder der Offiziere breiter gemacht und in den Handgriffen des Exercirens zeitgemäfse Veränderungen angebracht. Steht nun unser Militär nicht recht schön? hub der Chorus von Neuem an, und wiederholte, indem man an den schmucken Puppenreihen in schwelgender Selbstgenügsamkeit auf- und ab-stolzirte, mit steigendem Wohlgefallen „recht schön!" Hatten es ja Franzosen, Oesterreicher und Preussen nicht anders, und kriegführende Mächte müssen ja das Soldatenspiel so wohl verstehen, dass man nichts besseres thun kann, als sie streng nachahmen. Da man diess als höchste Tendenz verfolgte, so wurden in der schweizerischen Eidgenossenschaft Verfügungen berathen, Beschlüsse gefasst, Vorschriften gegeben und Organisationen getroffen. Vergessen ward unter allen diesen, dass der Freystaat auf anderen Basen sich erhebe, als die Alleinherrschaft; vergessen, dass die Abwehr andere Institutionen fodere, als der Angriff; vergessen, dass die beste Vertheidigung da geführt werde, wo Volk und Land ein organisches, sich gegenseitig unterstützendes Ganzes bilden; vergessen endlich, dass die rechte Handhabung der Waffen durch Vaterlandsliebe vollkommener, als durch Trüllmeisterey gelehrt werde. Hatte man ja Generalstäbe, Hauptleute mit Pferde-Rationen, ein zahlreiches, an Gallatagen recht pompös auftretendes Offizierkorps und alle erfoderliche Zubehör zu dem Spiel, womit regierende Herren sich ihre Zeit und dem Lande sein Geld so wohl zu vertreiben wissen. Indess erhob sich doch hie und da eine Stimme, dass mit dergleichen wenig ausgerichtet sey; dass alles dieses wohl schön lasse, um etwa vor einem durchreisenden Monarchen mit einer Ehrenwache zu paradieren, nicht aber um in dem besseren Theil der Nation die Hoffnung ungefährdeter Neutralität auf ein edleres Gefühl, als auf die Erkenntniss bloser Gnade, zu gründen. An diese Trefflichen, die weder für Gunst, noch für Ungunst die Stimme der Wahrheit verschliessen mögen, reiht sich auch der Vf. vorliegender Schrift, nicht unbefugt oder unberufen, sondern als Mann von Fach, so kenntnissreich, als kampfbewährt. Man muss dem Vaterland des Vfs. Glück wünschen, nicht sowohl wenn es Männer besitzt, die die Früchte ihrer Erfahrung, ihres Nachdenkens und ihrer Kenntnisse für dessen Ehre und Wohl gemeinnützig machen wollen, sondern vielmehr alsdann, wenn ihre Stimmen nicht ungehört und unbeachtet verhallen. Das Gediegene ist keines Auszuges fähig, nur angedeutet werden kann, welche leitende Ideen ihm zu Grunde liegen. — Die Nation, nicht bloss einzelne Geschlechtsalter derselben, zu bewaffnen, die Waffe der Landesbeschaffenheit und ihrem Zweck gemäss zu wählen, jeden Einzelnen zu lehren, dieselbe mit hellem Verstande zu führen — Fremdes, Unnöthiges, Lästiges, Kostspieliges zu verbannen — Lust, nicht Hass, zu nähren gegen den Ruf der Bürgerpflicht zu den Waffenübungen — den dem Volke eigenthümlichen, auf seine physischen und moralischen Eigenschaften gegründeten Kriegscharakter zu erkennen, entwickeln, auszubilden — von Waffen und Kleidung alles bloss Kostbare, Gleissende, mehr zur Eitelkeit als zum Nutzen dienende zu verbannen (sich, möchte Rec. hinzufügen, im allem diesen vom Auslande so viel als möglich unabhängig zu machen) — die Spielereyen der Musterplätze und alle Plakereyen stehender Truppen abzuschaffen, mehr aber den Mann zu dem richtigen Blick, wie der Boden zu benutzen sey, zu gewöhnen, Geld zu sparen so viel als möglich, — endlich ein Offizierkorps zu haben, „das minder die fremde Taktik studire, um sie mit allen ihren Irthümern heimzubringen, als vielmehr um über die Mittel nachzudenken, wie derselben im Lande zu begegnen sey (der Vf. sagt auch S. 27: „unsere Taktik muss so eingerichtet seyn, dass jeder Bauer Offizier seyn kann, und im Nothfall ein jeder Landeseinwohner wisse, was er zu thun hat, dann ist das ganze Volk eine brauchbare Armee zur Vertheidigung ihres Grundes und Bodens"); das sind die Hauptzüge einer für die schweizerische Eidgenossenschaft passenden Militärverfassung, wie sie der Vf. entwirft, und wie sie aus der Idee des Freystaats und aus der Bedeutung der Eidgenossenschaft in dem europäischen Staatenvereine hervorgehn sollte. „Aus allen jetzigen Kriegsanstalten zu schliessen, sagt Vf. S. 40, sollte man glauben, dass wir nur an der Seite von Verbündeten kämpfen oder glänzen wollen, oder dass man bey entstehendem Kriege das Heil des Vaterlandes durch die Waffen der Auszüger gesichert, oder genug gethan zu haben glaubt, wenn man diese aufgeopfert hat, und den Rest des Volks in träger Ruhe die Sclavenketten erwarten lässt". „Also (S. 42) gleich jetzt dem fremden und unnützen Tand abgeschworen und an einem rein nationalen Kriegswesen gearbeitet, ehe bittere Erfahrungen es uns lehren und die Noth dazu zwingt." — Hat der Verfasser wahr gesprochen?

P. T.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Wienbrack: *Hauptbegebenheiten der Geschichte*, tabellarisch dargestellt als Leitfaden bey Vorträgen in den mittleren Classen von *P. J. Junker*, Oberlehrer am königlichen Gymnasium zu Conitz in Westpreussen. 1827. Drey Tabellen in quer Folio nebst Titel und Vorrede auf einem Blatte. (8 gr.)

Der Vf. hat hier die ganze Weltgeschichte auf drey Tabellen dargestellt, deren erste die *alte*, die zweyte die *mittlere*, die dritte die *neuere Geschichte* enthält. Jede der Tabellen besteht aus zwey Blättern, wobey die Einrichtung getroffen ist, dass je zwey auf einander folgende zusammengebracht werden können, wodurch die Totalübersicht eines jeden der drey grossen Zeitabschnitte, in welche die allgemeine Geschichte zerfällt, sehr erleichtert ist. Sie verdanken

ihr Entstehen der eigenen Erfahrung des Vfs., der sie den Schülern in der untersten Geschichtclasse der Lehranstalt, bey welcher er sich befindet, anfangs zum Abschreiben gab, bald aber wahrnahm, dass durch das wiederholte Abschreiben sich Unrichtigkeiten einschlichen, welche denn natürlich den gehofften Nutzen in Nachtheil verwandeln mussten. Diesem Uebelstande zu begegnen, liess er sie drucken, und übergab sie somit einem grösseren Publicum, das denn aber auch grössere Ansprüche zu machen berechtigt war, als das kleinere seiner Schulclassen. Was diesem hinreichend und verständlich ist, ist es jenem, dem die *viva vox* des Lehrers fehlt, nicht. Freylich ist diese tabellarische Darstellung zum Leitfaden beym historischem Unterrichte eigentlich nur für die *Lehrer* bestimmt, die dann jene ersetzen können, ja müssen, weil fremde *Schüler* sich in den Abkürzungen des Vfs. schwerlich zu recht finden würden; aber kann ihnen, den Lehrern, diese Unbequemlichkeit lieb seyn, oder wird es sie nicht veranlassen, lieber ähnliche Tabellen nach ihren eigenen Ansichten und nach eigenem Bedürfnisse zu entwerfen? Schlechter würden sie sich wohl schwerlich dabey stehen.

Wir wollen vorliegenden Tabellen keineswegs den Nutzen absprechen, den sie für den Vf. bey seinen Geschichtsvorträgen haben mögen; für viele andere Lehrer möchte diess indess nicht Fall seyn. Sie müssen sich, da dieser tabellarischen Uebersicht kein allgemein bekanntes und beliebtes Handbuch zur Grundlage dient, bequemen, nach eigenem Kraftvermögen und Wissen das Skelett mit Fleisch und Haut zu überziehen. Fänden sie irgendwo den Gliederbau ihrer Meinung nach verkrüppelt, so müssten sie sich schon zu helfen suchen, wie sie könnten.

Den *allgemeinen* Nutzen tabellarischer Darstellungen erkennen auch wir willig und gern an, nur können wir nicht ganz und unbedingt der Meinung des Vfs. seyn, dass der eigentliche Geschichtsunterricht (er nennt ihn den strengeren, und unterscheidet ihn so von einem gewissermassen spielendem, der schon in den untersten Classen, also bey Kindern von zarterem Alter, statt haben könne) mit demselben beginnen müsse. Wird man denn nie von der Idee abgehen, die Geschichte zu einem Wörter-, Namen-Zahl-Depot im Gedächtnisse der Schüler machen zu wollen? — In Quarta soll der erste, und zwar ein einjähriger, in Tertia der zweyte, ein zweyjähriger, und in den obersten Classen der dritte und vollständigste Cursus statt finden. Also eine dreymalige Wiederholung, die gewiss nicht verfehlen wird, Langeweile und Ueberdruss, wo nicht gar entschiedenen Widerwillen gegen das Geschichtsstudium zu erregen! — Wir fragen: Was wird gewonnen, wenn Knaben von zwölf bis vierzehn Jahen, denn das sind doch meistens die Platzhabenden in Quarta, eher mit Namen gequält werden, ehe sie sich für diejenigen, denen sie angehören, seyen es einzelne Personen oder ganze Völkerschaften, interessiren, ehe man sie durch Erzählung ihrer Grossthaten oder merkwürdigen Schicksale für sie begeistert hat? — Ist der Schüler eingeweiht, kennt er alles von Menschen gethane Gute, alles Schlechte und Nichtswürdige, was uns die Geschichte, diese erfahrene Freundin, aus der Vergangenheit überlieferte, hat sie ihn durch ihre Ueberlieferungen für jenes erwärmt, gegen dieses gewarnt und davon abgeschreckt, durch Anderes belehrt und gewitzigt; dann sind Uebersichtstabellen von entschiedenem Nutzen. Sie dienen zur Recapitulation, sie erhellen den Rückblick auf die im Gebiete der Geschichte durchlaufene Bahn, sie sind Stützpuncte, an welche sich das zuweilen ungetreue Gedächtniss halten kann.

Der Vf. hat seinen Tabellen, an denen wir übrigens, mit Ausnahme des oben Bemerkten und einiger Einzelheiten, die wir wohl anders angedeutet haben würden, keinen hauptsächlichen Tadel finden, da sie mit Sachkenntniss abgefasst sind, einen Titel gegeben, den Rec nicht für ganz passend hält. Man findet hier wohl ein Verzeichniss oder vielmehr nur eine kurze Andeutung der Hauptbegebenheiten, aber keine wirkliche Darstellung derselben. Ein Blick auf diese Tabellen wird dieses Urtheil rechtfertigen und bestätigen. Dass die beiden ersten derselben dürftiger ausgefallen sind, als die letzten, ist begreiflich, und konnte nicht wohl anders seyn, da uns die Geschichte der alten Welt und des Mittelalters weniger bekannt ist, als die neuere, die bis auf die neueste von uns selbst durchlebte Zeit herabgeht.

A. H + + e.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Glogau* und *Leipzig*, b. Heymann: *Reden an das Volk zur allgemeinen Verständigung über wahres Wohl*, von *Joh. Aug. Gerdessen*. 1833. VIII u. 428 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. ist ein Patriot, der es redlich mit dem Vaterlande meint und aus dem Gesichtspuncte der Theologie die Gegenstände der 52 Reden auffasst. Neue Ansichten giebt er nicht, ermahnt aber zur Ruhe, eifert wider den Despotismus der öffentlichen Meinung und des Volks. Der Adel wird nach S. 209 seine Kraft ermannen, die eine gewisse Menge so fein allein besitzen will, um sie wüste zu machen; und zur Beschämung voreiliger Spötter ist er vielleicht berufen noch einmal die Stütze der Thronen und der Schutz des Volks zu seyn, wenn der Mittelstand das edle Kleinod seiner Freyheit in Unsitte und Unglauben wider seine Bestimmung verleugnet und ins Grenzenlose entartet. Ihr werdet doch nicht meinen, jegliche Wissenschaft, Staatstugend oder Kunst wäre dem Adel unzugänglich. — Schon jetzt wird geklagt, so oft sich Adeliche zum Staatsdienst tüchtig zeigen, oder im Heeresdienst hervorthun, dass nun der Adel seine jämmerliche Herrschaft nach den alten Vorrechten und Vorurtheilen schon wieder beginnen wolle und solle. Als ob nicht auch Adeliche, wenn sie leisten, was irgend verlangt werden kann, ihren wohlverdienten Platz erhalten müssten." Diese Anmassung wird aber Niemand, der nicht Verachtung verdient, aussprechen. Aber es darf getadelt werden, wenn gewisse Oberforst- und Land-Aemter, die gar wohl entbehrt werden könnten, fortdauern; weil sie für den Adel fundirt wurden. — Wenn übrigens der Vf. zu beweisen sucht, dass der preuss. Staatsbürger aller Classen sich schon jetzt durch die Weisheit und Landesväterlichkeit seiner Regierung gar wohl befindet, so hat er etwas sehr Wahres seinen Mitbürgern einleuchtend zu machen gesucht.

H. L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1833.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Die Lehre vom Abendmahle nach der Schrift*, ein exegetisch-historisch-dogmatischer Versuch, nebst Kritik aller vom Anfange der Kirche bis auf die neueste Zeit darüber öffentlich bekannt gemachter Lehrmeinungen, der protestantischen Kirche zur Prüfung überreicht von *Friedrich Wilhelm Lindner*, Dr. der Philos. und Theol. Prof. der Katechetik und Pädagogik an der Universität zu Leipzig, Lehrer an der Bürgerschule daselbst u. s. w. 1831. 8. S. 507 (2 Rthlr. 12 gr.)

Hat irgend ein Gegenstand die theologischen Schriftsteller unserer Zeit in die mannichfaltigste und lebhafteste Bewegung versetzt, so ist es, nächst dem Streite über Rationalismus und Supernaturalismus, aus sehr begreiflichen, schon aus den erneuerten Unionsversuchen erklärbaren Gründen, die Lehre vom heiligen Abendmahle. Auch Hr. Dr. *Lindner* fühlte sich gedrungen, zur endlichen Entscheidung der Streitfrage über die eigentliche Bedeutung des heiligen Abendmahls, und zur Beseitigung der Schwierigkeiten, welche bisher einer wahrhaft evangelischen Union im Wege standen, diesen Beytrag zu liefern, der schon im Jahre 1817 im Wesentlichen ausgearbeitet war, aber erst im J. 1830 nach manchen Ueberarbeitungen erschien. In mehreren öffentlichen Blättern ist bereits dieser Versuch schneidend und bitter beurtheilt worden. Voraussehen liess sich diess wohl bey einer Schrift, welche mit mehreren in unserer Zeit gangbaren Ansichten und mit längst bestandenen kirchlichen Einrichtungen im offenen Widerspruche steht. Rec. kann nicht in jenen bitteren Ton einstimmen, so offen er auch dem Vf. bekennt, dass er ihn von der völligen Richtigkeit der Ansicht nicht überzeugt habe. Dennoch legt der Vf. selbst auf dieselbe das meiste Gewicht, weil davon, nach der Erklärung der Vorrede, jede wahrhaft evangelische Union abhängen soll. Achtung verdient der vom Anfange bis zu Ende sichtbare christlich-religiöse Eifer des Vfs., der Grundsatz, der sich überall ausspricht, das Heil der Kirche nicht im steifen Beharren bey dem Buchstaben unserer symbolischen Bücher, oder im Zurückführen der gesammten älteren Dogmatik, sondern in der Erneuerung eines ächt biblischen Christenthums zu suchen, das Streben, den aufgegebenen Gegenstand wenigstens nach gewissen Seiten hin gründlich zu beleuchten, die mannichfaltige Belesenheit und selbstständige Prüfung. Grösstentheils klar, in einfacher und edler Sprache, bewegt sich die Darstellung, und wir würden an ihr nichts auszusetzen finden, wenn wir nicht sehr häufig auf solche Erörterungen, die für den vorliegenden Zweck zu weitschweifig waren, und auf überflüssige Wiederholungen des schon gesagten träfen, die des Lesers Aufmerksamkeit ermüden (z. B. in dem Abschnitte über Jo. c. 6. S. 70. ff. desgl. S. 111. ff. 192 mit S. 109 ff. S. 113. 114. 118 S. 210 ff. und a. O.). Grössere Präcision, die freylich schon durch die ganze Vertheilung des Stoffes mehr begründet werden musste, dürfte zu einer wesentlichen Verbesserung bey einer neuen Auflage gehören.

Die Schrift beginnt mit einer *Einleitung* S. 1 — 13, in welcher der Vf. theils die Behauptung zurückweist, dass es völlig gleichgültig sey, wie sich jeder den Sinn dieses Sacraments deute, theils seine Ansicht, dass der Pentateuch in Ansehung des Inhaltes wie der Form völlig ächt sey, rechtfertigen zu müssen glaubte, ehe er zur Mittheilung und Erklärung der Stiftungsurkunde des Passahfestes fortging. Diese Erörterungen waren nach unserem Dafürhalten hier nicht an ihrem Orte; denn das Verhältniss, in welchem die Stiftung des heil. Abendmahls zur Passahfeyer steht, ist von der kritischen Frage, ob der Pentateuch ganz oder theilweise der mosaischen Zeit und dem Moses selbst angehöre oder nicht, keinesweges abhängig. Die sehr erheblichen Gründe, mit denen die meisten kritischen Forscher unserer Zeit wenigstens von einzelnen Abschnitten des Pentateuch eine *spätere* Entstehung nachgewiesen haben, konnten in dieser Einleitung nicht erschöpfend und befriedigend widerlegt werden; und, dass dem Pentateuch durchaus *nichts Geschichtliches* zum Grunde liege, diese ausschweifende, von dem Vf. mit Recht gemissbilligte Hypothese ist doch nur Wenigen in den Sinn gekommen.

Der erste vorbereitende Theil zerfällt in *drey Abschnitte.* Der *erste* und *zweyte* Abschnitt, enthalten in klarer und treuer Relation die alttestamentlichen Erzählungen von der Stiftung des Passahfestes (die jedoch kürzer, nach dem Hauptinhalte, zusammengefasst werden konnten), und eine specielle Beschreibung der Art

und Weise, wie das Passahfest, so lange der Tempel bestand, und wie es nachher gefeyert zu werden pflegte. Der *dritte* Abschnitt, geht auf die exegetische Frage ein: was bezeichnet die heilige Schrift mit den Worten: hungern, dürsten, essen, trinken, satt werden, leer seyn, wenn sie sich derselben bey der Schilderung der geistigen Bedürfnisse bedient? Welche religiöse und moralische Ideen in diesen bildlichen Bezeichnungen liegen, und warum sie so am anschaulichsten bezeichnet werden konnten, wird im Ganzen sehr richtig entwickelt, wenn auch nicht alle von dem Vf. angeführten oder erläuterten Stellen der heil. Schrift wirklich hieher gehören, z. B. Luc. 16, 24, wo das Verlangen des reichen Mannes im Hades nach einem Tropfen Wasser doch wohl am natürlichsten auf das ὀδυνῶμαι ἐν φλογὶ bezogen, und, da diese Flamme offenbar ein Bild des unglückseligen Zustandes überhaupt seyn soll, vom lebhaften Verlangen nach Milderung dieses Zustandes erklärt wird, oder Luc. 1, 53, wo πεινῶντες und πλουτοῦντες wegen des vorhergegangenen V. 52 gewiss nicht uneigentlich genommen werden kann. Warum machte aber der Vf. aus diesen Erörterungen einen eigenen Abschnitt? Dass jener tropische Sprachgebrauch der Worte: hungern, dürsten u. s. w. wirklich statt finde, wird von keinem unserer gelehrten Schriftforscher bezweifelt. Was der Vf. darüber sagen zu müssen glaubte, konnte zusammengedrängt mit der im zweyten Theil folgenden Untersuchung über Joh. C. 6 (um deren willen jener ganze Abschnitt voransteht) sehr füglich verwebt werden. Sehr treffend ist übrigens dabey die bekannte Vergleichung der Auffoderung zur βασιλεία θεοῦ mit einer Einladung zum Gastmahl erläutert S. 35 ff.

Die Lehre vom Abendmahle selbst behandelt der *zweyte Theil* in drey Abschnitten. *Erster* Abschn. Erklärung der Stellen, in welchen der Sinn des Abendmahls schon vor seiner Einsetzung angedeutet wird. Ob das letzte wirklich geschehen sey in den von dem Vf. angeführten und erläuterten Stellen, ist noch immer sehr zu bezweifeln. Was den bekannten Ausspruch Johannes des Täufers betrifft, Joh. 1, 29. 36, siehe das Gotteslamm u. s. w., so ist weder erwiesen, dass der Täufer diese Worte in Beziehung auf die bevorstehende Passahfeyer gesprochen, noch, dass er dabey an den versöhnenden *Tod* Jesu gedacht habe. Da das Zeitwort αἴρειν, welches an sich betrachtet sowohl: tragen, ertragen, als: hinwegtragen, hinwegnehmen bedeutet, im Johanneischen Evangelium, so oft es ausser unserer Stelle vorkommt, niemals die erste Bedeutung hat, sondern immer vom Aufheben, in die Höhe heben, Wegtragen, gebraucht wird, und die ganze Redensart αἴρειν oder ἀφαιρεῖν ἁμαρτίαν im Sprachgebrauche der Alexandrinischen Version des A. T. immer heisst: die Schuld der Sünde hinwegnehmen, Vergebung (Versöhnung) bewirken, so werden die Worte des Täufers allerdings am richtigsten so verstanden: sehet den schuldlosen und sanften Gottgeweihten (Gotteslamm), der die Schuld der menschlichen Sünden hinwegnimmt, die Menschen entsühnen wird. Ob aber der Täufer gerade an eine durch den Tod dieses Gottgeweihten, oder nur überhaupt an eine durch die Leiden, welche der Messias unter den Menschen dulden werde, zu bewirkende Entsühnung gedacht habe (gemäss der jüdischen Ansicht, dass unverschuldete Leiden eines Schuldlosen dem schuldigen Theile der Nation zum Besten dienen, Jes. C. 53) ist eine andere Frage. Das Bild eines gottgeweihten Lammes führt wenigstens nicht nothwendig auf den Begriff eines *versöhnenden Todes*, wenn man auch eine Beziehung der Worte des Täufers auf das Passahfest annehmen wollte; denn die Lämmer, welche am *Passahfest* geschlachtet wurden, galten nicht für *entsühnende* Opfer (sonst hätten sie von den Priestern selbst geschlachtet und feyerlich dargebracht werden müssen); sie gehörten nebst anderen Bestandtheilen der Passahmahlzeit zur anschaulichen dankbaren Erinnerung an den Auszug aus Egypten. Als ein schuldloser, gottergebener Dulder konnte Jesus, auch abgesehen von einem *versöhnenden Tode*, ein ἀμνὸς θεοῦ genannt werden. Die Idee eines für die Sünden der Menschen sterbenden Christus überraschte späterhin die Jünger des Täufers, welche von ihm zu Jesu übergegangen waren, wie man aus mehreren Stellen der Evangelien sieht, als eine ihrer bisherigen Denkart ganz fremdartige Vorstellung. In wie fern Matth. 5, 3 eine Hindeutung auf das Abendmahl enthalte, ist uns nicht klar geworden. Am ausführlichsten verweilt der Vf. bey der merkwürdigen Rede Jesu, Joh. C. 6 besonders V. 53 ff., die bekanntlich in vielen, namentlich älteren dogmatischen Systemen als eine Hauptstelle für die Bedeutsamkeit des heil. Abendmahls betrachtet wird. Was man dieser Erklärung immer entgegengestellt hat: das Abendmahl war damals noch nicht gestiftet, wie konnten die Umstehenden bey den Worten Jesu daran denken? das nöthigt auch den Vf. zu dem Geständnisse, von dem *äusseren* Genusse des Abendmahls sey hier die Rede nicht; er behauptet jedoch S. 77 eine nothwendige Beziehung jener Worte auf den *geistigen* Genuss desselben, denn es habe in den Aeusserungen Jesu schon die Foderung gelegen, dass die Nothwendigkeit und Wirksamkeit des hier verlangten Glaubens an Christum späterhin durch einen besonderen symbolischen Act veranschaulicht und verewigt werden musste, d. h. (so glaubt wenigstens Rec. den Vf. richtig verstanden zu haben) der Erlöser hatte schon damals den Plan zur Einsetzung des Abendmahls, und wollte V. 53 ff. im Voraus auf dasjenige hindeuten, was bey dieser Feyer als das eigentliche *Wesen* der Sache (Geist der Anstalt) festgehalten werden solle. Wenn wir nun auch unbedenklich einräumen, dass die Stiftung jener Feyer schon frühzeitig in der Seele Jesu gelegen haben *könne*, so vermögen wir doch darüber nicht mit Sicherheit zu entscheiden, da wir weder in den Reden Jesu bey und nach der Einsetzung des Abendmahls noch in den Briefen der Apostel irgend eine Stelle finden, wo die Stiftung des Abendmahls mit jener Rede Joh. 6, 53 ff. in Verbindung gebracht wird (sollte aber wohl Jesus, wenn er

wirklich Joh. C. 6 den eigentlichen Sinn und Geist des Abendmahls im voraus andeutend erklären wollte, weder in dieser Rede über die künftig anzuordnende äussere Stiftung irgend einen bestimmteren Wink gegeben, noch in der späteren Zeit seine Jünger auf diese frühere Rede zurückgewiesen haben? und wäre diess letzte geschehen, würde dann nicht Johannes C. 6 bey der Mittheilung dieses Ausspruchs Jesu irgend etwas über die rechte Beziehung der Worte beygefügt haben, so wie er an mehreren Orten seines Evangeliums den in späterer Zeit erst recht vollkommen gefassten Sinn einer früheren Rede Jesu gern bemerklich macht?). Viel Wahres und Treffendes enthalten die Erörterungen des Vf. über die einzelnen Verse jener Rede Christi und den Zusammenhang des Ganzen, und wir stimmen ihm vollkommen bey, wenn er unter dem *Essen und Trinken des Fleisches und Blutes Christi* Joh. 6, 53 das innige gläubige Ergreifen und sich Aneignen der Segnungen versteht, welche uns durch Christum, namentlich durch seine liebevolle Selbstaufopferung für unser Heil, dargeboten werden, um unsere heiligsten Bedürfnisse zu stillen. Nur möchten wir nicht behaupten, unter diesem geistigen Segen werde hier *ausschliesslich* die Versicherung der *Sündenvergebung* verstanden. Warum nicht das für die Menschheit Heilsame des Todes Jesu in seinem *ganzen* Umfange genommen? Gesetzt aber auch, jene *specielle* Erklärung sey die allein richtige, so wäre auch dadurch die Nothwendigkeit der Beziehung jener Worte Christi auf das künftig einzusetzende Abendmahl keinesweges dargethan. Diese Stiftung konnte für den von Jesu selbst angegebenen Zweck: solches thut zu meinem Gedächtnisse, geschehen, und nach ihrem rechten Sinne von den Jüngern verstanden werden, wenn auch die Rede Joh. C. 6 nicht vorausgegangen war; und eben so konnte diese bildliche Rede von Jesu gesprochen werden, wenn er auch damals die Stiftung des Abendmahls noch nicht beschlossen hatte; eine nothwendige Beziehung des Einen auf das Andere bekennen wir nicht zu finden. Eben so sehr bezweifeln wir die von dem Vf. angenommene Beziehung der Worte Joh. 6, 53 ff. auf das Essen des Passahlammes. Denn die chronologische Bemerkung des Evangelisten V. 4: ἦν δὲ ἐγγὺς τὸ πάσχα u. s. w., die dem Vf. zu einem Beweise dient, dass Jesus die weiter unten folgende Rede in besonderer Beziehung auf das Passahfest gesprochen habe, hatte wohl nur (vergl. V. 5) den Zweck, die Anwesenheit einer grossen (zum Feste wallfahrtenden) Volksmenge in jenen Gegenden zu erklären. Und die rechte *geistige* Deutung des „Essens und Trinkens der σάρξ und des αἷμα τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου" steht in keiner Abhängigkeit von jener vermeinten Beziehung auf die Passahfeyer. Diess ergiebt sich aus den Bemerkungen des Vfs. selbst über jene bildlichen Redensarten der heil. Schrift im 3 Abschnitte des 1 vorbereitenden Theils. Wollte Jesus wirklich durch seinen Ausspuch Joh. 6, 55 die Umstehenden auf dasjenige hinweisen, was die Juden in irdischer Hinsicht von dem jährlich erneuerten Genusse des Passahlamms zu hoffen pflegten, so würde er durch den Zusatz v. 53 καὶ πίητε αὐτοῦ τὸ αἷμα (geraume Zeit *vor* der wirklichen Einsetzung des Abendmahls gesprochen) diesen Zweck mehr gehindert als gefördert haben, da bey dem Passahmahle, wie der Vf. selbst sehr richtig bemerkt, kein Blut der Lämmer getrunken, sondern nur an den Altar gesprengt wurde, und der Wein bey jenem Mahle keine symbolische, mit der Bedeutsamkeit des Weins im Abendmahl vergleichbare Bedeutung hatte.

Der *zweyte* Abschnitt verbreitet sich über die Einsetzung des heil. Abendmahls überhaupt. Sie war, wie der Vf. S. 87 ff. zu zeigen bemüht ist, nicht ein Act momentaner Begeisterung, sondern schon vorher planmäsig von Jesu beschlossen. Auch Rec. ist der Meinung, dass der Erlöser nicht erst bey dem Passahmahle selbst auf diesen erhabenen Gedanken kam, und erklärt sich daraus, warum Jesu nach dem Berichte des Evangelisten so viel daran gelegen war, dieses letzte Passahmahl mit seinen Vertrauten ungestört feyern zu können, vgl. besonders Luc. 22, 15. Jedoch, *wie lange* vorher der Plan dieser heiligen Stiftung in der Seele Jesu zur Reife gekommen war, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. Ganz übereinstimmend mit dem Vf. ist auch Rec. der Ueberzeugung, Christus habe das Abendmahl für alle Zeiten gestiftet. (S. 89 ff.) Da wir jedoch über diese universelle Bestimmung keine ausdrückliche Erklärung im N. T. finden, abgerechnet die Paulinische 1 Cor. 11, 26 (denn Joh. 6 53 kann Rec. nicht dafür gelten lassen): so musste das von dieser Seite dem Beweise fehlende hauptsächlich aus der Natur der Sache selbst ergänzt werden, aus der inneren Beziehung dieses Gedächtnissmahles auf den *Tod* Jesu, der einen *universalen* Endzweck hatte. Der Vf. erklärt sich ferner gegen diejenigen, welche das Abendmahl als ein blosses Gedächtnissmahl betrachten, sowohl hier S. 91 ff. als in dem folgenden Abschnitte S. 114, 117, wo er von einer anderen Seite her auf denselben Punct zurückkommt. Der Beweis wird hier zunächst aus dem Accente geführt, der in den Worten des Erlösers: solches thut zu meinem Gedächtniss, auf das Wort: *meinem* gelegt werden müsse, weil ausserdem der Vergleichungspunct des Abendmahls mit der Passahmahlzeit wegfalle. So wenig wir nun bezweifeln wollen, dass sich allerdings gewisse Vergleichungspuncte zwischen beiden Anstalten darbieten, und die Zeit, in welcher der Tod Jesu unter Gottes Leitung erfolgte, auch in dieser Hinsicht eine bedeutungsvolle Zeit war; so entsteht doch immer die von dem Vf. nicht beseitigte Frage: warum erwähnte der Erlöser bey der Einsetzung des Abendmahls mit keinem Worte das *Passahlamm,* so wenig als Paulus 1 Cor. c. 10. c. 11, wenn er wirklich die Absicht hatte, bey seinen Jüngern eine *Vergleichung* des im Abendmahl äusserlich empfangenen und seiner höheren symbolischen Beziehung mit dem, was bey dem Passahmahl genossen wurde, und dem dadurch angedeuteten zu veranlassen? Und wie dann, zugegeben die Richtigkeit der

Accentuirung des: *meinem*, weiter daraus gefolgert werden könne: demnach kann das Abendmahl kein blosses Gedächtnissmahl seyn, ist Rec. durchaus dunkel geblieben; unmittelbar kann doch darauf nur der Schluss gegründet werden: demnach ist das Abendmahl *nur* zum Gedächtnisse *Jesu* (keines Anderen) bestimmt. (Eben so wenig können wir mit dem Vf. S. 100 in den Worten Jesu: solches thut u. s. w. dafür einen Beweis finden, dass das Abendmahl alljährig *einmal* gefeyert werden müsse. Ueber diesen Punct erklärte sich Jesus nicht, erwartend, was er mit Recht erwarten konnte, der ächt religiöse Sinn seiner wahren Bekenner werde in dieser Hinsicht von selbst das Rechte finden.) Einem anderen im folgenden Abschnitt aufgestellten Grunde, warum das Abendmahl kein blosses Gedächtnissmahl seyn könne (weil nämlich in den Worten Jesu: nehmet hin und esset u. s. w., nehmet hin und trinket u. s. w. deutlich ausgesprochen werde, dass man im Abendmahl nicht bloss an etwas denken, sondern etwas wirklich empfangen solle), lässt sich wohl mit Recht entgegnen: eben das, was wir hier empfangen, soll uns zur lebendigsten Vergegenwärtigung Jesu und seiner liebevollen Selbstaufopferung dienen, soll das Bewusstseyn seiner unsichtbaren Gegenwart und der innigen Lebensgemeinschaft mit ihm, welche dem wahren Christen dargeboten wird, auf eine ganz eigenthümliche Weise in uns erwecken — in diesem *vollen* Sinne gefasst (nicht von einem blossen gewöhnlichen Erinnertwerden an die Person und Geschichte Jesu, nicht von einer blossen Gedächtnissthätigkeit verstanden) kann der Ausdruck: Gedächtniss- oder Erinnerungs-Mahl, die wahre Bedeutung dieser heiligen Anstalt gewiss nicht verdunkeln. Warum sollten wir denn nicht berechtigt seyn, uns vor allem an das eigene, nicht bloss im Ev. Lucae erwähnte, sondern auch bey dem Apostel Paulus besonders hervorgehobene Wort Jesu zu halten?

Dritter Abschnitt schriftgemässe Erklärung der Einsetzungsworte. Die Ansicht des Vfs. geht, um es kurz zu sagen, dahin. Christus spricht keineswegs von der Nothwendigkeit des Glaubens an seine unmittelbare (physische, hyperphysische, oder geistige) Gegenwart, und an Gemeinschaft seines Körpers und Geistes im Abendmahl, obgleich bey demselben die geistige Gegenwart und Gemeinschaft Christi nicht weggedacht werden kann noch soll — aber auch nicht von dem blossen Gedanken an die durch seinen Kreuzestod uns erworbene Vergebung der Sünden — sondern von dem wirklichen Genusse (dem In sich Aufnehmen) der Vergebung der Sünden, welche uns in den Worten der Einsetzung: für dich gegeben u. s. w. zugesichert und durch Jesu Tod und Auferstehung bekräftigt und bestätigt wird. Die Stiftung des heil. Abendmahls ist ein Zeichen, wodurch der Glaube an diese Sündenvergebung gesichert, erneuert, befestigt, und der Christ zur innigsten Demuth, Liebe und Gehorsam erweckt wird. Mit unverkennbarer Sorgfalt und Umsicht ist der Vf. bemüht, die Rechtmässigkeit dieser *speciellen* und *ausschliesslichen* Beziehung des heil. Abendmahls auf die Sündenvergebung durch eine lange Reihe von Argumenten nachzuweisen. Sie sind jedoch sämmtlich nicht geeignet, die mehr umfassende Ansicht zu widerlegen, an welche sich Rec. mit anderen Schriftstellern anschliesst, dass die Worte des Erlösers: nehmet hin u. s. w. vielmehr die heilsame Wirksamkeit der im Abendmahl lebendig vergegenwärtigten Selbstaufopferung Jesu *in ihrem ganzen Umfange* und das Empfangen dieser Segnungen durch innige geistige Gemeinschaft mit dem Erlöser bezeichnen sollten. Die Worte εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν hat *Matthäus allein*. Wir sind weit entfernt, diese Worte gegen das Zeugniss aller kritischen Auctoritäten für unächt erklären zu wollen, können aber die Frage nicht zurückweisen: würden die übrigen Neutestamentlichen Berichte über die Einsetzung des Abendmahls diesen Zusatz mit Stillschweigen übergangen haben, wenn Jesus wirklich diesen speciellen Gesichtspunct hervorgehoben und für die Hauptsache erklärt hätte? Die Vergleichung des Abendmahls mit dem Passahfeste (einer erneuerten Versicherung der göttlichen Gnade für die Juden), worauf der Vf. ein besonderes Gewicht legt, widerstreitet der mehrumfassenden Ansicht nicht, denn die ganze Erscheinung Jesu auf Erden war eine factische Offenbarung der göttlichen Gnade, und nicht in der Versicherung der Sündenvergebung allein, auch in der Erleuchtung und wirklichen Besserung (Heiligung) der Menschen durch Christum offenbart sich diese Gnade. Am wenigsten genügt der aus Vergleichung des Abendmahls mit dem Sacramente der Taufe, und dem gegenseitigen Verhältnisse beider Anstalten geführte Beweis. Der Vf. erklärt sich darüber so: wie das Abendmahl, eine Vergeistigung der Passahfeyer, eingesetzt wurde zur Sicherung des Glaubens an die Vergebung der Sünden, so die Taufe, eine Vergeistigung der Proselyten — und der Johanneischen Taufe, zur Sicherung des Glaubens an die innere Reinigung und Heiligung des mit Gott versöhnten Christen (der die Sündenvergebung wirklich empfangen hat) durch die Kraft des heiligen Geistes. Sehr richtig, psychologisch und biblisch, ist die von dem Vf. nachgewiesene Ordnung, vermöge welcher der Natur der Sache nach die Versöhnung des Menschen mit Gott der Heiligung vorangehe (da wahre Besserung ein lebendiges ermuthigendes Vertrauen zur verzeihenden Gnade Gottes voraussetzt.) Wenn nun aber der Vf. darauf weiter die Behauptungen baut, nur die Versöhnung sollte durch das Sacrament des Abendmahls, nur die Heiligung durch das Sacrament der Taufe dargestellt werden — das Abendmahl müsse demnach nothwendig der Taufe *vorausgehen* (S. 129 — und die Kindertaufe abgeschafft werden (S. 131 ff.) — so vermissen wir in der That dafür die hinreichenden Beweise aus der Schrift.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 3.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Die Lehre vom Abendmahle nach der Schrift* u. s. w. von *Friedrich Wilhelm Lindner* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Halten wir uns ganz unbefangen und einfach an die eigenen Worte Christi *Matth.* 28, 19, so kann der Zweck der christlichen Taufe nicht so *enge* gefasst werden, wie der Vf. annimmt. Als eine *symbolisch verpflichtende Weihe* zum *ganzen* Christenthum wird sie uns von dem Erlöser bezeichnet, als der feyerliche *Eintritt* in die lebendige Gemeinschaft mit Christo selbst und mit seiner Gemeinde, in eine Gemeinschaft, von welcher das Empfangen der an Jesu Christi Lehre, Leben, Tod und Auferstehung geknüpften geistigen Segnungen, des Trostes der Sündenvergebung, der Erleuchtung und Heiligung, abhängt. Das Abendmahl soll dagegen (wie *Dav. Schulz* in der christl. Lehre vom heil. Abendmahl 2 Aufl. S. 276 ganz biblisch lehrt) den in jener Gemeinschaft bereits stehenden Christen lebendig und kräftig darin erhalten und befestigen, durch oft erneuerte, das innerste Leben tief ergreifende Erinnerung an den Tod Jesu und dessen ganze grosse Bedeutung und beseligende Wirksamkeit insbesondere. Die Annahme einer unmittelbaren Wirksamkeit der Taufe auf Heiligung des Menschen durch das mit dem Wasser verbundene Wort Gottes (wofür sich der Vf. in einem besondern Excurs S. 272 erklärt) ist mehr dem streng dogmatischen kirchlichen Lehrbegriffe gemäss als den einfachen Erklärungen der Schrift. Das Getauftwerden an sich wird im N. T. nicht in unmittelbarer nothwendiger Verbindung mit dem Empfangen des heil. Geistes betrachtet, vgl. *Apostelg.* 8, 16. 10, 47. (an beiden Orten ist nicht von der Johanneischen Taufe, sondern von dem βαπτίζ. εἰς ὄνομα Χριστοῦ die Rede.) Uebrigens hören wir in den Neutestamentlichen Urkunden überall davon reden, dass die zum Christenthum übergehenden sogleich getauft wurden — also, ehe sie in der christlichen Gemeinschaft selbst gelebt, ehe sie am Abendmahl Theil genommen hatten, *Apostelg.* 2, 41. 8, 12. 10, 48. a. O. Was der Vf. S. 129 fg. dagegen erinnert, auch die Jünger Jesu wären erst dann mit dem heiligen Geist getauft worden, nachdem sie durch die Auferstehung Jesu von dem erlösenden Zweck seines Todes überzeugt worden waren — trifft die Sache nicht, da das bildliche βαπτίζεσθαι ἐν πνεύματι ἁγίῳ Apostelgesch. 1, 5. (*largiter perfundi* wie Luc. 12, 50 u. a. O.) offenbar etwas Anderes ist, als das eigentliche βαπτίζεσθαι εἰς Χριστόν, oder εἰς τὸ ὄνομα πατρὸς καὶ υἱοῦ etc. Eben so wenig durfte sich der Vf. S. 130 darauf berufen, Jesus selbst habe die Taufe später als das heil. Abendmahl eingesetzt Matth. c. 28. Denn — vollzogen die Jünger Christi nicht nach Jo. 4, 1. 2 schon früher die Taufhandlung dem Willen Jesu gemäss? Dass aber diese von den Jüngern Jesu vollzogene Taufe bis zur Himmelfahrt eine blosse Fortsetzung der Johanneischen mit gewissen Modificationen gewesen sey, keine eigentlich christliche, gestehen wir in den Stellen Jo. 3, 22—36. 4, 1. 2 nicht zu finden. Weder aus dem Geiste noch aus den Worten der heiligen Schrift kann die von dem Vf. dringend empfohlene Umkehrung der bisherigen Ordnung gerechtfertigt werden. Eher könnte er wohl auf manches beyfällige Urtheil bey demjenigen rechnen, was er gegen die Kindertaufe und für die Verlegung dieser heiligen Handlung aus den ersten Lebenstagen in ein späteres reif gewordenes Alter sagt (wobey jedoch ein feyerlicher verpflichtender öffentlicher Act der Aufnahme des *Kindes* in die Christengemeinde nicht ausgeschlossen werden soll). Nach unserer Ueberzeugung wird jedoch derselbe Zweck, den der Vf. bey der Verlegung des Taufens in die späteren Lebensjahre vor Augen hat, wenn wir auch die Kindertaufe behalten, im Wesentlichen doch durch die feyerliche dem ersten Genusse des heiligen Abendmahls vorausgehende *Confirmation* erreicht, die freylich nur dann ihre rechte volle Bedeutung hat, wenn sie *öffentlich* veranstaltet wird. Ob eine Abschaffung der Kindertaufe in unseren gegenwärtigen Verhältnissen, wie sie einmal bestehen, ausgeführt werden könne, ohne mancherley Unordnungen im christlichen Kirchenwesen zu veranlassen, dürfte immer noch zu bezweifeln seyn. Dass sie nicht im Widerspruch stehe mit dem Geiste des Christenthums, haben schon mehrere Schriftforscher hinreichend dargethan. (Vollkommen einverstanden sind wir jedoch mit dem S. 146 ff. hinreichend motivirten Wunsche des Vfs., dass der erste Genuss des heiligen Abendmahls weniger beeilt werden möge als jetzt gewöhn-

ich geſchieht. Ein beſtimmtes Lebensjahr, z. B. das achtzehnte, als unabänderlichen allgemeinen Termin anzunehmen, tragen wir darum Bedenken, weil die frühere oder ſpätere Reife der Einzelnen von der ſehr verſchiedenen geiſtigen Individualität derſelben und von den Einwirkungen der erſten häuslichen Erziehung abhängt, und durch genaue *Prüfung* jedes Einzelnen zu ermitteln iſt.) Die übrigen bibliſchen Stellen, auf welche der Vf. S. 159 ff. ſeine Anſicht über die ſchriftmäſsige Bedeutung des Abendmahls gründen will, haben uns ebenfalls nicht überzeugt. Wohl erkennen auch wir mit dem Vf. eine Beziehung des Ausdrucks: τῆς καινῆς διαθήκης auf den *neuen* Bund, der Jerem. 31, 31—35 verheiſsen wird: Wenn es aber dort v. 33 heiſst: das ſoll der Bund ſeyn — *ich will mein Geſetz in ihr Herz ſchreiben* u. ſ. w. v. 34: ich will ihnen ihre Miſſethat vergeben u. ſ. w., ſo geht doch eben daraus hervor, daſs jener Bund eben ſowohl, wie ein verſöhnender, *auch ein weihender und heiligender* ſey — nicht eine ausſchlieſsliche Beziehung des Abendmahls auf die Sündenvergebung allein. Die ausführliche Erklärung der Stellen Matth. 5, 1—13, Luc. 15, 11—32 und des Vater unſer (die auch nicht eine entfernte Hindeutung auf das Abendmahl enthalten), konnte den Zweck des Vfs. nicht unmittelbar fördern; ſie dienen ja doch nur im Allgemeinen zur Erläuterung ſolcher chriſtlichen Anſichten und Lehren, welche von dem Vf. für ſeine Meinung über den Sinn der Einſetzungsworte benutzt werden. Der Vf. beruft ſich weiter auf die Beyſtimmung der Pauliniſchen Aeuſserungen 1 Cor. C. 10 und 11. Daſs die Einſetzungsworte, wie ſie 1 Cor. 11, 23 ff. referirt werden, mit dem Berichte in den Evangelien ganz wörtlich übereinſtimmen (S. 205), kann man bey unbefangener genauer Vergleichung nicht zugeben. Ein tieferes Eingehen in das Verhältniſs der Pauliniſchen Relation zu den Stellen der Evangelien konnte hier nicht umgangen werden. Wenn wir aber auch davon abſehen, ſo geht aus dieſen Stellen kein neues Moment für die Erklärung des Vfs. hervor. Auch die Pauliniſchen Erörterungen 1 Cor. 11, 26 ff. enthalten nirgends eine ſolche ausdrückliche Erklärung, wodurch das Abendmahl *bloſs* auf die gläubige Zueignung der durch Jeſu Tod uns erworbenen Sündenvergebung bezogen werde. Die *Verkündigung* (1 Cor. 11, 26) des Glaubens an den Tod, den Jeſus zum Heil der Menſchheit erduldete, *überhaupt*, wird hier als Zweck des Abendm. bezeichnet, und wer dieſe groſse Bedeutung deſſelben nicht klar und lebendig in ſeinem Inneren erkennt und empfindet, von dem ſagt der Apoſtel ἀναξίως ἐσθίει καὶ πίνει u. ſ. w. Der Vf. beruft ſich endlich auf pſychologiſche und moraliſche Gründe S. 210 ff. So viel Wahres und Treffendes auch unleugbar die hier folgenden Betrachtungen über die chriſtliche Heilsordnung enthalten (obwohl nicht ohne manche Wiederholungen des ſchon Geſagten, die zum Theil entbehrlich waren), ſo begründen ſie doch keinesweges die Nothwendigkeit, auf welche der Vf. immer wieder zurückkommt, die bisherige Ordnung in Anſehung der Taufe und des Abendmahls umzukehren, ſo wenig wir das Princip gerechtfertigt ſehen, das Abendmahl habe urſprünglich *nur* die Verſöhnung, die Taufe *nur* die Heiligung durch den Geiſt (nach der Verſöhnung) darſtellen ſollen. Nach Rec. Ueberzeugung muſste der Vf. in dieſem ganzen dritten Abſchnitte einen anderen Weg betreten, d. h. rein exegetiſch und genetiſch zu Werke gehend den rechten Sinn der Einſetzung des Abendmahls zuvörderſt aus genauer Interpretation der einzelnen Worte Jeſu und ihres Zuſammenhanges hervorgehen und vor den Augen der Leſer gleichſam entſtehen laſſen. Dieſs iſt aber nicht ſo, wie wir wünſchten, geſchehen; ſelbſt die verſchiedene Deutung des ἐστι iſt hier ganz übergangen; und gleich vom Anfange herein hat der Vf. ſeine ſubjective Anſicht zu ſehr bey der Erklärung vorwalten laſſen, und darauf ſich beziehende Reſultate als fertige und und entſchiedene Reſultate aufgeſtellt. Endlich hat die Trennung dieſes 3ten Abſchnittes vom zweyten (der die Einſetzung des Abendm. behandelt) auſser den Wiederholungen auch manche Zerſtückelung deſſen herbeygeführt, was man lieber in Einer Ueberſicht beyſammen hätte, um die Meinung des Vfs. allenthalben klar aufzufaſſen.

Von S. 241 an folgt noch ein reichhaltiger Anhang in ſechs verſchiedenen Beylagen.

I. Excurs zu der im 2 Theile gegebenen Erklärung des 6 Cap. im Ev. Joh. S. 5. 241—266, eine gute vergleichende Ueberſicht der verſchiedenen älteren und neueren Anſichten über den weſentlichen Sinn dieſer Rede Jeſu, und ihr Verhältniſs zur Stiftung des heil. Abendmahls.

II. Excurs zu dem im 2 Theile über die Taufe Geſagten S. 266 — 276, hauptſächlich über Entſtehung und Zweck dieſer Anſtalt und den Unterſchied zwiſchen der Johanneiſchen und chriſtlichen. (Die Differenz unſerer Anſicht über das Weſen der Taufe von der Theorie des Vfs iſt oben kürzlich bemerkt worden.)

III. Kritiſche Ueberſicht der Hauptideen, welche in der chriſtlichen Kirche bey der Darſtellung der Lehre vom Abendmahle ſeit den Zeiten der Apoſtel bis auf die neueſte Zeit durch ihre Hauptlehrer bekannt und geltend gemacht worden ſind S. 276 — 475. Sie zerfällt in zwey Abtheilungen, A) geſchichtliche Darſtellung der verſchiedenen kirchlichen Lehrmeinungen nach der Ordnung der in der Dogmengeſchichte gewöhnlich angenommenen Perioden, B) Kritik der verſchiedenen Meinungen, der römiſchkatholiſchen, der lutheriſchen, der reformirten, endlich der vorzüglichſten beſonderen Anſichten, die ſeit der Reformation bis auf unſere Zeit öffentlich bekannt worden ſind. Ein ſehr dankenswerthes, mit groſsem Fleiſs und Umſicht gegebenes, auch kleinere Abhandlungen in einzelnen Zeitſchriften beachtendes Repertorium des Wichtigſten, was zeither über das Abendmahl geſchrieben worden iſt. Würde aber die Ueberſicht und mit ihr die Kritik der mannichfaltigen, in der neueren Zeit hervorgetretenen Abweichungen von den älteren lutheriſchen und refor-

mirten Lehrbegriffe nicht sehr erleichtert werden, und dabey an Präcision gewinnen, wenn der Vf. in einer künftigen Auflage diese historischen Berichte über die Schriften und Verhandlungen unserer Tage lieber nach gewissen verschiedenen Haupttendenzen, die sich in ihnen aussprechen, anordnen und zusammenfassen wollte?

IV. Resultate der gegebenen Uebersicht S. 476—484. Enthält zur Empfehlung der von dem Vf. aufgestellten Abendmahlstheorie noch manche nachträgliche Bemerkungen, von der Voraussetzung freylich ausgehend, dass man mit manchen dogmatischen Ansichten des Vfs., besonders mit der Behauptung einer unmittelbaren Abhängigkeit der Sündenvergebung von dem Versöhnungstode Jesu, als *Opfertod* betrachtet, ganz übereinstimme.

V. Die Union S. 485—497. Eine kurze Beurtheilung der Unionsversuche der neueren Zeit. Dass zwischen der lutherischen und reformirten Kirche eine wahrhafte, nicht bloss äusserliche, sondern auch innere, im Glauben selbst beruhende Union möglich sey, ist auch unsere Ueberzeugung. Ob sie aber einzig oder am Vollkommensten durch des Vfs. Erklärung über den Sinn des Abendmahls bewirkt werden könne, ob nicht gerade eine mehr umfassende Ansicht der Sache für jenen Zweck geeigneter seyn dürfte, ist eine andere Frage.

VI. Schriftgemäse Erklärung des Johanneischen Logos, der bey den Abendmahlstheorien in Erwähnung kommt, S. 498—507. Dieser schwierige Gegenstand konnte hier in einer kurzen Beylage nicht ganz befriedigend ausgeführt werden. Nach einer kurzen Beseitigung derer, welche den Logos bey Johannes aus dem Philonischen Logos, oder aus der in den alten orientalischen Religionssystemen begründeten Unterscheidung eines verborgenen und eines offenbarwerdenden Gottes erklären, folgt die eigene Ansicht des Vfs, die wir nach S. 504 am besten mit seinen eigenen Worten referiren: „Christi Einsseyn mit dem Vater ist recht prägnant unter dem Worte, was Gott selbst ist, dargestellt; das Wort, als der Ausdruck unseres Inneren, ist das Innere selbst, nur in hörbarer Form; so wie das Wort Gottes im A. T. identisch mit Gott ist, so ist auch Christus als das hörbare und sichtbare Wort identisch mit Gott." Eine genaue Kritik dieser Ansicht würde hier zu weit führen; wir bemerken nur, dass sich der Vf. hauptsächlich auf das *schaffende Wort Gottes* im A. T. beruft, und den Eingang des Johanneischen Evang. als Commentar der Worte Jesu im Evang. betrachtet: wer mich hört, der hört den Vater, wer mich siehet, der sieht den Vater; ich und der Vater sind Eins. Dass man, mit dem Vf. bloss von dem alttestamentlichen דָּבָר ausgehend, allerdings auf einem *leichteren* und *einfacheren Wege* zum Ziele kommt, als durch die in der neueren Zeit immer mehr herrschend gewordene Anwendung Platonischer Ideen und der Alexandrinischen Logoslehre, ist wohl auch nicht zu leugnen. Sch.

RÖMISCHE LITERATUR.

ALTONA, b. Hammerich: *M. T. Cicero von dem Redner.* Drey Gespräche übersetzt und erläutert von *Friedrich Carl Wolff.* Zweyte ganz von Neuem gearbeitete Aufl. 1830. 550 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Nach den Grundsätzen, welche der Vf. schon in der Vorrede zu der ersten im J. 1801 erschienenen Ausgabe dieser Uebersetzung ausgesprochen, und nach dem, was er damals schon wirklich geleistet hat, liess sich von dieser zweyten Ausgabe, welche 29 Jahre nach jener erschien, gleich von vorn herein nur etwas Ausgezeichnetes erwarten. Denn es lässt sich denken, dass der fleissige Vf. keines dieser Jahre habe vorübergehen lassen, ohne an seine Arbeit die bessernde Hand zu legen. Dazu kömmt noch, dass derselbe seitdem durch Uebersetzung anderer ciceronischen Schriften noch tiefer in den Geist und das Eigenthümliche derselben einzudringen Gelegenheit hatte. Sehen wir nun, in wiefern der Vf. jenen Erwartungen entsprochen, und vergleichen wir namentlich diese Ausgabe mit der früheren, so zeigt sich bald, dass, wie auch in der Vorrede bemerkt wird, fast keine Periode ohne die wesentlichsten Veränderungen geblieben ist; mit Recht darf daher diese Ausgabe eine von Neuem gearbeitete genannt werden. Aber auch darin wird gewiss jeder, welcher beide Ausgaben mit einander vergleicht, dem Vf. nur beystimmen können, wenn er ferner in der Vorrede S. VI sagt: „Mir selber scheint die gegenwärtige Uebersetzuug besser, als die frühere, und des Cicero ungleich würdiger." Untersuchen wir nun aber genauer, worin eigentlich dasjenige bestehe, wodurch sich diese Ausgabe von der früheren unterscheidet, so finden wir dieses zuerst in der Berichtigung einiger früher minder recht verstandener Stellen, und dann vorzüglich in dem Bestreben eines näheren Anschliessens an die Worte des Originals. Was die Berichtigung einzelner Stellen betrifft, so hat in dieser Beziehung schon diese Ausgabe unstreitig sehr viel gewonnen. Denn wenn auch in der ersten Ausgabe, wie wir dem Vf. gern zugestehen, der Sinn nicht oft verfehlt worden, so mussten doch nothwendig die seitdem erschienenen Ausgaben dieser Schrift, besonders die von *Müller* und *Orelli*, dem Vf. manche Lesart, manche Erklärung bieten, welche vor den von ihm früher befolgten den Vorzug verdienten; dann hat auch hie und da den Vf. eigenes längeres Nachdenken seine frühere Ansicht zu ändern bewogen. Mit welcher Einsicht er hierin zu Werke gegangen, davon wird sich sogleich jeder überzeugen, der sich die Mühe nimmt, diese Ausgabe nur theilweise mit der früheren zu vergleichen. Wir haben zu diesem Endzwecke die Uebersetzung der 10 ersten Capitel des ersten B. in beiden Ausgaben genau gegen einander gehalten und unter den mehrfach vorkommenden den Sinn berichtigenden Veränderungen keine gefunden, der wir unsere Beystimmung versa-

Scherze im *Hochzeitlied* von *Goethe* angenehm erinnert wird. Durchaus aber ist eine üppige, und gedrängte, selten ungeregelte Fülle von Wohllaut charakteristisch, und diese bewegt sich in den vaterländischen Gesängen am kühnsten, wo auch die Dichtungsformen ächt deutsche sind. Die Sprache wird manchem schroff und ungeübt dünken: wie sehr diese irren, zeigt die schmelzend süsse Behandlung des Idioms in den weicheren Liedern des ersten Buches, wo sie wirklich zuweilen in Gesang überzugehen scheint, wie in *den beiden Nachtigallen*. Im Ganzen ist sie eben so neu, kraftvoll und keck, aber auch tief gedacht, als ihr Inhalt, und an wahren Sprachbereicherungen ein Schatz. Sich gewandt in das Joch zu fügen, das Vers und Sprache auflegen, ist schön, und sind *Schiller* und *A. W. Schlegel* Meister darin: aber vorzüglicher dünkt es uns, diesen Regeln selbstherrschend zu gebieten, und durch die Kraft des Gedankens diese Schranken zu überwinden, ohne sie zu brechen. Auch hier mögen des Dichters eigene Worte über sich für unser Urtheil zeugen:

Sowie der Giessbach über die Klippen
Mit wildem Strom zur Tiefe flieht,
So braust begeistert mir von den Lippen
Ein ungeregelt Heldenlied.

Wir fügen noch den Wunsch hinzu, dass sich ein deutscher Tonkünstler finden möge, der diesen Liedern allen solche Melodieen unterlege, wie wir zu einem einzigen (zu der Glossa über *Goethes: Schaff' das Tagwerk meiner Hände*. S. 11) von *Wilhelm Schneider* besitzen. So einmal auf den Lippen und in dem Herzen eines jeden, den noch das Höchste und das Schönste bewegt, werden sie ächte Volkslieder seyn. Denn sie sind im edelsten Sinn, wie es jedes Kunstwerk seyn soll, einseitig, durchaus bedingt von Zeit und Ort, und gehören eben dadurch auch kommenden Jahrhunderten an.

Io. S.

GLOGAU, b. Heymann: *Der Führer auf dem Lebenswege, in classischen Lehren der Moral.* Ein Geburtstags- und Weihnachts-Geschenk für jedes Alter und Geschlecht. Herausgegeben von Dr. *Fr. Reiche* und *K. Fr. R.* 1831. 230 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese nicht gewöhnliche Sammlung moralischer Maximen und für das Leben berechneter Sittenregeln wird dem Leser von Geist und Herz ein reines Vergnügen gewähren. Trost, Erhebung, und Beruhigung sind die Empfindungen, welche, je nach den verschiedenen Lebenslagen, in denen diese Anthologie würdiger Gedanken zur Hand genommen wird, aus der Lectüre derselben hervorgehen. Allerdings ist eine solche Sammlung grosser Erweiterungen fähig, ja sie kann recht eigentlich für unabschliessbar gelten; dennoch lassen die 82 verschiedenen Abschnitte, welche zu Vereinigungspuncten dieser Massen von Betrachtungen und Lehren gedient haben, keine wesentliche Lücke bemerken, und nicht leicht wird eine Lage des Lebens aufzufinden seyn, für welche diess Buch nicht einen Spruch der Ermunterung, nicht einen Zuruf des Trostes enthielte. Die Schriftsteller, von denen die Mehrzahl dieser Kernsprüche und Maximen entlehnt ist, sind: Ancillon, Buchholz, Bührlen, Engel, Ewald, Fichte, Garve, Gellert, Gleim, Goethe, Herder, Hippel, Jacobs, Jerusalem, Keller, Lichtenberg, Lessing, Matthisson, Mendelssohn, Niemeyer, J. P. Richter, Schiller, Schleiermacher, Spalding, Wieland u. A. Unstreitig sind diese Quellen würdig und lauter, und in der That sind ihre Ergebnisse so benutzt, dass Rec. nur sehr wenige unzusammenhängende, oder durch ihre Losreissung aus der ursprünglichen Verbindung, unklare oder schielende Gedanken in dieser Sammlung entdeckt hat. Franzosen, Engländer und Italiäner haben, jedes Volk für sich, ihre classischen Bücher dieser Art, und Rochefaucaulds Maximes, Oxenstiern's Pensieri und selbst des schwächlichen Chesterfield und Rochesters Sammlungen dieser Art haben ihre Bewunderer gefunden. Nur in Deutschland ist keine Anthologie dieses Inhalts zu bleibendem Ansehen gelangt, eine Schuld vielleicht eben unseres Reichthums. Allein nicht Jeder von uns besitzt eine Bibliothek, und eine solche Blumenlese von Gedanken muss ihm daher willkommen seyn. Rec. will nicht jede einzelne Reflexion, welche diese Sammlung liefert, loben; es sind deren gewöhnliche, dem Missverstand unterworfene und selbst halbirrige darunter; allein die Zusammenstellung des Ganzen und die bey Weitem überwiegende Zahl von Lehren, Maximen und Lebensvorschriften wird von einem würdigen Geist und von edler Fassung erhoben. Eine schöne Ausbeute bleibt aus der Lectüre dieses Buches immer zurück, im Geist des Friedens, der Milde und der Beruhigung. Alles ist leicht verständlich; alles steht an der rechten Stelle, und der Besitzer dieser Sammlung hat darin ein wirksames Gegengift gegen den Mysticismus und die verlockende pietistische Lebensansicht unserer Tage, einen Wegweiser zur praktischen und kräftigen Lebensweisheit.

Die Abschnitte, welche von der Armuth, dem ehelichen Glück, der häuslichen Sorge, von der Versönlichkeit, vom Spiel und von der öffentlichen Meinung handeln, sind uns vorzüglich reich, würdig und der Beachtung werth erschienen. Das Capitel von der religiösen Duldung zeugt von der Lebendigkeit dieser Empfindung bey dem Sammler, und sein schöner Satz: „Wisse: alles, was den unsterblichen Geist zur Ewigkeit vorbereitet, ist ehrwürdig und ein Heiligthum" — mag, als ein würdiges Motto zu diesem Buch, unsere Anzeige beschliessen.

Druck und Ausstattung sind geschmackvoll.

— xvı —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Fest: *Blicke in das Geschäftsgebiet der Ablösung von Reallasten*, als Anleitung zur Selbstinstruction der hierbey betheiligten Special-Commissionen; nebst einem Anhange *über das Zerschlagungsrecht*. Von *W. v. Einsiedel*. 1833. VIII u. 56 S. 8. (6 gr.)

Richtiger würde der Titel dieses Auffatzes lauten, wenn es, statt „als Anleitung", *zur* Anleitung u. s. w. hiesse; denn der Vf. theilt nur „Blicke", nicht aber eine vollständige Anleitung mit. Uebrigens werden hier Erfahrungen aus der praktischen Bearbeitung des jetzt so wichtigen Gegenstandes gegeben, die jedem Geschäftsmanne und Grundbesitzer, den seine Verhältnisse zu Ablösungen und Gemeinheitstheilungen führen, höchst willkommen seyn müssen, da sie Puncte betreffen, welche zwar oft behandelt, allein noch nicht erschöpft sind, und einen zu grossen Einfluss auf den Wohlstand der Grundbesitzer haben, um nicht die vielseitigste Beleuchtung zu verdienen.

Nach einigen Bemerkungen über die verschiedenen Charaktere, auf die bey dem Ablösungsgeschäfte gestossen wird, und deren zweckmässige Behandlungsart, widerlegt der Vf. die wichtigsten Einwürfe, welche man den laufenden Ansichten über diesen Gegenstand zu machen pflegt, und erkennt in der Befreyung des Grundbesitzes von den Hindernissen einer gesteigerten Cultur eine der Aufgaben unseres Zeitalters, welches daher die zu solchem Zwecke erfoderlichen Opfer nicht scheuen dürfe, Opfer, welche bey fleissiger Benutzung der neuen Lichtstrahlen, die von der wissenschaftlichen Behandlung der Landwirthschaft jetzt ausgehen, leicht ersetzt werden würden. Er spricht sodann dafür sich aus, die Reallasten nicht anders, als wohlerworbene Rechte zu betrachten, die zwar des öffentlichen Besten wegen von Staatswegen aufgehoben werden könnten, allein bloss gegen genügende Entschädigung, bey deren Bestimmung aber weniger das strenge Recht, als die Rücksichten der Billigkeit zu befolgen seyen. Zu diesem Ende soll, u. A. wo, bey Ablösung der Frohnen, für den Berechtigten ein Mangel an Arbeitern zu besorgen ist, diesem, die nöthige Zahl von solchen anzunehmen gestattet werden, ohne Abänderung der allgemeinen Versorgungspflichten im Falle der Verarmung; auch soll die Faulheit und Widersetzlichkeit der Fröhner nicht, durch unverhältnissmässig niedrige Veranschlagung, bestätigt werden. Für die Verfahrungsweise wird recht zweckmässig empfohlen, zu Anfang einen Ausschuss der betheiligten Gemeinde bevollmächtigen zu lassen, und eine specielle Vermessung voran zuschicken, um die Verständigung und Vergleiche zu erleichtern; der vermehrte Gebrauch der Feldmesser, und die dadurch bewirkte grössere Concurrenz derselben sey zu benutzen, um die Kostbarkeit ihrer Arbeiten zu mindern. Jedem, im Verfahren einmal berichtigten, Puncte sey sofort bindende Kraft zu geben; u. d. m. Wenn der Vf. gegen Entschädigung durch Grund und Boden sich ausspricht, so hat er nur in sofern Recht, als er die grösste Beachtung der Verhältnisse beider Theile empfiehlt. Denn wenn dem Pflichtigen soviel an Grundstücken, als ein angemessener Haus- und Wirthschafts-Stand erfodert, und zwar in einem möglichst entsprechenden Verhältnisse der Aecker zu den Wiesen u. s. w., verbleibt, so möchte jene Entschädigungsart sich als die vorzüglichere bewähren, da sie den Pflichtigen am sichersten unabhängig macht, und dem Berechtigten das zuverlässigste Surrogat gewährt. Ueber die Zerschlagung des Grundbesitzes, welcher der Vf. mit billigen Beschränkungen das Wort redet, finden sich keine neuen Ansichten mitgetheilt, und die gemachten Vorschläge, unstreitig beherzigenswerth, werden sich nach der ländlichen Verfassung der einzelnen Länder modificiren müssen.

Ein Mehreres von dieser nützlichen Schrift hier anzuführen, würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten, da der Inhalt eben aus einer grossen Zahl kurzer Andeutungen besteht, die keines Auszuges fähig, auch bey ihrem geringen Umfange und dem geringen Preise des Werkchens nicht bedürftig sind. Hätte der Vf. den ganzen Umfang des in dieser Materie durch Gesetzgeber und Schriftsteller bereits Geleisteten vor Augen gehabt, oder nicht in den Grenzen seiner praktischen Erfahrungen sich absichtlich halten wollen, so würde seine Arbeit in der

Form gewonnen haben, vielleicht auf Unkosten ihrer Brauchbarkeit. Druck und Papier sind gut.

v—w.

Fulda, b. Müller: *Die Rechte der vormals Grossherzoglich - Frankfurtischen, von Kurhessen übernommenen Staats-Diener und Pensionäre,* dargestellt von Dr. *Lothar Herquet.* 1832. VIII u. 68 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. findet in seiner vormaligen Function, als Präfect und erster öffentlicher Beamter des Departements Fulda, und weil er „unter allen von Kurhessen übernommenen Grossherzoglich-Frankfurter Staatsdienern die ungerechteste, willkürlichste Behandlung erlitten habe", hiedurch aber veranlasst sey, für die Vertheidigung seiner Rechte das Aeusserste zu wagen, den Beruf über den gewählten Gegenstand zu schreiben. Denn obwohl die in Kurhessen eingetretene, glückliche Veränderung die Herrschaft des Rechts und der Gesetze und die Gleichheit aller Staatsbürger vor denselben hergestellt habe, und den übernommenen ehemaligen Grossherzoglich - Frankfurter Staatsdienern und Pensionisten die Hoffnung erblühet sey, auf „ein günstigeres Loos und eine weniger stief brüderliche Behandlung": so würden doch noch immer manche Fragen in Beziehung auf deren Rechte zu berücksichtigen verbleiben. Man findet also hier nicht sowohl die Ausführung einer oder einiger Streitfragen, als eine vollständige Entwickelung der gesammten Rechtsverhältnisse der erwähnten Staatsdiener und Pensionarien, ohne Beziehung auf einzelne Fälle, und diese mit einer seltenen Umsicht, und mit dem Scharfsinn und der Ordnung ausgeführt, wie sie nur bey praktisch gebildeten Geschäftsmännern des ersten Ranges vereint gefunden zu werden pflegen.

Die Quellen der Entscheidung, nämlich der §. 59 des Reichsdeputations-Hauptschlusses vom 25 Februar 1803, der Art. 15 der deutschen Bundes Acte vom 8 Juni 1815, der Art. 45 der Wiener-Congress-Acte vom 9 Juni 1814, der Staatsverträge zwischen Preussen und Kurhessen, über die Rückgabe von Hanau, vom 14 Mai 1814, und über Abtretung eines Theils von Fulda vom 16 October 1815, Art. 24; sodann der Art. 11 des Hauptausgleichungsvertrages über die Grossherzoglich - Frankfurter - Central- und Fuldaer Departemental - Cassen vom 2 Juli 1828, der §. 57 der Kurhessischen Verfassungsurkunde, und endlich die §. 12 und 41 des Kurhessischen Staats-Dienst - Gesetzes, werden hier ausführlich erläutert, und durch ihre Zusammenstellung für die verschiedenen Beziehungen Bestimmungen abgeleitet, so wie Einwürfen begegnet, die dem Vf. in seinen angedeuteten Kampfe gemacht zu seyn scheinen. In die Einzelheiten hier einzugehen, würde über die Grenzen einer Anzeige führen; es mag genügen, das Urtheil auszusprechen, dass man in vorkommenden Fällen in dieser Abhandlung mit Zuversicht Belehruug suchen kann, ohne besorgen zu dürfen, auf einseitige Deductionen zu stossen. Es soll jedoch hiemit keinesweges gesagt seyn, dass sich darin keine Befangenheit der Ansichten finden lasse; vielmehr dürfte die gemachte Auslegung des 5ten Abschnittes im Art. 45 der Wiener - Congress - Acte eine solche darlegen, da es nicht wohl die Absicht der pacificirenden Höfe gewesen seyn kann, Staatsdiener unbedingt zu pensioniren, und den Staaten, denen der ihnen zugesicherte Unterhalt zur Last gelegt ist, das Recht zu nehmen, für den fortgesetzten Gehalt angemessene Dienste zu verlangen.

Der Druck ist gut, das Papier nicht schlecht.

v — w.

Münster, b. Regensberg: *Einige Worte über den von neueren Criminalisten aufgestellten Grundsatz: dass der Grad der Töd(t)lichkeit einer Verletzung für den Thatbestand beym Verbrechen der Tödtung irrelevant, für die Zurechnung zur Schuld aber wichtig sey.* An Criminalisten und Aerzte, von Dr. *Franz Brefeld.* 1825. 24 S. 8. (4 gr.)

Die Befürchtung: dass dieser Aufsatz — abgedruckt in einer *medicinischen* Zeitschrift — nur wenigen Criminalisten in die Hände kommen möge, war „der einfache Grund, aus welchem der Vf. einen einzelnen Druckbogen selbstständig in die Welt sendete." Allerdings ist nicht zu leugnen, dass in neuerer Zeit die gerichtliche Medicin bedeutende Bereicherungen gewonnen hat, welche den Criminalisten nicht immer bekannt wurden; es fragt sich in dieser Beziehung nur, ob das dargebotene auch wirklich als ein Gewinn für die Criminalrechtswissenschaft und Criminalrechtspflege zu betrachten sey. Diese Frage muss aber, wiewohl mit aufrichtiger Anerkennung der guten Absicht, welche der Vf. durch diese Abhandlung bethätigte, verneint werden. Denn wenn auch, was hier getadelt wird, einige Criminalisten dann, wenn das Verbrechen der (Menschen-) Tödtung vorhanden — wenn die, durch die rechtswidrige Handlung entstandene, Körperverletzung die wirkende Ursache des erfolgten Todes ist, den Unterschied, ob diese Verletzung allgemein, oder lediglich individuell, ob sie nothwendig, oder zufällig tödtlich sey, nicht berücksichtigen, solchen aber in Beziehung auf den *subjectiven* Thatbestand, weil unter anderen auch aus der Beschaffenheit der Verletzung und ihres ursächlichen Zusammenhangs mit dem erfolgten Tode, auf die Art des Verschuldens geschlossen wird, für erheblich halten; wenn ferner auch — was in der vor uns liegenden Abhandlung gemissbilligt wird — mehrere Aerzte, vorzüglich *Henke,* dieser juristischen Lehre die gerichtsärztliche angepasst und insbesondere auszuführen gesucht haben, dass, wenn die *imputatio juris* ermittelt sey, der Gerichtsarzt bloss hinsichtlich der *imputatio facti* über die Frage: „tödtlich, oder nicht tödtlich?" zu entscheiden habe, und von Individualität und Accidentien

keine Rede seyn dürfe: so haben doch andere Criminalisten und Aerzte diese Missbilligung und jenen Tadel, unter vorsichtiger Beleuchtung der Grundlagen, auf welchen die Lehre der rechtlichen Imputation beruht, weit nachdrücklicher ausgesprochen, als solches von Hn. *B.* geschehen ist.

Der Vf., dem es an Talent keinesweges zu fehlen scheint, hätte, bevor er Hand an das Werk legte, die, den behandelten Gegenstand unmittelbar betreffenden, so wie die darauf bezüglichen gehaltvollen juristischen Schriften und Abhandlungen eines Almendingen, Bergk, Borst, Collmann, Dressler, Gebhard, Gesterding, Klein, Kleinschrod, Konopack, Köppen, Martin, Mittermaier, Oersted, Rosshirt, Santen, Schröter, Schulze, Semer, Steltzer, Weber, Welker, Wening und Werner studiren, die trefflichen Werke eines Arnold, Chiarurgi, Erichton, Gensl, Haslam, Heinroth, Hoffbauer, Meckel, Perfekt, Pinel und Reil benutzen, auch Grohmann und Steffen berücksichtigen, ganz besonders aber „*Meckel*, über die Hauptgrundsätze bey gerichtsärztlichen Untersuchungen über Zurechnungsfähigkeit, *Gensls* medicinische Bemerkungen zum baierischen Strafgesetzbuch, *Henke*, über die gerichtlich medicinische Beurtheilung der Tödtlichkeit der Verletzungen (im neuen Archiv des Cr. R. *Kausch*), über die neuen Theorieen des Criminalrechts und der gerichtlichen Medicin, nebst Vorschlägen zur Verbesserung beider Disciplinen und einem Anhange über den praktischen Unwerth sämmtlicher höheren speculativen Theorieen; hiezu *Kleinschrods*, im neuen Archiv niedergelegte Bemerkungen über die *Kauschische* Schrift, wodurch die verschiedenen Ansichten über den fraglichen Gegenstand zum Theil ausgeglichen worden sind, und endlich *Santens* Versuch: „die Grösse der Criminalverbrechen und das Strafmass in jedem Falle nach einem sicheren Verhältnisse zu bestimmen“, vergleichen und dann sich prüfen sollen: ob er nach solchen Vorarbeiten noch irgend etwas zu Schlichtung des zwischen Aerzten und Rechtsgelehrten, sowohl unter sich, als gegen einander, über die Letalität-Lehre geführten Streites und zu grösserer Haltbarkeit der allerdings noch immer nicht ganz festen Grundlagen der Lehre über die rechtliche Imputation, zu sagen vermöge.

Selbst die Hauptansichten des Vfs. sind nicht neu, ja nicht einmal gehörig begründet. Er sagt: die *objective Grösse* des begangenen Verbrechens, ohne Rücksicht auf das innere moralische Verschulden daran, und *der Grad des Letzteren* seyen die beiden Factoren welche, — aber *nur vereint* — die Strafe bestimmen müssten, weil der Thäter den Einfluss des Zufalls mit entgelte, wenn man es für die Grösse des fraglichen Verbrechens für völlig irrelevant halte, ob der Tod bloss die Folge der Verletzung sey, oder ob zufällige Einflüsse dazu beygetragen hätten.“ Dass diese Ansicht mehrere Juristen theilen, bedarf kaum erwähnt zu werden. Obgleich die Willkühr bey menschlichen Handlungen die Grundbedingung aller Zurechnung, und das Princip des römischen Rechts: *voluntas spectatur, non rerum exitus*, allerdings sehr weise ist: so ist doch nicht zu verkennen, dass das deutsche Recht, namentlich bey solchen Verbrechen, die des Erfolgs wegen besonders strafbar sind, nicht allein auf den Willen, sondern auch auf den Erfolg sieht, und dass also allerdings *dolus et eventus* die beiden Factoren sind, welche die Strafe bestimmen sollen. — Eben so wenig neu ist die Ansicht des Vfs: „dass der Schluss von dem s. g. Grade der Tödtlichkeit einer Verletzung (sofern sie durch Art und Eigenthümlichkeit des verletzten Organs bedingt werde) auf die Absicht des Thäters im höchsten Grade trüglich sey.“ Denn, es haben bereits mehrere Juristen diese Ansicht ausgesprochen und vertheidigt, und es ist auch wohl nicht zu leugnen, dass der von einigen Criminalrechtslehrern angenommene Satz: „jede böse That zeuge für den bösen Vorsatz“, in seiner Allgemeinheit falsch und in seiner Anwendung verderblich sey. — Aber es wird auch in unseren Tagen kein Criminalrichter gefunden werden, der aus dem s. g. Grade der Tödtlichkeit einer Verletzung sich ohne Weiteres einen Schluss auf des Thäters Absicht erlauben sollte; der umsichtige Inquirent wird den Zusammenhang der That mit allen vorhergehenden, begleitenden und nachfolgenden Umständen und dem ganzen Wesen des Thäters so viel als möglich zu erforschen suchen, und der Richter wird, wenn er dadurch strafrechtliche Gewissheit nicht erlangt, mit Rücksicht auf den der menschlichen Würde, wie der Gerechtigkeit, entsprechenden Grundsatz: „*quilibet praesumitur bonus, donec contrarium probatum est*“, ein verdammendes Urtheil nicht fällen. — „Das Gesetz soll, — wie der Vf. vorschlägt — in dem Falle, wo der Tod einzig die Folge der Verletzung war, eine *fixe Strafe festsetzen* (?), die nur nach Massgabe der geringen Zurechnung zur Schuld sich vermindert; für den Fall aber, wo Zufälligkeiten am erfolgten Tode ursächlichen Theil nahmen, eine *breitere* (?) *Strafe* vorschreiben, die bey gleicher Zurechnung zur Schuld nicht der im ersten Falle bestimmten gleichkommen darf, und vor dem Richter *darnach*: „ob mehr die Verletzung, oder mehr der Zufall mit dem Tode in ursächlicher Verbindung stand, bemessen werden soll.“ „Dem gemäss soll der Arzt durch den Ausspruch über die Frage: tödtlich oder nicht tödtlich? *über das Gegebenseyn des Verbrechens der Tödtung, oder der blossen Körperbeschädigung entscheiden*. Im ersten Falle soll er über den Grad des objectiven Verbrechens der Tödtung bestimmen, namentlich: ob der Tod die alleinige Folge der Verletzung (mit ihren gewöhnlichen Folgen) gewesen sey, oder ob ein vom Willen des Thäters unabhängiger Zufall daran Theil genommen habe; ja er soll sogar die ungefähre Grösse des Antheils des Letzteren in Proportion zum Antheile der Verletzung bestimmen!“ — Man könnte den in legislativer Hinsicht gemachten Vorschlägen des Vfs. wohl überall beystimmen, wenn man sich überzeugt halten dürfte, dass die Medicin und Chirurgie auch wirklich dem

Grad von Ausbildung erlangt hätten, welchen Hr *B.* mit allzu grofsem Selbstvertrauen dabey voraussetzt. Dafs diefs aber der Fall nicht sey, weifs jeder Sachkundige, und defshalb müssen wir dem Vf. entgegnen, dafs er sich in den häufigen Fällen, wo es die Eruirung des mittelbaren Caufalverhältnisses der Handlung des Thäters zu ihrer Folge gilt, eine Aufgabe gestellt habe, die sehr selten gelöst werden kann, dafs der Richter daher eben so selten ein den gesetzlichen Erfodernissen entsprechendes Criminalurtheil zu fällen im Stande seyn würde, und dafs schon deshalb die für *diese* Fälle gemachten Vorschläge verwerflich seyen.

J. J.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Peters: *Memoiren Ludwig XVIII*, gesammelt und geordnet vom *Herzoge von D.* Deutsch von Dr. *Karl Wilh. Schiebler.* Sechster Band. 1833. 292 S. 8. (5ter u. 6ter Bd. 3 Rthlr.)

[Vergl. Ergänzungsbl z. Jen. A. L. Z. 1833. No. 54.]

So wenig man auch diesen immer weiter ausgesponnenen Denkwürdigkeiten, die Ludwigs XVIII Namen tragen, Beyfall geben mag, so wahr ist von der anderen Seite, dafs sie die erbärmliche Uneinigkeit der Höflinge Ludwigs XVIII und Karls X, um die Bourbonen und die alte Adelsmacht in Frankreich wieder herzustellen, sehr wahr schildern, und dafs ein verkappter Gegner Karls X diese Denkwürdigkeiten schreibt, um der Nation zu beweisen, dafs die Herstellung des lezten und seiner altritterthümlichen Plane ein grofses Unglück für Frankreich seyn würde. Es war eine Zeit, in welcher diese Hofintriguen das Publicum unterhielten; jetzt ist das wohl ausser Frankreich kaum mehr der Fall. Sollte übrigens Ludwig XVIII jemals, wie S. 11 versichert wird, eines Neides auf den geringen Militairruhm des Herzogs von Condè im Heere der vom Auslande unterstützten Ausgewanderten fähig, und doch zu gleicher Zeit so patriotisch für alle Stände in Frankreich gesonnen gewesen seyn? So manche schiefe politische Urtheile in diesem Theile hat sicher Ludwig XVIII nie ausgesprochen, weil nur ein Antiösterreicher, aber kein Fürst so reden konnte, der vom Kaiser Franz so grofsmüthig behandelt ward, da solcher einen anmafsenden Bourbon den Thron besteigen, und seinen eigenen Enkel herabsteigen liefs. Dennoch soll der König diese Memoiren nach seiner Herstellung geschrieben oder wenigstens umgearbeitet haben! Auch würde ein Monarch seiner Vorurtheile sich nicht, wie S. 159, gegen die häufigen Ehen der Vornehmen in den nämlichen Familien, weil das ihrer geistigen und körperlichen Vorzüglichkeit schade, ausgesprochen haben. — Der bekannte Baron *v. Flaclandan* wird immer im Original und vom Uebersetzer *Flaschelanden* geschrieben. Dafs Robespierre Madame royale habe heirathen wollen, und dafs er mit Ludwig XVIII unterhandelt habe, sagen zwar diese Memoiren; aber wenn das auch ein bourbonischer Agent berichtet hat, so scheint es doch unglaublich. — Dieser Theil schliefst mit der Vergiftung des Königs Ludwig XVII.

A. H. L.

Leipzig, in der niederl. Buchhandlung: *Memoiren der Herzogin von Abrantes,* oder *historische Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich und die Restauration.* Aus dem Franz. übersetzt von *L. v. Alvensleben* Sechster Band. 1833. 282 S. 8. (Alle 6 Bände 9 Rthlr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1833. No. 54.]

Der sechste Band beginnt mit der Herstellung der Monarchie und der katholischen Hierarchie als Staatsreligion, und manchen witzigen Anekdoten über den König von Etrurien und seine ephemere Wirkung auf die Anhänger Bonapartes. Dann folgt die Gründung der Ehrenlegion und des Concordats; Pomp bey der Feyer des letzten; Bestallungen mancher Glieder der Familie Junots und seiner Gemahlin; Expedition nach St. Domingo und die dabey begangenen Fehler und die Vernichtung mit der Gefangenschaft des Heeres; der Friede mit England zu Amiens; Ränke der Emigranten am Hofe an der Newa; Fox in Paris, Glanz der reichen Engländer daselbst und wie sich dort die Gesellschaftsverhältnisse neu bilden; Familienverhältnisse der Verfasserin und deren Geselligkeitscirkel; Spielwuth der neuen Reichen; freymüthige Charakteristik mancher in Paris lebenden Fremden; wie man damals vornehmen Ausländern Ehre und Gefälligkeiten zu erweisen suchte, Schmeckerey trieb und den schönen Künsten und ihren Heroen huldigte, auch sich mit dem Merkwürdigen der Hauptstadt in der vornehmen Welt der hohen Angestellten bekannt machte; Taufanekdoten des ersten Kindes der Verfasserin; Erinnerungen an den Tod Kaiser Pauls; die Rückkehr der französischen Armee aus Aegypten; Familienerinnerungen aus Bonapartes Umgebungen; das Consulat auf Lebenszeit; Abdankung des Tribunals; Zorn des ersten Consuls wider die Engländer, welche Meuchelmörder gegen ihn dungen, und seine wahren Getreuen. Es fehlt demnach nicht an Mannichfaltigkeit und Interesse des behandelten Stoffes.

A. H. L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1833.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Hitzig: *Friedrich Schlegels sämmtliche Werke.* Erster Band. *Gedichte.* 1809. 388 S. gr. 8. (Schreibp. 2 Rthlr. Postvelin. 2 Rthlr. 16 gr. Geglättetes Schweizer Velin. 4 Rthlr.)

2) Wien, b. Mayer und Comp.: *Friedrich Schlegels sämmtliche Werke.* Erster Band. 1822. XX u. 320 S. Zweyter Band. 1822. 341 S. Dritter Band. 1822. VIII und 340 S. Vierter Band. 1822. X und 312 S. Fünfter Band. 1823. II und 332 S. Sechster Band. 1823. X und 320 S. Siebenter Band. 1823. VI und 324 S. Achter Band. 1823. 324 S. Neunter Band. 1823. 315 S. Zehnter Band. 1825. 256 S. 8.

Friedrich Schlegels Werke, deren Anzeige in diesen Blättern nachgeholt zu werden verdient, weisen der Kritik einen gedoppelten Standpunct an. Denn nicht bloss die bisher an vielen Orten zerstreuten Gedichte, welche in der *Berliner* Ausgabe (N. 1) allein erscheinen, und im *achten* und *neunten* Bande der *Wiener* Ausgabe (No. 2) enthalten sind, sondern die gesammten, unter sich selbst höchst verschiedenartigen und mehreren Gebieten angehörenden Schriften eines Mannes, der bedeutend auf die Mitwelt gewirkt hat, sind hier zusammengereiht, und uns in einem gemeinsamen Gesichtspunct dargestellt. Hier treffen wir zunächst auf die Frage, was wohl durch vollständige Sammlungen der Werke eines Mannes gewonnen werde, welche einzeln schon hoch und hehr genug dastanden, bedeutungsvoll überragend alles aus den breiten mittleren Sphären. Kein Wunder, wenn der gemeine Vortheil bibliothekarischer Vollständigkeit sich vor jedem anderen aufdrängt: soviel Grosses schmachtet in unserer Literatur noch unter dem moderigen Schutt der Correctheit und anderer chaotischer Ungestalten, dass wir es schon als glänzendes Verdienst ehren müssen, wenn es einem Wohlmeinenden gelingt, auf irgend eine Weise etwas Treffliches vor diesem herrschenden Loose zu bewahren. Aber das verworrene Treiben der deutschen Schriftstellerey selbst, und vorzüglich die *„sämmtlichen Werke“*, die wir bis jetzt aufzuzeigen haben, sind, theils durch ihren Inhalt, theils durch die Art ihrer Anordnung, der Hauptgrund, dass man noch keinen wesentlichen Gewinn von solchen Bändereihen gespürt hat. Denn leider haben wir es erleben müssen, dass Leute, von denen jedes Product äqual Null ist, solche grausenvollen Nullitätsmassen unter den bedeutenden Namen ihrer sämmtlichen Werke in die Welt schwärzen, während andere es der Willkühr leichtsinniger und gewinnsüchtiger Verleger zu überlassen scheinen, was in innigem Zusammenhange gedacht und gedichtet, demgemäss sich in den reinsten Verhältnissen zum heiligen Tempelbau eines unaussprechlich herrlichen Bildungsganges zusammenfügen liesse, wie bedeutungslose Trümmer vergangener Trefflichkeiten sorglos durch einander zu werfen. Aber freylich wird zu solchen Sammlungen, die ein bedeutender Mann aus dem Zusammenhang seiner Werke darzustellen unternimmt, etwas mehr und etwas weniger zu fodern seyn, als eine durchaus complete Collection alles dessen, was je von einem solchen gedruckt, oder etwa gar noch ungedruckt in seinem Pult und bey guten Freunden gefunden worden. Eine organische Verbindung der einzelnen, dann nur als Theile zu betrachtenden Ganzen, die nur dem Urheber selbst leicht, bey jedem anderen Herausgeber einzig das Werk tiefer, noch selten geübter Kritik seyn kann, und die strengste Auswahl, die freylich Niemand als dem Urheber allein zusteht, sind die einzigen Bedingungen, unter denen solche Corporationen zu höherer Bedeutung gesteigert werden können. Daraus folgt aber auch, dass nicht jede Stufe des Lebens geeignet ist, ein so historisch angeordnetes Werk zu beginnen, und dass dieser Entschluss nothwendig das gediegenste Selbstgefühl eines erreichten festen Ziels andeutet. Bey *Goethes* plastischer Vollendung und der wundervollen Harmonie zwischen Streben und Erreichen, die jedes seiner Werke bezeichnet, musste diess Ziel gleich bey seinem ersten Auftreten gewonnen seyn. *Friedrich Schlegels* ahndungsvolle Tiefe darf als der entgegengesetzte Pol betrachtet werden, und vielleicht liesse sich daraus folgern, dass eine Sammlung seiner Werke im strengsten Sinn eine unauflösliche Aufgabe bleiben werde. Dass er sie gleichwohl unternommen hat, muss uns immer mit Dank und Freude erfüllen. Sein besonnener Ernst, der eher alles, als das Zwecklose zu ergreifen gewohnt war, und schon die Zusammenstellung seiner Gedichte bürgt uns *a priori*

dafür, dafs er das Ganze nach einer richtigen Idee leitete. Denn auf diese poetischen Versuche beschränken wir uns in der gegenwärtigen Anzeige, und überlassen einem anderen Mitarbeiter, den weiteren Inhalt der *Wiener* Ausgabe zu würdigen, da die Berliner, so viel wir wissen, nicht fortgesetzt worden ist.

Friedrich Schlegels Gedichte waren bisher an vielen Orten zerstreut, im Athenäum und in der Europa, in den Charakteristiken und Kritiken, vor dem Florentin, in den Almanachen von *A. W. Schlegel* und *Tieck*, von *Vermehren*, von *Seckendorf* und in seinem eigenen poetischen Taschenbuch für 1806, in *Tiecks* poetischem Journale, in *Asts* Zeitschrift, in *Rostorfs* Dichtergarten, in seiner Auswahl aus *Lessings* Schriften, im Prometheus und im Morgenblatte. Nur der *Alarkos* war ohne fremde Umgebung erschienen, und unverstanden geblieben, weil die meisten ihn mit nichts zu vergleichen wufsten. Wir vermissen in der Berliner Ausgabe nur *die Klage* aus *A. W. Schlegels* und *Tiecks* Musenalmanach, und die Canzone *an Ritter* aus dem poetischen Journale, und finden nichts überflüssig als die *Alten Gedichte aus dem Spanischen*, da auch die Uebertragungen aus dem Indischen mit Recht ausgeschlossen blieben. Manches aber, und zum Theil das Vortrefflichste, lesen wir jetzt zum ersten Male, unter den älteren das *Lied der Liebe*, die brennenden Fragmente *an Selinde* und die *Stimmen der Liebe*: unter den neueren *Huldigung*, *Frieden*, *Gesang der Ehre*, *an seinen Freund*, *Anruf*, *Freyheit*, *Rückkehr des Gefangenen* und *Gelübde*. Aber es ist nicht sowohl der Aufgang einiger neuen Sterne; es ist die Verbindung aller, gleichviel ob schon sonst, oder erst jetzt gekannter, zu einem glanzreichen, lebenerweckenden Sonnensystem, was uns erfreut.

Verstreut, zum Theil schlecht umgeben, wie sie waren, hatten diese Gedichte bisher wenig Freunde gefunden: zum Theil dunkel an sich waren sie noch weniger in ihrem Zusammenhange begriffen: und es ist minder zu verwundern, dafs manches darunter für die Zeit verhallt schien. So kam es, dafs aus einem Lande, aus dem in unserer Zeit der Literatur fast nur Unheil erwachsen ist, aus Baiern, das erste kräftige Wort über sie erscholl, und *Asts* gewichtvollen Worte in der Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst 1, 1 S. 142 der richtigeren Ansicht die Bahn brachen, die bisher nur wenige für sich gefunden haben mochten, jetzt aber für einen Jeden geebnet ist, dem reiner deutscher Sinn verliehen ward.

Die Sammlung theilt sich in drey Bücher: die Gedichte des ersten gehören den Jahren 1800 und 1801 an. Man fühlt sich in einem traumartigen Blütenhayne, wo sich die feinsten, ahndungsvollsten und sehnsüchtigsten Farben, Düfte, und Klänge zu einem wunderbaren Gewebe von Liebe und Poesie vereinigen. Jede Gestalt droht jeden Augenblick in das zarte Element überzuströmen, das alle Grenzen magisch umfliefst, und doch nirgends das ungenügende Gefühl der Formlosigkeit erregt. Einweihung und Reinigung des Gemüths zu allem Höchsten durch die Liebe, ist der Inbegriff aller dieser Dichtungen, aber diefs reinigende Princip selbst wieder so vielfach abgestuft, als sich irgend das klare Sonnenlicht im Prisma brechen und färben mag. Aber wer möchte die ganze Tonleiter bezeichnen, die hier den glühendsten Ernst mit dem kühlenden Laubgerank linden Scherzes verknüpft? Bey der gröfsten Unähnlichkeit der Form sind gleichwohl alle diese Dichtungen durchaus verwandt, und innig verbunden in gleicher Kraft und gleicher unauflöslicher Sehnsucht, deren bezaubernde Anklänge sich im vollesten trunkenen Genufs nicht minder regen, als in der fernen, einsamen Klage. In diesem Element erzeugt sich auch der Scherz, der darum nirgends unabhängig und als sein eigener Zweck, sondern durchaus nur als Gegengewicht und als Schutzmauer gegen alle Sentimentalität hervortritt, und sich oft gewaltig gegen sich selbst wendet. Er zeigt sich also nur wie die schnell wieder verlöschenden Wetterleuchtungen, in denen am schwülen Sommerabend die schwangere elektrische Wolke Kühlung sucht; es drückt sich sein ganzes Wesen in den Worten:

> Wenn es nur bey Scherzen bliebe,
> Ohne vollen Ernst der Liebe,
> Gäb' es keine Ironie

bedeutungsvoll genug aus. Den fafslichsten Commentar freylich würde immer die *Lucinde* geben, mit der einige Gedichte in näherer, uns noch dunkler Verbindung stehen, und als gedrängter Inbegriff des durch viele Gedichte Zerstreuten hebt sich die *Fantasie* S. 37 hervor. Um aber alles, was sich über diesen üppigen Kranz sagen liefse, so kurz wie möglich zusammen zu fassen, stehe hier das Sonett, welches unter der Ueberschrift: *Weise des Dichters*, an der Spitze des ersten Buches steht:

> Wie tief in Waldesdunkel Winde rauschen,
> Ihr Lied dazwischen Nachtigallen schlagen,
> Der muntre Vogel singt in Frühlingstagen,
> Dafs wir dem fernen Ruf bezaubert lauschen;
> So seht ihr hier jedwede Weise tauschen,
> Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
> Der Scherze Lust, der Liebe kühnes Wagen,
> Und was den Seher göttlich mag berauschen.
> Anklänge aus der Sehnsucht alten Reichen
> Sind es, die spielend bald sich offenbaren,
> Uns ihr Geheimnifs bald mit Ernst verkünden;
> Sinnbilder, leise, des gefühlten Wahren,
> Des nahen Frühlings stille Hoffnungszeichen,
> Die schon in helle Flammen sich entzünden.

Dafs der Dichter nicht mädchenhaft in sich verschlofs, was sein ganzes Gemüth glühend erfüllte, wird nur der misdeuten können, der keine Idee hat von der wahren, mächtig hervorbrechenden, nach äufserer Form strebenden Begeisterung, und das frische Gefühl poetischer Nothwendigkeit vernichtet die Möglichkeit jeder Rücksicht: denn freylich

> Rücksichten sinds, die unsern Blick berücken,
> In Absicht jede Aussicht gleich erkalten.

Aber die Einseitigkeit und die Beschränktheit, die dieser anfänglichen Richtung bey allem dem zugestanden werden muss, giebt bey soviel Kraft die un-

trügliche Verheiſsung, den Geſichtskreis bald ganz klar erweitert zu ſehen, und dieſe Erwartung bringt das dritte Buch in Erfüllung. Die älteren Gedichte, mit denen des vorigen noch gleichzeitig und etwas jünger, ſtreben ſchon den Kreis der Wiſſenſchaft zu umfaſſen, und ſind gröſstentheils feurige Anregungen an ſich ſelbſt, an nah verbundene, gleichgeſinnte Freunde, an das ganze deutſche Volk, einige voll polemiſcher Elektricität. Während das erſte Buch mit Rieſenkraft eingreift in das verborgenſte innere Leben des Dichters, ſo iſt eine deſto glänzendere Erſcheinung die Energie, mit der er hier, ſich ſelbſt rein vergeſſend, das Poſitive und Irdiſche, die Verhältniſſe und Bedürfniſſe der Zeit erfaſst, obgleich vielleicht hie und da die philoſophiſchen Beſtandtheile zu nackt und iſolirt hervortreten aus der dichteriſchen Form, wie im *Herkules Muſagetes*. Aber eben dieſes kühne Ergreifen des Zeitlichen verbürgt dieſen Geſängen die Unvergänglichkeit, und hebt ſie neben *Goethes* ewige Dichtungen, während ſie ſich durch ihre Tendenz von dieſen am allerweiteſten zu entfernen ſcheinen. Und wenn ſie auch durch wilden Zufall und Barbarenhände aus der Reihe der Dinge gewaltſam hinweggetilgt würden, was in ihnen lebt iſt ſchon zu tief in zu viele Gemüther übergegangen, um ſeinem Weſen nach je zu verlöſchen. Aber auch von dieſer Sphäre ſchwingt ſich des Dichters Fittig hinweg, und einer noch höheren, noch inniger mit dem Looſe der Menſchheit verwebten zu. Die Strahlen neuer Bildung, die von *Leſſing* vorbereitet, durch manchen groſsen Mann im Stillen genährt, von *Friedrich Schlegel* und einigen edlen Geiſtesverbündeten vielfältiger gebrochen und raſcher verbreitet wurden, bemächtigten ſich bald ihres Zeitalters; das Ziel war ſchneller erreicht, als man hatte hoffen dürfen, und man hört faſt nur ſolche noch dagegen reden, die ſich der unbequemen Laſt groſser Verpflichtungen gegen dieſe Reformatoren im Gefühl ihrer eigenen Nichtigkeit entledigen möchten. Doch während die Deutſchen im Gebiet des Wiſſens und Denkens leichte Eroberungen machten, ſo daſs gar bald auch untergeordneten Kräften lobenswerthe Beginnungen glückten, hatten ſie überſehen, daſs inzwiſchen die letzten Trümmer ihrer Nationalität verſunken waren, und ſelbſt die Möglichkeit einſtiger Wiederherſtellung zu verſchwinden drohte. In wem aber noch der alte treue Sinn für Vaterland und Recht lebendig iſt, der wird hier lang entwöhnte Erquickung, der ſchon Schwankende Kräftigung zum Beſſern, und ſelbſt der Abgefallene das empfinden, was den ſonſt felſenfeſten Jünger in Thränen ſchmolz, als er ſeinen Herrn und Meiſter verrathen hatte. Dieſe Geſänge, heilige Palladien des ächten Gemeingeiſtes, werden der Nachwelt Kunde ſeyn, daſs der alte germaniſche Sinn noch nicht erloſchen, und gelingt es ihnen auch nicht, goldene Früchte aus dem erſchöpften Boden zu locken, ſo bleiben ſie doch das würdigſte Denkmal vergangener Herrlichkeit.

Wenn alſo die erſten Stimmen der Liebe jedes liebevolle Gemüth befreundet anſprechen, und ſehnſüchtig an eine dämmernde, ſüſse Vergangenheit mahnen; wenn die zum reinen Altare der Wiſſenſchaft verſammelnden Aufrufe jeden klaren Geiſt mächtig anfeuern werden, thätig zu wirken in der Gegenwart: ſo werden die letzten deutſchen Flammenworte in eine reine Zukunft, in ein unzerſtörbares Vaterland führen, wo der Streit mit dem Irdiſchen endet, und alles wunderſelig in vollendeter Eintracht ruht.

Dieſes allmäliche Aufſteigen und die Bedeutung der einzelnen Epochen mögen noch des Dichters eigene Worte bezeichnen:

Dieſe Lieder und Geſänge,
Lieber Jugend Klänge,
Erſt nur Spiele,
Streben bald zum lichtern Ziele;
Kühn empor ſich windend aus der Enge
Spielender Gefühle:
Abwärts von der blöden Menge,
Neu entzündend muth'ger Herzen viele,
Reiſst vom irdiſchen Gedränge
Aufwärts der Geſang den Geiſt zum Flammenziele.
Was, von Luſt und Schmerz bezwungen,
Muthig ich geſungen,
Was dem vollen
Herzen ſchöpferiſch entquollen;
Was ſich ſpielend erſt durchs Thal geſchlungen,
Dann zum Strom erſchwollen
Um das Vaterland geſchwungen,
Soll den Dank der Liebe freudig zollen,
Weil durch Liebe nur gelungen,
Was auf kühner Fahrt zum Ziel uns führen ſollen.

Erſt jetzt, gegen den Schluſs unſerer Anzeige, wenden wir uns zum zweyten Buch, welches, den *Alarkos* und den *Roland* enthaltend, als Differenzpunct zwiſchen dem erſten und dritten mitten inne zu ſtehn, und nur in ſofern organiſch einverleibt ſcheint, als es den Uebergang zwiſchen den beiden Epochen in *Friedrich Schlegels* Poeſie macht, wozu es durch die Objectivität ſeines Inhalts am beſten geeignet iſt. Uebrigens erſcheinen uns dieſe beiden gröſseren Dichtungen als trefflich gedachte Studien in der epiſchen und dramatiſchen Poeſie, denen zwar die Vollendung der Theile gebricht, welche die lyriſchen Gedichte als ſchönſte Mitgabe zu ihrem tieferen Werthe ziert, die aber eben darum ganz vorzüglich geeignet ſind, ſie zum Hauptpuncte der Studien jedes Dichtungliebenden vorzuſchlagen.

Einzelne Stücke beſonders anpreiſend hervorzuheben iſt ſchwer; und auſser unſerem Zweck, da wir nur den Zuſammenhang im Ganzen, als das Wichtigere, haben darſtellen wollen: ſonſt würden wir vielleicht vor vielen anderen den *Klaggeſang am Grabe eines Jünglings, am Rheine, im Walde*, die *Sittenſprüche* und *Freyheit* auszeichnen. Darum können wir auch die Behandlung des metriſchen und des grammatiſchen Theils nicht mit gehörig entwickeltem Lobe darſtellen. Es genüge zu ſagen, daſs nicht nur die bekannteren, ſchon vielfach ein- und ausgeübten ſüdlichen Formen mit Gewandtheit und Kraft nachgebildet, ſondern auch gar manche ſinnvolle proſodiſche Spiele von tieferer Bedeutung mit ächter Meiſterſchaft durchgeführt ſind, ſo im *Waſſerfall* und in den *Zwergen*, durch die man an ähnliche

u. f. w. Alles recht gut gesagt, aber nicht neu. — In der 11ten, 12ten, 13ten und 14ten Unterhaltung, über das Einkommen, werden die bekannten *Smithische* Theorieen wiederholt. In der 15ten Unterhaltung vom Werth und Preise ist die Verfasserin mindestes auf der Spur der Wahrheit, die aber nicht die Briten (*Lauderdale*, den sie jedoch nicht als Quelle nennt, etwa ausgenommen) und Franzosen, sondern die Deutschen gefunden haben. Es fehlt ihr aber auch hier so wie allenthalben an philosophischer Tiefe. — Die 16te und 17te Unterhaltung vom Gelde beweiset zwar, dass die Vfrin. auf dem rechten Wege ist, wenn sie das Geld als Werth-Messer betrachtet; dass sie aber von dem Unterschiede zwischen Geld und Münze gar keine Idee hat. Was sie in der letzten Unterhaltung vom Papier-Gelde sagt, ist an sich (der sehr seichten Anmerkung des Uebersetzers, S. 204, ungeachtet) ganz wahr; aber vergebens sieht man sich nach einer gründlichen Entwickelung der Ursachen um, welche das Papier-Geld in einen dem Werthe der Güter, der Producte angemessenen Messer, zu einem, nicht bloss unnachtheiligen, sondern höchst wohlthätigen Bewegungsmittel der National-Wohlfahrt machen, wie England beweist; und doch mussten diese Ursachen ihr, als einer freyen Britin, so nahe liegen, da sie einzig in der Constitution des britischen Reichs, in dem deren Dauer verbürgenden Gemeinsinne, kurz darin bestehen, dass Britanien wirklich ein Staat, eine Nation ist. — Das übrige Europa hat von dem der Willkühr der Regierungen überlassene Missbrauche der Papier-Münze so traurige Erfahrungen gemacht, dass es, selbst bey geänderten Verhältnissen, noch lange dauern wird, ehe man sich von der Furcht vor diesem Mittel, alles Privat- also National-Vermögen in Regierungs-Vermögen zu verwandeln, erholen, und für die *wahre*, richtige Ansicht wird empfänglich werden können. — Die 18te bis 21te Unterhaltung beschäftigt sich mit dem Handel, und enthält manche an sich ganz gute, aber nur nicht neue Bemerkungen. — Die 22te und letzte Unterhaltung enthält über den Luxus das schon oft und viel Gesagte; nirgends aber eine philosophische Idee über die Bestimmung der Grenzen des Aufwandes oder Luxus, im Verhältniss des Cultur-Grades, den doch die Menschheit nach ihrer Urbestimmung zu erklimmen suchen muss; nirgends eine Entwickelung der Ursachen des mit der Verarmung der Nationen, durch die anti-national-ökonomistische Verschlingung des National-Vermögens, mittelst der aufs Höchste gesteigerten Auflagen und Staatsschulden u. f. w., doch immer zunehmenden Luxus aller Volksclassen.

Wir finden in diesem ganzen Werke die den britischen Schriftstellern vorzüglich in der Staatshaushaltungs-Wissenschaft eigene Einseitigkeit, und den Mangel aller literarischen Kenntnisse in diesem Fache; einen Mangel, den auch der deutsche Uebersetzer in den beygefügten Anmerkungen, selbst in Bezug auf die deutschen staatswirthschaftlichen Schriftsteller, verräth.

G. — s.

DARMSTADT, b. Heyer u. Leske: *Die deutsche Gemeinde-Verfassung und Verwaltung in einem Umrisse*, von *Wilhelm Pagenstecher*, Herzogl. Nassauisch. Regierungsrathe. 1818. VIII u. 139 S. und 2½ Bog. Tabellenschemate. 8. (16 gr.)

In diesem Werke, das die neueren Zeitereignisse ins Andenken zurück gerufen haben, erwarteten wir eine Darstellung des *deutschen* Gemeindewesens, so wie es sich wirklich gestaltet hat, und, da diese Gestaltung nicht überall die beste ist, Vorschläge, wie den eingerissenen Gebrechen der Gemeinde-Verfassung und Verwaltung leicht abzuhelfen seyn möge. Statt dessen giebt der Vf. ein von ihm geschaffenes, in seinen Hauptpuncten nach der Form des französischen Mairiewesens gebildetes Ideal, das auf unser deutsches Gemeindewesen, so wie es dermalen in den bey weitem meisten deutschen Staaten besteht, ganz und gar nicht passt, die Gemeinden und ihre Verfassung und Verwaltung viel zu hoch im bürgerlichen Wesen stellt, die Verhältnisse, in dem sie gegen die höhere Staatsgewalten stehen sollen, nicht überall mit der hier nöthigen Genauigkeit bestimmt, und überhaupt schwerlich ins wirkliche Leben einzuführen seyn möchte.

Das Grundprincip, von dem der Vf. bey der Aufstellung seines Ideals ausgeht, ist übrigens (S. 10 und 17) das: Die Gemeinde ist die Verbindung mehrerer Staatsbürger auf einem bestimmten nicht allzubeschränkten Gebiete (S. 11) des Staats zur Erreichung immerwährender gemeinschaftlicher politischer Zwecke, welche der Staat dafür und als einen Theil und als erste und unterste Abtheilung desselben anerkennt; und Zweck der Gemeinde ist Sicherheit und Cultur der Person und des Eigenthums, Genuss der Freyheit, in der Masse, dass die Gemeinde diese Sicherheit und Cultur, welche der Staatsverband geben muss, zunächst und in einem vorzüglichen Grade ihren Mitgliedern, in so weit als sie diese solchen selbst geben kann, selbst geben soll, so dass die Wirksamkeit des Staats nur dann eintritt, wo die mögliche Wirksamkeit der Gemeinde für diese Zwecke aufhört. — Die Gemeinde wären demnach, und besonders nach den von dem Vf. für die Gültigkeit und Verbindlichkeit der von den Gemeindeversammlungen gefassten Beschlüsse (S. 30) gezeichneten Grundlinien, im Staate bestehende, diesem untergeordnete, bürgerliche Vereine! und die Verwaltungshierarchie derselben im Verhältniss zum Staate bildete sich durch den Schultheissen und den Gemeinde-Vorstand, untergeordnet unter den Amtmann, Ober-Amtmann und zuletzt den Minister, oder diese Verhältnisse französisch ausgedrückt den *Maire*, den *Sous préfêt*, den *Préfêt*, und den *Ministre*. Ob die Uebertragung dieser französischen Verwaltungsformen nach Deutschland wünschenswerth sey, lassen wir an seinen Ort gestellt seyn. So wie wir die Sache aus eigener Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit hatten, möchten wir wohl schwerlich für die Affirmative uns erklären.

Cg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1833.

MEDICIN.

Leipzig, b. Nauck: *Handbuch der Diätetik für Jedermann* (,) oder kurze und leicht fassliche Darstellung der Bedingungen, welche, um einfach und naturgemäss zu leben, zu erfüllen sind, damit die Gesundheit erhalten, die Wiederherstellung von Krankheiten beschleunigt und ein glückliches und hohes Alter erreicht werde. Nach homöopathischen Grundsätzen dargestellt von Dr. *F. Hartmann*. 1830. X u. 220 S. 8. (20 gr.)

Eine homöopathische Diätetik! Wir hatten noch keine gelesen, und waren daher etwas neugierig auf dieses Buch; haben aber nicht viel Besonderes gefunden, wie sich auch vernünftiger Weise erwarten liess. Ueberhaupt müssen wir gestehen, dass wir ein gewisses Vorurtheil gegen alle Diätetiken haben, wie sie bis jetzt geschrieben worden sind. Denn noch besitzen wir keine universelle, physiologische Diätetik, sondern eine ganz specielle — entweder bloss für ein Ländchen, oder bloss für einen oder den anderen Stand. So ist gegenwärtiges Buch nur für Sachsen geschrieben, und in Sachsen wieder hauptsächlich für Leipzig, und in Leipzig häuptsächlich wieder nur für die höheren Classen. Für einen Franken, Baier, Oesterreicher ist manches darin Enthaltene gar nicht anwendbar, ja Manches unverständlich, wie es uns selbst würde ergangen seyn, hätten wir Sachsen nie durchreist. Ein anderer Uebelstand ist der, dass Diätetiken gewöhnlich nur hinter dem Studiertische geschrieben werden, und sich dem Systeme bequemen müssen, welchem der Arzt grade huldigt. Wer eine Diätetik schreiben will, der muss wenigstens das Leben aller deutschen Länder und Ländchen aus eigener Anschauung kennen, er muss selbst etwas versucht, etwas durchlebt haben. Hat er sich keine allgemeine Uebersicht erworben: so wird alles, was er sagt, nur einseitig. Denn es ist sehr schwierig allgemeine diätetische Regeln zu geben, da fast Alles — die Gifte ausgenommen — bloss relativ nützlich und schädlich ist. Dieselbe Speise, welche eine österreichische Dame mit dem grössten Wohlbehagen verdaut, würde manchem Sachsen eine nicht geringe Indigestion verursachen. — Wir selbst haben, durch den Oppositionsgeist getrieben, schon vor mehreren Jahren so ziemlich das Gegentheil von dem gethan, was als allgemeine diätetische Regel gilt, und sind durch kein einziges Unbehagen für diese Opposition gestraft worden, ja verdanken ihr vielmehr manche genussvolle Stunde und eine Gesundheit, wie sie der beste Diätetikenschreiber nicht aufzuweisen haben dürfte. So genossen wir Jahre lang nichts als Kaffee, Brod und Fleisch — ein Jahr lang bloss Rindfleisch, das andere bloss Kalbfleisch, Mittags und Abends. Dann, in Frankreich hielten wir die dortige Lebensart streng ein — ebenfalls ein Jahr lang, und befanden uns ununterbrochen wohl. Früher gingen wir nie vor 1 bis 2 Uhr Nachmitternachts zu Bette, hatten aber vorher keine geistigen Getränke getrunken, und standen eben so heiter und erquickt auf, als hätten wir uns schon um 11 Uhr zu Bette gelegt. Später thaten wir dasselbe, tranken jedoch Abends eine Tasse guten, reinen Kaffe, und hatten nicht eine Minute Ursache, uns darüber zu beklagen, wohl aber Ursache, damit zufrieden zu seyn. Wir tranken eine Zeit bloss Bier, dann bloss Wasser, dann bloss Wein, endlich liessen wir Tage lang alles Trinken weg, oder tranken nur des Abends ein *Gläschen* reines Wasser, oder Wein mit Wasser, ohne das geringste Unbehagen davon zu verspüren. Ferner verwandelten wir die Nacht in Tag und umgekehrt, und lebten ganz vergnügt. Wir sassen Tage lang, machten Tage lang die forcirtesten Märsche — 16 bis 18 Stunden in Einem Tage, und fuhren fünf, sechs Tage lang ununterbrochen in Diligencen und Eilwägen — und es war alles Eins und Dasselbe. Wir schliefen kurz und lang, kalt und warm, in Wägen, auf Brettern, auf dem Felde, auf Matrazen und in Eiderdunen — und einmal so gut wie das andere Mal. So experimentirten wir noch gar viele diätetischen Vorschriften durch, und immer mit demselben Erfolge. — Nur etwas konnten wir nicht vertragen — das Trinken des saueren österreichischen Weines, des Bieres überhaupt, und das Tabackrauchen.

Gegen die Diätetiken lässt sich auch das noch anführen, dass sie selten von den Leuten gelesen werden, die sie lesen sollten; dass sie meist, wie die verruchten Onaniebüchlein, nur in solche Hände gerathen, wo sie mehr Schaden, als Nutzen stiften. So wissen wir, dass *Hufeland's* so berühmte Makrobiotik mehr Hypochonder gemacht hat, als das regelloseste Leben, dass sie mehr Rheumatismen erzeugte, als der veränderlichste Frühling. Es ist auch gut, dass

Diätetiken nicht so häufig gelesen werden; denn geschähe es, so würden die Laien alles Vertrauen auf uns Aerzte verlieren; weil, was das eine Buch als der Gesundheit zuträglich anpreist, das andere für ein Gift achtet.

Doch wenden wir uns zu unserer Schrift. Sie enthält manche recht gute Vorschrift — die freylich ihr nicht eigenthümlich ist — und dringt auf ein einfaches, regelmäsiges Leben, was allerdings immer die Hauptregel jeder Diätetik seyn muss. Inzwischen ist es noch etwas zu früh, solche Regeln aufzustellen. Die Menschen müssen noch tiefer in dem Labyrinthe der Künsteley und Verkünstelung herumirren, bevor sie zur Einfachheit zurückzukehren würdig sind. — Wir geben nur einige Bemerkungen über diese Schrift, die der Vf. bey einer zweyten Auflage benutzen mag, so weit sie ihm gut dünken.

S. 10 müssen wir zur Reinigung der Luft die Essigdämpfe als sehr ausgezeichnet rühmen, besonders in Krankenzimmern. S. 15 spricht unsere Erfahrung dagegen, in den Uebergangsperioden des Winters in den Frühling und des Herbstes in den Winter, zärtliche, nicht an die verschiedenartigen Einflüsse der atmosphärischen Luft gewöhnte Individuen eine wollene Bekleidung unmittelbar auf der Haut tragen zu lassen. Denn dadurch wird die Haut nur noch zärtlicher, und also für den geringsten Krankheitsreiz empfänglicher. — Den Einfluss des Mondlichtes auf den Körper scheint der Vf. wenig zu kennen. Wir können ihm versichern, dass er in Süddeutschland gar nicht selten Kopfweh verursacht, wovon wir uns mehr als einmal überzeugten — und diesen Einfluss auch auf Frauenzimmer, und zwar in einem höheren Grade noch, beobachteten.. Gut gefallen hat uns das Capitel *über den thierischen Magnetismus*; nur hätte es ausführlicher behandelt werden sollen, da sich noch so Manches darüber sagen liesse. Das schlimmste Capitel für jeden Diätetikenschreiber ist das, in welchem es sich von den *Nahrungsmitteln und den Getränken* handelt. Was schadet, was nützt hier? — Alles und Nichts! Was hier gesagt wird, mag für Sachsen, für Norddeutschland überhaupt gut seyn. Wir bemerken nur Folgendes. Butter können wir unmöglich zu den rein nährenden Lebensmitteln zählen; der Vf. wolle nur den Versuch an sich selbst machen. Wenn Gewürz schadet, so schadet es mehr dadurch, weil es nicht nach dem Kochen der Speisen kalt hinzugethan wird — denn in diesem Zustande besitzt es alle seine arzneylichen Wirkungen in einem höheren Grade, als wenn es erst gekocht wird. Dass zu Beefsteak und Boeuf à la mode eine starke Verdauungskraft gehöre, ist uns gänzlich unbekannt; wenigstens das englische und französische Beefsteak verdauen wir sehr leicht und gut. Das gilt wohl nur von dem leipziger. Dem Kalbfleisch ist der Vf. nicht hold — hat er Kalbfleisch in Franken gegessen? dann würde er es gewiss empfehlen. Sonderbar klang es uns, dass Wildpret in jedem Falle gesünder, leicht verdaulicher und nahrhafter seyn soll, als das Kalbfleisch. Schweinefleisch soll *unnatürlich* fett seyn, was ist denn *natürlich* fett? Ferner: das wilde Schwein kann ohne Schaden genossen werden, weil es in der Freyheit lebt, und eine ungekünstelte (?) Nahrung und Ausbildung geniesst. Wir können dem Vf. versichern, dass die Ausbildung der Schweine in unserem Lande ganz anders geschieht. Die Fische zählt der Vf. unter die entbehrlichen Nahrungsmittel — sollten wir ihn nicht nach Grönland schicken, und ihm das Fischessen verbieten? Heringen, Pöcklingen u. dergl. darf in keiner Diätetik das Wort gesprochen werden, denn diese sind wahre vandalische Barbaren im Vergleich zu jedem guten Geschmack. „Für Kranke sind alle Fischarten nachtheilig„. — Ganz anders denken hierüber die Aerzte in München; denn Fische erlauben sie jedem Kranken, besonders jedem Reconvalescenten. Dass der Vf. den Eiern günstig ist, loben wir sehr; denn wir müssen diese, roh oder weich gesotten, als das erste und leicht verdaulichste Nahrungsmittel nennen. Blosse Fleischnahrung findet er nachtheilig, worin wir ihm nicht beystimmen können; denn körperliche und geistige Kräfte zeigen bey den Individuen, die sich einer solchen Nahrung bedienen, einen höheren Grad von Energie — als die Grasessenden gemüthlichen Mondscheinfiguren. Das sogenannte Schwarzbrod — doch wohl Kornbrod? — soll einen gesunden Magen und hinreichende Körperbewegung erfodern, wenn es verdaut werden soll — diess kann nur vom sächsischen Schwarzbrod gelten. — Die Mehlsuppen und Breye nennt er sehr nahrhaft, obgleich nicht ganz frey von arzneylicher Wirkung. Worin mag denn bey ihnen die arzneyliche Wirkung stecken? — Der *Reis* sey eins der besten vegetabilischen, nährenden und leicht verdaulichen Nahrungsmittel. Wir müssen den Vf. nach Oberitalien schicken, um sich dort eines Anderen zu belehren. — Manche Kräuter, Wurzeln und Früchte, die er noch als Nahrungsmittel angiebt, sind es wohl bloss in Norddeutschland; so haben wir z. B. noch nie Runkelrüben von Menschen essen sehen, wohl aber sind sie ein Viehfutter. So finden wir überhaupt, dass in Norddeutschland in dieser Hinsicht weit mehr Künsteley herrscht, als anderswo. — Wer wird Raute, Schafgarbe, Gundermann u. dergl. gekocht oder roh zum Butterbrod geniessen!! Den Einfluss des Sellerie auf das Genitalsystem haben wir nicht bestätigt gefunden. Ganz unbegreiflich ist es uns, wie der Vf. unter den Früchten ganz besonders die Pflaumen empfehlen kann, und die Weintrauben neben Himbeeren stellen mag.

Wir bezweifeln, ob uns die Natur bloss das *Wasser* und die *Milch* (!) zum Getränk bestimmte. Der Wein findet wenig Gnade bey dem Vf.. Wenn er noch dazu behauptet, der Wein sey bey den Alten der einzige rein arzneyliche Trank gewesen, den aber wenigstens die weisen Griechen und Römer nie tranken, ohne ihn *reichlich* mit Wasser zu mischen: so müssen wir Hn. *H.* ersuchen, die griechischen und römischen Schriftsteller aufmerksamer zu lesen. Die vielen Nachtheile, welche dem Weintrin-

ken beygemessen werden, können nur von verfälschten Weinen herkommen — und, wie wir mit Bestimmtheit von Sachsen, namentlich von den sächsischen Herzogthümern, wissen, so wird daselbst fast nie ein Glas reiner Wein getrunken. Dass Punsch, Bischoff, Kardinal, u. dergl. als schlechte Getränke bezeichnet werden, unterschreiben wir mit voller Beystimmung; ja wir glauben, jeder gesunde Magen habe einen wahren Abscheu gegen dergleichen Mischungen. — Wenn Norddeutschland sich vorzüglich durch Brantweintrinken physisch und moralisch zu Grunde richtet, so thut es ein Theil Süddeutschlands durch das Biertrinken — Wer sich davon überzeugen will, der vergleiche München mit Berlin.

„Das Bedürfniss eines jeden Menschen erfodert die Stillung des während des Essens entstehenden Durstes." — Diess ist bloss Gewohnheit, wie jeder an sich selbst die Probe machen kann. Es wird der Natur gar vieles zugeschrieben, was blosses Menschenwerk ist. — Kaffee ist wohl eins der herrlichsten Getränke; nur darf man ihn weder in Holland — wo er zu stark — noch in Sachsen, — wo er zu schwach bereitet wird, trinken. Gar Vieles, was man ihm zur Last legt, ist bloss Folge, weil er in der Regel zu schwach oder zu stark getrunken wird. Der grüne Thee dagegen hat weit mehr Nachtheile, die wahrscheinlich auch daher kommen, weil wir nach Deutschland nur schlechte Waare erhalten. Denn wir tranken anderswo eine Zeit lang ächten chinesischen Thee, ohne auch nur die geringste Störung in unserem Wohlseyn dadurch zu erleiden, wir fühlten uns vielmehr gleichmäsig erheitert. — Dem sogenannten *Eichelkaffee* wirft der Vf. vor, dass er als tägliches Getränk höchst nachtheilig sey, und weit eher dazu diene, die Skrophelkrankheit recht auszubilden, als sie zu heilen und abzuhalten. Wir wünschen, derselbe möchte hierüber seine Erfahrungen mittheilen, da wir selbst vom Eichelkaffee noch nie diese Folgen beobachteten.

Den *Modeartikeln* überhaupt wird das Wort nicht gesprochen, was sehr recht ist. Das Tabakrauchen wird mit guten Gründen verworfen.

Uns wollte es immer nicht recht einleuchten, warum die Diätetiken das nächtliche geistige Arbeiten so schädlich finden — da uns gerade die Vormitternachtzeit die geeigneteste dazu scheint; denn nun sind alle Geschäfte des Tages vollendet, Furcht und Hoffnung schweigen — keine Unruhe quält mehr, kein Besuch stört mehr, kein Geschäft drängt mehr. Der Körper ist ruhig, der Geist concentrirt seine ganze Kraft nur auf den einen Gegenstand, und arbeitet leicht und bequem fort. Wie ganz anders ist es am Morgen — was quält und drängt nicht da den Geist! Und wie ruhig, wie erquickend schläft man nach einer Geistesarbeit! Wer diese Ruhe noch nie genossen hat, der wird es uns danken, ihn darauf aufmerksam gemacht zu haben. Trinkt man vor dem Beginnen der Arbeit ein Glas guten Wein oder eine Tasse reinen Kaffee, so schadet diess durchaus nichts; denn die Wirkung dieser Stoffe wird durch das Arbeiten gleichsam verzehrt.

Was der Vf. vom Wachen und Schlafen sagt, ist nur relativ wahr. Wir haben hierüber, wie schon gesagt, viele Versuche gemacht. Besonders können wir sowohl für solche Menschen, die viele geistige Arbeiten verrichten, als auch für die sogenannten körperlichen Arbeiter, den Mittagsschlaf nicht genug empfehlen. Doch dieser Empfehlung bedarf es nicht, die Natur selbst weist schon darauf hin. Den Mittagsschlaf daher eine *nachtheilige Gewohnheit* zu nennen, ist ganz unrichtig.

Sonderbar lautet folgender Satz S. 11 f.: „Die kohlenstoffhaltige Luft ist einer der gefährlichsten Feinde für die Zähne, daher alle vegetabilischen Speisen z. B. *Kohl* (!!), welche dieselbe in Menge enthalten, öfteres Reinigen derselben nöthig machen. — Ob alle Mundwässer, Latwergen, Zahntinkturen, Zahnpulver u. dgl. *unbedingt* nachtheilig sind, ist noch die Frage. Im Capitel *von der Kleidung* stiessen wir auf einen Widerspruch; S. 115 heisst es: „Es besteht ein grosser Theil der Diätetik darin, bey schnellem Wechsel der Witterung auch mit der Kleidung nachzufolgen" — und S. 118: „Jeder Wechsel einer gewohnten Kleidung muss allmälich geschehen, sonst kann man gar leicht Erkältungen herbeyführen, vorzüglich im Frühjahr". Hinsichtlich der Schnürleibchen scheinen die Aerzte nachsichtiger gegen die Damen geworden zu seyn, oder diese sehen selbst die Nachtheile derselben mehr ein; denn es werden jetzt nicht mehr so häufig moralische und physische Predigten dagegen gehalten; doch scheint es uns, thäte ein Prediger, wie Abraham von Sta Clara, noch in manchen Gegenden Noth.

Auf die allgemeine Diätetik folgt eine *besondere Diätetik der verschiedenen Geschlechter*, und zwar zunächst des männlichen Geschlechts. Es kommt hier die Ausbildung seiner Kräfte, die Selbstbefleckung, die Ausübung des Geschlechtstriebes in der Ehe und die Ehe selbst zur Sprache. Ueber diese Gegenstände wäre es zeitgemäss gewesen, ein ernstes Wort zu sprechen, und sie ausführlich zu behandeln. Aber gerade hier ist das Buch sehr mangelhaft. Wir wollen damit durchaus nicht gemeint wissen, als sollte die berüchtigte Onanie durchgegeisselt werden; — sondern wir wünschen die Darlegung der Ursachen, welche hindernd oder fördernd auf die geistige sowohl als auf die körperliche Ausbildung des Jünglings einwirken, und wovon sein ganzes künftiges Wohl und Wehe, besonders in der Ehe, abhängt, so wie das seines Weibes und seiner Kinder. Hier wirke die Homöopathie; und heilt sie dieses Uebel, dann hat sie geleistet, was noch kein System geleistet hat. — Nicht loben können wir es auf der anderen Seite, dass unter der Diätetik des weiblichen Geschlechts Schwangerschaft, Entbindung und Wochenbett aufgenommen wurde. — Das Buch ist für Jedermann geschrieben, Schwangerschaft, Entbindung und Wochenbett sind aber nicht Jedermanns Sache.

Dann folgt eine *besondere Diätetik der verschiednen Lebensperioden*. Die für das Kindesalter gegebenen Regeln können wir nicht alle gut heissen;

der Vf. erscheint öfters zu einseitig. Dass die Augenentzündungen Neugeborener nicht von zu früher und starker Einwirkung des Lichtes herrühren, das hätte dem Vf. die tägliche Erfahrung lehren sollen. Säuglingen Fadennudeln, Sago, Gries u. dgl. zu geben, werden die Mütter wohl bleiben lassen. Ferner will der Vf. eine Amme der künstlichen Auffütterung (sind denn die Kinder in Sachsen Hausthiere, dass man sie *auffüttert?*) in jeder Hinsicht vorziehen. Wo giebt es aber Ammen, wie sie der Vf. fodert —? Das *Auffüttern* findet er bey weitem weniger zweckmässig und weit seltener von glücklichem Erfolge gekrönt. Das mag wohl der Fall seyn, wenn diese Ernährungsweise unzweckmässig geschieht; ist dieses nicht der Fall, so gedeihen die Kinder eben so gut, als wenn ihnen die Mutterbrust gereicht wird. Die Milch von Kühen ist wohl nicht die beste und zweckmässigste Nahrung für das Kind; die Ziegenmilch möchte den Vorzug verdienen; und es hätte hier wohl auch des *Zwierlein'*schen Vorschlags Erwähnung geschehen dürfen. — Die Grundsätze für die Erziehung der Kinder in geistiger Hinsicht finden wir ebenfalls zu einseitig; besonders müssen wir es tadeln, dass der erste Unterricht bey allen Kindern zur blossen Gedächtnissache gemacht werden soll. In dem Falle geht das arme Kind gewiss zu Grunde. Den Eltern wird zum Schlusse noch der Trost gegeben, dass die Halsbräune und der Keuchhusten homöopathisch weit sicherer zu heilen sind, und wenn die Zeit nicht unnütz versäumt wird, selten ein Kind dabey verloren geht.

Das Buch schliesst mit *einer Diätetik für Menschen im kranken Zustande.* Hier spukt die Homöopathie etwas stark. — So wird Kranken selbst der Geruch des Kaffee's verboten; eben so Kalbfleisch, und besonders der Dampf der in chemischen Feuerzeugen angezündeten Schwefelhölzchen. Warum nicht auch manche Gasarten? Wir söhnen uns aber wieder mit der Homöopathie aus, dass sie dem Kranken die Musik erlaubt, ja sie zu den diätetischen Mitteln rechnet und bedauert, dass sie so sehr vernachlässigt wird — in dieser Hinsicht. Musik ist wirklich in manchen Krankheiten eines der besten Beruhigungsmittel. So erlebten wir selbst ein Beyspiel. Als wir von einer nördlichen Gegend schnell nach einer achttägigen Reise in eine südliche Stadt versetzt wurden, verursachte uns dieser Wechsel einen heftigen Rheumatismus des Kopfs mit rasenden Zahnschmerzen. Als diese einige Stunden furchtbar fortgewüthet hatten, ertönte auf einmal in einem Nebenzimmer ein Fortepiano, und spielte eines der Lieblingslieder unserer Heimath — diess ergriff uns so, dass in Zeit einer Viertelstunde die Schmerzen allmälich abnahmen, das Kopfweh verschwand, und wir auch noch denselben Tag auszugehen vermochten.

Im Allgemeinen ist dieses Handbuch der Diätetik eigentlich nur eine Umarbeitung des *Caspari'*schen Handbuchs der Diätetik; der Vf. nahm desswegen die Revision desselben vor, weil ausser dem *Gross'*schen homöopathischen Handbuch der Diätetik kein anderes vorhanden ist, welches Rücksicht auf die Homöopathie nimmt. Den Zweck, welchen sich der Vf. durch dasselbe vorsetzte, wird es wahrscheinlich erreichen. Die Sprache ist allgemein verständlich, mit einigen schon berührten Ausnahmen, und es herrscht im ganzen Buche ein einfacher, moralischer Sinn; auch bemerkten wir mit Wohlgefallen, dass alle Polemik, die auch hier am unrechten Orte wäre, daraus verbannt ist.

A. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, in der Nikolaischen Buchhandlung: *Beyträge zur Verbesserung der Armen-Krankenpflege, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Stadt Berlin,* von *J. J. Fürst*, der Arzeney und Wundarzney Doctor und praktischem Arzte zu Berlin. 1820. VI u. 48 S. 8. (14 gr.)

Der Zweck dieser Beyträge geht darauf hin, die Krankenpflege für Arme einfacher und für die Armeninstitute minder kostbar zu machen, damit für diejenigen armen Kranken, welche wirklich unterstützt werden müssen, desto mehr geschehen könne. Zu dem Ende empfiehlt denn der Vf., solche Kranke, deren Umstände darauf hindeuten, dass sie ohne Kunst genesen, oder ihre Hülfsmittel anderwärts schnell genug erlangen können, lieber ganz abzuweisen, als sich mit ihrer Kur zu befassen, die Armenbezirke für die Aerzte möglichst klein und so zu vertheilen, dass jeder Arzt die ihm zukommenden Kranken ohne Schwierigkeit gehörig behandeln kann, schwieriger und in der Mitte der Ihrigen nicht wohl zu behandelnde Kranke in eine Krankenanstalt aufzunehmen, den Aerzten aber zur Pflicht zu machen, sich bey der Verordnung der Arzneyen der üblichen Magistralformeln möglichst zu enthalten, übrigens jedoch immer die entsprechendsten Mittel zu gebrauchen, unter den verschiedenen Heilmitteln aber stets solche auszuwählen, welche dem Armenfonds den möglichst mindesten Kostenaufwand verursachen, also unter gleich wirksamen Mitteln von verschiedenen Preisen immer das wohlfeilste, und bey gleichem Preise lieber das inländische als das ausländische zu verschreiben. Diese Vorschläge werden sehr gut und mit vieler Sachkenntniss gerechtfertiget; wie sich denn ihre Zweckmässigkeit von selbst wohl aufdringt. Am aller meisten verdient jedoch das *Regulativ für die Armenärzte und Wundärzte im Betreff der Auswahl der Arzneymittel und ihrer Anwendungsweise* (S. 31 — 41) die Aufmerksamkeit aller Armenärzte.

Z. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Ueberblick der Geschichte der Menschheit und der verschiedenen Bildungsstufen ihres Fortschreitens in geistiger und sittlicher Bildung*, von *Carl Friedrich Ernst Ludwig*, Herzogl. Gothaischem Rath und Mitredacteur der literarischen Blätter der Börsenhalle zu Hamburg. 1832.

Auch mit dem besonderen Titel:

Geschichte der letzten funfzig Jahre, von *Carl Friedr. Ernst Ludwig* u. s. w. Erster Theil. 1832. XVI u. 378 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Zweyter Theil, und dieser wieder mit dem besonderen Titel: *Geschichte der französischen Revolution von der Berufung der Notabeln bis zum Sturze der Schreckensregierung, oder dem Tode Robespierre's.* 1833. XX u. 511 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Dieses mit philosophischem Geiste und vielumfassender Kenntniss der Geschichte und Politik der Nationen in einem edeln, nur selten fast zu gedrängten Stil verfasste Werk besteht in dem ersten Theile aus 25 Vorlesungen, welche der Vf. vor gebildeten Personen zu Hamburg gehalten hat. Bedürfniss des Geistes und Herzens führten den Vf. zur Philosophie und Geschichte. Die letzte ward ihm innige Angelegenheit; erschien ihm im Allgemeinen als ein zur reinmenschlichen Bildung unerlasslich gehörender Theil. So hat er denn mit Begeisterung sein hohes Ziel verfolgt, ein vielfach interessantes Gemälde der Menschheit in ihrer geistigen und sittlichen Entwickelung aufzustellen. Wir wollen kürzlich die Hauptgegenstände der einzelnen Vorlesungen angeben. *I. Vorlesung.* Würde und Wichtigkeit der Geschichte. Deren verschiedene, materielle und formelle, sittliche und religiöse Behandlung. Fortschreiten der Menschheit. Familienverhältniss, Nomaden- und Jäger-Leben. Ackerbau. Krieg. Handel. Schifffahrt. [Die Stelle, welche der Vf. aus *Kant's* Schriften anführt, aber sehr ausschmückt, steht in der Kritik d. prakt. Vern. S. 288 und lautet einfacher: „Zwey Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewegung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: *der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.*] *II. Vorl.* Fünf Culturstufen: 1) Urmenschthum. 2) Nomadenleben. 3) Feste Wohnsitze. Ackerbau. Eigenthum. Gesetze. Staat. 4) Gewerbe und Künste. Handel. Patriotismus. 5) Kosmopolitismus. Blick auf die mosaischen Urkunden, und deren philosophische Deutung. Aegyptier, Phönicier, Assyrer. Das jüdische Volk. Moses. Die Griechen. Culminationspunct der alten Welt. *III. Vorl.* Cultur der Griechen. Athen. Ihre Künstler, Dichter, Geschichtschreiber, Weltweisen, Staatsmänner. Karthago. Rom. Phönicier, ihr ausgebreiteter Handel. *IV. Vorl.* Der römische Staat. „Es fehlte den Römern, wie der ganzen alten Welt, das höhere Princip, der leuchtende Stern gereinigter Religion." Mit Erscheinung des Christenthums beginnt eine neue Weltgeschichte. Schicksal der christlichen Lehre. Verfolgung der Christen unter den Juden, dann unter den römischen Kaisern. Geschichte der Römer unter den Kaisern. Völkerwanderung. Sturz des abendländischen römischen Kaiserthums. *V. Vorl.* Ursachen der Grösse und des Verfalls der Römer. [Zu kurz und etwas dunkel drückt sich der Vf. S. 75 aus: „Christus zwar hatte hierüber nichts verordnet — aber auch hier bewährte sich das Gesetz, was (das) sich im Entstehen, in der Fortdauer und Auflösung aller geselligen Verbindungen, aller weltlichen Verfassungen, Staaten u. s. w. im Grossen wie im Kleinen, zeigt oder mindestens früher gezeigt hat: Demokratie, Aristokratie, Monarchie, Despotismus."] Das Christenthum. Kirchliche Verfassung. Christenverfolgungen. Constantin der Grosse. Chlodewig. Karl der Grosse. Wohlthätiger Einfluss des Christenthums auf das Familienleben, so wie auf die schönen Künste, worüber *Dippold's* geistreiche Skizzen der allgemeinen Geschichte angeführt werden. *VI. Vorl.* Völkerwanderung. Hunnen, Alanen. Attila. Theodosius II. Vandalen. Geiserich. Bonifaz. Belisar. Gothen. Ulphilas. Theodorich, König der Ostgothen. Longobarden, Sachsen, Franken, Markomanen. [Ungeachtet seines sonst sehr gewählten und klaren Stils, häuft doch der Vf. bisweilen zu sehr die Appositionen und Participien, welche mehr dem Lateinischen, als unserer Sprache natürlich sind, aber freylich zur Kürze dienen. Z. B. S. 86 „Die Schwester Kaiser Valentinians III., Justa Grata Honoria, ihrem schönen Namen wenig ent-

sprechend, mindestens weder gerecht, noch ehrenwerth, hatte, schon im 16ten Jahre leidenschaftlich und verderbt, dem Eroberer um seine Vielweiberey, ungeachtet Christin, unbekümmert ihre Hand anbieten lassen." Besser wohl: selbst als Christin seiner Vielweiberey nicht achtend u. s. w.] *VII. Vorl.* Germanen. Entstehung des Feudalsystems. Criminalgesetzgebung. Karls V. Halsgerichtsordnung. — Muhamed. Befestigung des Christenthums im Auslande. Die Kalifen. Karl Martell. Abassiden. *VIII. Vorl.* Vortheilhafter Einfluss der arabischen Cultur auf die europäischen Staaten. Poesie der Araber. Nachtheile der arabischen Astrologie und Chiromantie. Schifffahrt und Handel ward durch die Araber belebt, so wie sie durch Fabriken und Manufacturen sich auszeichneten. Entstehung der französischen Monarchie. Die Pipine. Karl der Grosse. *IX. Vorl.* Gründung der weltlichen Macht des Papstes. Die Päpste Hadrian und Leo III. Karls Krönung zum römischen Kaiser. Seine Verdienste um die Cultur. Ludwig der Fromme. Hugo Capet Die fränkischen Kaiser. Spanien. England. *X. Vorl.* Papstthum, Mönchthum. Einsiedlerleben. Gregor VII. Cölibat. Heinrichs Demüthigung. Kreuzzüge. *XI. Vorl.* Folgen der Kreuzzüge. Papst Innocenz III. Verfall des Papstthums. Anachoreten. Mittelalter. *XII. Vorl.* Abnahme der Leibeigenschaft und Knechtschaft in Italien, Frankreich, Deutschland. Faustrecht. Conföderationsgeist, Zünfte u. s. w. Schweizerische Eidgenossenschaft. Entstehung der Hansa. Wohlthätige Folgen des Emporkommens der Städte! für Künste und Wissenschaften. Erfindung des Schiesspulvers, der Buchdruckerkunst u. s. w. Vorzüge Deutschlands. Die ersten Universitäten. Reformation. [Schön sagt hier der Vf.: „Weder *Huss*, noch *Luther*, beabsichtigten, sich von der Mutterkirche zu trennen — aber die Verblendung sollte sich selbst die Grube graben, und aus der Asche des unglücklichen Huss, seinen prophetischen Worten gemäss, der Phönix eines neuen Lichts sich erheben, das bald die gebildete Welt überstrahlte, und die goldene Morgenröthe zwiefacher Freyheit an dem schwarz umflorten Horizont heraufführte." S. 179.) *XIII. Vorl.* Verschiedener Charakter der Universitäten. Wiederaufleben der Wissenschaften, besonders in Italien. Dante, Petrarca, Boccaccio. Gebrauch des Schiesspulvers, Vogelschiessen. Stehende Heere. Buchdruckerkunst. Bildung einer öffentlichen Meinung. Erfindung des Compasses. Entdeckung Amerika's. Karl V. *XIV. Vorl.* Kopernikus, Kepler, Galilei. Kaiser Maximilian I. Kaiser Karl V. Die lutherische Reformation. *XV. Vorl.* Zwingli, Calvin. Wirkungen der Reformation in den verschiedenen Ländern. Oesterreich, Preussen, Frankreich, England. Republik der vereinigten Niederlande. Die spanische Inquisition. Der westphälische Friede. Der deutsche Kaiser Matthias. Friedrich von der Pfalz. Ferdinand II. Tilly u. s. w. Wallenstein. Gustav Adolf. *XVI. Vorl.* Fortsetzung. Gustav Adolf. Wallenstein. Leipzigs Belagerung. [Folgende Beyspiele zeigen, wie durch zu grosse Kürze Dunkelheit entsteht: „Wallenstein, anfänglich seine Treulosigkeit mit der Undankbarkeit des Kaisers, später wohl mit der Nothwendigkeit entschuldigend, hegte schon lange ehrgeizige Entwürfe; kurz nach Gustav Adolf's Tode glaubte er die Zeit gekommen, oder vielleicht in Wien schon halb errathen (?), sie (die Entwürfe oder die Zeit?) beschleunigen zu müssen, wo er damit (?) hervortreten und sie zur Ausführung bringen müsse." S. 240.] *XVII. Vorl.* Der westphälische Frieden. [Auch hier ist der Stil nicht klar und fliessend genug im Folgenden: „Der Friede war ein Werk der Nothwendigkeit, (;) Ruhe, um welchen Preis es auch sey, die erste gebietende *Aufgabe der allgemeinen Entkräftung, des allgemeinen Elendes*, (;) der zu vereinigenden Interessen aber (waren) unzählige, und der Stimmen, deren Einwilligung von Nöthen war, so viele —" S. 243, und ferner S. 244: „So wie der Krieg in seiner Entstehung und Zweck (besser: in seinem Ursprung und Zweck) — in *denen ihnen* (den ihn) unterhaltenden Motiven u. s. w.]. Ludwig XIV., Peter der Grosse, Friedrich II., Karl XII., Katharina II., Maria Theresia. Immermehr überwog das Interesse für Geld und Handel das religiöse. Das goldene Zeitalter der Literatur und Kunst unter Ludwig XIV. [Hier steht „Bildniss, *was* S. 255, dem Hause, *was*" für *das*]. *XVIII. Vorl.* Fortsetzung. Peter der Grosse. Erbauung von St. Petersburg, nebst seinen inneren Einrichtungen. Schweden. Karl XI und XII. [Ebenfalls der Ausdruck nicht so gefeilt, wie sonst: S. 263 *wieder* regenerirte. S. 270 *„sich selbst gezogene* Grenze" S. 271 „Er erklärte, dass er nicht eher die Waffen niederlegen *werde* (würde), (als) bis er Polen einen anderen und besseren König gegeben hätte. Auf die an ihn gerichtete Frage erwiederte er, dass er gern Friede (n) machen würde, wenn er auf August vertrauen *könne* (könnte) u. s. f. Warschau öffnete die Thore, und fast alle Städte (öffneten die ihrigen), vor welchen die siegreichen Schweden erschienen; dennoch fand Karl in dieser Nation (hier sollten die Polen genannt, oder gesagt seyn: in *einer* Nation), die durch ihren kriegerischen Muth u. s. w. — „So musste der König endlich, da auch der zu Augusts Sturz anfänglich seine Absichten befördernde Cardinal-Legat wieder von ihm abfiel, die diesem missfällige Wahl des ihm wohlgefälligen, so bescheidenen als würdigen Stanislaus Lescinski fast durch Gewalt der Waffen durchsetzen, (;) strafte jedoch die bey dieser schwachen Versammlung Anwesenden nicht, dass sie laut klagten, ihre Wahlfreyheit durch schwedische Bajonette verletzt zu sehen, da sie doch endlich gehorchten". (S. 272) Gewiss eine zu lange und verwickelte Periode. Das *launige* Glück S. 272 sollte das *launische* heissen.] *XIX. Vorl.* Spanischer Successionskrieg. Philipp von Spanien. Eugen von Savoyen. Marlborough. Utrechter und Rastadter Frieden. Venetianisch-türkischer Krieg. Passowitzer Frieden. Krieg wegen der polnischen Königswahl. Frieden von Wien. — Preussen. Mancherley Erfin-

dungen und Entdeckungen in Kunst und Wissenschaft. Herrnhuter. Freymaurer. [Auch hier mögen einige Erinnerungen gegen den Stil nur die Aufmerksamkeit beweisen, mit der wir das Buch gelesen haben, und vielleicht zur Verbesserung in einer künftigen Ausgabe, und zur Vermeidung ähnlicher Unvollkommenheiten bey Anderen veranlassen. S. 283. „Unter der Bedingung *jedoch* ewiger Trennung" — statt: *jedoch* unter u. s. w. S. 284. „Endlich *war* einige Ruhe, aber auch bedeutende gleichzeitige Regenten (waren) *vom Schauplatz abgetreten*". Der letzte Ausdruck kommt überdiess nur zwey Zeilen vorher wörtlich vor. „*Wunsch nach* Ruhe", besser: *Verlangen* oder *Sehnsucht* nach Ruhe.] *XX. Vorl.* Friedrich der Grosse und seine Vorgänger Kurfürst Friedrich Wilhelm und Friedrich I. Stiftung der Universität Halle. Thomasius. Friedrich des II Privatleben und Bildung. Seine Thronbesteigung. Seine Kriege bis zum Hubertsburger Frieden. [S. 296 ist in der langen Periode die Verbindung undeutlich: „ehren wollen wir seine Religiosität, aber billigen können wir seine buchstäbliche Befangenheit für sein reformirtes Glaubensbekenntniss nicht, bey welchem er zwar griechischen und türkischen Soldaten freye Religionsübung gestattete, *die* (worauf geht diess Pronomen?) ihn aber doch der rühmlichen Toleranz seines Vaters und Grossvaters *in sofern* untreu machte, *und* (sollte heissen: *als* oder *dass* u. s. w.) z. B. den Philosophen *Wolf* u. s. w. S. 298 „*diese* Kunst" soll heissen: die Tonkunst.] *XXI Vorl.* Nähere Schilderung des grossen Friedrichs. Zeitalter der Aufklärung. Aufblühen der deutschen Literatur und Kunst. Zustand Frankreichs, Englands u. s. f. [Dass der Vf. *Baue* statt des seltsamen, obwohl aufgenommenen *Bauten* schreibt, billigt Rec. vollkommen]. *XXII. Vorl.* Emancipation der nord-americanischen englischen Colonieen, Zustand und Verhältniss von England, Frankreich, Spanien. Rückblick auf die Gründung und frühere Geschichte der nordamerikanischen Colonieen. *XXIII. Vorl.* Fortsetzung über die englischen Colonieen, und über die Ursachen, die ihre Befreyung von der englischen Botmässigkeit herbeyführten. — Eine vorzüglich gelungene und anziehende Partie dieses Werkes. *XXIV. Vorl.* Fortsetzung. Nationalcongress 1774. Franklin, nebst einem kleinen Abrisse seines Lebens. Washingtons kurze Biographie. Völlige Unabhängigkeitserklärung der Americaner gegen England 1776. Lafayette. Der Frieden von 1783. *XXV. Vorl.* Washington als Präsident der vereinigten Freystaaten. — Vorzüglich schön und lebendig spricht der Vf. über die beendigte americanische und die entstehende französische Revolution S. 365 ff., und schliesst diesen Band seines sehr schätzbaren Werkes, aus dem nur der beschränkte Raum uns Manches hervorzuheben verbot, mit erhabenen philosophischen und religiösen Betrachtungen. — In Hinsicht der Darstellung und Schreibart, welche im Ganzen sich sehr vortheilhaft auszeichnet, erlaubt sich Rec. nur noch Einiges zu erinnern. Es giebt gewisse Freyheiten des Stiles in Ansehung des Gebrauchs und der Stellung der Wörter und der Wortformen, von denen nicht nur der Wohlklang, sondern auch die leichte Auffassung und Verständlichkeit der Sätze abhängt. Was dem Leser Mühe macht, muss dem Zuhörer oft noch schwerer fallen, richtig zu beziehen und zu verstehen. Dahin gehören Participien, Conjunctionen, selbst Artikel, wie auch die Genitive, deren Stellung so leicht irre führt, der (hier häufig vernachlässigten) Interpunction nicht zu gedenken. Z. B. S. 228. „*Indem* er *in dem* an Hülfsquellen noch nicht ganz verarmten Sachsen" u. s. w. S. 236. „Schon waren die Kaiserlichen in voller Flucht, ihr Geschütz (war) erobert (,) und selbst der Zufall schien der Rache die Hand zu bieten, (;) denn Feuer ergriff die Pulverwagen (,) und donnernd flogen sie in die Luft, die Meinung bey den Friedländern verbreitend, *als* seyen (*wären*) sie zugleich im Rücken siegreich angegriffen, *als* plötzlich u. s. w." S. 237. „Abermals wurde die erbeutete Artillerie der Kaiserlichen verloren (,) und die Schweden (wurden) über die Strasse und (die) Graben zurückgeworfen — — Alles schien ohne Rettung verloren, als wiederum eine *Todesnachricht der Schweden* fast schon aufgegebenen Widerstand (deutlicher und naturlicher: „den fast schon aufgegebenen Widerstand der Schweden" — damit der Genitiv nicht irrig bezogen werde) zum letzten Male vom Neuen entflammte". Uebrigens liest man ungern das fremde *Insultiren*, wie den falschen Dativ *Niemandem* (für *niemand* oder *niemanden*) einige Mal, und *verrathet* st. *verräth*.

Der *zweyte* Theil, welcher die Geschichte der französischen Revolution umfasst, ist in 30 Vorlesungen getrennt. Diesen ist (was im ersten Theil fehlt) eine ausführliche Uebersicht des Inhalts beygefügt. Schon aus dieser ergiebt sich, wie sorgfältig der Vf. alle Züge des grossen furchtbaren Gemäldes gesammelt hat, um eines lebendigen Eindrucks auf seine Zuhörer und Leser versichert zu seyn. Es dünkt uns mithin nicht nöthig, und der Raum erlaubt es auch nicht, bey diesem Bande so lange, wie bey dem ersten, zu verweilen. Der Vf. verbindet auch hier die Erzählung der Begebenheiten oder die Schilderung der handelnden Personen mit dem philosophischen und politischen Raisonnement, und sucht manche Charaktere psychologisch oder moralisch zu würdigen; er schaltet bisweilen vorzügliche Stellen aus anderen Geschichtschreibern ein, und wird so auch literarisch belehrend; kurz er vereinigt Alles, was diesen Vorträgen das lebendigste, vielseitigste Interesse geben konnte, namentlich auch, in wiefern er die einzelnen Reden, Anträge, Verhandlungen, Beschlüsse u. d. gl. wörtlich mittheilt, um die Entwickelung des grossen Dramas auch von dieser Seite ins Licht zu setzen. Doch könnte Rec. leicht verführt werden, wider seinen Plan, ins Einzelne zu gehen, und die Anzeige eines Buches zu verlängern, das vermuthlich schon in den Händen der meisten Leser ist. Er begnügt sich daher, dieselbe mit einer oder ein paar Stellen aus demselben zu schliessen, und

überläſst eine speciellere Beurtheilung solchen Zeitschriften, die sich ausdrücklich auf Geschichte beziehen.

In Betreff der berüchtigten Septemberscene sagt der Vf. am Schlusse der 20 Vorlesung S. 352: „Nein, was hier geschah, war nicht bey allen Völkern möglich; wir gönnen den Franzosen, den Spaniern, um den Preis ihres politischen und religiösen Fanatismus, ihr feurigeres Blut, und den einen den schnelleren Witz, den anderen die reichere Einbildungskraft; wir sprechen uns selbst von trüben Epochen in unserer Geschichte nicht frey; wir gestehen die Verwüstungen und Grausamkeiten des Hussitenkriegs, den Wahnsinn der Bilderstürmer und des Bauernkrieges ein, und wollen selbst auf die gerechte Zurückweisung auf eine frühere, finstere Zeit verzichten; aber wir fragen mit Recht: In welcher Zeit und in welcher Stadt war es wohl möglich, in Deutschland *dreyhundert gedungene Mörder* zu finden, und fünf Tage im Namen der Gerechtigkeit öffentlich und ungehindert zu morden? und wenn selbst der Fremde bekennen muss, dass es weder eine solche Zeit, noch eine solche Stadt in unserem Vaterlande gab, so mögen wir stolz seyn, trotz aller Mängel, ihm anzugehören, und uns freuen, dass Recht und Sitte, Muth und Menschlichkeit zu allen Zeiten in unserer Mitte wohnten, und Wahrheit, Redlichkeit, Geistesfreyheit und Achtung der Gesetze mit dem uns theueren *deutschen* Namen von jeher identisch waren und blieben."

Sehr überzeugend führt der Vf. S. 254 f. seine Behauptung durch: „niemals darf der Satz als allgemeine Norm in irgend einer gesellschaftlichen Ordnung geduldet werden: dass Aufstand gegen Unterdrückung heilige Pflicht sey. Welcher Missbrauch davon gemacht worden ist, hat der weitere Verlauf der Revolution, haben Marat und Robespierre, die ihn bey jeder Gelegenheit im Munde führten, bewiesen" u. s. f. Uebrigens bleibt er seiner religiösen Ansicht treu, und leitet damit zugleich (S. 3) seine Vorlesungen ein, „dass wohl nichts als die Revolution, mit allen ihren Irrthümern, ja verabscheuungswürdigen Verbrechen, den hohen Glauben mehr bestätigt, dass in Gottes weisem Weltenplane selbst das Schlimmste endlich zum Besten, d. h. zur Erfüllung des Willens der Vorsehung, zum Zwecke der Menschheit, beytragen müsse. Wer, der sich eines unbefangenen Blickes rühmen darf, könnte jetzt noch leugnen, dass die Revolution die Völker, wie die Fürsten und Regierenden, die sich auf ihre wahre Würde verstehen, auf einen höheren Standpunct gehoben hat?"

Druck und Papier dieses Werkes sind zu loben. Von Druckfehlern ist kaum etwas zu finden, wie Th. I *Towe-send* für *Townsend*.

C. F. M.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Bremen, b. Kaiser: *Christliche Lieder* von Dr. *J. G. H. Gistemann*, erstem Prediger an der evangel. luther. Kirche zu Emden. 1833. XII u. 195 S. 8. (20 gr.)

Diese Liedersammlung eines der gelehrten Welt als religiöser Dichter bereits bekannten Vfs. enthält zwar keinesweges die Früchte einer höheren Begeisterung, dagegen liebliche Gaben eines kindlich-frommen Gemüths, welche, wenn auch die schärfere Kritik manche Ausstellungen zu machen sich veranlaſst finden sollte, nichts desto weniger als ein schätzbarer Beytrag zu dem Kranz unserer heiligen Dichtung betrachtet und zur Erbauung empfohlen zu werden verdienen.

Die hier gebotenen Lieder bilden eigentlich laut der Vorrede die Sammlung der zerstreuten religiösen Gedichte des Vfs., welche theils in den *religiösen Gedichten* Leipz. 1819. in *Hosiana oder das Leben Jesu, dargestellt in Gesängen deutscher Dichter.* Hannov. 1821. theils in mehreren *Jahrbüchern* erschienen, oder bereits in *Gesangbüchern*, namentlich dem *Gothaischen* Gesangbuche 1828, und in dem von dem Vf. redigirten *Anhange* zum *Ostfriesischen* einen Platz gefunden haben.

Eine reiche Mannichfaltigkeit des Stoffes liegt hier vor; die wichtigsten Gegenstände des christlich-religiösen Lebens sind, ohne jede Hinneigung zum Mysticismus, nach meist bekannten und gut gewählten Melodieen besungen.

IX.

Greiz, b. Henning: *Frommer Jungfrauen Gemüthsleben.* Von *Lina Reinhardt.* 1833. Erster Theil. XII u. 180 S. Zweyter Theil. XII u. 176 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Name der Vfrin. ist dem Publicum nicht unbekannt. Vorstehende Schrift ist derselben nicht unwürdig. Denn wiewohl sie von den gewöhnlichen Fehlern der schriftstellernden Frauen nicht frey ist, so muss Rec. diese Blätter doch zu den besseren Leistungen dieser Gattung rechnen, und trägt kein Bedenken, dieselben gebildeten Jungfrauen zu einer gewinnreichen Lectüre zu empfehlen. — Die Vfrin., erfüllt von der Bestimmung des Weibes, spricht mit eben so viel Verstand, als Erfahrung ihre Lebensansichten aus. Ueberall schwebt eine schöne Idee vor. Durchdrungen von ächt-christlichem Sinne, wie derselbe in dem Gemüthe des edeleren Weibes sich darstellt, verbindet sie auf eine sinnige Weise das Irdische mit dem Himmlischen, und knüpft an die verschiedenen Erscheinungen des Lebens Betrachtungen höherer Art. Die Welt ist ihr ein Spiegel der Gottheit, an welchen sie mit weiblicher Grazie ihre jüngeren Schwestern führt, um ihnen den Blick in die heilige Welt des frommen Glaubens zu öffnen, und sie zur Erfüllung der schweren Pflichten des Weibes in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens zu ermuntern und zu kräftigen.

IX.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1833.

NATURKUNDE.

1) Coblenz, b. Hölscher: *Das Bad zu Bertrich im Grossherzogthum Niederrhein nach seinen physikalisch-chemischen Verhältnissen und nach seinen Heilkräften beschrieben.* Mit einer Uebersicht der Merkwürdigkeiten der vulcanischen Eifel. Für Aerzte, Kurgäste und Freunde der Naturforschung von Dr. *Chr. Friedrich Harless*, Königl. Geh. Hofrath und Professor u. s. w. Nebst 2 Abbildungen in Steindruck. 1827. XII u. 412 S. kl. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

2) Bonn, b. Büschler: *Die Stahlquelle zu Lamscheid im K. Preuss. Regierungsbezirk Coblenz nach ihren physikalisch-chemischen Eigenschaften und nach ihren Heilwirkungen,* beschrieben von Dr. *Chr. Friedr. Harless* und Dr. *Gustav Bischof*, Professoren zu Bonn. Nebst einer Abbildung in Steindruck. 1827. VI u. 106 S. kl. 8.

Die Beschreibungen von zwey Mineralquellen der K. Preuss. Rhein- und Mosel-Gegend: *Bertrich* eine alkalisch-salinischerdige und etwas eisenhaltige Therme von 25—26° R. Wärme, *Lamscheid* ein kalter stark eisenhaltiger alkalischer Säuerling. *Bertrich* hat in der Provinz einen nicht unbedeutenden Ruf hinsichtlich seiner heilenden Wirkungen, und liegt in einer höchst romantischen, für den Naturforscher im Allgemeinen und für den Geognosten insbesondere sehr merkwürdigen Gegend, in der Nähe der Mosel; *Lamscheid* ist von medicinischer Seite in der neueren Zeit am Rhein kaum gekannt und liegt drey Stunden von diesem Strome (von Boppard) ab auf einem rauhen Gebirgsrücken in einer in jeder Beziehung schlechten Gegend.

Bertrich verdiente in vielfacher Hinsicht eine gute Beschreibung; eine grosse Ausführlichkeit ist auch der vorliegenden nicht abzusprechen, nur möchte sie hin und wieder etwas zu breit gerathen, in einem zu weitschweifigten Stile geschrieben seyn. Zunächst wird die Oertlichkeit und die Lage von Bertrich, die Boden- und Gebirgs-Beschaffenheit, das Klima und die Vegetation beschrieben. Das Geognostische ist meist aus den Arbeiten von *Steininger*, *Keferstein* und *von Dechen* entnommen, und gewährt in der Schilderung der dortigen unverkennbaren neueren Vulcane, deren Thätigkeit aber doch wohl über unsere historische Zeit hinausliegt, besonderes Interesse. In einem folgenden Abschnitt führt der Vf. den Kurgast zu den wichtigsten Puncten der entfernteren Umgebungen Bertrichs. Ausflüge in die Eifel werden gemacht; der eigenthümliche Charakter und insbesondere die vulcanischen Bildungsverhältnisse dieses Gebirges werden ins Auge gefasst, und mit reichlicher Benutzung der literarischen Quellen über diesen Gegenstand von *Steininger*, *Nöggerath*, *Stengel*, *Behr*, *van der Wyk*, *Dethier*, *Montlosier*, *G. Bischof* u. A. beschrieben; eine klare Darstellung mit der gehörigen Ordnung wird aber dabey häufig vermisst. Andere Ausflüge, die der Vf. minder ausführlich schildert, beziehen sich auf die Moselgegend. Ferner werden geschichtliche Nachrichten über das Bad gegeben, die physischen und chemischen Eigenschaften der Quellen geschildert, auch zwey sehr von einander abweichende chemische Analysen von *Mohr* und *Funke* mitgetheilt, welche Beide wohl mancherley Ausstellungen zulassen. Diese Schwäche seines Werks fühlt der Vf. selbst und äussert sich darüber in der Vorrede. Dem chemischen Theile folgt eine Beschreibung des Kurhauses und der Bäder in ihm, Angabe deren Unzulänglichkeit und Vorschläge zu erweiterten neuen Anlagen. Den Schluss machen die medicinischen Beobachtungen, die Anweisung zum zweckmässigen Gebrauch der Bade- und Trink-Kur, eine Schilderung des dortigen Badelebens und ökonomische Notizen. Im Allgemeinen werden die Wirkungen des Bertricher Bades und des Trinkens auf die verschiedenen Ab- und Aussonderungs-Systeme, auf das Nervensystem als beruhigendes Mittel und auf die inneren Zeugungs-Organe, insbesondere des weiblichen Geschlechts, gepriesen, durch Krankengeschichten wird die Heilwirkung in folgenden besonderen Krankheiten nachgewiesen: in der Gelenkgicht, der rheumatischen Gicht, in den Skropheln, in der Rhachitis, in chrononischen Hautausschlägen von herpetischlichenöser Art, in Verdauungskrankheiten, bey Säure, Gallenergiessungen u. s. w., in Krankheiten der Harnabsonderungen und der Blase, in Haemorrhoidalbeschwerden, in der Dysmenorrhoe, dem weissen Fluss, der Bleichsucht, in der Hypochondrie, der Hysterie, dem Veitstanz, der Hysteralgie, der Unfruchtbarkeit, in allgemeiner

Nervenschwäche, in Lähmungen und in Halblähmungen.

Die Schrift gehört, ungeachtet der gerügten Mängel, zu den besseren Badeschriften. Ihr Gegenstand war aber auch ein ganz besonders und vielseitig interessanter. Denn es mag in der That wenig Bäder in Deutschland geben, die in ihren Gesammtverhältnissen so viel Merkwürdiges darbieten, wie das kleine, bisher fast nur in der Niederrhein- und Mosel-Gegend bekannt gewordene Bertrich. Da diese Schrift eigentlich die erste grössere literarische Arbeit über dieses Bad ist, so hat sie durch die Neuheit ihres Inhalts noch besonderen Werth. Ueberall ist zu erkennen, dass sie aus der Feder eines recht gelehrten Mannes kommt, von dem es nur zu bedauern ist, dass er sich so leicht zu Abschweifungen und Excursen verleiten lässt, welche ihn oft zu sehr von dem Plane seiner Arbeit entfernen. Sonst hätte das Buch, ohne Beeinträchtigung seines Werthes, auf ein bedeutend geringeres Volumen gebracht werden können.

Die viel kleinere Schrift über die Stahlquelle zu *Lamscheid* hat den grossen Vorzug, dass ein gerade in diesem Fache sehr ausgezeichneter Chemiker, *G. Bischof*, als Mitarbeiter auftritt. In dem ersten Abschnitte (von Hn. *Harless*) sind Lage und Oertlichkeit des lamscheider Brunnens, nächste Umgebung desselben, die Gebirgsbeschaffenheit und die zum Brunnen gehörigen Wirthschafts- und Bade-Gebäude wohl etwas zu glänzend gemalt, und in dieser Beziehung möchte der Kurgast, der den Brunnen zu besuchen beabsichtiget, leicht das Colorit der Natur und Kunst an diesem Puncte weniger ansprechend finden. Was im zweyten Abschnitte (auch von *Harless*) „zur Geschichte des Brunnens" vorkommt, ist unbedeutend. Der dritte Abschnitt (vom Prof. *G. Bischof*) enthält unter der Aufschrift „physikalische und chemische Untersuchung des lamscheider Mineralwassers" eine recht tüchtig durchgeführte vollständige qualitative und quantitative Analyse, an welche sich sehr interessante allgemeine Bemerkungen über dieses Wasser hinsichtlich der geognostischen Verhältnisse der Umgegend anschliessen. Manche Ideen, die der Vf. in seinem mit so ausgezeichnetem Beyfall aufgenommenen früheren Werke: „die vulcanischen Mineralquellen Deutschlands und Frankreichs" bereits aufgestellt hatte, werden hier noch näher ausgeführt und durch neue Beobachtungen ferner begründet. Der vierte Abschnitt (wieder vom Prof. *Harless*): „die Heilwirkungen des lamscheider Brunnens" stellt eine Vergleichung desselben mit anderen Stahlquellen, allgemeine Bemerkungen über die Verschiedenheit derselben, und Bestimmungen für die Anwendung des lamscheider Brunnens als Kurmittel auf. Was hier in medicinischer Hinsicht mitgetheilt wird, sind meist Folgerungen, auf den chemischen Gehalt der Quelle gegründet, nicht Resultate einer umsichtigen Erfahrung, denn bisher ist die Quelle nur sehr wenig benutzt worden, — und die öde, traurige Gegend, worin sie auf dem unwirthbaren Hundsrück-Gebirge liegt, wird Lamscheid auch wohl nie zum eigentlichen Kurort machen. Die Quelle selbst ist als ein reich kohlensaueres Eisenwasser grade nicht unbedeutend zu nennen, obgleich sie ihrem Gehalte an Salzen nach eben nicht ausgezeichnet ist; in einer anderen Gegend, und in grösserer Entfernung von den so vielen vortrefflichen Mineralwassern des Niederrheins gelegen, könnte die Quelle immer einige Celebrität erlangen.

Im Ganzen genommen ist die kleine Schrift gedrängt geschrieben, voll von nicht unwichtigen Thatsachen und verdient die Aufmerksamkeit der Naturforscher, weniger die der praktischen Aerzte.

Kr.

BERLIN, b. Rücker: *Lehrbuch der Naturgeschichte der Fische.* Von *Julius Minding.* (Mit einer Kupfertafel, die auch colorirt zu erhalten ist.) 1832. XII u. 131 S. gr. 8. Die Kupfertafel gross Fol. mit 72 Fig. (16 gr.)

„Das vorliegende Werkchen soll eine, für höhere Unterrichtsanstalten geeignete Darstellung der Naturgeschichte der Fische abgeben" sagt der Vf. zu Anfang der Vorrede, und glaubt, dass es diesen Zweck, ungeachtet der Concurrenz, besonders auch wegen seines wohlfeilen Preises, erfüllen werde. Es scheint fast, als habe die Tafel Veranlassung zur Abfassung gegeben, denn sie war früher gestochen und ihretwegen ist das *Linné*sche System beybehalten worden, welchem, ob es gleich rein künstlich, der Vf. doch das Wort redet, und mit Recht, denn es soll ja nur das Mittel seyn, durch welches der Lehrling zur Kenntniss der Gegenstände gelangt. „Das sinnverwirrende Erlernen todter Namen" bemühte sich der Vf. durch Angabe ihrer Ableitung zu beseitigen, was gewiss zu loben, so wie der bekannte Grundsatz des *Fabricius* — Namen brauchten keine Bedeutung zu haben, — schlechterdings zu verwerfen ist. — Sehr bescheiden spricht sich der Vf. noch über die Weglassung seiner „persönlichen" (individuellen) Ansichten aus, da dergleichen in ein Schulbuch nicht gehörten und bemerkt, dass diesem Compendium mehrere, zunächst das über die Vögel, folgen sollen.

Wir kennen die Schulpläne der höheren Preussischen Schulen nicht, wissen daher auch nicht, ob in denselben Naturgeschichte vorgetragen wird (in den Klosterschulen geschiehts nicht!), bedauern aber im entgegengesetzten Fall, wenn irgend eine derselben einen so wackeren Schulmeister entbehrt, als Hr. *Julius Minding*, der eben noch keinen Titel zu haben scheint — nach dem Buche zu schliessen, wohl seyn oder werden dürfte. Man hat an *Cuviers Histoire naturelle des Poissons* die schöne Darstellung gerühmt — wir meinen, der Vf. habe den *Secrétair perpetuel de l'Académie*, den Vf. so vieler *Eloges historiques* noch übertroffen. Die Einleitung ist so fliessend, so unterhaltend, doch ohne alle Uebertreibung und poetische Auswüchse geschrieben, dass man eher irgend eine Unterhaltungsschrift als etwas streng Wissenschaftliches zu lesen meint, und wir bekennen, dass sie uns nicht gestattet hat, sie mit Unterbrechung

zu lesen, ja sie bestach uns, das ganze Buch so eifrig und begierig durchzulesen, dass wir fast seine kleinen Fehler übersehen hätten. — Dazu gehören aber zuerst einige *Druckfehler*, welche in dem desfallsigen Verzeichnisse sich nicht finden. — Weiter rechnen wir dazu, dass der Vf. alle Hinweisung auf Literatur wegliess. Wir meinen nicht bey den einzelnen Arten, sondern bey der Geschichte der Wissenschaft, wo er wohl die Hauptwerke anführen konnte, damit z. B. der Lehrling später auf der Universität, oder auf Reisen sich dieselben in Bibliotheken wenigstens besehen könne. Die Eintheilung der Einleitung in § wäre zweckmässig gewesen, so wie man mehr Notizen, wie diejenige über Commerson ist, gern gelesen haben würde. Man vermisst ferner ein deutsches Register; auch sehr ungern die Namen der Autoren, hinter den Namen der Gattungen und Arten, und können es nicht billigen — als treuer Anhänger *Illigers* — *Genus* durch *Geschlecht* übersetzt zu sehen — will der Vf. nicht *Gattung*, nun so nehme er *Okens Sippe!* —

Noch verdient das System des Vfs. einige Aufmerksamkeit, indem es eine glückliche Mitte zwischen dem *Linné's* und neueren Anordnungen hält, wir geben daher einen kurzen Ueberblick desselben.

I. *Cartilaginei.* — A. *Chondropterygii.* a. *Cyclostomata.* b. *Plagiostomata.* — *Rajae*, *Chimaerae*, *Squali.* — B. *Branchiostegi.* a. *Accipenseres.* b. *Lophioides.* c. *Plectognathi.* 1. *Gymnodontes*, 2. *Sclerodermata.* d. *Lophobranchi.* e. *Discoboli.* f. *Aulostomata.* —

II. *Pisces ossei.* — C. *Apodes.* 𝔄. *Malacopterygii.* 1. *Muraenoides.* 2. *Ophidium.* 3. *Ammodytes.* 4. *Clupeoides.* 5. *Cyprinoides.* 𝔅. *Acanthopterygii.* 1. *Taenioides.* 2. *Blennioides.* 3. *Scomberoides.* 4. *Squamipennes.* — D. *Jugulares.* — 𝔄. *Malacopterygii.* — *Gadoini.* Hier kommt eine Gattung (wenn errichtet?) *Asellus* — *Merlan Cuvier's* vor, deren Namen verwerflich, ob er schon für ein Crustaceum und zwar lange her, im Gebrauch. — Die folgende *Hydronas* entspricht den *Merluches Cuvier's.* — *Enchura* ist *Brosmius Cuvier's.* — 𝔅. *Acanthopterygii.* 1. *Blennioides.* — Die Gattung *Salius* ist *Cuvier's Salarias* — 2. *Percoides.* 3. *Scomberoides.* — E. *Thoracici.* 𝔄. *Malacopterygii.* 1. *Macrurus.* 2. *Asymetrici* (*Pleuronectes Linné*). — 3. *Platycephali* (*Echeneis etc.*) — 𝔅. *Acantopterygii.* 1. *Taenioides.* 2. *Blennioides.* 3. *Labroides.* 4. *Percoides.* 5. *Scomberoides.* — Die Gattung *Pompilus* entspricht *Centronotus Lacépède.* Da dieser Name von *Schneider* an die Gattung *Muraenoides Lacép.* vergeben, so schlägt der Vf. den ersteren Namen vor, der aber ebenfalls verwerflich, da ihn *Fabricius* längst an eine Grabwespe vergab. — *Histiophorus* steht hier, als richtiger für *Istiophorus.* — 6. *Squamipennes.* — F. *Abdominales.* 𝔄. *Malacopterygii.* 1. *Siluroides.* — Die Gattung *Stearopterus* entspricht den *Bagres Cuvier's.* — Die Gattung *Anacanthus* ist *Lacépède's Malapterurus.* — 2. *Salmones.* — *Choregon* ist *Cuvier's* Gattung *Thymallus.* — *Salmosaurus* ist *Saurus Cuvier's.* — 3. *Lucioides.* — *Psalidostomus* ist *Lepisosteus Lacépède.* — 4. *Clupeoides.* — 𝔅. *Acanthopterygii.* 1. *Percoides.* 2. *Scomberoides.* 3. *Aulastomata.*

Wir hoffen, dass uns der Vf. bey den folgenden Bänden die Mühe spart, zu seinen neu benannten Gattungen die bekannten Synonyma aufzusuchen. In ein *Schulbuch* gehören dergleichen Neuerungen nicht, oder das gleich bedeutende Aeltere muss dabey angezeigt werden.

Die Kupfertafel ist mehr malerisch als genau. Sie lässt hinsichtlich der Darstellung der Schuppen, der Anzahl der Flossenstrahlen, der Beschuppung des Kopfes sehr viel zu wünschen übrig. Möchte dieser Tadel bey folgenden Lieferungen berücksichtigt werden. Man soll am wenigsten die Jugend durch oberflächliche Darstellungen leiten. Je genauer, desto besser, das sollte aber ein Kupferstecher, wie *Guimpel*, der in der Naturgeschichte einheimisch ist, wissen.

Volles Lob verdient der Verleger für schönes Papier, schönen Druck und den äusserst billigen Preis.

— o —

Kopenhagen, in der Wahlschen Buchhandlung: *Literaturae scientiae rerum naturalium in Dania, Norvegia et Holsatia usque ad annum MDCCCXXIX Enchiridion* in usum physicorum et medicorum scripsit M. *Winther*, Chirurgus turmalis copiarum equestrium Fionensium. 1829. VIII u. 233 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Nur als Warnungstafel ist diese Anzeige des angeführten Buches zu betrachten, damit Keiner glaube, hier ein Literaturlexicon über den fraglichen Gegenstand zu finden. Das Buch ist so voll Fehler und Mängel, so dass es nur in dieser Hinsicht eine Anzeige verdient; denn ein Literaturlexicon der Naturgeschichte eines Landes, in welchem weder die Titel der Schriften, noch die Jahreszahlen, noch die Namen der Verfasser richtig angegeben worden sind, hat — wie bekanntlich — weder mit der Naturgeschichte, noch mit der Literatur etwas zu schaffen. Ein solches Buch ist das vorliegende. Auch sind in demselben ganze Zweige der Naturwissenschaften mit Stillschweigen übergangen, und das Ganze wimmelt noch überdiess von Druckfehlern.

N. J. B.

MUSIK

Mainz, Paris und Antwerpen, b. Schotts Söhnen: *Gottfried Webers Theorie der Tonsetzkunst.* Dritte Original-Auflage. Fünfte und letzte Lieferung. Mit einem Titelk. 1832. XLV u. 205 S. 8. (compl. 6 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 255.]

Diese letzte Lieferung enthält theils eine Vervollständigung und nachträgliche Berichtigung einzelner

Puncte des Ganzen, theils eine Biographie des Vfs. mit einem alphabetischen Wort- und Sach-Register. Der Vf. hat zuförderst einzelne Materien aus den Vorreden zur ersten, zweyten und dritten Auflage seines Werkes ausgehoben und sie mit neuen Ansichten und Erfahrungen erweitert aufgestellt. Wenn er früher schon der Meinung gewesen ist, dass die praktische Ausübung der Tonkunst einen ungemeinen Vorsprung vor der Theorie auch noch zu unserer Zeit habe, so ist es ihm jetzt zur unumstösslichen Ueberzeugung geworden, dass, ungeachtet der entschiedenen und sich vermehrenden Neigung mancher Kunstfreunde für eine tiefere Einsicht in das Wesen der Tonkunst, letztere sich nicht durch jedes Handbuch und auf kurzem Wege erwerben lasse, sondern im Gegentheil ein längeres Studium dazu erfoderlich sey. Von dieser Seite betrachtet, wird einmal die irrige Meinung von der zu grosen Weitläufigkeit dieses Werkes, als auch die falsche Ansicht von der einseitigen Brauchbarkeit desselben, die es nur für Geübtere zu haben scheinen könnte, von selbst wegfallen, da es für Anfänger und Geübtere berechnet ist. Uebrigens bescheidet sich der Vf., dass zum schnellen und glücklichen Erfassen des Schönen allerdings Genie gehöre, so wie, dass auf dem weiten und noch lange nicht hinlänglich durchwanderten Gebiete der Tonkunst, auch in seinem Werke wohl noch mancher ihm vorgeschwebte Punct dennoch unbeleuchtet geblieben sey. Ausdrücklich aber tritt übrigens der Vf. der Meinung, nach welcher man seine Theorie zu einem philosophischen System hat erheben wollen, zu dessen Begründung die Kunst sich wenigstens jetzt noch nicht eigene, dadurch entgegen, dass er das wahre Wissen aus der Tonkunst blos auf eine Anzahl von Erfahrungen und Beobachtungen beschränkt. In dem Zwischenraume der Herausgabe des vorliegenden Werkes waren übrigens zwey Autoren, *Werner* und *Schneider*, nicht müssig gewesen aus der Theorie des Vfs sehr Vieles meist wörtlich zu entlehnen, aber auch hin und wieder falsch anzuwenden, um vielleicht für den Aufschub derselben zu entschädigen; welches beides der Vf. ausführlich beweist und beklagt. Er selbst aber, bey seinem unverkennbarem Streben nach Vollendung und bey der einleuchtenden Verbesserung der dritten Ausgabe seiner Theorie, sieht sich gleichwohl zu dem Geständnisse gedrungen, dass auch bey dem lebhaften Wunsche, seinem Werke den möglichsten Umfang zu geben, gleichwohl, aus fast gänzlichem Mangel an glücklicher Muse, manches Wichtige als: doppelter Contrapunct, Fuge, Instrumentation, Vocalcomposition, Scansion, Declamation, Aesthetik u. s. w., habe übergangen und der Zukunft überlassen werden müssen. Möge es darum seinem Wunsche noch gelingen! Das alphabetische Inhaltregister hat Rec. reichhaltig und angemessen gefunden, obgleich er den Unterschied von Chor- und Kammer-Ton darin vermisst.

Am Schlusse des Ganzen findet sich eine Autobiographie des Vfs., die dem Wesentlichen nach hier nicht am unrechten Orte seyn wird. *Gottfr. Weber*, geb. d. 1 März 1779, im Städtchen Freinsheim (Rheinbayern), wo sein Vater Hofgerichtsrath war, kam 1794, nach vollendeten ersten Studien bey dem Pfarrer seines Geburtsortes, zur weiteren Fortbildung zur akademischen Laufbahn in das Haus seines Grossvaters (Hofkammerdirectors) in Mannheim. Er begann 1796 die akademische Laufbahn in Heidelberg, und setzte, nachdem er in den Jahren 1797—1799 in vorzügliche Städte Deutschlands gereiset und bey einer angesehenen Advocatur in Mannheim angestellt war, seine Studien von 1800 in Göttingen fort, bis er sie 1802 in Wetzlar als Practicant am Reichskammergericht vollendete. Die Anführung der Bekleidung verschiedener Aemter bis zum Jahre 1832, wo er in Darmstadt als General-Staats-Procurator lebt, übergehen wir hier. Mehr aber möchten wir bey dem Gange seiner musikalischen Bildung verweilen, wenn es dem Vf. gefallen hätte, genauer und tiefer in seinen Gegenstand einzudringen. Ein lebendiges und klares Bild seiner Individualität aber in Ansehung musikalischer Entwickelung und Vervollkommung würde in der That dem Auge und Gefühle eines Kunstjüngers wohlthätig werden müssen. Denn, was ist lehrreicher, als Beyspiele? Was der Vf. darüber berichtet, ist, dass er sich als Geschäftsmann in den wenigen Nebenstunden mit Musik beschäftiget, im Knabenalter anfänglich zwar einen Widerwillen gegen das Clavierspielen gehabt, später aber in Mannheim, durch den Unterricht des Flötisten Appold, Liebe zu diesem Instrumente gewonnen habe. Nach und nach lernte er die Kunst mehr kennen und für sie wirken, indem er das musikalische Conservatorium in Mannheim und die dortige ständige Kirchenmusik in der Hofkirche stiftete, worin vollstimmige Werke höheren Stils aufgeführt wurden. Versuche auf der Orgel, so wie auf Saiteninstrumenten, machten, dass er bald, namentlich auf dem Violoncell, als Concertspieler auftrat. Bey einem lebendiger werdenden Drange zur Composition brachte der Vf., noch ohne Begriff von einer Compositions-Theorie, wozu er nirgends hinreichende Belehrung fand, dennoch einige Messen zur Aufführung. In Mainz, wo er sich 1814 aufhielt, erhielt er die Direction des musikalischen Museums und die Leitung der Oper, schrieb eine Akustik der Blasinstrumente — über Erfindung der Doppelposaune — begann und vollendete in den folgenden Jahren seine Theorie der Tonsetzung, die mit 1832 in der *dritten* Auflage erschien. Als Auszeichnung wurde ihm zu Theil, dass er von der Akademie in Stockholm, dem Verein der Tonkunst in Rotterdam, dem thüring. sächs. Vereine und der Schweitzerschen Musikgesellschaft als Ehrenmitglied aufgenommen wurde.

D. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, in d. Haude- und Spener'schen Buchh.: *Nouvelle grammaire pratique.* Neues praktisches Handbuch der französischen Sprache, zum Haus- und Schul-Unterricht für Söhne und Töchter, von *C. Ph. Bonafont.* 1832. VI und 346 S. gr. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

2) Leipzig, in d. Hinrichs'schen Buchh.: *Die Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache,* in einem Grundrisse für mündliche Vorträge dargestellt von (vom) Prof. *J. R. Wilh. Beck,* öff. Lehrer der franz. Spr. an d. Univ. zu Leipzig. 1832. IV u. 120 S. 8. (10 gr.)

3) Berlin, Posen u. Bromberg, b. Mittler: *Die Anfangsgründe der französischen Sprachlehre,* wissenschaftlich und zugleich in einer leichten und klaren Uebersicht dargestellt von *August Arnold.* 1832. X. u. 20 S. 8. (3 gr.)

4) Wiesbaden, b. Ritter: *Praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische.* Eine vollständige Sammlung von Uebungsstücken über alle Regeln einer jeden Sprachlehre, mit besondererer Rücksicht auf die Paragraphen der Sprachlehre von *Sanguin,* nebst einer Anweisung zur Pronominal-Construction und einer vollständigen Abhandlung über die Participien für die mittleren Gymnasialclassen eingerichtet von *H. Barbieux,* Lector d. fr. u. engl. Spr. am Gymn. zu Weilburg. 1832. 111 S. 8. (10 gr.)

5) Strasburg, b. Levrault: *Premières lectures françaises* pour les écoles primaires de l' Alsace. Avec un vocabulaire français-allemand. *Deuxième édition.* 1832. XII u. 204 S. 12. (9 gr.)

6) Ebendaselbst, b. dems.: *Secondes lectures françaises* à l' usage des classes supérieures des écoles primaires, faisant suite aux premières lectures françaises. Par *J. Willm.* 1832. X u. 406. 12. (1 Rthlr.)

7) Berlin, b. Cosmar und Krause: *Nouvelles lectures françaises,* oder Auswahl von Lesestücken aus den neueren französischen Classikern, nebst (einem) *Vocabulaire* und kurzer (n) Lebensbeschreibung (en) der Verfasser, für Gymnasien und höhere Bürgerschulen, von *Ferd. Henri Cornand,* Lehrer d. fr. Spr. an mehreren öff. Lehranstalten. 1832. VIII u. 224 S. 8. (12 gr.)

8) Heilbronn, in d. Classischen Buchh.: *Numa Pompilius, second roi de Rome,* par Mr. *de Florian.* Mit grammatischen Erläuterungen und kleinen deutschen Aufgaben, einem vollständigen Wörterbuch und geographisch-historischem Register, für den Schul- und Privat-Unterricht herausgegeben von *Conrad von Orell,* Lehrer an der Bürgerschule in Zürich. *Zweyte* verbesserte *Auflage.* 1832. VIII u. 354 S. 8. (12 gr.)

9) Frankfurt a M., b. Schmerber: *Neue Anthologie deutscher Aufsätze mit französischer Uebersetzung und französischer Aufsätze mit deutscher Uebersetzung.* Ohne Jahrzahl. 176 S. 8. (1 Rthlr.)

Um in unseren, der gesammten Literatur gewidmeten Blättern nur einigermassen eine Uebersicht der französischen Schulschriften liefern zu können, muss sich Rec., sobald, wie dermalen, kein Hauptwerk anzuzeigen ist, so kurz als möglich fassen. Er theilt daher in nachfolgenden Bemerkungen eine gedrängte Charakteristik der genannten Schriften mit, und belegt sein Urtheil immer nur mit wenigen, der Menge ihm aufgefallener Sätze entnommenen Beyspielen.

No. 1 ist ein mit Recht „praktisch" genanntes Lehrbuch (zu einem „Handbuche" gehört eigentlich mehr) der französischen Sprache, indem es mit lobenswerther Klarheit und Vollständigkeit die einzelnen Materien entwickelt, und den Anfängern über alle wissenswürdigen Gegenstände genügenden Aufschluss ertheilt, wie sich das von dem Vf. auch nicht anders erwarten liess, da er seine Kenntniss des Französischen schon durch so viele Werke beurkundet hat, dass wir ihn sogar vor dem „Zuviel" warnen zu müssen glauben. Das Buch zerfällt in drey Abtheilungen, deren erste die Regeln von der Aussprache und die Lehre von sämmtlichen Redetheilen (Artikel, Haupt-, Bey-, Für-, Zeit-, Binde-, Vor-, Neben- und Empfindungs-Wort) mit Ausnahme des Zeitwortes, enthält, die zweyte vom Zeitworte, die dritte von der Wortfügung und den Participien handelt. Hr. *B.* hätte

gewiſs eine tüchtigere Anordnung treffen können. Denn warum er das nach S. 35 doch auch zu den Redetheilen gehörige Zeitwort wiederum von denselben ausschied, und in eine besondere Abtheilung verwies, wozu durchaus kein *innerer* Grund vorhanden ist; warum er ferner die Lehre von den Participien getrennt vorträgt, sieht Rec. eben so wenig ein, als er es billigen kann, daſs manche syntaktische Regeln, z. B. im 4 und 5 Cap. der 2 Abth., bey Gelegenheit der Formenlehre beygebracht, und nicht in einem besonderen Abschnitte der 3 Abth. erörtert worden. Die Einzelnheiten sind weit besser bearbeitet. Sie verdienen das ihrer Behandlung oben schon ertheilte Lob, und verleihen der Grammatik eine groſse Brauchbarkeit. So hat z. B. der Vf. die Lehre vom regelmäſsigen Zeitworte durch sehr zweckmäſsige und vollständige Paradigmen in bejahender, verneinender, fragender und mit Verneinung fragender Form von S. 122 bis 253 erläutert; er hat die unregelmäſsigen Zeitwörter mit vieler Klarheit dargestellt; die Stellung der *Pronoms* — so schreibt der Vf. und doch auch wieder lateinischer Weise *Verba* — befriedigend entwickelt u. s. f., ohne dabey aus der Rolle des Grammatikers zu fallen und, wie das sonst gewöhnlich ist, mit der Sprachlehre zugleich ein kleines Lexicon, ein Lesebuch und Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische zu liefern. Daſs sich hier und da etwas ändern lieſse, ist bey der Masse zu berücksichtigender Gegenstände nicht gut anders möglich. Wir verweisen nur der Kürze wegen auf Cap. 1, wo es S. 4 §. 2 heiſst: „Seinen natürlichen Klang behält *ai* in *vrai* wahr, *frais* frisch, *trait* Zug, *jamais* niemals, *mais* aber, *aide* Hülfe, *aile* Flügel, *fait* gemacht, *relais* Vorspann, *air* Luft, *haie* Hecke." Den natürlichen Ton hat aber Hr. *B.* gar nicht angegeben, und jeder Anfänger wird demnach darunter denjenigen Ton verstehen, welchen die gedachten Buchstaben im Deutschen haben, wodurch ein groſser Irrthum erzeugt würde. — Wenn es ferner (S. 7) heiſst, wie *ain* (eng) werde *ui vor n* ausgesprochen: so ist dieſs eine Uebereilung, denn *ui mit n* oder *uin* hat in einigen Wörtern diesen Laut. — S. 24 liest man: „*V* ist das französische *W* und wird allenthalben wie das deutsche *W* ausgesprochen." Aber der Ausdruck „das französische *W*" hat gar keinen Sinn. Der Vf. selbst führt ja unter den französischen Buchstaben kein *W* auf. — S. 25 erfährt man zwar, wie *X* am Ende der Wörter in Verbindung mit einem Vocale, nicht aber, wie es daselbst vor einem Consonanten ausgesprochen werde. Dergleichen lieſse sich wohl noch Manches anführen; allein wir glauben die Verbesserung solcher kleinen Mängel dem Vf. selbst überlassen zu können.

Nr. 2 ist ebenfalls ein sehr brauchbares Buch. Hr. *B.* hat durch dasselbe einen sehr glücklichen Gedanken zu verwirklichen gesucht. Die *Eigenthümlichkeiten* der französischen Sprache sind es nämlich, welche die Erlernung derselben schwierig machen, nicht, was sie mit anderen, uns bekannten Sprachen gemein hat; die Darstellung der Eigenthümlichkeiten muſs deshalb von groſsem und von um so gröſserem Nutzen seyn, wenn sie ohne den Schwall bekannter oder sich von selbst verstehender Mittheilungen klar und bündig vor Augen gestellt werden. Nehmen wir nur die Lehre von der Aussprache. Selbst Nr. 1 trifft, wie fast alle französischen Sprachlehren, der Tadel, daſs dieser Abschnitt viel zu weitschweifig behandelt ist, weil sich der Vf. nicht bloſs mit Angabe der, dem Franzosen eigenthümlichen Aussprache begnügt, sondern auch bey den meisten Buchstaben noch die sich schon aus unserer Muttersprache ergebende Pronunciation aufgeführt hat. Bey Hn. *Beck* ist das Alles weit kürzer und dennoch gründlich — aber leider nicht *dargestellt*, sondern nur *angedeutet*. Dieser Umstand weist dem Buche sein Publicum genau an. Wir können es nämlich nur als Leitfaden bey akademischem oder überhaupt höherem französischem Sprachunterrichte, und nur Lehrern empfehlen, welche selbst Meister in ihrem Fache sind. Auch will es der Vf. nur solchen in die Hand gegeben sehen, denn, wer nicht sehr gründliche Kenntnisse hat, wird auf jedem Bogen einen Stein des Anstoſses finden, den er nicht wegzuräumen vermag.

Ueber Nr. 3 ist wenig mehr zu sagen, als daſs es das den ersten Anfängern Nothwendigste aus der Lehre von der Aussprache, von den Haupt- und Bey-Wörtern, ihrem Geschlechte, der Bildung des Pluralis, der Declination, den Vergleichungsstufen; ferner von den Zahlwörtern, den verschiedenen Arten der Fürwörter, vom Zeitworte und der Wortfolge enthält. Auſser einigen Hauptregeln können natürlich auf dem beschränkten Raume nur Paradigmen gegeben seyn. Für den allerersten Unterricht genügen sie, nur hätte das Passivum u. s. w. nicht so gar mager behandelt werden sollen. Durch Beschränkung der auſserordentlich lang ausgefallenen Vorrede, welche halb so lang ist, als das ganze Buch (!), und Gegenstände behandelt, welche eigentlich auſser der Sphäre des Schriftchens selbst liegen, und in eine weitläuftigere Sprachlehre gehören, hätte der Vf. Platz genug dazu gewonnen. Eine so lange Rechtfertigung bedurften ja diese Bogen nicht, da sie einen guten Zweck auf gutem Wege befördern.

Nr. 4. Rec. hat sich oben schon gegen die Manier ausgesprochen, in die Grammatiken der französischen Sprache nicht allein die dahin gehörigen Regeln aufzunehmen, sondern in dieselben auch Uebungsaufgaben aller Art, kleine Wörterbücher, Gespräche u. dgl. m. zusammenzudrängen. Es ist weit gerathener, die grammatischen Regeln bloſs mit einigen classischen, zur Erläuterung nothwendigen und nützlichen französischen Beyspielen zu begleiten, alles übrige Material aber besonderen Lehr- und Lese-Büchern zu überlassen. Hr. *Burbieux* scheint hierin mit uns übereinzustimmen, indem er ein besonderes Buch zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische geliefert und dasselbe zwar hauptsächlich zum Gebrauche bey *Sanguin's* Grammatik bestimmt, doch auch bey anderen Sprachlehren

brauchbar eingerichtet, aber immer, wie auch der Titel besagt, die *mittleren* Classen gewöhnlicher Gymnasien im Auge gehabt hat, wo man die Kenntniss der Elemente schon voraussetzen darf. Mithin kann bey dem Unterrichte der ersten Anfänger das Buch nicht angewendet werden. Dasselbe zerfällt übrigens in drey Abtheilungen. Die erste (bis S. 49) enthält leichtere, d. h. für geübtere Schüler leichtere Sätze über die richtige Anwendung, Stellung und Beugung des Geschlechtswortes, Haupt-, Bey-, Für- und Zeit-Wortes. Dem Abschnitte von den Fürwörtern ist eine kurze Mittheilung über die Stellung derselben vorangeschickt, die im Ganzen genügt, aber doch namentlich gegen §. 1 und 3 einige Ausstellungen zulässt. Der Vf. sagt nämlich S. 20: „I. Die objectiv-verbundenen gewöhnlichen Fürwörter sowohl, als die Beziehungspartikeln *y* und *en* stehen regelmässig vor dem Hauptworte, und wenn dieses in einer zusammengesetzten Zeit steht, vor dem Hülfszeitworte." Sollte er nicht statt „Hauptwort" etwa „Zeitwort" haben sagen wollen? Wenn er dann fortfährt: „III. Bey der Frage steht das Subject unmittelbar nach dem Zeitworte": so nimmt er hier keine Rücksicht auf Sätze, wie: *L'er est-il le bien suprême?* wo das Subject selbst *vor* dem Zeitworte vorausgeht, in diesem Falle aber ein stellvertretendes Wort nachfolgen muss. Er holt zwar diese Bemerkung S. 22 Not. 7 nach, sie hätte aber gleich mit der Regel vereinigt werden müssen. Sonst herrscht grosse Verständlichkeit in den Angaben des Vfs. Sehr richtig sagt er S. 21 Anm. 1: „Die beiden Dative der dritten Person *lui* und *leur* stehen, anstatt vor, nach dem Accusativ, z. B. ich habe es ihm versprochen, *je le lui ai promis.*" Der Vf. von Nr. 1 begeht dagegen in diesem Puncte einen grossen Verstoss, wenn er S. 115 §. 7 sagt: „3) Kommen zwey Fürwörter zusammen: so müssen *le, la, les nach* den anderen gesetzt, *lui* und *leur* aber *vorgesetzt* werden." Unbefangen diesen Satz betrachtet, kann er nichts anderes ausdrücken, als: „*Le, la, les* stehen *nach*, *lui* und *leur* aber *vor* den anderen Fürwörtern." Das *soll* jedoch der Satz nicht heissen, sondern der Sinn soll seyn: „*Le, la, les* stehen vor *lui* und *leur*, aber hinter den übrigen Fürwörtern, z. B. *je me le* etc., *je le lui* etc." — Die zweyte Abtheilung (von S. 49 — 89) bringt zuerst eine kurzgefasste Erklärung des Unterschiedes der drey vergangenen Zeiten, des *Parfait défini*, *Imparfait* und *Parfait indéfini*. Schade, dass diese Andeutungen, namentlich über das *Parfait indéfini* zu kurz ausgefallen, und deshalb etwas undeutlich sind! Dann folgen wiederum Beyspiele über die Zeitwörter; hierauf eine wohlgeschriebene französische Abhandlung über die Orthographie der Mittelwörter, mit Beyspielen; weiter Sätze zur Uebung in dem Gebrauche der Neben-, Vor- und Binde-Wörter, sowie einige leichte Uebungen im Briefstile und zwey Fabeln. Die dritte Abtheilung (S. 90 — 111) enthält grössere und schwierigere Stücke, in welchen die wichtigeren Regeln und viele bemerkenswerthe Redensarten hauptsächlich berücksichtigt sind. Am Schlusse theilt sie namentlich einen Auszug aus *Schillers* dreyssigjährigem Kriege mit. Die Uebungsstücke sind meistens gut gewählt; mit besseren vertauscht wünschten wir etwa S. 53 die unwahrscheinliche Erzählung von Felix u. s. w., so wie S. 93 No. 8 die Erzählung von Io's Schicksalen. Die Phraseologie könnte etwas reichhaltiger seyn.

No. 5, ursprünglich für die Primärschulen des Elsass bestimmt, aber auch für den Unterricht von Anfängern in den Schulen Deutschlands geeignet, rührt von Hn. *Willm*, dem Vf. einer brauchbaren kleineren und grösseren französischen Sprachlehre, her. Auch dieses Lesebuch kann als brauchbar empfohlen werden. Es enthält in zwey Abtheilungen, deren erster leichtere Sachen einverleibt sind, als der zweyten, kleine Erzählungen, naturgeschichtliche Darstellungen, Lebensregeln, Parabeln und Fabeln, meistens bekannte, aus den Schriften Berquin's, Krummacher's, Florian's, Lafontaine's und Jussieu's gesammelt. Die Auswahl verdient unser Lob; die Anmerkungen sind sehr sparsam zugemessen und sollten mehr den Bau der Sprache berücksichtigen; das angehängte Wörterverzeichniss scheint im Ganzen vollständig.

No. 6 ist gleichsam ein neuer, zu No. 5 gehöriger Cursus desselben Werkes, obgleich es auch selbstständig gebraucht werden kann. Das Buch ist für etwas geübtere Schüler bestimmt und theilt denselben zur Uebersetzung 1) moralische Erzählungen und Anekdoten, 2) geschichtliche und geographische Darstellungen, 3) naturhistorische und technologische Schilderungen, 4) philosophische, moralische und religiöse Erörterungen mit. Die Auswahl der Abschnitte ist weit vorzüglicher, als in No. 5. Wir finden zwar auch hier manches Bekannte; aber die Stücke sind weit mannichfaltiger und von höherem Interesse für die heranreifende Jugend. So finden wir z. B. nur allein im zweyten Abschnitte, ausser vielen anderen Erzählungen, die Schilderung des Kampfes in den Thermopylen, der Pest in Athen, des sterbenden Sokrates, des Epaminondas, Alexanders des Grossen, Fabricius, Regulus, Caesar, Nero, Titus, der Einnahme von Jerusalem durch die Römer und von Constantinopel durch die Türken, Carl's des Grossen, des heiligen Ludwig IX, der Jungfrau von Orleans und ihres Todes, Heinrich's IV, Turenne's, Fénélon's, Peter's I, Carl's XII, Friedrich's des Grossen, Joseph's II, Washington's, einiger Scenen aus Napoleons Feldzuge in Russland u. s. w. Entnommen sind die Darstellungen aus den Werken von Bouilly, Fénélon, Saint-Lambert, Blanchet, Didérot, Martin, Montesquieu, Bossuet, Barthélemy, Ségur, Fr. v. Sevigné, Voltaire, Rulhière, Fontanes, Lacretelle, Gallois, Maltebrun, A. v. Humboldt, Buffon, Denon, Dampier, Lacépède, Chateaubriand, Volney, Forbin, Rousseau, Fr. v. Staël, Cuvier, Marmontel, Florian u. A. Ein kurzer Ueberblick der genannten Autoren zeigt jedoch, dass von den, jetzt für solche Sammlungen hauptsächliche Berücksichti-

gung verdienenden neueren und neuesten Heroen der französischen Literatur verhältnissmässig nur wenige benutzt sind, was bey einer neuen Auflage geändert werden müsste. Denn Frankreich selbst ist ein anderes geworden, als es zur Zeit Voltaire's, Fénélon's, Lafontaine's u. s. w. war, und mit seinem inneren und äusseren Zustande hat sich auch seine Literatur geändert, von der man daher ganz falsche Begriffe erhalten muss, wenn man immer nur jene älteren Autoren in solchen Lesebüchern ausgeschrieben sieht. Mit Recht sagt *Victor Hugo* in seinen Notizen zu *Hernani: „Tout en admirant la litérature du siècle de Louis XIV, si bien adaptée à sa monarchie, elle saura bien avoir sa litérature propre et personelle et nationale, cette France actuelle, cette France du dix-neuvième siècle, à qui Mirabeau a fait sa liberté et Napoléon sa puissance.“* — Manche Erläuterungen und ein erklärendes Wortregister vermissen wir ungern.

Nr. 7, obgleich von einem anderen Herausgeber bearbeitet, kann dennoch mit grossem Nutzen als Fortsetzung der beiden, eben angezeigten Werkchen gebraucht werden. Hr. *Cornand* hat hier acht grössere Abschnitte aus anerkannt vorzüglichen französischen Werken zusammengestellt, und ist bey seiner klugen Auswahl so zu Werke gegangen, dass er seine Stücke nicht einer und derselben, sondern verschiedenen Stilarten angehören lässt, und sich zugleich an Repräsentanten der neueren französischen Literatur gehalten hat. Daher kommt es, dass wir hier Muster von der Welt- und Literatur-Geschichte, von der Erdbeschreibung, der oratorischen Prosa, dem Dialoge, ja selbst der Dichtkunst aufgestellt, und dass wir diese Gegenstände den neueren Werken eines *Ségur, Mignet, Ancillon, Chateaubriand, A. v. Humboldt, Salvandy, Scribe* und der Frau *v. Staël* entnommen finden. Die von dem Herausgeber ausgewählten Stücke sind: 1) *Fragmens de l'histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année* 1812 *par M. de Ségur;* 2) *Des principales époques de la litérature allemande, de l'Allemagne par Mad. de Staël-Holstein;* 3) *Prise de la Bastille et mort de Louis XVI, de l'histoire de la révolution française par Mignet;* 4) *Oraison funèbre de Louise, reine de Prusse, par Mr. F. Ancillon* (als der Vf. noch Prediger an der französischen Kirche am Werder in Berlin war); 5) *Athènes, de l'itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris, par Mr. de Chateaubriand;* 6) *Le Chimborazo et le Carguairazo, des vues pittoresques des Cordillères par M. Alexandre de Humboldt;* 7) *Théobald ou le retour de Russie, Comédie-Vaudeville par MM. Scribe et Varner;* 8) *Conversation entre Monseigneur le duc d'Orléans et Mr. de Salvandy, du livre des Cent-et-un.* Das angehängte *Vocabulaire* ist für diesen Zweck vollständig zu nennen; nur würden wir nicht zu jedem einzelnen Abschnitte ein eigenes Wörterverzeichniss gegeben, sondern ein General-Verzeichniss über das ganze Buch entworfen haben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE. *Halle*, b. Anton und Gelbcke: *Systematische Darstellung der deutschen Interpunctionslehre*, für Lehrer und reifere Schüler von *A. Ludewig*, Pastor, Seminarinspector und erstem Lehrer an der Real- und Töchterschule zu Wolfenbüttel. 1831. XI u. 85 S. 8. (6 gr.)

Die Interpunction finden wir nur zu häufig in unseren Büchern vernachlässigt; vielbeschäftigte Schriftsteller überlassen das Versäumte den Abschreibern, Setzern und Correctoren nachzuholen, welchen es aber oft an Kenntniss und Sorgfalt fehlt, auch giebt es noch manches Zweifelhafte und Unbestimmte in diesem Gebiete, wo doch die Kenntniss und Beobachtung gewisser Regeln das richtige Lesen und Verstehen der prosaischen, wie der dichterischen Werke unserer Sprache so sehr erleichtert. Das vorliegende Buch wird in dieser Hinsicht Nutzen stiften. Man erkennt bald, dass der Vf. seinen Gegenstand reiflich erwogen hat, und Rec. muss seinen Ansichten und Vorschriften im Ganzen Beyfall geben. Er erklärt in der Vorrede, zwar seine Vorgänger benutzt zu haben, macht aber auch auf das Verdienst eigener Forschung (gerechte) Ansprüche. Die Einleitung enthält eine interessante Entwickelung des Entstehens der Interpunction überhaupt und eine kurze Geschichte derselben in unserer Sprache. Ursprünglich (sagt der Vf.) beruhet die schriftliche Interpunction aller Sprachen auf der Befriedigung des doppelten Bedürfnisses, einmal Undeutlichkeiten und Missverständnisse zu verhüten, und dann auch: den Anfoderungen der Natur hinsichtlich des Athemholens Genüge zu leisten. Da aber die Berücksichtigung dieses doppelten Bedürfnisses, welches nur relativ ist, zur Gründung eines Systems der Interpunctionslehre nicht hinreicht; so muss noch als Grundgesetz das *logische Princip* hinzukommen. Der Vf. vergleicht hiebey auch den Einfluss des eigenthümlichen Geistes verschiedener Sprachen, und giebt dann wörtliche Proben aus alten Urkunden der germanischen Mundarten. Er geht hierauf die bekannten eigentlichen Satzzeichen, nach ihrer Anwendung in mannichfaltigen Beyspielen, durch, und fügt im zweyten Theile die uneigentlichen Satzzeichen (z. B. den Apostrophen, das Trennungszeichen u. s. f.) bey. Rec. erlaubt sich nur wenige Erinnerungen. S. V ist *etwaigen* übellautend, wofür man *etwanigen* recht gut sagt, da selbst *etwann*, von *wann* nicht ungewöhnlich ist. Zu S. 15 nach *sowohl*, wenn eine grössere Anzahl Wörter folgen, liesse sich wohl das Komma vor *als* rechtfertigen. Zu S. 17, nach einzelnen durch *und* verbundenen Sätzen, scheint das Komma, selbst für die Declamation, nicht unschicklich. — Bey kurzen Vordersätzen dürfte statt des Semikolons oft das Komma hinreichen, wie selbst bey unserem Vf. sich solche Beyspiele finden z. B. „Wenn die Witterung schön bleibt, so gehen wir aus.“ Vor *denn* dünkt dem Rec. ein Komma nicht hinlänglich; beginnt es bloss einen kurzen eingeschalteten Satz, so kann man ihn einklammern; ausserdem ist ein Semikolon und in manchen Fällen ein Kolon passend. — Ueber den Apostroph dürfte zu bemerken seyn, dass man ihn jetzt unnöthigerweise anbringt, z. B. *in's, an's, beym* u. dgl., während man doch in *vom, im, zum, am* die Elision unbezeichnet lässt. Das Buch ist eng, aber deutlich und ziemlich fehlerfrey gedruckt.

C. F. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, in der Haude- und Spener'schen Buchh.: *Nouvelle grammaire pratique* u. s. w. Von *C. Ph. Bonafont* u. s. w.

2) Leipzig, in der Hinrichs'schen Buchh.: *Die Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache* u. s. w. Vom Prof. *J. H. Wilh. Beck* u. s. w.

3) Berlin, Posen und Bromberg, b. Mitter: *Die Anfangsgründe der französischen Sprachlehre* u. s. w. Von *August Arnold* u. s. w.

4) Wiesbaden, b. Ritter: *Praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische* u. s. w. Von *H. Barbieux* u. s. w.

5) Strasburg, b. Levrault: *Premières lectures françaises* u. s. w. *Deuxième edition* u. s. w.

6) Ebendaselbst, b. dems.: *Secondes lectures françaises* u. s. w. *Par J. Willm* u. s. w.

7) Berlin, b. Cosmar und Krause: *Nouvelles lectures françaises* u. s. w. Von *Ferd. Henri Cornand* u. s. w.

8) Heilbronn, in der Classischen Buchh.: *Numa Pompilius, second roi de Rome par Mr. de Florian* u. s. w. Herausgegeben von *Conrad von Orell* u. s. w.

9) Frankfurt a. M., b. Schmerber: *Neue Anthologie deutscher Aufsätze mit französischer Uebersetzung und französischer Aufsätze mit deutscher Uebersetzung* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nr. 8 ist eine neue Ausgabe des auf Schulen noch immer neben *Florians Wilhelm Tell*, *Fénélon's Télémaque* und *Marmontel's Bélisaire* häufig als Lesebuch benutzten *Numa Pompilius*. *Florian's Schreibart* ist bekanntlich so anziehend und sprachrichtig, dass sich im Allgemeinen gegen die Lectüre dieses Schriftstellers in Schulen nichts erinnern liesse; aber ob gerade ein solcher *Roman* durch seinen *Inhalt* dazu vorzugsweise geeignet ist, bezweifelt Rec. aus mehr als einer Ursache. Nicht allein werden dem Schüler durch ein Buch, wie das vorliegende, oft ganz schiefe Begriffe von historischen Thatsachen beygebracht, sondern er gewöhnt sich auch nur zu leicht an das süssliche Gerede über Empfindungen und Gefühle, wie es den Schriftstellern in *Florian's* Periode nur zu eigen war. Ueberdiess spricht, nach des Herausgebers eigener Aeusserung, Vorr. S. III, *Florian* „über die Verhältnisse der Geschlechter und die Fortpflanzung der Menschen auf eine Weise, welche junge Leute leicht theils zu vorwitziger Neugierde, theils zu ungeziemenden Scherzen veranlasst, und nicht minder Lehrer, welche diese Puncte lieber nicht berühren möchten, in Verlegenheit setzt." Der unbefangene Leser wird aus diesen Gründen mit dem Rec. gewiss die Lectüre neuerer Geschichtswerke, z. B. eines *Ségur*, solchen Romanen vorziehen; wo sie aber doch gelesen werden sollen, da können wir die vorliegende Ausgabe des Hn. *v. O.* vorzüglich empfehlen. Der Herausg. hat sich nämlich mit Recht erlaubt, die einzelnen Ausdrücke oder Stellen, welche etwas Anstössiges enthielten und ohne Zweifel bisher von manchem Lehrer überschlagen wurden, wegzulassen, oder bisweilen, wo es nur einer kleinen Veränderung bedurfte, durch eine andere Wendung zu ersetzen, und er hat ferner durch eine ganz eigenthümliche Ausstattung des Buches demselben vor allen übrigen Editionen einen bedeutenden Vorzug verliehen. In dem ganzen Buche hat er den Text mit grammatischen und lexikalischen Anmerkungen begleitet, wie man sie auch anderwärts findet; aber zugleich in den ersten sechs Büchern kurze, auf den Inhalt des Textes bezügliche, und gut gewählte deutsche Aufgaben am Schlusse jeder Seite beygefügt, an welchen sich der Schüler zugleich im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische üben und um so leichter üben kann, weil sich die Sätze durchaus auf die eben durchgenommenen französischen Abschnitte beziehen. Hr. *v. O.* hat bey diesen deutschen Aufgaben überdiess ein zweckmässiges Fortschreiten vom Leichten zum Schwereren beobachtet, indem das erste und zweyte Buch Aufgaben enthält, zu denen die Kenntniss der regelmässigen Zeitwörter hinreicht, das dritte solche, die zur Einübung der leidenden Form und der zurückkehrenden Zeitwörter dienen sollen, das vierte solche, in denen die inzwischen eingeübten unregelmässigen Zeitwörter die

Hauptrolle spielen, das fünfte und sechste endlich solche, die nicht bloss zur Einübung der unregelmäfsigen Conjugation, sondern auch hauptsächlich zur Anwendung der syntaktischen Regeln bestimmt sind. Das erste Wortregister ist gut; das zweyte, welches eine Erklärung der bedeutendsten mythologischen und historischen Gegenstände enthält, könnte reichhaltiger seyn.

No. 9 enthält folgende Stücke deutsch und französisch: 1) *Schlegel's* Charakteristik der deutschen Literatur; 2) *Kant* über das Gefühl des Erhabenen und Schönen; 3) Sadi von Stura; 4) *Klinger's* Genius der Menschheit; 5) *Wackenroder* über die Betrachtung der Werke der grofsen Künstler; 6) *Tieck's* Reiz der Gewässer; 7) *E. T. A. Hoffmann's* Gesellschaft im Keller; 8) *Novalis* Dichter; 9) *Jean Paul's* Tod eines Engels und Spaziergang auf den Fichtelberg; 10) *Herder's* Petrarca; 11) *Schlegel's* Verhältniss des Christenthums zum Muhamedanismus; 12) *Menzel* zur Beurtheilung Schiller's; 13) *Goethe's* Voltaire und sein Jahrhundert; 14) *de Maistre's* Voltaire; 15) *de la Mennais* Atheist; 16) *Malitourne's* Mirabeau; 17) *Audin's* Cirkel der Mad. N. N.; 18) *Lichtenberg's* Traum; 19) *B. Constant* die Liebe; 20) *Peschier's* Troubadours und Minnesänger. Die Auswahl darf gebilligt werden, in sofern das Buch, wie es wahrscheinlich auch der ungenannte Herausgeber selbst ansehen wird, nicht für die Schule, sondern für höhere Kreise des Lebens bestimmt ist. Leider können wir aber unsere Zufriedenheit mit den ausgewählten Originalstellen nicht auch in gleichem Mafse auf die beygefügten Uebersetzungen ausdehnen, indem sie wohl im Allgemeinen treu nach Wort und Inhalt zu nennen sind, aber doch in Rücksicht auf Eleganz, Rundung und Gedrängtheit noch gar Manches zu wünschen übrig lassen. Aus der Menge von uns angestrichener verfehlt scheinender Stellen heben wir einige aus. S. 57 sagt *Tieck*: „Anton, der neben ihr sass, sah sie mit einem freundlichen, fast begeisterten Blicke an, weil dieses Wort die theuerste Gegend seines heimlichen Aberglaubens liebkosend besuchte." Diese Stelle giebt der Uebersetzer: *Antoine assis auprès de Clara jeta sur elle un regard amical où se peignait une sorte d'exaltation; car les paroles, qu'il venait d'entendre, avaient fait vibrer délicieusement la corde sensible de ses plus secrètes superstitions.*" S. 62 heisst es bey *Hoffmann:* Ich befand mich bald in solch einem sublimen Philistrismus, vor dem selbst der Teufel Respect hatte und von mir abliess." Wie matt dagegen S. 63 die Uebersetzung: *Je me trouvai bientôt dans une disposition d'esprit, qui rendit diable même respectueux et le fit fuir loin de moi.*" S. 65 sagt derselbe Vf.: „Botanik scheint nicht eben Ihr Fach zu seyn, sonst hätten Sie nicht so — Er stockte, ich lispelte kleinlaut: albern — gefragt, setzte er treuherzig hinzu." In der Uebersetzung schwindet hier S. 65 die ganze Feinheit des Satzes: *„Il sourit d'un air bizarre et me répondit: La botanique ne parait paraître de votre ressort; car vous n'auriez pas fait une question aussi .... Il hésita; j'ajoutai à demi voix: aussi sotte? Oui vraiment, repliqua-t-il avec bonhomie.*" S. 117 wird die *Schiller'sche* Poesie:

Wiederholen kann der Verstand, was da schon gewesen;
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur —

allzu prosaisch so wiedergegeben: *„L'intelligence peut reproduire ce que fut avant elle, mais le génie seul peut mettre des êtres de plus dans le monde* (!!)." Dass überhaupt die Uebersetzungen etwas *weitschweifig* gerathen sind, dafür spricht schon der Umstand, dass dieselben, seyen sie aus dem Deutschen ins Französische oder umgekehrt, immer viel mehr Raum einnehmen, als das Original.

Was das Aeussere der neun hier angezeigten Bücher betrifft: so gebührt in Hinsicht auf Druck und Papier der erste Rang No. 9; dann folgen No. 7, 1 5 und 6, 2. 3, 4 und 8. In Rücksicht auf das Format muss Rec. noch die Bemerkung machen, dass die unter No. 5 und 6 aufgeführten Bücher zwar allerdings in 12, aber in so grofsem 12 erschienen sind, dass sie den übrigen Werken, obgleich diese in 8 gedruckt sind, an Gröfse wenig nachstehen. Hinsichtlich des Preises zeichnen sich No. 2, 7 und 8 durch besondere Wohlfeilheit aus; No. 9 hat einen verhältnissmäfsig viel zu hohen Preis.

D. H. E. S.

MEDICIN.

WÜRZBURG, b. Strecker: *Bibliothek der deutschen Medicin und Chirurgie*, herausgegeben von Dr. *A. K. Hesselbach*, Professor der Chirurgie und Oberwundarzt des allgemeinen Krankenhauses in Bamberg. Zweyter Jahrgang. 1829. Zweytes, drittes, viertes, fünftes und sechstes Heft. 181 — 685 u. Ergänzungsband. 1te und 2te Abtheilung. 479 S. Dritter Jahrgang. 1830. Erstes, zweytes, drittes, viertes, fünftes und sechstes Heft. 689 S. 8. (14 Rthlr.)

[Vergl. Ergänzungsbl. z. Jen. A. L. Z. 1831. No. 57.]

Da Rec. seit mehreren Monaten nichts mehr von dieser Zeitschrift erfahren hat, so fürchtet er fast, dass sie aufgehört habe; indess will er sein bey Anzeige der vorhergehenden Hefte gegebenes Versprechen lösen, und von der Fortsetzung in aller Kürze Nachricht ertheilen.

Die sechs Hefte des zweyten Jahrganges nebst Ergänzungsband enthalten Auszüge aus 99 Schriften; von welchen 5 der Anatomie, 3 der Physiologie, 9 der Pathologie, 21 der Diätetik und Materia medica, 21 der Therapie, 13 der Chirurgie, 7 der Geburtshülfe, 14 der Staatsarzneykunde, 2 der Geschichte und Encyklopädie angehören, und 4 vermischten Inhalts sind. Der dritte Jahrgang enthält Auszüge aus

58 Schriften, ohne dass hier, wie bey den vorhergehenden Jahrgängen, ein Ergänzungsband nebst Fach-, Namen- und Sach-Register beygefügt ist. Von diesen 58 Schriften sind 5 anatomischen, 4 physiologischen und 9 pathologischen Inhalts; 10 gehören der Materia medica, 6 der gerichtlichen Medicin, 1 der Geburtshülfe, 12 der Therapie, 3 der medicinischen Geschichte und Encyklopädie, 5 der Chirurgie an, 2 endlich handeln von der Homöopathie.

Das Lob, welches Rec. in seiner ersten Anzeige dieser Zeitschrift gab, muss er jetzt bey der Fortsetzung derselben mehrfach einschränken. Hätte diese Zeitschrift wirklich das werden sollen, was sie wohl hätte werden können, ein Sammlungs- und Vereinigungs-Punct von nord- und süddeutschen Hervorbringungen: so hätte sie nicht allein mit mehr Sorgfalt, sondern auch mit grösserer Vollständigkeit bearbeitet werden müssen. In beiden Rücksichten bedauerte Rec. schon damals, dass der thätige Prof. *Friedreich* von der Mitredaction abgetreten war. Die Folge davon ist bey der vor uns liegenden Fortsetzung nur allzu sichtbar. Hr. Prof. *Hesselbach* hat nämlich nicht, wie der erste Plan der Zeitschrift war, Alles selbst bearbeiten können, sondern er hat nicht bloss Einen, sondern, wie aus den Auszügen selbst sichtbar ist, mehrere Mitarbeiter annehmen müssen, welche aber die Geschicklichkeit und Kenntnisse des Hn. Prof. *Friedreich* nicht besassen. Dadurch ist die nöthige Sorgfalt und Vollständigkeit der Auszüge selbst gemindert worden. Die Zahl der angezeigten Schriften hat immer abgenommen; in dem letzten Bande für 1830 beläuft sie sich nur auf drey und zwanzig, der ganze Jahrgang nur auf drey und funfzig. Dass aber auch die einzelnen Auszüge an innerem Werth verloren haben, davon will Rec. nur ein Paar Beyspiele zum Beweis anführen. Die Homöopathen sprechen in dieser Zeitschrift nicht allein in dem ihnen eigenthümlichen arroganten Tone fort, sondern selbst homöopathische Schriften von Nichtärzten, z. B. die des Advocaten Dr. *K. A. Albrecht*: „die Homöopathie von dem Standpuncte des Rechts, und der Medicinalpolizey beleuchtet", die durchaus keine ernstliche Kritik aushalten kann, sind hier in längeren Auszügen (16 Seiten, s. 2ter Jahrg. 3tes H. S. 401) mitgetheilt worden; während wichtige medicinische Werke, z. B. „Prof. *J. B. Friedreichs* Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten", auf einer einzigen Seite abgefertiget sind (s. 3ter Jahrg. 3tes H. S. 465). Endlich ist, nach dem angegebenen Plane der Zeitschrift, alle Kritik der ausgezogenen Werke von derselben ausgeschlossen. Diese sehr richtige Foderung ist von Hn. Prof. *Hesselbach* nicht gehörig beachtet worden. In der zweyten Abtheilung des Ergänzungsbandes des zweyten Jahrganges findet man einen Auszug aus der „Lehre von den Eingeweidebrüchen vom Prof. *A. K. Hesselbach*". Der Auszug fängt folgendermassen an: „Durch diese Schrift wird einem sehr dringenden Bedürfnisse abgeholfen, indem durch sie das Dunkel, was besonders noch über die Entstehung und Ausbildung der Hernien verbreitet war, ganz aufgehellt wird. Die bisher so schwankende Begriffsbestimmung eines Eingeweidebruches wird durch den Vf. mit scharfen Linien abgegrenzt, und es kann von keiner Verwechselung mehr die Sprache seyn." Nachdem ein mit Lobeserhebungen vermischter, kurzer und im Grunde ungenügender Auszug aus der Schrift geliefert ist, wird das Ganze mit folgenden Worten beschlossen. „Der Verfasser giebt bey jedem Bruche insbesondere die vorbereitenden und gelegentlichen Ursachen und die Kennzeichen an, beschreibt den Bruchsack mit seinen verschiedenen Hüllen, die Eingeweide, die man gewöhnlich darin findet, die Einklemmungsstellen, die Lage der Schlagadern in der Nähe der Bruchpforte, die Krankheiten, mit welchen er verwechselt werden und mit welchen er complicirt seyn kann, und unterscheidet die einander ähnlichen Brüche durch die genaueste Vergleichung auf das schärfste von einander, so, dass eine Verwechselung für denjenigen, der das Werk studirt hat, nicht wohl mehr möglich ist." Endlich werden wir belehrt, dass ein Auszug aus diesem Werke sich nicht machen lasse, sondern dass es im Zusammenhange gelesen werden müsse. Mit gleichem, ja mit grösserem Rechte kann aber dieses von vielen Schriften gesagt werden. Auf jeden Fall sehen wir hier nicht eine einfache Relation, sondern eine sehr belobende Anzeige des *Hesselbachschen* Werkes vor uns, welche derjenigen, die in Dr. *Caspers* Repertorium abgedruckt wurde, ganz entgegengesetzt ist. Wenn Rec. nun auch willig eingesteht, dass die letzte Recension, so wie mehrere andere dieser Zeitschrift, mit ganz besonderer Animosität abgefasst ist, so findet er auf der anderen Seite die in *Hesselbachs* Journal mitgetheilte ebenso unpassend; und da sie höchst wahrscheinlich von einem seiner Schüler verfasst ist, so hätte sie wenigstens in dieser Bibliothek keinen Platz finden sollen.

N. J. B.

NATURGESCHICHTE.

Wien, b. Volke: *Gemeinnütziger Unterricht über die schädlichen und nützlichen Schwämme.* Von *Joseph Hayne*, Med. Doctor und Professor der Naturgeschichte und Thierheilkunde. 1829. IV u. 76 S. kl. 8. (6 gr.)

Es war ohne allen Zweifel ein zeitgemässer und Nutzen versprechender Gedanke, das Wichtigste und Gemeinnützigste von der Schwammkunde in einem leicht fasslichen, die Erkenntniss der schädlichen und nützlichen Schwämme fördernden Vortrag, für das grössere Publicum, welchem gründlichere botanische Kenntnisse abgehen, zu bearbeiten. Denn es hat die Lehre von den Schwämmen in den letzten Decennien durch die Bemühung eines *Persoon*, *Nees von Esenbeck*, *Fries*, *Link*, *Greville* u. A. ein so gelehrtes Ansehen erhalten, dass es wohl kaum mehr gedenkbar seyn dürfte, sie in diesem Gewande in das gemeine Leben einzuführen. Und doch ist es sehr noth-

wendig, nicht allein die polizeylichen Behörden, sondern selbst das grössere Publicum in den Stand zu setzen, die unschädlichen von den schädlichen Schwämmen zu unterscheiden.

Der Vf. folgt rücksichtlich der Eintheilung vorzüglich *Nees von Esenbeck*. Zuerst handelt er von den Pilzen (*Mycis*), dann von den Fleischschwämmen oder eigentlichen Schwämmen (*Fungis*). Die Ordnungen einer jeden dieser Classen werden angegeben, und aus jeder derselben mehrere Arten, vorzüglich solche, die sich durch ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit auszeichnen, doch auch mehrere andere Arten, die häufig vorkommen, so deutlich beschrieben, als es ohne Benutzung der feineren botanischen Merkmale möglich ist. Um die einzelnen Arten kenntlich zu machen, werden Form, Farbe, Geruch, Standort, Zeit ihres Vorkommens benutzt, und wo es nöthig ist, über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit derselben das Bemerkenswertheste beygefügt. Aus der ersten Ordnung der Elementarpilze beschreibt der Vf. verschiedene Arten der *Uredo*, *Puccinia*, *Aecidium* und *Xyloma*. Aus der zweyten Ordnung, der Luftalgen, mehrere Arten von *Fumago*, *Epochnium*, *Acrosporium*, *Monilia*, *Dematium*, *Byssus*, *Himantia* und *Racodium*. Aus der dritten Ordnung, der Bolzpilze, Arten des *Aethalium*, der *Spumaria*, *Lycogala*, *Demodium*, *Bovista*, *Lycoperdon*, *Geastrum*, *Tulostoma*. *Scleroderma*, *Discocarpium*, *Pisocarpium*, *Cyanthus* und *Xylostroma*.

Auf eine ähnliche Weise ist Hr. *H.* bey der Auswahl der Arten von Schwämmen verfahren, welche er in der zweyten Abtheilung genauer beschreibt. Man wird keinen Schwamm vermissen, über welchen eine populäre Belehrung in Deutschland zu wünschen seyn sollte. So viel Mühe sich aber auch der Vf. gegeben hat, die Merkmale zur Erkennung der verschiedenen Schwammarten kurz und deutlich darzustellen, so glauben wir doch nicht, dass diese Schrift vorzüglich als Leitfaden bey populären Vorträgen über die Schwammkunde, und als Mittel zur Erinnerung an die Pilze und Schwämme, welche man bey dem mündlichen Unterrichte in der Natur oder in Abbildungen zu sehen Gelegenheit hatte, nützlich seyn werde. Zum eigenen Unterrichte sind die Beschreibungen doch nicht überall genügend; auch vermissen wir ungern eine etwas ausführlichere Einleitung, in welcher der Bau der Pilze und Schwämme im Allgemeinen und einzelner Theile derselben insbesondere gemeinverständlich hätte beschrieben werden können. Jetzt findet der noch nicht unterrichtete Leser bey der Beschreibung der einzelnen Arten der Schwämme Theile genannt, die er noch gar nicht kennt, die er daher auch nicht aufzusuchen versteht, und es wird ihm daher manche Beschreibung unverständlich bleiben.

Den Beschluss machen kurze Bemerkungen über die schädlichen Wirkungen der Schwämme überhaupt, die Zufälle, welche sie in dem menschlichen Organismus erregen, und das Heilverfahren bey Vergiftungen durch Schwämme. — Mit Recht behauptet der Vf., dass es keine allgemein gültigen Merkmale gebe, aus denen man auf die Schädlichkeit einer Schwammart schliessen könne. Er zählt alle unter dem Volke als bewährt verbreitete Kennzeichen auf, und zeigt, dass sie keine Allgemeinheit haben. Die diätetischen Vorschriften über die Zubereitung und den Genuss der unschädlichen Schwämme sind gut und dem Zwecke dieser kleinen Schrift entsprechend, deren Werth durch etwas mehr Ausführlichkeit und einige gute Abbildungen sehr erhöht werden würde.

B.

KURZE ANZEIGEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Hannover*, in der Hahnischen Hofbuchhandlung: *P. Virgilii Maronis opera* ad optimarum editionum fidem scholarum in usum curavit *H. L. J. Billerbeck*, phil. Doct., Gymnasii Andreani regii olim Director. 1825. 324 S. 8. Editio secunda. 1832. 360 S. 8. (10 gr.)

Der Herausgeber hat auch durch diese nach der *Heynischen* Recension gut abgedruckte Ausgabe für das Bedürfniss der Schulen zweckmässig gesorgt. Zwar enthält sie weder erklärende, noch kritische Bemerkungen, weil sie für jede Art von Lesern bestimmt ist; sie empfiehlt sich aber sehr vortheilhaft durch guten Druck, durch weisses Papier und billigen Preis. Druckfehler sind wenige, z. B. Aen. 1, 48 *bella gero!?* 252, *ab oris?!* *Trões* 232, — *oceanofamam*, st. *oceano*, *famam* 287. — *placemus ventus*, st. *ventos*, 2, 116. Eben so ist das Komma weggelassen 5, 20 nach *Penatis* und 170 nach *moventur*, 193 nach *lusu* und *longu*. — 5, 79 *purpureaque*, st. *purpureosque*. Aber in der *zweyten* Ausgabe hätten doch diese Fehler entfernt werden sollen. Ob die Beybehaltung der Schreibeweise aus der *Heynischen* Ausgabe, wie *adcipies*, Aen. 1, 290 u. 304 etc. *adcestis* 1, 301. — *conmissa* 1, 156 *inminet* 165. *conmota* 360. *conripiunt* 365. *conponet etc.* 347. *conpagibus*, 2, 51 u. dergl. m. bey einer solchen Ausgabe zweckmässig sey, möchten wir wohl bezweifeln.

Chr. St.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

NATURKUNDE.

Tübingen, b. Laupp: *Lehrbuch der Forst- und landwirthschaftlichen Natur-Kunde.* Erste Abtheilung. *Encyklopädie der Naturkunde,* von *J. Ch. Hundeshagen,* Dr. der Philos. und ord. Professor an der Landes-Universität zu Giessen u. s. w. — (Auch unter dem Titel: *Versuch einer allgemeinen Einleitung in die Naturwissenschaft, besonders in die vier* (?) *Naturreiche.*) 1827. XIV u. 228 S.

Zweyte Abtheilung, enthaltend *die Anatomie, den Chemismus und die Physiologie der Pflanzen.* (Auch unter dem Titel: *Die Anatomie, der Chemismus und die Physiologie der Pflanzen.* 1829. VII u. 273 S.

Dritte Abtheilung, enthaltend *die Bodenkunde.* (Auch unter dem Titel: *Die Bodenkunde in land- und forstwirthschaftlicher Beziehung.*) 1830. IV u. 280 S. 8. (Vollständig 3 Rthlr. 14 gr.)

[*Von zwey Recensenten.*]

Der Vf. bemerkt in der Vorrede, dass es seiner Meinung nach an einer *Encyklopädie,* einem Anfangsunterricht in der Naturkunde fehle; er habe früher in seiner Encyklopädie der Forstwissenschaft darauf aufmerksam gemacht, um einen mehr unterrichteten Naturkundigen, als er sey, zu veranlassen, diese Lücke genügend auszufüllen, indessen sey diese Erinnerung ohne Erfolg geblieben, und so habe er sich endlich durch die Umstände veranlasst gesehen, selbst Hand ans Werk zu legen. Bey dem Vortrage glaubte er einen Unterschied machen zu müssen zwischen einer Darstellung der Natur in dem Zusammenhange, in welchem sie uns erscheint, und zwischen einer philosophischen Ergründung der endlichen Ursachen dieses Zusammenhangs, da überdiess die letzte schon sehr viele und tiefe Bekanntschaft mit der Natur voraussetze, daher eigentlich einen besonderen Zweig der Naturkunde ausmache, und durch ihn mit der angewandten oder Naturphilosophie zusammenhange. Er bemühte sich, jene erste Darstellung möglichst frey von Speculation und Hypothesen zu liefern. Dabey wird noch besonders bemerkt, wie hier überall nur die ersten Grundlehren vorgetragen seyen, welche der Lehrer nach Umständen zu erläutern, auch, damit die encyklopädische Uebersicht nicht einen gewissen Dünkel bey dem Lehrling herbeyführe, überall auf die umfangreiche Verzweigung dieser Lehren, die fast unerschöpfliche Tiefe der einzelnen Wissenschaften, hinzudeuten habe. Am Schlusse der Vorrede erklärt er, dass er die Mängel seiner Arbeit wohl einsehe, dass aber, wenn wir während unserer so rasch ablaufenden Lebenszeit mit einem Gegenstande zum Ziele gelangen wollen, das Bedenken und Bessern, woran es hier keineswegs gefehlt habe, endlich einmal sein Ende finden, und wir vertrauen müssen, dass der strengste Kritiker nichts Unverbesserliches verlange.

In einem Werke, wie das vorliegende, wird Niemand bloss Neues suchen und suchen dürfen; die Hauptsache ist, wie der Vf. den vorhandenen Stoff aufgefasst, die gegebenen Materialien verarbeitet hat. Wir wollen diess in der Kürze anzudeuten suchen, indem wir der Anordnung des Vfs. folgen. Dabey aber dürfen wir nicht vergessen, dass seit dem Jahr 1827, in welchem die erste Abtheilung des Werkes erschien, die Wissenschaft bedeutend vorgeschritten ist: es kann also nicht fehlen, dass sich viele Lücken im Buche finden, welche dem Vf. nicht zugerechnet werden können.

Die Naturkörper unseres Erdensystems trennt der Vf. in A. anorganisches, B. organisches Reich — jenes wieder in I. Atmosphärilien und II. Fossilien (Mineralien). Damit können wir auf keine Weise übereinstimmen, würden aber zu weitläuftig werden, und nur oft Gesagtes wiederholen müssen, wenn wir des Vfs. *viertes* Reich bestreiten wollten. Es sey genug, dessen Unhaltbarkeit an dem Inhalte — oder genauer an den Stoffen — denn auch die Meteorologie wird in demselben abgehandelt, — zu erweisen. Die atmosphärischen Stoffe sind aber: A. luftartige. 1) Gemeine Luft (atmosphärische?) (Sauerstoff und Stickstoff). 2) Kohlensaure Luft (Kohlenstoff und Sauerstoff). 3) Wasserstoffluft (? bisher nur vermuthet). B. wässerige. 1) Luftförmiges Wasser. 2) Dunstförmiges Wasser. 3) Tropfbar flüssiges Wasser. 4) Festes Wasser. C. zufällige feste Stoffe. 1) erdige (Luftstaub und Farbstoffe des rothen Schnee's), 2) metallische Stoffe (Eisentheilchen u. s. w.), 3) salzige (Kochsalze u. s. w.), 4) organische, a) Blüthenstaub

und Samen, b) Insecten, c) unbekannter Abstammung, 5) Meteorsteine. D. Aetherische Stoffe. 1) Lichtstoff. 2) Wärmestoff. 3) Elektrischer Stoff. — Nach dieser Eintheilung, die man gewiss nicht logisch nennen kann, gehört also der Staub, den eine Heerde Schafe aufrührt, der fliegende Käfer, Vogel u. s. w. zu den Atmosphärilien!! *Festes* Wasser kann aber unmöglich zu den wässerigen Stoffen gerechnet werden, so wenig als luftförmiges, — welche Eintheilung uns so vorkommt, als eine neuere mineralogische, welche den Mineralkörper — das Wasser — nur im Winter kennt, weil er da allein — etwa mit Ausnahme des Nordens und der Gletscher — krystallisirt erscheint! Es ist schon manches 4te Reich — die Feuer- und Wasser-Reiche von *Denso* und *Wallerius* — verworfen worden, und wir haben die feste Ueberzeugung, dass selbst des Vfs. gläubige Schüler bey eigenem Nachdenken eine solche Sonderung nicht annehmen werden. — Was den Farbstoff des Schnee's betrifft, so ward dessen Pflanzennatur schon früher erkannt, ja schon im Jahr 1824 ward derselbe, als *Protococcus nivalis*, von *Agardt* in dessen *Systema Algarum* aufgeführt; er kann also nicht als erdiger, auch nicht als Farbstoff angesehen werden. — Uebrigens bringt der Vf. S. 4 das Wasser auch noch unter die Fossilien! aber kein Naturkörper kann zwey Reichen *zugleich* angehören! — Eben so wenig als der eben berührten Eintheilung kann man der folgenden — der Naturkunde — seinen Beyfall schenken. Die Atmosphärologie (Meteorologie?) kann von der Physik nicht getrennt werden, ist nur ein Zweig derselben, so wie die Geologie von der Mineralogie — richtiger aber der Naturphilosophie, indem sie nur vom Entstehen und Bilden der Erde handelt — abgesehen von der Geognosie, auf welche sie gegründet ist. — Die S. 35. 36 sehr allgemein ausgesprochene Behauptung, dass die organischen Geschöpfe des salzigen Wassers auf einer merklich tieferen Stufe der Organisation stehen, als die des süssen Wassers, wird wenigstens hinsichtlich der Thiere kein Naturforscher unterschreiben; von den Fischen, Crustaceen gilt ziemlich das Gegentheil, von den Zoophyten, Würmern gilt es ganz, die Mollusken halten wohl die Mitte. — Auch ist unrichtig, was der Vf. S. 62 sagt: „Es unterscheiden Pflanzen und Thiere sich dadurch —, dass letztere — mit wenigen Ausnahmen unter den niedersten Thieren — alle wesentlichen Glieder sogleich mit zur Welt bringen, und an ihnen nur die Grösse oder der Umfang noch zunimmt.“ — Hat denn der Vf. nicht an die Eyentwickelung gedacht? Wo sind denn z. B. am säugenden — also geborenen! „zur Welt“ gebrachten Fötus der Beutelthiere alle wesentlichen Glieder dermassen gebildet, dass sie nur noch an Grösse oder Umfang zunehmen? — Wo bey der Kaulquappe? oder gehören die Frösche zu den niedersten Thieren? — S. 76 zählt der Vf. die Bergbaukunde zur Mineralogie, und verweist die Hüttenkunde in die Technologie, wohin nach aller Logik die erste auch gehört; wenn man nicht etwa annehmen will, dass jene die Mineralien nur für — Mineraliensammlungen aufsuche. Man sieht, dass der Vf. im Eintheilen nicht glücklich ist.

S. 121 beginnt, nachdem die Physik, Chemie, Mineralogie u. s. w. abgehandelt ist, III. die organische Natur. Man begreift, dass über jene Wissenschaften auf so wenigen Seiten nur ein ganz kurzer, die Hauptsachen andeutender Umriss gegeben werden konnte. Die Literatur zum eigenen Studium hätten wir gern überall reicher gesehen. Es ist gar zu wenig angeführt. Etwa fehlender Platz konnte durch Zusammenrücken der weitläuftigen Zeilen recht gut erlangt werden. — Dass nach S. 122 Pflanzen und Insecten in *siedendem* Wasser *fortleben*, war uns bis jetzt unbekannt. Die vom Vf. aus *Kirby* entlehnten Beyspiele, auf Beobachtungen einiger Englischen Reisenden, die als namhafte Naturforscher nicht bekannt sind, gegründet, überzeugen uns noch nicht — am wenigsten vom Fortleben; und wie viel haben nicht Englische Reisende schon erzählt! Man denke nur an die lebenden Atome *Brown's*, dieses so achtbaren Beobachters, der doch getäuscht wurde, wie nun wohl erwiesen ist. — An dem Sprudelrande in Karlsbad *sollen* sich Oscillatorien finden — wie stark ist dort wohl die Hitze? Ist sie wirklich Siedpunct, wie der Sprudel selbst? — S. 124. Nach *Ehrenbergs neuesten* Beobachtungen über die Infusorien scheint auch bey diesen eine *generatio aequivoca* nicht angenommen werden zu können. — S. 127. Eine zweyfache Fortpflanzungsweise findet allerdings bey mehreren Zoophyten Statt.

S. 135 folgt das Thierreich. Wenn S. 136 der Vf. sagt: „Diese Organe („wovon jedem eine eigene Function im Lebensprocesse zugetheilt ist“!) liegen sämmtlich in einem abgerundeten (?!) Leibe beysammen, und abgeschlossen von jeder unmittelbaren Berührung mit der Aussenwelt; doch beschränkt sich das Thier nicht auf dieses — Zusammenwirken jener — Organe, sondern es besitzt an jenem abgerundetem Leibe äusserlich noch mehrere, in Anzahl, Form und Lage stets unverändert bleibende (?!), nach aussen hin verlängerte Glieder, mittelst welcher es — sich zu bewegen, sich anorganischen (!) Stoff auszuwählen, denselben mechanisch zu zerreiben und zu seiner Nahrung zu verwenden im Stande ist“: so muss man diese ganze Stelle zu den von ihm selbst *so* bezeichneten — und zwar *sehr* — oberflächlichen zählen. Denn demzufolge gehören die Kiemen der Amphibien, der Crustaceen nicht zu den Organen — aber auch nicht zu den Gliedmassen! — S. 144 folgt die Eintheilung des Thierreichs, wie fast alle bisherigen, unlogisch. Die Eingeweidewürmer zerfallen in 1) Würmer im Darmkanal, 2) im Gehirn, 3) in anderen Körpertheilen lebend. Die Anneliden werden getheilt in 1) Meerbewohner — 2) Süsswasserbewohner — 3) in feuchter Erde lebend. — Man möchte fast einen Preis auf eine unlogischere Eintheilung setzen! — Das ganze System steht übrigens im *Quincunx*, und jede Abtheilung

zerfällt, wie man aus den Beyspielen bemerkt haben wird, in 3 Glieder; also:

I. *Hauptabtheilung.*

A. Zoophyten. B. Eingeweidewürmer.

C. Anneliden.

D. Molusken (! Moll-) E. Insecten.

Ueber die einzelnen Classen, deren stufenweis fortschreitende Entwickelung, werden nur kurze Andeutungen gegeben; dann beginnt schon S. 162 das Pflanzenreich. In diesem Fache ist der Vf. offenbar mehr zu Hause als im zoologischen. — S. 194 werden die *Dicotyledones* in 1) ein- und zweyjährige (krautartige) und 2) mehrjährige (fleischige) sogenannte *Plantae succulentae* getheilt. Es giebt aber bekanntlich gar viele krautartige Dicotyledonen, welche mehrjährig — *perennes* sind, oder will der Vf. diesen *terminus* nicht mehr in seiner herkömmlichen Bedeutung gelten lassen? — Die Eintheilung der *Plantae lignosae frondosae* S. 195 in 1) parasitische und rankende, 2) strauchartige, 3) hochstämmige, passt höchstens in eine Forstbotanik nach altem Schrot und Korn, nicht aber hieher, wo eine Uebersicht der reinen Botanik gegeben werden soll. — Wenn der Vf. angiebt, dass alle Zellenpflanzen entweder Wasser- oder Schatten-Pflanzen seyen, so passt dieser Charakter auf viele Flechten und Schwämme gar nicht, auch widerspricht der Vf. sich S. 198 selbst, indem er von dem *„trocknen und lichten"* Standorte der Flechten redete. — Wie *Chara, Hippuris,* unter die Kryptogamen gerathen, ist nicht wohl zu enträthseln, und des Vfs. Rechtfertigung S. 204, sie nicht allein gestellt zu haben, erscheint nicht haltbar. Es geht aber auch hieraus hervor, dass er im Eintheilen nicht glücklich ist. Eine Andeutung S. 216 scheint sogar zu verrathen, dass er die Gattungen zerreisst, um die Arten in verschiedene Oberabtheilungen zu bringen, indem er *Pinus pinea* unter die 1 palmenartigen Zapfenbäume, die übrigen Pinusarten unter 2, gemeine Zapfenbäume und Nadelsträuche bringt, und die *Verzweigung* als Eintheilungsprincip annimmt. Solche Anordnungen sind schlechthin verwerflich. — Am Schluss folgt eine Parallele zwischen Thieren und Pflanzen, und zuletzt eine Uebersicht der Theile der Botanik, wobey die Literatur ganz leer ausgeht, indem der Vf. nur bemerkt, dass es über die einzelnen Theile *„eine grössere Anzahl"* Bücher gebe!

Was der Vf. in der ersten Abtheilung nur in allgemeinen Umrissen andeutete, fängt er mit der zweyten Abtheilung weiter auszuführen an. Ueber den Plan seines Werks drückt er sich hier in der Vorrede deutlicher aus. Er sagt nämlich: "dass der angehende Forst- und Land-Wirth durch das Studium der Naturkunde nicht unmittelbar oder für die Kunstübung, sondern vielmehr bloss mittelbar für die wissenschaftliche Auffassung, Behandlung und künftige weitere Fortbildung seines technischen Faches befähigt werden solle, und dass dieses nur durch Ausbildung seines Denkvermögens in solchen Wissenschaften geschehen könne, die mit seiner Kunst in nächster Verbindung oder Beziehung stehen. — Giebt man einerseits also gewiss zu, dass er alsdann auch Gebirgskunde, Pflanzenchemie und Pflanzenphysiologie u. s. w. in engeren Beziehungen auf die Erscheinungen und Richtungen seines Faches, — aus nicht noch allgemeinen Schriften über jene Wissenschaftszweige — studiren soll: so kann man andererseits hierin doch unmöglich wieder den mehr als sonderbaren Anfoderungen Einiger genügen, und aus der Naturkunde, Mathematik u. s. w. gerade nur das Einzelne satzweis herausheben und lehren wollen, was den unmittelbarsten Bezug auf Forst- und Land-Wirthe hat; denn wirklich drückt diese Foderung nur eine völlige Unbekanntschaft mit der Wissenschaft und ihrem Unterrichte aus." — Dieser Ansicht des Vfs. muss man nur Beyfall geben, desswegen aber kann man die Ausführung immerhin dem Zwecke nicht entsprechend finden. Es scheint uns das Ganze viel zu sehr zerrissen, und der Vf. fängt gewissermassen immer wieder von vorn an. In der ersten Abtheilung war schon von dem Allen die Rede, was er hier in der zweyten wiederholt vorträgt, nur weiter ausführt. Warum nicht eine allgemeine Einleitung für die ganze Naturkunde vorausgesendet, in welcher die Eintheilung in die einzelnen Wissenschaften und deren Umfang angegeben war? Hierauf konnten die einzelnen folgen, also hier z. B. Botanik, wenn der Vf. mit dieser lieber, als mit dem mineralogischen Theile beginnen wollte, wiewohl eine solche Folge gegen sein eigenes System ist, indem er ja mit dem anorganischen anfängt. Die Botanik konnte dann ganz wissenschaftlich abgehandelt werden; nur musste man das Forst- und Land-Wirthschaft Betreffende besonders herausheben, umständlicher behandeln, das übrige bloss andeuten. Eine passendere Eintheilung in einzelnen §§, welche kurz die Hauptsätze enthielten, und zu denen ein Commentar gleichsam die Erläuterung lieferte, würde den Vortrag sehr erleichtert haben. Des Vfs. §§. sind zu gross, nicht übersichtlich genug, Erklärungen werden ausgelassen, weil sie schon in der ersten Abtheilung stehen, wodurch diese zweyte lückenhaft erscheint u. s. w. — Wenn aber der Vf. mit der Anatomie der Pflanzen beginnt, wo kommt denn die Lehre vom äusseren Bau hin, welche zum Behuf der Beschreibungen so wichtig ist? Wir sollen uns doch wohl mit dem nicht begnügen, was dürftig genug im Allgemeinen Theil (I) vorkam? Eine genauere Terminologie musste nothwendig vorausgehen, nebst mehreren, was der Vf. auch übersehen, z. B. Pflanzengeographie im weiteren Sinn, oder soll etwa ein Heft nachkommen, welches, wieder etwas ausführlicher, diese mit berührt?

Ohne nun noch näher ins Detail dieser Abtheilung einzugehen, was uns zu weit führen würde, bemerken wir nur, dass dieselbe im Allgemeinen besser bearbeitet ist, als die erste, und abgesehen davon, dass sie sich zu viel auf diese stützt, ein recht brauchbares Lehrbuch abgeben dürfte, besonders wenn die angegebenen Lücken gehörig ergänzt werden. Sie mag dann ungefähr ihre Stelle in einem zweyten halbjähri-

gen Curſus und in einer höheren Claſſe einnehmen, indeſs die erſte Abtheilung für einen erſten Curſus und für die erſten Anfänger paſſen möchte.

—n—.

Die dritte Abtheilung enthält die *Bodenkunde*, auf welche in neuerer Zeit ſich auch in Deutſchland die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher mehr, als früher, gerichtet hat. Demungeachtet iſt es auch in neueſter Zeit als ein Mangel in der deutſchen Literatur empfunden worden, daſs kein dem jetzigen Zuſtande der Wiſſenſchaft entſprechendes Lehrbuch vorhanden war, und man kann daher nicht zweifeln, daſs das vorliegende, welches jene Lücke ziemlich genügend ausfüllt, dem Land- und Forſtmanne willkommen ſeyn werde. Denn obgleich dadurch die Wiſſenſchaft nicht weſentlich erweitert, keine eigentliche Verbeſſerung im Gebiete der Land- und Forſt-Wirthſchaft bewirkt worden: ſo iſt doch wegen der Zuſammenſtellung bekannter Thatſachen das Buch dankbar anzunehmen und zu gebrauchen.

Den Weg, welchen unſer Vf. eingeſchlagen, wollen wir durch folgende Ueberſicht näher darlegen.

Da bekanntlich Waſſer und Luft, Licht und Wärme die eigentlichen activen Principien des Vegetationsproceſſes ſind, und der tragbare Boden daher nur einerſeits die Baſis, anderſeits das den ſteten Zutritt des telluriſchen Waſſers vermittelnde Vehikel abgiebt: ſo verhält ſich der Boden zunächſt ſo nur paſſiv. Demgemäſs ſchenkt auch der Vf. nicht dem Boden allein ſeine Aufmerkſamkeit, ſondern er beachtet auch bey ſeiner Darſtellung, und zwar zuerſt in einer allgemeinen Einleitung, die Einwirkung jener Atmoſphärilien, auf die eigenthümlichen, oft noch räthſelhaften in den Pflanzen ſtattfindenden ſubſtantiellen Zerſetzungsproceſſe.

Das Verhältniſs des Bodens zur Vegetation entwickelt er überhaupt in vier Hauptabſchnitten: I. *Von den Beſtandtheilen oder Zuſammenſetzungen des Bodens und ihren phyſiſch-chemiſchen Eigenſchaften.* In einer beſonderen Einleitung zu dieſem Hauptabſchnitte wird zuerſt der Aggregatzuſtand des Bodens überhaupt, und ſodann die Begriffe *Ackerkrume*, *Dammerde* und *Untergrund* verſtändlich angegeben. Erſter Abſchnitt. *Vom Erdreiche insbeſondere.* Zuvörderſt wird von der Zuſammenſetzung des Erdreichs im Allgemeinen gehandelt, dann folgt die Beſtimmung der erfahrungsmäſsig vorwiegenderen und zwar chemiſch-entfernteren (nicht aber entfernteſten!) Beſtandtheile. Dieſe ſind: Kieſel-, Thon-, Kalk- und Talk-Erde, ſo wie das Eiſen- und Mangan-Oxyd. Dieſen Erörterungen iſt eine Betrachtung über die Entſtehung des Erdreichs durch Verwitterung der Felsarten beygefügt. Zu den mehrfachen Urſachen iſt nur der Galvanismus, die Oxydation und die allmälichen Verbindungen der Geſteine mit dem Waſſer genannt, und die auf unorganiſche Körper ſo zerſtörend wirkenden durchs Sonnenlicht beſtimmten Desoxydationen ſind gänzlich mit Stillſchweigen übergangen. Bekanntlich wirkt nämlich das Sonnenlicht nicht bloſs allen früheren mechaniſchen Waſſerverbindungen entgegen, und wird dadurch Urſache vieler Verwitterungen, ſondern es hebt auch unter Mitwirkung der atmoſphäriſchen Feuchtigkeit oder des telluriſchen Waſſers viele früher begonnene Oxydationen partiell oder total auf. — Später (§. 14, S. 41), wo der Vf. von den Foſſilien, kohligen Subſtanzen und deren almälichen chemiſchen, durch von Auſsen herſtammende Kraftäuſserungen bedingten Aenderungen ſpricht, wird einmal des Lichtes in Bezug auf dieſe kohligen Subſtanzen gedacht, doch nur in einer ſehr ungenügenden Weiſe. Weit gelungener iſt die an dieſe §. ſich ſehr ſchicklich anſchlieſsende Darſtellung der Verweſungsproceſſe in den Gewächſen, ſo wie die Beſchreibung der verſchiedenen Humusformen.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Stuttgart*, b. Hoffmann: *La France.* Journal periodique redigè par *Charles Courtin.* Première Anneè. No. 1. Janvier. No. 2. Fevrier. No. 3. Mars. 284 S. 1831. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Der Plan dieſes Journals, deſſen Fortſetzung wir ſeither vergebens erwarteten, iſt gut, und nicht von einem Ultra mit fixen Anſichten angelegt. Er enthält folgende ſechs Abtheilungen: *Revue politique, ſciences et arts, moeurs et coutumes, tribunaux, necrologie, cronique du jour.* Jede Abtheilung hat intereſſante Artikel, aber da die Blätter des Tages ſolche ſämmtlich ſchon erwähnt haben, ſo hebt Rec. nur folgendes weniger Bekannte hervor.

Der Exkönig jagte im letzten Regierungsjahr 87 Tage, und erlegte 7,404, der Herzog von Angouleme 7,025 und die übrigen Mitjäger 5,817 Stück Wild. Das Departement koſtete doch nur 677,000 Fr. Ueber die Thätigkeit des Monarchen im Jagen hielt der Oberjägerminiſter ein groſses Jagdbuch, mit Abtheilung in Schuſsparforce und Wolfsjagden. Die Tafel kaufte noch 1814 Stück Wild dazu. Die beſonders beſoldete Wolfsjagd hatte allein 369 Wolfsjäger, welche im J. 1828 834 Wölfe erlegten. Man darf es eine Schande nennen, daſs die Wölfe im volkreichen Frankreich noch nicht vertilgt ſind, was eine Vereinigung mit der Schweiz, Sardinien und Spanien leicht hätte vermitteln können. Die Wolfsjagd beſchwerte die Civilliſte nicht. — Wegen der vielen Unglücksfälle auf der Niedergaronne ſoll ein Kanal von Toulouſe nach Bordeaux gezogen werden. — Die Tafel, die Wäſche der vier gefangenen Exminiſter in Ham koſtet monatlich 966 Fr. 40 c. — Noch immer dauerten die Brandſtiftungen und die Todesſtrafen der ertappten Feueranleger fort. Viel Intereſſe gewähren die Anekdoten und Sitten des Tags und die Kriminalproceſſe. — Die Auswahl des Intereſſanten verdient die Anerkennung der Leſer, welche es bedauern werden, wenn dieſes Journal wirklich ſchon geſchloſſen iſt.

A. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

NATURKUNDE.

Tübingen, b. Laupp: *Die Bodenkunde in land- und forstwissenschaftlicher Beziehung*, von J. Ch. Hundeshagen u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

II. *Vorkommen und Verhalten der einzelnen Bestandtheile des Bodens.* Die zuerst berücksichtigten Bestandtheile sind die kieseligen, wie solche in Form von Triebsand, glattem Quell- und Mehl-Sand und Perlsand auftreten. Die zweyte Classe bestimmen die thonigen Bestandtheile, deren hauptsächlichste Varietäten, wie solche durch sichere chemische Analysen charakterisirt werden, in einer Tabelle (S. 63) übersichtlich zusammengestellt sind. Hierauf unterwirft der Vf. die kalkigen Bodenbestandtheile einer näheren Untersuchung, und beschreibt die verschiedenen Arten der Kalke, nämlich den kohlensäurehaltigen und den kohlensäurefreyen, so wie den kohlensauren Kalk nach seinem wasserhaltigen und wasserfreyen Zustande, woran sich in einem Excurse die interessante Bemerkung schliesst, dass ganz frischer, aus der Bodentiefe gebrachter Kalkboden und Mergel, sogleich mit heissem Wasser ausfiltrirt, dem Vf. demungeachtet auflöslichen Kalk im Ablaufe, wenn dieser nun unmittelbar mit Zuckersäure versetzt wurde, lieferte. Endlich nennt der Vf. unter den eigentlich erdigen Bodenbestandtheilen die kohlensäurekalkhaltigen, obgleich diese als freye die seltensten sind, seltener selbst, als die freyen kalkerdehaltigen, in sofern es Thatsache ist, dass die kohlensaure Talkerde theils mit der Kalkerde, theils mit der Kieselsäure und dem Eisen- und Mangan-Oxydul, innige chemische Verbindungen eingeht, so wie auch grosse Neigung besitzt, sich mit allen übrigen Bodenbestandtheilen mehr oder weniger zu vereinigen. Der Entwickelung dieser Verhältnisse folgt die Nachweisung eisen- und manganhaltiger Bodenbestandtheile, welche, so allgemein sie auch verbreitet seyn mögen, doch noch seltener, als die Kalk- und Talkerde, völlig frey oder im gesonderten Zustande vorkommen, sondern fast immer in mehr oder weniger eng-chemischer Verbindung mit allen übrigen Bodenbestandtheilen, die davon in grösserer oder geringerer Menge durchdrungen sind, und durch die verschiedene Oxydationsstufe dieser erzmetallischen Oxyde verschieden gefärbt erscheinen. Auch sind hier noch die verschiedenen Zustände, in welchen der Humus in der Natur vorzukommen pflegt, so wie die wässerige Feuchtigkeit, vollständig und gründlich in Untersuchung gezogen. — Diess Alles aber bezog sich nur auf die Hauptbestandtheile des Bodens; in einer besonderen Abtheilung dieses Abschnittes werden auch die Nebenbestandtheile des Bodens genannt. Dahin gehören: 1) die Schwererde und die Strontianerde; 2) zufällige Metalltheile (in Form von Metalloxyden); 3) kohlige und bituminöse Stoffe; 4) freye Schwefelantheile; 5) Antheile von Alkalien; 6) freye Säuren und zwar Kohlensäure und Humussäure; 7) verschiedene Salze, welche nach des Vfs. Meinung nur solche Verbindungen der Säuren mit Basen sind, welche sich mehr oder weniger leicht im Wasser auflösen. Denn er rechnet dahin das Kochsalz, den Gyps und den Salpeter; endlich 8) Geschiebe jeder Art, in sofern auch diese, namentlich bey ihrem Uebergewichte gegen das übrige Erdreich, den Boden und seinen Einfluss auf die Pflanzen sehr modificiren.

III. *Von gewissen physikalischen Eigenschaften des Bodens insbesondere.* Dahin sind bezogen: das specif. Gewicht, die Wasseraufnahmsfähigkeit, die Austrocknungsfähigkeit, die Raumveränderungsfähigkeit, die Festigkeit und Consistenz, die Wasseranziehungsfähigkeit, die Sauerstoffanziehungsfähigkeit, die Erwärmungsfähigkeit, das Wärmeanhaltungsvermögen und das elektrische Verhalten.

IV. *Vom Untergrunde*, sowohl nach seinem chemischen, als auch nach seinem physikalischen und formellen Einflusse. Zu dem formellen Einflusse gehört unter Anderen die äussere Gestaltung der Ländereyen, in sofern dadurch viele von Aussen herstammende, für den Boden wichtige Erscheinungen und Kraftäusserungen geändert werden.

Zweyter Hauptabschnitt. *Von den verschiedenen Bodenclassen, ihren physikalisch-chemischen Eigenschaften und ihrer Wirksamkeit auf die Vegetation.* I. *Physikalische Eigenschaft der Bodengemenge.* II. *Von den Bodenclassen und Gattungen.* Nach dem vorherrschenden Mengenverhältnisse hebt der Vf. sieben Bodenclassen hervor, und zwar den Sandboden, Lehmboden, Kalkboden, Talkboden, Eisenboden und Humusboden. Ausserdem begründen die, in jeder dieser Bodenclassen, in bedeutenden Mengen vorkommenden Nebenbestandtheile gleichsam die Gattungen, welche innerhalb dieser Classen anzu-

nehmen seyn würden. Auch ist der Umstand nicht unerwähnt geblieben, für welche Gewächse diese oder jene Classe, diese oder jene Gattung des Bodens am geeignetsten ist, oder auch welche Pflanzen ihr anvertraut werden können. Die Art des Bodeneinflusses ist hier nicht mit berührt.

Dagegen giebt uns hievon der dritte Hauptabschnitt *„Von dem Einflusse und der Wirkungsweise des Bodens"* und zwar in zwey ihm untergeordneten Abschnitten, Auskunft. Nämlich der erste Abschnitt hat *thatsächliche Begründung des Bodeneinflusses*, und der zweyte *die Gesetze der Bodenwirkung in theoretischen und praktischen Beziehungen* zum Gegenstande der Untersuchung. In diesen beiden Abschnitten vermisst man Planmäsigkeit; das im zweyten Abschnitte Gesagte hätte füglich mit den Angaben im ersten Abschnitte vereinigt werden können.

Vierter Hauptabschnitt. *Von den Merkmalen zur Unterscheidung des Bodens.* Der Vf. unterscheidet sechs Prüfungsmittel oder Unterscheidungsmerkmale, nämlich 1) rein mechanische; 2) rein chemische; 3) rein physikalische; 4) chemisch-mechanische; 5) nach den Gebirgsarten und 6) nach den auf dem Boden wildwachsenden Pflanzen. Das erste, oder das mechanische Unterscheidungsmerkmal nennt er gegen alle Logik auch das *empirische*, gleichsam als wären die übrigen fünf Unterscheidungsmerkmale etwa rationelle! An diese Untersuchung schliesst sich endlich noch ein, gewiss jedem Agronomen willkommenes Verzeichniss der unter sonst gleichen Verhältnissen des Standortes, den einzelnen Gebirgs- und Boden-Arten eigenthümlichen, sie daher charakterisirenden Gewächse.

Und so erhellt wohl aus dieser Uebersicht des Inhalts, dass hier fast alle bekannten Gegenstände von einiger Wichtigkeit aufgenommen sind.

Der Vortrag ist klar und bündig; nur ist an einiStellen, namentlich S. 12 und 13 das Wort *herstellen* mit *darstellen* verwechselt: „Die Kieselerde — kommt mit erheblichen Antheilen von Thonerde als Thonsilikat oder als gemeiner Thon vor, dem sich noch Wasser chemisch beymischen muss, um Thonsilikat-Hydrat *herzustellen*". Der Druck ist im Allgemeinen correct und ausser den am Schlusse des Buches angezeigten Druckfehlern sind uns nur einige Unrichtigkeiten in den Paragraphenzahlen und Ueberschriften (rücksichtlich der letzten besonders in der Inhaltsanzeige) aufgefallen. D. S.

MEDICIN.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Dr. Samuel Gottlieb Vogel's*, Ritters des königl. preuss. rothen Adler Ordens, Grossherzogl. Mecklenb. Schwer. geheimen Medicinalrathes, Leibarztes und Professors der Medicin in Rostock u. s. w. *Allgemeine medicinisch-diagnostische Untersuchungen zur Erweiterung und Vervollkommnung seines* (bereits 1796 erschienenen) *Kranken-Examens.* Erster Theil. 1824. XII u. 215 S. Zweyter Theil. 1831. V u. 338 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Das Krankenexamen und der erste Theil dieser diagnostischen Untersuchungen haben schon anderweit ihre Beurtheilung gefunden, und wurden von dem ärztlichen Publicum mit Freuden aufgenommen. Hiezu mögen mehr Gründe in den ersten beiden Arbeiten des Vfs. vorhanden seyn, als in der letzten. Wir können uns dagegen nicht verhehlen, dass das Ganze der letzten Arbeit gerade dadurch, dass es die so vielfältigen Gegenstände nur allgemein berührt, sehr an Werth und Brauchbarkeit verliert. Wenn auch bey anderen Gelegenheiten der Uebergang vom Allgemeinen zum Speciellen, als der in den meisten Fällen richtige, angesehen werden muss: so leidet diese Regel in sofern hier eine Ausnahme, als es nicht darauf ankam, nur eine Sache oder einen Gegenstand durch das Allgemeine als Basis festzustellen; und demnach ist dieser Weg hier höchst unfruchtbar. Die Construction des Ganzen ist so, dass sie dem jungen Arzte, für welchen der Vf. seine Arbeit besonders bestimmt hat, sehr schwer aufzufassen seyn wird, indem ihm, ohne Zweck und Bezug auf einen speciellen Fall, die ganze Masse der Erscheinungen aus einer Classe der Krankheiten vorgeführt wird. Sehr schwer ist es schon für den Anfänger, die geordneten Symptome einzelner Krankheiten aufzufassen; um wie viel mehr muss diess daher der Fall hier seyn, wo ohne Ordnung alles durch einander ab- und nachgeschrieben ist. Diese Art der Darstellung hat auch zur Breite und zu Wiederholungen Veranlassung gegeben. Daneben wimmelt der zweyte Theil von Unrichtigkeiten und schädlichen Verirrungen, indem so oft die eine Krankheit als Ursache einer anderen angegeben ist, die gar nichts mit der ersten gemein hat, oder auch auf demselben protopathischen, pathologischen Processe beruhet, und daher nicht Ursache seyn kann. Solche Verwirrungen in der Darstellung sind für den jungen Arzt höchst gefährlich, und nicht geeignet, ihn zu einem gründlichen und rationellen Heilkünstler zu bilden, es sey denn, dass er selbstständig schon das Wahre von dem Falschen zu sondern vermag. Etwas anders verhält es sich jedoch mit dem 1796, also vor 35 Jahren erschienenen *Krankenexamen.* Diese Arbeit trägt noch die Spuren reger Geisteskraft und systematischer Ordnung an sich.

Im zweyten Cap. spricht der Vf. über das *Savoire faire*, und wir müssen ihm hier zum grossen Ruhme nachsagen, dass er demselben eine edle Seite abzugewinnen sich bemühet hat, und streng verlangt, dass es sich nur auf die Erforschung der Krankheiten und ihre Heilung beziehen soll, nicht aber auf die Vortheile, welche dem Arzte aus der Meinung des Publicums über eine vermeintliche glückliche Heilung erwachsen können. Durch diese strenge Foderung entfernt der Vf. das Gemeine und sogar Unmoralische, das hie und da dem *Savoire faire* der Aerzte noch anklebt, und namentlich in *Richters* specieller Therapie Bd. 1. S. 2, als ein Flecken dieser grossen und schönen Arbeit angesehen werden muss. Wenn der Vf. dagegen hofft und verlangt, S. 3 und 4 der Vorrede, dass die Wissenschaft es ihm nachsehen soll,

wenn er durch die Zerstreuung der Badezeit in Doberan und den Sterbefall einer Freundin verhindert wird, seiner Arbeit die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken, und so wenig aufmerksam ist, dass er sogar die Geschichte des Dr. *Fournier* zweymal, S. 42 und 282, erzählt, so ist das mehr Nachsicht verlangt, als jene ihm je wird gewähren dürfen. Was kümmert die Wissenschaft sich um die Badezeit in Doberan und den Sterbefall seiner Freundin! Hat der Vf. nicht Musse genug, der Wissenschaft tüchtige Arbeiten zu liefern, so muss er die Schriftstellerey aufgeben, und das ärztliche Publicum nicht täuschen, das, gestützt auf seine früher wohl erworbene Autorschaft, seine Arbeiten kauft. Diese Aufrichtigkeit mag der Vf. entschuldigen; wir achten ihn dennoch wegen seiner früheren Verdienste um die Wissenschaft recht hoch.

Im dritten Cap., über die Euthanasie, sucht der Vf. S. 54 und 186 den Glauben an die Unsterblichkeit zu retten und zu befestigen. Er meint, dieser Glaube *müsse* erhalten werden. Hält er diess subjectiv für so nöthig, so haben wir nichts dagegen; objectiv aber und als gebildeter Mann kann er sich nicht berechtigt fühlen, ein *Muss* auszusprechen, indem es wohl gebildete Menschen giebt, die ohne diesen Glauben sich hienieden glücklich fühlen und ruhig sterben werden. Ausserdem gehören Reflexionen über diesen Gegenstand nicht in das Gebiet der Medicin, wo es bekanntlich weder Glauben noch Offenbarung giebt, und worauf sich die gehoffte Unsterblichkeit doch leider! nur stützt. Ja, der Vf. empfiehlt sogar Predigten in dieser Beziehung, die dem Gläubigen wohl genügen, nicht aber dem Arzte und Naturforscher, und diesem auch dann nicht einmal, wenn er mit *J. H. F. v. Autenrieth* den Standpunct des Naturforschers auf das Gebiet des Glaubens versetzt. — Der Arzt und Naturforscher hat sich nur und allein an Beobachtung und Erfahrung zu halten, und mit Glauben und Offenbarung nichts zu schaffen. Etwas Anderes ist es aber, dass der Arzt sich hüte, auf irgend eine Weise Proselyten zu machen, das steht keinem Menschen und am wenigsten ihm zu. Andererseits wird es ihm als Gebildeten, auch ohne diesen leeren Glauben, nicht schwer werden, dem Sterbenden Worte des Trostes im Gewande des Glaubens sagen zu können.

Im fünften Cap., Diagnostik der Kinderkrankheiten, S. 98, steht: „der flüssigen Nahrung ungeachtet ist die Urinabsonderung bey Kindern doch nur geringe". Diese Angabe ist jedenfalls falsch. Denn bekannt ist, wie auch selbst schon beym Genuss mehr consistenter Nahrung, der Verflüssigungsprocess bey Kindern vorherrscht, und alle Secretionen rasch und reichlich von Statten gehen. S. 100 werden die Verdauungsorgane der Kinder fälschlich als sehr schwach geschildert. Die Verdauung der Kinder ist aber im Gegentheil kräftig und schnell; nur wird bey dem meistens guten Appetite das Uebermass der Nahrungsmittel so leicht zur Schädlichkeit. Auf die Untersuchung des Pulses bey Kindern, S. 123, will der Vf. grossen Werth gelegt wissen. Hieraus geht aber hervor, dass er als Leibarzt wohl nicht oft genug die Gelegenheit benutzt haben mag, sich zu überzeugen, dass der Kinderpuls bis zum ersten und zweyten Lebensjahre sich bey vielen Kindern gleich schnell, 100—120 in der Minute, verhält, und bey Krankheiten beynahe gar nicht weiter vom Normalen abweicht, als durch etwas mehr Fülle und Härte, da doch die fürstlichen Familien regelmässig zahlreicher sind, als die jedes anderen kräftigen Hausvaters. Auch lehrt die Erfahrung, dass derselbe aus den eben angegebenen Gründen bey Kinderkrankheiten ein sehr unzuverlässiges Zeichen ist, und daher nicht die hohe Wichtigkeit haben kann, die der Vf. in die Untersuchung desselben setzt.

Im 6ten Cap., Diagnostik der Krankheiten des weiblichen Geschlechts, behauptet der Vf. S. 144 recht unphysiologisch, „dass die weiblichen Körper deshalb mehr dürsten könnten, weil sie aus der Luft einsaugen". Diese Hypothese hat sich selbst überlebt; denn aus der Luft wird nichts durch die Haut eingesogen, und nicht einmal durch die Lungen gelangen Flüssigkeiten in den Organismus. Diess ist also eben so eine Unwahrheit, als dass das weibliche Geschlecht den Urin länger aufhalten könne, als das männliche. Weiber harnen aber darum seltener, als Männer, weil sie weniger trinken, und das namentlich dann, wenn sie im Voraus sehen, dass die Gelegenheit sich ihnen nicht darbieten wird, dieses Geschäft mit Anstand zu verrichten. Wenn man aber ohne Ueberlegung nachbetet, kommt man leicht in den Fall, Unrichtigkeiten niederzuschreiben, und so ist es auch dem Vf. recht oft ergangen. S. 148 §. 26 heisst es: „Nach der Niederkunft geht die Tendenz der Kräfte wieder nach der Brust zur Bildung und Absonderung der Milch, und es entsteht eine grössere Lebensthätigkeit in den Lungen, wodurch die Zerstörung derselben bewirkt wird". Diese Beobachtung oder Behauptung ist wiederum falsch; denn schon kranke phthisische Lungen werden eben so wohl durch den Secretionsprocess der Milch in ihrer kranken Metamorphose aufgehalten, als diess durch die Schwangerschaft geschieht. Hievon kann man sich um so mehr überzeugen, als der Secretionsprocess der Milch mit den Lungen selbst unmittelbar nichts zu schaffen hat. Der Milchsecretionsprocess vertritt hier gleichsam die Stelle einer grossen Fontanelle, welche aber nicht aus den Lungen besonders den Andrang der Blutmasse wegleitet, sondern indem sie aus der Gesammtmasse des Blutes und der Säfte den Ueberschuss entfernt, und dadurch den Orgasmus und Erethismus des Blutes retardirt. Aber auffallend schnell geht nach der Ablactation die Phthisis vorwärts, und daher darf man dreist das Stillen oder die Unterhaltung der Milchsecretion als ein Mittel, das Leben noch länger zu fristen, betrachten, vorausgesetzt, dass das Individuum überhaupt in der Lage ist, dass die Milchsecretion unterhalten werden kann, und dass diess, um dem Triebe der Natur zu genügen, nur ein Paar Monate geschieht. S. 163 hat der Vf. *Osiandern* die falsche Behauptung wieder nachgeschrieben, dass die Weiber gleich nach Been-

digung der Menstruation leichter concipirten, als kurz vorher; da doch die Productivität steigt mit der Zunahme des Kohlenstoffes, der ja von Vielen sogar, neben reichlicher Plastik, als Basis derselben aufgenommen wird: diese Zunahme findet Statt gegen die Zeit des Erscheinens der Menstruation, und der Organismus entladet sich derselben, wenn nicht Conception Statt gefunden hat, auf bekannte Weise, indem sonst und bey fernerer Zunahme durch diess Missverhältniss der Qualität und Quantität des Blutes Krankheit entstehen müsste u. s. w. Individuell kann diese Regel eine Ausnahme machen, indem nämlich das Individuum an und für sich schon eine zu plastische und kohlenstoffreiche, also zu venöse Blutmasse führt, die als Uebermass die Conception verhindert; und diess mögen denn auch die Fälle seyn, wo nur bald nach Beendigung der Menstruation Conception erfolgt. Was der Vf. ferner über das *Savoire faire* bey Behandlung der Frauenzimmerkrankheiten sagt, ist sehr übertrieben, und kein gebildeter und seiner Kunst gewachsener Arzt wird es sich einfallen lassen, sich den Launen und Tücken sinnlicher Wesen hinzugeben, und sich diesen unterzuordnen. Wir pflichten ihm übrigens darin ganz bey, dass das Weib, neben manchen guten und bösen Eigenschaften, eine Sinnlichkeit ohne Grenzen repräsentirt.

Das Werk erscheint demnach mehr als Compilation, und könnte dennoch sehr nützlich seyn, wenn nur der Vf. mehr Aufmerksamkeit auf Auswahl und mehr Kritik bey derselben angewendet hätte. Das mechanische und mitunter geistlose Ab- und Nachschreiben blickt überall recht klar hervor, und diess ist noch ohne Ordnung und Zweck geschehen. Einen Vergleich mit der Arbeit von *Schmalz* auszuhalten, ist diese Arbeit nicht im Stande. Druck und Papier sind diessmal besser, als gewöhnlich.

W — — — — r.

Leipzig, b. Voss: *Monstra animalium duplicia per anatomen indagata,* habito respectu ad physiologiam, medicinam forensem et artem obstetriciam. Descripsit iconibusque illustravit D. *Joannes Carolus Leopoldus Barkowius,* Med. Prof. publ. extraord. et Prosector anatomicus in Universitate literaria Vratislaviensi. Tomus primus. 1828. X et 144 S. 4. Accedunt tabulae aereae XV. (5 Rthlr.)

Dieser erste Theil enthält die Beschreibung folgender Doppelmissgeburten von Menschen und Thieren: Zweyer in Ungarn geborener Mädchen, die nur durch den unteren hinteren Theil des Rumpfes mit einander verwachsen sind; einer männlichen und einer weiblichen Doppelmissgeburt vom Menschen; mehrerer Skelete von Doppelmissgeburten des Menschen; von fünf Doppelmissgeburten von Schafen; sieben von Kälbern, einer von einer Katze. Mit seltener Liberalität hat man dem Vf. gestattet, mehrere dieser Missgeburten, welche sich in der anatomischen Sammlung zu Greifswalde befanden, vollständig zu zergliedern; auch von dem anatomischen Museum zu Berlin konnte er einige derselben öffnen, und auf diese Weise wurde er in den Stand gesetzt, von mehreren der genannten Missgeburten eine sorgfältige, bis auf die einzelnen Eingeweide, Muskeln, Gefässe, Nerven, Knochen und Bänder sich verbreitende und durch Zeichnungen erläuterte Beschreibung zu liefern. Es würde unseren Lesern nichts nützen, wenn wir ihnen Bruchstücke aus jenen Beschreibungen mittheilen wollten; wir begnügen uns daher im Allgemeinen zu bemerken, dass sich diese Schrift auf eine würdige Weise an die früheren Arbeiten von *Haller*, *Meckel* und *Burdach* anschliesst, und dass sie für Anatomen manches Beachtungswerthe enthält.

In dem zweyten Theile verspricht der Vf. die wichtige Frage zu beantworten, ob die Doppelmissgeburten aus einem oder aus zwey Keimen sich entwickeln, auch eine vollständige systematische anatomische Beschreibung und die Entwickelungsgeschichte solcher Missbildungen zu liefern, und auf die praktische Medicin, die Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde sich beziehende Bemerkungen über diesen Gegenstand beyzufügen. So viel uns bekannt, ist dieser zweyte Theil nicht erschienen.

B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Amsterdam*, b. Müller u. Comp.: *Schreiben an Dr. M. J. Weber über dessen Lehre von Ur- und Raçen- Formen der Schädel und Becken des Menschen,* von Dr. *P. Vrolik.* 1830. 8 S. gr. 4. (6 gr.)

Hr. Dr. *Weber* drückt in der Einleitung sein Bedauern aus, dass er *Vrolik's* ganz unrichtige Zeichnungen in dessen vortrefflicher Abhandlung über die Verschiedenheit der Becken in verschiedenen Volksstämmen nicht habe benutzen können, und beschuldiget darüber den Künstler. *Vrolik* ist aber damit nicht zufrieden: er vertheidigt den Künstler, der so gearbeitet, wie er es verlangt habe, und bemüht sich, die Unrichtigkeiten der *Weber'schen* Zeichnungen, die meist Copieen aus *Blumenbach's* Abbildungen sind, darzuthun, indem er die Schädel alle einzeln verglichen hat. Dann geht er zu den Beckenabbildungen über. Mit derselben Genauigkeit geht er auch diese einzeln durch, und weist allenthalben Fehler in der Massangabe nach, die sich ihm durch vergleichende Messungen dargeboten haben.

Das Resultat hievon ist, dass *Weber's* Abbildungen nicht beweisen, was sie beweisen sollen, nämlich das Bestehen von vier Urformen, einer ovalen, runden, vierseitigen und keilförmigen. Die Lehre selbst lässt *Vrolik* unangetastet; er greift nur die Beweise an, welche die Abbildungen liefern sollen, aber immer mit Bescheidenheit. Ob *Weber* die Schuld hievon zu tragen habe, möchte zu bezweifeln seyn, weil die Kunst in naturhistorischen Zeichnungen noch nicht auf der Stufe von Vollkommenheit steht, dass man die Anfoderungen der äussersten Sorgfalt an sie machen könnte; daher sein Werk auch durch diese Bemerkungen nichts verlieren kann.

C. A. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GESCHICHTE.

Paris, b. d. Gebr. F. Didot: *Lettres de Napoléon à Josephine* pendant la première campagne d'Italie, le Consulat et l'Empire; et *Lettres de Joséphine à Napoléon et à sa Fille*. 1833. 2 Bände in 8.

Die erste Frage, welche man bey Ansicht dieses merkwürdigen Buches aufwerfen wird, betrifft ohne Zweifel die Aechtheit der Briefe, die uns hier geboten werden, da bekanntlich in unseren Tagen die Namen berühmter Personen, namentlich in Frankreich, und selbst vormaliger Herrscher, nicht selten zu gewinnsüchtigem Betruge gemissbraucht worden sind. Aber eine solche Täuschung darf man hier nicht fürchten. Die Briefe tragen nicht bloss das Gepräge der Aechtheit in sich, sondern es kommt zu diesen inneren Gründen auch der Umstand, dass die Herausgabe, veranlasst durch Beleidigungen, welche das *Mémorial de Ste Hélène* sich gegen Josephinen erlaubt hatte, unter der Aufsicht und Mitwirkung der Tochter der Verunglimpften besorgt worden ist. Und selbst die ehrenwerthe Buchhandlung, in welcher diese Briefe erschienen sind, bürgt uns für ihre Authenticität.

Eine zweyte Frage wird die Neugier aufwerfen, welche zu wissen verlangt, wie der allberühmte Mann sich gegen seine Gemahlin und gewissermassen im häuslichen Kreise benommen, und in welchem Verhältnisse jene zu ihm gestanden habe. Wer zur Lectüre dieser in 13 Abtheilungen nach der Zeitfolge geordneten Briefe mit dem Vorurtheile kommt, dass Josephine auf ihren Gemahl auch in politischer Hinsicht grossen Einfluss gehabt, und dass man daher hier manches vertrauliche Wort über die Triebfedern seiner Handlungen und die grossen politischen Ereignisse und ihre Folgen, überhaupt über seine Pläne und Absichten, finden werde, der wird sich sehr getäuscht finden; nicht minder auch derjenige, welcher in Napoleon nur den strengen, unerbittlich grausamen Despoten zu denken gewohnt ist, dem jede zartere Empfindung nicht bloss, sondern sogar jedes menschliche Gefühl fremd gewesen sey. Wären nicht schon so manche andere Beweise von Napoleons edleren, durch den Herrschersinn nur zu oft — verhehlten oder unterdrückten — Gefühlen bekannt: diese Briefe würden das unverwerflichste Zeugniss dafür geben. In seinem Verhältnisse zu Josephinen zeigt Napoleon sich durchaus als einen zartfühlenden, von einer innigen, in der ersten Periode wahrhaft glühenden Liebe durchdrungenen Menschen; er drückt dieses Gefühl mit liebenswürdiger Einfachheit aus, macht seiner Gemahlin Vorwürfe, wenn sie ihn einige Tage auf Briefe warten lässt, fühlt tiefen Schmerz, als er sie in Mailand, wohin er sie im Laufe des italiänischen Feldzugs eingeladen hatte, nicht findet, versäumt keine Gelegenheit, wo er ihr von ihren Kindern etwas Angenehmes sagen kann, sucht ihre Eifersucht zu entfernen, und betheuert wiederholt und auf eine Art, welche die grösste Herzlichkeit verräth, dass er für kein anderes Weib in der Welt Sinn und Gefühl habe, als für seine angebetete Josephine. Mehrere Stellen der Briefe sind voll von einer Naivetät und Herzlichkeit, welche man dem furchtbaren Helden wohl nimmer zugetrauet hätte. Den Brief z. B. von Marmirolo, 17 Jul. 1796, Abends 9 Uhr geschrieben, schliesst er mit folgenden Worten: „Ruhe wohl aus. — Befestige deine Gesundheit. Eile zu mir; damit wir wenigstens vor unserm Tode sagen können: Wir lebten so viele glückliche Tage! — Eine Million Küsse, selbst dem Fortuné, trotz seiner Bösartigkeit.“ (Fortuné war Josephinens Schoosshund.) — Ein anderer Brief von Mailand, 28 Nov. 1796, um 8 Uhr Abends, dessen Anfang zärtliche Vorwürfe enthält, dass Freuden und Spiele der Freundin nicht Zeit übrig liessen, an ihn zu schreiben, da er so eben einen Courier von Berthier ohne Brief von ihr erhalten, hat folgenden Schluss: „Leb wohl, mein angebetetes Weib, leb wohl, meine Josephine! Möge das Schicksal mein Herz mit allen Leiden und Qualen belasten; aber meiner Josephine verleihe es glückliche Tage! — Wer verdient sie mehr? Wenn es entschieden seyn wird, dass sie mich nicht mehr lieben kann, dann werde ich meinen tiefen Schmerz verbergen, und mich begnügen, ihr noch nützlich und dienlich zu seyn. Ich öffne diesen Brief noch einmal, um Dir einen Kuss zu geben. — Ach! Josephine! ... Josephine! ....“

Während der italiänischen Feldzüge und der ersten Hälfte des Consulats haben offenbar diese Gefühle der Liebe seine Brust am stärksten bewegt; aber auch nachdem er den Kaiserthron bestiegen hatte, vergisst er nirgends seine abwesende Gemahlin; selbst den

drang- und bedeutungsvollesten Zeiten weiss er einige Augenblicke abzugewinnen, in denen er von sich und seinem Befinden der Geliebten Nachricht geben kann. Am 13 Oct. 1806 schrieb er ihr Morgens 2 Uhr von Gera: „Meine Sachen stehen gut, ganz meinen Hoffnungen gemäss. Mit Gottes Hülfe wird es in wenig Tagen furchtbar sich gestalten für den armen König von Preussen, den ich, weil er gut ist, persönlich bedauere. Die Königin ist mit dem König in Erfurt. Wenn sie eine Schlacht sehen will, so wird ihr das grausame Vergnügen zu Theil werden. — Ich befinde mich vollkommen wohl, bin seit meiner Abreise schon fetter geworden, und doch lege ich täglich 20 bis 25 Lieues zurück, zu Pferde, zu Wagen, auf jede Art. Um 8 Uhr gehe ich schlafen; um Mitternacht stehe ich auf; da denke ich wohl, dass du noch nicht zu Bette bist." — Nach der Schlacht bey Jena schrieb er ihr am 15 Oct. 1806 früh 3 Uhr: „Ich habe gestern einen grossen Sieg erkämpft. Die Preussen waren 150,000 Mann stark; ich habe 20,000 Gefangene, 100 Kanonen und Fahnen erbeutet. Ich befand mich in der Nähe des Königs von Preussen; fast hätte ich auch ihn, sowie die Königin, zu Gefangenen gemacht. Seit zwey Tagen bivuakire ich. Ich befinde mich vortrefflich. — Wenn Hortense in Mainz ist, so gieb ihr einen Kuss, sowie dem Napoleon und dem Kleinen."

In diesem Tone sind die allermeisten Briefe geschrieben; nirgends ein Wort, das sich auf Politik bezöge; selbst Schlachten und Siege werden nur als interessante Neuigkeiten behandelt, welche der Freundin sogleich gemeldet werden müssen. Wiefern solche Ereignisse mit seinen Herrscherplanen in Verbindung standen — davon ist nirgends die Rede. Nur einmal (15 Jun. 1807) beauftragt er von Friedland aus die Kaiserin, die mitgetheilte Neuigkeit von der dortigen glorreichen Schlacht „als Notiz bekannt zu machen, wenn sie vor dem Bulletin ankommen sollte, und das Geschütz lösen zu lassen." Aber auch dieser Auftrag ist nur wie hingeworfen, in einer flüchtigen Nachschrift, mit dem Beysatz: „Combacérès wird die Notiz machen."

Es wird dem Leser in der That wunderbar zu Muthe, wenn er die grossen Weltbegebenheiten hier in so herabgestimmtem Tone der Häuslichkeit behandelt sieht; gleiche Empfindung erregt es, wenn hier von den Grössten der Erde wie von gewöhnlichen Menschen das Neueste gemeldet wird, als ob es nur das Gewöhnlichste wäre, was sich von selbst verstünde, und höchstens nur als Tagesneuigkeit die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen könnte. So z. B. „der Kaiser von Russland bringt deine Gesundheit mit grosser Liebenswürdigkeit aus. Er und der König von Preussen speisen täglich bey mir." — „Der Infant Don Carlos und fünf bis sechs Granden von Spanien sind hier; der Prinz von Asturien ist zwanzig Lieues entfernt. Ich weiss nicht, wo Logis hernehmen für alle die Leute. Jetzt sind sie noch im Wirthshause." — „Gestern hat die Königin von Preussen bey mir gespeiset. Ich habe mich zusammen nehmen müssen: denn sie wollte mich zwingen, ihrem Gemahl noch einiges zu gewähren; ich bin aber galant gewesen, und habe mich an meine Politik gehalten. Sie ist sehr liebenswürdig. — Wenn du diesen Brief empfängst, ist der Friede mit Russland und Preussen abgeschlossen, und Jerôme König von Westphalen, mit drey Millionen Bevölkerung. Diese Nachrichten für dich allein!"

Sowie nun auch diese späteren Briefe Napoleons noch warme, obwohl nicht mehr die früher so leidenschaftliche, Liebe zu Josephinen athmen: so tritt später, nach erfolgter Trennung (1809 — 1813) an die Stelle der Liebe die theilnehmendste, mit fortwährender, zärtlicher Fürsorge für das Wohl und die Zufriedenheit seiner vormaligen Gattin gepaarte Freundschaft. Nur ihre Niedergeschlagenheit, ihre Thränen, welche sie (wie er erfährt) oft vergisst, mag er nicht leiden. „Die Muthlosen (schreibt er ihr schon früher einmal von Warschau, 18 Jan. 1807) kann ich nicht ertragen: eine Kaiserin muss Herz haben". Und im Jahr 1809 nach Malmaison: „Savary sagt mir, dass du immer weinest; das ist nicht recht. — Ich habe dir Wild geschickt von meiner Jagd. Ich komme zu dir, sobald du mir sagst, dass du verständig bist, und dass dein Muth siegt. Morgen sind die Minister bey mir. — Ich bin auch traurig heute; ich sehne mich, dich zufrieden gestellt zu wissen u. s. w."

Merkwürdig ist in diesen späteren Briefen der strenge, fast gebieterische Ton, in welchem er Josephinen, nach den Bewilligungen groser Summen für sich und ihren Hofstaat, ermahnt, ihre Angelegenheiten gehörig zu ordnen. „Gieb (schreibt er ihr von Trianon am 25 Aug. 1813 nach Malmaison) gieb nur 1,500,000 Franken aus, und lege eben so viel alle Jahre zurück; in zehn Jahren beträgt das eine Reserve von 15,000,000 für deine Enkel; es muss dich freuen, ihnen etwas geben zu können, und ihnen zu nützen. Statt dessen erfahre ich, dass du Schulden habest; das wäre hässlich. Sorge für deine Angelegenheiten, und gieb nicht Jedem, der da verlangt. Willst du meinen Beyfall, so lass mich hören, dass du einen tüchtigen Schatz besitzest. — Welch eine schlechte Meinung müsste ich von dir fassen, wenn ich dich in Schulden wüsste, mit 3,000,000 Einkünften." — Dabey aber vergisst er nicht, ihr einzuschärfen, wie sie die Kaiserwürde fortwährend in ihrer Haltung behaupten müsse: sie soll nicht die kleinen Theater besuchen, nur die grossen, und immer in der grossen Loge; diesen und jenen soll sie nicht, Andere nur mit der Würde der Kaiserin vor sich lassen u. s. w." Den künftigen Thronerben verkündigte er ihr zu St. Cloud am 14 Sept, 1810 in folgendem Billet: „Ich sehe mit Freuden, dass du dich wohl befindest. Die Kaiserin ist wirklich seit vier Monaten schwanger; sie ist wohl und mir sehr zugethan"; und von Paris meldete er ihr am 22 März 1811: „Mein Sohn ist stark und gesund; ich hoffe, dass er gedeihen wird. Er hat meine Brust, meinen Mund und meine Augen. — Ich hoffe er wird seiner Bestimmung genügen."

Wir haben uns bey dem interessantesten Theile dieser für eine künftige Charakteristik Napoleons sehr wichtigen und inhaltsreichen Briefsammlung so lange verweilt, dass wir von den Antworten Josephinens an Napoleon, welche sich in der 12ten Abtheilung befinden, und von den Briefen derselben an ihre Tochter Hortense, welche die 13te Abtheilung ausmachen, nur noch etwas im Allgemeinen hinzufügen können. Auch diese Briefe beurkunden den liebenswürdigen Charakter, die bey tiefgefühltem Schmerze treugeübte Duldsamkeit und die fortwährende zarte und dankbare Anhänglichkeit an Napoleon, welche man an dieser edeln Frau schon oft mit Recht gerühmt hat. Diese Andeutung möge hier genügen!

Ohnehin ist wohl zu erwarten, dass das interessante Werk gar bald durch eine deutsche Uebersetzung — jedoch hoffentlich nur in verständiger Auswahl der wichtigsten Briefe — unter uns bekannter werden wird.

N. v. G.

Kopenhagen, b. Klöpping: *Peder Frederik Suhms Udtog af Danmarks, Norges og Holstens Historie, til Brug for den studerende Ungdom.* (P. Fr. Ss. Auszug aus der Geschichte von Dänem., Norwegen und Holstein; zum Gebrauch für die studirende Jugend. Herausgegeben von M. *Erich Christian Werlauff*, Prof. u. Bibliotheksecretär. 1813. 205 S. 8. nebst 12 Geschichtstabellen. (2 Rbthlr, 3 Mk.)

Wenn ein Leitfaden zum Unterrichte der jungen Akademiker in der Geschichte des Vaterlandes Beyfall verdient, worin die wichtigsten vaterländischen Begebenheiten in gedrängter Kürze erzählt, unter wenigen, aber der Auszeichnung würdigen, Perioden, in guter Ordnung dargestellt werden, so, dass man sowohl die Geschichte der verschiedenen Regenten, als des Volkes und seiner Cultur in charakteristischen Zügen geschildert findet, und hiermit ein kundiger Lehrer zur weiteren Ausführung des Vorgetragenen hinlänglichen Anlass erhält: so gehört gewiss des unsterblichen dänischen Historiographen *Suhms* Auszug aus seinen eigenen und aus anderen grösseren historischen Werken mit unter die beyfallswürdigsten Handbücher, welche man über die Geschichte von Dänemark, Norwegen und Holstein besitzt. Doch erhielt dieses Handbuch seine vorzügliche Brauchbarkeit von dem Verfasser desselben hauptsächlich nur in Hinsicht seines Inhaltes, weniger in Hinsicht seiner Einkleidung. Was die letzte betrifft, so wusste sich es *Suhm*, wie man aus der Vorrede zu der von ihm selbst veranstalteten Ausgabe sieht, von selbst zu bescheiden, dass sie der Besserung bedürfe, und dass seine Schrift, für deren Materielles er nur bürge, in Form und Einrichtung nicht allerdings das leiste, was ein Handbuch beym Unterrichte der Jugend, womit er sich nie befasst habe, leisten müsse. Desto verdienstlicher war das Unternehmen des bereits verstorbenen Prof. *Rierulf*, der erst im J. 1802, dann im J. 1810, den *Suhm*schen Auszug gänzlich umarbeitete, manchen von *Suhm* nur leise berührten Gegenstand, sowie es der Zweck der Schrift erfoderte, weiter ausführte, dem Ganzen eine passendere Anordnung gab, Sprache und Vortrag zeitgemäss und wesentlich verbesserte, auch die Geschichte selbst bis zu dem für ihn neuesten Zeitpunct fortsetzte, und dem Werke überdiess eine kurze Uebersicht der Literatur über die dänische Vaterlandsgeschichte beyfügte. Hiedurch sowohl, als durch die 3 genealogischen Tabellen, womit die *Suhm*schen vermehrt wurden, und unter denen besonders die über die norwegischen Könige des 12ten und 13ten Jahrhunderts, deren Verfasser Prof. *Thorlacius* ist, zur Aufklärung der sonst dunkelen Geschichte der norwegischen Bürgerkriege fast unentbehrlich ist, hat die Schrift, als historisches Lehrbuch betrachtet, ungemein gewonnen. Nach der zweyten dieser Ausgaben arbeitete nun Hr. Prof. *Werlauff*, nachdem dieselbe vergriffen war, die gegenwärtige Schrift aus, worin Sprache und Vortrag wenig verändert, einzelne historische Unrichtigkeiten berichtigt, manche Erzählungen durch Zusätze lichtvoller, auch die Tabellen verbessert und vermehrt, und mit *Suhms* grossem historischen Werke, so weit solches bereits erschienen ist, in Uebereinstimmung gebracht worden sind. Rec., der dieses Handbuch mit anderen Versuchen, die Jugend mit der dänischen Vaterlandsgeschichte vertraut zu machen, die aber nach keinem bestimmten oder wissenschaftlichen Plane eingerichtet sind, z. B. von *Engelstoft*, *Malling* u. A. verglichen hat, trägt kein Bedenken, diesen *Suhm*schen Auszug, so wie *Werlauff* ihn geliefert hat, als historisches Lehrbuch für die Jugend betrachtet, um seiner Gründlichkeit, seiner natürlichen Ordnung und grossen Vollständigkeit willen, den Vorzug vor jedem ähnlichen Werke einzuräumen. Selbst die in der 2ten Auflage erschienene, äusserst compendiös eingerichtete *Udsigt over Faedrelandets Historie* von *J. Kl. Höst* mag zur Grundlage des Unterrichtes für die allerersten Anfänger brauchbarer seyn; aber als Handbuch zur Belehrung der studierenden Jugend, was auch ihre Bestimmung nicht ist, leidet sie mit dem *Suhm-Werlauff*schen Auszuge keine Vergleichung. Sowohl um den Gang zu bezeichnen, den der Vf. eingeschlagen, und der Herausgeber verbessert hat, als um die Hauptperioden bemerklich zu machen, in welche die Geschichte von Dänemark, Norwegen und Holstein, nach diesem Handbuche zerfällt, wird es zweckdienlich seyn, den Inhalt der verschiedenen Tabellen kurz anzudeuten. Die beiden *ersten* Tabellen geben eine Uebersicht der denkwürdigsten Personen und Begebenheiten aus dem *dunkelen* und *fabelhaften Zeitalter* der nordischen Geschichte, nach der *Suhm-Schöning*schen Hypothese, und zwar von dem ältesten Odin und dem Sonnendienste an, also über 500 Jahr vor Christi Geburt, bis zu Sigurd Snogöie, der ungefähr im J. 803 nach Christi Geburt starb. Die folgenden Tabellen stellen das *historische* Zeitalter auf, nämlich die 3te, dessen *ersten* Zeitraum vom J. 803 bis 941,

die 4te, dessen *zweyten* Zeitraum von 941 bis 1042, die 5te, dessen *dritten* Zeitraum von 1042 — 1252. Die 6te Tabelle liefert eine genealogische Stammtafel über des Königs Svend Estritsens merkwürdigste Nachkommen, welche mit Estrit, des Königs Svend Tveskiaeg Tochter und mit Ulf, Fürst von Dänemark, verheirathet, anfängt und mit Christoffer von Baiern, König von Dänemark, Norwegen und Schweden, schliesst. Die 7te Tabelle enthält eine besondere Geschlechtstafel der Könige von Norwegen, mit Hinsicht auf die inneren Kriege im 12ten und 13ten Jahrhunderte. Die 8te Tabelle fährt da fort, wo die 5te geschlossen hatte, und stellt also des *historischen* Zeitalters *vierten* Abschnitt vom J. 1252 bis 1397 auf; die 9te desselben *fünften* Zeitraum v. 1397 — 1536. Die 10te Tab. zeigt die Abstammung des regierenden oldenburgischen Hauses von den altnordischen Königen (Skioldunger), und enthält das Geschlechtsregister von Erich V, Glipping bis zu Christian I, dem Sohne der mit Diederich, Grafen von Oldenburg, verheiratheten Prinzessin Hedewig. Die 11te und 12te Tabelle endlich giebt die Ueberficht von des *historischem* Zeitalters *sechstem* Abschnitte vom J. 1536 bis 1660 und dessen *siebentem* Zeitraume von 1660 bis zum Tode Christians VII und dem Regierungsantritte Friedrichs VI im J. 1808. Die Behandlung der Materien ist folgende: Unter jedem ausgezeichneten Zeitraume, z. B. von 1536 — 1660, wird zuerst die Regierungsgeschichte der Könige kurz erzählt, ihr Charakter beschrieben, von den inneren Unruhen und auswärtigen Kriegen gehandelt u. s. w., worauf sodann das Bild der Staatsverfassung, der Religion, der Wissenschaften, der Kriegsmacht, des Handels und der Sitten damaliger Zeit in seinen Hauptzügen aufgestellt wird. — In einer neuen Auflage, deren das Buch sicher noch mehrere erleben wird, wünscht Rec. folgende kleine Bemerkungen berücksichtigt zu sehen: S. 145 steht *almindelig Mand*, welches in dieser Verbindung, wo von der Volksliebe zur Königin die Rede ist, nicht den edlen Begriff giebt, wie Menigmand oder Almue. Der wahre Grund, warum Carl und Christian in den J. 1457—1470 in der Regierung über Schweden so schnell wechselten, ohne dass doch zuletzt Christian wieder zum Ziel kam, und worüber Holberg in s. *Danm. Riges Hist.* das nöthige Licht verbreitet, hätte S. 84. 85 deutlicher entwickelt zu werden verdient. Wenn S. 182 steht: „diese beiden letzten Prinzessinnen „(Friedrichs V Töchter, Wilhelmine Caroline und Luise)“ sind Mütter von einer zahlreichen Familie (bekanntlich lebt von jeder doch nur 1 Sohn, nebst mehreren Töchtern) „und die Erste von dem vorigen Könige von Schweden Gustav IV.“ — so liegt darin eine Zweydeutigkeit, welche zu dem Irrthum verleitet, als ob Wilhelmine Caroline des Exkönigs Mutter sey, welches doch, wie auch aus S. 181 erhellt, Sophie Magdalene ist. Unter den Unglücksfällen, welche Christians VII Regierungszeit bezeichneten, hätte S. 188, 189 (durch einen fortlaufenden Druckfehler steht 288 bis 292, statt 188 — 198) weder die Schlacht auf der kopenhagener Rhede d. 2 Apr. 1801, noch das Bombardement 1807, die Wegführung der Flotte, der Verlust der westindischen Besitzungen, am wenigsten des Königs Scheidung von der unglücklichen Caroline Mathilde und deren Verweisung aus Dänemark, welches unstreitig der härteste Schlag war, der die Ruhe des Königes traf und für die letzten 36 Jahre seines Lebens vernichtete, übergangen werden sollen. Vom Struenseeschen Ministerium heisst es mit Recht: „dessen Kürze verstattet nicht, darüber zu urtheilen, ob die neuen Regierungsgrundsätze, denen Struensee folgte, dem Reiche zum Vortheil oder zum Nachtheil gereicht haben würden.“ — Eine der Schrift vorzusetzende kurze *Inhaltsanzeige*, mit Hinweisung auf die Seitenzahl und die wichtigsten Veränderungen und Perioden in der dänischen Geschichte, würde die Brauchbarkeit des Werkes vermehren; die angehängten, übrigens sehr schätzbaren, Tabellen ersetzen diesen Mangel nur unvollkommen.

d. D. V. e. n.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Rostock* und *Güstrow*, b. Oberg: *Kleine Aufsätze aus bedrängter Zeit, von Karl Schildener*, Professor der Rechte in Greifswalde. 18[illegible]. VII u. 107 S. 8. (12 gr.)

Der von der Mystik nicht ganz freye Vf. spricht seine religiöse Sinnesart, seine Verdeutlichung einiger Bibelstellen, seine Betrachtungen über die Sünde wider den heiligen Geist, über die Veranlassung seiner Zuhörer zu seiner Darstellung der Religion im Rechte und der Gewohnheit, als nothwendigem Bestandtheil des Rechts, in dieser kleinen Schrift aus, und schliesst mit einem Schreiben seines Vaters an seinen auf eine fremde Akademie ziehenden Sohn.

A. H.

Basel, b. Spittler: *Wanderbüchlein für Alle, die sich nach der Heimath sehnen.* Frey nach *Bunian's* Christenreise bearbeitet von dem Verfasser des Feyerabendbüchleins. Mit 6 Abbildungen. [illegible] XLII u. [illegible] S. 12. ([illegible])

Ohne Zweifel wieder ein Product des [illegible] *de Valenti*, wenigstens ganz im Geiste oder vielmehr im Dämon desselben. Die Schrift kommt mindestens um zwey Jahrhunderte zu spät. *Bunian's* Schwärmereyen sind noch in Erinnerung.

IX.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

MEDICIN.

Glasgow: *The Glasgow medical Journal*, conducted by *William Weir* und *James Adair Lawrie*. New Series. Vol. I. No. I. January, No. II. April. 1833. 224 S. 8.

Das *Glasgow medical Journal*, welches im J. 1828 begann, erhielt mit dem J. 1833 eine neue Einrichtung und namentlich einen grösseren Umfang. Es erscheint jetzt in vierteljährigen Heften von 112 enggedruckten Seiten, und in jedem Hefte finden sich 3 besondere Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält Originalabhandlungen; die zweyte kritische Beurtheilungen neuer medicinischer Schriften, nach englischer Sitte mit zahlreichen Excerpten; die dritte einheimische und fremde medicinische Miscellen, besonders aus Zeitschriften. Die Originalabhandlungen, die wir hier allein berücksichtigen können, nehmen in jedem der beiden vorliegenden Hefte ungefähr die Hälfte des Raumes ein. Die Abhandlungen des *ersten Heftes* sind folgende: I. *Berstung eines Aneurysma der Aorta in dem Herzbeutel* von *Daniel M' Lachlan*. Dieser interessante Fall kam bey einem 47jährigen Trinker vor. Der Mann wurde am 18 Nov. 1832 plötzlich ohnmächtig und klagte über heftige brennende Schmerzen in der Brust, namentlich in der Gegend des linken Schlüsselbeins. Diese Zufälle wurden beseitigt, er gieng wieder aus und liess sich am 20 einen Zahn ausziehen. Gleich nach der Operation wurde er wieder schwach, es stellten sich brennende Schmerzen in der Brust nebst einer immer mehr zunehmenden Dyspnöe ein, und nach 20 Minuten war der Mann todt. Bey der Section fand sich der Herzbeutel mit Blut angefüllt; die Aorta war von ihrem Ursprunge an bis zum Bogen gleichmässig ausgedehnt, so dass sie einen Umfang von 4½ Zoll hatte; ein Riss ihrer äusseren Haut war nicht zu entdecken. Als die Aorta aufgeschnitten wurde, zeigte sich ihre innere und mittlere Haut, einen Finger breit über den halbmondförmigen Klappen, in querer Richtung gegen 2 Zoll lang wie mit einem Messer durchschnitten; in der äusseren Haut derselben war aber auch hier kein Riss wahrzunehmen. Die innere und mittlere Haut waren nicht verdickt; die innere löste sich leicht in Fetzen ab, und unter dem Anfange des Risses zeigte sie eine atheromatöse Masse von der Grösse eines Sechsers. Die Mündungen der *Arteriae coronariae* waren sehr erweitert. *M' Lachlan* findet den Fall durch die Annahme erklärlich, dass am 18 die beiden inneren Häute zerrissen, am 20 aber der Durchtritt des Blutes ins Pericardium durch die Zellhaut der Aorta statt fand. II. *Pathologische und praktische Bemerkungen* von *Thomas Adam*. Sie betreffen besonders den Croup. III. *Ueber die näheren Bestandtheile des Opiums*. Eine Mittheilung von *Pelletier's* Untersuchungen über dieses wichtige Arzneymittel. IV. *Bemerkungen über Dysmenorrhoea* von *James Wilson*. Er nimmt viererley Ursachen der schmerzhaften Menstruation an: a) Structurveränderungen des Uterus; b) ein entzündlicher oder gereizter Zustand desselben; c) örtliche oder allgemeine Schwäche; d) Verschliessung des Muttermundes. V. *Ueber die Entzündung der Hornhaut* von *William Nimmo*. Die Behandlung bestand hauptsächlich in örtlichen und allgemeinen Blutentziehungen, in der Anwendung von Blasenpflastern und Calomel mit Jalappe oder mit Opium. VI. *Drey Beobachtungen* von *William Maclean*. VII. *Beobachtungen in der chirurgischen Abtheilung des Glasgower Krankenhauses* von *John Stirling*. Acht Krankheitsfälle werden hier mitgetheilt: 1) *Laryngo-tracheotomie* bey einem siebenjährigen Knaben, wegen eines verschluckten bohnengrossen Steines, am zweyten Tage nach dem Unfalle. Der Stein wurde zwar entfernt; es stellten sich aber in Zwischenräumen heftige Hustenanfälle ein, wobey sich Schleim durch die Wunde entleerte, und der Kranke starb am achten Tage nach der Operation. 2) Operation eines Polypen des *Antrum Highmori*, der aus der Nasenöffnung herausragte. Die vordere Wand des Antrum wurde geöffnet, um den Polypen zu zerstören. Die 60jährige Frau genas. 3) Amputation eines Oberarmes mit nachfolgender glücklicher Unterbindung der *Arteria axillaris*, am siebenten Tage nach der Operation, wegen eintretender Blutung. 4) Glücklicher Steinschnitt. 5) Operation einer *Hernia incarcerata* mit tödtlichem Ausgange. 6) Glückliche Unterbindung eines *Aneurysma per anastomosin* von der Grösse einer Wallnuss, das auf der linken Wange eines zehnmonatlichen Mädchens aufsass. 7) Heilung einer Schnittwunde vom Versuche des Selbstmords zwischen Kehlkopf und Zungenbein, so dass

der Schlund geöffnet war. 8) Glückliche Exstirpation eines oberflächlichen *Carcinoma recti.* VIII. *Tabellarische Uebersicht der behandelten armen Kranken in Glasgow vom* 16 *Aug. bis zum* 16 *Nov.* 1832 von *John A. Easton.* IX. *Bericht über die Cholera zu Ayr im Herbste* 1832, von *John R. Wood.* Nachdem sich schon einzelne Cholerafälle gezeigt hatten, begann das epidemische Umsichgreifen des Uebels, als am 10 August wegen der Reformbill eine Procession mit abendlichen Gelagen veranstaltet worden war. — *Kritische Anzeigen neuer Schriften.* — *Medicinische Miscellen.*

Der Inhalt des *zweyten Heftes* ist folgender: I. *Bemerkungen über die Cholera* von *Andrew Buchanan.* B. war Arzt an einem Cholerahospitale in Glasgow. Nach der Beschaffenheit des durch den Darmcanal Entleerten unterscheidet er 3 Stadien der Krankheit, das diarrhöische, das leucorrhöische und das cholerische. Im ersten werden *faeces* entleert; im zweyten die dem Reiswasser ähnelnde Flüssigkeit; im dritten gallige Stoffe. Das Wesen der Krankheit findet er in der veränderten Beschaffenheit des Blutes, dessen seröse Bestandtheile sich vom Faserstoffe und Farbestoffe abtrennen und aus den Gefäfsen heraustreten. Das erste Stadium behandelt er wie eine gewöhnliche Diarrhöe; ist aber der Eintritt des zweyten zu befürchten, so wendet er Blutentziehungen an. Im zweyten Stadium empfiehlt er Opiate und Venäsection, frische Luft, Befeuchtung der Oberfläche des Körpers, um Aufsaugung zu veranlassen, kaltes Getränke, so viel der Kranke begehrt, Klystiere von warmer Milch. Im dritten Stadium setzt er die Mittel des zweyten Stadiums fort, besonders die Milchklystiere. Selbst die Venäsection fand er in diesem Stadium noch nützlich, namentlich wenn sie am Fufse vorgenommen wurde. II. *Pathologie der Purpura haemorrhagica* von *George Gardner.* Zuvörderst werden die Ansichten der englischen Aerzte über das Wesen der Krankheit kritisch beleuchtet, ehe der Vf. seine eigene Ansicht mittheilt. Er schreibt der Krankheit eine entzündliche Natur zu, theils wegen der Symptome, theils wegen der mit Erfolg dagegen angewandten Heilmittel (Aderlässe). Die Entzündung aber findet nach ihm in den Capillargefäfsen des Venensystems statt; denn mit der Phlebitis stimmen die Erscheinungen der Krankheit am meisten überein. III. *Ueber die Mittel, die beym Staphyloma corneae und bey unheilbarer Undurchsichtigkeit der Hornhaut zur Herstellung des Sehvermögens vorgeschlagen worden sind,* von *William Nimmo.* Der Vf. ist mit den Forschungen der deutschen Ophthalmologen über diesen Gegenstand genau bekannt. Er berichtet über die vorgeschlagenen Mittel, nämlich Ablösung der Iris von der Cornea im Falle eines Staphyloma, Einsetzen einer thierischen Hornhaut statt der undurchsichtigen, Bildung einer künstlichen Pupille in der Sclerotica, und zum Schlusse theilt er aus *Ammon's* Zeitschrift für die Ophthalmologie dessen Versuche über die Pupillenbildung in der Sclerotica mit. IV. *Bemerkungen über einige Verletzungen des Ellenbogengelenks,* von *Adair Lawrie.* Der vorliegende Theil der Abhandlung verbreitet sich über die Luxationen des Oberarmendes der Speiche. Die Seltenheit des Vorkommens dieser Luxation ist nach *L.* nicht im Verhältnisse der Knochen und Bänder begründet, sondern in der Lage der Muskeln und in der Schwierigkeit des Einwirkens einer äufseren Gewalt. Er theilt zwey von ihm beobachtete Fälle von Luxation der Speiche nach vorn mit, wobey die Hand sich in der Pronation befand. V. *Beobachtungen in der chirurgischen Abtheilung des Glasgower Krankenhauses* von *John Stirling.* Zehn Fälle werden hier mitgetheilt: 1) Glückliche Excision des linken Ellenbogengelenks bey einem scrophulösen Knaben von 11 Jahren. 2) Excision des Ellenbogengelenks bey einem 29jährigen Manne. Der Operirte starb nach 3 Wochen, und man fand die Lungen überall tuberculös und zum Theil schon vereitert. 3) Tödtlich abgelaufene Trepanation. 4) Ein ähnlicher Fall. 5) Heilung einer chronischen Arachnitis durch Blutegel und Abführungsmittel. 6) Zerreifsung der linken oberen Extremität bis zur Brustwandung durch eine Dampfmaschine. Die vorgenommene Amputation vermochte dem Tode nicht vorzubeugen. In der Brusthöhle fanden sich 6 Pfund einer kaffeebraunen mit albuminösen Flocken gemischten Flüssigkeit. 7) Tödtlich ablaufende Amputation des Oberschenkels wegen einer Kniegeschwulst. 8) Heilung einer Periostitis am oberen Ende der rechten Tibia durch Blutegel und Einschnitte. 9) Fractur des rechten *os ilium* durch ein Wagenrad. Man hörte deutlich Crepitation und bemerkte einen Eindruck an der Bruchstelle; der Kranke entleerte den Harn unwillkührlich. Am 18 May erfolgte die Fractur, und bereits am 9 Juny wurde der Kranke geheilt entlassen. 10) Die Laryngotomie machte sich wegen einer Geschwulst an der rechten Seite des Halses nöthig, die so weit in den Schlund ragte, dafs Erstickungsgefahr entstand. Die Geschwulst liefs sich nicht zertheilen, ging auch nicht in Eiterung über, und als der Kranke einen Monat nach der Operation starb, fand man, dafs sie durch den rechten Lappen der Schilddrüse gebildet wurde. 11) Glückliche Exstirpation einer rundlichen, elastischen Geschwulst an der rechten grofsen Schaamlippe, die an der Basis 10½ Zoll im Umfange hatte. Die Geschwulst war nach Aussage der Kranken dadurch entstanden, dafs sie vor 2 Jahren auf die Schaamtheile gefallen war. 12) Verbrennung eines grofsen Theils der rechten Körperhälfte bey einer epileptischen Person, die während eines Anfalls mit den Kleidern ins Feuer fiel. Es entstand Tetanus und die Person starb. VI. *Ein Fall von Anaemia renum* von *James Wynn.* Bey einer an Ascites gestorbenen Person fand sich nach dem Tode die Corticalsubstanz der beiden blassen Nieren in eine faserig-knorpliche Masse umgewandelt, während die Marksubstanz und die Theile im Nierenbecken gesund waren. VII. *Tabellarische Ueber-*

sicht der behandelten armen Kranken in Glasgow vom 16 Nov. 1832 bis zum 16 Febr. 1833 von John A. Easton. — Kritische Anzeigen neuer Schriften. — Medicinische Miscellen.

D. T. J.

Bonn, b. Habicht: *Zur Lehre von der Entzündung*, von Dr. *Moritz Naumann*, Professor an der Universität zu Bonn. 1828. 35 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. sucht auf dem theoretischen Wege die Erscheinungen der Entzündung zu erklären, aber wir müssen gestehen, dass wir in der Lehre von derselben durch diese Schrift um keinen Schritt weiter gekommen sind. Diess ist auch nicht wohl möglich, da der Vf. jeder Autopsie durch das Mikroskop zu entbehren scheint, da ihm sogar die interessantesten Schriften, die von dieser Autopsie ausgehen, wie z. B. die von *Kaltenbrunner*, unbekannt geblieben sind.

Gegen einige Sätze, die in der Einleitung aus einer anderen Schrift des Vfs.: „Theorie der praktischen Heilkunde" entlehnt sind, lässt sich Manches einwenden. Besonders fiel uns die Behauptung auf, „dass das Leben der Materie, als solcher, durchaus nicht inhärire, dass es daher kein besonderes Lebensprincip geben könne". — Wem inhärirt denn das Leben nur? Giebt es denn Materie ohne Leben? Ein solcher Ausspruch steht aller Erfahrung entgegen, und ist theoretisch ganz unrichtig. — Nach dem Vf. beruht der anatomische Charakter jeder wahren Congestion auf vollkommener Permeabilität der Gefässe. Zuerst unterscheidet er einen Zustand von allgemeinem congestiven Charakter, der durch stete Aufwallungen bald nach der einen, bald nach einer anderen Richtung hin sich ausspricht, und auf einer mehr lockeren Verbindung zwischen Nervenmark und Blut zu beruhen scheint. Davon verschieden sey zweytens eine beharrliche ungleiche Vertheilung des Blutes, welche auf einem häufig angeborenen Missverhältnisse zwischen der Kraft des Herzens und des Arteriensystems beruht, bey welchem die Energie des letzteren gesunken erscheint. Blutung entsteht, wenn die Congestion so stürmisch wird, dass dem sich herandrängenden Blute die zum Austausch der Materie erfoderliche Zeit entzogen und die Gefässbildung (?) unmöglich gemacht wird. Man dürfe nicht annehmen, dass in solchen Fällen das Blut durch Secretion zum Vorschein gelange; vielmehr entstehe die Blutung durch örtlich momentan aufgehobene Nutrition, durch welche jede besondere Secretion aus der Blutmasse von selbst unmöglich gemacht wird. Wir müssen bekennen, dass wir den lezten Satz nicht ganz verstehen; dass wir nicht wissen, was der Vf. mit seiner Nutrition will. Zudem verschweigt er jeden Beweis für diese Meinungen. Hat er beobachtet, wie ein Blutfluss entsteht, wie er sich wieder stillt? Wir haben seine Schrift, auf die er sich beruft, nicht zur Hand, zweifeln aber, ob wir dort mehr Aufschluss erhalten werden. „In Folge von heftiger Congestion — fährt der Vf. fort — „die aber nicht so stürmisch wird (warum?), um in Blutung übergehen zu können, wird die Blutbewegung in denjenigen Theilen, nach welchen die Congestion statt findet, immer mehr erschwert, bis zuletzt übermässig vorwaltende Expansion der Gefässe, Stockung des Blutes, und durch dieselbe *Entzündung* einzutreten anfängt." Entsteht die Entzündung wirklich auf diese, und *nur* auf diese Weise? Gehört sonst nichts mehr dazu? Ueber die Veränderungen in den Blutkügelchen selbst, so wie über die Bildung neuer Gefässe, erfahren wir nichts. Und es müssen doch gewiss erst die physischen Phänomene nach allen Seiten hin aufgefasst werden, ehe man es versuchen soll, eine höhere Deutung — eine Theorie aufzustellen. Besser sagt uns die Erklärung des Eiterungsprocesses zu. Wenn die organisirende Kraft so weit erschöpft ist, dass sie nicht mehr dem Bestreben der organisirbaren Materie nach höherer Belebung entgegenzuwirken vermag, so wird der regelmässige Umtausch zwischen den Stoffen und Säften immer schwieriger vollzogen und muss zuletzt gänzlich aufhören; — es tritt ein Zerfallen des Thierstoffes ein. Die organische Materie wird in eine Flüssigkeit zurückgebildet, welche als ein organisirbarer Stoff von geringer Belebbarkeit betrachtet werden muss. — Es entsteht *Eiterungsprocess*, durch welchen die bisherige Organisation der eigentlich entzündet gewesenen Stelle aufgehoben, und diese mit Verlust ihrer Gestaltung in Eiter umgewandelt wird. Der Eiter entsteht aus einem Gemisch von verbrauchtem und lebensfähigem, höher organisirbarem Thierstoff. Mit der Eiterung ist daher eines Theils ein gewisser Grad von Zerstörung des entzündeten Gebildes gegeben, aber eben dieselbe heilt, wo Substanz zu ersetzen ist, durch die Absetzung von Fleischwärzchen. Warum geschieht aber die Granulation nie in einem völlig verschlossenen Eitersack? Darüber hätte uns der Vf. wohl Aufschluss zu geben versuchen sollen. — Hat die Entzündung in der kürzesten Zeit den höchsten Grad von Heftigkeit erreicht, so kann keine Eiterung sich bilden, sondern die organisirende Kraft wird innerhalb des Entzündungsheerdes völlig vernichtet und durch vergebliche Anstrengungen rasch aufgezehrt. — Es beginnt der *Brand*, der sich durch völlige Zersetzung, durch gänzliche Auflösung der organisirten Materie charakterisirt. In den eigentlichen Prozess, der die Gangrän herbeyführt, ist der Vf. nicht eingegangen; — dagegen hat er wohl Unrecht, wenn er die erstorbene (brandige) Materie, vermöge ihres graden Gegensatzes mit der belebten, als einen auf die letzte einwirkenden Ansteckungsstoff erklärt. Wäre er tiefer in das Wesen der Entzündung eingedrungen, so würde er gesehen haben, dass dem nicht so ist, — dass die Entzündung um den Brandschorf herum noch etwas mehr bezweckt, als die blosse Elimitirung desselben, und eine tiefere Bedeutung hat.

Die *Zertheilung* erfolgt nach ihm durch vermehrte Action der sympathisirenden Secretionsorgane, und durch die Ausbildung congestiver Thätigkeit in der Richtung nach denselben hin; — die weitere Erklärung dieses Vorganges ist nicht ohne Grund und stimmt mehr mit der Natur überein, als andere Sätze des Vfs. — Wenn er aber diese drey Ausgänge als diejenigen erklärt, welche der Entzündung wesentlich angehören, und die daher als die reinen und ungetrübten Endformen derselben betrachtet werden können; — so zeigt der Vf., wie wenig ihm die nächsten Erscheinungen der Inflammation bekannt sind. Hätte er die Autopsie zu Hülfe genommen, so würde ihm klar geworden seyn, wie bey jeder Entzündung Lymphergufs vorkommt — wie weder Zertheilung, noch Eiterung, noch Brand entsteht, bey denen diese nicht zuvor eingetreten wäre — wie namentlich, wenn Entzündung das erste Stadium, Eiterung das dritte ist, Lymphergufs das zweyte bildet. — Darin unterscheidet sich vorzüglich die Entzündung von Congestion, dafs bey jener Lymphe ergossen wird, bey dieser aber nicht. Die Ausschwitzung von seröser Flüssigkeit und von plastischer Lymphe demnach als Mittelzustände, welche zwischen der reinen Entzündung und der innormal gewordenen, falsch gewordenen Bildungsthätigkeit in der Mitte stehen, zu erklären, ist offenbar einseitig und der Natur zuwider. Wenn man die Ausschwitzung seröser Flüssigkeiten vorzüglich nach der Entzündung von serösen Häuten beobachtet, so besteht eben in dieser Erscheinung das Wesen dieser Inflammation; und zeigt recht deutlich, wie jene eine nothwendige Folge der niederen Grade der Entzündung ist.

Chronische Entzündung entsteht, wenn Congestion nach einem Organe lange Zeit Statt findet, zumal wenn sie von Zeit zu Zeit heftiger angefacht wird; — ihr anatomischer Charakter beruht auf Verdickung der inneren Gefäfswandungen und auf Verengerung der Canäle, welche durch Absetzung von plastischer Lymphe aus dem nur langsam durch dieselben hindurch bewegten Blute entsteht. Jede dieser Behauptungen ist nur in einer Hinsicht wahr, und das Wesen der chronischen Entzündung hiedurch äufserst einseitig aufgefafst. Gleiches läfst sich gegen die Erklärung des *Geschwürs* sagen. Kann ein Geschwür nicht auch in Folge einer acuten Entzündung entstehen? Jedem Geschwür liegt eine Dyskrasie zum Grunde — und es erfolgt weder nach einer acuten noch nach einer chronischen gesunden Entzündung. So lehrt die Erfahrung.

Was der Vf. über *Krampf* und über die Erscheinungen des *Fiebers* sagt, erinnern wir uns schon anderswo gelesen zu haben. — Hätte er übrigens mikroskopische Untersuchungen angestellt, so würde es ihm bey seinem Scharfsinne gewifs gelungen seyn, eine bessere Deutung der Entzündung zu geben.

A. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Nürnberg*, b. Riegel und Wiefsner: *Ueber Analogieen der Knochen und Muskeln.* Inauguralabhandlung, der medicinischen Facultät in Erlangen im May 1829 vorgelegt von Dr. *Ludwig Bock.* 1832. VI u. 41 S. 8. (8 gr.)

Die Abhandlung gereicht dem Vf. zur Ehre. In der Einleitung wird der Begriff der Polarität entwickelt und weiterhin auf das Nerven-, Muskel- und vegetative System angewendet, hierauf aber nachgewiesen, dafs das Knochensystem zwischen das Nerven- und Vegetations-System (deren Hülle bildend) und zwischen das Muskelsystem (dessen Wirksamkeit ermöglichend) eingeschoben ist. Im ersten Abschnitte wird alsdann der *Skeletbau* durchgegangen und nachzuweisen versucht, dafs das Skelet aus einem Nerven- und Vegetations-Ringe besteht, von denen peripherische Fortsätze oder Extremitäten abgehen. Im zweyten Abschnitte wird die *Muskulatur* in ihren verschiedenen Schichten mit den entsprechenden Gliedern des Knochensystems parallelisirt. In beiden Abschnitten zeigt der Vf. Bekanntschaft mit der einschlagenden Literatur und gute anatomische Kenntnisse, die ihn vielfältig zu einer von den Vorgängern abweichenden Ansicht veranlassen. Am wenigsten hat uns die naturphilosophische, Alles in Differenzen und Indifferenzen auflösende Einleitung befriedigt. So heifst es z. B. S. 8: Die Centralität des Nervensystems und die Peripherität des Muskelsystems seyen auch materiell ausgesprochen; die Nervenpulpe sey aus Kügelchen zusammengesetzt, gleichsam verkörperten Puncten, und der Punct sey Bild der Einheit, der Geschlossenheit in sich, — die Muskelsubstanz sey aus Fasern zusammengesetzt, und die Faser sey Bild des Excentrischen, Unendlichen. Sind denn aber die Nervenkügelchen nicht auch zu Fasern verbunden, und besteht denn die feinste Muskelfaser nicht ebenfalls aus Kügelchen? — Eine vom Vf. selbst zinkographirte Tafel enthält Abbildungen von Schädeln aus allen 4 Classen der Wirbelthiere, zur Erläuterung seiner Deutungen der Schädelknochen.

δ. τ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

THEOLOGIE.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Alethophilus, oder der neue Glaube in der Christenheit.* Zur Prüfung dargelegt im Jubeljahr der protestantischen Kirche 1830. Eine Fortsetzung des Obscurus, oder Carriere und Geständnisse eines modernen Finsterlings. Herausgegeben von *Ehrich Haurenski* zu Gard Ebre. 1831. VI u. 333 S. gr. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Bejahrte Zeitgenossen erinnern sich vielleicht noch aus ihrer Jugend manches wackeren evangelischen Geistlichen, der in fleissigem theologischem Studium bis ans Ende beharrend, eben so sehr durch gründliche Gelehrsamkeit, wie durch treue Amtsführung, sich auszeichnete, und doch nie in Versuchung kam, Etwas drucken zu lassen. Damals herrschte noch jene Demuth und Bescheidenheit, kraft welcher ein ehrwürdiger, mit einem reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen ausgestatteter Pfarrer, dessen höchstanziehende, belehrende und erbauliche mündliche Mittheilung dem Ohrenzeugen die Frage abnöthigte: „Warum machen sie von all den mühsamen und fruchtbaren Untersuchungen nichts öffentlich bekannt?" mit ungeheuchelter Anspruchslosigkeit erwiederte: „Wie dürfen doch meine nur auf Haus und Amt, auf meine eigene Belehrung und auf meinen Beruf berechneten Studien, neben den schönen Arbeiten so vieler gelehrten Männer sich hervorwagen!" — Das ist nun anders geworden! Das fleissige, gründliche Studium scheint bey vielen unserer Prediger seltener zu werden; wie die griechischen und lateinischen Classiker, liegen der alttestamentliche und der neutestamentliche Codex mit Staub bedeckt: eine Fluth von Zeit- und Flug-Schriften füllt die Mussestunden aus, welche philosophischen und philologischen, exegetischen, kirchenhistorischen und dogmatischen Studien gewidmet seyn sollten; was von Zeit noch übrig bleibt, wird auf ephemere Schriftstellerey verwendet. So häuft sich unübersehbar die Masse der flachen und flüchtigen Literatur, und in gleichem Masse nimmt die gründliche, streng wissenschaftliche Bildung ab.

Dieser nicht blos auf die Literatur, sondern auch auf die Amtsführung sehr verderblich einwirkende Dilettantismus wird genährt und gemehrt durch das jetzt herrschende theologische Parteywesen, welches jedem, auch dem flachsten Producte, wenn es nur recht dreist und zuversichtlich die Parteymeinung ausspricht, wenigstens von Einer Seite her, einigen Beyfall sichert, und die Eitelkeit reizt, den leichterworbenen Ruhm durch neue Schriften und Schriftchen zu sichern, zu mehren, zu verbreiten. So wird in unseren schreibseligen Tagen Mancher zum Schriftsteller, der, hätte er etwas früher gelebt und weniger Versuchung gefunden, vielleicht seinen wahren Beruf klarer erkannt, und nie für die Presse gearbeitet haben möchte.

Zu diesen leider! sehr naheliegenden Bemerkungen giebt unter anderen auch das vorliegende Buch Veranlassung, dessen unbekannter Verfasser ein Pfarrer zu seyn scheint, obwohl er nur die gemeinsten Ansichten der Weltleute unserer Zeit ausspricht. Zum Schriftsteller ist er um so gewisser nicht berufen, als seine Arbeiten weder tiefe wissenschaftliche Bildung und einen klaren, freyen und selbstständigen Geist, noch helle Erkenntniss und gründliche Gelehrsamkeit verrathen, und eben so schwerfällig und widerwärtig in ihrer Form, wie flach und dürftig in ihrem Gehalt sind. Aber auch ihn hat das zweydeutige Lob, welches befangene Parteymänner seinen ersten schwachen Versuchen spendeten, dergestalt verblendet, dass er nun von Messe zu Messe neue Fabricate liefert. Selbst solche Beurtheiler, die seinen Ansichten geneigt sind, rügen an diesem *Alethophilus* grosse Breite, Mangel an Ordnung in der Gedankenreihe, holperige Sprache, willkührliche Deutung der Bibelworte, und eben so willkührliche Behandlung der Geschichte Jesu, und verhehlen somit nicht, dass ihm Alles fehlt, was einem guten Schriftsteller eigen ist; er aber scheint dem Reiz, als Schriftsteller sich vernehmen zu lassen, nicht widerstehen zu können. Wir wollen ihm Ernst und Aufrichtigkeit in seinen Bestrebungen nicht absprechen, ihm gern zugestehen, dass er es mit der Sache, für die er, freylich meist mit Unverstand, eifert, redlich meine, auch eine gewisse Freymüthigkeit besitze, die jedoch um so leichter ist, als er seine eigene Person dabey nicht blosstellt, und als in unseren Tagen auf theologischem Gebiete auch die meisten Ultraansichten ohne Gefahr hervortreten dürfen. Aber wir finden in seiner Schrift fast nichts, was ihn berechtigte, oder einen inneren Beruf bewährte, über die grossen Streitfragen der Zeit seine Stimme zu erheben, zumal

ein so entscheidendes und absprechendes Wort zu reden, wie er sich erlaubt. Was irgend in dem ganzen Buche gut seyn mag, das ist längst tiefer begründet, klarer entwickelt, besser gesagt worden; der Vf. hat also nicht einmal das Verdienst einer gründlichen und fruchtbaren Verarbeitung des Gegebenen; was er aber *ex propriis* hinzugethan, das besteht nirgends die Probe. Wenn er wirklich einen eigenen Gedanken ausspricht, so ist dieser entweder ganz irrig oder halbwahr, oder mit so schwerfälliger Breite ausgesponnen, dass man den Tropfen Wein in den Wasserströmen kaum herausschmecken kann; will er zumal originelle Einfälle hervortreten lassen, — so wird er leicht abgeschmackt. So ergeht er sich in der kühnen Idee: Es soll, um unsere veraltete heilige Schrift endlich zu beseitigen, eine allgemeine *Weltbibel* als die Quintessenz der Weisheit aller Weisen, aller Zeiten und Völker verfasst werden; (der Vf. würde ohne Zweifel seine guten Dienste als Mitarbeiter anbieten!) Er löst uns endlich das Verständniss: Wer der verheissene Paraklet sey. Das ist nämlich Niemand anders, als der Rationalismus, und grade *der* und *der allein*, der sich in diesem geist- und trostlosen Buche so irrationell vernehmen lässt. Dabey ist Alles wie zusammengewürfelt; man sieht, wie die Journallectüre den Vf. von Zeit zu Zeit anregte, sich des Breitern auszusprechen, und wie nachmals diese kümmerlichen Bruchstücke eben so kümmerlich zusammengeleimt wurden.

Es ist diess, wir dürfen es nicht bergen, die verkehrteste und unwürdigste Art der Buchmacherey; dass solches Gewäsch noch Verleger und Käufer findet, das gereicht unserer Literatur nicht zur Ehre. Und aus dem Gewühl der gemeinsten, flachsten, verschrobensten Sätze leuchtet überall eine Selbstgefälligkeit und Arroganz hervor, die, unfähig, irgend einen tieferen Gedanken aufzufassen, oder entgegenstehende Ansichten nur einigermassen zu würdigen, so recht behaglich in der eigenen Geistesdürftigkeit und Unwissenheit sich ergeht, und dabey dreist absprechend, bald mit hämischen Seitenblicken, bald mit plumpen Ausfällen Alle antastet, die in diesem Geschreibsel nicht die lauterste Wahrheit, das göttliche Product der reinsten Vernunft anerkennen mögen.

Wir protestiren aufs stärkste gegen die Meinung, dass *das*, was in diesem verwirrten Buche sich vernehmen lässt, der ächte, gesunde Rationalismus sey, der in den schlimmsten Ruf kommen müsste, wenn Leute, wie dieser pseudonyme Alethophilus, als seine Protectoren und Förderer gelten dürften. Das Wesen des Rationalismus ist Nüchternheit, Klarheit, Mass und Ordnung im Denken; von *dem Allen* finden wir in dem ganzen Buche nichts; der Vf. steht noch im Zeitalter *Henkes* und *Löfflers*, nur dass ihm die Besonnenheit und Klarheit dieser scharfen Denker völlig abgeht; er ahnet nicht, dass der Rationalismus seit jener Zeit sich tiefer begründet, harmonischer entwickelt, überhaupt wesentlich anders gestaltet hat.

Fodert man Belege für dieses strenge, aber nur gerechte Urtheil, so verweisen wir auf jeden einzelnen Abschnitt, und erbieten uns aus jedem Blatt des Buches nachzuweisen, dass es eben so verkehrt in in seinem Inhalt wie in seiner Form ist. Wir würden Bedenken tragen, diess über die Arbeit eines nahmhaften Theologen auszusprechen; aber dem Pseudonymen, der hinter seinem Versteck hervor Unfug treibt, sind wir solche Schonung um so weniger schuldig, als auch das härteste Gericht seinen verborgenen Namen nicht trifft, und nur vor denen, welchen etwa seine Autorschaft bekannt ist, ihm die wohlverdiente Züchtigung bereitet. In jedem Fall ist diese weit besser motivirt, als die tolle Weisheit, mit welcher der Vf. die Apostel meistert, und die gröbsten Schmähungen gegen Andersdenkende sich erlaubt.

Rec. hat seiner einmal übernommenen Pflicht bereits ein schweres Opfer gebracht, indem er sich mit dem Lesen des Buches abmarterte; billige Leser daher muthen ihm gewiss nicht zu, dass er nun noch Proben aus dieser unförmlichen Masse abschreibe, um an Einzelnem die Ideenarmuth, die Gemeinheit in den Ansichten und in der Behandlung, die Geschmacklosigkeit im Ganzen nachzuweisen. Wer Belieben trägt, sich aus dem Buche selbst zu überzeugen, ob hier recht gerichtet wird, der lese z. B. das aberwitzige Gerede über die Dreyeinigkeitslehre, S. 136 flgg., dann über die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu. Hier ist aller möglicher Scharfsinn aufgeboten, um den Mangel an Einsicht, an Logik, an gesunder Vernunft zu verstecken; und mit welchem Erfolg! — Aehnliches kommt in jedem Abschnitt vor. Wir überheben uns der peinlichen, und dabey höchst undankbaren Mühe, aus der schauderhaften Menge von Absurditäten einige herauszuheben, und verweilen nur noch ein wenig bey dem f. g. „neuen Glaubensbekenntniss im Jubeljahr 1830 zur Prüfung vorgelegt", wie es nach der f. g. *Einleitung* folgt, welche, gleich von vorn herein vom Lesen des Buchs abschreckend, breit genug zu beweisen sucht, „dass weder das Alter, noch die Neuheit für einen Glauben entscheiden kann, sondern nur die Vernunftmässigkeit und beseligende Kraft desselben." Dieses angebliche „neue Glaubensbekenntniss" ist in zwölf Sätzen verfasst, welche eine nicht minder gedankenarme, als wortreiche Nachrede im Gefolge haben. Was glaubt nun der Verfasser? 1) An einen *Gott*; aber in einer *einzigen Person* — — und an alle die erhabenen Eigenschaften desselben, wie die christliche Lehre sie enthält. — „Ob Er von der Welt abgesondert sey, oder ob sich die ganze unermessliche Körperwelt zu ihm, dem unendlichen Geiste, verhalte, wie der Leib des Menschen zum Geiste desselben, wodurch sich die *Allgegenwart* leichter erklären liesse, so wie manches Andere, ist mir nicht völlig klar." 2) An eine sich über Alles erstreckende *göttliche Vorsehung*. — — 3) „An eine Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode des Körpers und zwar mit vollem Bewusstseyn und mit steter Persönlichkeit, so wie an ein ewiges Fortschreiten zur Vollkommenheit und Beseligung, und an

eine gerechte Vergeltung". „Aber eine Fleischesauferstehung und ein öffentliches allgemeines Weltgericht an einem s. g. jüngsten Tage, halte ich für blosse morgenländische Bilder," u. s. w. 4) Dass die Sünde den Menschen zeitliches und ewiges Verderben bringt, und dass nur Gottähnlichkeit, oder Tugend und Frömmigkeit, einzig und allein beseligen kann. 5) *Jesum von Nazareth*, den Stifter der christlichen Religion und Kirche, halte ich für einen blossen Menschen und für keinen Gott, der aber göttlich dachte, lebte und handelte, und so das Ebenbild Gottes, das jeder Mensch an sich trägt, am Reinsten und Erhabensten darstellte u. s. w. 6) „Die *Lehre Jesu*, sein vortrefflicher Unterricht über Gott, Vorsehung, Menschenbestimmung und Verhältniss der Menschen als Kinder zu Gott ihrem Vater, so wie seine reine erhabene Sittenlehre, sind mir der höchste Schatz, den wir der Vorsehung, die Jesum auftreten liess, verdanken. Und in ihrer Befolgung liegt die einzige Bedingung unserer Seligkeit. Ein todter Glaube an sie (?) kann zu nichts dienen". 7) „Unter dem *heiligen Geiste* verstehe ich keine wirkliche Person, am wenigsten eine dritte Person in der Gottheit, sondern die wirkende Gotteskraft, auch heilige Begeisterung, heilige Gesinnung". 8) „Von der *Offenbarung Gottes* glaube ich, dass sie zu allen Zeiten auf dem „*natürlichen Wege*," durch Vernunft und Gewissen geschehen ist. Und so halte ich auch die ganze Bibel als auf diesem natürlichen Wege entstanden". — — 9) „Dass der Allmächtige unmittelbar, oder durch Wunder wirken könne, wer möchte das leugnen! aber die in der Bibel erzählten Wunder haben ihren Grund entweder in der Unkunde" u. s. w. 10) „Ich glaube, dass zwischen den Menschen und Gott unzählige geistige Wesen in der Mitte stehen; aber dass solche Geister, Engel genannt, Werkzeuge Gottes bey der Weltregierung seyn sollen, glaube ich nicht" u. s. w. 11) „Der Mensch hat zwar Kräfte zum Sündigen, und vermöge seiner Sinnlichkeit ist er auch oft genug dazu geneigt; aber eine Erbsünde giebt es so wenig wie eine Erbtugend". Endlich 12) „*Taufe* und *Abendmahl* sind mir ehrwürdige Handlungen, die, wenn sie nicht nach einem seelenlosen Mechanismus geschehen, äusserst wohlthätig für die Sittlichkeit werden können, und daher auch zur Beseligung beytragen. Besonders erhebend und erweckend kann der rechte Gebrauch des Gedächtnissmahles Jesu werden". — Aus diesen „wenigen Sätzen" soll nun, wie der Verfasser kühn versichert, deutlich zu ersehen seyn, „dass der s. g. neue Glaube in der Hauptsache völlig übereinstimmt mit dem alten Glauben der Christenheit, und dass er also eigentlich genommen, gar kein neuer, sondern der alte Vernunftgemässe ist, wie ihn Jesus hatte und seinen Schülern einzuflössen suchte!" — Diese letzte Unwahrheit muss um so mehr eine absichtliche, also mindestens eine Täuschung genannt werden, als der Vf. anderwärts deutlich genug die Meinung ausspricht, dass der erhabene Stifter des Christenthums nicht nur nach den herrschenden Ansichten und Vorurtheilen seiner Zeit und seines Volkes sich accommodirt, folglich nicht überall die reine Wahrheit gelehrt, nicht seine wahre Ueberzeugung ausgesprochen, sondern auch in Vielem noch nicht so hell gesehen habe, wie die Weisen unserer Tage, — womit denn entschieden behauptet wird, dass sein Glaube, und der, den Er in seinen Schülern begründete, keinesweges mit dem s. g. neuen Glauben völlig übereinstimmt, selbst nicht in der Hauptsache, die ja durch das, was man etwa als Nebensache auffassen möchte, wenigstens mannichfach modificirt wird, wenn anders der Glaube nicht bloss aus Bruchstücken besteht, sondern ein organisches, in seinem ganzen Umfange abgerundetes und in sich harmonisches Ganzes ist. Ein solches Fragmentenconglomerat, bestehend aus gemeinem Stoff mit edlem Metall versetzt, ist allerdings der s. g. neue Glaube des Verfassers, der eben so willkührlich seine Sätze zusammenwürfelt, wie ohne Grund behauptet und verwirft. Es kann nicht fehlen, dass jedes Glaubensbekenntniss, selbst das einseitigste und mangelhafteste, wenn es auch nicht von einem Glaubensstarken oder Tiefdenkenden, wenn es nur von einem einigermassen unterrichteten, und dem religiösen Leben nicht ganz entfremdeten Manne zusammengestellt wird, einige der grössten und erhabensten Wahrheiten enthalte. Diese aber werden, wo klare Erkenntniss, gründliche Forschung und demüthige Empfänglichkeit für höhere Wahrheit fehlt, so vereinzelt, so unzusammenhängend, so schwankend dastehen, und durch hinzugefügte Vorurtheile und Irrthümer so getrübt werden, dass ein auf solche Weise componirtes Glaubensbekenntniss ungefähr einen ähnlichen Eindruck macht, wie die majestätischen Ruinen eines kühnen Tempelgebäudes, in und an welches die eben so geschmacklosen als dürftigen Hütten verwegener Bettler sich angeklebt haben. Unser Vf. hat zu einigen trefflichen Baumaterialien, die sich von selbst ihm darboten, so viel haltlosen Stoff, Erde und loses Gestein gefügt, und bey dem Mangel an einem tüchtigen Kitt, Alles so leichtfertig auf einander gehäuft, dazu das Einzelne und das Ganze so armselig und geschmacklos übertüncht, dass das ganze Gebäude gefahrdrohend hin und her schwankt, und schon beym leisen Wehen der Morgenluft zusammenbricht. Zum Glück ragen auch dann noch die alten goldenen Säulen und Architraven, die er dazu genommen, aus den Ruinen hervor!

Ein Glaubensbekenntniss kann freylich nur Resultate, wesentliche Grundsätze, die dem Unkundigen nur wie Postulate erscheinen, nicht den ganzen Apparat der Forschung und Beweisführung enthalten; aber es muss doch Grund und Halt, Kraft und Leben in sich selbst haben, und dem Kundigen als der Ausdruck eines klarbewussten und in sich übereinstimmenden Glaubens sich bewähren. Dass diess bey jenem „neuen Glaubensbekenntniss" nicht der Fall ist, leuchtet unmittelbar ein. Wie wenig aber der Vf. auch nur ahnet, was zu einer wissenschaftlichen Erörterung seines Gegenstandes erfoderlich ist, das bezeugt die angebliche „*Auseinandersetzung und Begründung*", die er im 3 Abschnitt auf *kaum drey Seiten* darbietet, die aber seine Glaubenssätze gar

nicht berührt, sondern nur über einige Irrlehren, die man *Dintern* schuld gegeben, höchst oberflächlich schwatzt. Es verlohnt sich nicht der Mühe, auf diese Armseligkeit weiter einzugehen. Wie grundlos und willkührlich der angebliche Glaube des Vfs. ist, davon nur ein Beyspiel. Er glaubt, dass zwischen Gott und den Menschen unzählige geistige Wesen in der Mitte stehen, aber dass solche Geister Werkzeuge Gottes bey der Weltregierung seyn sollen, das glaubt er nicht. Nun aber denkt er sich jene höheren Geister hoffentlich nicht müssig, oder nur mit sich selbst beschäftigt, sondern thätig, wirkend. Er weiss ja wohl auch, dass selbst Menschen mit vollem Rechte Werkzeuge Gottes bey der Weltregierung genannt werden können; es ist also nicht abzusehen, warum die Engel, oder höhere Geister nicht wenigstens im gleichen Sinne Gottes Werkzeuge seyn sollten. Er hätte diess gewiss nicht geleugnet, wenn er in seiner Weisheit sich gesagt hätte, dass der Inbegriff aller geistigen Vollkommenheit die *Liebe* ist, dass diese also höheren Geistern am wenigsten fehlen kann, folglich sie antreiben wird, Gottes Willen zu thun, und mitzuwirken zum Wohlseyn der Kinder Gottes.

Wir dürfen nicht länger bey einem Buche verweilen, dem durch den hier ihm gewidmeten Raum schon zu viel Ehre erwiesen ist. Will man sich durch eigene Ansicht überzeugen, wie verwirrt das Ganze schon in seiner Anlage ist, so überblicke man nur die voranstehende Inhaltsanzeige, — ein so tolles Quodlibet, dass man die Keckheit, eine dergestalt zusammengestoppelte, ideenarme, und durchaus eben so missgestaltete, wie geistlose Schrift drucken zu lassen, Unverschämtheit nennen muss. Und eben so verwirrt, wie die Zusammenstellung der Abschnitte, ist der Inhalt selbst. Wir rathen dem Vf. wohlmeinend, dass er, bevor er wieder sich erdreistet, ein Wort über die Streitfragen unserer Zeit mitzusprechen, und *lehren* zu wollen, zuvor *lerne*, vor Allem zusammenhängend und folgerichtig denken, dann, was Weisere gedacht, verstehen und anwenden!

K. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Schnepfenthal*, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt: *Worte an deutsche Mütter und Erzieherinnen.* Eine Ermunterung und Anleitung, durch treue Erfüllung ihres hohen Berufes für das Wohl des Vaterlandes thätig mitzuwirken. 1835. VI u. 88 S. 8. (8 gr.)

In einem Vorworte wird den Müttern der Gesichtspunct gezeigt, auf welchen sie bey der Erziehung ihrer Kinder blicken und was sie überhaupt bey der Verstandes- und Herzens-Bildung ihrer Lieben im Allgemeinen beobachten sollen. In der Einleitung, welche die Entwickelung mancher Tugenden der Erziehung auflegt, werden „stille, häusliche Tugenden als Grundlage einer echt weiblichen Erziehung, als der schönste Schmuck unseres Geschlechts betrachtet, die dazu dienen, alle andere Vorzüge zu erhöhen. Anschaulich durch Beyspiele wird gemacht, wie sich wahre uneigennützige Liebe äussert, welche die schwächliche Empfindeley und launenhafte Nachgiebigkeit gegen das Kind eben so wohl vermeidet, als sie mit liebreichem Sinne Gehorsam und strenge Pflichterfüllung fodert. Von der physischen Erziehung in den ersten Momenten des Lebens das Bekannte. Zur Erhaltung der Gesundheit in den ersten Lebensjahren trägt ein guter Anstand, der bey verschiedenen Beschäftigungen des Kindes seine Brust nicht zusammendrückt, sondern frey erhält, gewiss nicht wenig bey. Man gewähre auch, besonders im frühen Alter des Lebens, Kindern hinreichenden Genuss des Schlafes und zur rechten Zeit, und sorge für eine bequeme, der Jahreszeit angemessene, doch nicht zu warme Kleidung. Aber welches sind die Hauptpuncte, die wir bey der Erziehung zu berücksichtigen haben? Der Erzieherin erstes Ziel sey Selbstveredelung, Gewöhnung zum unbedingten Gehorsam und Förderung des kindlichen Frohsinns. Ein Hauptaugenmerk aber bleibe Charakterbildung zur Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit und Pflichttreue, Wohlwollen auch gegen die Thiere, Heilighaltung des fremden Eigenthums. Man stähle die Geistes- und Körper-Kraft des Kindes, bewirke ihre Standhaftigkeit und Geduld, gewöhne sie hauptsächlich zur Selbstbeherrschung und zum Fleisse. Man sehe bey ihrer Ausbildung auf ihr Alter und ihre Fähigkeiten, wie auf ihren Stand und künftigen Beruf, verbanne unter ihnen Zank und Zwietracht, als die giftigen Keime menschlicher Wohlfahrt, strafe nicht schnell, und suche mehr durch ein zu rechter Zeit angebrachtes Lob, als durch Tadel zu wirken. Man vermeide alle das Vertrauen leicht entfernende Härte und suche vielmehr das Zartgefühl, als die schönste Blume im Kranze weiblicher Tugenden, zu erwecken. Bescheidenheit ohne Schüchternheit, Verschwiegenheit so wie Sinn für Häuslichkeit dürfen im weiblichen Charakter, wenn er richtig geleitet wird, nicht fehlen. Im häuslichen Leben wird Ordnungsliebe und Reinlichkeit, vernünftiges Verhalten gegen die Dienstboten, und Kenntniss in weiblichen Arbeiten erfoderlich und verdienen deshalb Berücksichtigung. Der Umgang mit anderen, der Vorsicht gebietet, erfodert von Seiten der Jugend, Anstand, Bescheidenheit, Zuvorkommen und Höflichkeit, wozu sie angeleitet werden muss. Angeleitet zur Selbsterziehung werden Kinder, wenn man sie gewöhnt Religion zur Freundin und Führerin auf ihrem Lebenswege zu machen, sich zu wahrem Ehrgefühl, das aus dem Bewusstseyn des Guten entspringt, zu erheben, den Schöpfer aus seinen Werken kennen zu lernen und überhaupt religiöse Gefühle zu erwecken.

Dieses sind die wesentlichen Grundzüge, auf welchen der Inhalt dieser Schrift beruht. Sie ist überdiess mit manchen nützlichen Erfahrungen und treffenden Bemerkungen durchwebt, die eine natürliche Beobachtung beurkunden, und überdiess in einer anziehenden Sprache geschrieben. Rec. kann sie daher mit vollem Rechte für den bezeichneten Zweck Müttern zur Lectüre empfehlen.

D. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

PÄDAGOGIK.

1) Meissen, b. Gödsche: *Das Ganze der Gymnastik*, oder ausführliches Lehrbuch der Leibesübungen nach den Grundsätzen der besseren Erziehung zum öffentlichen und besonderen Unterricht bearbeitet von *J. A. L. Werner*, ehemaligem Lehrer der Fecht- und Voltigir-Kunst und Gymnastik an der Universität und einigen Erziehungsanstalten Leipzigs. Mit einem Titelbilde und 274 Figuren. 1834. 543 S. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

2) Ebendaselbst: *Gymnastik für die weibliche Jugend*, oder weibliche Körperbildung für Gesundheit, Kraft und Anmuth von demselben. Mit 70 lithographirten Figuren. 1834. 126 S. 8.

Da man sich immer mehr von der Wahrheit dessen überzeugt, was der treffliche *Gutsmuths* im fünften Abschnitte seines nützlichen Werkes von der Gymnastik für die Jugend (Schnepfenthal 1793. 8.) sagt, dass Gesundheit des Leibes, ungetrübte Heiterkeit des Geistes, Abhärtung, bessere Leitung der Sinnlichkeit und männlicher Sinn, Stärke und Geschick, Gegenwart des Geistes und Muth in Gefahren, Thätigkeit, gute Bildung des Körpers, Schönheit der Seele, Schärfe der Sinne, Wahrheit der Empfindungen und Schärfe der Denkkraft durch die Gymnastik erlangt oder befördert werde: so macht es sich nöthig, dass auf der von den Würdigen, welche dieses Feld zuerst bearbeiteten, betretenen Bahn, muthig fortgeschritten werde, um sich der Vollkommenheit so viel als möglich zu nähern. Mit Erfolg sind auch einzelne Zweige der Gymnastik gepflegt und betrieben worden, und nur ein Werk, welches das Ganze umfasste und eine deutliche Ueberschauung des Allgemeinen gewährte, fehlte bis jetzt den Deutschen, und mit einem solchen tritt nun der durch seinen *Versuch einer theoretischen Anweisung im Hiebe* (Leipzig 1824. 8. Vgl. Jen. A. L. Z. 1824. No. 145) wohl bekannte Verfasser auf. Mit Umsicht ist das, was seine Vorgänger darüber gedacht und geschrieben haben, von ihm benutzt, und gleichsam die Quintessenz in einem harmonischen Ganzen geliefert worden, und dafür verdient er von jedem Sachverständigen den lautersten Dank. Irren würde man sich übrigens und seine Foderungen zu hoch spannen, wenn man — was selbst der in Theorie und Praxis gleich achtungswerthe Verfasser selbst nicht will — glaubte, dass in beiden Werken das Ganze erschöpft und nichts mehr zu thun übrig gelassen sey. Der Vf. giebt bloss eine genaue Anleitung für die Wissenschaft, Stoff zu weiteren Ideen, Fortschreiten, Nachdenken und Vervollkommnung, er deutet auf frühere Werke hin, in welchen einzelne Branchen ausführlich behandelt sind, und bietet einen sicheren und richtigen Leitfaden zur glücklichen Ausführung und zum Gelingen des Ganzen. Durch Anwendung dessen, was in diesen beiden Schriften, in einem gefälligen Stile vorgetragen worden, werden jene nicht genug zu beherzigenden Worte des verdienstvollen Arztes *Gruner* (Almanach für Aerzte 1783, S. 46) bewährt: „Die Gymnastik der Alten verdiente sorgfältig studirt und, mit schicklicher Abänderung, eingeführt zu werden. Sie würde, denk' ich, ein vortreffliches Mittel abgeben können, unsere durch Empfindeley entnervten Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen, wieder stark, gesund und dauerhaft zu machen."

No. 1 (welches dem für alles Gute und Schöne empfänglichen Prinzen Mitregent Friedrich August, so wie No. 2. der Prinzessin Amalie Auguste, königl. Prinzessin von Baiern, gewidmet ist) beginnt mit einer kurzen, dem Gegenstande angemessenen Vorrede, verbreitet sich sodann unter No. I. von S. 1 bis 20 über die Geschichte der Gymnastik, giebt II. von S. 20 bis 29 eine ziemlich vollständige Literatur derselben und lässt darauf III. von S. 29 bis 51 die Einleitung folgen, worinnen von den Uebungsplätzen, Erfodernissen des Lehrers der Gymnastik, Beschreibung der nöthigen Maschinen bey der Ausbildung des Körpers und der Kleidung, welcher man sich bey gymnastischen Uebungen bedient, gehandelt wird. Darauf theilt der Vf. das Ganze in einzelne Abtheilungen, in welchen folgende Gegenstände beachtet werden: Es behandelt die 1te von S. 52 bis 72 die erste Ausbildung des Körpers, die 2te von S. 72 bis 95 Fortbewegung des Körpers von der Stelle, die 3te von S. 96 bis 138 militärische Exercitien mit der Flinte und aufgesteckten Bajonete, die 4te von S. 138 bis 150 Uebungen auf dem Schwebebaum, Klettern, Stelzengehen, Schlittschuhlaufen, die 5te von S. 151 — 177 a) das Balanciren fremder Körper, b) das Heben, c) das Ziehen, d) das Ringen — verschiedene Uebungen, welche die Biegsamkeit des Körpers befördern und denselben geschmeidig machen. — Die Reck- und

Barren-Uebungen — die Recküburgen besonders, wobey I. der Hang II. der Sitz III. der Stütz beachtet wird. — I. Auf- und abwärtsgehende Bewegungen, II. fortschreitende Bewegungen, III. drehende Bewegungen; dann die Barrenübungen, besonders I. Niederlassen und Erheben, II. das Handeln und Hangeln, III. den Schwung, IV. den Uebergang aus einer Lage in die andere; die 6te Abtheilung von S. 177 bis 244 das Springen, und ferner das Voltigiren, die 7te Abtheilung von S. 244 bis 257 das Baden und Schwimmen, die 8te Abtheilung von S. 257 bis 336 das Fechten auf Stofs, die 9te Abtheilung von S. 336 bis 377 das Fechten auf Hieb (diese beiden Abtheilungen scheinen uns, nebst der über das Reiten, die vorzüglichsten in diesem Werke zu seyn und verrathen den Meister darinnen,) die 10te von S. 377—380 einige Bemerkungen über das Fechten zu Pferde, mit Säbeln und geraden Waffen, ohne Glocke und Stange, welches besonders bey der Cavallerie üblich ist, — die 11te von S. 381 bis 414 das Lanzen- oder Stangen-Fechten, — die 12te von S. 414 — 456 das Zielwerfen und Zielschiessen, die 13te von S. 457 bis 509 das Reiten, die 14te Abtheilung von S. 509—540 enthält Anstandsbewegungen und Haltung des Körpers im gesellschaftlichen Leben.

Aus dieser Uebersicht nun wird sich das Nützliche dieses Werkes nicht bloss in Ausbildung der Jugend — wo es jedem Lehrer bey gutem Willen und kräftigem Alter nicht schwer fallen kann, mit Nutzen Unterricht zu ertheilen, indem alle hier vorkommenden Gegenstände auf Praxis beruhen und durch vieljährige Erfahrung begründet sind, — sondern auch bey erwachsenen Personen, welche die Praxis durch eine richtige Theorie befestigen wollen, darthuen, mancher gute Praktiker dadurch einen sicheren Leitfaden zum Unterricht und mancher Theoretiker so manchen lehrreichen Wink für die Praxis erhalten. Das Nothwendige der Anstandsregeln ist um so schätzbarer, wenn man weiss, wie häufig selbige von Lehrern, welche ihre Zöglinge nicht stets unter den Augen haben können, nicht beachtet werden können und von den Eltern vernachlässigt werden. Und sollte man auch glauben, dass dieselben bereits in mehreren über ein anständiges Benehmen geschriebenen Büchern abgehandelt worden sind, so wird man sie — indem das Nothwendige, weil so oft dagegen gehandelt wird, nie oft genug gesagt und eingeprägt werden kann — doch hier, da sie zu dem Ganzen gehören, keinesweges als überflüssig ansehen. Als Anhang ist von S. 541 bis 543 das *Fleau*-Schlagen beygefügt. Ob man nun wohl dieser schrecklichen — von Contrebandisten erfundenen — Waffe in den edelen Theilen der Gymnastik eigentlich keinen Platz anzuweisen gesonnen und deren Ausübung dringend zu empfehlen gemeint ist: so gehört sie doch, weil sie Körperkraft, Gelenkheit, Geschwindigkeit und Fassung erfodert, ebenfalls zu derselben und würde dadurch, wenn sie übersehen worden, eine Lücke im Ganzen entstehen.

Das nämliche Lob, welches wir aus voller Ueberzeugung dem ersten Werke ertheilen müssen, gebührt No. 2, in welchem die Ausbildung des weiblichen Körpers mit eben der Sorgfalt und Genauigkeit behandelt wird. Die körperliche Gewandheit und Haltung des weiblichen Körpers wurde bisher — mit Ausnahme des Tanzens, welches oft nur (wie auch der Vf. gewiss unter dem Beyfall jedes für der Menschheit Wohl Besorgten, sehr richtig bemerkt, sich nicht selten durch die auf Gesundheit und Leben nachtheiligen Folgen zeigte) der Galanterie fröhnte — entweder nur sehr oberflächlich betrieben, oder gänzlich vernachlässiget, obwohl schon früher achtungswerthe Aerzte, vom Altvater *Galen* an, auf die Nothwendigkeit seiner Ausbildung, so gut wie bey dem männlichen Geschlechte, — leider vergebens! — aufmerksam gemacht hatten. Der Vf. hat in seinem Werkchen Folgendes behandelt. Nach der Vorrede (S. 1 — 9) behandelt er die Nothwendigkeit und den Werth der weiblichen Körperbildung, lässt sich über die Eigenschaften des Lehrers, so wie über die zweckmässige Kleidung der Schülerinnen aus, und geht alsdann zu den Abtheilungen, welche das Specielle mit Gründlichkeit und Deutlichkeit enthalten, über. Er behandelt das Ganze ebenfalls in einzelnen Abtheilungen, wie folgt: 1ste Abtheilung von S. 9 bis 23 erste Ausbildung des Körpers — 2te Abtheilung von S. 23 bis 36 Balancirübungen des eigenen Körpers — 3te Abtheilung von S. 36 bis 39 Wendung oder Drehung des Körpers auf der Stelle — 4te Abtheilung von S. 39 bis 52 Fortbewegung des Körpers von der Stelle, Gehen, Marschiren, Laufen — 5te Abtheilung von S. 53 bis 55 das Springen — 6te Abtheilung von S. 55 bis 59 Uebungen auf dem Schwebebaume, Klettern — 7te Abtheilung von S. 60 bis 63 verschiedene Uebungen, welche die Biegsamkeit des Körpers befördern und denselben geschmeidig machen — 8te Abtheilung von S. 63 bis 67 Kraft und Gelenkigkeit befördernder Gebrauch der stummen Glocke (*dumb bell*) — 9te Abtheilung von S. 67 bis 77 Uebungen mit dem Stocke — 10te Abtheilung von S. 77 bis 85 Uebungen am schwebenden Stabe — 11te Abtheilung von S. 85 bis 87 Uebungen an dem Zapfenseile — 12te Abtheilung von S. 87 bis 88 Klettern am Knotenseile — 13te Abtheilung von S. 88 bis 92 Zielwerfen, Zielschiessen — 14te Abtheilung von S. 92 bis 96 einige körperliche Unterhaltungsspiele zur Beförderung der Kraft und Gelenkigkeit. Das Ganze ist sehr anständig, in einer kurzen, bündigen und für den Unterricht leicht fasslichen Schreibart vorgetragen, und verdient allgemeine Beachtung.

„Wie dadurch bloss ein theatralischer Anstand gewonnen, das Mädchen zur Schauspielerin, Gauklerin, Seiltänzerin u. dergl. gebildet und Anstand, gute Sitten und Religion bey Seite gesetzt würden," solche Einwürfe verdienen keine Widerlegung, sondern höchstens ein mitleidiges Belächeln. Zu den Stellungen, welche den Figuren gegeben worden sind, scheint der Vf. selbst gestanden zu haben, dass sie aber eben nicht glücklich ausgefallen, ist nicht seine, sondern des ungeübten Zeichners Schuld.

Die Figuren sind in No. 2 besser als in No. 1 ausgefallen. Druck und Papier empfehlen sich durch Reinlichkeit und Sauberkeit, und wir wünschen diesen beiden nützlichen Werken recht viele Leser und Abnehmer. X.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Fassliche deutsche Sprachlehre, für Alle, welche sich nicht mit dem Baue allein, sondern auch mit dem Geiste ihrer Muttersprache befreunden wollen;* insbesondere für Jugendbildner von D. *Heinrich Stephani*, Kirchenrathe, Dekane und Ehrenritter des k. baier. Hausritterordens vom h. Michael. 1829. XVI u. 264 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. wollte durch diese Arbeit nur „eine bessere Behandlung der Sprachlehre nach seiner bildenden Lehrart nachweisen, um hiedurch auch von dieser Seite mit dahin zu wirken, eine Nachwelt zu erziehen, welche bey ihrem Denken, Sprechen und Thun eine grössere Besonnenheit als die jetzige zeigt, und wünscht, dass man den guten Willen bey dieser *Vorarbeit* freundlich ehren möge." Dabey lag es ihm noch besonders am Herzen, eine bessere Benutzung der Sprache zur Bildung des Menschen in unseren Anfangsschulen zu bewirken. — Wie alle Winke, die er in der Vorrede zur besseren Behandlung des Sprachunterrichts giebt, von Jugendlehrern beherzigt und befolgt zu werden verdienen, so verdient es insonderheit auch die verständige Warnung vor dem unseligen Gedanken, den Sprachunterricht sogleich wissenschaftlich geordnet (systematisch) den Schülern vorzutragen, wie es bey Sprachlehren geschehen müsse. Mit Recht verlangt er, dass nur Bruchstücke der einzelnen Theile behandelt werden, aus welchen *zuletzt* sich in den Köpfen der Schüler das Ganze selbst wohlgeordnet zusammenfügen werde. — Nur hätte Rec. gewünscht, dass der Vf., obgleich seine Sprachlehre nicht der Jugend zum Leitfaden dienen soll, sondern hauptsächlich für Jugendlehrer bestimmt ist, darüber Winke ertheilt hätte, wie man diess anzufangen habe, und wovon man bey dem ersten Unterrichte ausgehen müsse, worüber die Einrichtung dieser Sprachlehre wohl schwerlich einen genügenden Aufschluss giebt. Denn hier folgt noch Alles so ziemlich in der gewöhnlichen Ordnung auf einander, und fast auf die Weise, wie man eine fremde Sprache zu lehren pflegt, was doch bey der Muttersprache wohl nicht ganz zweckmässig seyn dürfte.

In der *Einleitung* wird von der Sprache überhaupt, als Werkzeug des Geistes, seine Gedankenwelt zu ordnen, und als Werkzeug äusserer Wirksamkeit, von der Sprachkunst und Sprachwissenschaft, von der Sprachlehre und ihrer Wichtigkeit für Geistesbildung gehandelt. — So sehr der Vf. (S. 2) darin Recht hat, dass man es der Jugend schon früh zum Bewusstseyn bringen müsse, dass sie jetzt schon zweyen Welten angehöre, und dass die gemeinschaftliche Bestimmung der Menschen darin bestehe, ihre Erdenwelt zu beherrschen, und auf solcher die höchsten Gesetze der Geisterwelt (Wahrheit und Liebe) geltend zu machen, so scheint es doch etwas übertrieben, dass diess vorzüglich darum geschehen müsse, um ihr eine höhere Ansicht der Sprache begreiflich zu machen. Recht hat er dagegen, wenn er S. 5 darauf dringt, dass man die Taubstummen nicht in unserer *Gehörsprache*, aber dafür desto tüchtiger in unserer *Schriftsprache* unterrichten soll. S. 25: „So eben lese ich in einer Zeitung, der Bundestag in Fr. sey —, nachdem die Nacht vorher der Herr Präsidial-Gesandte von M. B. von Wien angekommen ist. Der Berichterstatter wollte gewiss nur sagen, in der Nacht vorher sey der genannte Gesandte angekommen, nicht aber *die Nacht* sey von Wien mit ihm *angekommen*." Hier sind höchstens die beiden Concreta fehlerhaft; denn jeder sieht leicht, dass „die Nacht" nicht der Nominativ, sondern der Accusativ ist. „Den Tag vorher ist der G. angekommen," durfte man doch wohl unbedenklich sagen. — *Erste Abtheilung. Lautlehre.* Hier hätte Rec. eine Belehrung gewünscht, wie viel von dem, was hier mitgetheilt wird, beym ersten Unterricht in der Sprachlehre den Kindern vorgetragen werden müsse. Ueberdiess gehört die ganze Lautlehre nicht sowohl der Schriftsprache, als vielmehr der Gehörsprache an. Die erste hat es nur mit den Zeichen derselben, den Buchstaben, zu thun, und scheint die Kenntniss der Lautlehre schon vorauszusetzen. — S. 27. 28 ist der Vf. mit dem gewöhnlichen *Buchstaben*- oder vielmehr *Lautzeichen-Verzeichniss* sehr unzufrieden, indem darin 5 Lautzeichen ä, ö, ü, das gestossene g und sch fehlen, und dagegen eben so viele doppelt bezeichnet werden, wie das c, das bald die Stelle des k, bald des z vertritt, das v, das y, und das q und x für kw und ks. Dem zufolge würde Hr. *St.* Fater, Kwelle, Kserkses schreiben müssen, was schwerlich Beyfall finden wird. — S. 48 u. f. soll ch nur als ein doppeltes g gelten. Aber sollte *machen* völlig so lauten, wie *maggen*, *Sichel* wie *Siggel*, *Buch* wie *Bugg*? In dem letzten Worte wird noch dazu das u gedehnt ausgesprochen, wie aus der Umwandlung desselben deutlich hervorgeht. — *Zweyte Abtheilung. Wortlehre.* S. 73 und späterhin in der Satzlehre nennt der Vf. die Annahme einer Copula Unsinn. Rec. kann diesem Urtheile nicht völlig beystimmen; denn diejenigen, welche von einer Copula reden, haben schwerlich behaupten wollen, dass sie in jeglichem Satze vorhanden sey, sondern nur, dass sie zur Erklärung desselben *gedacht* werden könne. — S. 83 wird bemerkt, dass Einige zu „Butter" das Deutewort „der", Andere „die" setzen. In der That ist aber „der Butter" wohl nichts weiter als ein Provinzialismus. S. 93 eifert der Vf. gegen die Beybehaltung der fremden Ausdrücke, auch der Kunstausdrücke in der Wissenschaft, besonders auch in der Sprachlehre. Rec. würde den Gebrauch deutscher Kunstausdrücke in einer deutschen Sprachlehre ganz in der Ordnung finden, wenn nur nicht jede neue Sprachlehre uns auch neue Kunstausdrücke brächte. Wie fest auch Hr. *St.* von der Richtigkeit der von ihm

gewählten überzeugt seyn mag, so werden doch nach ihm Andere kommen, welche es noch besser zu machen glauben, und die armen Kinder, die vielleicht von dem einen Lehrer diese, von dem anderen jene Ausdrücke hören, sind am meisten zu bedauern. Wenn S. 108 darauf gedrungen wird, dass man die Eigennamen, die einer anderen Sprache angehören, deutsch so ausspreche, wie sie geschrieben werden, oder dass man, um folgerecht zu handeln, sie deutsch so schreiben müsste, wie sie gesprochen werden; so wird man sich doch schwerlich an diese Foderung binden, und z. B. *Schäkspihr* schreiben, oder *Shakespeare* aussprechen, wie es geschrieben wird. — Bey den S. 117 angeführten bald trennbar, bald untrennbar zusammengesetzten Zustandswörtern würde Rec. bemerkt haben, dass manche derselben nur in der Verbindung mit einem anderen Verhältnissworte trennbar zusammengesetzte Zustandswörter sind, wie z. B. mit Jemanden *umgehen*. Denn *um* den Wald *gehen* ist niemals ein zusammengesetztes Zustandswort, wie den Wald *umgehen*. — Im 5ten Abschnitt, worin von der Umwandlungsweise einiger Wörterclassen die Rede ist, hätten, da bey den Jugendlehrern doch wohl vorausgesetzt werden darf, dass sie decliniren und conjugiren können, die weitläuftigen Paradigmen füglich wegbleiben können, und es wäre genug gewesen, wenn nur da, wo Hr. *St.* von anderen Grammatikern abweicht, dieses kurz angedeutet worden wäre. — Wenn S. 158 gefodert wird, dass man nicht: Herz, Herz*ens*, Herz*en*, sondern Herz, Herz*es*, Herz*e*, und Schmerz, Schmerz*en*, Schmerz*en* umwandeln soll, so hat das den allgemeinen Gebrauch auch der besten Schriftsteller gegen sich, und es möchte die Frage seyn, ob der Sprachlehrer nicht vielmehr suchen müsse, seine Regel mit dem, was gleichsam schon Spracheigenthümlichkeit geworden ist, in Uebereinstimmung zu bringen. Wenn der Vf. S. 180 einen Fall anführt, wo der allgemeine Gebrauch Meister und Herr ist, warum soll er es nicht auch in anderen Fällen seyn? — *Dritte Abtheilung. Satzlehre.* Im Ganzen ist diese Abtheilung sehr zweckmässig bearbeitet worden. Nur etwas stark dünkt es uns, wenn S. 203 die Annahme einer Copula „ein heilloser Irrthum" genannt wird. Auch der S. 204 angeführte Hr. Conrector *Grotefend* hat sich übereilt, wenn er es offenbaren Unsinn nennt, den Satz: „Gott ist" in „Gott ist seyend" auflösen zu wollen, weil so das Seyn als ein Merkmal des Seyens vorgestellt werde. In dem Satze „Gott ist" hat doch offenbar das Wort „ist" eine stärkere Bedeutung, als in dem Satze „Gott ist gross", wo es nur dazu dient, das Adjectiv auf das Substantiv zu beziehen. — Schwerlich möchte man mit den S. 208 u. f. gegebenen Regeln, um den richtigen Gebrauch der Casus einzuüben, ausreichen. Es ist allerdings richtig, dass, wenn man ein Namenwort im Aussagefall gesetzt findet, dasselbe immer das Zustandsding (Subject), oder das Ding anzeige, von dem ein Zustand ausgesagt wird. Nur führt dieses die Kinder noch nicht dahin, den Aussagefall richtig anzugeben, weil in der Mehrheit überall, und bey den weiblichen und sächlichen Namenwörtern in der Einheit der Bestimmungsfall mit dem Aussagefall gleich lautet. — *Vierte Abtheilung. Redelehre.* Zwar nur kurz, aber gründlich wird hier über freye und ungebundene, und dann über abgemessene und gebundene Rede das Unentbehrlichste vorgetragen.

Wenn gleich Rec. dieser Sprachlehre eine etwas veränderte Einrichtung gewünscht hätte, und auch im Einzelnen nicht überall mit dem Vf. übereinstimmt, so ist er doch weit entfernt, das viele Gute, das darin enthalten ist, zu verkennen. Nur hat es ihn gewundert, dass über den schwierigen, und jetzt so vielfältig besprochenenen Gebrauch des Conjunctivs so wenig gesagt wird.

S. M. N. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Bayreuth*, in Commiss. der Grauischen Buchh.: *Welche Foderungen macht die aufmerksame Betrachtung des gegenwärtigen Zeitgeistes an die Volksschulen und deren Lehrer?* — Mit besonderer Rücksicht auf die Landschulen beantwortet (,) von *J. C. Ludwig*, Lehrer und Cantor zu Bindlach bey Bayreuth. — Mit einem Anhange, welcher die Grundzüge der *Graser*schen Unterrichtslehre enthält, von demselben Verfasser. 1831. VIII u. 112 S. 8. (10 gr.)

Die Beantwortung der, auf diesem etwas langen Titel ausgesprochenen Frage „zerfällt", wie der Vf. bemerkt, „in zwey Theile." Der erste: die Betrachtung des gegenwärtigen Zeitgeistes beschäftigt ihn nur von S. 1—17. In dieser lobenswerthen Kürze äussert er sich bündig und kräftig, wenn auch nicht ganz unbefangen und frey von Einseitigkeit, über diesen vielbesprochenen Gegenstand. Dass er einige Missbräuche, als beständen sie noch, ernstlich rügt, obwohl sie, wenigstens bey weitem mehr und allgemeiner in früheren Jahren vorkommen, schreibt sich vermuthlich daher, dass bey dieser Schrift das *nonum prematur in annum* eingetreten seyn mag. Der zweyte, die Foderungen an die Schule betreffende Theil der Frage, wird von S. 17 bis 71 beantwortet. Hier stellt der Vf. zuerst die Bilder des vom Zeitgeiste (in seiner schlimmen Richtung) hingenommenen, und des demselben widerstehenden Schullehrers auf. Wieder kurz und gut, recht treffend. Dann fasst er die Schule in ihren zwey Hauptbeziehungen, als Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt, ins Auge. Rec. darf hier nicht ins Einzelne eingehen, sonst würde er gern das Beste von dem Guten und Wahren, was der Vf. vorträgt, ausheben. Von aller Befangenheit und Einseitigkeit durch beschränktes Vorurtheil ist indessen auch hier der Vf. nicht freyzusprechen. Er ist nämlich ein solcher Verehrer der *Graser*schen Unterrichtslehre, dass er übersieht, dass dieselbe wohl, ihrer allgemeinen Grundlage und Grundansicht nach, zweckmässig erscheint, — indem sie in den Volksschulen „nicht gelehrt, sondern nur unterrichtet wissen will" —; dass sie aber im Besonderen, nach ihren Mitteln und im Einzelnen der Anwendung derselben nach, betrachtet, nicht naturgemäss und nicht freysinnig genug durchgeführt ist. Die tüchtige Anlage des Vfs. würde sich erst dann in selbstständiger Geistesfreyheit zeigen können, wenn er nicht *Graserianer* wäre. Diess zeigt sich besonders bey der Rede über Religion und Religions-Unterricht S. 40—51.

Die Ausdrucksweise des Vfs. ist einfach, natürlich, bestimmt und klar, fast ohne Ausnahme sprachrichtig. In dem Auszuge als Anhang, der die *Graser*sche Lehre zum Danke des Lesers, und — weil nur in ihrer Grundansicht — recht ansprechend darstellt, sollten schon in Hinsicht auf die meisten Leser, leicht ersetzliche Fremdwörter vermieden seyn. Das Büchlein und der ungewöhnlich correcte Druck wären eines besseren Papieres werth gewesen.

P. Ws.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GESCHICHTE.

Braunschweig, b. Vieweg und Sohn: *Stammtafel des deutschen Welfenhauses mit Bemerkung der wichtigsten Thaten und Schicksale seiner Glieder, besonders der Theilungen, Mehrungen und Minderungen seiner sächsischen Erblande,* vom Landsyndicus *J. L. Pricelius* in Braunschweig. 1830. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die mit Recht berühmten Tabellen vom Hofrath *A. U. Erath* (*conspectus historiae Brunsvico-Luneburgicae universalis. Brunsvigae* 1745) schliessen mit dem Jahre 1744, und obwohl seitdem mehrere ähnliche Bearbeitungen der braunschweigischen Geschichte und Genealogie des braunschweigischen Fürstenhauses erschienen sind: so findet sich dennoch keine hierunter, welche als eine Fortsetzung jenes Werkes zu betrachten wäre, und für die neuere Zeit eine gleich bequeme und reichhaltige Uebersicht gewährte. Die nach *Erath* herausgekommenen fleissigen Bearbeitungen dieser Geschichte, die *origines Guelphicae*, die Werke von *Koch*, *Eichhorn*, *Wedekind* u. A., haben überdem reichen Stoff zu Berichtigungen und Ergänzungen der erstgedachten Tabellen geliefert; und so traf mit dem Bedürfnisse einer Fortsetzung die Erwartung zusammen, dieselben zugleich umgearbeitet und verbessert zu erhalten. Diesem ein Genüge zu leisten ist das Unternehmen des Vfs. gewidmet; und gewiss fand sich derselbe vor Anderen dazu berufen, indem das Archiv und die reiche Büchersammlung, wie das Münzkabinet der braunschweigischen Landschaft, nicht nur unter ihm standen, sondern auch seine Privatverbindungen den Zugang zu dem Landesarchive und zu den, noch wenig benutzten, Schätzen des Archives der Stadt Braunschweig ihm leicht öffnen konnten. Auch wollte verlauten, derselbe beabsichtige, die vielfachen Länderabtheilungen im braunschweigischen Hause durch Landcharten zu erläutern, und diesen noch immer dunkelen Theil der Landesgeschichte auf die einzige Weise, wie darüber ein genügendes Licht zu verbreiten steht, aufzuhellen. Das letzte Vorhaben ist unerfüllt geblieben, und wenn die Unruhen der Zeit den Vf. daran gehindert haben, so muss man mit Dank erkennen, dass nicht auch die Stammtafel selbst ihnen aufgeopfert worden ist.

Diese Tafel, aus 4 Imperial-Folioblättern zusammengesetzt, gewährt nun eben dieser Zusammenstellung wegen einen Ueberblick, wie ihn die *Erath*schen Tabellen nicht darbieten können, liefert aber von geschichtlichen Ereignissen nur wenige der rein persönlichen, sich auf eine genealogische Darstellung mit darauf bezüglichen Angaben und kurzen historischen Notizen beschränkend. Die Nachrichten über die Veränderungen im Länderbesitz, die Theilungen, Erwerbungen und den erlittenen Verlust, sind mit gleicher Kürze angedeutet, und wenn der Raum eine grössere Ausführlichkeit nicht gestattete, auch im Uebrigen die nöthige Ergänzung aus eigentlichen Geschichtswerken genommen werden kann und muss, so ist doch zu bedauern, dass eben der letzterwähnte Theil nicht mehr Aufklärung und Vollständigkeit hier erhalten hat; weil die wenigen Aufschlüsse, welche die, über die braunschweigische Geschichte erschienenen, Werke über die Theilungen u. s. w. darbieten, nur die Bezeichnungen nach den verschiedenen Urkunden enthalten, und die darin gebrauchten, oft verdunkelten Benennungen so wenig berichtigen und erläutern, als die Grenzrichtungen näher angeben. Obwohl nun der auf diesen Theil seiner Arbeit vom Vf. gerichtete Fleiss nicht zu verkennen, und manche Bereicherung des bisher Bekannten demselben zu verdanken ist, so sucht man doch eine vollständige Aufklärung und Ergänzung des Vorhandenen hier vergebens und es beschränkt sich der Gewinn in dieser Hinsicht grösstentheils auf eine nähere Bezeichnung dessen, was *Erath's* Erbtheilungen u. s. w. und *Koch's* pragmatische Geschichte darüber mittheilen. Uebrigens sind am Rande, rechts die deutschen Kaiser, und links die Zeitabschnitte, erst nach Jahrhunderten, dann nach Perioden von funzig Jahren, angegeben, und so das Gleichzeitige hervorgehoben. Die Genealogie ist hier nur in soweit aufgenommen, als sie geschichtlich wichtig erschienen, und spurlos Verstorbene, zumal Töchter, sind oft übergangen. Daher ist das *Erath*sche Werk hier nicht vollständig aufgenommen, und also in genealogischer, wie in geschichtlicher Hinsicht vollständiger zu nennen, wenn der vorliegenden Stammtafel der Preis einer zweckmässigeren Einrichtung und grösseren Vollständig-

keit in Beziehung auf die Befitzveränderungen gebührt.

Die Stammtafel eröffnet fich mit den gleichzeitig blühenden alt-welfifchen, estefchen und alt-fächfifchen Häufern, welche fchon das neunte Jahrhundert hindurchgeführt werden, und denen mit dem zehnten Jahrhundert das Billungfche Haus fich anfchliefst. In der altwelfifchen Genealogie finden fich wenig Abweichungen von *Erath* (Tab. IV.), wogegen bey der des Haufes Efte die fpäteren Werke, als die *origines*, *Eichhorn* u. f. w. gehörig benutzt worden find. Der von *Erath* angeführte Sohn Heinrichs des Schwarzen, Albero, als Abt von Corvei i. J. 1144 geftorben, ift hier weggelaffen. Im Billungfchen Stamm hat der Vf. dagegen einen Halbbruder des Magnus, letzten Herzogs diefes Haufes, Namens Bernhard, angegeben, welchen *Erath* nicht erwähnt. Die altfächfifche Gefchlechtsfolge ftimmt hier, unter Hinweglaffung der Töchter, völlig mit *Erath* überein. Daffelbe gilt von der Linie der alten Grafen von Braunfchweig, der Brunonen, welche auch als Markgrafen von Sachfen zu Melverode bezeichnet vorkommen; wogegen die Genealogie der Grafen von Nordheim hier, durch Benutzung neuerer Werke, fehr verbeffert und vermehrt fich zeigt. Unter den Grafen von Süpplingburg ift hier der Grofsvater Kaifers Lothar II hinzugekommen, auch Lothar genannt, ohne der Quelle zu gedenken, woraus deffen Kunde gefchöpft worden ift.

Die wenigen Unrichtigkeiten, auf welche Rec. geftofsen ift, und die zum Theil in Druckfehlern beftehen werden, find folgende. Die Tochter Heinrichs des Mittleren, Appollonia, ift zwar i. J. 1499, allein nicht im Klofter Winnhaufen geboren, vielmehr im letzteren im geiftlichen Stande zur angegebenen Zeit geftorben. Auch ift deren Schwefter Hanna nicht mit dem Herzoge von Pommern, Barnim III, der bereits 1368 geftorben, fondern mit Barnim XI vermählt gewefen und 1568 geftorben. In der Note zu Auguft von Wolfenbüttel und Auguft von Lüneburg wird der Theilungsrecefs vom 14 Decbr. 1635 irrig als von 1735 bezeichnet. Unter H. Rudolf Auguft wird der Befitzergreifung der Graffchaft Rheinftein durch Preuffen erwähnt, welches richtiger Kurbrandenburg heiffen müfste, da diefes Haus diefen Titel mit dem von Preuffen erft feit 1700 vertaufcht hat, nachdem das Herzogthum Preuffen zum Königreich erhoben war. Der Prinz von Wallis, Vater König Georgs III, ift am 31 Januar (nicht Juny) 1707 geboren.

Die Bezeichnung der Erbtheilungen veranlafst Rec. zu folgenden Bemerkungen. Bey der Theilung unter den 3 Söhnen Heinrichs Leo kommt ein Ort Danlo und wiederum ein Dalle, wahrfcheinlich als gleichbedeutend, vor; nur das letzte findet fich noch jetzt, unfern deffelben aber ein Dorf Nahmens *Lohe*, beide in der Amtsvoigtey Bendelboftel, und fo hätte der Ungewifsheit vorgebeugt werden müffen, welche hieraus erwächft. Dann läfst die Bezeichnung der Grenzlinie, über Eiklingen, Hankensbüttel, Wittingen u. f. w. unbeftimmt, in weffen Antheil diefe Orte gefallen find. Bey *Koch* a. a. O. findet man, dafs die ganze Voigtey Eiklingen, damals Flotwinde genannt, zum Loofe H. Heinrichs, des Pfalzgrafen, gehört hat. Auch ift der Punct unbeftimmt geblieben, wo die Grenzlinie unterhalb Hannover in die Leine fällt. Es wird folcher mit der nördlichen Scheidung der Graffchaft Lauenrode zufammentreffen. Die Theilung zwifchen den Herzögen Albrecht und Johann von 1267 hat hier *Giffhorn* dem Lüneburgifchen, nämlich dem Antheile Johanns beygelegt, wogegen nach *Erath*, Erbtheilungen u. f. w. und *Wedekind* daffelbe in Albrechts Erbantheile begriffen war. Da die Urkunde nach einer Note des Vfs. nicht mehr vorhanden ift, fo hätte die Autorität für diefe Abweichung wohl angegeben werden müffen. Ueber den allmäligen Anwachs des welfifchen Grundbefitzes, durch Heirath und Erbgang, wie nämlich derfelbe aus den Stammgütern der Billunger, Brunonen, Nordheimer, Süpplinburger und des altfächfifchen Haufes fich gebildet hat, findet fich hier keine nähere Angabe. Und doch wäre eine folche Zugabe recht wünfchenswerth, und hier gewifs am rechten Orte gewefen.

Das Ganze liefert ein fehr brauchbares Hülfsmittel zur fchnellen Ueberficht der welfifchen Familiengefchichte und der Gefchichte der braunfchweigifchen Staaten, und ift mit dem typographifchen Schmucke ausgeftattet, den man an allen Werken zu finden gewohnt ift, welche aus der Viewegfchen Officin hervorgegangen find. Druck, Papier, gefchmackvolle Einfaffung, vor allen aber die, bey Tabellen von einem fo grofsen Umfange höchftfchwierige, forgfältige Benutzung des Raumes ohne Ueberfüllung, laffen nichts zu wünfchen übrig.

V. — W.

Berlin, in der Maurerfchen Buchhandlung: *Die Staatskräfte der preuffifchen Monarchie unter Friedrich Wilhelm III.* Von dem Freyherrn von *Zedlitz.* 1 Band. Mit dem Bildnifs Sr. Majeftät des Königs. 1828. LII u. 529 S. gr. 8.

Der Vf. hat fein Werk auf drey Bände berechnet, wovon der vorliegende der Statiftik, der zweyte der Topographie, der dritte dem Militärftaate gewidmet ift. Wir glauben die Anzeige des erften Theils hier nachholen zu dürfen, da er für Viele intereffant ift, dabey ein felbftftändiges Buch bildet, und auch einzeln abgelaffen wird. — Die Anzeige der anderen beiden foll gelegentlich folgen.

Wahrfcheinlich find für die Statiftik keines deutfchen Staates fo viele amtliche Notizen veröffentlicht, als für die des preuffifchen. Die Ortsverzeichniffe oder Befchreibungen der Regierungsbezirke (von denen einige vortrefflich genannt zu werden verdienen), die durch den Druck bekannt gemachten Zufammen-

stellungen des statistischen Bureau's, endlich die aus derselben Quelle fliessenden Aufsätze in der Staatszeitung gewähren ein treffliches Material; um etwas ganz Vollständiges zu liefern reicht es freylich nicht aus, indess dem Vf. ist es gelungen sich verbürgte Privatmittheilungen zu verschaffen, und wenn seine Arbeit, wie alles Menschenwerk, auch nicht vollendet seyn möchte, so ist sie doch bey Weitem die beste, welche wir über den Gegenstand besitzen.

So geistreiche Zusammenstellungen, wie *Charles Dupin* sie über Frankreich geliefert, darf man freylich hier nicht erwarten, aber es liegt ein umfassender, verständig angelegter Plan zum Grunde, und die Notizen sind so vollständig, wie man nur immer wünschen mag. *Was* geleistet wird, und in *welcher Anordnung*, ergiebt sich am besten aus folgender Uebersicht des Inhalts. I. Historischer Vorbericht. II. Verhältniss des Staats zu den übrigen Mächten Europa's und dem deutschen Bunde. III. Grösse und Lage. IV. Grenzen. V. Gestalt der Oberfläche, Boden, Klima. VI. Producten-Tableau. VII. Bevölkerungs-Tableau (1) Volkszahl und Verhältnisse des Volks, 2) Volksdichtigkeit, 3) Wohnplätze, 4) Abkunft und Sprachen, 5) Religion, 6) Geistescultur). VIII. Beschäftigungs- oder Kunsterzeugungs-Tableau. IX. Handels-Tableau. X. Staatsverfassung. XI. Staatsverwaltung. XII. Provinzialverwaltung. XIII. Richterliche Staats- und Provinzial-Behörden. XIV. Tableau der Staatseinnahme und Ausgabe und der Staatsschulden. XV. Das Heer.

Man sieht wohl, und man würde bey genauerer Mittheilung der Unterabtheilungen noch deutlicher sehen, dass der Vf. sich nicht, nach Art der früheren Statistiker, auf trockenes Zahlenwesen beschränkt, sondern seinen Gegenstand zugleich tiefer und lebendiger gefasst hat. Im Allgemeinen erscheinen seine Angaben sehr genau; beym Durchlesen haben wir uns zwar einige Noten über Unrichtigkeiten im Einzelnen gemacht, es aber nachher aufgegeben, diese Anzeige durch Rectification einiger nicht bedeutsamen Zahlen, durch Veränderung hölzerner Brücken in steinerne und umgekehrt, oder fliegende in stehende u. s. w. zu verlängern. Diess mögen theilweis Schreib- oder Druckfehler seyn (an welchen es leider nicht fehlt), bey welchen wir uns wieder nicht aufhalten wollen; aber ungerügt darf der gewaltige historische Fehler S. 39 nicht bleiben: dass das *Braunschweigsche* Haus mit *Carl II* als siebente Dynastie den englischen Thron bestiegen.

ef.

ERDBESCHREIBUNG.

HALLE, b. Anton: *Staatengeographie der Länder und Reiche von Europa, oder Uebersicht des Lebens und Wirkens der Völker in den einzelnen Staatsverbindungen.* Bearbeitet als besondere Abtheilung der Erdkunde und mit Berücksichtigung des neuesten Zustandes zum Unterricht auf höheren Bildungsanstalten von *W. E. A. v. Schlieben*, K. S. Cammerrathe. 1833. 794 S. 8.

„Die Erdkunde, schreibt der Verfasser in der Einleitung, lässt sich ihrer Darstellung nach, von mancherley Gesichtspuncten ausgehend, behandeln. Zuweilen nimmt man solche Massen des Erdbodens zusammen, die durch natürliche Grenzen in einem Verbande sich befinden und durch übereinstimmende physische Bedingungen ähnlichen Naturwirkungen unterworfen sind; zuweilen betrachtet man aber auch die Ländermassen als gewisse abgeschlossene Organismen ihrer Bewohner zu einem gemeinschaftlichen sich unterstützenden Zwecke — als Staaten —. Beide hier gedachte Rücksichten sind hauptsächlich beym Unterrichte der Erdkunde ins Auge zu fassen; und genaue Uebersicht über das Gebiet des letzteren setzt Kenntniss des ersteren unbedingt voraus. Sie trennen sich aber vollständig in ihrer Tendenz und setzen jede ihre eigenthümlichen Elemente voraus, während die erstere, *kosmisch*, es mit Gegenständen in gleichbleibenden Räumen zu thun hat, hat die andere, *historisch*, es mit Gegenständen in veränderlichen Räumen zu schaffen. Von dieser Annahme ausgehend, ist von dem Verfasser der nachfolgenden Staatengeographie dessen Lehrgebäude der Geographie u. s. w. entworfen worden. Er setzt die Kenntniss desselben oder die eines ähnlichen Entwurfs bey seinen Lesern voraus und glaubt deshalb die Auseinandersetzung aller allgemeinen Begriffe übergehen zu können."

Auf diese Weise bezeichnet der rühmlich bekannte Verfasser sehr genau die Grenzen des vorliegenden Werkes, welches demnach als ein ergänzendes Seitenstück des Lehrgebäudes der Geographie betrachtet werden muss, wobey nichts mehr zu bedauern ist, als dass es sich nur auf die Darstellung von Europa beschränkt, und nicht auch, wie das Lehrgebäude, die übrigen Erdtheile umfasst. Wenn aber der Vf. sagt: man werde einen zusammenhängenden und durch Beyspiele erläuternden Vortrag vermissen, da er sein Augenmerk nur darauf habe richten müssen, den politischen Charakter jedes einzelnen Staates summarisch darzustellen: so muss man doch anerkennen, dass die Darstellung, soweit es in einer gedrängten, noch nicht 700 Octavseiten umfassenden Staatengeographie von Europa und bey der reichen Nomenclatur möglich ist, sich durch Klarheit empfiehlt, und die für ein Lehrbuch nöthigen Beyspiele nirgends fehlen.

Die Quellen sind im Ganzen gut benutzt und die neuesten politischen Ereignisse nicht unbeachtet geblieben: wenn man indessen die neuesten Resultate in Polen, Belgien und Griechenland vermisst, so darf man nicht die Schuld auf den Vf. schieben, indem der Schlussbemerkung S. 794 zufolge das Werk schon in der ersten Hälfte des J. 1831 vollendet und nur dessen Druck verzögert worden ist.

Von vorzüglichem Werth ist die statistische Ueber-

ficht von Europa, wo der Vf., zwar in gedrängter Kürze, aber mit treffender Auswahl, Anleitung zum Auffinden von Refultaten und die Refultate felbst giebt. Nur haben wir bey der Aufzählung der verfchiedenen Staaten nach ihrer Arealgröfse S. 9 die reufsifchen Länder vermifst, welche ihren Platz nach Mecklenburg - Strelitz mit 28,50 □ M. finden würden. — Der Einleitung find die *v. Malchus*'fchen Tabellen über Areal, Bevölkerung, Staats-Einkommen, Steuern und Staatsfchulden und der Repartition der beiden letzteren auf □ M. und Individuen fämmtlicher europäifcher Staaten bis zu 500,000 Individuen Bevölkerung herab S. 16 u. 17 beygegeben. Hienach wäre aber die S. 15 auf 1,641,371,146 Fl. angegebene Maffe der Staatsfchulden fämmtlicher Staaten auf 10 Taufend Millionen und darüber zu berichtigen. Jedoch hat der Vf. diefe Tabellen bey der Darftellung der einzelnen Staaten nicht zum Grunde gelegt.

Beynahe die Hälfte des ganzen Werkes S. 18 — 336 nimmt der deutfche Staatenbund, mit Einfchlufs der öfterreichifchen (S. 24 — 98) und der preuffifchen (S. 98 — 164) Monarchieen, ein, und hier bewegt fich der Vf. ganz in feinem Elemente. Nur ift zu beklagen, dafs er die neueften Refultate der Statiftik von Sachfen, die wir vorzüglich feinem Fleifse und Scharffinn verdanken, und die nicht felten überrafchend find, noch nicht benutzen konnte, indem der ftatiftifche Verein für das Königreich Sachfen, deffen Schöpfer er ift, erft nach Vollendung der Staatengeographie, in feine volle Wirkfamkeit trat. — Das Grofsherzogthum Luxemburg ift, weil deffen Schickfal noch nicht entfchieden war, von Deutfchland abgefondert, und erft hinter Belgien behandelt. — Nach der Darftellung von Deutfchland folgen in gedrängter Kürze, der man es nicht felten anmerkt, dafs fich der Vf. bey dem Reichthume des Stoffes nur ungern dem Zwange auferlegter Bedingungen fügte, die übrigen Staaten Europa's: das Königreich Portugal, deffen ungeordnete Verhältniffe nur flüchtige Andeutungen zuliefsen S. 336 — 349; das Königreich Spanien S. 349 — 382, die vereinigten Königreiche Grofsbritanien und Irland S. 382 — 411; die Schweiz S. 411 — 430; das Königreich Frankreich, wo die neueften Verhältniffe feit der Julyrevolution von 1830 möglichft kurz gefchildert find, S. 430 — 499; das Königreich der Niederlande (Holland), bey deffen Darftellung nur die 10 nördlichen Provinzen ihre Stelle gefunden haben, was feine vollgültige Entfchuldigung in den jetzt noch obwaltenden Verhältniffen findet, S. 500 — 515; das Königreich Belgien mit Limburg S. 515 — 525; das Grofsherzogthum Luxemburg S. 525 u. 526; Italien ohne das lombardifch-venetianifche Königreich, das bey der öfterreichifchen Monarchie S. 91 — 98 behandelt ift, S. 526 — 579; das Königreich Dänemark, das noch den damaligen Verhältniffen gemäfs als unumfchränkte Monarchie dafteht, S. 579 — 594; der fchwedifche Staat oder die vereinigten Königreiche Schweden und Norwegen (zweckmäfsiger: die fcandinavifche Halbinfel, da beide Königreiche, zufolge ihres Urfprungs, ihrer Bewohner, ihrer Verfaffung und ihrer politifchen Selbftftändigkeit, völlig getrennt dargeftellt find) S. 594 — 614; das Kaiferthum Rufsland nach feinem europäifchen Antheil mit 41 Gouvernements und 50 Mill. Bewohnern, S. 614 — 650; das ehemalige Königreich Polen, alfo benannt, weil bey deffen Darftellung fein Schickfal noch nicht völlig entfchieden war, S. 650 — 661; das osmanifche Europa oder die europäifche Türkey, die fchwächfte Partie des Ganzen, was aber nicht dem Vf., der auch hier die beften Hülfsmittel benutzt hat, fondern theils dem über diefe Länder fchwebenden Dunkel überhaupt, theils insbefondere der obwaltenden Ungewifsheit der gegenwärtigen Verhältniffe zuzurechnen ift, S. 661 — 682; der Freyftaat Griechenland, welcher mittlerweile zu einem Königreiche unter Otto I erhoben worden ift, und von welchem fich beynahe daffelbe, wie von dem osmanifchen Europa fagen läfst, S. 683 — 687; die Republik Krakau, S. 687 und 688.

Ueberfchauen wir nun das Ganze, fo finden wir, dafs die Staatengeographie nicht nur dem Zwecke eines Lehrbuches für höhere Bildungsanftalten vollkommen entfpricht, fondern dafs fie auch ein treffliches Handbuch zur Selbstbelehrung und zum Nachfchlagen ift, indem das vollftändige Regifter, welches mehr als 100 Seiten umfafst, keinen einzigen Namen von einiger Bedeutung vermiffen läfst und die Topographie das Wiffenswürdigfte in gedrängter Kürze giebt. Das Format ift gefällig und bequem; Druck und Papier find ausgezeichnet zu nennen; aufser den 5, am Schluffe des Werks bemerkten Druckfehlern find uns beym Durchlefen nur noch folgende aufgefallen: S. 337 *Negern* ft. *Negro's*; S. 339 *Stadthalter* ft. *Statthalter*; S. 414 *Vorwort* ft. *Vorort*; S. 387 *Correten* ft. *Corvetten*.

Möge es dem Vf. gefallen, feine Mufseftunden auch noch ferner einer Wiffenfchaft zu weihen, die er bisher mit ausgezeichnetem Erfolge bearbeitet hat; möge er insbefondere das Publicum recht bald mit einer Statiftik von Sachfen befchenken, die, da er unmittelbar an der Quelle fitzt und da er alle Hülfsmittel dazu in Händen hat, Niemand beffer liefern kann, als er.

An.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

MEDICIN.

Wien, b. Gerold: *Heilart der Skrophelkrankheit.* Von *Joseph* Ritter *von Vering*, Doctor der Arzneykunde, Indigenat von Ungarn, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der medicinischen Facultäten zu Wien und Pesth, ausübendem Arzte zu Wien u. s. w. 1829. VIII u. 242 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir können diese Schrift als eine der vorzüglichsten über die jetzt so häufige Skrophelkrankheit empfehlen. Der Vf. hat die zahlreichen Fälle, welche sich ihm dargeboten haben, diese Krankheit in den mannichfachsten Formen zu beobachten, gut benutzt; er ist mit der Literatur vertraut und entwickelt der Natur entsprechende, von Systemsucht und Vorurtheilen freye Ansichten. Durch die ganze Schrift zieht sich die den Aerzten nicht genug zu empfehlende Lehre hindurch: man beschränke sich nie darauf, die örtliche Aeusserung der Skrophelkrankheit zu beseitigen, sondern sehe die gründliche Cur des skrophulösen Allgemeinleidens als die Hauptsache an. Die Skrophelkrankheit ist nach des Vfs. Erklärung die Wirkung eines ererbten, oder durch nachtheilige äussere Verhältnisse veranlassten, langwierig krankhaften Assimilationsprocesses, welcher sich durch eigenthümliche Störung der Verrichtungen des Lymphsystems, durch Veränderung der Form und des Baues der Drüsen, durch Krankheiten der einzelnen Theile des Körpers und durch eine auffallende krankliche Beschaffenheit des ganzen Körpers vorzüglich ausspricht. Dringen wir auch durch diese Angaben nicht tiefer ein in das eigenthümliche Wesen jener tief in den Mischungsverhältnissen und Kraftäusserungen des Organismus gegründeten Krankheit, so ist doch gewiss der Gesichtspunct des Vfs., indem er den krankhaften Assimilationsprocess obenan stellt, und von diesem die übrigen krankhaften Erscheinungen abhängig macht, richtiger, als die bis jetzt noch immer allgemeiner verbreitete Ansicht, nach welcher das Leiden des Lymphgefässsystems und seiner Drüsen als das Wesen der Skropheln betrachtet wird, von welchem alle anderen Zufälle ausgehen.

Jenen Begriff der Skrophelkrankheit consequent verfolgend, handelt der Vf. in dem ersten Abschnitte von dieser Krankheit im Allgemeinen, in dem zweyten bis funfzehnten Abschnitte von den Aeusserungen der skrophulösen Disposition in einzelnen Gebilden, und fügt in dem sechszehnten Abschnitte zwölf lehrreiche Krankheitsgeschichten bey. — Die Beschreibung der allmäligen Entwickelung der Skrophelkrankheit und ihres gewöhnlichen Verlaufes ist der Natur ganz treu und enthält manche nützliche Winke, wie die Skrophelkrankheit in den ersten Keimen zu erkennen ist, und trefflich sind die Vorschriften, wie bey der Gegenwart der Skrophelanlage die Entwickelung der Skrophelkrankheit zu verhüten ist. Vollkommen gegründet ist es, dass die oftmalige Unheilbarkeit der Skrophelkrankheit in der gewöhnlichen Heilart und in der Fahrlässigkeit der Kranken und ihrer Umgebungen gegründet ist. Die Skrophelkrankheit kann nur in einer langen Zeit geheilt werden, eine zweckmässige Umstellung aller auf den Kranken einwirkenden Momente ist durchaus nöthig, und zu beiden Hauptbedingungen eines günstigen Erfolgs der Cur fehlt es oft an Geduld, Ausdauer und gutem Willen. — Da, wie wir oben gesehen haben, nach des Vfs. Ansichten die Skrophelkrankheit in einem langwierigen, eigenthümlichen Erkranken der Assimilationsorgane, dessen Wesenheit man nicht kennt, begründet ist, so stellt derselbe den für die Behandlung jener Krankheit wichtigen und gewiss sehr nützlichen Satz auf: dass man nur ein mittelbares Heilverfahren angeben, und während einer zweckmässigen Umstellung aller äusseren auf den Kranken einwirkenden Verhältnisse durch die Wiederherstellung eines normalen Assimilationsprocesses die Umänderung der kränklichen Beschaffenheit des Körpers in eine gesunde nach und nach bewirken könne.

Diesem ersten Grundsatz zur Aufstellung der Indicationen gemäss, ergiebt sich wohl von selbst, dass einem Jahre lang fortgesetzten zweckmässigen diätischen Verhalten, gehöriger Umänderung und Regulirung aller äusseren Verhältnisse ein vorzüglicher Werth beygelegt wird, und was der Vf. in dieser Hinsicht empfiehlt, lässt nichts zu wünschen übrig. — Unter den Arzneymitteln, welche gewöhnlich bey der Skrophelkrankheit angewendet werden, giebt der Vf. dem salzsaueren Baryt, und dem salzsaueren Kalk und dem einfachen, salzsaueren Golde den Vorzug, bestimmt aber auch sehr richtig die Bedingungen und Verhältnisse, unter denen das versüsste Quecksilber, die Spiessglanzarzneyen, die Eisen-Präparate,

das salzsauere und schwefelsauere Chinin, die Salzsäure, die Jode, der rothe Fingerhut, der haarige Giftbaum, das Mineralwasser, die Bäder, die Blutentziehungen u. s. w. anzuwenden sind. — Die Aeusserungen der Skrophelkrankheiten in einzelnen Organen sind viel vollständiger und besser beschrieben, der Heilplan zweckmäfsiger geordnet, als wir es in anderen Monographieen über diese Krankheiten gefunden haben. Der Vf. hat sie unter folgende Abschnitte geordnet: skrophulöse Krankheiten der Augen, der Gehörwerkzeuge, von dem skrophulösen Nasenflusse, von den skrophulösen Krankheiten der Mandeln, von der schnell verlaufenden und der langwierig verlaufenden sogenannten knotigen Lungenschwindsucht, von den Bauchskropheln, dem skrophulösen weissen Flusse, der Verhärtung der Gebärmutter, den skrophulösen Krankheiten der Haut, der Knochen, der Gelenke, von den Krümmungen des Rückgrathes, welche sich im Verlaufe der Skrophelkrankheit ausbilden.

Unter den Krankheitsgeschichten theilt Hr. *V.* folgende merkwürdige Fälle mit. Krankheitsgeschichte von veralteten äusseren Skropheln am Halse von bedeutendem Umfange, welche gänzlich zertheilt wurden; skrophulöser Nasenfluss, welcher durch Fahrlässigkeit unheilbar wurde; veralteter skrophulöser weisser Fluss, welcher ungeachtet vieler zweckwidrig gebrauchter Mittel schnell geheilt wurde; skrophulöse Flechte, welche nach dem Verschwinden der äusseren Skropheln sich ausbildete; Schwerhörigkeit, welche durch ein skrophulöses Leiden der *Eustachischen* Trompete bedingt war; skrophulöser Ohrenfluss, nach dessen Heilung Gehirnleiden sich entwickelten; durch äussere Verhältnisse bedingte Skrophelkrankheit, welche durch die dreymalige Entwickelung der freywilligen Verrenkung des Hüftgelenks vorzüglich sich aussprach; angeborene Bauchskropheln, in deren Verlaufe skrophulöse Flechten, skrophulöser Beinfrass und eine skrophulöse freywillige Verrenkung des linken Hüftgelenks sich entwickelten, langwierig verlaufende skrophulöse Lungensucht, welche in ihrer Entwickelung gehindert wurde. — Gewiss werden besonders jüngere praktische Aerzte diese Beyspiele, wie der Heilplan der Skrophelkrankheit im Krankenbette zur Ausführung gebracht werden muss, mit vielem Nutzen lesen.

B.

Wien, b. Volke: *Die Heilkraft der Natur, ihre Erkenntnifs im Allgemeinen und ihre Beziehung auf die Grundsätze der Zoochirurgie ins besondere,* dargestellt für Aerzte und Thierärzte von *Georg Straufs,* der Thierheilkunde Magister, und zweytem Thierarzte am k. k. Militär-Gestüte zu Mezoe-hegyes in Ungarn. 1828. X u. 181 S. 8. (20 gr.)

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass sich die Arbeiten der Aerzte wieder mehr auf der Natur treue Beobachtung der Heilkraft der Natur hinlenken, und dass diesen Forschungen entsprechend, die Heilmethoden vereinfacht und in vielen Fällen in die Schranken der Unterstützungsmittel der Naturkräfte zurückgeführt werden. Als Früchte dieses sich allgemeiner verbreitenden Geistes der Forschung haben wir in neueren Zeiten, ausser mehreren kleineren Abhandlungen, auch zwey grössere Schriften, die eine von *Grainer* unter dem Titel: „der Arzt im Menschen", (s. Jen. A. L. Z. 1828. No. 143) und die vor uns liegende von Hn. *Straufs* vorzüglich für Thierärzte bestimmte, erhalten. Unstreitig verdient jenes Werk den Vorzug, der Vf. bearbeitet den Gegenstand gründlicher, umfassender und vielseitiger. Doch enthält auch diese Schrift, in so weit sie sich über das Wesen der Heilkraft der Natur im Allgemeinen verbreitet, vollkommen richtige Ansichten; und da sie in dem praktischen Theile die Heilungsprocesse bey den Thieren zunächst betrachtet, so ist sie als ein Nachtrag zu jenem Werke zu betrachten, der neue Bestätigungen für die in ihm vorgetragenen Lehren enthält, auch wird der Thierarzt mehrere ihm für sein Handeln sehr nützliche Regeln und Andeutungen hier finden.

Der Vf. erläutert zuerst die Begriffe Leben, Lebenskraft, Hervorgehen des Lebens aus dem Zusammenwirken der Lebenskraft mit den Aufseneinflüssen und leitet daraus die richtige Ansicht über Heilkraft der Natur ab, sie sey nämlich dieses in den thierischen Organismen liegende, und aus dem Bestehen des Lebens selbst hervorgehende Bestreben, die durch äussere feindliche Einflüsse erlittenen Störungen des Lebensprocesses wieder auszulöschen. — Nun geht er weiter fort zu dem Beweis, dass Krankheiten keinem Lebensalter wesentlich nothwendig zukommen, nicht in der Idee der lebendigen Durchschreitung derselben liegen, daher auch während der Dauer einer Lebensperiode, unbeschadet des Lebensprocesses, nicht vorkommen müssen. Und dass demnach auch die Natur keine eigene positive Richtung der Lebenskraft in den thierischen Organismus hineingelegt hat, welche bestimmt wäre, zugestossene Krankheiten wieder zu beseitigen. Dass der Grund alles und jedes Erkrankens ursprünglich in den Aussenverhältnissen des Lebens liege, und die Heilkunst nur in einem durch Vernunft und Erfahrung geleiteten Einwirken der Aussendinge bestehe, dass sie nichts an sich vermöge, sondern Alles nur durch das Leben und sein Streben nach Selbstbehauptung zu bewirken vermöge; dass aber auch, was die Heilkunst hier absichtlich, mit gewähltem Plane thut, auch durch ein in den nächsten Umgebungen des Kranken bewirktes verändertes Einfliessen der Aussendinge, ohne menschliches Dazwischenkommen, von der Natur selbst bewirkt werden kann. — So weit bleibt der Vf. in den Schranken der ruhigeren Beobachtung, führt seine Beweise gut und trägt Alles in einer auch für Thierärzte von geringerer wissenschaftlicher Bildung verständlichen Sprache vor.

Im Verlaufe der Anwendung dieser Lehren auf die Pathologie und Therapie aber verirrt er sich nach unserer Meinung in die Irrwege und Scheinbeweise, wozu immer einseitige Auffassung der Naturerschei-

nungen führt, indem er nämlich behauptet: dass *alle* Krankheiten und Krankheitsformen auf eine Entzündung oder Congestion als die Ursprungsquelle zurückgeführt werden können, aus welcher sie nach allen Richtungen und Beziehungen hervorgehen; dass unter unseren Augen keine Heilung, ja auch nicht einmal die Möglichkeit zur selbigen entstehe, wenn die Natur keinen Entzündungsprocess einzuleiten vermag; dass das Fieber nie selbstständig und allein eintrete, das Erkranken des Blutgefässsystems nie von seiner sinnlich hervortretenden Bewegung aus erfolge, sondern immer von der Metamorphose ausgehe, daher auch das Fieber nur in Folge einer Entzündung eintrete und demnach nur als ein über den ganzen Organismus ausstrahlendes Symptom der Entzündungen betrachtet und beurtheilt werden müsse. Wir halten nicht für nöthig, unsere Einwendungen gegen diese Ansichten vorzutragen, da sie in neueren Zeiten, besonders seit dem *Broussais* Meinungen zur Sprache gekommen sind; schon so oft und gründlich geprüft, das Einseitige und Nachtheilige derselben, wenn sie in solcher allgemeinen Ausdehnung auf die Heilmethoden angewendet werden, hinlänglich dargethan worden ist. Der Vf. führt aber keine neuen Gründe an, wodurch die allgemein bekannten Einwürfe widerlegt würden.

Da der Vf. diese Grundsätze in der zweyten Hauptabtheilung seiner Schrift *nur* auf die äusserlichen Verletzungen anwendet, so erhalten sie in diesem allerdings ihre Bestätigung; denn hier tritt die Heilkraft der Natur überall hervor, und äussert sich in dem Entzündungsprocesse. Diesen Abschnitt können wir aber auch dem Thierarzte desswegen zur Beachtung besonders empfehlen; weil der Vf. das naturgemässe einfache Verfahren, welches der verdienstvolle *Kern*, bey der Ausübung der Wundarzneykunst an Menschen, so dringend empfohlen hat, auf eine recht zweckmässige Weise in die Thierheilkunde einführt, und zeigt, wie unnütz, ja oft schädlich die übertriebene Geschäftigkeit der Tierärzte bey der Behandlung äusserer Verletzungen und ihrer Folgen zu seyn pflegt. — Die Heilregeln selbst werden unter folgenden Capiteln zweckmässig vorgetragen: 1) Erhaltung der möglichsten Gesundheit des Gesammt-Organismus; 2) Entfernung etwa vorhandener fremder Körper; 3) äussere Ruhe des verletzten Theiles; 4) Abhaltung aller äusseren Schädlichkeiten und 5) besondere Leitung der Heilkraft in den äusserlich verletzten Organgebilden. — Das kalte Wasser wird als Hauptmittel empfohlen, wo dieses aber wegen des Orts der Verletzung oder der Unruhe des Thieres nicht angewendet werden kann, soll man feines Holzkohlenpulver aufstreuen; es bildet sich aus demselben eine Kruste, die man liegen lässt, und unter welcher die Natur den Heilungsprocess vollendet. B.

PÄDAGOGIK.

ALTONA, b. Hammerich: *Freymüthige Bemerkungen über einige Gegenstände des Volksschulwesens*, veranlasst durch eine Reise durch Hannover, Braunschweig und das preussische Sachsen von *Feddersen* und *Klindt*. 1831. VIII u. 199 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Verfasser — denn schon die Verschiedenartigkeit des Sprach-Ausdruckes macht es wahrscheinlich, dass diese Schrift nicht von Einem Urheber, der etwa unter zwey angenommenen Namen als Unbekannter sich vernehmen lassen wollte, herrühre, — wollen „diese Bogen, in denen sie dem von mehreren Seiten ihnen geäusserten Wunsche, die Erfahrungen auf ihrer Reise einem grösseren Publicum mitzutheilen, gern genügten" nicht als eine Reisebeschreibung angesehen wissen. „Nicht eben", sagen sie, „(um?) zu unterhalten, sondern zu nützen, ist der Zweck dieser kleinen Schrift". „Die gegebenen Reise-Facta sind weiter von keiner Bedeutung, als dass sie als äusseres Band, als Verknüpfung der gemachten Bemerkungen dienen sollten."

Rec. muss sich dahin äussern, dass ein Theil der „gegebenen Reise-Facten" (als ein aus dem Leben unmittelbar gewonnener Beytrag zur Erfahrungsseelenkunde) nächst den über die Schulen, Schul-Einrichtungen und Lehrer „gemachten Bemerkungen" dem Leser das Willkommenste im Buche seyn dürften. Diese Reise-Facten und diese Bemerkungen sind nicht selten anziehend und belehrend; ein anderer Theil von Reise-Facten (z. B. schlechte Bewirthung unter Wegs), hätte füglich wegbleiben können. Wenn aber die Vf. die längeren oder kürzeren, an die gemachten Bemerkungen angeknüpften Abhandlungen über die meisten Unterrichtsgegenstände der Elementar-Schule als das Wesentliche ihrer Schrift betrachten, durch welches sie „den Zweck zu nützen" erreichen wollten, so kann ihnen Rec. nicht unbedingt beystimmen. Diese Abhandlungen möchten grossen Theils mehr breit als tief erscheinen, und mehr von fleissiger Benutzung schulgerechter, vielleicht verschieden-artiger, hie und da etwas steifer oder veralteter Hefte, als von einer in vollständigen Begriffen von Zweck und Mitteln des Volksschul-Unterrichts selbstständig, frey und kräftig sich bewegender Selbstthätigkeit zeugen. Gute Gedanken, ja Goldkörner, finden sich indessen allerdings in diesen didaktischen Mittheilungen. Das Beste, Vorzüglichste von Allem, was die Vf. ihren Reisebemerkungen beygefügt und eingelegt haben, ist aber unfehlbar, was S. 152, besonders aber S. 161 — 166 *gegen* das Certiren gesagt wird; nur dass auch hier das Schwanken der Ansicht in der ersten Stelle durch das Kräftige der zweyten gestützt und berichtigt werden muss. Rec. muss das Ausheben dieser, von dem inneren Lehrberufe der Vf. entschieden zeugenden Stelle den Blättern, welche dem Volksschulwesen besonders gewidmet sind, überlassen, wünscht aber lebhaft, dass ihr Inhalt auf jede Weise allgemein zur Sprache gebracht und beherziget werden möchte.

Die Vf. sagen, „wir haben oft unsere Ansicht *frey* und *unverholen* ausgesprochen" u. s. w. „Niemand stosse sich daran". — Das wird Niemand *da*, wo ihre „Bemerkungen" das schöne Beywort „freymü-

ſtig“ *wirklich* verdienen, thun. Freymüthig iſt derjenige, welcher frey von engherziger Scheu, zu etwa eignem Nachtheile anzuſtoſsen, — offen, doch in anſtändiger Beſcheidenheit und mit Beachtung der geſetzlichen Schranken, ſolche ungeeignete Einrichtungen und Verfügungen auch rügend beurtheilt, welche von höheren, über ihm ſtehenden Behörden ausgehen. Dieſes groſse Verdienſt haben die Vf. ſich auf den letzten Blättern ihrer Schrift erworben, wo ſie von S. 178 bis S. 199 ihr vaterländiſches (das Holſteiniſche) Schulweſen und das, (wie ſie ſich, nach Art der Dänen, ausdrücken) „deutſche“ — „wie ſie letzteres nämlich kennen zu lernen“ (beſchränkte) „Gelegenheit hatten“ mit einander vergleichen. Dieſer Schluſs der Schrift iſt ſehr beachtens- und leſenswerth; er enthält ſowohl für die vaterländiſchen Behörden dieſer jungen rüſtigen Schulmänner, als für „die deutſchen“, ja für alle Freunde des Schulweſens viel der Beherzigung Würdiges, Ueberlegung und Abhülfe Erheiſchendes. Eine andere Sache iſt es mit dem „*frey*“ und *unverhohlen*“ reden, wenn es ſich auf Einzelne, mehr und weniger auf gleicher Linie im bürgerlichen Leben mit dem Rügenden Stehende bezieht. Hier iſt nicht nur alle Perſönlichkeit, ſondern auch jeder Anflug von Mangel an Schonung und Rückſicht auf das ſorgfältigſte zu vermeiden. Von Verſtöſsen gegen das Letzte ſind die Vf. dieſer Schrift ſchwerlich ganz freyzuſprechen (vergl. S. 11 ff. S. 151. S. 175 u. ſ. w.) Zuweilen findet ſich auch ein Urtheil, das überflüſſig iſt, weil ſchon die dargelegte Sache es ausſpricht. Am tadelnwertheſten aber iſt die wenige Schonung, mit welcher das Katholiſch-Confeſſionelle (z. B. S. 42 ff.) von dieſen jungen, wie es hier ſcheint, in confeſſionellen Verhältniſſen ganz unerfahrenen Schulmännern berührt wird. Dergleichen ſollte in ſolchen Mittheilungen durchaus vermieden werden. — Weiter in das Einzelne dieſer Schrift einzugehen (wozu viele Stellen einladen) erlaubt der Raum nicht. Um ſo mehr aber ſcheint am Schluſſe dieſer Anzeige die Bemerkung an der rechten Stelle zu ſeyn, daſs dieſes Buch ſich ganz beſonders dazu eignen würde, in Schullehrer-Schulen, welche ſich zugleich der Geſammterziehung ihrer Zöglinge erfreuen, in langen Winter-Abenden oder regnichten Sonntagsnachmittagen unter der Leitung eines ſachkundigen und gebildeten Lehrers geleſen zu werden. Hiebey würde die Prüfung der einzelnen, zuweilen zu wenig beſtimmten Gedanken, der etwa einſeitigen, ſchwankenden Anſichten, der unreifen, oberflächlichen Urtheile; es würde die Kritik und Verbeſſerung des Sprach-Ausdrucks — manche Fehler, welche in dieſer Schrift auffallen, mögen auch Druckfehler ſeyn —; es würde die Beſprechung über manches Wahre und Gute, dann wieder über manches Unzarte, dem geſunden und geraden Sinne, dem gebildeten Geſchmacke nicht Zuſagende bey einer ſolchen Leſung eine ſehr erſprieſsliche Uebung und Nahrung des Geiſtes für künftige Schullehrer ausgeben. Ohne ſolche kritiſche Richtung aber dürfte ihnen das Leſen dieſes Büchleins eben ſo wohl nachtheilig, wie nützlich ſeyn können, da die eigene Bildung der Vf. minder vollendet, als ihr Wille und Eifer lobenswerth und ihre Sprache — zuverſichtlich iſt.

Das Papier iſt ziemlich gut, der Druck deutlich und leicht lesbar.

Gr. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Stuttgart*, b. Steinkopf: *Der Religionsunterricht auf Schulen*, in ſeinen Grundzügen dargeſtellt für Eltern und Lehrer (,) von *Heinr. Wilh. Kompff.* 1832. IV u. 52 S. 8. in farb. Umſchl. broch. (5 gr.)

Ungeachtet der geringen Seitenzahl dieſes Büchleins müſſen bey deſſen Anzeige einige Stellen ausgehoben werden, denn am beſten und kürzeſten zeugt es von ſich ſelbſt. S. 9. „Was das 16te Jahrhundert gebaut, ſuchte das 18te niederzureiſsen, das göttliche Anſehen der Bibel zu vernichten, das Chriſtenthum zu zerſtören. Die groſsen Geiſter, Philoſophen und Dichter, deren Namen noch jetzt die Welt mit tiefſter Ehrerbietung nennt, gingen voran. Ihre Dialektik und Satire ſtach der Zeit den Staar im Geiſtesauge. Nun war es hell geworden, alle Gaſſen und Winkel des Jahrhunderts erleuchtet; die Erde bedurfte der Sonne nicht mehr, die Menſchheit Gottes und ſeiner Offenbarung nicht mehr, die Aufklärer illuminirten, und in der gräſslichen Illumination der Finſterniſs entfremdete ſich die Welt immer mehr von dem Worte Gottes, und der Verrath der Diener der Kirche machte den Abfall vom Chriſtenthume immer allgemeiner und ſtärker gegen die Mitte und das Ende des 18ten und den Anfang des 19ten Jahrhunderts. Der Teufel, bey den Engländern ein ſchlauer und ſpitzfindiger Sophiſt, bey den Franzoſen ein feiner und witziger Spötter, wurde unter den deutſchen Theologen ein gelehrter Schriftausleger. Fälſchen und Begriffe verwirren, ausleeren und vernichten war ſein Auslegen u. ſ. w.“ S. 21. Aber wird man einwenden: „die chriſtliche Religion — die Begriffe von Gott, Schöpfung, Vorſehung, Unſterblichkeit — woher ſtammt ſie anders, als von der, ſich aus und durch ſich ſelbſt entwickelnden, Vernunft?“ — *Gotteſsläſterliche Lüge!* Die *chriſtliche* Religion iſt keine Vernunftreligion, nicht das Product natürlich-menſchlicher Geiſtesthätigkeit; ſie iſt ihrem ganzen Weſen und Inhalte nach eine *poſitive*, eine von Gott auf übernatürliche und unmittelbare Art gegebene, eine in göttlichen Thatſachen gegründete, eine *geoffenbarte* Religion. Die Ausdrücke „göttlich“ und „Offenbarung“ ſind im Munde des Unglaubens, der das Göttliche vernichtet, ein paar Namen des Unſinns geworden u. ſ. w.

Ganz conſequent will nun der Vf., daſs der Religions-Unterricht in Schulen „der bibliſchen Erzählung Schritt vor Schritt folge“. — „Auf dieſem Wege wird er die Grundlehren des Heils ſchon von ſelbſt in ſich aufnehmen, aber ihre genaue und vollſtändige Entwickelung dem ſpäteren Unterrichte überlaſſen.“ (S. 37.) „Vor Allem müſſen die Kinder die zehn Gebote Gottes und die Bergpredigt des Herrn auswendig lernen“. (S. 44.) Der Vf. will *durchaus* nur *Einen* Lehrer für allen Religions-Unterricht aller Claſſen an Einer Schule. „Entweder Ein Lehrer, oder gar kein Religions-Unterricht in der Schule, das iſt keine Frage“ (S. 47.) “Auch eine groſse Anzahl von Claſſen, iſt kein Hinderniſs, dieſen Unterricht Einem Lehrer zu übertragen.“ (S. 49.)

Aus dieſem Einen Guſſe iſt die ganze Schrift. Sie erinnert an *Krummacher*. Wer nun durch deſſen Bücher ſich befriedigt, durch jene Art der Salbung ſich beſeligt fühlte, welche aus deſſen chriſtlicher Volksſchule, aus der neueſten Auflage ſeiner Bibelkatechismus ſo ſehr vernehmlich Jedem wehet, dem wird auch das vorliegende Büchlein des Hn. *Kompff* zuſagen. — Auf *Kleuker* wird zweymal (S. 20 u. 34) als auf einen Gewährsmann gewieſen. Rec. fühlt ſich zu einem anderen Citate bey ſolcher Erſcheinung gedrungen: Actor. V, 38. 39.

P. Ws.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

MUSIK.

1) Mainz, im Verlage der Hof-Musikhandlung von Schotts Söhnen: *Fragmente aus der Geschichte der Musik.* Von D. *G. C. Grosheim.* 1832. VI u. 107 S. 8. (12 gr.)

2) Mainz, Paris u. Antwerpen, b. Schotts Söhnen: *Chronologisches Verzeichniss vorzüglicher Beförderer und Meister der Tonkunst,* nebst einer kurzen Uebersicht ihrer Leistungen, von D. *G. C. Grosheim.* 1831. VIII u. 130 S. 8. (16 gr.)

Beide Schriften werden den Freunden der Geschichte der Musik wie denen, für welche die biographische Lectüre merkwürdiger Tonkünstler Interesse hat, hoffentlich nicht unwillkommen seyn. Zwar ist das Ziel, welches sich der Vf. gesetzt hat, und nach welchem er bey der Bearbeitung strebte, mehr ein beschränktes, als umfassendes. Desshalb wird hie und da, vornehmlich im chronologischen Verzeichnisse, Manches vermisst, was wesentlich zur Sache gehört hätte. Indessen werden auch in dieser Gestalt beide Schriften dem Leser noch manches Schätzbare darbieten und zur Vermehrung seiner Kenntniss beytragen können.

Der Vf. der *Fragmente,* der in einem Vorworte jenen selbst den Vorzug grösserer Vollständigkeit abspricht, vielmehr sie nur als Auszug betrachtet wissen will, hat bey ihrer Bearbeitung, ausser Forkels allgemeiner Geschichte der Musik, die musikalischen Zeitungen von Leipzig und Berlin, Walthers und Gerbers Tonkünstler-Lexikon, so wie die „Cäcilia" benutzt. Zuvörderst werden Fragmente aus der früheren Geschichte der Musik mitgetheilt, und ihre Gestaltung bey den Aegyptiern, Hebräern, Griechen, Römern, Galliern, Britten, Germanen; von der Einführung der christlichen Religion bis zur Reformation und von dieser bis auf die neuesten Zeiten, nachgewiesen. Man kann nicht im Tempel der Musik weilen, ohne sich von einem gewissen magischen Dunkel, in welches nur hie und da ein kleiner Lichtstrahl bricht und dem Auge keinen freyen und erhellten Anblick gewährt, umzogen zu fühlen. Jahrtausende waren schon dahin, und Völker vorhanden und verschwunden, ehe die Göttin der Tonkunst die Stufe betrat, auf welcher wir sie jetzt erblicken. Bey den alten Aegyptiern, welche von Instrumenten die Tuba, Lyra, Pauke, Sistrum hatten, war die Musik, deren Anwendung blos dem Tempel blieb, in hoher Achtung. Nur unter Alexander und den Ptolemäern erhielt sie eine grössere Ausdehnung. Die Hebräer hatten wenigstens von der Zeit an, als sie unter eine monarchische Regierung kamen, ihre Instrumente mit Harfen, Hörnern, Psalter und Cymbeln wie ihre Sängerinnen, und es erhob die Musik besonders David zu einer seltenen Höhe und es wurde solche ausser im Tempel, auch bey Leichenbegängnissen, Gastmählern und anderen Festen gebraucht; wiewohl sie nach ihm durch ihre Ausartung wieder in Verfall kam. Die Griechen hatten schon ein vollkommenes System ihrer Musik, worin sich die Lehre von den Intervallen, Tonarten und Klanggeschlechtern aussprach, und bezeichneten die Tonklänge alphabetisch. Durch ihre musikalischen Wettstreite aber wurde ein gemeinnütziger Gebrauch der Musik vermittelt. Einen allgemeinen Eingang fand sie aber bey den Römern nicht, obwohl Vornehme unter ihnen derselben auch selbst mit Enthusiasmus huldigten, und bis zum Verfall des römischen Reichs findet man nichts, was rücksichtlich der Tonkunst bemerkt zu werden verdiente. Weniger bey den Galliern, deren rauhe Lieder und grelle Schlachtgesänge nur einen niederen Grad der Cultur bezeichnen, mehr aber bey den Britten war Musik und Gesang geschätzt. Man muss es bedauern, dass, einige ungewisse Ueberreste ausgenommen, die Melodieen der alten Germanen verloren giengen, deren Instrumente grösstentheils Blasinstrumente waren, worunter sich namentlich ein im J. 1636 zu Tundern ausgegrabenes goldnes Horn, von seltener Grösse und starkem Ton, auszeichnet, auch wurden Glocken zur Zusammenberufung des Volks gebraucht. Wie nach der Einführung der christlichen Religion Ambrosius, Gregor, insbesondere Carl der Grosse, Pipin (756, Orgeln) hauptsächlich für den Kirchengesang wirkten; wie in der Folge die lateinischen Kirchengesänge übersetzt wurden und durch *Guido* von Arezzo (1023) ein neuer Zeitpunct der Tonkunst erschien; wie durch die Kreuzzüge die Poesie und mit ihr die Tonkunst gewann, die Tonlehre, insbesondere die Harmonielehre durch Johann von Muris verbessert wurde und unter Maximilian I durch Kapellmeister Isaak neue Melodieen abgefasst wurden, lehrt die Geschichte. Mit voller Kraft einwirkend auf die geistliche Musik aber erscheint und einsichtsvolle Beförderer der Tonkunst wurden in der römischen Kirche ein Palästrina, Lotti, Durante, Prepore u. s. w. In Italien, wo 1590

die erste Oper verfertigt wurde, fand die Tonkunst ihren Bereich auf der Bühne, und Hamburg war die erste deutsche Stadt, wohin die Oper von Reinhard Kaiser verpflanzt wurde. Unter den Deutschen aber, wie viel wurde in der Folge durch den mit deutschem Sinne und Fülle der Einbildungskraft ausgerüsteten Händel und Bach, die Heroen der Tonkunst, durch ihre Compositionen für die Kirche ausgerichtet! Wohlthätig auf den Geschmack des Zeitalters haben Gluck, Naumann, am meisten aber J. Haydn auf eine noch ungekannte Reform der Musik gewirkt. Unter denen, welche sich um das Hauptinstrument der Kirche, die Orgel, verdient gemacht haben, verdient Vogler einen vorzüglichen Platz.

Die Empfindung des Schönen bildete sich unter den Deutschen in neuerer Zeit immer mehr aus, und mit den Dichtern *Voss*, *Claudius*, *Bürger*, erwachte auch in den Gemüthern mancher Componisten ein höherer Schwung. Ausgezeichnet als Liedercomponist aber war Friedrich Schulz. Durch die Harmonika von Franklin und die akustischen Versuche von Chladni gewann die Musik ebenfalls. Seit Mozart, dem Heros, dessen Geist aus entflohener Zeit noch immer herüber weht, und mit Zauberkraft auf die Gebilde der Phantasie wirkt, hat die Musik einen Schwung und Höhe erlangt, die man zuvor nicht kannte, so dass sie jetzt durch die Nachfolger jenes unsterblichen Mannes, M. Weber, Cherubini, Beethoven und viele andere den Culminationspunct erreicht zu haben scheint. Möge nur ein guter Genius darüber wachen, dass die wahre Kunst immer bleibe und bestehe, nicht aber in leere Formen, prunkvoll scheinende aber hohle Tiraden oder leeres Geklingel ausarte.

Wenden wir uns nun zu No. 2 dieser Anzeige, so bemerken wir, dass sie dem Mangel einer ausgedehnten Umsicht im Bereiche der Tonkunst abhelfen soll, mithin einer gewissen Anzahl Musiker nicht undienlich seyn wird. Die Gallerie der Beförderer und Meister der Tonkunst aber reicht von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Ungern aber hat Rec. darin hin und wieder eine Lücke wahrgenommen, wie denn darin die Namen: Spohr, Schneider, Kunzen, Stunz, Lindpaintner u. s. w. nicht fehlen sollten. In der älteren Geschichte, wovon wir nur das Hauptsächlichste berühren können, bemerken wir, welche wohlthätige Einrichtungen die Cultur der Musik einem Gregor, Carl dem Grossen, vornehmlich aber Guido von Arezzo, der das Notenlesen so ungemein erleichtert und die Tonkunst auf eine neue Stufe der Vollkommenheit gebracht hat, verdankt. Und wer kann die Namen: Luther, den Capellmeister Walther in Dresden, einen Palästrina, Viadana, den Verbesserer des Generalbasses, Allegri, den Capellmeister Fux in Wien, einen Metheson in Hamburg u. s. w. nennen, ohne sich lebhaft an ihre grossen Verdienste, die sie sich um das Studium, Verbesserung und Verbreitung der Musik vielfach erworben haben, zu erinnern? Wer weiss nicht, dass durch den Deutschen Händel, dessen Verdienste nur in England, wo man durch die Aufführung seiner Werke nach seinem Tode allein einen Fond für arme Musiker von 120,000 ℔ Sterling bilden konnte, volle Anerkennung fanden, die geistliche Musik zu einer ungekannten Höhe erhoben wurde; wie mit ihm ein Sebastian Bach, als unübertreffbarer Orgelkünstler seiner Zeit und vollendeter Instrumentalist, eine neue Bahn vorzeichnete, welche man nach ihm mit grossem Eifer betrat? Uebersehen wollen wir jedoch dabey nicht das Verdienst später lebender Männer, die zwar nicht, wie die zwey letzt genannten, als Sterne erster Grösse sich gezeigt, aber darum manches Verdienst um die theoretische und praktische Musik sich erworben haben. Der ersten gehörten aber an: Marpurg und Kirnberger in Berlin, Hiller aber beiden in Leipzig, dem von dankbaren Schülerinnen 1830 an der Thomasschule ein Denkmal errichtet worden ist, und Benda, der seelenvolle Violinist und Componist der Ariadne auf Naxos. Mit einer seltenen Empfänglichkeit für das Schöne in der Kunst waren Schubart und Dittersdorf begabt, so wie Pleyel, ein Schöpfer anziehender und dankbarer Melodieen zu seiner Zeit. Rec. erinnert sich dieselben mit hohem Genuss in seinen Quartetten gehört zu haben. Was übrigens in diesem Verzeichnisse von Haydn, Mozart, Himmel, Weber, Naumann gesagt ist, übergehen wir hier als bekannt. Die Schrift selbst aber wird manchem Musiker nicht undienlich seyn.

D. R.

Mainz, in der Hof-Musikhandlung von Schotts Söhnen: *Die Generalbasslehre zum Selbstunterrichte* vom Doctor honorarius Ritter *Gfr. Weber*, erwähltem Ehrenmitgliede der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften und Künste, so wie des holländischen Vereins zur Beförderung der Tonkunst, des schweizerischen und des thüringisch-sächsischen Musikvereins. Mit Notentafeln. Besonders abgedruckt aus dem 4ten Bande der Theorie, und mit Zusätzen zum vorliegenden Zwecke vermehrt. 1833. XII und 54 S. 8.

Der Vf. behandelt in dieser Schrift einen in seiner Theorie bereits vorgekommenen, jedoch in diesem Wiederabdruck mit Zusätzen vermehrten Gegenstand, welcher der Aufmerksamkeit des dem Studium der Harmonie Beflissenen allerdings nicht unwürdig ist. Man würde sich aber sehr irren, wenn man unter der Aufschrift: *Generalbasslehre*, die man auch wohl bis auf neuere Zeit für gleichbedeutend mit *Harmonielehre* hielt, die letzte suchen wollte. Vielmehr will der Vf. nach einer ausdrücklichen Erklärung im Vorworte unter Generalbasslehre nur einen untergeordneten Theil der Harmonie oder die Lehre von der Bedeutung und dem Gebrauche der Generalbassbezifferung, die man kurz *Bezifferung* nennt, verstanden wissen. Es soll darin das Wesen der Generalbassschrift und des Generalbassspiels als solchen klar und folgerecht aus den Grundideen entwickelt und fasslich dargestellt, und demjenigen, welcher mit der Harmonielehre hinreichend bekannt ist, Anleitung zum Lesen und Spielen des Generalbasses, so wie auch zu der Art und Weise gegeben werden, wie

die Generalbassbezifferung mit wirklichem Nutzen zu Uebungen im reinen Satze angewendet werden kann. Nicht als sollte dadurch der Schüler zugleich in die Compositionslehre eingeweiht werden: wie wäre auch das möglich? sondern die Generalbasslehre soll hiemit nur in ihrer einzig eigenthümlichen und gebührenden Abgrenzung dargestellt werden.

Das Ganze dieser Schrift aber zerfällt in 3 Abtheilungen, wovon die erste und zweyte eine Beschreibung der Generalbassschrift und Anwendung derselben enthält; die dritte aber sich „über das Generalbassspielen bey der Aufführung vollstimmiger Musiken" verbreitet.

Unter Generalbassschrift wird eine musikalische Zeichensprache oder Zifferschrift verstanden, welche im Wesentlichen darauf beruht, dass man nur *eine*, und zwar herkömmlicher Weise die *Bassstimme* mit gewöhnlichen Noten schreibt, und die Töne, welche zugleich mitgegriffen werden sollen, durch Ziffern und einige andere Zeichen andeutet, die über oder unter die Notenzeile gesetzt und Signaturen genannt werden. Zunächst zwar und natürlich sollte nun die Ziffer, welche die Stellvertreterin einer Note im Verhältniss zur Bassnote ist, das dieser letzten zunächst liegende Intervall bedeuten, so dass wenn z. B. über dem ungestrichenen c stünde $\frac{5}{3}$, auch das ungestrichene $\frac{g}{e}$ dazu gegriffen werden müsste; allein diess wird aus der Bezifferung nicht klar, und bleibt in vielen Fällen unbestimmt. Die Ursache davon aber ist, weil die Ziffer nur das Intervall z. B. 3 Terz, 7 Septime u. s. w. nicht aber die *Entfernung* davon bedeutet. Das kommt aber daher, weil die Generalbassschrift nichts anderes als eine abbrevirte Notenschrift ist, die nur die Entfernung der höheren Töne von den tiefsten darstellt, und also überall nur das Aeussere, nicht aber die innerliche wesentliche Beziehung und Bedeutung der Töne ausdrückt. Wenn ferner über einer Bassnote mehrere Signaturen nach einander stehen, so bedeutet diess, dass die oberen Stimmen erst diejenigen Intervalle angeben sollen, welche den ersten Signaturen entsprechen, und dann die der folgenden; aber wie lang ein jeder von solchen mehreren Zusammenklängen dauern soll, ist schwankend, und muss nach den Umständen ermessen werden. So lässt sich z. B. durch Ziffern nicht unzweydeutig und gemeinverständlich ausdrücken, wie eine ruhende Bassnote c im $\frac{3}{4}$ Tact, die durch $\begin{smallmatrix} 5 & 6 & 5 \\ 3 & 4 & 5 \end{smallmatrix}$ beziffert wäre, rythmisch begleitet werden müsse, ob durch gleich gleiche oder ungleiche Viertel u. s. w. Wollte man andeuten, dass die durch Ziffern bezeichnete Harmonie *früher*, als die Bassnote eintreten soll, so kann diess nur durch Ziffern geschehen, die sich auf die doch erst später eintretende Bassnote beziehen, welches freylich die Sache nicht recht verdeutlicht und da, wo es geschehen soll gemeiniglich durch ⁄ bezeichnet wird. Eine passendere Form dazu wird mitgetheilt. Die Bezifferung ist übrigens eine wahre Abbreviaturschrift geworden und durch sie folgende Ersparungen eingeführt, dass man die über die Octave gehenden zusammengesetzten Ziffern, lieber der Uebersicht halber, mit den einfachen bis 7 bezeichnet, und statt 10 nur 3 zusetzt. Man bemerkt jedoch hiebey, wie in ähnlichen Fällen, dass die generalbassmässige Bezifferung durch Abkürzungen allerdings kürzer und gedrängter geworden, dabey aber auf der anderen Seite gar sehr an Bestimmtheit verloren hat. Man bemerkt letzteres schon darin, dass z. B. die Ziffer 3 über einer Bassnote, über die Tonhöhe ungewiss lässt, und man nicht weiss, ob sie die nächste vom Basse oder 10 bezeichnet. Auch lässt die Generalbassschrift die ganze Stimmenführung unbestimmt. Daher die Signaturenschrift nur für diejenigen gemacht ist, welchen die Gesetze der Stimmenführung bekannt sind. Eine Art Ersparniss scheint es ferner, dass man über manche Bassnoten manche Ziffern, als sich von selbst verstehend, nicht schreibt, wie man bey 7 weglässt 3 und 5; bey 6 die 3. Doch wird es nicht selten nöthig, Ziffern, welche sich sonst von selber verstehen würden, doch wirklich zu schreiben, wenn das einer Ziffer entsprechende Intervall anders genommen werden soll, als es in der Vorzeichnung liegt. Es ist hiebey noch zu bemerken, dass die Verschiedenheit der Bezeichnungen der Generalbassschrift, wie sie hin und wieder gefunden werden, zwar sehr mannichfaltig sind, dass aber eben so gewiss auch die Generalbassschrift selbst nur immer noch zweydeutiger und unzuverlässiger wird.

Die zweyte Abtheilung verbreitet sich über die Anwendung der Generalbassschrift. Nach hinlänglicher Auseinandersetzung der Bedeutung der Generalbass-Signaturen folgt eine kurze Belehrung über den praktischen Nutzen und Gebrauch derselben. Und dieses ist es eigentlich, worauf Freunde der Harmonie ihre Aufmerksamkeit zu richten haben. Der Nutzen der Generalbassschrift aber zeigt sich zuvörderst darin, dass man mittelst derselben zu einer Choralmelodie, Recitativ u. s. w. statt sonstiger Instrumentalbegleitung, bloss eine *bezifferte Bassstimme* zu schreiben nöthig hat. Die einfachen Accorde, wie sie darin vorkommen, lassen sich leicht lesen und noch leichter überschauen, als die in vollen Noten geschriebenenen Accorde. Nicht minder ist der Nutzen der Generalbassschrift im *Partiturlesen* und *Partiturspielen* beachtenswerth, da sie wie ein Clavier-Auszug in gegedrängter Form erscheint, leichter als die Partitur zu übersehen ist, und dem Dirigenten nicht ein entscheidendes Intervall, oder einen unerwarteten Bitton, der vielleicht in einem Blaseinstrumente oder sonst versteckt liegt, entschlüpfen lässt. Ausserdem lässt sich durch Hülfe derselben ein musikalischer Satz in der Geschwindigkeit skizziren, und man kann eine ganze Reihe von Zusammenklängen selbst ohne Notenlinien und Notenpapier aufzeichnen, indem man statt des Basses nur Buchstaben und darüber Ziffern setzt z. B.

$\begin{smallmatrix} 6 & 7 & 8 \\ 4 & 5 & 6 \\ c & & \end{smallmatrix} \Big| \begin{smallmatrix} 9 & 8 & 7 & 6 \\ 7 & 6 & 5 & 4 \end{smallmatrix} \Big| \begin{smallmatrix} - & 5 \\ - & 3 \end{smallmatrix} \Big|$ Man kann endlich auch die Generalbassschrift zu *contrapunctischen Uebungen* ge-

brauchen, indem man nach Gefallen die Ober- oder eine andere Stimme weglässt, sie wieder ergänzt und damit eine deutlichere Einsicht der Stimmenführung erlangt. Gehörige Uebung hierin aber wird gewiss zum Generalbassspielen führen.

In der dritten Abtheilung, worin über das Generalbassspielen bey der Aufführung vollstimmiger Musiken gehandelt wird, geht die Meinung des Vfs. dahin, dass, obgleich die Generalbassschrift in mancher Hinsicht nützlich sey, sie sich doch nicht für den letzt genannten Zweck eigne. Die angeführten Gründe beziehen sich darauf, dass die Generalbassschrift nur Abbreviaturschrift sey, mithin auch nur als ein unvollkommenes Mittel betrachtet werden könne. Die neuere weit complicirte Figuralmusik erfodere weit mehr Umsicht, als die Bezifferung gewähren könne. Diess wird durch Beyspiele erläutert. So wohl in Absicht auf Höhe oder Führung der Stimme lässt die Generalbassschrift den Spieler ungewiss. Es ist leicht, dass er hierin irren kann; nicht zu gedenken, dass manche Durchgänge unbezeichenbar sind. Unter solchen Umständen ist es wohl nicht räthlich, dem Organisten einen bezifferten Bass zum Abspielen aufzugeben. In den meisten Fällen müssen dabey Zweifel, Anstösse, Gefahren entstehen. Besser darum: man lasse, da die Orgel gewiss jede mittelbesetzte Musik doch übertönt, solche, wo man diess fürchten muss, weg, dagegen setze man für die Stellen, wo man glaubt, dass sie von guter Wirkung seyn wird, eine Orgelstimme in Noten auf 2 Zeilen aus mit Angabe der dazu gehörenden Register. Ueberhaupt wünscht der Vf., dass die Orgel mehr, als Soloinstrument, für sich, und obligat - concertirend gebraucht werden möchte. Die oft nicht zu besetzenden Blasinstrumente könnten an kleinen Orten durch sie ersetzt werden. Rec. hat dieses schon seit vielen Jahren gethan und von recht guter Wirkung gefunden. Nur müssen die Stimmen von möglichst gleicher Qualität seyn, damit das Ensemble von Blasinstrument dadurch möglichst veranschaulicht werden kann.

Die Schrift enthält übrigens manches Nützliche und Wohldurchdachte, und wird denen, die einer Belehrung hierüber bedürfen, in vieler Hinsicht willkommen seyn.

D. R.

PÄDAGOGIK.

1) Berlin: *Ueber die gegenwärtige Einrichtung der jüdischen Gemeindeschule zu Berlin*, von *Baruch Auerbach*. Einladungsschrift u. s. w. 1832. 104 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Die jüdische Gemeindeschule zu Berlin in ihrer ferneren Entwickelung*, von *B. Auerbach*. 1833. 210 S. 8.

Diese beiden Schriften geben ein Bild von den Verhältnissen des Gemeindeschulwesens der Juden zu Berlin, und zeigen dasselbe, obwohl noch hinter dem von Dessau, Frankfurt am Main, Wolfenbüttel, Seesen u. a. zurückstehend, im Fortschreiten begriffen. Das Verdienst muss der umsichtigen Thätigkeit des Vfs. zugeschrieben werden, der sein ganzes Augenmerk auf das Aeussere, auf Ordnung, Disciplin, und Zweckmässigkeit des Materials gerichtet hat, während er den Unterricht den wackeren dabey angestellten Lehrern überlassen konnte. Von diesen Leitungen giebt er hier zweymal ausführlich Rechenschaft; und betrifft gleich das meiste nur Locales, so finden sich doch auch manche Winke von allgemeinerem Interesse, wenn auch freylich zunächst mehr für *jüdische* Gemeindeschulen. Der Vf. macht überall durch seine Ausführlichkeit in Darstellung alles von ihm, theils auf Kosten der Gemeinde, theils durch milde Beyträge mühsam herbeygeschafften Materials auf das aufmerksam, was solchen Schulen Noth ist, und zeigt, wie man durch Thätigkeit auch viele sonst wenig empfängliche Personen zur Theilnahme und Freygebigkeit anregen könne.

Diess ist vorzüglich aus No. 1 zu ersehen. Ausserdem giebt das ein erfreuliches Resultat, dass von 61 ausgeschiedenen Schülern (von denen 12 theils verstorbene, theils ihrer Heimath zurückgegebene Schüler abgerechnet werden müssen) 24 zum Handwerke bestimmt und engagirt worden sind, während nur 8 in Handlungen, die übrigen aber in andere Schulen eintraten.

No. 2 beginnt mit der Rechtfertigung einer Nicht-Einführung *gymnastischer* Uebungen „weil man, und hiebey sind *Niemeyers* Worte angeführt, durch Einmischung fremdartiger und tadelhafter Zwecke darin die Ansichten wieder irre gemacht habe". Diess möchte aber wohl kein zureichender Grund seyn. Sehr lobenswerth ist des Vfs. Sorge für schnelle ärztliche Hülfe (S. 7 ff.). Noch grösseres Verdienst erwarb er sich durch eigenmächtige Einrichtung eines Waisenhauses, das dereinst Vorzügliches zu leisten verspricht, obwohl es erst mit sechs Waisen den Anfang macht.

Der übrige Inhalt dieser viel zu splendid gedruckten, auch viel zu wortreichen Schrift ist mehr der Schilderung des Lehrganges und einzelner Verbesserungen gewidmet, so wie von S. 168 an die der Anstalt erwiesenen Wohlthaten mit mehr als nöthigem Gepränge aufgeführt, oft gar überschätzt werden. Der Gedanke, dass solche persönliche Lobpreisungen erfoderlich seyen, um Theilnahme zu wecken, ist in der That nicht sehr erfreulich.

Im Allgemeinen macht indess die Schilderung des Ganzen einen nicht unangenehmen Eindruck; auch wird sie wohl dazu dienen, die Aufmerksamkeit derer, welche die Schule nicht kennen, anzuregen. Eine Stelle jedoch (S. 82), wo der Vf. von dem Ergebnisse seiner eigenen Methode, die Kinder in der geometrischen Formenlehre zu unterrichten, Rechenschaft giebt, wünschten wir gestrichen. Es heisst da: „Beynahe hundert Tetraeder, Oktaeder, Ikosaeder, Würfel, (welche Ordnung!) *ein - zwey* - drey - vier - seitige *Prismen* und *Pyramiden*, *Kegel* u. s. w. wurden angefertigt, und *liegen zur Ansicht* vor." Wie mögen doch diese *ein* - und *zwey*seitigen Körper aussehen! — Uebrigens ist S. 83 — 113 eine nicht ganz uninteressante Discussion über Dr. *Agren's* geographische Formenlehre eingeschaltet.

x. x.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1833.

ENCYKLOPAEDIE.

1) Paris und Strasburg, b. Treuttel und Würtz: *Encyclopédie des gens du Monde.* Répertoire universel des sciences, des lettres et des arts; avec des notices sur les principales familles historiques et sur les personnages célèbres, morts et vivants; par une société de savants, de littérateurs et d'artistes, français et étrangers. Tome premier. 1833. XIII u. 400 S. 8.

2) Paris, b. Belin-Mandar: *Dictionnaire de la Conversation et de la lecture.* 1833. 8.

Die Wissenschaft der heutigen Zeit, durch lange allseitige historische Forschungen dazu vorbereitet, hat sich zur Universalität erhoben, und es ist natürlich und nothwendig, dass die Bildung oder der im Leben unter den mannichfachsten Formen erscheinende Reflex der Wissenschaft an dieser grossen Tendenz Theil nehme. Das geeignetste Mittel, die in den besonderen wissenschaftlichen Gebieten hervorgegangenen Resultate in den freyen Umkreis des Lebens einzuführen, und so den Einzelnen an der Arbeit und den Früchten der Gesammtheit Theil nehmen zu lassen, ist die Vereinigung derselben zu einer Encyklopädie.

In Deutschland, wo die wissenschaftlichen Bestrebungen sich mehr als in irgend einem anderen Lande zu einem grossen Zusammenhange ausgebildet haben, ist das Bedürfniss nach einem Werke, welches die vereinigten Resultate derselben verbreitet und der Masse mittheilt, schon vor längerer Zeit gefühlt, und durch die Herausgabe des Conversations-Lexicon's, wenn nicht vollständig, doch immer annähernder befriedigt worden. Die bis jetzt erschienenen acht Auflagen beweisen wenigstens nicht das Gegentheil. Es hat nicht an Tadel gegen dieses und ähnliche Werke gefehlt; gewöhnlich verfiel man aber in ein Missverständniss, indem man die Foderungen der Gelehrsamkeit und der besonderen Wissenschaft mit den Ansprüchen und Bedürfnissen der Bildung verwechselte.

Es war daher ein glücklicher Gedanke der Herrn *Treuttel* und *Würtz*, die vermittelnd und einflussreich zwischen Frankreich, England und Deutschland dastehen, das unter No. 1 angeführte Unternehmen zu beginnen, und in Frankreich zu nationalisiren. Da die Gründe für und wider ein solches Werk nicht mehr an der Zeit sind, sondern seine Existenz in der gebildeten Welt eine Nothwendigkeit geworden ist, so bleibt nur noch die Untersuchung folgender zwey Fragen übrig: 1) Welches ist der Standpunct, Zweck und die leitende Grundidee des Werkes, und entspricht dasselbe der Höhe und Ausbildung, welche Wissenschaften, Künste und sonstige Disciplinen, als deren praktischer Ausdruck es erscheinen soll, erreicht haben? 2) In welchem Verhältnisse steht es zu den vorhandenen Werken, und welches ist der Grad seiner grösseren oder geringeren Brauchbarkeit?

Ueber die erste Frage finden wir genügende Auskunft im Discours préliminaire. Es heisst daselbst S. 1: „Il manque à notre état social quelque chose, dont l'absence se fait partout sentir, que tout le monde cherche, souvent même sans le savoir: c'est un état intellectuel qui lui corresponde et le compléte. Les revolutions ne changent pas le monde intérieur et moral aussi promptement que le monde extérieur et matériel. On s'enrichit plus vite qu'on ne s'éclaire; on monte sans grandir à proportion. Il y a maintenant un nombre immense de citoyens honnêtes, influens, importans par leur fortune, leur activité, leur clientelle, et dont l'instruction n'est pas au niveau de leur situation; qui n'ont pas les lumières de leur influence, ni les principes de leur conduite, ni les croyances de leurs sentimens; la civilisation intellectuelle, en un mot, est moins avancée que la civilisation sociale. C'est donc de la civilisation intellectuelle qu'il faut seconder les progrès; il faut se hâter de répandre des connaissances, des principes qui retablissent entre les pensées et les situations, les esprits et les existences, cet équilibre, cette harmonie, qui fait l'éclat et assure le repos de la société. C'est là le prémier et le plus noble besoin de notre époque. Il y a un étrange aveuglement à lui en contester la satisfaction." „Les Encyclopédies, plaçant une foule d'idées et de faits à la portée d'une foule d'hommes qui n'y songeaient point, qui sans cela peut-être n'en auraient jamais entendu parler, font pénétrer partout et arriver pour ainsi dire de toutes parts cette provocation, dont notre intelligence a besoin. Les ouvrages speciaux ne parviennent qu'aux hommes qui les demandent et ont formé d'avance le dessein de s'en servir. Par la voie des Encyclopédies les connaissances de tout genre vont audevant de tous les lecteurs: les regards de celui qui s'occupe d'histoire y tomberont sur un article de philosophie: y cher-

chez-vous le sens de quelque terme? l'explication pratique d'un art appellera votre attention. C'est comme un vaste bazar intellectuel ou les résultats de tous les travaux de l'esprit humain s'offrent en commun à quiconque s'y arrête un moment, et sollicitent à l'envi sa curiosité.“

Im weiteren Verfolge werden die Gründe angegeben, warum und in wiefern die Herausgeber der Autorität *Guizot's* nicht gefolgt, und dem Plane, den er in feiner Abhandlung über Encyklopädie entwickelt hat, nicht beygetreten find: Es heifst: M. *Guizot* suppose la nécessité de deux Encyclopédies différentes liées entre elles, l'une élémentaire, l'autre savante; „afin, qu' à coté des sources d'une instruction moyenne, coulent parallélement les sources d'une science plus profonde, toujours voisines bien que separées, toujours accessibles à quiconque y voudra puiser.“ „Quant à l'Encyclopédie élémentaire, continue-t-il, il est clair que toute apparence de prétention scientifique ou litteraire en doit être bannie. Ce n'est point à fournir une lecture suivie, ni à donner sur tel ou tel genre de faits ou d'idées plutôt que sur tel autre des moyens d'instruction, qu'un tel ouvrage est destiné. Il s'adresse à un public dont la vie est pleine et occupée, qui n'a que peu de loisir à consacrer à l'étude, qui même, à proprement parler, n'etudie rien en particulier, mais qui, ne voulant pas rester dans l'ignorance, desire un livre où il trouve promptement sur tous les objets, qui se peuvent présenter dans le cours de la conversation ou de la vie, des renseignemens, des notions suffisantes pour dissiper en quelque sorte devant lui le gros des ténèbres et satisfaire sa curiosité. Le public ne demande ni qu'on expose et debatte longuement sous ses yeux les opinions diverses, ni qu'on mette sa pensée en mouvement par des idées neuves et hardies, ni qu'on lui procure le plaisir trompeur de se croire savant sans travail; il veut une reponse positive aux questions peu ambitieuses, peu compliquées, mais innombrables, qu'il peut avoir à faire sur l'histoire, la géographie, les sciences morales, exactes, naturelles, médicales les arts, les metiers etc. Dans une telle Encyclopédie, aucun article ne peut donc prétender à se faire spécialement remarquer; aucune science ne doit se promettre, se proposer même d'exciter un interêt particulier; mais en revanche toutes les sciences y doivent prendre place, et des explications s'y doivent rencontrer sur un aussi grand nombre de mots qu'elle en pourra contenir en demeurant accessible à un grand nombre de lecteurs. On ne lui addressera point de questions savantes, mais on peut l'interroger sur toutes choses; et il faut qu'elle sort toujours prête à répondre; qu'elle offre pour ainsi dire, le résumé populaire de tous les dictionnaires speciaux dont les connaissances humaines ont été l'objet. Moins dans chaque article elle prétend à la science, plus elle doit aspirer dans son ensemble à l'universalité ... Sur les graves questions, il lui convient d'en référer chaque fois à *l'Encyclopédie savante* qui lui correspond.“

Die Herausgeber bemerken dagegen: Nous ne voyons pas d'abord en quoi les traités speciaux composant *l'Encyclopédie savante* differaient des bons livres en général, de ceux qui, sans verbiage et sans inutilité, font connaître l'état actuel d'une question relative aux connaissances humaines. Trop étendus pour les loisirs des hommes du monde, ils ne satisferaient pas complétement le savant avide d'instruction spéciale, et ne se trouvéraient à la hauteur de la science qui en forme l'objet qu'au moment même de leur publication. Quant au résumé populaire des connaissances humaines; nous craignons qu'en le reduisant presque aux proportions d'un vocabulaire on ne lui ôte un puissant attrait, celui que l'on trouverait à se reposer à la lecture d'un morceau développé et particulièrement intéressant pour l'homme du monde, de la fatigue qu'il a ressentie en courant d'un article avide à l'autre, en feuilletant l'ouvrage suivant les besoins du moment. Nous avons pensé que ce ne sont pas les élémens de l'instruction que cherche celui qui recourt à un ouvrage de cette nature, et nous avons eu en vue un public plus nombreux, moins ignorant et ayant un peu plus de loisir. C'est aux *gens du monde*, et non pas à ce qu'on nomme *le peuple*, que nous nous adressons. Si une *Encyclopédie savante* va au-délá des besoins des premiers, un résumé populaire reste au-dessous; et il nous a paru qu'il était possible de les satisfaire sans rendre notre ouvrage inabordable à ceux dont les besoins sont plus limités.

L'encyclopédie des gens du monde se placera donc au milieu des deux genres indiqués: ni élémentaire, ni savante, elle sera intelligible pour tous, et dispensera l'instruction dans la mesure dans la quelle elle lui sera demandée.

Wir müffen den Gründen der Herausgeber beyftimmen, denn fie erfcheinen uns richtig und entfcheidend. Wir wollen nur noch hinzufügen, dafs der Gefichtspunct des Mr. *Guizot* mehr fyftematifch richtig, als den gegebenen Verhältniffen angemeffen ift. Es giebt hier wirklich eine richtige Mitte, und der Werth der Encyklopädie beruht gerade darauf, nicht ausfchliefslich dem einen oder dem anderen Gefichtspuncte anzugehören, fondern ftreng diefe Mitte zu halten. Diefe Stellung war defshalb nothwendig, weil die Gefellfchaft nicht in zwey, den Gefichtspuncten des Mr. *Guizot* vollkommen entfprechende Feldlager, in wiffende und nicht wiffende, getheilt, fondern in einem fteten Uebergange begriffen ift. Diefer Standpunct des Ueberganges entfpricht vollkommen dem der *gens dú monde*. Ein Werk, wie Mr. *Guizot* es will, ift möglich, ja wünfchenswerth: aber wir zweifeln, ob es fo brauchbar ift und feine Stätte findet. Nicht der Geift des Autors, fondern das Publicum, fo wie es erfcheint, ift hier die leitende, gefetzgebende Kraft.

Ueber das zu beobachtende und fchon in dem erften vor uns liegenden Theile beobachtete Verfahren oder die leitende Idee heifst es: Pour nous la méthode historique sera un moyen d'entretenir l'unité dans un ouvrage immense auquel concourent nécessairement un trés grand nombre d'ecrivains, aux opinions desquels nous ne pourrions, nous ne voudri-

ons pas toujours substituer celles qui nous dirigent nous mêmes et d'après lesquelles nous avons conçu cette entreprise. Par elle nous éviterons deux ecueils: l'hesitation et l'inconstance dans le vues d'un côté, et de l'autre le dogmatisme ou des opinions exclusives. Notre tâche, à nous, c'est d'exposer les questions plutôt que de les trancher; nous rapporterons les idées produites à différentes époques plutôt que nous n'établirons les nôtres; nous constaterons ce qui aura été fait et écrit, sans décider ce qu' il faudrait faire et écrire encore, et sans condamner le passé d'après des idées qui n' appartiendraient qu' au temps ou nous vivons. Les hypothéses nous sont interdites; nous nous mettrons en garde contre les idées que l'on appelle neuves et dont le principal mérite est d'être hardies; car nous prenons la science et la vie comme elles sont, et nous avons aussi peu pour objet de réformer celle-ci que d'avancer celle-là autrement qu' en la propageant. L'histoire sera donc notre unité fondamentale, l'histoire appliquée à toutes les branchs du savoir, étudiée avec conscience et jugée sans passion, mais non sans critique. C'est elle qui nous élévera au dessus des prejugés et de l'esprit de coterie; c'est par ses enseignemens puisés aux meilleurés sources que nous nous garantirons de ces préoccupations de temps et de lieux qui empêchent de comprendre des situations diverses et de respecter des tendances opposées. Car notre ouvrage, bien que calculé essentiellement sur les besoins de la France, doit avoir une portée beaucoup plus vaste. A nos yeux, nous ne le cacherons pas, son but est européen presque autant que français; c'est assez dire qu' il nous interdit de jamais prêter l' oreille aux préventions et aux rivalités nationales, et qu' il nous impose le devoir de nous dépouiller de ce qui serait exclusivement français, à plus forte raison de ce qui serait individuel, dans notre manière de juger les relations des hommes et des choses. La langue française ayant ce grand avantage d'être dans tous les pays celle des hommes bien élevés et de former ainsi entre les nations un lien également precieux pour la science et pour la sociabilité, nous avons pensé que c'etait dans cette langue surtout qu'il importait que fût ecrit un ouvrage destiné à offrir à tous les peuples le moyen de se placer dès l'abord au degré de civilisation et de culture dont notre Encyclopédie doit être l'expression, à celui où la société française nous parait arrivée.

In wiefern die Herausgeber ihren Principien bey der Ausführung treu geblieben find, werden wir fpäter zu unterfuchen haben, für jetzt wollen wir nur noch anführen, in welchem Verhältnifs diefs Werk zu den vorhandenen fteht. Es heifst darüber: Après nous être fixé sur le caractére que devait avoir une entreprise telle que la nôtre, sur les conditions qu'elle avait à remplir et par conséquent sur l'étendue et les limites qu'il convenait de lui assigner, nous avons dû regarder autour de nous et chercher un modéle à imiter pour son exécution. Le prodigieux succès d'un ouvrage allemand de même nature, publié à Leipzig sous le titre de *Conversations-Lexicon*, déja parvenue à sa huitième edition et dont les tirages multipliés suffisent à peine à la demande du public dans tous les pays où la langue allemande est répandue, n'a pu manquer d' appeler notre serieuse attention. Sans exemple dans la librairie, un tell succés nous prouvait que l' ouvrage satisfait ou au moins répondait à un besoin presque universellement senti dans la société; qu' il remplissait une lacune evidente, et qu' il meritait bien peut-être de servir de base à notre propre travail. Cette observation s'étant trouvée confirmée par les traductions du Conversations-Lexicon, qui furent entreprises en diverses langues, nous avons songé un moment à reduire notre travail à une simple reproduction de l'ouvrage allemand en français, sauf les changemens qui devaient naturellement résulter de la différence des besoins dans des lieux différens. C' est dans cette idée que notre premier prospectus a été redigé en 1829, et l'accueil qui lui a été fait aurait pu fortifier encore notre résolution. Mais nous y avons bientôt renoncé, et nous plaçant sur un terrain qui nous appertînt en propre, nous avons essayé de construire un édifice nouveau, un monument qui pût être nommé national, dont le plan et l' exécution fussent les nôtres, encore que le plus souvent possible nous y eussions employé des matériaux venus de l'étranger et dont nous reconnaissions la haute utilité. Telle est la cause du long retard de cette publication, que nous aurions craint de mettre au jour avant qu'elle eût atteint un degré de maturité qu'on voudra bien, peut-être, lui reconnaître aujourd'hui, et qui sera son caractére distinctif. Indépendamment des besoins divers de deux nations essentiellement différentes, nous avons reconnu que les diverses branches de la science n'étaient pas traitées dans le Conversations-Lexicon avec la même faveur; que, trop fidèle encore à sa mission primitive et au titre *de Dictionnaire pour la lecture des Gazettes* (Zeitungslexikon) que *Hubner* avait donné aux volumes qui formaient l' ébauche, il s'attachait de préférence aux personnes surtout contemporaines, sans accorder la même attention à l'exposition des faits naturels ou industriels, et des verités philosophiques ou mathematiques. De ces lacunes, qu' à la verité les éditeurs ont cherché à combler graduellement, dans chaque edition nouvelle, il resulte que l'ouvrage est strictement ce que son titre promet, un Dictionnaire de la conversation; non pas une Encyclopédie, non pas un tableau systematique des principaux faits appartenant aux diverses branches du savoir humain. — Le Conversations-Lexicon continuera de nous servir, sinon de modèle, au moins de point d'appui et de comparaison; mais un petit nombre seulement de ses articles, qui seront désignés par un signe particulier (C. L. ou C. L. m. Convers. Lex. modifié) passera dans nos colonnes. Tout le reste, bon ou mauvais, sera notre ouvrage, la nomenclature aussi bien que l'exécution des articles; et chacun de ceux-ci portera la signature de son auteur, qui en prend sur lui la responsabilité.

Hier ift wohl der fchicklichfte Ort eines ähnlichen Werkes zu gedenken, das wir oben unter No. 2

aufgeführt haben. Das Bedürfniss nach einem solchen Werke war in Frankreich zu fühlbar, als dass es uns verwundern darf, wenn zwey Unternehmungen in die Schranken treten, und Mühe wie Preis theilen wollen.

Um den Plan, den Standpunct und die leitende Idee des letzten Werkes kennen zu lernen, zogen wir die Vorrede zu Rathe, entdeckten aber nichts der Art; wir waren genöthigt das Werk selbst zu studiren, haben aber darin eben so wenig gefunden, was wir suchten. Nach einer Vergleichung, die wir zwischen beiden Werken angestellt, wenden wir uns von Neuem an die Vorrede des *Dictionnaire*, weil wir im Anfange derselben, seltsame Ironie! die richtigste Beschreibung und Kritik des Werkes selbst finden. Denn was die Herausgeber in der Vorrede von anderen Werken sagen, passt so sehr auf ihr eigenes, dass sie uns diess Portrait vielleicht wider Willen gegeben haben.

Die Vorrede beginnt folgendermassen: D'Alembert a dit quelque part „qu'on ne pouvait disconvenir que depuis le renouvellement des lettres on ne dût en partie aux dictionnaires les lumières générales qui se sont répandues dans la société", il aurait pu ajouter, pour être juste, qu'on leur doit aussi une bonne partie des erreurs et des préjugés qui se transmettent parmi nous de générations en générations. Et, en effet, (*was hier folgt, passt buchstäblich*) ces sortes de livres, quand ils n'ont pas été des compilations faites sans goût et sans discernement, et dans un but purement mercantile, ont toujours été composés dans l'interêt ou dans la vue de quelque coterie politique, litteraire ou religieuse, pour qui la vérité n'a jamais été que d'une importance secondaire. Dénaturer les faits ou les dissimuler, flétrir ou réhabiliter des réputations, selon que le demandaient les petites passions du jour, et, avant tout, faire de la propagande, soit politique, soit philosophique, soit religieuse; tel a constamment été, à quelques rares et honorables exceptions près (*das Dictionnaire gehört nicht dazu*) le but que se sont proposé les auteurs des différents ouvrages encyclopédiques publiés jusqu'à ce jour. Ouvrez tel dictionnaire écrit (*z. B. dieses*) par de prétendus défenseurs exclusifs de la saine morale et de la religion; que de calomnies, que de fiel, que de préjugés, que de mensonges avancés à bon escient, n'y trouverez-vous pas, pour ainsi dire, à chaque page? L'histoire, sous la plume de ces gens-lá, est chose si flexible, si malléable, qu'ils la retournent dans tous les sens, qu'ils lui font subir les plus étranges transformations.

Hierauf folgen zwey Seiten polemischer Phrasen, deren Sinn oder Zweck wir eigentlich nicht begreifen, da sie ausser aller Beziehung zum Buche stehen. Dann heisst es weiter: Les encouragements flatteurs que nous avons reçus de toutes parts depuis la publication de notre prospectus, nous sont une preuve, qu'on a généralement compris le but et la portée d'un ouvrage dont le plan admet l'expression de toutes les opinions, l'exposition et la défense de tous les systèmes qui se partagent le monde de la pensée. En consentant à être exclusifs, à ne présenter la verité que sous une de ses faces, en nous mettant à la queue d'un parti ou d'une coterie, notre succès eût sans aucun doute été plus prompt, et surtout plus facile. Quand nous avons annoncé *un livre de bonne foi et d'impartialité*, nous n'ignorions pas les obstacles d'execution que nous rencontrerions, et combien par lá nous restreignions nous mêmes notre cercle d'action. Nous n'en avons pas moins persisté à suivre la voie, qui seule nous avait paru sage et bonne.

Peut-être fera-t-on à notre Dictionnaire le reproche d'offrir des contradictions dans l'exposition des sciences morales et politiques; c'est le seul que nous redoutions, et le seul que nous ne puissions pas entièrement éviter. (*Wie naiv!*) Cependant pour n'être pas systématiques, nous ne seront pas confus; car une pensée élevée dominera dans tout le cours de l'ouvrage, et lui imprimera ce cachet d'unité nécessaire à tout recueil d'enseignements qu'on veut rendre vraiment utile. Ce sera le plus religieux respect pour toutes les opinions généreuses, et le soin scrupuleux de toujours confier la rédaction d'un mot représentant un principe à un ecrivain, qui ait foi en ce principe. Si, du choc d'opinions, inévitablement divergentes, ne jaillit pas la vérité, il en résultera du moins pour le lecteur l'avantage de pouvoir étudier le procès, peser le faible et le fort des deux plaidoyers, et décider ensuite en toute connaissance de cause.

Nous avons, par l'adoption de ce plan, singulièrement agrandi celui des ouvrages allemands et anglais, qui nous servent de modèles. Ce plan large et vraiment libéral, dont l'exécution prouvera qu'aujourd'hui il n'est plus, en bonne litterature, de noms ennemis, nous impose dès à présent le devoir de faire une déclaration, que nous prierons nos lecteurs de ne jamais perdre de vue.

Chacun des honorables publicistes, savants et gens de lettres, qui veulent bien concourir au succès de notre Dictionnaire, n'entend accepter la responsabilité que des articles qu'il aura personnellement signés. La responsabilité des articles anonymes est prise par la direction de la redaction, qui de son côté et par les mêmes motifs, decline la solidarité des articles signés. C'est pour le public une garantie de plus de l'indépendance personnelle que les auteurs devaient conserver, et dont la direction n'a pas eu un seul instant la pensée de leur demander le sacrifice.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

ENCYKLOPAEDIE.

1) Paris und Strasburg, b. Treuttel und Würtz: *Encyclopédie des Gens du Monde etc.* Tome I.

2) Paris, b. Belin-Mandar: *Dictionnaire de la Conversation et de la lecture etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hierauf müssen wir versichern, und werden es weiterhin beweisen, dass uns nie ein Buch *de plus mauvaise foi et de partialité* vorgekommen ist. Wenn die Herausgeber ferner von einem Plane, und gar von einem, der viel umfassender seyn soll als der, deutschen oder englischen Werken zu Grunde liegende, sprechen, so ist diess eine hohle Versicherung, von der das Buch selber, wie wir sogleich zeigen werden, der beste Beweis ist. Was endlich die Verantwortlichkeit für die anonymen Artikel betrifft, so will es uns scheinen, als hätten die Herausgeber dazu ihre guten Gründe gehabt, denn, um es gerade heraus zu sagen, das *Dictionnaire de la conversation et de la lecture* ist grossentheils eine nachlässige, flüchtige und verstümmelte Uebersetzung des deutschen Conversationslexikons.

Die oberflächlichste Vergleichung des *Dictionnaire de la conversation* mit der *Encyclopédie des gens du monde*, deren Rival es seyn will, zeigt hinreichend, dass dasselbe nicht bloss unfähig ist, sich mit jener zu messen, sondern dass es nicht einmal den gewöhnlichsten Ansprüchen genügt. Nie ist uns ein leichteres, lückenhafteres Buch vorgekommen, wohin man sich auch wendet, sey es zu den historischen, biographischen, räsonnirenden, geographischen, technischen oder physikalischen Artikeln, man ist stets sicher, auf Nachlässigkeiten, Lücken und Irrthümer zu stossen; es ist die leichtsinnigste Compilation, in der das Wesentliche eben so sehr fehlt, als sich eine Ueberfülle gleichgültiger Dinge darin findet.

Wir haben eine Vergleichung angestellt zwischen der ersten jetzt erschienenen Abtheilung des ersten Bandes der *Encyclopédie*, die mit dem Worte Alexander I Kaiser von Russland schliesst, und den ersten beiden Abtheilungen des ersten Bandes des *Dictionnaire*, mit dem entsprechenden Worte endigend. Da hat sich denn ergeben, dass das *Dictionnaire de la conversation* 296 Artikel weniger enthält als die *Encyclopédie des gens du monde*. Wir wollen ein Verzeichniss derselben geben, damit die, welche das Werk kaufen, erfahren, was sie nicht zu suchen haben.

Verzeichniss der Artikel, welche im *Dictionnaire de la Convers.* fehlen.

Aa (van der). Aar. Aba. Ababdehs. Abad y Queypeo (Manoel). Abaddon. Abadiotes. Abadites. Abaissement. Abajoues. Abandon. Abano (Pietro d'). Abaque (architect.). Abarbanel. Abascal (Don Jose Fernando). Abatée. Abat-foin. Abat-jour. Abazes. Abba. Abbadie (Jacques). Abbas I. (le Grand). Abbas Mirza. Abbatuzzi (Jacques Pierre). Abbaye. Abbeville. Abdallah. Abdallah ben Yasim. Abdallah el Zagab. Abdollatif. Abdelmelik ben Omar. Abdelmoumen. Abderahman II. Abderahman III. Abducteur. Abdul Hamid. Abel (Charles Frederic). Abel (Clarke). Abelin (Jean Philippe). Aben. Abenzérages. Aben Ezra. Aben Humeya. Abercrombie (Jean). Abercromby (Sir Ralph). Abib. Abigail. Abildgaard (Pierre Chretien). Abimelech. Abjuration. Ablancourt (Nicolas Pirrot d'). Ablatif. Able. Ablegat. Ablegation. Ablution. Abner. Abois. Abondance. Abonnement. Abordage. Abordage (droit d'). Abornement. Abortifs. Abou. Aboubekr. Abou Hanifah el Nouman ben Habit. Aboulfaradj. Aboulfazl. Abou Machar. Aboville (d'). Abrantès (la duchesse). Abrégé. Abreuvoir. Abri. Abrial (Andre Joseph comte d'). Abroutissement. Abrus. Abrutissement. Absalon. Abscisse. Absentecisme (absentisme). Abside. Absimarus. Absorption. Absoute. Abstention de lieu. Abstrait. Abus (appel comme d'). Acadiens. Acajou (bois d'). Acaléphes. Acanthacées. A capella. Acarnanie. Accaparement. Accélération. Accensement. Acceptation. Accession. Acciaccatura. Acciajoli. Accius. Acclamation. Acclimatation. Acclimatement. Accolade. Accolage. Accordeur. Accouchée. Accoucheur. Accouplement. Accroissement. Accusateur. Acense. Acétates. Acevedo. Achab. Achalandage. Achaz. Ache. Achéménides. Achéry (Dom Jean-Luc d'). Achronique. Acidité. Ackermann (Jean Chrétien Theophile). Acolouthos. Acosta. Acouty. Acqua pendente. Acqua tinta. Acqua tofana. Acquaviva. Acquiescement. Acquisition. Acquittement. Acre. Acrel. Acrimonie. Acrisius. Acroceràuniens. Acronyche. Acropolis. Acropolite. Acte additionel. Acte de Navigation. Actéon. Acte des Apô-

try. Acunha. Acunha (île de Tristan d'). Adage. Adam (maître). Adam (Robert). Adam (Alexandre). Adamique. Adapis. Adar. Adda. Adducteurs. Adel. Adelon. Aden (commerce d'). Adenes. Adenologie. Adéquat. Aderbidjan. Adersbach (Roches d'). Adherbal. Adherence (en physique). Adherence (en physiologie). Adhesion (jurisp.). Adi-Bouddha. Adige. Adipocire. Adjoint. Adjudant. Admiral (Henri l'). Admonition. Adolescence. Adolphe - Fréderic (de Holstein - Eutin). Adolphe de Nassau. Adoption militaire. Adoration. Adorno. Ados. Adoucissans. Ad patres. Adragant (Gomme). Ad rem. Adrogation. Adulte. Adulterin. Adynamie. Aegospotamos. Aepinus. Aëtius (medecin grec). Aëtius (l'Athée). Afer. Affectuoso. Affiche. Affiliation. Affiloir. Affinage. Affinité (jurisp.). Affirmation. Affixes. Affourcher. Affusion. Agacement. Aga Mohammed. Agar. Agar (Pedro). Agemi. Agenor. Agent. Aggée. Agglomerat. Agglutinatifs. Agides. Agier (Pierre Jean). Agier (Francois Marie). Agilofinges. Agitato. Agni. Agouti. Agrégation. Agrement. Agresseur. Agrigente. Aguilanleu. Ai ou Ay. Aigreur. Aiguade. Aigue-Marine. Aiguillette. Aiguiserie. Aikin. Aile. Ailly. Aimon (les quatre fils). Aine. Ainesse. Ainos. Aires (principe des). Ais. Aisance. Aisselle. Aisvarika. Ajan. Ajoupa. Ajusteur. Akakia. Akhalzikh. Akiba. Alabama. Alacoque (Marie). Alambic. Alarme. Alarmiste. Alaska. Albatros. Albemarle. Alberti. Albertine. Albignac. Albinus (Clodius). Albion (la nouvelle). Alborak. Albornos. Albret (Duché et Maison d'). Album graecum. Albumine. Alcabala. Alcala. Alcala (Pedro Rivera duc d'). Alcaloides. Alciat (André). Alcidamas. Alcinous. Alcoolat. Alcove. Alcyone. Aldini (George). Aldrovande. Alègre. Alemanni. Alemannie. Alemannique (langue). Alène. Alerte. Alevin. Alexandersbad. Alexandre d'Aphrodisée. Alexandre de Tralles.

In den historischen und räsonnirenden Artikeln spricht sich der Geist beider Werke, wenn man sie nämlich nach den angeführten Daten noch vergleichen darf, am bestimmtesten aus. Wo die *Encyclopédie* eine gedrängte, klare und unbefangene Uebersicht des vorhandenen Stoffes entwickelt, durchaus construirend, und stets eingedenk, dass seine kritische Stellung seiner referirenden untergeordnet ist, da wirft das *Dictionnaire* mit der Keckheit und Beschränktheit, die nur der Parteyansicht eigen ist, unbegründete Meinungen hin. Bey allen uns aus dem Griechischen oder Römischen überkommenen Namen stellt die *Encyclopédie* zuerst eine philologische Begründung auf, das *Dictionnaire* ist wenig darüber in Verlegenheit, sondern hält sich auf der Höhe der Zeitungs-Notiz, und schleudert auf gut Glück den Irrthum hin, ohne sich um den Pedantismus der Ableitung zu kümmern.

Wir wollen jetzt im Einzelnen die Artikel bezeichnen und vergleichend gegenüber stellen, deren Bearbeitung uns so zu urtheilen veranlasst hat, wie wir es gethan haben.

Dictionnaire.

Abdication. Hier ist vergessen die Abdankung Victor Emmanuels V roi de Sardaigne 1821. Auch hätte, wie die *Encyclopédie* es thut, der Unterschied zwischen freywilliger und durch die Macht der Umstände oder durch die Nothwendigkeit hervorgerufener Abdankung bemerkt werden sollen. Beyspiele der letzten sind Gustav IV König von Schweden 1809, und Napoleon 1814.

Dem Worte *Aberration* widmet die *Encyclopédie* zwey Artikel, nämlich in seiner astronomischen und optischen Bedeutung. Das *Dictionnaire* zeigt sich hiebey in lakonischer Kürze.

Diction.	*Encyclop.*
Aberration (du mot latin aberratio) est en général synonyme d' erreur. — En optique il signifie une marche irregulière de la lumière, soit qu' elle passe à travers des corps transparents, comme le verre, l'eau, soit qu'elle arrive à la terre des étoiles fixes.	*Aberration.* On nomme ainsi, en astronomie, un phénomène produit par la combinaison du mouvement progressif de la lumière avec le mouvement annuel de la terre autour du soleil, et qui consiste à nous faire voir une étoile fixe, par exemple, dans un lieu différent de celui qu' elle occupe en effet.

Nach der Aufstellung des Begriffs wird eine weitere Erklärung gegeben, der Entdecker dieser Erscheinung genannt und die Hülfsquellen angegeben, worin man ausführlichere Belehrung suchen kann, z. B. in den vom Baron *v. Zach* 1812 — 13 herausgegebenen: *Tables d' aberration et de mutation* pour 1404 étoiles, avec une table générale pour les aberrations des planétes et des comètes, ferner *Traité élémentaire* d' astronomie physique par M. *Biot.* Paris 1811 und *l' Uranographie* de M. *Francoeur.* Paris 1828.

In Bezug auf die optische Bedeutung heisst es in der *Encyclopédie:*

Aberration de la lumière. Elle consiste dans un dérangement quelconque des rayons lumineux. Ce dérangement peut être de deux espèces: aberration de sphéricité et aberration de réfrangibilité.

Daran schliesst sich noch eine ausführlichere Erklärung.

Diction.	*Encyclop.*
Ab irato. Locution latine qui s' applique à ce qui est dit ou ce qui est fait dans l' emportement de la colère. — Dans l' ancienne jurisprudence, on pouvait exercer une action en nullité contre toute donation ou testaments *ab irato* et c' était principalement sur cette action qu' était fondée la querelle d' inofficiosité recours établi en faveur de l' enfant, qui avait été omis dans le testament paternel. On supposait, à bon droit, que le père qui déshéritait son fils n' a-	*Ab irato.* (étym. ira colère). Littéralement, *par un homme en colère.* On disait, en droit romain, de certaines libéralités qu' elles étaient faites *ab irato,* parceque la haine ou la colère en était le principe. L' action *ab irato* était la demande faite, par l' héritier légitime du testateur, de la nullité de cette disposition. Dans la législation romaine, le père, par une conséquence rigoureuse de la puissance paternelle, pouvait faire

vait pas l'entier usage de sa raison, et que sa disposition ayant été faite ab irato ne devait pas être respectée. — Le législateur moderne, sans admettre ni rejetter expressément cette action en nullité, en a laissé l'entière appréciation à l'arbitrage du juge qui doit décider si les faits qui lui sont dénoncés sont d'une telle nature que le donateur ou le testateur puisse être réputé n'avoir pas eu, lors de sa disposition, le libre exercice de sa raison.

de ses biens tel usage que bon lui semblait, sans que le fils eût à s'en plaindre. Aussi la loi des Douze-Tables n'autorisait point *l'action ab irato*. Du tems où l'organisation de la famille romaine commença à se modifier, date *la plainte d'inofficiosité* qui ne différait pas de *l'action ab irato* quant à son origine. On partait de ce principe que c'était le père dans le calme de l'ame, et non le père mis hors de lui par la colère, qui avait pouvoir de disposer de ses biens. En conséquence les jurisconsultes établirent que dans tous les cas une certaine quotité des biens du défunt appelée *légitime* serait attribuée aux enfans, et que le père ne pourrait les en priver que pour certains motifs déterminés. Si le père, déshéritant complètement ses enfans, ne donnait aucuns motifs, ou en donnait qui ne fussent pas prévus, on faisait réduire le testament par la plainte d'inofficiosité jusqu'à concurrence de la légitime. Mais si le père avait par colère ou par haine réduit ses enfans à la légitime, la plainte d'inofficiosité était impuissante pour faire annuler le testament.

L'action ab irato, admise dans le dernier état du droit romain, avait des effets plus étendus. Que le père laissât ou non une légitime à ses enfans, s'il était prouvé que le testateur eût été influencé par un sentiment de haine ou de colère, les enfans avaient l'action ab irato. De plus, tandis que par la plainte d'inofficiosité on faisait reduire le testament, on le faisait annuler par *l'action ab irato*. Dans les pays français de droit coutumier, l'action *ab irato* était également permise aux descendans et aux ascendans du défunt. La coutume de Bretagne la donnait même aux collatéraux. La loi française actuelle ne consacre d'une manière spéciale ni l'action ab irato, ni la plainte d'inofficiosité. Seulement l'annulation du testament peut être provoquée par le motif qu'il a été fait dans un moment, où le testateur n'était pas sain d'esprit.

On dit aussi qu'une parole a été dite, qu'une action a été commise, qu'une loi a été rendue *ab irato*, c'est-à-dire dans un moment de colère et sous une influence que la raison désavoue. On ne peut trop se hâter de revenir sur des faits qui n'ont pas une source plus raisonnable; et rien n'est plus légitime que l'appel de la décision d'un homme ou d'une réunion d'hommes passionnés, à ce même homme ou à cette même assemblée rendus au calme et à la froide et saine appréciation des choses.

Diction.

Abolition, en droit romain, est l'annulation d'une procédure déjà commencée. Elle diffère de l'amnistie, en ce sens que, malgré une précédente abolition, une accusation légale pouvait toujours être reprise, tandis qu'une amnistie détruisait à jamais le corps même de l'accusation.

Encyclop.

Abolition. On appellait ainsi dans l'ancien droit français le droit, attribué au roi en vertu de la plénitude de sa puissance, d'effacer ou d'éteindre un crime, et de soustraire le coupable à la peine portée par la loi. — L'abolition diffère de la grace en ce que celli-ci, n'intervenant qu'après la sentence prononcée, n'a pour effet, que de faire remise au condamné de l'application de la peine, tandis que l'abolition le soustrait même aux poursuites de la justice, ou les anéantit si déja elles sont commencées. — Le droit d'abolition n'existe plus dans notre législation. L'art. 67 de la charte ne donne au roi que le droit de grace et celui de commutation de la peine.

Les constitutions des Pays-Bas, du Wurtemberg et de la Bavière consacrent encore ce droit dans la personne du souverain; et le roi de Prusse actuel en a fait un usage, qui a donné lieu à des grandes controverses, en annulant de sa propre autorité la decision du jury de Trèves, qui condamnait le négociant Fonk à la peine de mort.

In dem Artikel *Abréviations* haben wir im *Dictionnaire* die in der Musik gebräuchlichen vermisst, die *Encyclopédie* giebt ein Verzeichniss derselben.

In dem Artikel *Abruzzes* heisst es im *Dictionnaire*: Les rivières qui y ont leur source, le Fronto, le Frontino, man lese dafür wie in der *Encyclopédie* le Tronto et le Trontino.

Der Artikel *Abesta ou Avesta* im *Dictionnaire* ist völlig unbrauchbar und voll Irrthümer. Zuerst bemerken wir, dass *Abesta* durchaus unstatthaft ist, *Avesta* ist allein richtig. Sodann hätte dieser Gegenstand, der durch die neuesten Forschungen der orientalischen Philologie, namentlich aber durch die glücklichen Resultate der Herren *Rask*, *Bopp* und *Burnouf* eine ganz andere Gestalt gewonnen hat, wohl einige Aufmerksamkeit verdient.

Im Artikel *Abò* heisst es im *Dictionnaire*: Ce fut ainsi que la maison de Holstein Gottorp monta en 1757 sur le trône de Suède. Diess Ereigniss fällt aber ins Jahr 1751.

Die beiden folgenden Artikel, in der *Encyclopédie* fo vollftändig, als der Charakter des Werkes es erlaubt, und belehrend, find im *Dictionnaire* unbedeutend und voll Irrthümer.

Diction.

Accompagnement. Le mot seul indique l'espèce de servitude que subissent les instrumens ou les chants subalternes vis-à-vis des voix ou des instrumens principaux. Les rôles peuvent changer dans l'accompagnement: telle voix commence un chant que telle autre achève. Dans les grands compositeurs, Haydn entre autres, on remarque une égale repartition des rôles. Souvent l'accompagnement est un chant à lui seul, et le chant principal, sans perdre sa suprématie, n'est plus qu'une psalmodie plaintive. Rossini passe pour avoir introduit en France cette nouveauté, que les élèves de son école poussent parfois jusqu'à la fureur, sans arriver au but atteint par l'equitable moderation du maître. Souvent aussi l'accompagnement consiste dans quelques accords frappés à longs intervalles; après une phrase entière, ou tronquée à dessein par l'expression d'un sentiment profond, comme dans le récitatif. Ce mode d'accompagnement est d'une origine toute orientale. Il remonte aux Hebreux, dont les Juifs d'aujourd'hui ne sont qu'une faible copie, mais ils ont conservé dans leurs récitatifs religieux ces terminaisons bruyantes ou chacun doit, suivant sa ferveur, élever ou descendre les cordes de sa voix.

Encyclop.

Accompagnement. Ce mot avait autrefois plusieurs significations. On appelait *accompagnement* l'action de soutenir la mélodie d'une voix ou d'un instrument par l'harmonie qu'on exécutait sur l'orgue, le clavecin, l'épinette ou le piano: cette acception a été conservée. On donnait aussi le nom *d'accompagnement* à la réunion des instrumens d'un orchestre dans la musique d'église, de théatre et de concert; en ce sens, *accompagnement* a cessé d'être en usage, et a été remplacé par *instrumentation* (voy. ce mot.). L'accompagnement d'un instrument à clavier peut être de plusieurs espèces: la première est *l'accompagnement plaqué*, ou l'exécution de l'harmonie, abstraction faite de toute forme melodique; la seconde est *l'accompagnement figuré*, ou la reunion des formes du chant avec l'harmonie; la troisième est *l'accompagnement de la partition* (voy. ce mot) ou l'art de traduire sur le clavier les divers effets d'instrumentation imaginés par le compositeur. *L'accompagnement* plaqué n'est en usage qu'en France; les Italiens et les Allemands se servent de *l'accompagnement figuré; l'accompagnement de la partition* est pratique dans toute l'Europe. L'accompagnement plaqué consiste à exécuter avec la main gauche, sur le piano ou sur l'orgue, la basse d'un merceau de musique, et à jouer de la main droite les accords (voy. ce mot), qui sont indiqués par des *chiffres* placés audessus des notes de cette basse.

Die *Encyclop.* widmet noch 8 Colonnen einer weiteren Erklärung der verfchiedenen Arten des Accompagnement's, und einer hiftorifchen Entwickelung derfelban nebft dahin gehöriger Literatur.

Diction.

Accord. Si l'on prend le mot dans le sens indiqué par son étymologie latine (*chorda ad chordam*) il signifie la progression harmonique des sons de differentes chordes.

Encyclop.

Accords, plusieurs sons qui se font entendre simultanément, et dont la réunion est plus ou moins agréable à l'oreille, prennent en musique le nom collectif *d'accords.*

Nach langen Abfchweifungen, die dem Gegenftande durchaus fremd find, finden wir endlich folgende ziemlich unbeftimmte Erklärung, womit der Verfaffer hätte anfangen follen:

On donne au mot accord un deuxième sens moins matériel quand il s'agit de compositions musicales. Il n'en garde pas moins sa première définition; seulement, loin d'être une suite de progressions harmonieuses, c'est plutôt un ensemble de sons divers flatteurs à l'oreille. — L'ancienne école reconnaissait une infinité d'accords. On peut les rassembler tous en deux classes: celle de *l'accord parfait* et celle de *l'accord imparfait.*

Sodann folgen noch einige weitere unwichtige Ausführungen der beiden Arten der Accorde.

Le système géneral des accords et les loix de leur succession appartiennent à l'harmonie (voy. ce mot) Les accords les plus simples sont ceux qui ne sont composés que de deux sons. On leur donne le nom d'intervalles (voy. ce mot). Ceux qui ne renferment que des intervalles de tierce, de quarte, de quinte, de sixte ou d'octave, sont les plus agréables; on les nomme accords consonnans. Ceux dans lesquels on trouve des intervalles de seconde, de septième ou de neuvième sont des accords dissonans. (voy. Dissonance.)

Wir bedauern, dafs uns der Raum fehlt, um noch weitere Auszüge aus den folgenden 10 Colonnen zu geben. Diefer Artikel empfiehlt fich ebenfo fehr durch feine Vollftändigkeit, als durch die klare und hiftorifche Ueberficht, welche er gewährt.

Der folgende Artikel *Acides*, ausgezeichnet in der *Encyclopédie*, läfst viel zu wünfchen übrig im *Dictionnaire*. Nur gelegentlich wollen wir bemerken, dafs wir folgende Auslaffungen bemerkt haben:

L'acide *citrique.*
— — *hydrosulfurique.*
— — *oxalique*, ainsi nommé parce qu'il existe en grande quantité dans l'oseille, est un acide fort commun dans le règne végétal, et que l'on produit à volonté en traitant le sucre, l'amidon etc. par l'acide nitrique etc. etc. etc.
— — *prussique.*
— — *tartrique.*

Der Artikel *Acte* ift im *Dictionnaire* flüchtig und unvollftändig dargeftellt. Es wäre zu erwarten gewefen, den in der neueften franzöfifchen Gefchichte fo wichtigen *acte additionel* (dem die *Encyclopédie* einen ausführlichen Artikel widmet), ferner die folgenden, in Bezug auf England wichtigen, erwähnt zu finden, z. B. *l'acte d'union, l'acte de l'habeas corpus, l'acte du test, l'acte de proclamation, l'acte d'insurrection, l'acte of conformity, l'acte of indemnity.* Sie werden fämmtlich angeführt und erklärt in der *Encyclopédie*, welche noch hinzufügt: Toutes les stipulations faites entre des parties portent également le nom *d'acte* en Angleterre; et il y a pour les actes une *expedition dentelée* ou *non dentelée.* Les pièces dentelées sont decoupées sur le bord de manière à ce que celles des parties respectives s'adaptent l'une dans l'autre. — Les décisions du congrés américain sont aussi appelées *actes* et nous rappellerons en autre l'acte du congrès de Vienne, l'acte de mediation etc. Voyez *les actes de foi* sous le mot espagnol *Auto-da-fé.*

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLATTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1833.

ENCYKLOPAEDIE.

1) Paris und Strasburg, b. Treuttel und Würtz: *Encyclopédie des gens du Monde etc.* Tome I.

2) Paris, b. Belin-Mandar: *Dictionnaire de la Conversation et de la lecture etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Im Artikel *Achilles Tatius* nennt das *Dictionnaire* den Herausgeber der Zweybrücker Ausgabe, *Witscherlich;* man lese dafür *Mitscherlich.*

Beym Artikel *Achmet III* schickt die *Encyclopédie* biographische Notizen über Achmet I und Achmet II voran, die sich im *Dictionnaire* nicht finden; eben so ist bey Achmet III vergessen, dass unter seiner Regierung die Türken den Venetianern Morea nahmen, dass sie aber gegen Oesterreich unter Eugen unglücklich waren, und den Vertrag von Passarovitz unterzeichnen mussten. Das *Dictionnaire* erwähnt zwar, dass die erste Buchdruckerey unter Achmet III in Constantinopel aufgestellt wurde, vergisst aber anzuführen, dass sie kurze Zeit darauf geschlossen, im Jahr 1784 aber erst wieder eröffnet wurde, und viele arabische, persische und türkische Werke, namentlich einen Theil der Annalen des türkischen Reichs, publicirte.

Beym Artikel *Acupuncture* hätte das *Diction.*, wie die *Encyclopédie* es thut, erwähnen sollen, dass der berühmte Reisende, *Kämpfer*, diese Methode, Krankheiten zu heilen, nach Europa brachte.

Im Artikel *Aérostat* nennt das *Diction.* den Amerikaner, der mit Blanchard aufstieg (den 7 Januar 1785) *Jefferson;* er heisst aber *Jefferies.*

Im Artikel *Aëtius* (général romain) wird der Vater desselben *Gaudeme* genannt; er heisst aber *Gaudence.*

Als einen grossen Irrthum müssen wir es anführen, dass das *Dictionnaire* beym Artikel *Administration* auf *Centralisation* verweist, da das Gegentheil das Richtige gewesen wäre.

Dictionnaire.

Aesthétique, du grec αἰσθάνομαι, juger, *sentir, comprendre* est le nom donné, depuis *Alex. Baumgarten*, à la science de l'appréciation du beau dans la littérature, les arts du dessin et de la musique.

Encyclopédie.

Aesthétique, mot par lequel les Allemands désignent la théorie du beau dans la littérature et dans les arts. C'est *Baumgarten*, disciple de Wolf, qui le premier a traité de l'aesthétique comme d'une science particulière, dont le nom vient du grec αἴσθησις, sentiment, faculté de sentir. *Baumgarten* mettait le beau dans la perfection, et regardait l'aesthétique comme l'art de sentir cette perfection ou comme le sentiment du beau, du parfait; sentiment fondé sur des règles qui, selon lui, devaient être aussi positives que celles de la logique et de l'art de penser. *Baumgarten* établit en effet des règles de la science qu'il venait de fonder. Cependant on lui reproche d'avoir plutôt indiqué les moyens pratiques d'inventer, de disposer, d'exprimer, de juger le beau, surtout en poésie et en eloquence, qu'approfondi l'essence du beau. On trouve d'ailleurs de contradictions dans le système de *Baumgarten*, qui paraît mettre la perfection tantôt dans la forme exterieure des objets, tantôt dans la manière de les sentir. De plus, *Baumgarten* n'a jamais eu vue que le beau qui tombe sous les sens. Parmi les successeurs de *Baumgarten*, *Mendelssohn* s'efforce d'éclaircir les opérations de l'ame dans la connaissance du beau; *Sulzer* fit une distinction entre le bon, le parfait et le beau; *Eberhard*, auteur d'une aesthétique en forme de lettres, appelle beau tout ce qui met légèrement en jeu les facultés de l'ame.

Lessing étudia aussi la théorie du beau sans s'occuper pourtant des principes de l'aesthétique. *Kant*, qui attirait tout dans les recherches philosophiques, plaçait le beau, non pas dans les objets, mais dans nos facultés intellectuelles; en d'autres termes, selon lui, le beau est subjectif, et n'a rien d'objectif. Ce philosophe s'embrouille un peu, en voulant établir une distinction entre le *beau libre* et le *beau adhérent*. *Fichte* subordonnait l'art à la morale, et il n'a rien fait pour l'aesthétique; un autre philosophe allemand, s'écartant des principes de *Kant*, admet une réaction entre le subjectif et l'objectif et trouve le beau dans l'un et dans l'autre. *Jean-Paul Richter* a publié une introduction à l'aesthétique, remplie de réflexions ingenieuses, mais trop peu approfondie aux yeux des Allemands. On a, dans les derniers temps, publié plusieurs manuels de l'aesthétique, que *Solger*, dans le sien, apprecie au

peu de mots. Le manuel de *Krug*, dit-il, est sec; l'auteur anatomise pour ainsi dire l'art et ses branches, en sorte qu'il n'y reste rien de vivant. L'aesthétique de *Schreiber* n'est pas non plus très philosophique sous le rapport de la théorie, à l'égard de laquelle l'auteur adopte tantôt la manière de voir de *Kant*, tantôt raisonne d'une manière abstraite; cependant cet ouvrage a du bon. *Ast*, dans son aesthétique, part des principes de *Schelling*; mais il n'a pas assez medité sur l'enchaînement des idées de ce philosophe. Le dictionnaire d'aesthétique de *Gruber*, et la théorie des beaux-arts par *Sulzer*, sont des livres utiles, où l'on peut puiser des notions historiques; mais il n'y faut pas chercher des systèmes philosophiques de l'aesthétique. Voy. *Solger*, Cours d'aesthétique, publié par *Heyse*, Leipzig 1829 in 8. Nous aurons occasion, dans la théorie du beau, de parler des systèmes des auteurs francais et anglais.

Der Vf. hätte hinzufügen sollen, dass *Solger's* System das vollständigste ist, in welchem der Begriff und die Erscheinung des Schönen in allen seinen Gestaltungen auf die gründlichste, und der Höhe der philosophischen Ideen angemessenste, Weise entwickelt ist. *Solgers* ausgebildeter und feiner Sinn für das Schöne, seine gründliche Kenntniss des Alterthums und sein umfassender speculativer Geist befähigten ihn gleich sehr zur Darstellung einer Philosophie des Schönen.

In den aus dem deutschen Conversations-Lexikon entnommenen Artikeln hätte das *Dictionnaire* sich wenigstens bey der Uebersetzung vor Nachlässigkeiten hüten sollen. Im Artikel *Afghanistan* ist die Rede von la vallée de *Bolalm*; es muss heissen la vallée de *Bolahn*; ferner statt *Sistan* lese man *Sivistan*, statt *Bulnh*, lese man *Balkh* und statt *les Seks*, lese man *les Seiks*.

Ueber *Afghans* giebt das *Diction.* nur eine kurze Notiz, die *Encyclop.* dagegen eine ausführliche, die wichtigsten Momente ihrer Geschichte enthaltende Uebersicht.

Der Artikel *Afrique* gehört in der *Encyclop.* zu den musterhaften, durch Vollständigkeit und geistvolle Behandlung. Der reiche Stoff ist auf eine angemessene Weise in 3 Artikel vertheilt: 1) *Afrika, wie es die Alten kannten*, 2) eine *historische Uebersicht der Entdeckungen* durch Reisen, 3) eine *Beschreibung des gesammten Landes*. Der entsprechende Artikel im *Diction.* ist ein Muster von Confusion und unerfreulich zu lesen.

Gar seltsam ist der Artikel *Agent* im *Diction.* behandelt.

Diction.	*Encyclop.*
Agent de la circulation. (Economie politique.) Voyez Monnaie: c'est une même chose. *Agens de la production* (Economie politique). C'est ce qui agit pour produire; ce sont les industrieux et leurs instruments; ou si on veut personnifier l'industrie, c'est l'industrie avec ses instruments. De leurs services productifs réunis naissent tous les produits.	*Agent.* Ce mot, qui designe une faculté, une force agissante, s'applique à la fois à des êtres animés et inanimés. Il s'emploie en philosophie, dans la physique et dans la chimie comme dans la langue des affaires. Ainsi, dans son epitome de l'économie politique, feu M. Say nomme agent de la production les industrieux de profession, aussi bien que leurs instruments; et il se sert de l'expression agent de la circulation comme étant synonyme de monnaie. Nous examinerons d'abord ce mot dans son application à l'homme, dans laquelle il signifie en général une personne au service d'un état ou d'un grand établissement, et chargé de veiller sur les affaires quelconques de ceux par qui elle est employée. Il y a des agens de différentes espèces.

Leider hindert uns der Raum weitere Auszüge zu geben; wir können nur noch die verschiedenen Seiten angeben, nach welchen dieser Artikel behandelt ist in der *Encyclop.* Agent diplomatique (sehr vollständig). Agent de change. Agent de police. Agent d'affaires. Agent de faillite. Agent provocateur. Agents physiques.

Agiotage. Dieser in der *Encyclop.* gründlich abgefasste Artikel wird im *Diction.* mit einigen Phrasen abgemacht.

Ueber *Agriculture* finden sich in der *Encyclop.* zwey gehaltvolle Artikel. Von der Aufstellung des Begriffs ausgehend, wird eine historische Uebersicht der allmälichen Entwickelung des Ackerbaues bey den verschiedenen Völkern gegeben, und sodann die politische Stellung und Bedeutung desselben untersucht. Die beygefügte Literatur zeigt, dass der Vf. seine Untersuchungen nach allen Seiten und zu den besten Quellen hin ausdehnte.

Was das *Diction.* über *Agriculture* sagt, ist völlig unbrauchbar und vom Anfange bis zum Ende ein sentimentaler Galimathias. Es ist selten etwas Komischeres über einen ernsthaften Gegenstand geschrieben. Was soll man zu folgenden Phrasen sagen? „Le créateur de toutes choses a répandu sur la terre des milliers de moules organiques et de bêtes sauvages. — Le monarque qui donne aux sujets rémuans et indociles de son royaume des charges à sa cour, et qui les attache ainsi à sa personne et à son service, est, s'il est permis de parler ainsi, l'image de l'homme intelligent, qui fit du coursier fougueux pris dans les bois un cheval de labour, qui éteignit l'ardeur petulante du bélier dans le mouton, la vigueur farouche du taureau dans le boeuf, la sauvagerie du porc dans le cochon, l'indocilité de l'âne dans la bête de somme. etc. etc. etc.." — Und doch ist diese Stelle noch eine der ernsthaftesten. Der Vf. geht dann über zu den wilden Thieren, zu den Katzen, Vögeln, Enten und Fischen. Man glaubt, er wolle die Arche Noah's auspacken. Sodann wählt er, um dem Gemälde mehr Leben zu geben, die dialogische Form. Er spricht mit den Gemüsen, mit den Blumen, oder vielmehr er lässt den Menschen sprechen, der zuletzt bey den Disteln ankommt. In solchen Faseleyen geht

es durch 5 Colonnen fort, um salbungsvoll so zu schliessen: — Ainsi l'agriculture est un culte perpetuel, que l'espèce humaine rend au créateur en perfectionnant son oeuvre. Ce culte a ses dogmes, ses mystères, ses fêtes, ses solennités. Les hommes attachés aux labours et les grands cultivateurs en son les prêtres et les pontifes.

Die Herausgeber scheinen gefühlt zu haben, dass man nach der Lectüre solcher Albernheiten nichts erfahren hat von *Agriculture*, und lassen desshalb lakonischer Weise noch einen Artikel von wenigen Zeilen folgen. Der ernsthafte Verfasser jenes komischen Aufsatzes nennt sich Monsieur *le Comte Français de Nantes*, Pair de France. Derselbe Herr hat auch einen Artikel über Agronomie geschrieben, von dem wir nur den Anfang geben wollen, damit die Leser sehen, dass dieser Schriftsteller von jedem beliebigen Puncte aus auf die Sandbank der Langeweile zu steuern weiss. Es heisst: *Agronomie*. Toute plante provient d'un oeuf qu'on nomme graine ou semence. — Cet oeuf résulte du mariage de quelques petits mâles, appelés *étamines*, avec quelques fanelles, appelés *pistils*. — Von der Botanik sagt der Vf.: Cette aimable science a pour base la forme du lit nuptial etc.

Ueber den Artikel *Aides* findet sich im *Diction*. nur eine flüchtige Notiz in der Bedeutung contributions. In der *Encyclopédie* dagegen sind zwey genügende Artikel. 1) *Aides* in der Bedeutung contributions, 2) *Aides* (*cour des*) von dem das Diction. auch nicht ein Wort sagt.

Ueber *Air* finden sich im *Diction*. wie in der *Encyclop*. zwey Artikel, indess von sehr verschiedenem Werthe. Die beiden Artikel des Diction. sind von Monsieur *le Comte Français de Nantes*, und die Leser wissen, was sie von diesem Schriftsteller zu fürchten haben. Wie Cato stets auf *Carthaginem delendam* zurückkam, so dieser Schriftsteller auf den Ackerbau. Im ersten Artikel betrachtet er *air* im physikalischen Sinne, im zweyten *air*, (envisagé sous le rapport de l'agriculture). Wir fürchten dem Vf. schon zu viel Zeit gewidmet zu haben, und lassen ihn daher auf seinem Steckenpferde langweilig und gemüthlich forttraben.

In den beiden Artikeln der *Encyclop*. wird *air* zuerst im physikalischen Sinne und sodann in seiner musikalischen Bedeutung betrachtet. Den letzten Artikel zeichnen wir vorzüglich aus, da er eine gedrängte und mit Sachkenntniss geschriebene historische Uebersicht der Gesänge bey den verschiedenen Nationen giebt. Zu den mit vorzüglicher Nachlässigkeit bearbeiteten Artikeln des *Diction*. müssen wir auch rechnen *Alcman poëte lyrique*. Der Artikel der *Encyclopédie* ist kurz aber vollständig.

Die bisher gegebene Uebersicht wird genügen, um zu zeigen, dass unsere früher ausgesprochene Kritik der Wahrheit gemäss ist. Man könnte indess dem *Dictionnaire* die Oberflächlichkeit, das Compilatorische und Lückenhafte verzeihen, da diess sich nur auf seine grössere oder geringere Werthlosigkeit bezieht; unverzeihlich aber ist es, dass die Herausgeber so sehr ihren Standpunct vergessen, und in ihr Werk Artikel aufnehmen konnten, die der verächtlichen und niedrigen Sphäre des Pamphlets und dem eintönigen Geschrey der Parteyansicht angehören. Hieher sind zu zählen die Artikel: 1) *Amélie*, reine de Prusse, 2) *Abus*. Man fragt unwillkührlich, ob die Herausgeber etwa eine chronique scandaleuse geben wollten? Wenn wir nicht besorgten, uns zum Mitschuldigen solcher Entwürdigungen zu machen, so würden wir hier beide Artikel zur Beschämung des Vfs. hersetzen.

Obgleich schon die gegebenen Auszüge und Vergleichungen gezeigt haben, dass die Herausgeber der *Encyclopédie* den im Vorwort ausgesprochenen Principien treu geblieben sind: so bemerken wir es demungeachtet noch ausdrücklich, dass die historischen, biographischen und geographischen Artikel stets gewissenhaft, ohne irgend eine Parteyansicht, nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen bearbeitet sind. Von dem Werthe der anderen Artikel haben die gegebenen Auszüge den besten Beweis geliefert.

Vermisst haben wir folgende Artikel: *Aditi*. *Aditya*. Beide sind noch in der indischen Mythologie nachzuholen. Dann *Alby*. *A flot* (terme de marine). *Afzelius*.

Der Artikel *Ahriman* bedarf bis auf den Namen einer Umarbeitung, da die neuesten Entdeckungen der orientalischen Philologie dem Vf. bey der Abfassung wahrscheinlich noch nicht zu Gebote standen.

Als Druckfehler haben wir nur folgende bemerkt. Im Artikel Afrique ist von dem deutschen Reisenden *Heimprich* die Rede, er heisst aber *Hemprich*. Im Artikel *Albe* (duc d') ist statt *Câteau - Cambresis* zu lesen *château Cambresis* und endlich der deutsche Componist heisst nicht *Albrechsberger*, sondern *Albrechtsberger*.

Py.

PÄDAGOGIK.

Winterthur, in der Steinerischen Buchhandlung: *Gedanken über Knabenschulen in Städten*; gegründet auf Beobachtung und Erfahrung. 1832. 128 S. gr. 8. (10 gr.)

Diese Schrift ist, wie auf dem Titel und auf dessen Rückseite in einem kurzen Vorworte bemerkt ist, bereits im Jahre 1823 geschrieben, blieb aber, ungeachtet wiederholter Auffoderungen Vieler, bey denen sie Anklang gefunden, bis zum Jahre 1832 (also gerade ins neunte Jahr) ungedruckt. „Das Ganze umzuarbeiten und auszufeilen, sagt das Vorwort, mangelte es an Zeit, war auch nicht nöthig, da es nur um Gedanken, nicht um Form zu thun war, und da diese Blätter bald in die unermessliche Fluth ähnlicher versinken werden. Oeffentliches, nur auf die Sache, auf keine Person gerichtetes Besprechen eines Gegenstandes führt allmälich zur Wahrheit.“ Diese Worte sind bezeichnend für das Gepräge der Schrift,

für die Gesinnung und ganze Weise des Vfs. Sie erläutern zugleich, warum er sich nicht nannte. Wer sollte nicht theilnehmend sich angezogen fühlen durch die belehrende, mannichfache Gedanken erregende Rede eines wohlgesinnten, sehr unterrichteten, erfahrenen Lehrers und redlichen Mitbürgers, wenn er über den öffentlichen Unterricht, wenn auch nicht von aller Befangenheit des Urtheils frey (S. 27 unten S. 43. 44. S. 54. 55.), und hie und da etwas redselig, — was doch fast nur vorne herein der Fall ist, — spricht. Das letzte wäre leicht durch eine Ueberarbeitung der Schrift abzustreifen gewesen. Einer „Umarbeitung" bedurfte sie in der That nicht; durch „Ausfeilen" hätte die Form an Geschmeidigkeit gewinnen, aber an Kraft verlieren können. Spurlos verfinken wird sie nicht. Mit eigenthümlicher, naiver Offenheit sagt der Vf. S. 114: „Dem nicht (durch anhaltende Uebung) Geschulten fehlt bey aller Natürlichkeit und Fertigkeit (Tüchtigkeit) meistens Genauigkeit, Bestimmtheit, Schärfe, Vollendung; der, welcher Viel lies't, denkt und arbeitet, aber wenig schreibt, hat bey aller Richtigkeit in seiner Schreibart etwas Hartes und Rauhes, es fehlt Leichtigkeit und Rundung; wozu man die Belege *nicht ausser diesen Blättern zu suchen nöthig hat.*" Hätte der Vf. in dieser Stelle nach dem Worte: „Schärfe", nur noch eingeschaltet: also zuweilen die gehörige Deutlichkeit, am meisten die rechte Kürze, mit Einem Worte — („Vollendung"); so hätte er sich selbst treffend recensirt. Doch trifft der Tadel nur den Anfang, und ist nur bis in die Mitte des Buches und in abnehmendem Grade anwendbar. Hier beginnt unter der Ueberschrift: „Vorbildung zu einem gelehrten Berufe" der an eigenthümlich-geradsinnigen, aus der Beobachtung des Bedürfnisses und der Erfahrung des Lebens unmittelbar gewonnenen Gedanken und Ansichten reichste, sehr beachtenswerthe Theil dieser Schrift, und Rec. muss bedauern, dass die ureigen-besondere Weise des Vfs., mit Hinsicht auf die Grenzen dieser Blätter, keinen Auszug zulässt. Wenn der Vf. von S. 76 an zu der Aeusserung kommt: „Lasst uns dann sehen, wie es um den Schüler stehe, der sich den Staatsgeschäften, der Arzneykunde, dem Predigt- und Lehr-Fache widmen will, und der nach zurückgelegtem 15ten Jahre von den alten Sprachen noch nichts weiss!" wenn nun der Vf. es versucht, dieses Wagestück zu übernehmen, — so müssen wir es aufgeben, ihn hier weiter gegen unsere gelehrten Schulmänner zu vertreten, was ihm selbst (nach S. 83) als ein erfolgloses Beginnen erscheint. Gleichwohl möchte, was er, von dieser Stelle an, von der „Entbehrlichkeit der lateinischen Sprache bey Bildung der nicht zu einem „(eigentlich)" gelehrten Stande Bestimmten" originell und treuherzig sagt, am ersten bey den besonnenen Verehrern der alt-classischen Studien unter den deutschen Schulmännern Eingang finden, da es aus dem Munde eines ruhigen Mannes kommt, welchem wohlwollender Gemeinsinn und vielseitige Beobachtung des Lebens den Rath eines alten Philologen: *„lege veteres, nec sperne recentiores"* so recht zu Herzen gebracht zu haben scheint. Er sagt S. 124 mit Recht im Rückblick auf seine Mittheilung: „Diese Ansichten über die Einrichtung von Knabenschulen in Städten sind nicht das Erzeugniss pädagogischer, in müssigen Stunden gehabter Träume; sie sind die Frucht der im Laufe von bald einem Vierteljahrhundert" — (unter den Text setzt er die Bemerkung *) „in diesem Jahre 1831 grade 30 Jahre") — „in öffentlichen Schulen gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen. Treu dem angeerbten Glauben der Väter, dass ausser dem Latein in der Erziehung kein Heil zu finden sey, *lernte* und *lehrte* der Vf. diese Sprache" u. s. w. S. 127 — 128 heisst es: „Aus Allem, was bisher gesagt worden, ist sonnenklar, dass der Vf. nicht aus Abneigung gegen die alten Sprachen geschrieben hat, dass er ihre Vortrefflichkeit so sehr anerkennt, als irgend jemand, so wie die Dienste, die sie der Menschheit geleistet haben," — — aber — — „er kann sich am Ende nicht enthalten, seine Ansicht wiederholt auszusprechen, von deren Wahrheit er in diesem Augenblick... eben so überzeugt ist, wie von der Gewissheit, dass er jetzt mit der Feder schwarz auf weiss schreibt: Es wird die Zeit kommen, früher, als man glaubt, wo in den Stadtschulen die Söhne *aller* Stände tüchtig und gründlich in allen den Fächern werden unterrichtet werden, welche Bedürfnisse für alle sind, auf eine Art und Weise, wodurch sie auf *alle* Berufsarten werden verbreitet werden, auf gelehrte und ungelehrte. Aus dieser allgemeinen Schule, dieser Menschenschule, dieser Vorbereitungsschule auf alle Stände werden sie dann jeder in seine Berufsschule übergehen, jeder seine „(besondere)" Lernzeit antreten. Durch diese Anordnung werden alle Einrichtungen so vereinfacht werden, dass der Streit über Humanismus und Philanthropinismus für einmal sein Ende erreicht, und dass die grosse Verlegenheit, sich vor der Zeit für einen Beruf bestimmen zu müssen, beseitigt wird. Jetzt aber ist der Zeitpunct noch nicht vorhanden, weil die höheren gelehrten Anstalten noch nicht auf diese Schulen passen, und noch nicht danach werden eingerichtet werden, indem die Ansichten — — — sich noch zu sehr entgegenstehen. Doch kommen wird und kommen muss dieser Zeitpunct! Die Sache ist zu einfach, dass sie dem gesunden Menschenverstande nicht einleuchte, ist zu tief gegründet in dem Bedürfnisse, — — als dass nicht auch sie sich Bahn breche, wie manches Andere, an dessen Verwirklichung die Menschen nicht glaubten." — Mögen diese Blätter nicht in die Fluth versinken! — Der Druck ist correct; aber die Schrift hätte ein minder rauhes Papier verdient.

Gr. W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 3.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Wolbrecht: *Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland.* Von *Friedrich Wilhelm Carové*, Dr. philos. und Licenc. en droit. 1832. XII und 364 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Seltene theologische Belesenheit, grosser Scharfsinn und glückliche Gewandtheit, von dem reichen Material zur Durchführung des Papalsystems in seinen äussersten Consequenzen treffenden Gebrauch zu machen, zeichnen diese gegen dasselbe gerichtete Schrift vor unzähligen anderen ähnlicher Tendenz vortheilhaft aus. Zweifeln können wir daher nicht, dass Hr. *Carové*, wie durch frühere schriftstellerische Bemühungen, so auch durch die gegenwärtige, die Wegräumung der hindernden Schranken und Vorurtheile, wodurch bisher die völlige Regeneration der Menschheit vielfach gehemmt worden ist, in mehreren Puncten kräftig befördert habe. Halten wir uns nun dagegen auch verbunden, offen auszusprechen, dass durch einzelne in dieser Schrift angedeutete Schritte zu dieser Regeneration hin dieselbe, unserer Ansicht nach, nicht zum wahren und dauernden Heile der Menschheit führen könne: so fürchten wir darin um so weniger missverstanden zu werden, als wir es mit der Schrift eines Mannes zu thun haben, dessen Gelehrsamkeit und humane Anerkennung fremder Urtheile denselben eine gehörige Aufnahme zum Voraus zusichern.

Gewidmet ist die Schrift „den Philalethen in Kiel und den CXXVII antirömischen Katholiken in Dresden", und enthält ausser der Einleitung (S. 1—140) eine Sammlung folgender, bereits früher in anderen wissenschaftlichen Zeitschriften einzeln abgedruckter, kritischer Berichte und Abhandlungen: I. Gereicht es dem *Katholicismus* zum Vorwurf, dass er an der in der neuen Zeit so hoch gepriesenen *Perfectibilität des Christenthums keinen Antheil nehmen will?* Eine Abhandlung von *F. J. Seber*. 1824. (*Neueste theol. Annal.* April 1826.) II. *Die Einheit in der Kirche*, oder das Princip des Katholicismus u. s. w. von *J. A. Möhler*. 1825. (*Jahrb. für wissensch. Kritik.* März 1827. No. 48—56.) III. *Schriften über die kathol. Kirche in Schlesien.* 1) *Die kathol. Kirche besonders in Schlesien* u. s. w. Zweyte Aufl. Altenburg, 1827. 2) *Ideen über den Katholicismus* überhaupt und über die kathol. Kirche Schlesiens ins besondere, von *J. J. Dittrich*. Leipz. 1828. 3) *Merkwürdiges Umlaufsschreiben des Fürstbisch. von Breslau* u. s. w. Hannov. 1827. (*Jahrb. für wissensch. Kritik.* Febr. 1829. No. 27—32.) IV. *Schriften über den Cölibat.* 1) *Denkschrift für die Aufhebung* des den kathol. Geistl. vorgeschrieb. *Cölibats* u. s. w. Freyb. im Breisg. 1828. 2) *Beleuchtung der Denkschrift* u. s. w., von *P. i. a.* Heidelb. 1828. 3) *Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit* bey den christl. Geistl. und ihre Folgen u. s. w., von D. *J. A. Theiner* und *A. Theiner*. 2 Bde. 1828. (*Jahrb. für wissensch. Kritik.* Nov. 1829. No. 84—88. Dec. No. 112—114 und Jan. 1830. No. 7—10.) V. *Schriften über die kathol. Kirche im 19 Jahrh.* 1) *Die kathol. Kirche im 19 Jahrh.* u. s. w., von *G. L. C. Kopp.* Mainz 1830. 2) „*Der kathol. Kirche*" zweyter Theil u. s. w. Altenb. 1830. (*Jahrb. für wissensch. Kritik.* Nov. 1830. No. 81—83.) VI. *Plan zu einem neuen Katechismus* für Elementarschulen u. s. w., von *J. Sengler*. 1829. (*Jahrb. für wissensch. Kritik.* Febr. 1831. No. 33—35.) VII. *Der Katholik und die Freyburger Zeitschrift.* (*Allgem. Kirchen-Zeit.* vom 8 Mai 1830.) VIII. Die letzten Dinge des *röm. Katholicismus und des symbolischen Protestantismus.* (*Allgem. Kirchen-Zeit.* vom 12 Juli 1831.)

Da die meisten dieser Abhandlungen, selbst ihrer ursprünglichen Bestimmung zufolge, Kritiken anderer Werke sind, so kann es hier der Ort nicht seyn, über jene erst wieder ein Urtheil abzugeben; wir haben nur über ihre Zusammenstellung, sofern durch dieselbe das wirkliche Ableben des römischen Katholicismus in Deutschland deutlicher bezeichnet und beurkundet werden soll, unsere Billigung auszusprechen, und werden daher im Verlaufe unserer Kritik über die Einleitung, welche der vom Vf. schon auf dem Titelblatte ausgesprochenen Behauptung zum eigentlich systematisch-aufgerichteten Stützpuncte dient, auf die einzelnen früher erschienenen Abhandlungen bloss gelegentlich Rücksicht nehmen.

Die Einleitung, ein wahrer *prologus galeatus*, zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste (S. 1—20) enthält einen Hinblick auf die allgemeine Geschichte der christlichen Kirche. Hier unterscheidet der Vf. mit Beziehung auf Rom drey grosse Epochen, von denen jede wieder in drey kleinere Abschnitte getheilt ist.

I. Epoche bis ins 11 Jahrhundert. Die römische Weltherrschaft gestaltet sich und stellt sich „räumlich und thatsächlich“ fest: 1) Bildung einer christlichen Kirche im Gegensatze gegen das eigentliche Juden- und Heiden-Thum; dem Weltreich tritt entgegen ein Gottesreich, worin die freye Liebe waltet, das sittlich Gute das Höchste ist. Von dieser Kirche werden nur die Bösen bis zu ihrer Besserung ausgeschieden. 2) Die griechische eigenthümliche Geistesthätigkeit der Reflexion bemächtigt sich auch der christlichen Ueberlieferungen, und das rechthaberische Wesen der Akademieen dringt bis in die kirchlichen Synoden. Die Partey, welche durch ihre Synoden ein relatives Uebergewicht erhält, erklärt sich selbst für die allgemeine, und verwirft ihre Gegner als Häretiker. Theoretische Bestimmungen, dogmatische Definitionen — ohne Einfluss auf die Christlichkeit zahlloser Bekenner. Die eingeschränktere Kirche, welche sich nun die katholische nennt, scheidet nicht bloss die Andersgläubigen von sich aus, sondern verdammt und verfolgt sie auch auf heidnische und pharisäische Weise. 3) Rom trennt sich immer entschiedener von der orientalischen Christenheit, stellt sich schon im 4 Jahrhundert als Richter und Gesetzgeber, und schon im Anfang des 5ten als Muster- und Meister-Kirche des Abendlandes auf. Vollendet wird diese Formation nach Aussen durch Ablösung der griechischen Kirche, und nach Innen durch Concentration der Gewalten im römischen Bischofe und Erhebung desselben zum unverantwortlichen Monarchen. Römisch-katholische Kirche; ausser ihr kein Heil. *II Epoche*. Das römische Princip entwickelt sich bis zu seinen äussersten Consequenzen, und wird durch die Reformation zur durchgängigen dogmatischen Petrification hingetrieben: 1) Gegensatz der Hierarchie und Staatsgewalt, auf der einen, und des ersten Christenthums als sitten- und glaubenreinigender Secte gegen die weltlich und tyrannisch gewordene Kirche, auf der anderen Seite. Wenn der Vf. hier (S. 5) in einer Note bemerkt, dass die Religion, wie sie Christus selbst dem versammelten Volke vom Berge gepredigt (nach Matth. Cap. 5, 2—13, 5, 13 besonders V. 45 und 48, 6, 5—17. 7, 15—28) das erste und wohl am richtigsten überlieferte Christenthum sey, so möchte sich das letztere, schon um der neuesten kritischen Resultate willen, nicht rechtfertigen lassen (vergl. *Klener, recentiores de authentia Evangelii Matthaei quaestiones recensentur etc. Goetting.* 1832. *Sieffert* über den Ursprung des ersten kanon. Evangel. Königsb. 1832. *Schleiermacher* in den theol. Stud. und Krit. 1832. H. 4. No. 1), wonach die apostolische Authentie des heutigen griechischen Matthäus — wiewohl derselbe mit der als ächt anerkannten aramäischen Evangelientradition des Apostels Matthäus in genauem Verhältnisse gestanden hat — daranzugeben ist. Einsehen können wir auch nicht, mit welchem kritischen Rechte bloss die bezeichneten Stellen des Matthäus als der ächte und wahre Gehalt des Urchristenthums, mit Beyseitesetzung der übrigen Capitel dieses Evangeliums, ausgegeben werden, da die Interpolation oder Corruption der übrigen Stücke und namentlich der Stellen desselben, wie z. B. Cap. 9, 20, 28. 26, 28 u. a. nirgends erwiesen worden sind. — 2) Widerstreit der Ordens- und Welt-Geistlichen, des Gesammt-Episcopats gegen den Papst. 3) Rom erliegt der christlichen Frömmigkeit und Moralität, und der zum Bewusstseyn erwachten rechtlichen Selbstständigkeit der Germanen, welche die römische Kirche eben so hinter sich zurück lassen, wie die christliche Kirche das Judenthum, als eine abgelebte Geschichtsform, hinter sich zurückgelassen hatte. Rom aber wiederholt noch 1516 sein: *„unam sanctam“*, und befestigt auf ewige Zeiten zu Trient seine dogmatische Gesetzsammlung und seine Disciplin und Hierarchie, indem es alle Diejenigen von der Kirche und vom Himmel ausschliesst, welche auch nur einer einzigen dieser Satzungen zuwider lehnen. *III Epoche*. Das römische Princip ist vollendet, die Kirche fertig; immer allgemeineres Durchbrechen ihrer Mauern: Geltendmachung entweder des Episcopat- oder Territorial-Systems Seitens der Bischöfe gegen den Papst; Perhorrescirung des Ultramontanismus; Jansenismus. 2) Historische Forschungen im Gebiete der Glaubenslehre und der hierarchischen Verfassung; freyes, selbstherrliches Denken; die Auto's erlöschen; die Klöster werden säcularisirt; die Jesuiten vertrieben. 3) Französische Revolution, Jansenisten, Theisten, Naturalisten, Atheisten — Napoleon, neufranzösische Kirche; Gefangenschaft des Papstes, Bourbone, ihre römischen Absichten und Maßregeln haben keinen Erfolg, als nur den, dass sie vom Throne vertrieben werden. Spanien, Italien und Belgien unter Napoleon. Heiliger Bund des katholischen Kaisers von Oesterreich mit dem protestantischen Könige von Preussen und dem schismatischen Kaiser von Russland. Der Weihbischof Hontheim von Trier und die immer allgemeiner werdende Geltendmachung seiner Grundsätze; durchgreifenderes Reformationsstreben in ganz Deuschand, Säcularisation des gesammten Kirchenguts und zwar von s. g. römisch-katholischen Fürsten und Herren.

Zweyter Abschnitt. (S. 20 — 25.) Nähere Bestimmung, was an und für sich unter römischem Katholicismus zu verstehen sey. Ausführlicher wurde dieser Gegenstand bereits früher vom Hn. *O.* bearbeitet in dessen Schrift: „Was heisst Römischkatholische Kirche?“ Altenb. 1828.

Dritter Abschnitt. (S. 25 — 44.) Beweise aus den neuesten päpstlichen Erklärungen, dass die aus der Sache geschöpfte Ansicht (vom Wesen der römischen Kirche) selbst noch in der neuesten Zeit von Rom aus bestätigt worden ist. Hier werden die angesehensten Quellen, und so weit Rec. sie verglichen hat, mit der preiswürdigsten Genauigkeit angeführt, so dass der, welcher noch Augen hat um zu sehen, erkennen muss, dass bey allem, durch den Drang äusserer Umstände, angenommenen chamäleontischen Wechsel der Formen, die Principien Roms im Herzen und Kerne bisher stets als ein verjüngtes Schlangenleben bald leiser bald stärker ihre Geltung zu behaupten versucht haben. Auch enthält die von allen rö-

römisch-katholischen Geistlichen vor ihrem Amtsantritt zu beschwörende *Professio fidei Tridentinae* dafür, wie der Vf. anmerkt, den summarischen Beweis. Dass aber diejenigen, welche den ökumenischen Beschlüssen des Tridentinischen Kirchenraths eine selbstgefällige, den Obscurantismus des römischen Systems mehr oder minder verwischende Deutung zu geben bemüht sind, noch wirklich als Glieder dieser Kirche angesehen werden dürfen, müssen wir nachträglich noch mit dem ausdrücklichen Verbote ablehnen, welches Pius IV in der Bestätigungsbulle des Tridentinums in den Worten ausgesprochen hat: "*Ad vitandam praeterea perversionem et confusionem, quae oriri posset, si unicuique liceret, prout ei liberet, in decreta Concilii commentarios et interpretationes suas edere, apostolica auctoritate inhibemus — ne quis sine auctoritate nostra audeat, ullos commentarios, glossas, annotationes, scholia, ullumve omnino interpretationis genus super ipsius Concilii decretis quocunque modo edere, aut quidquam quocunque nomine etiam sub praetextu majoris decretorum corroborationis, aut executionis, aliove quaesito colore, statuere. Si cui vero in eis aliquid obscurius dictum et statutum fuisse, eamque ob causam interpretatione aut decisione aliqua egere visum fuerit, adscendat ad locum, quem Dominus elegit, ad sedem videlicet apostolicam, omnium fidelium magistram, cuius auctoritatem etiam ipsa s. Synodus reverenter agnovit.*" Als neueste Beweisquelle kann hier noch hinzugefügt werden das fulminante Rundschreiben Gregor's XVI vom 15 Aug. 1832, welches freylich bey der Herausgabe der Carové'schen Schrift noch nicht benutzt werden konnte.

Vierter Abschnitt (S. 42 — 118.) Indem der Vf. zu Deutschland übergeht, weiset er nach, dass die römische Weltherrschaft hier zum dritten Male, und zwar jetzt für immer, ihre Endschaft erreicht, und an deutschem Gemüth, deutschem Rechtsinn und deutscher Wissenschaft zu scheitern. Als Beleg hiezu führt er an, dass die deutschen katholischen Fürsten nicht nur die allgemeine Religionsfreyheit, sondern auch eine fast unbeschränkte Press-, Les-, Erziehungs-, und Unterrichts-Freyheit, die ungehinderte Bibelverbreitung, die Erlaubniss zum Austritt aus der katholischen Kirche, und die ehelige Vereinigung von Katholiken und Unkatholiken *) gestattet und zu einem verfassungsmässigen Rechte erhoben haben; ebenso, dass die Hierarchie in Bezug auf alle übrigen unmittelbaren Regierungsfunctionen in neuerer Zeit von der Staatsgewalt und Staatsverfassung völlig abhängig ist. — Wenn S. 70 zum Beweise dieser Abhängigkeit bemerkt wird, dass es den Bischöfen und untergeordneten Geistlichen fast in allen deutschen Landen zur Pflicht gemacht werde, vor dem Antritt ihres Amtes einen Eid auf die Staatsverfassung abzulegen, und dieselbe dadurch in die kritische Lage versetzt seyen (S. 71), entweder auf ihre Beamtung zu verzichten, oder aber, wenn sie wirklich kirchgläubig und dann auch papstpflichtig seyen, sich mit jesuitischen Mentalreservationen zu behelfen: so führt uns die neueste Zeit dagegen noch ein Exempel auf, dass ein oberer Geistlicher ausdrücklich und im Angesichte eines königlichen Stellvertreters sich dieser Abhängigkeit förmlich widersetzt und entzogen habe. Als nämlich der Bischof von Rottenburg die Bisthums-Dotations-Urkunde übernahm, erwiederte er auf den Vortrag des Ministers v. Schmidlin folgendes: „Ich nehme diese Dotations-Urkunde sammt den Bestimmungen derselben mit tiefgefühltem Danke, jedoch nur in soweit an, als sie der katholischen Kirchenverfassung, und der durch die Sanction Sr. Majestät des Königs selbst bekräftigten, und in der Verfassung begründeten Autonomie der Kirche nicht zuwiderlaufen." (S. die Rede des Bisch. v. Rottenb. in der Kammer der Abgeordn. zu Stuttgart am 11 März d. J. in der Allg. Kirchen-Zeit. d. J. No. 98. Allg. Rel. u. Kirchenfr. v. Bankert. Mayh. d. J.) Ebenso erklärt sich der Weyhbischof und General-Vicar v. Lüpke in Osnabrück ausdrücklich gegen die Einholung des landesherrlichen Placitums zur Bekanntmachung und Vollziehung kirchlicher Verordnungen, in seiner Eingabe an das königliche Cabinets-Ministerium zu Hannover, betreffend das V Cap. des Staatsgrundgesetzes: „Die Versicherung, dass das landesherrliche Placet nicht verweigert und die Bekanntmachung der Anordnungen der katholischen Kirchenbehörden nicht gehindert werden soll, wenn das Ministerium sich durch genommene Einsicht überzeugt hat, dass der Inhalt der Anordnungen, Communicationen mit dem päpstlichen Stuhle u. s. w., so wie der Rescripte . . . . (ohne Ausnahme) für den Staat nicht nachtheilich sey! Diese Versicherung gewährt durchaus keine Beruhigung, und kein katholischer Kirchenoberer kann mit freyem Gewissen die Verbindlichkeiten, die in den §. 7 u. 8 auferlegt werden sollen, annehmen." Allg. Rel. und Kirchenfr. Mayh. 1833. No. 36 u. 37. Nichts destoweniger aber lässt sich mit dem Vf. aus der Stellung, welche der Staat gegen die römisch-katholische Kirche angenommen hat, behaupten, dass diese, wie durch die allgemeine Säcularisation ihrer Güter (Abschn. I) ihre materielle Unterlage eingebüsst, so auch durch die vorhinaufgeführten Puncte sowohl eine theoretische als praktische Verleugnung ihres Fundamental-Dogma's von ihrer allein-seligmachenden Kraft habe erfahren müssen. Aber auch die reinspirituelle Autorität jener Kirche ist so herabgesunken, dass sie nicht mehr als eine lebenskräftige Macht angesehen werden kann. Diess wird daraus demonstrirt, dass die mit dem Papst einige Priesterschaft weder

*) Gegen die gemischten Ehen hätte bey diesem Artikel in der Note S. 50 u. 51 noch angeführt werden sollen das Ausschreiben Gregor's XVI an die Bischöfe des Königreichs Baiern vom 27 May 1832. S. Allg. Kirchen-Zeitung 1832. Nr. 155.

als das unfehlbare Organ der gesammten religiösen Wahrheit, noch als das sich unverbrüchlich continuirende Werkzeug der Wunderwirkung in den Sacramenten und durch dieselbe angesehen wird. Trefflich wird in diesem Abschnitte (S. 89 ff.) entwickelt, wie der römische Bischof sich nach und nach das oberste Richteramt in Glaubenssachen angemasst habe. (Hiemit verglichen zu werden verdient das Decret des bischöflichen Ordinariats zu St. Gallen v. 9 März 1833 gegen den Priester A. Fuchs zu Rapperswyl. Kirchenhistorischer Bemerker No. 17 S. 256 d. J.) Allein das Verhältniss, worin die römisch-katholische Kirche in Deutschland jetzt zu den Fürsten steht, die Spaltung des Episcopats und der untergeordneten Priesterschaft machen jene Anmasung nach und nach ganz bedeutungslos, und drohen dem Systeme, welches durch sie gerettet werden soll, den unvermeidlichen Untergang. Diese Behauptung gründet sich auf die Verbesserung der Schulen (Seminarien und Universitäten), woraus die katholischen Geistlichen hervorgehen, durch die ihnen von allen Seiten jetzt dargebotenen und von ihnen benutzten Schriften, so wie durch eine fleissigere und gründlichere Cultur der theologischen Wissenschaften, wozu sie sich schon akatholischer Seits angetrieben fühlen müssen. (Ausser den vielen thatsächlichen Beweisen für diese Behauptung s. noch unter Anderen des kathol. Prof. *Staudenmaier's* in Giessen Aeusserung über *Schleiermacher* in der Tübing. theol. Quartal-Schrift d. J. 2 Quart. H. S. 326.) Diese freyere Geistesrichtung muss nun, wie S. 113 richtig bemerkt wird, auch in die unteren Schulen übergehen, und tritt dort besonders wahrnehmbar in den neueren Katechismen hervor. Die hierhin gehörigen Nachweisungen finden sich in der (unter Nr. VI) aufgeführten Recension (S. 337 f.) des *Sengler'*schen Plans zu einem neuen Katechismus für Elementarschulen. Aus der neueren Zeit fügen wir zum Belege hiefür noch folgende Werke an: 1) Katechismus der christ-kathol. Glaubens- und Sitten-Lehre. Von *G. Ontrup*, weil. Pastor u. s. w. 5 Aufl. Hannov. 1831. 222 S. kl. 8. - 2) Katechismus des christl. Glaubens und Lebens für Katholiken. Von *H. Chr. Schilling*, Prof. an d. Gymn. zu Heidelb. Rotweil. 1832. VIII u. 104 S. 8. — Aus diesen historischen Thatsachen geht zur Genüge hervor, dass bey allem Scheine der Gleichgläubigkeit sich bey den Katholiken eine zum Wenigsten eben so grosse Mannichfaltigkeit von Glaubensmeinungen, wie bey den Protestanten findet, so dass auch ein *Kastner* in seiner neuesten Apotheose des Papismus: „des Papstthums segensvolle Wirksamkeit erörtert und geschichtlich (*mirabile dictu*) dargethan" (Sulzbach 1832.) S. 56 bekennen muss: „es steht, bey gegenwärtigen ungünstigen Aspecten, sehr zu befürchten, dass dieser Abfall vom apostolischen Priesterthum weiter um sich greifen dürfte, um so mehr als man bemerkt, wie sehr der gefährliche Wahn sich geltend zu machen sucht, dass Predigtamt und Philologie das Priesterthum überflüssig mache."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Giessen*, b. Heyer, Vater: *Uebersicht der Geologie.* Zum Behuf seiner Vorlesungen, von *A. Klipstein.* 1833. 55 S. 8. geh. (6 gr.)

Nicht nur mittelmässig an Gruppirung und Form, sondern selbst unlogisch in der Eintheilung mancher Gegenstände. Sehr auffallend ist es namentlich, wenn S. 5 unter der Rubrik „flüssige Umgebung der Erdoberfläche" zu lesen ist: aa) Wasser in der Atmosphäre; bb) Wasser auf dem Lande; cc) Meerwasser; dd) Zustand des Wassers unter dem Gefrierpuncte" und hienach sogar das Eis zu einer flüssigen Umgebung unserer Erdoberfläche wird. Wenn ferner auch S. 7 Rubriken mit folgenden Worten gedruckt stehen: „B. Auf der Erde noch fortdauernde Wirkungen zerstörender und wiedererzeugender Kräfte; a) Wirkung der Kräfte an und für sich": so dringt sich unwillkührlich die Frage auf, ob denn der Vf. nicht wisse, dass Kräfte ohne Substrate nicht vorhanden sind, und dass somit von einer Wirkung durchaus keine Rede seyn kann, dass überhaupt alle Kräfte, die entweder latente oder wirkende sind, erst nur dann Wirkungen zeigen, wenn sie in Conflict mit einander kommen. Von einem Conflicte will aber der Vf. nichts wissen, wie diess aus der dieser gegenüberstehenden Rubrik 6 am deutlichsten hervorgeht, welche lautet „6) allgemeine Erscheinungen aus den mehr oder weniger vereinten Wirkungen dieser Kräfte hervorgerufen; mit Hindeutungen auf Ihren grossartigen Charakter in früheren Perioden der Erdbildung". Und aus denselben Gründen ist die 4te, der Rubrik a) „Wirkung der Kräfte an und für sich" subordinirte Rubrik, überschrieben „Schwere", unrichtig; da sie auf der falschen Annahme beruht, als gäbe es eine Schwerkraft für sich, und doch bekanntlich die Körper nur gegen einander schwer sind, also im Gegensatze, aber nicht „an und für sich" eine Schwere zeigen. — Endlich nur noch Eins: In einer vorhergehenden und zwar in der 1ten der Rubrik a subordinirten Rubrik stossen wir auf Folgendes: Da steht nämlich gedruckt: „1, Wasser" und zwar „aa zerstörende Wirkung" desselben; dahin sind gerechnet: „Geschwindigkeit der Bewegung" und „stehendes, fliessendes und strömendes Wasser". Mit erstem, mit der Geschwindigkeit, ist bloss die mechanische Zerstörung angedeutet, und mit dem letzten ist keine wirkende Kraft, sondern nur ein verschiedener Zustand des Wassers angegeben. Dagegen sind chemische, auch durchs Wasser herbeygeführte Zerstörungen gänzlich übergangen.

B — e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG,
1833.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Wolbrecht: *Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland.* Von *Friedrich Wilhelm Carové* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nach diesem vierten Abschnitt, den wir für den gelungensten und als ein wahres Meisterstück betrachten, wendet sich der Vf. im *fünften* (S. 118—140) zu den Bestrebungen einiger Vereine, worin er die Fundamente einer neuen — aber zugleich urältesten gottmenschlichen Kirche zu erblicken glaubt, welche sich eben so hoch über die beschränkten und einseitigen Kirchen und Staaten der Uebergangszeit erheben werde, als das Christenthum über Juden- und Heidenthum, als das Papst- und Kaiserthum über die alten Volksgötter und Staaten; als die kirchliche und demnächst die Staats-Reformation über die römische Kirchen- und legitime Fürsten-Despotie sich erhoben haben. — Als solche Vereine finden wir hier jene beiden, welchen die Schrift gewidmet ist, die „Philalethen in Kiel" und die CXXVII antirömischen Katholiken in Dresden", bezeichnet. Wir wollen die Hauptpuncte, worauf diese Vereine gegründet sind, in gedrängter Kürze hier aufführen, um daraus ermessen zu können, ob und in wiefern dieselben öffentlicher Anerkennung werth seyen, und das Urtheil unseres Vfs. über sie ein richtiges genannt werden dürfe. Die Lehren des zuerst genannten Vereins (grösstentheils aus früheren Lutheranern, doch auch aus ehemaligen Israeliten gebildet), führt Hr. *C.* aus den „Grundsätzen der relig. Wahrheitsfreunde oder Philalethen, Kiel 1830" an. Das Schriftchen selbst bezeichnet I. den Ursprung und Standpunct der Philalethen, der Hauptsache nach, also: 1) die Gemeinde derselben bestehe aus Personen, welche von der Nothwendigkeit einer religös-kirchlichen Gemeinschaft, als Pflegerin aller höheren menschlichen Angelegenheiten, durchdrungen, sich dennoch zu keiner der bisherigen Kirchen (d. h. zu den sämmtlichen Dogmen irgend einer Kirche) bekennen konnten. 2) Die Gemeinde hält sich zu ihrem Zusammentreten berechtigt und verpflichtet u. s. w. 3) Die Philalethen halten sich verpflichtet, Jedermann das Recht der vollkommensten Gewissensfreyheit einzuräumen, das sie für sich in Anspruch nehmen. II. Das religiöse Bekenntniss, wonach zuvörderst: „Gewissen und Vernunft" die Quellen der Gotteserkenntniss sind, welche aber angeregt und auf das Göttliche hingeführt werden durch die Betrachtung der Natur und der menschlichen Geschichte in der Weltgeschichte und im Leben der Einzelnen. Als Grundwahrheiten der Religion werden sodann folgende hervorgehoben: 1) „Gott ist der Geist des Universums, ewiger Urgrund alles Seyns u. s. w. Sein Wesen ist Einheit, Wahrheit, Liebe. 2) Der Menschengeist ist göttlicher Natur; er ist unvergänglich. 3) Der Mensch bildet den Uebergang von den thierisch-sinnlichen zu den reingeistigen Wesen. — Seine Bestimmung ist harmonische Verschmelzung des Göttlichen und Irdischen in seiner Natur und in seinem Leben und dadurch erlangte Gottseligkeit. 4) Der Kampf, welcher mit diesem Verbindungsprocess verknüpft ist, erscheint als ein Kampf des Guten mit dem Bösen u. s. w. Tugend. — Vermittelt wird der Kampf durch Religion. 5) Soll die Religion dem Menschen seine Bestimmung erreichen helfen, so müssen ihre Lehren von der Vernunft begriffen werden u. s. w. 6) Ihre erste Foderung in Beziehung auf das Verhältniss des Menschen zu Gott ist: die innigste Liebe, Ergebung, Verehrung. 7) Soll das Göttliche sich im ganzen Leben wirksam zeigen, so muss eine immerwährende Verbindung zwischen dem Menschen und Gott bestehen und lebendig erhalten werden. Hiezu dient vorzugsweise die Verbindung durch die Kirche und die durch dieselbe geförderte Gottesverehrung." In der III und letzten Abtheilung „religiöses Leben" sind die Grundlagen der Sittenlehre, die Grundzüge der Kirchenverfassung, Erziehung, Gottesverehrung und des religiösen Ritus, jenen Aufstellungen gemäss, bezeichnet. —

Die CXXVII antirömischen Katholiken erklären: „Christum (zwar) als ihr Aller Ideal in Lehre und That", aber, dass sie „als wesentlich anerkennen 1) nur die auf der höchsten Vernunft — beruhende reine, ja göttliche Lehre dieses Geistig-Erhabensten und Edelsten unter den Weisesten der Erde, nebst dem damit Uebereinstimmenden der Apostel und Heiligen; 2) das in ihrer Kirche wahrhaft religiöse Stimmung des Gemüths fördernde, das Gefühl der Verwandtschaft mit dem Ueberirdischen, Ewig-Unendlichen Anregende, und 3) die aus dem gegensei-

tigen Verhältniss und der sittlich-religiösen Beziehung vernunftgemäss hervorgehende äussere Stellung der Kirche zum Staate". Diese Vereine, wenn auch nicht im Einzelnen übereinstimmend, gehen, wie hieraus hervorgeht, doch beide die allgemeine gottmenschliche Vernunft und das allgemeine menschliche Gefühl als die einzigen und höchsten Gesetzgeber und Alles, was damit zusammenhängt und daraus hervorgeht, als die höchsten objectiven Kriterien ihrer Religion aus.

Wenn wir nun im Allgemeinen in den Grundsätzen dieser beiden Vereine grade nichts Unerhörtes und Neues finden können, weil sie dieselben mit allen anderen früheren und späteren Religionssystemen, welche von jeder positiven göttlichen Offenbarung losgerissen, lediglich auf die menschliche Vernunft gegründet waren — gemein haben: so wollen wir den Bekennern jenes Glaubens damit doch keinesweges die Wahrhaftigkeit absprechen, die sie bey der Veröffentlichung ihrer religiösen Principien geleitet haben mag. Das ist eine Sache des innersten Gemüthslebens, und solches richtig zu beurtheilen, oder auch zu verurtheilen, hat nur der Herzenskündiger allein Kraft und Befugniss. Aber eine andere Frage ist es, ob wir bey dieser Wahrhaftigkeit jenen Grundsätzen auch einen solchen Grad von Allgemeinheit und Allgütigkeit beymessen können, wie ihnen von Hn. *C.* zuerkannt wird. Diess müssen wir geradezu in Abrede stellen. Denn auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen darf doch nur die Religionslehre, welche jedem einzelnen Menschenleben in seinen ersten und letzten Potenzen auch die höchste, volle Befriedigung gewährt. Solches vermag aber keine Religionslehre, die aus blossen Vernunftprincipien construirt ist; weil die menschliche Vernunft, als solche, mehr als eine der wichtigsten Fragen, von deren rechter Beantwortung der Friede und die Freude der Seele abhängig sind — unbeantwortet läst. Findet man jedoch über den einen oder anderen solcher Kern- und Lebens-Puncte bey ihr Aufschluss, so müssen wir auch für diesen Fall jene Wahrhaftigkeit in Anspruch nehmen, welche das offene Bekenntniss nicht schuldig bleiben kann, dass nicht die sich selbst überlassene Menschenvernunft, sondern erst die Christus-Religion uns auf solche Fragen jene einzig beruhigende Erwiederung schenkt, wozu die schärfste menschliche Denkkraft in dem Wirrwarr und trostlosen Dunkel aller vorchristlichen Philosopheme ihre Ohnmacht sattsam gezeigt hat. Nun muss es uns allerdings wunderlich vorkommen, wie man auch stillschweigend durch die Aufnahme und Verflechtung christlicher Offenbarungssätze in die Systeme menschlicher Speculation der Lehre des N. T. Beyfall und übermenschliche Verehrung gezollt hat; dagegen aber mit fortwährender Renitenz demjenigen Lehrpuncte die Anerkennung versagt, ohne welchen unsere Vernunft kein beruhigendes und wahrhaft genügendes Verhältniss zwischen Gott und den Menschen zu vermitteln im Stande ist. Man sieht es leicht, dass wir die neutestamentische Lehre von der Erlösung durch Christum im Auge haben. Wir wissen wohl, was Hr. *C.* und seine CXXVII antichristlichen Freunde und Philalethen uns darauf zu Gemüthe führen möchten. Jene würden uns die zweifelhafte Authentie des N. T. Offenbarungs-Codex bedenklich entgegenhalten, weil sie nicht glauben, dass Christi Lehren, Thaten und Schicksale in den Büchern des N. T. getreu und glaubwürdig aufgezeichnet worden seyen, und zwar desswegen, weil „ein solches Zugeständniss sich auf keine Weise vor dem Richterstuhle wissenschaftlicher Kritik und der dieselbe leitenden Vernunft würde rechtfertigen lassen." (S. 136) — Diese und jene aber, weil die N. T. Erlösungslehre „nicht von der Vernunft begriffen werden könne," daher *eo ipso* repropabel, und ihr die Aufnahme in die neue Religionstheorie zu verweigern sey. Die erste Entgegnung setzt nun eine kritische Entdeckung voraus, der es es an hinlänglicher Begründung fehlt. Am allerwenigsten können wir uns aber in so wichtigen Dingen zu Conclusionen verstehen, deren Prämissen keinesweges anerkannt begründet und richtig sind. Hier wird man übrigens keine Gegenbeweise im Einzelnen, sondern nur die uns im Bezug auf das N. T. bekannten Resultate als Erwiederung suchen; jene würden erst eine besondere Schrift über den berührten Gegenstand erwarten, und diese würde dann auch wieder einen besonderen Recensenten finden. Nur die Bemerkung mögen wir nicht unterdrücken, dass es uns auffallend gewesen ist, wie Hr. *C.* sich anderwärts in seiner Schrift (S. 5 Not.) entschliessen konnte, auf Stellen einer Urkundensammlung zu provociren, deren Aechtheit überhaupt in den obigen Ausdrücken so verdächtig gemacht wird. — Ueberhaupt aber scheint es hier nicht sowohl um die äussere Glaubwürdigkeit des N. T., als vielmehr um seinen inneren Gehalt sich zu handeln. Gegen diesen, als Norm menschlicher Gesinnungen und Handlungen, fühlen sich die Anhänger der neuen projectirten „gottmenschlichen Kirche" darum zum Proteste aufgefodert, weil nicht jede darin vorkommende Lehre „von der menschlichen Vernunft begriffen werden kann." Diess ist allerdings wahr; allein hört darum eine Offenbarung auf eine göttliche zu seyn? Und istes vernünftig „Christum als ein Ideal und seine Lehre als eine göttliche" zu accreditiren, hingegen die von ihm selbst behauptete Vergebung unserer Sünden durch seinen Tod (Math. 26, 28. Joh. 10, 15 u. a. St.), die hiedurch bewirkte Versöhnung der Menschen mit Gott (nicht Gottes mit dem Menschen S. 120), und ihren gleichfalls hiedurch bereiteten Zugang zum Vater im Himmel (Joh. 14, 2, 3, 16, 7) zu verwerfen? Wo bleibt die geistige Erhabenheit Christi des Welterlösers und wo der Adel seines Gemüthes, wenn wirklich eine innere Nöthigung eingetreten ist, seine Lehre für eine andere daranzugeben, da er sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater, denn durch mich" — Joh. 14, 6 — und da er versichert: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht" — Luk. 21, 33 —? wo, wenn seine Anhänger jetzt wirklich sich gedrungen fühlen müs-

ten, den Kieler Philalethen und den Dresdener antirömischen Katholiken das Feld zu räumen, da er behauptet, dass die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen sollten" — Matth. 16, 18 —? Doch auch abgesehen von solchen Widersprüchen, worein uns die Gegner des N. T. mit sich selbst zu gerathen scheinen, vermögen wir auch nicht einzusehen, dass, bey ihrer Leugnung des Versöhnungstodes Christi, das Uebergewicht der angesprochenen Vernünftigkeit grade auf ihrer Seite sich befinde. Denn, wer Gott (wie die Philalethen S. 130) als "den Inbegriff aller Vollkommenheit" anerkennt, der kann ihm doch wahrlich die Gerechtigkeit nicht absprechen. Findet der letzte aber eine Anwendung auf den tausendfältig constatirten Abfall des Menschen von Gott, so kann dieser Abfall weder ungeschehen gemacht, noch auch durch irgend eins unserer eigenen nachfolgenden Werke, und wäre es auch das heiligste, aufgehoben werden. Sollen wir aber die Gerechtigkeit Gottes in seiner Liebe aufgehen lassen? Dann ist die Harmonie seiner Eigenschaften und die „Einheit" seines Wesens selbst gestört. Hier ist die menschliche Vernunft an einem unauflöslichen Problem angelangt, aber eben weil sie das ist, betrachten wir es als einen Akt innerer Nöthigung, sich mittelst des Glaubens der durchweg als göttlich-manifestirten Lehre des N. T. anzuschliessen, in welcher die Einsicht in den Zusammenhang des Todes Jesu und unserer Sündenvergebung als ein unzulässiges Postulat der menschlichen Vernunft zwar verschleiert, aber dem Herzen die ganze Summe des Friedens mit Gott geboten wird, die zwar von Manchem auf anderen Wegen schon gesucht, aber noch niemals auf ihnen gefunden worden ist. Das Problem ist aber auch in den neuen Theorieen der Philalethen und Consorten durchaus nicht gelöst, sondern an jenem fraglichen Puncte angelangt; wissen sie eben so wenig, als die Schriftgläubigen, näheren Aufschluss über den Zusammenhang und die ewig harmonische wechselseitige Durchdringung der göttlichen Eigenschaften zu geben. Indem aber die Einen mit Darangebung des Unbegreiflichen sich consequenter Weise in dem schrecklichen Zustande unwiederbringlichen Verlustes beseligender Gottverwandtschaft erblicken müssen, finden die Anderen in der Ergreifung des göttlichen Erlösungsgeheimnisses alle Beruhigung und allen Muth, deren das Herz in seinem innersten Grunde bedürftig ist. Können wir daher nicht einmal glauben, dass durch die Aufstellung und Annahme jener modernen Glaubensfätze ein wahrhaft gottseliger Sinn und Wandel, ein unter allem Wechsel und Sturme des Lebens dauernder Seelenfriede für den Einzelnen gewonnen werden könne: so halten wir noch weniger dafür, dass auf solchem antibiblischen Fundamente eine Kirche glücklich gegründet, und ihr die Dauer auch nur weniger Decennien verheissen werden könne. Denn, wie will man einer Kirche auch nur die unerlässliche Eigenschaft der Einheit — nach solchen Principien — bewahren? (S. 167.) Hat da nicht jede Einzel-Vernunft dasselbe Recht, und wird es nicht bey den verschiedenen Auffassungen einer jeden rechtmässiger Weise von ihr in Anspruch genommen werden? Da entwickeln sich denn nach und nach so viele Religionssysteme wie Individuen, die für nichts weniger als Glieder Eines Leibes oder einer Kirche gehalten werden können. Wir haben aber auch die Geschichte auf unserer Seite, wenn wir bezweifeln, dass die neuen Vereine — über welche sich jetzt schon gleichals vom Schauplatze abgetretene Gestalten tiefes Stillschweigen hingezogen hat — weder Aufkommen, noch Dauer erlangen werden; da bisher jede von dem Boden des göttlichen Wortes losgerissene Religions-Partey alsbald nach ihrem Erscheinen in sich zergangen und verschwunden ist. Damit haben wir aber gleichwohl nicht darthun wollen, dass unter allen christlichen Separatkirchen auch nur eine einzige sey, deren Glieder die göttliche Höhe und Tiefe des Evangelii allein und vollständig zu ermessen wüssten. Nein, vielmehr halten wir alle christlichen Confessionen nur für Wege zur reinen Wahrheit, und um so sicherer und gerader, je genauer sie nach dem Gesammtinhalte des göttlichen Evangelii angelegt und gerichtet sind. Bey den augenfälligen, und auch in vorliegender Schrift so klar nachgewiesenen Abweichungen des römischen Katholicismus davon kann derselbe, und zwar nur aus diesem Grunde, keinen Bestand haben; und der „symbolische Protestantismus" (S. 361) gleichfalls nur in denjenigen Stücken von Dauer seyn, die er nicht wider, sondern nach und mit der Schrift in sich aufgenommen hat.

Von den wenigen uns vorgekommenen Druckfehlern erwähnen wir nur des einen S. 104 *), wo statt *Mühlheim* zu lesen ist: *Mühlhausen*.

Br.

GESCHICHTE.

St. Gallen, b. Wegelin und Wartmann: *Die Pfarrkirche St. Laurenzen von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeiten.* Ein dokumentirter Beytrag zur Beleuchtung der Kirchen- und Reformations-Geschichte der Stadt St. Gallen, von *Karl Wegelin*, Minist. Cand. 1832. VI u. 128 S. 8. (9 gr.)

Die Geschichte einzelner Kirchen, wiewohl meistens dürftig und aus zerstreuten Acten und mühsam zusammenzustellen, liefert immer Beyträge für die kirchlichen Einrichtungen und das Kirchenrecht der Vergangenheit. Jedem Christen eines Ortes muss es gewiss willkommen seyn, mögliches zu vernehmen über das Haus, welches seit uralten Zeiten bis auf seine Tage herab, die Geschlechter der Vorfahren nicht bloss an sich vorüber, sondern zur mannichfachen Weihe des Lebens durch sich hindurch ziehen gesehen hat und, während alles ringsum in mannichfaltigem Wechsel wogte, als der stumme Zeuge eines in seinem innersten Wesen sich gleich gebliebenen Lebens, über alles andere emporragt. — St. Laurenzenkirche, St. Gallens Pfarrkirche, verdankt ihren Ursprung wahrscheinlich (so wie die Stadt selbst) dem

Kloster. Der Priester Burchhard, welcher im Anfange des 14 Jahrhunderts in dem Jahrzeitbuche als *constructor* vorkommt, ist offenbar nur ihr Wiedererbauer (vermuthlich nach dem Brand von 1314) und nicht deren Gründer, sonst hiesse er gewiss *fundator*. Der Kirchsprengel erstreckte sich über einen Umkreis von mehreren Stunden, denn selbst der fünf Stunden von St. Gallen entlegene Gais, im Appenzeller Lande, war dahin eingepfarrt. Dennoch wurden die kirchlichen Verrichtungen lange nur von einem Leutpriester und einem Kaplan, beide aber mit gleichen Rechten, besorgt. Da sie bey dem Umfang der Pfarrey verpflichtet waren ein Pferd zu halten, so hatte ihnen der Besitzer eines jeden Hofes jährlich den Futterhaber zu entrichten. Später wurden den beiden Geistlichen drey Bettelmönche verschiedener Orden aus dem benachbarten Constanz zur Aushülfe beygegeben, und im 15 Jahrhundert, theils von der Obrigkeit theils von Privatpersonen, noch vier Kaplaneyen gestiftet. Ein langwieriger Streit erhob sich in der zweyten Hälfte des 14 Jahrhunderts zwischen der Stadt und der Abtey dadurch, dass diese die Pfarrey sich einverleibte. Wie solches geschehen konnte, da eigentlich die Stadt Collator war, sehen wir nicht ein; auch ist es nie dahin gekommen, dass (wie sonst bey Kirchen, welche Klöstern einverleibt wurden, gewöhnlich war) ein Ordensgeistlicher den Gottesdienst versah.

Bey der Reformation wollte der Leutpriester Benedict Burgauer einer Art *Juste-milieu* huldigen, womit er aber nirgends wohl ankam. Ein von unbekannter Hand ihm zugestelltes Zeddelchen, es drohe ihm Gefahr, wenn er ferner Messe lese, hatte die Folge, dass er sammt den übrigen Priestern dieselbe sogleich aufgab. Die Kaplane aber hatten Beyschläferinnen, und wandten sich gerne zur Reformation, die nur in dem Barfüsser Jacob Gebhard, von welchem jenes nicht berichtet wird, einen entschiedenen aber unmächtigen Gegner fand. Speciell Merkwürdiges bietet die Reformation von St. Gallen nicht dar, ausser dass selbst die Grabsteine (die Kreuze versteht sich von selbst) vom Kirchhof weggeschafft, die Gräber verebnet und die Quader eines dort errichteten Oelberges zum *Bau eines Hochgerichtes* verwendet wurden. — Im Grunde hat seit der Reformation die Geschichte der Kirche, als einer moralischen und mit gewissen eigenen Rechten begabten Person, aufgehört; sie ist von da an in den Staat aufgegangen, so dass selbst die nothwendige Einrichtung, Verzeichnisse aller gebräuchlichen Kirchenlieder an den Kirchenthüren anzuschlagen, von kleinen und grossen Räthen ausgehen musste, denn die Republik hätte in ihren Grundvesten gewankt, wenn die Geistlichen solches zu verfügen sich unterfangen hätten. S. 84 ff. wird man sich über die Masse von Predigten wundern, welche in diesen und den übrigen Kirchen von St. Gallen wöchentlich gehalten wurden; ob man des Guten nicht zu viel gethan haben, und das Predigt-Anhören nicht eben sowohl ein *opus operatum* geworden seyn mag, als früher der Besuch von Messe? — In Verordnungen, wie man zum Abendmale gehen müsse (durch ärgerliches Drängen des weiblichen Geschlechts nothwendig gemacht), in polizeylichen Verfügungen für Ruhe um die Kirche her (S. 109 sollte man glauben, das Verkaufen von Crucifixen in der Nähe sey auch zu den Unanständigkeiten gezählt worden), in Abstellung von allerley Unfugen in, vor und nach der Kirche, in verschiedenen Versuchen, dem schlechten Gesang (eine Klage, die noch jetzt geführt werden könnte, S. 97) aufzuhelfen, in Bestellung eines eigenen Aufpassers, damit während des Gottesdienstes niemand gegen die kirchliche Ordnung sich verfehle, verläuft die uneigentlich so genannte Geschichte der drey letzten Jahrhunderte; dazu kommen noch einige Reparaturen an Gebäuden (die gegenüberstehende prachtvolle Klosterkirche bildet einen sonderbaren Contrast) und die Erbauung des Thurmes. Im Jahre 1761 wurde eine Orgel in der Kirche erbaut, aber zwey Engel an derselben und einige angebrachte papistische Wappen erschienen dergestalt als Aergerniss, dass sie alsbald wieder weggeschafft werden mussten.

S. r.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Frankfurt a. M.*, in Commiss. der Herrmanschen Buchhandl.: *Christliche Vorträge* vor Sträflingen gehalten von *Christian Friedrich Gollhard*, evang. Prediger im Besserungshause zu Frankfurt a. M. I Bändchen. 1830. XII u. 212 S. II Bändchen. 1832. XXIV u. 265 S. 8.

Wir haben diese Predigten grösstentheils ihrem Zwecke entsprechend und empfehlenswerth gefunden, und es würde unbillig seyn, wenn wir in Uebereinstimmung mit einigen Recensenten, über deren Urtheil sich der Vf. in der Vorrede zum II Bdchen beklagt, wegen einzelner Ausstellungen den Werth der ganzen Sammlung verkennen wollten, zumal da man bey Reden, die für einen so eigenthümlichen Kreis von Zuhörern bestimmt sind, immer mehr oder weniger auf individuelle Verhältnisse Rücksicht zu nehmen hat. Nur zwey Bemerkungen erlaubt sich Rec. dem Vf. vorzulegen. So, wie diese Predigten fast alle beschaffen sind, leiden sie zu sehr an einer Einförmigkeit, die selbst für den, der nur zwey nach einander liest, auffallend werden muss, noch mehr vielleicht für den Zuhörer. Sollen aber Reden auf solche Zuhörer, wie sie der Vf. im Auge hat, einen tiefen Eindruck machen, so ist Abwechselung des Vortrags nothwendig: bald die Sprache des Mitleids und der Milde, bald des Ernstes und der Kraft. Eben so Abwechselung in der Wahl des Gegenstandes; wir würden z. B., wenn nicht besondere Veranlassung es erheischte, nie zwey oder drey Mal hinter einander über die Sünde sprechen. Uebrigens sind beide Bändchen sehr reichhaltig, das erste enthält 28, das zweyte 36 Reden, was nur bey der im zweyten Bändchen oft zu auffallenden Kürze derselben möglich war; un[illegible]Themata sind meist recht einfach und passend gewählt; [illegible] 1. Das Unrecht der Sünde, nach 1 Joh. 3, 4; 2. Die K[illegible]aft der Sünde, Joh. 8, 32.; 3. Eine Sünde zieht viele nach [illegible], Luc. 16, 1—9.; II. 1. Wie verhält sich Gott bey den Sünden der Menschen? Hiob 10, 14. 2. Wie sollen sich die Menschen bey ihren Sünden verhalten? Ps. 51, 3—5. 3. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Gal. 6, 7. 7. Die Vergeltung nach dem Tode. Matth. 25, 46 1— Druck und Papier sind gut.

N. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1833.

PÄDAGOGIK.

1) Bern und St. Gallen, b. Huber und Comp.: *Pater Girards Ansichten über Volksbildung.* Nach dem Französischen mit des Uebersetzers Einleitung von *Wilhelm Fellenberg.* 1832. 38 S. gr. 8. (geh. 4 gr.)

2) Elberfeld, b. Becker: *Vergleichende Bemerkungen über das französische Schulwesen,* gesammelt auf einer Reise nach Paris, und als vorläufige Beziehung auf die vom Staatsrath *Cousin* erschienenen Berichte über das deutsche Schulwesen herausgegeben von Dr. *C. A. W. Kruse.* 1832. 42 S. gr. 8. (geh. 8 gr.)

In Nr. 1 geht der würdige Herausgeber davon aus, dass das Gedeihen der neuen politischen Einrichtungen immer noch abhängig bleibe von der einen unerlasslichen Bedingung, von der Sorge für die Bildung der Jugend. Bisher habe nun die Schule, ebenfalls unter dem mittelalterlichen Herkommen leidend, dem Volke die Erkenntniss seiner eigenen inneren geistigen Hülfsmittel vorenthalten. Jetzt aber sey das Bedürfniss der Bildung, besonders eines zweckmässigeren, auf die Vervollkommnung der Berufsthätigkeit und auf religiöse Aufklärung u. s. w. gerichteten Unterrichts, allgemein erwacht. Daher die folgenden Mittheilungen.

Dagegen möchte Rec. zuvörderst das bemerken, dass die Sorge für die Bildung der Jugend *allein,* auch neben besseren politischen Einrichtungen, weder selbst recht gedeihen, noch die Wohlfahrt des Volks wesentlich befördern kann, sondern dass zu dem Ende auch das Leben der Kirche, ja das Christenleben überhaupt, einen neuen Schwung bekommen muss. Denn Kirche, Staat und Schule bilden bekanntlich die dreyfache Gesellschaft, in welche der Mensch sich zu *dem* Grade von Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Glückseligkeit ausbilden soll, zu welchem er bestimmt ist; und davon darf besonders der erste Zweig nicht zurückbleiben, wenn das Ganze kräftig werden soll. Sodann lässt es sich auch nicht von dem Schulwesen aller Länder behaupten, dass dasselbe noch unter dem Herkommen des Mittelalters leide. Vielmehr hat dasselbe, wenigstens im evangelischen Deutschland, hie und da vielleicht nur zu viel von der neuen Menschenweisheit angenommen. Es ist daher wohl vor einseitiger Ueberschätzung des neueren Erziehungswesens zu warnen, und das wahre Ziel christlicher Verbesserung desselben vor Augen zu behalten. Ob das letzte nun wirklich von dem Pater *Girard* in der vorliegenden Schrift möglichst erreicht worden, ist nach dem Inhalte des Haupttheils derselben, verglichen mit den höheren Foderungen unserer Wissenschaft, zu entscheiden. Derselbe besteht in einem ausführlichen Auszuge aus einer Rede desselben vom Jahre 1821: *„Von der Nothwendigkeit, das Erkenntnissvermögen der Kinder zu entwickeln, um sie zu Christen zu bilden.“* Hier erklärt sich derselbe zu Anfange so: „Was wir bey der Bildung des jungen Gedanken im Kinde suchen, ist besonders, in seinem jugendlichen Gemüthe der Religion unseres Heilandes einen guten Boden und eine Heimath zu bereiten.“ Dagegen ist gewiss nichts zu erinnern. Wenn er aber hinzusetzt: „Ich spreche hier von möglichen Dingen; denn es ist unmöglich, dass ein Kind ohne eine bedeutende Entwickelung des Geistes (*sic*) jemals zu christlichen Gefühlen und Gesinnungen und zu einer christlichen Handlungsweise gelange“: so ist das theils unlogisch ausgedrückt, theils auch in der hinzugefügten Prämisse irrig, da bekanntlich Jesus selbst in mehreren Aussprüchen einen gewissen Kindessinn und geistliche Armuth, d. h. Einfalt und Demuth, zum Glauben an Ihn und zur Aufnahme in sein Reich voraussetzt. Dieses scheint auch der Vf. nicht zu verkennen, indem er in einer Erörterung gegen die Widersacher höherer Geistesbildung der Jugend ausdrücklich sagt: „Wir wissen wohl, dass christliche Frömmigkeit nicht die nothwendige Folge jeder Geistesbildung ist; wir wissen auch, dass man an Urtheilskraft, Scharfsinn und Durchdringung gewonnen haben, und dennoch nicht nur in Unsittlichkeit, sondern auch in Gottlosigkeit verfallen kann“ u. s. w. Er hat auch vollkommen Recht, wenn er gegen eine Religion eifert, zu der die *Unwissenheit* gelangen könne, und die nur in Annahme trockener herzloser Formeln u. s. w. bestehe; ferner, wenn er S. 15 sehr rührend spricht: „Alles ist erhaben und grossartig in der christlichen Gottesverehrung; ihr Gegenstand ist Gott, der Geist der Geister, den des Menschen Auge nie gesehen hat und nie sehen wird“; endlich, wenn er an einer anderen Stelle behauptet, dass der Himmel das Gute

selbst von uns verlange u. s. w. — Aber darum ist doch — wie Rec. glaubt — des Vfs. Vernunftentwickelung, namentlich die Betrachtung der Natur, freylich mit eingestreuten Hinweisungen auf den Erschaffer und Erhalter aller Dinge (S. 21), nicht hinlänglich, ja sogar als Hauptsache nicht einmal zu empfehlen, um Kinder zu guten Christen zu bilden. Vielmehr ist es gewiss vorzuziehen, dass man eine lebensvolle Geschichte des *göttlichen Reichs auf Erden* (christlich biblische Geschichte), die freylich nicht blosse Gedächtnissache bleiben, noch die nähere Betrachtung der Welt und des Menschen ausschliessen darf, zur Hauptsache des Unterrichts mache, und dass man stets das Gebet und das eigene Trachten der Kinder nach der Gnade Gottes in Jesu Christo damit verbinden lasse.

Was übrigens Hr. *F.* von der Art des Unterrichts in der Erdbeschreibung, in der Naturgeschichte u. s. w. in der *Girard*schen Schule anführt, ist allerdings sehr lobenswerth, und giebt dieser Schrift eine besondere Nutzbarkeit. Auch spricht das gute Gedeihen der Schule zu Freyburg für die Zweckmässigkeit der Methode des Vfs. unter den dasigen besonderen Umständen, so wie auch die Einführung des wechselseitigen Unterrichts (S. 29. 30) gewiss sehr zweckmässig war. Doch darf man desswegen das Einseitige derselben im Verhältniss zu den Foderungen des Christenthums nicht verkennen; und dieses war es, was Rec. auch in Hinsicht auf das vielbewegte Schweizervolk hervorheben zu müssen glaubte.

No. 2 entstand als Frucht einer Reise des Vfs. nach Frankreich, wo derselbe die Sprache und Literatur in sich zu neuem Leben rufen wollte. Ihr Zweck ist ein ähnlicher, wie *der* der fünf Briefe des Staatsraths *Cousin* im Verhältnisse zum deutschen Schulwesen; und wie dieser auf das französische Schulwesen Rücksicht nimmt: so unser Vf. auf das deutsche. Eine schöne Wechselwirkung!

Dieses im Allgemeinen bemerkt — kann Rec. aus der gehaltvollen Schrift nur Folgendes meist nur aphoristisch hervorheben.

Zuerst werden diejenigen Unterrichtsanstalten berührt, welche dem Ministerium des Kriegs und dem des Inneren unterworfen sind, wie die Militärschulen, die polytechnische und die Gewerbeschulen, mehr dem Leben, als der Wissenschaft angehörend. (*Ecoles pour les arts et les métiers etc.*). Die Gewerbeschulen sollen theils zur Vorbildung, theils zur Nachbildung schon praktisch thätiger Männer dienen. Besonders werden die letzten vom Vf. empfohlen, und durch Gründe unterstützt. Beyspiele solcher Schulen und ihrer Lehrer in Frankreich, auch wohl in Preussen (S. 9). Handlungsschulen sollen aber zugleich allgemeine Bildungsanstalten seyn; solche sind sie noch nicht in Frankreich.

Alle anderen Lehr- und Erziehungs-Anstalten stehen unter dem Minister des öffentlichen Unterrichts, und gehören der Universität zu Paris an. Hier zuerst das Nöthige über die *Hochschulen* — *Akademieen*, welche aber nicht alle fünf Facultäten, Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Wissenschaften und Literatur in sich begreifen — daneben jedoch mehrere medicinische Secundärschulen u. s. w. Mehrere berühmte Institute, die eine Zugabe zur Pariser Akademie bilden. Bedingungen der Theilnahme an den Vorlesungen der Facultäten — eine Art Examen und das Baccalaureat. (S. 12 — 14). Hier auch die Art der Bewerbung um Lehrerstellen im höheren Schulfache, mittelst Bearbeitung vorgelegter Preisaufgaben, was der Vf. mit Recht lobt. (S. 15. 16.)

Der *zweyte* Theil des Schulsystems, nämlich die mit unseren Gymnasien parallel laufenden Anstalten (*Colléges*) betreffend: Der Unterricht in den oberen Classen schon mehr dem auf der Akademie gleich. *Colléges* in Paris genannt, und ihr Verhältniss zur Universität. Dieselben ungleich mehr, als unsere Gymnasien, zugleich Pensions- und Erziehungs-Anstalten. Warum? Nationale Gründe von dem Vf. sehr treffend bemerkt.

Unter den Gymnasien das Collége Louis le Grand, das der Vf., nach Empfehlung des Staatsraths *Cousin*, näher kennen gelernt, und hier ausführlich beschrieben hat. (S. 18 u. ff.) Verschiedene Arten von Lehrern und Beamten. Glückliche äussere Stellung der Lehrer. Verschiedene Zweige der Unterrichts-Disciplin und das äussere Betragen der jungen Leute. (S. 27 u. ff.) Privaterziehungsanstalten. Ueberall nicht unwichtige Bemerkungen eingestreut, z. B., dass in Frankreich der Grundsatz gelte, *die* Kenntnisse vorzüglich mitzutheilen, wozu der Schüler besonders Anlage habe. Zum Schluss dieses Abschnitts auch ein Wort des Lobes für die preussische Regierung, dass sie Keinen von sich weise, der sich an sie wende u. s. w. Durch diese Andeutungen ist auch das Wesen anderer Anstalten bezeichnet, die mit geringer Modification diese Bildungsstufe ausfüllen. Eine Gemeindeschule, welche die lateinische Sprache in ihren Unterrichtsplan aufnimmt, wird eine *Secundärschule* (etwa Progymnasium). In Frankreich, da weniger Söhne, als bey uns, sich den Facultätsstudien widmen, solche *Hochschulen* in Blüthe, welche, ohne in irgend einem Verbande (*sic*) mit der Universität zu stehen, den Facultäten an Rang gleich sind, nämlich die polytechnische Schule, die Marine-, Minen- und Forst-Schulen, die Centralschulen und die Lehranstalten für Brücken- und Wege-Bau, so wie auch das Athenäum und das neue Lyceum in Paris. (S. 34 — 36.)

Sodann wird von derjenigen neuen Partey gesprochen, welche, dem Universitäts-Unterrichte gegenüber, eine Verbindung zwischen den Elementarschulen und den Schulen für weitere Ausbildung des Geistes, auch in Stoff und Methode dargethan habe. Seit einigen Jahren sey, besonders durch *Jacolot*, in das Elementarschulwesen Leben gekommen, da derselbe einen gewissen Grad von Sprach- und Real-Kenntnissen in allen Classen verbreiten wolle. Ein gewiss löbliches Beginnen, in dessen weiterer Darlegung Rec. jedoch dem Vf. nicht folgen kann. (S. 37, 38.)

Soviel endlich die *niederen Schulen* selbst be-

trifft: so gedenkt der Berichterstatter zuvörderst einer Gesellschaft, welche — den edlen Grafen Lasteyrie an der Spitze — mit den Ideen von Freyheit und Menschenwohlfahrt, die der Geistesbildung des Volks verbinde, und mit rastlosem Eifer an der Verbesserung der Primärschulen arbeite. — Grosses Bedürfniss eines solchen Eifers in Bezug auf die Primärschulen in den Provinzen, während in Paris schon besondere Gesellschaften eine hinlängliche Zahl von Armenschulen unterhalten, deren eine der Vf. kennen lernte, und hier lobend zur Genüge beschreibt (S. 39, 49). Die einzigen öffentlichen Schulen sind die der Kirchspiele (*paroisses*); sie stehen ganz unter dem Einflusse der Geistlichen, zumal da die Lehrer meistens, wie bey uns — irgend einen kirchlichen Unterposten bekleiden; und könnten sich wohl zu Musterschulen für die Provinzen bilden — Schulen der drey evangelischen Gemeinden. — Alle anderen Schulen sind Privatanstalten. Vorbereitungsclassen der Erziehungshäuser nehmen Kinder von dem zartesten Alter auf. Für die Jugend der unteren Stände sorgen — wie gesagt — die *Armenschulen*, in welchen die Geschlechter gesondert zu verschiedenen Zeiten, meistens nach der Lancasterschen Methode, unterrichtet werden. Die Schulhäuser auf dem Lande, sowie auch die Stellung der meisten mangelhafter, als selbst in den weniger begünstigten Theilen Preussens. In Bezug auf die Methode ist merkwürdig das Unterrichsertheilen auf Spaziergängen, in bestimmten Stunden, was auch bey uns Nachahmung verdiente. Endlich rügt der Vf. den Mangel eigener Töchterschulen unter Aufsicht der Regierung, während für die Töchter der gebildeten Stände in zahlreichen Pensionsanstalten gesorgt ist. Zur Vorbildung der Lehrer in den niederen Schulen sind Primär-Normalschulen vorhanden, aber nur für die Hauptstadt in hinlänglicher Zahl (ähnlich unseren Seminarien), und auch diese fangen erst an, von bleibendem Werthe zu seyn.

Zum Schlusse des ganzen Berichts: (S. 41, 42) Während man in Frankreich im Staatsleben nach Freyheit und Gleichheit strebe, sey das Erziehungswesen rein aristokratisch (?) geblieben, da der oben bemerkte Grundsatz gelte. Daher seyen die Specialschulen vorzüglich ausgestattet, die Schulen aber, welche allgemeine Bildung erstreben, trotz der Trefflichkeit mancher Einrichtungen, einer grossen Reform bedürftig. Schliesslich könne man sagen: das französische Schulwesen diene mehr dem materiellen, das preussische mehr dem physischen (richtiger wohl psychischen) Leben; ersteres vereinzele sich in seinen Richtungen, die durch ein altes Gebäude zusammengehalten würden, letzteres von einem Centrum ausstrahlend, verbreite Licht und Wärme in den Pallast, wie in die Hütte, so dass jeder Stand mit dem anderen in den Elementen der Erziehung seinen Anknüpfungspunct finde. Wir *können* manches von der Einrichtung der höheren Schulen in Frankreich lernen; dieses aber *müsse* viel von uns lernen, wenn es seine bisherige hohe Stufe in Wissenschaft und Leben (?) behaupten wolle.

Bey aller Einseitigkeit des vorliegen Berichts, da der Vf. sich fast blos auf das Schul- und Erziehungswesen in Paris beschränkte, wenigstens das Elementar-Schulwesen in den Provinzen nur beyläufig darstellte, enthält derselbe doch einen reichen Schatz einzelner Data und Bemerkungen über den heutigen Zustand der Dinge, dergleichen dem deutschen Pädagogen auch neben dem, was *Niemeyer* und Andere in statistischen Schriften geliefert haben, sehr willkommen seyn werden. Unberechenbar aber ist der Segen, welcher für Frankreich selbst aus den Bemühungen der obengenannten Männer und ganzer Gesellschaften (auch der britisch ausländischen Schulgesellschaft) in Bezug auf die Bildung des werdenden Geschlechts hervorgehen kann.

Druck und Papier auch dieser kleinen Schrift sind gut, der erste jedoch zu sehr gedrängt.

K. G. B.

1) Essen, b. Baedecker: *Methodischer Leitfaden für den Rechtschreib-Unterricht in Volksschulen, Seminarien und den unteren Classen einer höheren Bürgerschule*, von Inspector M. *Wagner*, erstem Oberlehrer am Schullehrer-Seminar zu Brühl. 1833. XIV u. 81 S. 8. (8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Uebungsbüchlein für den Rechtschreib-Unterricht in Volkschulen* von u. s. w. M. *Wagner*. 29 S. 8.

3) Ebendaselbst: *Methodisches Handbuch zu dem Uebungsbuche für den deutschen Sprachunterricht in Volksschulen*, von Inspector M. *Wagner*. 1832. 125 S. 8. (12 gr.)

4) Ebendaselbst: *Uebungsbuch für den deutschen Sprachunterricht in Volksschulen* von *Wagner* Erste Abtheilung. Die Wortarten und ihre Biegung. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 72 S. Zweyte Abtheilung. Satzlehre. Zweyte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1832. 66 S. 8.

Diese sämmtlichen Schriften bezwecken die Verbesserung, das Gedeihen und Fortschreiten des deutschen Sprachunterrichts in den Volksschulen. Wenn gerade dieser Unterricht nicht, wie mancher unerfahrene Pädagog sich einbildet, sich wohl von selbst macht, und dafern man nur fremde Sprachen kennt, schon zum glücklichsten Resultate führen müsse, sondern vielmehr genaue und umfassende Kenntniss der Muttersprache in Verbindung mit hinlänglicher Erfahrung und geübter Methodik voraussetzt, so müssen praktische, aus dem Leben selbst hervorgegangene Versuche, Andeutungen und Belehrungen über diesen Lehrgegenstand dem Lehrer willkommen seyn, der diesen Unterricht mit Erfolg zu betreiben sich bemüht. Und somit mögen auch vorliegende Beyträge für den deutschen Sprachunterricht allen, welchen derselbe obliegt, zur Beachtung und zum Gebrauche empfohlen seyn. Sie kommen aus der Feder

eines Mannes, der die häufigen Veranlassungen zum Nachdenken über dieses Lehrfach sorgfältig benutzt und mit Umsicht mitgetheilt hat. Darum kann auch der Nutzen ihrer Anwendung nicht zweifelhaft seyn.

In No. 1 bemerkt bevorwortend der Vf. in Beziehung auf den Rechtschreib-Unterricht, dass solcher schon mit der Lesefertigkeit des Kindes beginnen müsse. Man lässt nämlich dasselbe einzelne, auf die Tafel geschriebene Sätze lesen, und fehlerfrey abschreiben. Die Verbindung beider Uebungen ist sehr fördernd, da die Wörter ihrer äusseren Form nach etwas sind, was so genommen werden muss, wie es einmal da ist, und nicht durch Selbstthätigkeit gefunden werden kann. Mit dem Formenwesen der Sprache verhält es sich so, dass jedes Einzelne erst durch Anschauung und Gedächtniss aufgefasst werden muss, ehe man dasselbe zu seiner Geistesthätigkeit gebrauchen kann, mithin solches in allen seinen einzelnen Theilen angeschaut, dem Gedächtnisse anvertraut, durch den inneren Sinn aber zur Einheit verbunden werden muss, um in den Zusammenhang und das Wesen desselben einzudringen, und sich unauslöschlich einzuprägen. Die nicht ungewöhnliche Methode, den Schüler aus Stamm- und Wurzel-Wörtern Ableitungen und Zusammensetzungen bilden zu lassen, wird als ungenügend und unzweckmässig verworfen. Dagegen desto mehr auf wiederholte Erklärung des Sinnes der Wörter gedrungen, weil sich das Wort desto leichter in seiner richtigen Form dem Gedächtnisse einprägt, wenn man nur dessen Inhalt und Bedeutung einmal klar gefasst hat. Der ganze Unterrichts-Gang bezwecke die Lenkung der Aufmerksamkeit des Kindes auf die Form der Wörter und Sätze. Davon hängt denn die Grundlage der Rechtschreibung ab, deren Mangel eigentlich in geistiger Unthätigkeit und Unachtsamkeit zu suchen ist. So wie aber der ganze Unterricht in der Rechtschreibung an ein Lesebuch geknüpft worden ist, eben so leicht kann man ihn auch an die Sprachübungen anreihen. Aus den vom Lehrer an die Tafel geschriebenen Sätzen werden Selbst- und Doppel-Lauter ausgelöscht, vom Schüler aber wieder ergänzt. Ebenso geschieht es mit den Mitlautern. Dann werden die Tafeln unter den Kindern gewechselt, die noch bemerkten Fehler aber von ihnen nach dem Buche verbessert, woraus die Sätze genommen sind. Man sieht, dass Rechtschreibung und Gedächtniss auf gleiche Art gewinnen muss. Man lässt endlich die Kinder Liederverse, Denk- und Bibel-Sprüche und zuletzt ganze Lieder und Lesestücke ohne alle weitere Nachhülfe, selbst mit der Interpunction, lernen und niederschreiben. Wie es geschieht, ist vom Vf. auf eine gewiss beyfällige Weise veranschaulicht. In dem Uebungsbüchlein ist der für den Schüler unentbehrliche Stoff zur Erinnerung und Forthülfe einfach mitgetheit, der methodische Leitfaden für den Lehrer aber verbreitet sich zuerst über das *Wort* und dessen Schreibgebrauch mit Interpunction, über Sylbe, deren Arten und Trennung; über Selbst-, Vor- und Nach-Laute, Stamm-, Vor-, und Nach-Sylben; das Setzen eines grossen Anfangs-Buchstabens. Regeln für die richtige Schreibung einiger wichtiger Buchstaben-Unterschiede; über die Rechtschreibung einiger Mitlaute, gleichlautende Wörter. In einer zweyten Abtheilung befindet sich ein Rechtschreib-Unterricht für Seminaristen, Schul-Amts-Präparanten und die höheren Bürgerschulen, den Rec. mit vollem Rechte den genannten empfehlen kann, da er manche treffliche Winke über diesen Unterricht enthält.

N. 3, als die wichtigere Abtheilung des Ganzen oder die Anweisung für den Unterricht in der deutschen Sprache, schliesst sich an die vorige an. Sie besteht aus einem Handbuche für den Lehrer und zwey Uebungsbüchlein für den Schüler. Jenes ist nach einem festen und stufenweis geordnetem Plane abgefasst, welcher das Nothwendigste und Wissenswürdigste für den Lehrer enthält, und weder zur Weitschweifigkeit verleitet, noch Wesentliches übersieht; jedoch den tüchtigen Lehrer so wenig beschränkt, als den schwächeren, so lange er sich nur in den vorgezeichneten Grenzen bewegt, verwirrt. Die Uebungsbücher enthalten hinreichenden Stoff zur Sprachbildung. Und zwar das erste die eigentliche Kenntniss der Sprachlehre mit fortlaufender praktischer Anwendung. Das zweyte aber die Satzlehre, mit angehängter Interpunction. In der methodischen Anweisung hat sich übrigens der Vf., wie es *Krause* u. A. gethan haben, Rec. meint mit Recht, der katechetischen Methode bedient. Nur durch ihre Anwendung kann der Schüler, so wie auch mancher Lehrer, zu der hierin erfoderlichen Klarheit gelangen; so wie auch Rec. vollkommen überzeugt ist, dass Fertigkeit in mündlicher und schriftlicher Darstellung selbst in den mittleren Classen der Gymnasien, nicht durch Kenntniss der Grammatik allein, sondern hauptsächlich und am meisten durch häufige logische Zergliederung gewonnen werden muss. Das Ganze zerfällt in 2 Abtheilungen. Die *erste* enthält die *Wortarten* und ihre Biegungen in 11 Abschnitten, worin mit dem Geschlechtsworte begonnen, mit dem Hauptworte aber geschlossen wird. In der *zweyten* aber, welche die *Satzlehre* enthält, werden die vorzüglichsten Arten derselben mitgetheilt, Anleitung zur Uebung im Ausbilden einfacher Sätze, so wie der Satzgefüge gegeben. Wünschenswerth wäre es übrigens gewesen, wenn der Vf. in der grammatischen Bezeichnung der Wörter sich nicht mancher ungewöhnlichen und darum leicht unverständlichen Ausdrücke bedient, und z.B. statt: *Wes*fall, *Wem*fall, *Wen*fall lieber: Genitiv, Dativ, Accusativ u. s. w., deren Beybehaltung doch immer nothwendig scheint, gesagt hätte. Davon abgesehen müssen wir nach Inhalt und Form der vorliegenden Schrift nur Gutes nachrühmen und wünschen, dass sie recht bald, namentlich unter Volksschullehrern, bekannt und von ihnen mit Nutzen gebraucht werden möge.

D. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

CHEMIE.

1) Leipzig, b. Barth: *Handbuch der populären Chemie* (,) zum Gebrauche bey *Vorlesungen* und zur *Selbstbelehrung* bestimmt von Dr. *Ferdinand Wurzer*, Kurhessischem Geheimen Hofrathe und Ritter des goldenen Löwenordens, ord. Professor der Medicin und Chemie, Director des chemischen Instituts und des medicinischen Vereins der Provinz Oberhessen, so wie auch Med. Ref. bey der Regierung zu Marburg u. s. w. Vierte, durchaus umgearbeitete Auflage. 1826. XII u. 541 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Populäre Darstellung der neueren Chemie* (,) mit Berücksichtigung ihrer technischen Anwendung. Entworfen von *Otto Linné Erdmann*, ausserordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. 1828. X u. 586 S. gr. 8. (2 Rthlr. 9 gr.)

Beide Lehrbücher sind dazu bestimmt, das Volk über den Hauptinhalt der Chemie zu unterrichten; beide dürften solchem Unterrichte zum Vermittler werden, wenn man annimmt, dass sie zunächst für Leser, oder für Höhrer und Leser entworfen wurden, die, im Nachdenken geübt, klar in sich aufzunehmen vermögen, was andere ihnen deutlich vorgedacht haben. Leute, die das können, gehören aber zu den Gebildeten im Volke, und nur diesen ist der Inhalt des einen wie des anderen der genannten Lehrbücher zugänglich. Alle übrigen gleichen hinsichtlich ihres Auffassungsvermögens den Kindern, und nur den Meistern der Wissenschaft, welche lehrend sich diesen vollkommen verständlich zu machen wissen, wird es gelingen, in gleicher Eigenschaft dem Mehrtheile des Volkes nützlich zu werden. In diesem Sinne fehlt es uns noch gänzlich an einer durchgängig für den Volksunterricht sich eignenden Nachweisung und geistigen Verkettung der die Chemie begründenden Thatsachen; und wie trefflich auch jedes der obigen Lehrbücher in seiner Art ausgearbeitet erscheint, so ist doch keines derselben mehr als eine gedrängt gehaltene Anleitung zur Chemie, die sich der Einzelnheiten des Thatsächlichen so viel als thunlich entschlägt, um für dessen Allgemeinheiten Raum zu behalten. Auf Popularität, im obigen Sinne, kann keines derselben Anspruch machen; weder in Rücksicht auf Lehrgehalt, noch auf Lehrform. Nichtsdestoweniger haben beide ihre dankbare Lesewelt gefunden, und das erste von ihnen hat sich, mit seinen binnen zwanzig Jahren (seit 1806 bis 1826) nöthig gewordenen vier Auflagen *), wie es scheint, der Gunst des Publicums für immer versichert; möchte diese dem anderen in nicht geringerem Masse zu Theil werden! Dass auch letzteres solcher Gunst werth sey — darüber bleibt den Lesern dieser Blätter vielleicht kein Zweifel, wenn sie nachfolgendem Versuche, ihnen den Inhalt beider Lehrbücher vergleichend zur Veranschaulichung zu bringen, einige Augenblicke werden vergönnt haben.

No. 1 beginnt, nichts weniger als populär, mit: „Chemie ist die Wissenschaft von den Veränderungen, welche die *Materie* in den verschiedenen Entfaltungen, Formen und Zuständen ihres Seyns durch das gegenseitige Ineinanderwirken erleidet"; No. 2, es dahin gestellt seyn lassend, ob man, gegen die bisherige Erfahrung der Chemiker und im Sinne gewisser Alchemiker und Naturforscher, nur *eine* Materie oder ebensoviel *Materien* annehmen will, als man Grundstoffe anzuerkennen sich gezwungen sieht, nennt, nachdem in der Einleitung eine Betrachtung des Verhältnisses des Menschen zur Natur und die Eintheilung der Naturkunde vorangeschickt worden, die Chemie die „Lehre von den chemischen Kräften"; letztere als die bleibenden Ursachen der *inneren* (chemischen) Veränderungen betrachtend, und sie von den Entstehungsgründen der äusseren (mechanischen) Veränderungen unterscheidend. Da der Vf. von No. 1 einen Wärmestoff gelten lässt, während jener von No. 2 sich geneigt zeigt, die sogenannten Imponderabilien als blosse Zustände der Körper, „gleichsam (S. 85) als unwesentliche Eigenschaften derselben" aufzufassen: so gehören nach No. 1 z. B. auch sämmtliche Raumerfüllungs-Aenderungen, erzeugt durch Zu- oder Abnahme der Wärme — zu den Gegenständen der chemischen und nicht zu jenen der physischen Forschung, und so ist nach No. 2 das sogenannte

*) Die dritte Auflage ist von einem anderen Mitarbeiter in unserer A. L. Z. 1820. No. 210 recensirt worden.

Binden der Wärme keineswegs ein Naturprocess, in dessen Folge *wesentliche* Eigenschaften der Materien verändert werden, sondern ein rein physischer Act; und wiewohl die Wärme, fast ohne Ausnahme, bey allen Mischungen und Zersetzungen sehr wesentlich ändernd miteingreift, so sind, jener Begriffsbestimmung zufolge, dergleichen Eingriffe für den Chemiker doch kaum mehr als der geschichtlichen Beachtung werth. Erst wo sie enden, öffnet sich ihm das Feld der weiteren Untersuchung u. s. w.; wie sich denn noch eine nicht geringe Zahl von Folgerungen ähnlichen Schlages an die angebliche Unwesentlichkeit der durch die Imponderabilien ertheilbaren Eigenschaften knüpfen liessen. Ein Glück für den Leser, dass der Vf. von No. 2 es mit seinem Verweisen der „unwesentliche Eigenschaften erzeugenden Potenzen" aus dem Gebiete der Chemie nicht so streng nimmt, sondern vielmehr, im weiteren Verfolge seines Vortrages, dieselben der Berücksichtigung im hohen Grade werth hält. — Hr. *Wurzer* wendet sich, in der Einleitung, von dem Begriffe der Chemie sofort zur Bezeichnung ihres Gebietes, Zweckes und Nutzens, ihrer relativen Vollendbarkeit und ihrer Geschichte; Hr. *Erdmann* lässt letztere unberührt und geht, nach Angabe der Gegenstände, womit die Einleitung seines Lehrbuchs schliesst, in dem *Ersten Theile* desselben zunächst zur Betrachtung der *chemischen Kräfte* und *ihrer Wirkungen im Allgemeinen* über, wo dann das Allgemeinste der Bedingungen des chemischen Wirkens, chemische Verwandtschaft, Zerlegung der Körper in ihre Bestandtheile, und der Gegensatz von Säuren und Alkalien (oder vielmehr: von Säuren und Salzbasen) zunächst den Vortragenden beschäftigen, und letztere beide ihn den Uebergang ebenen lassen zur Lehre von den (chemischen) Proportionen. Hier werden dann die sog. Gewichts- und Volumen-Theorieen kurz erläutert, und die Phänomene der Krystallisation, sowie jene des Isomorphismus, mit ein Paar Worten berührt. Nun folgt die Entwickelung der Gesetze des Lichtes, der Wärme, des Magnetismus und der Elektricität, in soweit dieselben die chemischen Wirksamkeiten der Stoffe und ihre Vereinigungen bedingen, begleiten und erläutern, und mit der Erwähnung der Haupterscheinungen des Thermoelektrismus und *Ampère's I* Versuch, aus demselben den Magnetismus der Erde abzuleiten, schliesst sich bey *E.* der *erste* Theil. Wie sich *chemische Processe* von *chemischen Operationen* unterscheiden, sagt weder No. 2 noch No. 1, und nur in letzterem Lehrbuche wird den chemischen Verrichtungen eine einigermassen ausführliche, von S. 32 bis 35 reichende, im Ganzen jedoch keineswegs befriedigende Berücksichtigung zu Theil. Uebrigens bringt der Vf. von No. 1 sowohl in dem der Einleitung folgenden *ersten* und *zweyten Abschnitt*, welche die Vorkenntnisse zur chemischen Untersuchung der Körper, die Zerlegbarkeit derselben und die chemischen Operationen, sowie die Wärme-, Licht- und Elektricitäts-Lehre in sich begreifen, als auch in den übrigen *fünf* Abschnitten, welche von den chemisch einfachen Stoffen, (ohne einer Eintheilung derselben in Familien zu gedenken; was auch bey *E.* nicht der Fall ist,) deren binären und mehrfachen Verbindungen, desgleichen von der chemischen Metamorphose der organischen Substanzen und, im *siebenten* Abschnitt, von den Salzen und ähnlichen Gemischen (Chloride und basische Oxyde, Schwefelmetalle und Oxyde, Salze und Oxyde, und Doppelsalze) handeln, für jede Hauptwahrheit ein in der Regel leicht durchführbares Experiment bey; was der Brauchbarkeit des Buches, zumal wenn es Vorträgen über die Chemie zum Grunde gelegt wird, in nicht geringem Masse förderlich werden muss. Der Vf. von No. 2 gedenkt dagegen der zur Erläuterung einzelner Lehrsätze, Beschreibungen und Behauptungen erfoderlichen Experimental-Belege weder in ausgezeichneter Form, noch in einer das zugehörige Kunstgemässe ins Auge fassenden Weise; es genügt ihm vielmehr dort, wo es sich von Darstellungen einzelner Stoffe und deren vorzüglicheren Verbindungen, sowie von Nachweisungen ihrer Hauptwirkungs-Verhältnisse handelt, hieher gehöriges Experimentales so kurz wie möglich zu berühren, und unmittelbar in den erzählenden Vortrag zu verflechten. Hn. *Wurzer's* Schrift hat demnach eine mehr praktische, jene von Hn. *Erdmann* eine mehr theoretische Richtung, und beide können sich in diesen Beziehungen gegenseitig fast durchgängig ergänzen. Es gilt dieses sowohl von der allgemeinen, als von der besonderen Abtheilung, von denen in beiden Lehrbüchern die letztere die chemischen Wirkungsverhältnisse der einzelnen wägbaren Materien dem Leser betrachtend vorführt; bey Hn. *W.* mithin sowohl von den ersten beiden Abschnitten, als von den fünf letzten, und bey Hn. *E.* nicht nur vom ersten, sondern auch vom zweyten (letzten) „Specielle Chemie" überschriebenem Theile. Dieser letzte Theil spaltet sich bey Hn. *E.* zunächst in zwey grosse Abschnitte: Chemie der unorganischen (anorganischen) und Chemie der organischen Natur, von denen der erste die chemischen Elemente und deren anorganische (dualistische) Gemische, der letzte hingegen, unter der Benennung *organische Stoffe*, die organischen Verbindungen der Grundstoffe zum Gegenstande hat. Letztgenannte Verbindungen zerfallen dann wiederum in drey Unterabtheilungen: organische Säuren, neutrale organische Stoffe und organische Basen. Dass es beym ersten Anblicke dieser und einer ähnlichen, auch bey Hn. *W.* (S. 445) vorkommenden Gliederung dem Anfänger leicht begegnen könnte zu wähnen, die sogenannten *neutralen* organischen Stoffe seyen Erzeugnisse der Vereinigung von organischen Säuren mit organischen Basen, das scheint weder Hr. *W.* noch Hr. *E.* auch nur entfernt für wahrscheinlich gehalten zu haben; nichtsdestoweniger liegt eine Vermuthung der Art gar nicht fern. Aber auch abgesehen hievon, lässt doch jene Benennung vermuthen, das die Verfasser die hieher gehörigen Bildungstheile (Gummi, Bassorin, Zucker u. s. w.) nicht für organisch verbunden, sondern für dualistisch gemischt halten; was doch gegen Hn. *E's.* eigene,

S. 433 seines Lehrbuchs ausgesprochene Ansicht streitet. Von einer organisch-systematischen Zusammenstellung, welche die Bildungstheile in Familien oder Sippen, Gattungen, Arten und Spielarten zerfallen läßt, und die bereits vor mehr denn zehn Jahren in Deutschland versucht wurde, ist übrigens weder hier noch bey Hn. *W.* die Rede. Denn dass Hr. *E.* bey einigen Bildungstheilen von mehreren Arten und Hr. *W.* bey verschiedenen hieher gehörigen Erzeugnissen von Spielarten spricht, werden beide ausgezeichnete Chemiker selber nicht für ein organisch-gegliedertes System der Bildungstheile ausgeben wollen. Jetzt, da ja auch schon in *Ausländern*, in Absicht auf Systematik, ähnliche Gedanken rege geworden, wie sie nun schon bey uns nach jenem Versuche, seit fünf Jahren zur vollständigeren Ausführung gelangten, jetzt wird man in Lehrbüchern der Chemie wohl häufiger darauf Rücksicht nehmen; denn leider stösst man unter den deutschen Naturforschern noch immer auf Leute, — zu denen jedoch Hr. *E.* und Hr. *W.* nicht gehören — welche die Natur naturgemäss zu betrachten sich erst dann erlauben, wenn das *Ausland* solche Betrachtungsweise offenkundig genehmigt hat.

In beiden Lehrbüchern findet man übrigens die neueren Entdeckungen, so weit dieselben zur Zeit der Herausgabe reichten, im Ganzen genommen sorgfältig benutzt; in Hn. *Ws.* Handbuch erscheinen sie jedoch mehr beygefügt als einverleibt, in Hr. *E's.* Darstellung hingegen nicht nur in dieselbe verwebt, sondern hin und wieder auch mit sorgfältigerer Auswahl und einer derselben entsprechenden grösseren Bestimmtheit aufgefasst und verwendet. Es erklären sich diese Unterschiede beider Schriften grösstentheils aus den Verschiedenheiten der Zeiten, in welchen diese Lehrbücher in den Druck gegeben wurden: denn über manches Neue, was 1825 der Bestätigung oder Verwerfung noch entgegen sah, war 1827 bereits entschieden. Auch darf man hiebey nicht vergessen, dass Hn. *Ws.* Handbuch ein zwar neu bearbeitetes, damit aber nicht ein von Grund aus neu entworfenes, das *E'sche* hingegen ein zum ersten Male in Druck gegebenes ist. Geht es mit den Entdeckungen in der Chemie und Physik so rasch vorwärts, wie in den letzten Jahren: so können und werden wir, die Leser und Rec., es hoffentlich noch erleben, dass beide Lehrbücher in neuen Auflagen nicht nur neu bearbeitet, sondern gänzlich umgearbeitet hervortreten. Wenigstens bereiten gewisse Entdeckungen im Gebiete der Physik und Chemie des Lichtes, und zum Theil auch in der des Magnet-Elektrismus, vorzüglich aber jene Phänomene der fixirten elektrischen Ladung der Metalle, welche jüngst von *Kastner* (in der 2ten Auflage seiner Grundzüge der Physik und Chemie; im II im laufenden Jahre erschienenen Bande) unter der Benennung *Siderismus* zusammengefasst, und die, wie es das Ansehen hat, von ihm nicht sowohl als zur Elektricität gehörige, sondern als Erscheinungen eigener Art betrachtet wurden, der Chemie eine neue Epoche vor, in der hoffentlich dann auch ins Klare gebracht seyn wird, was, mancher ausgezeichneten Beobachtung und mancher zum Theil trefflichen Versuche ungeachtet, jetzt noch seines Oedipus harrt; z. B. das von mehr denn einem der älteren Chemikern behauptete, dann verspottete und von den meisten Chemikern als unmöglich verschrieene ungeheuere Factum, dass eine und dieselbe, aus gleichen Mengen gleicher Elemente zusammengesetzte, Verbindung, ohne Wägbares zu verlieren oder zu gewinnen, in solchem Masse wesentlich verändert werden könne, dass sie mit durchgängig neuen Eigenschaften begabt sich wirksam zeige, und sich in jeglicher Beziehung als eine *neue* Verbindung behaupte, und dass dergleichen wesentliche, lediglich durch unwägbare Potenzen (und damit der Eingangs dieser Recension erwähnten *Erdmann'schen* Unterscheidung der Imponderabilien von den Ponderabilien schnurstracks entgegen) erzwungene Umstimmungen nicht nur die Gemische (und wahrscheinlich auch mehrere Bildungstheile), sondern, einigen, — jedoch noch der näheren Prüfung und Bestätigung bedürftigen — Versuchen zufolge, auch selbst einen oder den anderen Grundstoff zu treffen vermögen; was dann, in Verbindung mit einigen, schon in dieser Hinsicht des weiteren Verfolgs werthen, sogenannten Elektricitäts-Fixirungen (Siderirungen) metallischer Grundstoffe, wohl endlich zu gründlicheren Aufschlüssen über die Natur der chemischen Anziehung zu führen vermöchte, als der heutige Elektrochemismus sie irgend zu versprechen scheint, und als selbst bis hieher jener tiefe Blick in das Wesen des Chemismus vermuthen liess, der einem der geistvollsten Chemiker der *Lavoisier'schen* Periode, der *Berthollet*, aber leider, muss man hinzufügen, ohne irgend einen einigermassen bedeutenden experimentellen Aufschluss zu haben, zu thun vergönnt war. Möge ein zweyter *Berthollet* kommen, der dort zu untersuchen anhebe, wo jener erste endete, und der sowohl den Phänomenen der Cohärenz und der Krystallisation, als jenen des Magnetismus und der Elektricität, und vor allem dem der Wärmebindung neue Seiten abzugewinnen vermöge, und durch diese geleitet, das wahre Verhältniss der physischen und chemischen Wechselwirkungen, in Form eben so einfacher als umfassender Gesetze, zu entwickeln und zu erweisen sich befähigt zeige!

Indem Rec. sich unseren Lehrbüchern wieder zuwendet, freuet er sich, die Sicherheit rühmen zu können, mit welcher, in einem, wie in dem anderen, der theoretische Theil die einzelnen Thatsachen geleitet. Denn ist irgend in Schriften der Art folgerechte und den Leser dem Zweifel überhebende Entwickelung der Theorie von Nöthen, so ist es in solchen, welche bestimmt sind, Vorträgen über die Wissenschaft zur Grundlage zu dienen. Was man auch dagegen sagen mag, der Lehrerfolg bleibt am besten gesichert, wenn bey dem Zuhörer erst dem Glauben und *nach diesem* dem Zweifel Spielraum gegeben wird. Tritt umgekehrt der Lehrer gegen die eigenen Folgerungen sogleich mit Zweifeln hervor, so hebt er dadurch gleich von vorn herein, und damit für die ganze Dauer seiner Vorträge, das Vertrauen seiner Schüler in seine Ein-

sieht auf, und zerstört in diesen dadurch, nicht selten für immer, deren Forschungstheilnahme, und mit derselben jede Freude an der Wissenschaft. Während es nun aber beide Verfasser, soweit es ihnen thunlich schien, weislich vermieden, den Leser in zweifelnde Stimmungen gerathen zu lassen, ist der Vf. von No. 1 ausserdem noch bemüht, seine Leser in den Stand zu setzen, den Thatbestand des Vorgetragenen an den Quellen zu prüfen; denn er weist auf diese hin, was leider bey No. 2 gänzlich vermisst wird. Ueber diesen Thatbestand selbst, wie er sich in beiden Schriften verzeichnet findet, so wie über einige ihn begleitende Folgerungen und Zusätze, wollen wir noch einige Bemerkungen hinzufügen, so dass wir mit dem Inhalte der *W*'schen Schrift anfangen, und mit jenem der *E*'schen Darstellung enden.

No. 1. S. 14 bringt Hr. *W.* die zur Geschichte der Chemie nöthige Literatur bey. *Gruner's* hieher gehörige Schrift und jene tabellarische Uebersicht der Epochen, Entdeckungen und Erfindungen in der Chemie, verglichen mit deren gleichzeitigen Ereignissen der Weltgeschichte und begleitet von biographischen und literarischen Notizen, welche *Kastner* seiner zu Halle (1814. 8) erschienenen „Einleitung in die neuere Chemie" beygab, die auf 174 enggedruckten Octavseiten eine Darstellung der gesammten Geschichte vom Jahr der Welt 1996 vor Chr. Geb. bis zum Jahr 1814 n. Chr. G. gewährt, und welcher *Trommsdorf* (Journ. der Pharm. XVIII 2 St. S. 400) zugesteht, dass sie eisernem Fleisse ihr Entstehen verdanke — diese scheinen Hn. *W.* ganz unbekannt geblieben zu seyn. Wenn S. 23 (§. 38) der *W*'schen Schrift von den chemischen Verbindungen behauptet wird, dass sie stets in bestimmten Raum- oder Gewichts-Verhältnissen statt haben, und dass bey mehrfachen Verhältnissen das *zweyte* oder *dritte* Verhältniss stets ein *Multiplum* oder *aliquoter Theil des ersten seye* so weisen gewissermassen schon die in demselben §. aufgeführten Fälle, wo das Verhältniss von a zu b nicht = 1 : 1, sondern 1 : 1½ oder 1 : 2½ ist, darauf hin, dass jene Regel Ausnahmen gestatte, was, abgesehen von den physischen Beymischungen (Lösungen, Versetzungen bestimmter chemischer Metallgemische mit einem oder dem anderen Mischungstheile in beliebigen Mengen u. s. w.) noch deutlicher hervortritt in allen Fällen, in welchen die Mischungs-Verhältnisse fortschreiten, wie folgt: 1 : 1; 1 : 1½; 1 : 2. Jene Chemiker, welche die Ursache der festen Proportionen in der Untheilbarkeit der Atome suchen, werden durch dergleichen Fälle in die Alternative versetzt, entweder diese angebliche Untheilbarkeit aufzugeben, und zu gestatten, dass die Atome als kleinste (aber nicht als unendlich kleine) Körperchen gehälftet, gedrittelt, geviertelt u. s. w. werden können, oder jeder Ausnahme vom Gesetz der Multipla dadurch Thor und Thür zu öffnen, dass sie annehmen, wie solches in unseren Zeiten nicht selten versucht wurde; es treten in Fällen, wie obige Formel sie andeutet, die ungleichartigen Atome bald im Verhältniss von 1 : 1, bald in jenem von 2 : 3, 2 : 5, 3 : 5 u. s. zusammen, was dann freylich alle möglichen Brüche zulässt, ohne dass man dabey in Gefahr geräth, die Unzerbrechlichkeit der Atome irgend in Zweifel zu stellen. Hr. *W.* selbst lässt übrigens den ganzen Streit über Atome und Grundkräfte, weil sich über das Wesen der Materie nichts sagen lasse, in seinem Lehrbuche unerörtert, und daran thut er ohne Zweifel sehr wohl. Ebenso stimmt Rec. Hn. *W.* vollkommen bey, wenn derselbe §. 24 die Grundstoffe nicht als unzerlegbar betrachtet, sondern nur zugesteht, dass sie bis jetzt noch nicht zerlegt wurden, und wenn er §. 381 diese Meinung in Beziehung auf die Metalle ausführlicher begründet. Dem 56-ten §. (S. 34) zufolge erwartet der Vf. beachtungswerthe Ausbeute für die Kenntniss der Mischungserscheinungen von Versuchen: „angestellt bey *tieferen* Temperaturen als die mittlere unserer Atmosphäre ist". §. 57 gemäss unterscheidet er nicht Lösung von Auflösung, wodurch es ihm aber um so schwerer fallen muss, das Gesetz der festen Proportionen unangefochten zu erhalten, da die *Lösungen*, als Erscheinungen hauptsächlich der physischen Anziehung, in Absicht auf Mischungsverhältniss vom *Druck* und von der *Temperatur* sich stets mehr oder minder abhängig zeigen. Dass es viele Fälle giebt, in welchen das Volumen zweyer chemisch vereinten Materien grösser ist, als das arithmetische Mittel der Summe der einzelnen Volumina vor der Mischung besagt, hätte bey §. 59 nicht unerwähnt bleiben sollen. Bey §. 94 und 97 (S. 54 ff.) vermisst man ungern die Ergebnisse von *Weisse's* Versuchen über das Verhalten der prismatischen Farbestrahlen zu einzelnen Pigmenten, und vorzüglich *Seebeck's* Nachweisungen des Lichtes in den sogenannten dunkelen Strahlen, jenseits der sogenannten Grenzen des Spectrum's und des Gesetzlichen der Wirkungen dieser und Farbestrahlen (Abh. der phys. Classe der K. Pr. Akademie der Wiss. aus den Jahren 1818 — 1819. Berlin 1820. 4. S. 305 ff.) Auch hätte hier wohl der *v. Grotthuss*'schen Beobachtungen über jene Abänderungen gedacht werden können, welche das Licht selbst von Seiten gewisser Medien erleidet, die es durchstrahlt (*Gilbert's* Ann. LXI. 54 f.). *Beccaria's* Behauptung; dass vom Farbelicht getroffene sog. Lichtsauger im Dunkeln mit derselben Farbe leuchten, die das zuvor eingestrahlte Farbelicht besass, war schon lange vor *Seebeck's* und *Heinrich's* Versuchen durch die Versuche widerlegt, welche *Wilson* (*A series of experiments relating to the phosphoric and prismatic colours.* London 1774. 4.) *v. Grosser* (*Phosphoresc. adam. Vienn.* 1777. 8. *p.* 16.) und vorzüglich *Yelin* (Lehrb. d. Experimental-Naturlehre. Ansbach 1796. 8. S. 289) dagegen beygebracht haben.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

CHEMIE.

1) LEIPZIG, b. Barth: *Handbuch der populären Chemie* u. s. w. Von Dr. *Ferdinand Wurzer* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Populäre Darstellung der neueren Chemie* u. s. w. Von *Otto Linné Erdmann* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bey Versuch 35 (S. 65) ist hinzuzufügen, dass am positiven Pole Bleyhyperoxyd erscheint; auch hätte *Humphry Davy's* schöner Kreuzungs-Versuch mit Kochsalzlösung, Silberoxydnitrat- und Lakmus-Lösung, wo ohngeachtet der Chlordurchleitung die Silberauflösung *ungetrübt* bleibt, bey dem 36ten Versuch wohl eine Stelle verdient. Dass die sog. *trocknen Säulen* chemische Zersetzungen bewirken, auch wenn sie wirklich vollkommen *trocken* sind, folgt aus den S. 66 citirten Versuchen keinesweges, und dass die beiden Electricitäten die Elemente der Wärme bilden (S. 69), wie *Winterl* und in neueren Zeiten *Berzelius* annahmen, hat bis jetzt zwar Mancher behauptet, aber noch Niemand bewiesen. Zur Darstellung des *Sauerstoffgases* benutzt Hr. *W.* unter anderen auch eine eiserne Kugel (eine gewöhnliche *Granate*), indem er sie mit gepulvertem Braunsteine füllt, in deren Mündung einen hineingeschliffenen Pistolenlauf mittelst Kütt befestigt und über dessen freyes Ende die Mündung eines gebogenen Flintenlaufs. Unter den S. 78. §. 141 aufgeführten Verbindungen des *Wasserstoffs* vermisst Rec. die mit Wismuth, Zinn und Kupfer, was um so mehr auffällt, da der Vf. des sehr problematischen Eisen-, Zink- und Mangan-Wasserstoffs gedenkt. Zur Darstellung der sog. *chemischen Harmonika* bedient sich Hr. *W.* nicht einer über die Hydrogenflamme zu stürzenden Glas*röhre*, sondern einer Glas*glocke*; S. 81: „Es wird sich in der Glocke eine Zone finden, wo sie zu *harmonisiren* anfängt, und den Ton der *Glasharmonika* (?) völlig nachahmt". Wenn Phosphor mit Jod in der Wärme behandelt Hydrojodsäure gab (S. 89), so waren beide, zumal das Jod, zuverlässig nicht vollkommen trocken; Jod ist eine äusserst hygroskopische Substanz, und es dürfte nicht geringe Schwierigkeiten haben, sich zu vergewissern, dass, vorgängig der Erhitzung, alle atmosphärische Feuchtigkeit völlig aus dem Spiele gekommen. Dass *Döbereiner's* sog. *Carbonium* (S. 92. §. 170) nicht reiner Kohlenstoff, sondern eisenhaltiger, also nur ein Graphit ist, den, beyläufig bemerkt, schon *Scheele* nicht für eine chemische, sondern für eine mechanische Verbindung des Carbon. mit Eisen ansieht (Sämmtl. phys. und chem. Werke II. 232. §. 8) folgt aus *Gay-Lussac's* Versuchen; *Ann. de Chim. et de Physique* IV. 69. Auch sind *Döbereiner's* Annahmen, dass der Diamant aus 68,9 Carbon. und 7,5 Oxygen, und der Kohlenstoff aus 68,4 metallischem Carbonium und 1 Hydrogen bestehe (S. 91—92. §. 169—170), unerwiesene Behauptungen, deren Aufstellung, in Form einzelner §§., in einem Lehrbuche, dessen Vf. in der Vorrede ausruft: „Indessen nicht immer ist das *Neueste* zugleich das *Wahreste*" (*Wahre*) mindestens befremden muss. *D's.* Carbonium dürfte ausserdem jener von *Scheele*, aus dem Rückstande des mit verdünnter Säure behandelten Gusseisens erhaltenen schwarzen Substanz nahe kommen, welche, mit Königswasser ausgezogen, dem Reissbley ähnelt, und die, mit Salpeter verpufft, wenigen *weissen Bodensatz* fallen liess; *Scheele's.* Sämmtl. Schr. II. 233. Rec. zweifelt daran, dass es einen Kienruss giebt, der, in Menge verbrannt, nicht merkbare Theile von Asche hinterlässt. — Mit mehreren Chemikern hält Hr. *W.* das Hydrogen für die säuernde Substanz in der Salzsäure, Hodrojodsäure und Flusssäure, obschon die Stellung des Hydrogens im elektrochemischen Systeme, dessen aus dem Verhalten zum Oxygen erschliessbare grosse Elektropositivität, seine grosse Brennbarkeit im Gegensatz der Unentzündlichkeit des Chlor und des Jod, die Aehnlichkeit, welche Chlor und Jod mit einander durch ihr Verhalten zu den brennbaren Grundstoffen darbieten u. s. w. u. s. w. das Gegentheil nicht nur höchst wahrscheinlich machen, sondern dieses auch mittelst des Galvanismus erweisbar ist. Denn, so gut wie bey der Wasserzerlegung, mittelst der Poldräthe einer *Volta*'schen Batterie, Oxygen zum Zinkpol und Hydrogen zum Kupferpole sich begiebt, und gleiche zersetzende Vertheilung z. B. auch die Schwefelsäure, Arsensäure u. s. w. erfährt (schon mittelst einfacher Ketten, deren sog. Erregerpaar aus Zink und Platin besteht), ebenso auch die Salzsäure, Hydrojod- und Hydrobrom-Säure; Chlor, Jod und Brom treten nicht am Kupferpol, sondern am Zinkpol hervor, an jenem erscheint

dagegen das Hydrogen. Fasst man daher alle Hauptverhalten zusammen, so gehören Oxygen, Fluor, Chlor, Brom und Jod offenbar in eine und dieselbe Abtheilung des Systems der Chemie, Hydrogen hingegen in jene, in welche Schwefel, Phosphor, Arsen und Tellur gemeinschaftlich gebracht zu werden verdienen, und die *Kastner* (in seinen Grundzügen) durch *Brennzünder* bezeichnet, während er erstere unter der Benennung *Zünder* in eine gemeinschaftliche Abtheilung bringt. Dass Chlor, Jod u. s. w. den Schwefel und den Phosphor nicht in dem Masse säuern, wie solches von Seiten des Oxygen der Fall ist, kann der Annahme, dass in der Salzsäure, Hydrojodsäure u. s. w. das Hydrogen die gesäuerte Base ist, nicht zum Einwurfe gereichen, da Schwefel, Phosphor und Selen jenen Säurern weit näher stehen als Hydrogen, das bekanntlich vom Schwefel wie vom Selen vollkommen gesäuert wird, da in den Chloriden des Arsen und Tellur bereits ein beträchtlich hoher Säuerungsgrad erreicht erscheint, und da Fluor, Chlor, Brom und Jod ihr Vermögen zu säuern an mehreren Erd- und Erz-Metallen vollkommen erprobt haben. In neueren Zeiten haben einige Chemiker die Grundstoffe in nichtmetallische oder Ametalle und in Metalle abgetheilt. Ungeachtet diese Eintheilungsart gegen sich hat, dass sie negative Definitionen an die Spitze stellt, und eine Classe von Stoffen voranschickt, deren Gesammtbenennung erst verstanden werden kann, wenn man weiss, was die folgende Classe in sich begreift: so ist sie doch zu entschuldigen; wie es aber Hr. *W.* rechtfertigen will, dass er (S. 102. §. 187) die *Metalle* selbst in Metalloide und *eigentliche* Metalle sondert, sieht Rec. nicht ein. Hätte er daraus zwey besondere Classen, nämlich Metalle und Metalloide, gebildet, so würde er nicht mit der S. 101. §. 186 seines Handbuchs befindlichen Ueberschrift *Metalle*, in dem darauf folgenden §. in Widerspruch gerathen seyn. Die Metalloide spaltet der nun folgende §. in *alkalische:* Kalium, Natrium, *Ammonium*, Barium (Baryum), Strontium, Calcium, Magnesium, Lithium [das seiner gröſseren Aehnlichkeit wegen unmittelbar dem Natrium folgen sollte] und *erdige:* Silicium, Zirkonium, Yttrium, Glycium und Aluminium; das Cerer ist, der älteren Eintheilung gemäss, den Metallen beygegeben (und ebenso das *Tantal*), obgleich es den erdigen Metallen näher steht, als irgend einem Metalle. Dass das Ammonium bloss der Analogie wegen unter die alkalischen Metalloide gebracht worden, findet man S. 108. §. 204 bemerkt. Das Baryum wird ebendaselbst, §. 205, unter der richtigeren Benennung Barytium aufgeführt. S. 110. §. 209 fügt Hr. *W.* der Beschreibung des Calcium hinzu: „Der von mir entdeckte *flammende Pyrophor* verdankt dem Calcium seine Eigenschaften". Es ist dieser Pyrophor das durch Erhitzen von Aetzkalk und Phosphor gewonnene Calcium-Phosphorär, bereitet in einem Glase, das im unteren Raume ein Gemenge von 2 Gewichtstheilen Kalk und 1 zerschnittenen Phosphor, und darüber noch 3 Kalkpulver enthält, oben aber um ⅓ leer und während der Erhitzung (bis sich im oberen Glasraume röthliche Phosphorstreifen zeigen) unten mit Sand umlagert, und durch einen Kreidestöpsel verschlossen bleibt. So oft man nach dem Erkalten etwas von diesem röthlichen Pulver ausschüttet, entzündet es sich, und flammt, ehe es den Boden erreicht hat. Das *Magnesium* wird, der in §. 188 angegebenen Reihenfolge ungeachtet, nicht unter den alkalischen Metalloiden, sondern, S. 113. §. 216, zwischen Silicium und Zirkonium beschrieben; wohin es denn doch auch nicht entfernt gehört. Wenn S. 114 f. gesagt wird: Barium (Baryum), Strontium, Magnesium und Calcium sind minder brennbar, und Hr. *W.* dann fortfährt: „weniger leicht solubel, und erscheinen *erdartig;* daher werden sie von Einigen auch *erdige* Alkalien genannt", so fehlt vor weniger „als *Oxyde* sind sie" und muss dann weiter statt „daher werden *sie*" heissen: daher werden *diese* (nämlich Oxyde) u. s. w.; denn dass die genannten Metalle selbst kein erdartiges Ansehen haben, war Hn. *W.*, da er §. 221 niederschrieb, so gut bekannt, wie jedem anderen Chemiker. Allerdings sind die S. 115. §. 223 beygebrachten Gründe, dass die Alkali- und Erd-Metalle *Hydrüre* seyen, zu beachten, und zwar um so mehr, da die stöchiometrische Zahl des Hydrogen, ihrer Kleinheit wegen, leicht eine geringe Menge desselben übersehen lassen könnte; indess spricht doch gegen diese *Ritter*'sche und *Seebeck*'sche Vermuthung die Thatsache, dass *trocknes* Chlor und ölfreyes Kalium oder Natrium vollkommen wasserfreye Chloride geben; dass aber im Chlor selbst noch ein kleinster Antheil Wasser chemisch gebunden zugegen sey, wird durch denselben Versuch sehr unwahrscheinlich, weil sonst, z. B. neben dem Kaliumchlorid, entweder Wasser, oder in Folge der Wechselwirkung von Chlor und Hydrogen, Oxygen und freye Salzsäure erscheinen müssten, was aber durchaus nicht der Fall ist. Dass die atmosphärische Luft kein Suboxyd sey (S. 187), beweist ihr Verhalten zum Lichte. *Giovena's* Meinung (S. 194), dass zu der Salpeterbildung die organischen Materien kein Azot hergeben, wiewohl sie die Bildung des Mauersalpeters und mehrere verwandte Phänomene für sich hat, hätte doch wohl, da sie zu den unerwiesenen Behauptungen gehört, zweckmässiger eine Anmerkung, als einen §. gefüllt. Nach dem Verhalten des Salpetergases zur wässerigen Lösung des Eisenoxydulsulphat suchte Rec. S. 195—198, und namentlich bey §. 411 und bey Versuch 143 vergeblich. Diejenigen, welche alle Mineralquellen als Ausspühlwasser der Gebirge betrachten, mögen beherzigen, was Hr. *W.* S. 205 §. 438 treffend entgegnet; ob dergleichen Quellen aber galvanischen Ursprungs seyn können, wie §. 484 vermuthet wird, darüber möchte der als glücklicher Arzt und ausgezeichneter Chemiker gedoppelter Beurtheilung fähige Vf. jetzt auch wohl eine andere Meinung hegen, als jene, welche mit der vertheilenden Wirkung galvanischer Batterieen in directem Widerspruche steht. Wie früherhin, irrt Rec. nicht, *Parmentier* den lächelnerregenden Vorschlag machte, das Andenken grosser Männer durch eiserne Medaillen zu bewahren,

deren Metallgehalt man der Asche ihres Blutes entzogen hatte, so stiess Rec., zu seiner Verwunderung auch hier, S. 221 §. 471, auf einen ähnlichen Wink: „Diese Säure (die aus Knochen bereitete, annoch bis zum Nichtzerfliessen verunreinigte Phosphorsäure) passt sehr gut zu Denkmälern an (auf) Verstorbene." S. 363 §. 827 erinnert Hr. *W.* an das von *Proust* (soll heissen *Prout*) beobachtete Vorkommen von *freyer Salzsäure* im Magen eines Kaninchens (Phil. Transact. 1824 und daraus in den Ann. de Chim. et de Phys. Septm. 1824. S. 36 und in *Kastner's* Arch. f. d. ges. Naturl. III. 92 f.); möchte es Hn. *W.*, der sich ebenso häufig als lehrreich mit zoochemischen Untersuchungen beschäftigt, doch selber gefallen, diese Beobachtung weiter zu verfolgen! — Hinsichtlich des Vorkommens von *Quecksilber* im Kochsalz findet sich unter den älteren Chemikern wohl bey *Kunkel* das Beachtungswertheste; übrigens muss bey diesen und allen ähnlichen Vorkommen zunächst entschieden seyn, ob auch die etwa bey dergleichen Versuchen angewendete Schwefelsäure frey von Merkuroxydsulphat war. Merkurselenür möchte z. B., wenn auch in sehr kleinen Mengen, doch aber in vielen Gegenden Schwefelkiese häufiger begleiten, als man gewöhnlich annimmt, dass es der Fall sey. Unter den neueren hieher gehörigen Beobachtungen ist die von *Weigel*, so wie die von *Geiger* (Berlinisches Jahrb. f. d. Pharmacie XVIII. 255), den S. 364 erwähnten Wahrnehmungen noch beyzufügen. Warum nennt der Vf. S. 364 Kalium *Potassium*, dem entgegen, was er zuvor S. 106 gesagt? Potassirtes Wasserstoffgas klingt für Ohren, denen die Abkunft des Wortes *Potasse* (von Pottasche) bekannt ist, doch in der That barbarisch. Die Phosphorsulphüre sind keinesweges immer gelblich (S. 366 §. 836), denn das aus weingeistiger Schwefelkalium-Lösung mittelst Phosphor gefällte Sulphür stellt, so lange noch keine Einwirkung des Lichtes darauf statt hatte, ein *weisses* Pulver dar. Die Kleesäure (Oxalsäure, S. 378) kommt nicht lediglich in der organischen Natur, sondern auch im Mineralreiche vor; ebenso auch die Essigsäure und die Ameisensäure. *Glycyrrhizin* und *Oelsüss* (S. 420) hätten billig nach §. 997 (S. 421) aufgeführt werden sollen, da sie mit dem Zucker kaum mehr als den Geschmack theilen. Dass die *Stärke* (Amylon) nach *Hall* durch Behandlung des mit Wasser bereiteten Stärkebreys und Auswaschen mit Wasser, das durch Schwefelsäure angesäuert worden, sehr weiss wird, hat seine Richtigkeit; es verdiente aber noch untersucht zu werden, ob hiebey mit der Stärke keine wesentliche Aenderung vorgeht. Auch wird man, falls von dieser Bleichungsart im Grossen Gebrauch gemacht werden sollte, darauf Bedacht nehmen müssen, dass bey der Stärke kein Gyps verbleibt. Bey der im 1007ten §. S. 424 befindlichen Beschreibung der Pflanzenfaser (Lignin) wäre eine Hinweisung auf *Geiger's* geistvolle Ansicht von der Entstehung dieses — für die gesammte Pflanzenwelt so bedeutungsvollen Bildungstheils — wohl am Platze gewesen. Rec. fand im Alkohol (S. 427) nach *Sömmerring's* vom Rec. abgeänderten Verfahren mittelst Thierblase dargestellt (in warm gehaltenen Gefässen, neben welchen gebrannter Kalk, oder Vitriolöl, oder salzsaurer Kalk sich befindet, während das Ganze mit einer mit ihrem Rande möglichst luftdicht anschliessenden Glocke überdeckt worden) gegen *Chevallier's* Erfahrung, weder Osmazom, noch widerlich schmeckende nur im Alkohol lösliche Substanz, wenn die Thierhaut zuvor, nach *Sömmerring's* Anleitung, *gehörig gesäubert* und *verdünnt* worden war. Mit Recht hat der Vf. (S. 428) der *Geiger*'schen Vorschrift zur Bereitung des *Aethers* vor anderen Verfahren den Vorzug ertheilt; Rec. befolgt dieselbe schon seit Jahren mit dem besten Erfolge, und benutzt sie auch bey kleinen Mengen, unter Anwendung von hohen gläsernen Tubulatretorten, zu vollständig anschaulichen Vorlesungsversuchen. Wenn es sich bey der Bildung des *Aethers* zunächst nur um Wasserentziehung und Oxydation handelte, so ist schwer zu begreifen, warum z. B. durch Erhitzen des Alkohols mit Kali (Aetzkali) kein Aether zu Stande kommt; die Oxydation des Alkohols ist bey dem ganzen Processe offenbar eine Nebensache und zur Essigsäure-Bildung kommt es dabey vielleicht nur wenn atmosphärisches Oxygen von der Mitwirkung nicht ganz ausgeschlossen ist. Dass aber der Entstehung des Aethers die der Schwefelweinsäure vorangeht, haben *Sertürner's* und dann *Hennel's* Versuche so gut wie ausser Zweifel gesetzt; ebenso auch, dass dabey Hyposchwefelsäure nie entsteht. Wenn der Rückstand von dem nach *Geiger* dargestellten Aether keine Schwefelweinsäure mehr enthält, so liegt der Grund lediglich darin, dass bey diesem Verfahren immer nur so viel Schwefelweinsäure zu Stande kommt, als gleich darauf wieder, in Folge der Erhitzung, zersetzt wird. Hn. *Ws.* Freund, *Van Mons*, war schon vor mehr denn 20 Jahren der richtigeren Ansicht über die Aetherbildung sehr nahe gekommen, obgleich *Sertürner* schon früher der Einsicht in die Natur dieses Processes, durch seine Entdeckung der Schwefelweinsäure und Weinschwefelsäure, das Hauptthor eröffnet hatte. Von dieser Säure ist übrigens bey Hn. *W.* nicht hier, wo ihre Erwähnung unumgänglich scheint, sondern schon 219 Seiten zuvor, nämlich S. 210 §. 442, mit wenigen Worten die Rede; es heisst nämlich dort kurzweg: „Die *Schwefelweinsäure Sertürner's* und *Dabit's*, so wie die, welche *Braconnot* bey der Behandlung der Pflanzenfaser u. s. w. mit Schwefelsäure erhielt, ist *Unterschwefelsäure* mit einem eigenen ölartigen Stoffe." *Gay-Lussac*, *Vogel* u. A. haben dergleichen früher behauptet, aber nicht bewiesen, und schon *Sertürner's* Versuche, welche vor *Hennel* darthaten, dass die Weinschwefelsäure erhitzt nicht in Hyposchwefelsäure und Oel, oder vielmehr, und Aether, sondern in Schwefelsäure und Aether zerfällt, zeigten analytisch das Irrige jener Ansicht, während für dieselbe synthetisch den Beweis zu stellen (durch Vereinigung von Hyposchwefelsäure und Aether zu Schwefelsäure) die Verfechter der *Gay-Lussac*'schen Ansicht bis auf diesen Tag schul-

dig geblieben sind. Uebrigens zählt Hr. *W.* den Weingeist (und damit auch den Aether) zu den basischen Substanzen, und rechnet hieher auch die sogenannten *scharfen Pflanzenstoffe*, die zum Theil kampferartig sind, und hier nur (§. 1021 S. 429) mit ein Paar Worten berührt werden. Hinsichtlich des Weingeistes und zum Theil auch des Aethers theilt Rec. Hn. *Ws.* Classificationsprincip, hält jedoch für nothwendig, diese Art Basen von den organischen Salzbasen durch eine passende Bezeichnung zu sondern. Eine dergleichen Bezeichnung findet man im ersten Bande von *Kastner's* Theorie der Polytechnochemie (S. 258), wo Weingeist, Aether, Naphthen, Brenzäther und alle übrigen ätherischen Oele unter der allgemeinen Bezeichnung *Brennbasen* zusammengefasst werden. Ebendaselbst (S. 292) wird auch der *Pflanzenduft* als ein von den ätherischen Oelen in Hauptmomenten *abweichendes* organisches Erzeugniss charakterisirt. Nachdem Hr. *W.* jene Substanzen, „welche fast ganz aus Kohlenstoff und Wasserstoff zusammengesetzt sind und nur sehr kleine Mengen Sauerstoffes enthalten“ (wohin er die ätherischen Oele, Kampfer, Balsame, Harze, Milche oder Gummi-Harze, Cautchouc, Erdöl und Erdharz, Cerin und Myricin, fixe Oele, Elain und Stearin und Cetine bringt) sehr kurz abgehandelt hat, wendet er sich zu den „*acident* Verbindungen des Kohlenstoffs mit Wasserstoff und Stickstoff“, die Hr. *W.* lediglich, weil sie zu den drey- und mehrfachen Verbindungen gehören, und Hauptbestandtheile haben, wie sie in den pflanzlichen Erzeugnissen als charakterisirende Stoffe hervortreten (Carbon, Azot, Hydrogen), erst hier beschreibt, obgleich ihre Kenntniss schon bey der Betrachtung der Metalle unabweisbar erschien. Bey einer neuen Auflage seines Handbuches wird er ohne Zweifel von einer Folgenreihe abgehen, die, was offenbar zusammengehört, gewaltsam trennt — weil ein der Blausäure ähnliches Erzeugniss auch in einigen ätherischen Oelen vorkommt. *L. Gmelin* u. A. sind hierin schon lange mit einer zweckmäsigeren Anordnung der Vortrags-Gegenstände vorangegangen. Den entfärbten Indigo hält Hr. *W.* mit *Döbereiner* (und mit *Chevreul*) für eine sogenannte Hydrogensäure; Rec. ist auch jetzt noch, nachdem die hieher gehörigen Versuche von *Berzelius* vorliegen, derselben Meinung; das Verhalten der Hydroindigsäure zum Oxygen ähnelt nicht nur im hohen Grade jenem der Hydrothionsäure, sondern schliesst sich auch in gewisser Hinsicht dem Chemischen der Blausäure an; indessen fehlt für die *Cheuvreul*'sche, wie für die *Berzelius*'sche Ansicht noch das (die Richtigkeit einer von beiden Ansichten unbezweifelbar darthuende) *Experimentum crucis*; z. B. die Behandlung des absolut trockenen weissen Indigo mit ebenso trockenem Oxygen, bey hinreichend erhöhetem Druck und mäsiger Erhitzung; ob dabey Wasser erzeugt werde oder nicht? Ferner: die Erhitzung des wasserleeren weissen Indigo mit trockenem Schwefel u. s. w. — S. 467 u. ff. wendet sich Hr. *W.* zu den „*Basischen* Verbindungen des Kohlenstoffs mit Wasser-Stick- und Sauerstoff“. Die erste Abtheilung (a) derselben nennt er *thierisch*-vegetabilische Substanzen, und führt als solche auf: Morphin, Daturin, Atropin u. s. w., Ferment oder Zumin, Triticin (Kleber), Kleber und Fungin; das sind aber lauter *Pflanzen*-Erzeugnisse. Rec. meint die Zeit sey doch vorüber, in der man Verbindungen darum *thierische* (richtiger thierliche; denn Erstes deutet an, dass die Substanzen thun und wirken nach Art der Thiere, Letztes, dass in ihnen Etwas gegeben ist, was an das Bestehen oder an die Zusammensetzung der Thiere erinnert) nannte, weil sie Azot enthalten; denn mit demselben Rechte würde man auch den Indigo, die Blausäure, den Blaustoff, die Salpetersäure als thierliche Verbindungen zu bezeichnen haben, und von einer thierlichen Abstammung, worauf jene von Hn. *W.* gebrauchte Bezeichnung zunächst hinweist, ist denn doch auch bey keinem einzigen jener Erzeugnisse die Rede, welche Hr. *W.* unter thierisch-vegetabilische begreift. Die zweyte Abtheilung (b) ist überschrieben: „Von den *animalischen* Substanzen“, wo dann Mucus, Eyweissstoff (wenn der Vf. hier das Wörtchen *stoff* anhängt, warum denn nicht auch bey Mucus, Gallerte u. s. w., oder warum lässt er es bey Eyweiss auch nicht weg, da er doch bey Mucus nicht Gebrauch davon machte?) Gelatin, Osmazom, Galactin, Fibrin, Hämatin (Blutroth) Gallenstoff, Harnstoff und Chitin an die Reihe kommen. Im §. 1180 (S. 492) erinnert Hr. *W.* an *Macquer's* wohlgelungenen Versuch, saueren Traubensaft, den Jederman der Weinzeugung für unfähig erklärte, durch Zusatz von Zucker dahin zu bringen, dass er trefflichen Wein gebe; Rec. hat in den Jahren 1806, 1816 und 1829 von diesem Mittel erspriesslichen Gebrauch gemacht, zugleich aber auch bestätigt gefunden, was schon *Stahl* erfahrungsgemäss lehrte, dass die Gährung durch den Zusatz von Zucker sehr verlangsamt wird, weshalb es unbedingt nothwendig ist, das carbonsaure Gas dabey so abzuleiten, dass dagegen keine atmosphärische Luft zur weinigen Flüssigkeit zu treten vermag, weil sich sonst nicht blos etwas, sondern sehr viel Essigsäure auf Kosten des Weingeistes bildet, was in gut eingerichteten Mostjähranstalten nun schon seit mehr denn 20 Jahren überhaupt gänzlich vermieden wird. *Verwesung* und *Fäulniss* werden von dem Vf. als nicht verschieden betrachtet, wogegen jedoch die Bedingungen (für erste Meidung *tropfbaren* Wassers, für letzte nothwendigen Zugegenseyns desselben) und die Erzeugnisse (Humussäure, fettige Säuren, in gewisser Beziehung vielleicht auch Salpetersäure, sammt erdharzigen und kohligen Substanzen und dagegen: überwiegend viel Hydrogenide; nämlich Ammon, Hydrothion, stinkende Hydrocarbone u. s. w.) sprechen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 3.

CHEMIE.

1) Leipzig, b. Barth: *Handbuch der populären Chemie* u. s. w. Von Dr. *Ferdinand Wurzer* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Populäre Darstellung der neueren Chemie* u. s. w. Von *Otto Linné Erdmann* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Bey den *fäulnisswidrigen* Mitteln, §. 1202 (S. 501), hätte der im Jahr 1826 schon lange bekannten Wirkung der Holzsäure (wie jetzt sehr wahrscheinlich ist, der kreosothaltigen Essigsäure) auf Fleisch gedacht werden sollen; auch war damals *Appert's* Verfahren zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln schon viele Jahre hindurch in Gebrauch genommen. Rec. hatte vor mehreren Jahren Gelegenheit, sich von der Anwendbarkeit dieses Verfahrens auf schon gekochte Speisen zu überzeugen; er fand ½ bis ¾ Jahr zuvor bereitete Eyerspeisen, ab- und eingesottene Milch-, so wie auch Fleisch-Speisen verschiedener Art, so bald nur die sie enthaltenden Gefäfse zuvor in heissem Wasser gehörig angewärmt worden waren, gerade so schmackhaft, als ob sie ganz frisch bereitet worden seyen. — Im letzten (7ten), den Salzen gewidmeten Abschnitte hätte wohl billig bey *Salpetersäure* des Natron- und Kalk-Nitrat, bey *Borsäure* des Verhaltens derselben zu erdigen Alkalien, bey *Phosphorsäure* jenes zu Magnesia und Ammon, bey der *Ameisensäure* ihrer reducirenden Wirkung auf Silberoxyd u. s. w., und bey *Benzoësäure* und *Bernsteinsäure* des Verhaltens ihrer Alkalisalze zu Eisenoxyd- und Manganoxyd-Salzen gedacht werden sollen. Die Verbindungen der *Hydrochlorinsäure* (Salzsäure) mit Salzbasen betrachtet der Vf., der älteren Ansicht gemäfs, nicht als Metallfloride, sondern als hydrochlorsauere Salze. Möchte er es versuchen diese Ansicht durch neue Versuche zu unterstützen; von ihm angestellt würden sie der Wissenschaft jedenfalls erspriesslich werden.

No. 2. Manches von jenem, was im Vorstehenden hinsichtlich des Inhalts des *W*'schen Lehrbuchs bemerkt wurde, findet auch auf den des *E*'schen Werks seine Anwendung; doch stöfst man hier noch auf Eigenthümlichkeiten, welche in einer Recension nicht übersehen werden dürfen, weil sie zu berühren sowohl die Leser als der Vf. es dem Rec. zur Pflicht machen.

Sättigung und *Neutralisation* sind Hn. *E.* (wie den älteren Chemikern) gleichbedeutende Begriffe (S. 14 ff.), während doch die Neutralisation nur eine bestimmte Stufe der Verbindung, aber keinesweges die Erschöpfung des ganzen Fassungsvermögens der einen Substanz für die andere bezeichnet. Das Kali z. B. ist im Kalisulphat neutralisirt, aber nicht gesättigt, im Bisulphat hingegen gesättigt (es kann, zur festen Proportion, nicht mehr Schwefelsäure aufnehmen; es ist an Schwefelsäure satt), aber nicht neutralisirt. Will aber etwa Hr. *E.* das einfache Sulphat als eine Base betrachtet wissen, welche, verglichen mit dem Kali, sehr geschwächt erscheint in ihren Wirkungen auf Säuren, so ist das Bisulphat seiner Definition zufolge dennoch keinesweges neutralisirt, und mithin ebenso wenig gesättigt; denn von *solchem Kali* gilt dann, was Hr. *E.* (S. 15) von den meisten chemischen Verbindungen bemerkt, dafs es (im Bisulphat) mit seinen Eigenschaften in jenen des Sulphats untergegangen ist, oder, wie Hr. *E.* sich ausdrückt, dafs es (das Sulphat) die Eigenschaften eines seiner Bestandtheile (der Schwefelsäure) zum Theil behalten hat. Zwischen Lösung und Auflösung unterscheidet der Vf. ebenfalls nicht, und letzte charakterisirt er in einer Weise, wie es, so viel Rec. weiss, bis dahin noch nie versucht wurde. „Solche Verbindungen (heisst es S. 15) sehr kräftig wirkender und mit hervorstechenden Eigenschaften begabter Stoffe (wie kurz zuvor beyspielweise erwähnt worden: die Vermischung des Wassers mit Schwefelsäure und die des Zuckers mit Wasser) mit dem indifferenten Wasser, oder einem anderen ähnlichen Körper, nennt man, wenn sie in flüssiger Form erscheinen, gewöhnlich *Auflösungen* der Körper, und unterscheidet sie von denjenigen chemischen Verbindungen, deren Bestandtheile unter günstigen Umständen zur Neutralisation gelangen können, obgleich ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen nur verschieden modificirten Erscheinungen der Verwandtschaftskraft nicht stattfindet." Rec. bemerkt hiebey und hiegegen: *Auflösungen* nennt man *entweder* alle jene Fälle, in welchen ein Flüssiges ein von ihm verschieden geartetes Starres oder Weiches, oder doch ein in abweichender Form Flüssiges in sich auf-

nimmt, ohne dass man dabey die Frage aufwirft, ob beide, solchergestalt in Verbindung getretene, Materien nur physisch, oder zugleich auch chemisch ausgeglichen erscheinen (wie man denn, in diesem Sinne, sowohl das Verdünnen der Schwefelsäure mit Wasser — wiewohl dieses von Einigen weder zu den Lösungs- noch zu den Auflösungs-Erscheinungen gezählt, und daher auch nicht Lösung oder Auflösung, sondern Verdünnung genannt wird — und das Zergehen oder Schmelzen des Zuckers im Wasser, als auch das Eingehen z. B. des Kalks in die flüssige Essigsäure, des Metalloxydes in die flüssige Säure oder Base u. s. w. als Auflösungen betrachtet), oder man unterscheidet *Lösung* und *Auflösung*, indem man den ersten Ausdruck bey der rein physischen (mechanischen, *oder* auch lediglich durch Entgegnung von Wärme und Cohäsion zu Stande gekommenen), keine wesentliche Veränderung der chemischen Eigenschaften erzeugenden Wechselwirkung, den letzten hingegen nur bey jenen auf chemische Entgegnung sich gründenden Wechselwirkungen anwendet, wo beide, das Mittel (Auflösungsmittel) und das darin Aufgenommene, wechselseitiger Ausgleichung ihrer chemischen Wirkungswerthe und dadurch bedingter Erlangung neuer chemischer Eigenschaften unterworfen erscheinen. Jede Auflösung (*Dissolutio*) setzt Lösung (*Solutio*) voraus, oder ist von ihr begleitet, aber nicht umgekehrt; auch hat Lösung nie nothwendig chemische Ausgleichung im Gefolge. Dasjenige Wasser, welches die gasige Schwefelsäure, sie in sich aufnehmend, in Vitriolöl verwandelt, ist ein auflösendes, Wasser hingegen was diese chemische, mit neuen Eigenschaften hervortretende Verbindung verdünnt, ein lösendes; und ebenso ist alles Wasser, was Krystallisation bedingt, ein chemisch gebundenes, das hingegen, was solche Krystalle, sie schmelzend, in sich aufnimmt, oder was ihnen anhaftet (wie im Kochsalz), ein physisch verbundenes. Die erste Vereinigungsweise, und so auch jene der gasigen Schwefelsäure mit Wasser, ist stets mit sehr merklicher (im letzten Falle heftiger) Elektricitäts-Erregung verbunden, die physische, z. B. die blosse Lösung nur in so weit mit spurenweiser (und auch dieses sehr selten), als es dabey zu sehr beträchtlichen Temperaturumstimmungen kommt. — Uebrigens hätte bey „Chemische Verwandtschaft“ wohl auf das Unpassende dieses veralteten, statt der Erklärung nur ein Wort, und noch dazu ein in diesem Falle unrichtig gebrauchtes, darbietenden Ausdrucks aufmerksam gemacht werden sollen, was jedoch der Vf. nicht nur unterlassen hat, sondern dem er auch, zur Erläuterung desselben, eine Begriffsbestimmung hinzufügt, welche den Anfänger über die Hauptsache nicht weniger im Dunkeln lässt, als das Wort *Verwandtschaft* selbst. Er bemerkt nämlich, S. 14, man nennt Körper, welche gegenseitig ein „Bestreben“ zur Vereinigung haben, verwandte Stoffe. — Erinnert sich nun der Anfänger, dass von *Bestrebungen* nur dort die Rede seyn kann, wo es sich von Willensthätigkeit handelt, so geräth er in Gefahr, die chemisch wirksamen Stoffe als Wesen zu betrachten, welche, wenn sie sich wechselseitig zur Vereinigung bestimmen, Trieben folgen, die vom Willen abhängig sind, und die mithin diesen auch, und damit Beseelung in den Stoffen, voraussetzen lassen. Späterhin, wo von der sog. Wahlverwandtschaft die Rede ist (S. 17), wird zwar hinzugefügt, dass bey dieser Erscheinung an eine freye Wahl nicht zu denken sey, aber die Wahl selbst ist damit noch nicht ausgeschlossen, und sie hätte gleich von vorn herein beseitigt werden sollen. Auch findet es Rec. auffallend, dass der Vf. annimmt, seine lehrbegierigen Leser seyen bereits mit der Chemie bekannt; denn er beginnt S. 16 mit den Worten: Nicht alle Körper haben, *wie bekannt*, Verwandtschaft zu einander u. s. w. Bey der Definition der *Säuren* ist von einer Berücksichtigung der galvanischen Zersetzungsverhalten ihrer wässerigen Lösungen zunächst gar nicht, und von ihrem Salzbildungsvermögen erst bey den Salzen die Rede, und nur an ihren sauren Geschmack und Röthung verschiedener blauer Pigmente wird appellirt, wenn es gilt, sie als solche kenntlich zu machen. Hienach sind z. B. stechend süsslich schmeckende Benzoesäure, die süsslich schmeckende Hydrothionsäure, die meistentheils eigenthümlich widrig, aber nicht sauer schmeckende Metallsäuren, die anfänglich kühlend und dann stechend scharf bitterlich schmeckende Blausäure u. s. w., ferner die zwar Lackmus schwach röthende, aber doch völlig geschmacklose Harnsäuere u. s. w. keine Säuren. Bey den Alkalien heisst es unter anderen: „Die gelbe Farbe der Tinctur der Curcumawurzel wird durch die Alkalien *geröthet* (welche Alkalien röthen denn das Curcumapigment?) oder gebräunt, und dieses Mittels bedient man sich in Gestalt gefärbter Papiere am häufigsten zu ihrer Ausmittelung.“ Es ist aber bekannt, dass gerade dieses Reagens für die Alkalien zu den unsichersten gehört, da es von Borsäure in Braunroth übergeht, vom Uranoxyd-Sulphat und -Vitrat, so wie vom Kupferoxyd-Acetat aber gebräunt wird. Weiterhin (S. 23) wird von den Salzbasen bemerkt, dass sie die Fähigkeit besitzen, Säuren zu *neutralisiren*. Da der Vf. zuvor (S. 15) Neutralität an der Gegenwirkung von Schwefelsäure und Kalk erläutert, und mithin den Ausdruck Keinerleyheit, wie sonst immer geschah, auf die gegenseitige *gleiche* Erschöpfung der den Bestandtheilen des neutralen Gemisches für sich zukommenden Eigenwirkungen und nicht etwa, im Sinne von *Berzelius*, auf das stöchiometrische Bestandtheilverhältniss bezogen wissen will (eine Beziehung, der auch in dem ganzen Abschnitt, überschrieben *Proportionen*, S. 24—32 nicht gedacht wird): so gehören mithin viele Erzmetalloxyde, so weit sie nämlich mit Säuren lösliche Salze geben, nicht zu den Basen, da diese Art ihrer Salze Lackmus entweder röthen, oder seltener (wie Merkuroxydul-Nitrat, Bleyoxyd-Subacetat u. s. w.) Geröthetes bläuen, und selbst auch jene erdigen Alkalien, welche als Carbonate sich im Wasser löslich zeigen, sind Obigem gemäss nicht den Neutralen beyzuzählen, da ihre wässerige Lösung Lackmusroth bläuet. Auch wird man, nur die Gegenwirkung auf Pigmente be-

fragend, die Borſäure für eine Baſe halten müſſen, da ſie z. B. mit den zweyten Fluoriden des Kalium und des Natrium, wenn ſie denſelben unter gewiſſen Verhältniſſen beygegeben worden, die zuvor geröthete Lackmustinctur bläuet. In welchem Maſse ſchwankend überhaupt die auf Pigment-Gegenwirkungen gegründeten Kennwerthe chemiſcher Agentien ſind, beweiſet mehr denn ein ſogenanntes Neutralſalz, und mehr denn eine Säure oder Baſe. *Roloff* ſah Lackmuspapier von reinem Salmiak, *Schrader* von Natronacetat (und zwar von ſolch einem, welches Fernambuck violett machte) ſich röthen; N. Berliniſches Jahrb. f. d. Pharm. II. 262 u. I. 249. Während das Sulphat des Kupferoxydes, ſo wie jenes des Zinkoxydes, Lackmus ungeröthet läſst, wird Lackmustinctur vom Wismuthoxydnitrat ſehr ſtark und vom Silberoxyd-Nitrat wenigſtens anfänglich geröthet. Dagegen läſst, *Richter* zufolge (*Bourget's* Chem. Handwörterb. fortgeſetzt von *Richter* III) ſog. ſalzſaures Zinnoxydul, Lackmus- wie Veilchen-Blau ungeändert, und Kalkoxalat grünt letzteres, wenn es mit Veilchenſyrup geſotten wird, und ſelbſt dann, wenn man es aus überſchüſſiger Säure niedergeſchlagen hatte; vergl. *Bergman* Opp. I. 263 und *Guyton Morveau* Allg. theoret. u. prakt. Grundſ. der chem. Affinität oder Wahlanziehung; a. d. Fr. von Dr. *J. Veit*, herausgeg. von Dr. *S. F. Hermbſtädt*. Berlin 1794. 8. S. 158. Ebenſo geht Veilchenblau in Grün über durch Merkurchlorid (*Henry* Chemie für Dilettanten, a. d. Engl. von Dr. *J. B. Trommsdorff*. Erfurt 1803. 8. S. 136), ſo wie durch Zinkoxyd-Acetat und -Vitrat, was ſchon *Neumann*, in ſ. *Praelect. chem.* herausgegeben von *Zimmermann* (Berlin 1740. 4. p. 35) erwähnt, mehrerer ähnlicher, ſowohl das Lackmus- und Veilchen-Blau, als die meiſten Blaufarben der Blumen betreffender, Gegenwirkungen nicht zu gedenken. — S. 27, bey der Lehre von den Proportionen ſagt der Vf.: „*Wollaſton* giebt dem Sauerſtoffe 10, *Berzelius* 100, *Dalton* 1, *Davy* und *Döbereiner* dagegen dem *Waſſerſtoffe* 1." Dieſe Ausſage aber enthält eine kleine Unrichtigkeit. Während nämlich *Wollaſton* und *Thomſon* den Sauerſtoff als Einheit ſetzten, nahm *Dalton* und mit *Humphry Davy* den Waſſerſtoff dafür an; vergl. *Thomſon's* Abh. in deſſen *Annals of Philoſophy* Vol. II. p. 32 f. 109 f. 197 f. 283 f. Vol. III. 134 f. 375 f. und Vol. IV. 11 f. 83—89. *Dalton's* Ein neues Syſtem des chem. Theiles der Naturwiſſenſchaft. Aus dem Engl. überſ. von *F. Wolff*. Berlin 1812. 8. S. 249. Wenn ferner der Vf. S. 35 hinſichtlich der Hypotheſen über das *Licht* hinzufügt: „Allein die unſtatthafte Annahme des Aethers auch zugeſtanden, ſo läſst dieſe Anſicht doch noch Vieles zu wünſchen übrig, und Vieles iſt nach ihr durchaus nicht zu erklären, was ſich nach *Newton's* Hypotheſe ſehr einfach erklärt, wohin vorzüglich die chemiſchen Wirkungen des Lichtes gehören u. ſ. w.": ſo entgegnet Rec., daſs die Phänomene der *Interferenz*, die aus der Vibrationstheorie nicht nur ſehr einfach abgeleitet werden können, ſondern lediglich durch dieſelbe zur Entdeckung gebracht wurden, nach der Emanationshypotheſe bis jetzt nicht erklärt zu werden vermochten, und daſs die Erklärungen der chemiſchen Licht-Wirkungen nach der erſten Anſicht ſehr wohl möglich werden, wenn man nur nicht darauf beſteht, daſs es der Aether (ein unerweisliches, rein hypothetiſch angenommenes Weſen) ſey, deſſen Wellenbewegungen das Licht erzeugen, ſondern daſs es die Theilchen des Mittels (jene der Himmelsluft, wie die der Erdluft, die des Waſſers, wie jene des Glaſes u. ſ. w.) ſelber ſind, die, als *Elementartheilchen* in Vibration verſetzt, jene Bewegung darbieten, die, bis zum Sehnerven fortgeſetzt, uns dieſe Bewegungen empfinden d. h. uns ſehen läſst, während ähnliche Bewegungen, in Körpertheilen (Theilganzen) hervorgebracht, die Phänomene des Schalles erzeugen. Die ſogenannten *Ergänzungsfarben* (S. 377) laſſen ſich mittelſt einer gewöhnlichen Zauberlaterne am leichteſten hervorbringen. In wieweit wir es bey dem durch unſere Atmoſphäre einfallenden Lichte mit *polariſirtem* Lichte zu thun haben, und wie dergleichen Lichtpolariſation durch Brechung zu Stande komme, hätte S. 36 wohl kurz erwähnt werden können, da das Vermögen der ſogenannten doppelten Strahlenbrechung für mehrere kryſtalliniſche Gemiſche zum Theil charakteriſtiſch iſt. Bey den Verfahren, welche S. 50 ff. beſchrieben werden, zur Nachweiſung der ſchlechten Wärmeleitung des Waſſers, wäre die Erinnerung an *Trail's* ſchöne Verſuche (*Nicholſon's* Journ. Vol. XII 137 ff.) wohl nicht am unrechten Orte geweſen. Daſs die Eigenwärme der Grundſtoffe mit deren ſtöhiometriſchem Werthe im umgekehrten Verhältniſſe ſtehe (S. 72), folgerten *Meinecke* und *Kaſtner* aus den hieher gehörigen früher bekannten Thatſachen; vergl. *Schweigger's* Jour. XXVI 253 ff. Daſs die *Cohärenz* der *ſtarren Materien* betrachtet werden muſs als ein Product *aus ihrer Wärmecapacität- und Schmelz-Graden* (S. in *Schweigger's* Journ. a. a. O. S. 256), dafür haben neuere Verſuche mehr als einen Beleg gereicht. — Die S. 87 ſeines Lehrbuchs von Hn. *E.* mitgetheilten Verſuche, über den Einfluſs des *Magnetismus* auf *Kryſtalliſation*, verdienen weiter verfolgt zu werden; ſie beſtätigen jene von *Murray*, widerſprechen aber denen von *Maſchmann* und *Hanſteen*. Schon lange vor dieſen Chemikern beſchäftigten den verewigten *Ritter* ähnliche Verſuche, die jedoch ſämmtlich verneinend ausfielen; vergl. *R's.* elektriſches Syſtem d. Körper. Leipz. 1805. 8. S. 262. Sehr lehrreich dürfte in Beziehung auf Kryſtalliſation werden, wenn man die dabey vorkommenden *Elektriſirungen* durch *Temperatur-Aenderung* und die ſolchen Aenderungen etwa entſprechenden *Umkehrungen der elektriſchen Polaritäten durch Temperaturwechſel* berückſichtigte. Denn, beym Lichte beſehen, dürfte es ſich leicht ergeben, daſs ein nicht unbeträchtlicher Theil von chemiſchen Wechſelzerſetzungen, nämlich ſämmtliche Umkehrungen derſelben mittelſt Umſtimmung der Temperatur, hauptſächlich von den vorgängigen entſprechenden Umkeh-

ungen der elektrischen Polaritäten abhängig erscheinen; so z. B. die Wechselzersetzungen von Kochsalz- und Kalicarbonat-Lösung *in der Kälte* zu Natroncarbonat und Digestivsalz, und dagegen jene der Digestivsalze und Natroncarbonat-Lösung *in der Hitze* zu Kochsalz und Kalicarbonat, ferner die der *kalten* Glaubersalzlösung und des frischgefällten Barytcarbonat zu Barytsulphat und Natroncarbonat, und jene der *heissen* Natroncarbonat-Lösung und des Barytsulphat zu Natronsulphat und Barytcarbonat u. s. w. Dass der Diamant (S. 156) ein brennbarer Körper sey, leitete schon *Boetius* aus der Adhäsion des Mastix zum Diamant ab. Dass *Buffon's* und *Mairan's* sogenanntes *Centralfeuer* (S. 187) dem grössten Theile nach nichts weiter seyn möchte als *Compressionswärme*, vermuthete bereits 1806 *Kastner* (s. dessen Grundr. d. Chem. Heidelberg. 1807. 8. S. 288 u. S. 303); indessen abgesehen von dem, was dieser Ansicht vom Standpuncte der Geologie aus, so wie von Seiten der von Hn. *E.* S. 187 erwähnten *Faraday*'schen Compressionsversuche, und selbst von jenen der Wirkung der Schwere (im Inneren der Erde bis zum Schwerpuncte hin) entgegnen lässt, so dürften die Phänomene des *Vulcanismus* (es sey dem Rec. gestattet mit diesem Worte jene unbekannten Gesammtbedingen zu bezeichnen, durch welche die Vulcane wurden und wirken) schon darum nicht füglich auf die in Folge eigener Lastung hervorgegangene Druck-Wärme der Luft zurückzuführen seyn, weil diese Wärme, nach ihrer Entwickelung, in Folge der Wärmeleitung der Erdmasse durch die Erde nach allen Seiten hin verbreitet, wohl ursprünglich *allgemeine*, nur *einmal* erzeugte, dann aber nicht wieder ersetzte Erhitzung bewirken, aber gerade darum keine mit mehr oder weniger gleicher Stärke andauernde *einzelne*, wie sie die annoch thätigen Vulcane, die heissen Quellen u. s. w. heischen, zu erzeugen vermochte. Die relative Isolation der Vulcane, der Centralheerde, wie der einzelnen Feuerberge, und die fortdauernde Gleichförmigkeit in ihrem Hitze-Spenden, zumal in jenem, welches die heissen Quellen darbieten, sie sind es, die der Annahme einer solchen nothwendig nur einmal möglichen, allgemeinen und alleinigen Ursache der inneren Erdwärme unabweisbar entgegenstehen. Wahrscheinlich ist der Vulcanismus wieder ein Phänomen in dem Grade allgemein bedingt, wie er es seyn müsste, wenn die Druckwärme der Luft ihm zur Wärmequelle diente, oder wenn, wie *Humphry Davy* wollte, brennende Erd- und Alkali-Metalle ihn hervorbrachten, oder wie Andere annehmen, durch das Erd-Erstarren frey gewordene Wärme ihn übrig liess, sondern ein an gewisse *Innenlinien der Erde* geknüpftes *elektromagnetisches*, dessen polare Elektricitäts-Entladungen dort, wo sie auf Wasser treffen, dieses und damit Alles, was dasselbe gelöst enthält, zur Zersetzung bringen, und so Gase aufsteigen lassen, die, in den beengten Räumen sich häufend, einem Zusammendrucke unterliegen, der sie, unter Verbrennung, zur Wiedervereinigung führt. Oder stellt vielmehr jeder vulcanische Centralheerd die *eine* Seite eines Processes dar, dessen andere von uns abgewendete dem Innersten der Erde zugekehrt ist? Wer vermag auf diese und ähnliche Fragen zu antworten? Zur Zeit, mit einiger Bestimmtheit freylich wohl Niemand; doch mag Rec. die Hoffnung nicht unterdrücken, dass es der Genialität künftiger Experimentatoren gelingen werde, Naturprocesse zu entdecken, und in Form von Versuchen zu veranschaulichen, welche im Kleinen Aehnliches leisten, was die Vulcane im Grossen gewähren, und die vielleicht, falls sie einer gewissen Richtungsentgegengesetztheit (Polarität) ihrer Erfolge unterworfen erscheinen, es möglich machen, an einer Stelle zu zersetzen, was sie an der Gegenstelle wieder vereinigen. Der Magnetismus selbst wird zur Auffindung solcher Versuche vielleicht den nächsten Fingerzeig bieten; und gelingt es erst, was gewissermassen schon jetzt gegeben, wenigstens vollständig vorbereitet ist, lediglich mittelst der Pole des künstlichen Magnet das Wasser zu zerlegen, so wird auch wohl das Experiment nicht ferner weilen, durch das mit dieser Zerlegung auch die Wiederherstellung des Wassers als nothwendig verknüpft erscheint; so jedoch, dass beide Processe, der trennende und der einende, ihrer Entstehungsverknüpfung ungeachtet, andauernder örtlicher Sonderung unterliegen. Von welcher Art jene *Grablampen* der Alten waren, welche nicht erst beym Hervorholen an die Luft sich durch diese entzündeten, sondern, was mehrere Beobachtungen ausser Zweifel zu setzen scheinen, schon *brennend* vorgefunden wurden — das wird sich dann vielleicht auch genügender Aufhellung erfreuen. Möge es bald geschehen! Auch wird sich wohl nur *nach* solch einem *Experimentum crucis* ein gründliches Wort reden lassen über Entstehung und Natur der *Mineralquellen*, zumal der heissen. Denn diese als meteorisches Ausspühlwasser zu betrachten, das vulcanisch heiss erhalten wird, dagegen spricht nicht nur die grosse Gleichförmigkeit ihrer Temperatur, sondern hauptsächlich auch jene ihrer Ausfliessmenge. Denn sowohl in Zeiten, in denen Vulcane schweigen, wie in solchen, in welchen deren mehrere Feuer speyen, und ebenso in nassen, wie in trockenen Jahren und Jahreszeiten, bleiben, in gleichen Zeitabschnitten, die fortwährend hervortretenden Mengen der Thermen sich gleich, und nicht minder beständig sind die letzten auch in ihren Hauptbestandtheilen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

CHEMIE.

1) Leipzig, b. Barth: *Handbuch der populären Chemie* u. ſ. w. Von Dr. *Ferdinand Wurzer* u. ſ. w.

2) Ebendaſelbſt: *Populäre Darſtellung der neueren Chemie* u. ſ. w. Von *Otto Linné Erdmann* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Ohne Zweifel mögen die Baſaltberge ſo viel Natron u. ſ. w. enthalten, als nöthig wäre den Salzgehalt der aus ihnen hervorbrechenden Thermen zu gewähren; wer hat denn aber bewieſen, daſs ſie ſolchen Dienſt wirklich geleiſtet haben, und wer treibt denn aus dem Umfange des Gebirges, von unten und von den Seiten her, das mit den Salzen geſchwängerte Waſſer ſtets in dieſelbe Richtung hin? Wie iſt es möglich, daſs Felſen, welche Jahrhunderte hindurch unaufhörlich durchwaſchen wurden, auch nur noch 2 Tage nacheinander *dieſelben* Salzmengen durch das Waſſer zu Tage bringen laſſen? — *Struve* hat allerdings über jene Geſteinmaſſen ſehr lehrreiche Verſuche angeſtellt; aber, abgeſehen davon, daſs ſie *Müller* nicht gelangen, fehlt dieſen Verſuchen grade das, was hinſichtlich der Theorie der Mineralquellen einigermaſsen entſcheidenden Werth gegeben hätte, nämlich jene Gegenverſuche, durch welche dargethan würde, daſs die neben den Quellen zu Tage ausgehenden Geſteinſtrecken, verglichen mit den entfernter abgelagerten, *ſalzarm* erſcheinen. *Struve's* Nachbildung der Mineralquellen (der Heilwäſſer) iſt unſtreitig eine ſehr nützliche Verbeſſerung der durch *Meyer* erfundenen ſog. künſtlichen Mineralwäſſer (oder Arzneywäſſer); aber daſs dieſe Nachbildungen keinesweges auf vollkommene Treue Anſprüche machen können, geht ſchon daraus hervor, daſs in den natürlichen Quellen noch täglich *neue* Stoffe und Stoffverbindungen entdeckt werden, und daſs keine Mineralwaſſer-Analyſe in ſolchem Maſse vollendet möglich iſt, daſs man ſagen könne, man ſey durch ſie über *Alles* genau unterrichtet, was in dem Waſſer und *wie* es darin zugegen iſt. — Daſs die *ſchweflige* Säure (ſchweflichte Säure, oder kürzer *Schweflichtſäure*) hauptſächlich zum Bleichen wollener Zeuge, desgleichen zum ſogenannten Schwefeln der Wein- und Bier-Fäſſer benutzt wird, hätte S. 203 wohl mit ein Paar Worten berührt werden können. *Schwefelkohlenſtoff* (S. 209) läſst ſich, des Rec. Erfahrung gemäſs, ſchnell und leicht darſtellen, durch Erhitzen von künſtlichem Schwefeleiſen und Holzkohle. Statt der S. 211 ff. befindlichen älteren und neueren Erklärungsweiſe, betreffend die Bildung der ſogenannten Schwefelleber auf trockenem und auf naſſem Wege, wird der Vf., bey einer neuen Auflage, unſtreitig die auf *Berzelius* Verſuche gegründeten und durch Verſuche erweisbaren Proceſs-Aetiologien mittheilen, wie ſie zum Theil ſchon in neueren Handbüchern, beſonders aber durch *Liebig*, in den Annalen der Pharmacie I 319—320, auseinander geſetzt wurden. Ebenſo werden *Roſe's* Arbeiten über den *Phosphorwäſſerſtoff* ſeiner Zeit den Vf. in den Stand ſetzen, das S. 220 in dieſer Hinſicht Beygebrachte zu berichtigen und zu erweitern. Daſſelbe gilt in Beziehung auf Azot- und Chlor-Oxydate (S. 226 ff. u. 234 ff.), über die neuerlich *Mitſcherlich* beſonders lehrreich geworden iſt, und rückſichtlich der Carbon-Schwefel- und Phosphor-Verbindungen des Chlor, worüber wir vorzüglich *Dumas* und *Roſe* neue Belehrungen verdanken. Daſs das fehlerhaft ſogenannte *Cer*, richtig durch *Cerer* bezeichnete Metall, in Form des Oxydes von *Klaproth* entdeckt, und von ihm *Ochroiterde* genannt wurde, wird Hr. *E.* künftig vielleicht ſchon darum (S. 273) anmerken, weil es neuere Chemiker, z. B. *Gmelin*, wieder den Erdmetallen beyzählen, und mithin von den Erzmetallen getrennt wiſſen wollen. Daſs *Chenevix* das *Palladium* (S. 287) glaubte aus Platin und Merkur zuſammengeſetzt zu haben, ließs der Vf. wohl mit Recht unerwähnt, da dergleichen Dinge eher in einer Geſchichte der Chemie, oder in einem ausführlichen Lehrbuche, aber nicht in einem gedrängten Handbuche derſelben, an der Stelle ſind. Intereſſant iſt es jedoch immer, in Beziehung auf das Pallad, daſs dieſes Metall, *Ritter's* Verſuchen zufolge, in der elektriſchen Spannungsreihe nahe dort auftritt, wo das Silberamalgam ſeinen Einreihungsort hat; *Ritter's* Phyſ. chem. Abh. III 236. — Die grüne Farbe des durchſcheinenden Blattgoldes (S. 290) iſt vielleicht zum Theil Folge ſehr kleiner fremdartiger Beymiſchungen? Denn da es die complementäre Farbe des vom Golde reflectirten Gelbroth darſtellt, ſo ſollte ſtatt deſſelben Blau die Farbe des Durchgangslichtes ſeyn; wie die Spiegelungsfarbe

des Goldes die *gelbe*, wie der Vf. a. a. O. bemerkt, so müsste, falls die Durchgangsfarbe sich zur Reflexionsfarbe als Ergänzungsfarbe verhält, erstere violett seyn. Uebrigens zeigt, wie man weiss, wirklich auch reinstes pulveriges Gold, wenn es im Wasser vertheilt worden, *blaues* Durchgangslicht. Die grüne Durchscheinfarbe des Blattgoldes ist ausserdem darum nie rein, sondern mit gelbem Reflexionslicht vermischt, weil das Durchgangslicht mit dem Spiegelungslicht der (dem Auge zugewendeten) Goldfläche *zugleich* ins Auge fällt, wo dann Gelb und Blau zu Grün sich vereinen, ehe sie die Netzhaut erreichen. Befindet sich das Gold als Pulver im Wasser vertheilt, so wird das an sich schon schwache Spiegelungslicht vom Wasser theils verschluckt, theils vom schwachen Blau des Wassers in das matteste Grün verwandelt. „Neulich hat man," erzählt Hr. *E.* S. 310, „auch öfters Bildung metallischer Kupferstücke aus dergleichen Laugen (Cementkupferwässer) beobachtet, die ohne Mitwirkung von Eisen erfolgt zu seyn scheint. Doch, fährt der Vf. fort, mag hier der Einfluss von Eisen nicht immer gefehlt haben, wie mich selbst gemachte Beobachtungen glauben machen. So sah ich solche Kupfermassen sich in hölzernen Kübeln bilden, die mit *eisernen* Reifen von aussen umgeben waren, mit denen zwar die Kupferstücke nicht direct in Verbindung standen, deren Einfluss aber auf die Fällung des Kupfers unverkennbar war, da sich dieses nur immer an den Stellen angesetzt hatte, wo zwey Dauben aneinander schlossen, wo also eine Flüssigkeitsschicht, welche in der Fuge sich befand, leicht den Zusammenhang von Eisen und Kupfer auf eine allerdings nicht leicht zu erklärende Weise vermitteln konnte." Rec. fügt dieser beachtungswerthen Beobachtung hinzu, dass sie in gewisser Hinsicht an jene bekannten Metallreductionen erinnert, welche Zink, Eisen u. s. w. bewirken, wenn sie, von Glasröhren umgeben, in Kupferauflösung tauchen, während die Mündungen der Röhren durch Thierblase verschlossen gehalten bleiben. Das sog. *blaue Eisenoxydul* benutzten die Alten, unter Beysatz von etwas Kupferoxyd, zur *Blaufärbung* glasartiger Gemische; *Klaproth's* Beytr. VI. 136 f. Auch *Kunkel* scheint es zu gleichem Zwecke verwendet zu haben, und dass *Isaak Holland* es schon kannte, geht theils aus dessen Schriften, theils aus *Wenzel's* Einleitung in die höhere Chemie hervor; denn was Hr. *W.* hier vom Eisen und überhaupt von der Behandlung der Erzmetalle zum Behuf ihrer angeblichen Aufschliessung mittheilt, ist der Hauptsache nach aus *I. Holland's* Schriften entlehnt. Die Kunst der Eisen-*Adoucirung* (S. 323), um die sich früherhin *Reaumur* sehr abmühete, und für die *Swen Rinman* einen entscheidenden Versuch beybrachte (Gesch. d. Eisens, übers. von *Georgi* I, 415; vergl. auch *Macquer's* Chym. Wörterb. Leipzig 1788. 8. II. 142 Anm.) wird in England seit mehr denn 40 Jahren ausgeübt; sie wurde bereits der Hauptsache nach fast vor eben soviel Jahren in Deutschland bekannt, gerieth hier aber wieder in Vergessenheit, bis *Kastner* 1815, in s. Deutsch. Gewerbsfreunde I. 303 f. wieder daran erinnerte. Ob übrigens *völlig reines* Eisen als zusammenhängende Masse schon jemals dargestellt worden, steht in Zweifel; der unter Glas mit $\frac{1}{4}$ Eisenoxydul zusammengeschmolzene Eisenfeilstaub giebt zwar einen zähen und weichen silberweissen König (S. 317); ob derselbe aber *durchaus frey* von Alkali- und Erd-Metall ist, fragt sich. — Sachsen ist bekanntlich sehr reich an Kobaltspeise (S. 326); schon was sonst bey Blaufarbenwerken abfiel, und der weiteren Benutzung absichtlich entzogen wurde, möchte leicht hinreichen, das ganze Bergpersonal von Sachsen mehrere Jahre hindurch zu besolden, wenn man dort das *Nickelmetall*, wie in Russland das Platin, unter Zusatz von Kupfer und Zink, als Argentan *vermünzte*. Die Platinnickellegirung, die *Lampadius* zu Folge leicht zu Stande kommt, wäre vielleicht ebenfalls in Münzform verwendbar, da sie statt der bläulichen Farbe des vermünzten Platin eine gelblichweisse besitzt. *Platinkupferzink* müsste als goldfarbene, höchst streckbare, nicht rostende Legirung das zu Schmuck (*Tressen*, *Ketten* u. s. w.) Uhrgefässen u. s. w. verarbeitete Goldtrefflich ersetzen. — Sämmtliche käufliche Bleyoxyde, und namentlich auch die Mennige (S. 334), sind in der Regel mehr oder minder Kupferoxyd-haltig. Dass Bleyhyperoxyd durch Behandlung der Mennige, ausser mit Salpetersäure, auch durch die übrigen, im Wasser leichtlöslichen, wässerigen Mineralsäuren, dessgleichen durch Essigsäure u. s. w., zu Stande kommt, ist bekannt, und hätte S. 334 erwähnt werden können; ebenso auch, dass das weisse Antimonium (S. 346 f.) *Arsen* enthält. Nicht im Jahr 1540 sondern 1601 soll *Christoph Schürer*, Glasmacher von der *Platte*, einem damals sächsischen, jetzt böhmischen Bergorte, die *Schmalte* erfunden haben. Zum Behuf der Porzellanmalerey stellte man zur Zeit, da Hn. *E's.* Lehrbuch erschien, das *Chromoxydul* (S. 369) durch Glühen des scharlachrothen Mercuroxydul-Chromat dar. Ueber die molybdänsauren Salze (S. 370) dürfen wir, einem Gerüchte zufolge, von *Liebig* neue Aufschlüsse erwarten. Dass die Alkalien und Erden Metalloxyde seyen, folgerte *Bergman* und viele Jahre darauf *Steffens*, vor 1807 ersterer aus dem Verhalten der Alkalien und der Thonerde zu den Säuren, letzterer sowohl aus deren chemischem, als aus ihrem geognostischem Verhalten; indessen waren diese Folgerungen, bis auf *Humphry Davy's* Entdeckung (S. 375), allerdings nichts weiter als unerwiesene Vermuthungen. Das *Kaliumhyperoxyd* (S. 386) scheint schon *Stahl* gekannt zu haben. Dass Amerika reich ist an *natürlichem Natronnitrat* (mit dessen Hülfe sich auf dem kürzesten Wege, durch Verpuffung mit Kohle, reinste Soda darstellen lässt, wie schon *Marggraf* lehrte), und dass man dasselbe mittelst Glaubersalz, das man den Salpeterplantagen oder ähnlichen Gemengen beyfügt, auch in Europa leicht würde gewinnen können, wäre (S. 389 oder 392) wohl der Erwähnung werth gewesen. Das Natronsulphat durch Aetzkali zu zerlegen, um *weisses* (?) Natronhydrat zu gewinnen (S. 390), möchte Rec. Nieman-

den anempfehlen; Baryt würde besser zum Ziele führen, wenn man dazu nicht schon im reinen Kalk und reinen Natroncarbonat ein zweckmäſsiges Mittel besäſse. Daſs das natürliche Kalkphosphat dreymal die Chemiker täuschte, und daſs eine ähnliche Verbindung nicht nur in den Knochen, sondern in allen nicht flüchtigen Theilen der Thierkörper als wesentlicher Mitbestandtheil vorkommt, hätte S. 404 bemerkt werden sollen. *Chlorcalcium* (S. 405) hieſs sonst auch *feuerbeständiger Salmiak*, und dessen durch Zerflieſsen an der Luft entstandene wässerige Lösung *Kalköl*. — *Balduins Phosphor* giebt durch stärkeres Erhitzen *Calciumhyperoxyd* (S. 406), was jedoch nicht rein ist. Wenn es (a. a. O.) heiſst: Das Calciumhyperoxyd, welches aber nur im *reinen* Zustande bekannt ist, — so soll statt reinen wohl stehen *unreinen?* Da der Vf. bey dem Kali, Natron, Baryt und Strontian der charakteristischen Reactionen gedenkt, so hätte dieses auch bey Lithion, Kalk und Magniumoxyd (Magnesia, Magnit) geschehen sollen; und da dem Magnitnitrat Raum vergönnt wurde, so stand Gleiches auch für das *Magnitphosphat* und *Ammonmagnitphosphat* zu erwarten; des letzten wird auch bey Ammonphosphat (S. 430) nicht gedacht. Daſs Ammongas an glühendes Eisen, Kupfer u. s. w. abtritt, war 1828 nicht nur bekannt, sondern auch bereits bestätigt. Leicht krystallisirt das *Natronacetat* (S. 452) nur, wenn die Salzlauge etwas überschüssiges Natroncarbonat enthält. Ohne *Ittner's* Vorarbeiten dürfte *Gay-Lussac* schwerlich die wahre Natur der *Blausäure* (S. 489) enthüllt haben. Daſs das *Knallsilber* eine Säure in sich schlieſse, oder es selbst sey, folgerte *Kastner*, zwey Jahre vor *Gay-Lussac's* und *Liebig's* Untersuchung, aus eigenen Versuchen; *Buchner's* und *Kastner's* Repertor. für d. Pharmacie. XII. 422—426. — Bey *Gummi* (S. 503) vermiſst man ungern die vom Bassorin es unterscheidende Fällbarkeit durch Eisenoxyd-Sulphat und Eisenchlorid-Lösung. Des *Glycerin* (S. 362), das man im Register vergeblich sucht, hätte schon bey Zucker und Mannit, oder doch bey Milchzucker gedacht werden sollen, und bey *Taddei's Gliadin* und *Zymon*, (S. 513) würde die fehlende Erinnerung an *Trommsdorf's* gegentheilige Erfahrungen wohl keinem der Leser unlieb gewesen seyn, eben so wenig bey *Hefe* (S. 332) jene an *Döbereiner's* Hefensyrup und bey Alkohol (S. 533) oder vielmehr schon früher bey Betrachtung der geistigen Gährung (S. 441) die an *Döbereiner's* auch praktisch werthvolle Ermittelung des Verhältnisses der Entwickelung von Alkohol und Carbonsäure aus bestimmten Mengen des in Gährung gesetzten Zuckers. Unter den zum Schlusse des Buches mitgetheilten, nahe zwey Octavseiten füllenden *Zusätzen* und *Verbesserungen* heiſst es unter anderen: S. 214 über Zeile 12 v. u. (soll heiſsen über Z. 13) muſs folgendes (Folgendes) eingeschaltet werden. „Bleyauflösungen werden stets gefällt (nämlich von Schwefelwasserstoff), sie mögen sauer oder neutral seyn, Eisenauflösungen aber *nur* im *sauren* Zustande, daher bedient man sich einer mit Schwefelwasserstoff gesättigten Auflösung von Weinsteinsäure in Wasser (*Hahnemannische Weinprobe*), um zu erkennen, ob ein verdächtiger Wein u. s. w. Bley enthält oder nicht. Ist es der Fall, so giebt die saure Schwefelwasserstoffauflösung einen *schwarzen* (braunen) Niederschlag damit, während sie auf das unschädliche, im Weine bisweilen vorkommende Eisen *nicht* wirkt." Letzteres ist bekanntlich richtig, sagt aber gerade das Gegentheil aus von jenem, was zuvor mit den Worten: *Eisenauflösungen aber nur im sauren Zustande*, ausgedrückt worden ist.

Druck und Papier sind in beiden Lehrbüchern gut; Druckfehler in dem W'schen häufiger als im E.'schen, jedoch findet man sie in beiden am Schluſs im Ganzen genommen sehr genau nachgewiesen.

K. W. G. K.

PHYSIK.

Basel, b. Schweighäuser: *Ueber die Bewegung tropfbarer Flüssigkeiten in Gefäſsen.* Abhandlung von Dr. *Merian.* 1828. 53 S. 4. (15 gr.)

Vielleicht sollte man bey *physisch-mathematischen* Bestimmungen den Gedanken an reine Theorie und eben darum auch an vollkommene mathematische Schärfe aufgeben, indem es wenig nützen kann, einen Calcul vorzulegen, der seine Reinheit fast immer mit dem Umstande verdankt, daſs man das Ungewisse, wovon der Erfolg doch zum Theil abhängt, aus der Formel wegzulassen genöthigt ist. Die Hydrodynamik namentlich ist, nach dem eigenen Geständnisse des Vfs., eine Disciplin, welche sich der Gewalt der Analysis mit groſser Hartnäckigkeit widersetzt; und Rec. hat einen alten, ebenso gelehrten, als praktisch bewährten Wasserbaumeister gekannt, dem oft das Geständniſs entschlüpft ist, daſs er bey Ausführung seiner Operationen von der Theorie verlassen werde. Was *d'Alembert*, *Clairaut* und *Euler*, und nach ihnen *Lagrange* (in der *Mécanique analytique*), *Laplace* (in der *Mécanique céleste*), *Cauchy* (*Dissertation sur une espèce particulière du mouvement des fluides* im 19ten Heft des *Journal de l'Ecole polytechnique*, und *Navier* (*Sur la loi du mouvement des fluides ayant égard à l'adhésion des molecules*, im *Bullet. de la société philomat.* April. 1825.), im Ganzen und Einzelnen zur Ueberwindung jenes Widerstandes versucht und geleistet haben, ist rühmlich bekannt. Die Aufgabe nimmt aber einen ganz verschiedenen Charakter an, wenn sich die Flüssigkeiten in Gefäſsen bewegen, und nähert sich, in analytischer Beziehung, dann den Untersuchungen über die Fortpflanzung der Wärme in festen Körpern, über welche sich *Fourier* (*Théorie analytique de la chaleur*, Paris. 1824. 4., an welches Hauptwerk sich verschiedene spätere Abhandlungen reihen), so vortrefflich verbreitet. Ein Theil der letzten Aufgabe, nämlich die Bestimmung der kleinen Oscillationen tropfbarer Flüssigkeiten in Gefäſsen von constanter Tie-

le und senkrechten Seitenwänden, ist es nun, in deren analytischer Behandlung sich der Vf. seinen genannten grossen Vorgängern gleich ehrenvoll anschliesst. Rec. lässt diesem Aufwande tiefer analytischer Kunst volle Gerechtigkeit widerfahren, hätte aber gewünscht, dass der wackere Geometer das Formel-Ergebniss, so weit diess thunlich ist, nach Analogie der trefflichen *Weber*'schen Wellenlehre, auch dem Experiment unterworfen, und das Resultat einer solchen, möglichst genauen und ganz aufrichtigen Vergleichung ebenfalls mitgetheilt hätte, um hienächst zu entscheiden, in wie weit der oben von uns angedeutete, und nicht ohne Grund vorangestellte *allgemeine* Gesichtspunct, Anwendung auf die vorliegende *specielle* Untersuchung findet.

D. N.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Elberfeld*, b. Becker: *Ueber Schulen.* Ansichten, Wünsche und Vorschläge von Dr. *Martin Luther.* In zeitgemässer Auswahl zur Beherzigung für Eltern und Schulfreunde aufs Neue ans Licht gestellt von Dr. *J. C. L. Hantschke* 1830. XII u. 65 S. (ausser dem Register) gr. 8. (geh. 10 gr)

Wenn gleich dem öffentlichen Schulwesen heutzutage, fast überall in Deutschland, vornehmlich aber in den preussischen Staaten, eine eiferigere Fürsorge gewidmet wird: so ist doch eines Theils auch jetzt noch Vieles im Aeusseren zu wünschen übrig, anderen Theils sollte auf jeden Fall ein noch besserer, christlich praktischer Geist, wie der eines Dr. *Martin Luther*, hervorgerufen werden. Als Beytrag zu diesem Zwecke wird hoffentlich auch die vorliegende, durch die Umgestaltung des elberfelder Schulwesens veranlasste, neue Auswahl der betreffenden Stellen in Luthers Schriften nicht ohne Nutzen seyn.

Der Text, welchen der Vf. zum Grunde legte, ist der der leipziger Ausgabe in 22 Folio Bänden 1729 — 53 (bey Zedler verlegt).

Von dem Inhalte selbst kann hier eigentlich nicht die Rede seyn. Derselbe ist theils den Kennern von Luthers Schriften im Allgemeinen bekannt, theils kein Gegenstand literarischer Anzeige und Beurtheilung mehr. Nur die Zweckmässigkeit des Umfangs, der Form und der Anordnung der vorliegenden Auswahl kommt hier in Frage; und damit kann sich Rec. mit gutem Gewissen zufrieden erklären. Das Ganze ist zwar nur in die *zwey Hauptabschnitte* getheilt: I. *Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Schulen*, wo der Herausgeber vorzüglich Dr. Martin Luthers Schrift an die Bürgermeister und Rathsherrn aller Städte Deutschlands, dass sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, (Datum Wittenberg Anno 1524) benutzt, und wo als 1te Ursache der Schade des Teufels, als 2te die Annahme und der Gebrauch der Gnade Gottes, als 3te Gottes Gebot (hier besonders von der Wichtigkeit der alten Sprachen) und als 4te die Erhaltung weltlichen Regiments gezeigt wird, und II. *Förderung der Schulen und des Schulunterrichts*, wo der Herausgeber Dr. Martin Luthers Predigt, dass man die Kinder zur Schule halten soll (Anno 1530), benutzt, und wo im ersten Theile vom geistlichen und im zweyten vom zeit- und weltlichen Nutz und Schaden gehandelt wird. Aber eine weitere, mehr logische Anordnung der verschiedenen Stellen war, wenn das Ganze nicht zu sehr aus seinen Fugen gerissen werden sollte, nicht wohl zu empfehlen. Das Einzelne in beiden Theilen ist aber zweckmässig genug in 46 und 30 kleinere Stücke eingetheilt, mit Ueberschriften versehen und möglichst geordnet. Auch hat der Herausgeber, durch etymologische und geschichtliche Erklärung mancher fremder, oder sonst weniger bekannter Namen, Wörter und Ausdrücke, nicht wenig zum besseren Gebrauche des Ganzen vorgearbeitet. Endlich wird dieser auch durch die vorangeschickte Inhaltsanzeige, sowie durch das am Ende hinzugefügte Namen- und Sach-Register, merklich erleichtert. Aus den vielen, auch für Eltern, Erzieher und Vormünder beherzigungswerthen Stellen hebt Rec. nur die §. 71 hervor: „Das sage ich kürzlich: Einen fleissigen, frommen Schulmeister oder Magister oder wer es ist, der Knaben treulich zieht und lehrt, den kann man nimmermehr genug lohnen, und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt", und zu Ende desselben §.: „Lieber, lass es der höchsten Tugenden eine seyn auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenig und schier Niemand thut an seinen eigenen."

In den Wunsch des Herausgebers, die *ganze* Schulpredigt, ein Meisterstück in ihrer Art, sey es auch nur in einem gedrängten und wohlgeordneten Auszuge, oder auch ergänzt und mit Zusätzen aus anderen Luthers Schriften neu gedruckt und in Deutschland möglichst verbreitet zu sehen, stimmt Rec. vollkommen ein, wenngleich die wahrhaft christliche Erziehungsweisheit und Liebe zu den Kindern auch auf anderen Wegen angeregt und befördert werden kann.

Druck und Papier des kleinen Buchs sind lobenswerth.

K. G. B.

LITERATURGESCHICHTE. *Sulzbach*, b. Seidel: *Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker zu Ende des 16ten und Anfange des 17ten Jahrhunderts*, als Beyträge zur Geschichte der Physiologie in engerer und weiterer Bedeutung. Herausgegeben von *Rixner*, Professor zu Amberg, und *Siber*, Professor zu München. Erstes Heft: *Theophrastus Paracelsus.* Mit dessen Porträt. 2te Auflage. 1829. gr. 8. (16 gr.)

Eine geschickte, reiche und doch gedrängte, nichts Wichtiges übergehende, nichts Entbehrliches berücksichtigende Analyse der Werke der älteren Gelehrten, in Verbindung mit ausführlicheren biographischen Notizen, als unsere Conversationslexica, Encyclopädieen, und wie die Dinger weiter heissen, geben können, scheint ein vortreffliches Hülfsmittel für jeden Literator zu seyn, welcher die Leistungen jener Gelehrten kennen soll, und doch nicht Zeit findet, ihre bändereichen Werke selbst zu lesen. In diesem Sinne wird uns nun hier *Paracelsus*, nach seinem Leben und seinen Schriften, vorgeführt. Warum aber nur Er? Wo bleiben die folgenden Hefte dieses nützlichen Unternehmens? Und warum wollte sich dasselbe auf die angegebenen engen Grenzen des Endes des 16ten und Anfanges des 17ten Jahrhunderts beschränken?

D. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

LITERATURGESCHICHTE.

Kiel, b. Mohr: *Memoria Andreae Guilielmi Crameri, inter juris civilis interpretes celeberrimi, nuper defuncti.* Obiit die XXIII mensis Januarii anni MDCCCXXXIII. Auctoritate senatus academici Kiliensis scripsit *Greg. Guilielmus Nitzschius*, ant. litt. Prof. 1833. 27 S. 4. (2 gr.)

Diese gedankenreiche Schrift ist würdig des Mannes, dessen Andenken sie geweiht ist. Denn bekanntlich gehörte *Cramer* zu den gelehrtesten und gründlichsten Juristen unseres Zeitalters. Obgleich mit entschiedenen Anlagen für das Geschäftsleben ausgerüstet, hatte er doch schon als Jüngling, auf der Fürstenschule zu Grimma, eine überwiegende Neigung zu der Alterthumswissenschaft, besonders zu dem Theile derselben, welcher die römische Literatur begreift, mit so glücklichem Erfolge gefasst, dass er diesem Studium nicht bloss bis zu den spätesten Lebensjahren treu blieb, sondern es auch mit unermüdlichem Fleisse zur Aufhellung und festeren Begründung des Civilrechts anwandte. Und diess that er, als Lehrer und Schriftsteller, auf eine solche Art, dass er immer das Factische und Historische mehr, als das Speculative oder Ideale, im Auge behielt, und zur Anwendung brachte. *Natura*, sagt Hr. *N.* S. 11, *Cramerum non philosophum, sed vitae actorem dexterrimum finxerat, nisi rectius ipso Platonis vocabulo πρακτικὸν dicas. Animus ei non abstrusam in profundo veritatem eruere, non idearum contemplatione pasci avebat — — — sed plenus eius intelligentiae, quae de rebus praesentibus callide existimat, humanorum institutorum usque plus cognitione comprehendere studebat, et in iis, quae in facto posita ac testata quasi coram considerari poterant, scitissime versabatur. Eadem natura eum ad colloquendum quam ad scribendum, ad aequalium commercia colenda quam ad promerendam posterorum gratiam longe reddidit promptiorem.* Wenn der sel. *Cramer* sich selbst zwischen Philologen und Juristen in bescheidene Mitte stellte, so hatte an dieser Selbstschätzung nicht bloss Bescheidenheit oder heitere Laune Antheil; es lag, wie Hr. *N.* sinnreich bemerkt, etwas Wahres darin. *Nempe his qui nunc sunt neque philologis neque jurisconsultis satis similem dicere poteras. Nam si Hauboldo, qui ex eadem, qua ipse, Sammetii disciplina* (ehemals in Leipzig, dem S. 15 noch der uns nicht weiter bekannte *Trendlenburg* beygesellt wird) *profecerat, si Hugoni horumque aemulis plurimum tribuebat; si denique Savinio, qua is lectionis ubertate instructus historiam juris Romani per medium aevum persequutus est, palmam ipse summa cum existimatione et caritate concessit: tamen non tam hos aemulabatur, quam ad eorum exemplum se componere totum studebat, quorum illi sectam instaurare videbantur, Alciati, Duareni, Cuiacii.* Der Letzte war es vorzüglich, dessen Schriften *Cramer* aufs Höchste schätzte, dessen Gründlichkeit, Belesenheit, Forschungsgeist er sich zum Muster nahm. Ausser demselben war *Camerarius* sein Lieblingsschriftsteller, dessen Werke er vollständig gesammelt zu sehen oftmals wünschte. Da eine solche Betreibung des Rechtsstudiums ihn in fortwährender vertrauter Bekanntschaft mit den alten Classikern erhielt: so ward es Ihm möglich, was heut zu Tage nicht eben viele *Icti* ihm nachthun möchten, dass er eine geraume Zeit hindurch seine akademischen Vorlesungen nicht bloss *seiner* Wissenschaft, sondern auch der Erklärung der Classiker, namentlich des Plautus, Terentius, Lucretius, Sallustius, Cicero, Tacitus und Juvenalis, mit grossem Nutzen für die Studirenden, widmen, dass er sogar die öffentlichen Programme im Namen der Universität in musterhafter Gediegenheit fertigen konnte. Welche Verdienste er sich auch als Schriftsteller um einige Classiker, vorzüglich um Cicero, Juvenalis und Gellius erworben hat, ist bekannt, und von Hn. *N.* bey Erwähnung der literarischen Vorzüge des Verewigten treffend gewürdigt.

Besonders aber hat Hr. *N.* die Eigenheit desselben hervorgehoben, welche er im Umgange sowohl als in Schriften durch seine muntere, oft schalkhafte, oft witzige Laune an den Tag legte. *Inerat facetiis laeta festivitas, quae in Cramero iuvenilius licentiusque eludebat, dum libero ore sales aculeosque ubique spargebat* (S. 4). Mit solchem Salze pflegte er auch seine Schriften zu würzen. Nur Unverständige, die an der Schale nagen, ohne den Kern zu finden, oder Uebelgesinnte, die *Cramer's* weitverbreiteten Ruhm nicht ertragen mochten, konnten ihn eines Hanges zu Sarkasmen oder auch zum Niedrig-Komischen beschuldigen. Sehr wahr sagt Hr. *N.* S. 13: *Quod si cui severiori Cramerus interdum jocis implicuisse ea videatur, quae decenter potius verecundeque habenda fuerint: nolimus illud viro consultissimo non satis excusatum haberi, quod*

— *aestus aetatis suae suis quasi salibus restinguere paullulum studuit;* und S. 14: *Ingeniorum proprietas omnis in eo maxime cernitur, quid quisque ludicrum risuique obnoxium habeat, quid serium et vel jocis intactum; deinde quid aliud agentem maxime convertat.*

Dass der Verewigte bey unablässiger Thätigkeit im Studiren, welcher er auch den Schlaf zu opfern gewohnt war, und bey der er gleichwohl jene heitere, joviale Laune sich zu bewahren wusste, dennoch als Schriftsteller nur so wenige Erzeugnisse seines Fleisses ans Licht gefördert hat, auch darüber hat sich Hr. *N.* sehr befriedigend erklärt. *Cramer* gehörte zu den Gelehrten, welche beym Studium mehr geniessen, als produciren wollen, nicht achtend eine solche schriftstellerische Celebrität, welche nur aus der Menge, nicht aus dem Gehalte der Schriften entspringt. Dazu kam *Cramer's* Studienweise. Da er die ganze römische Jurisprudenz umfassen wollte, so war er unermüdlich im kritischen Lesen nicht nur der Quellen, sondern überhaupt aller römischen Schriftsteller, derer besonders, welche der Zeit nach dem *Corpus juris* am nächsten standen: so dass er nicht bloss den Gellius, Suetonius, Ammianus Marcellinus und die *Scriptores historiae Augustae*, sondern auch die Kirchenväter, namentlich den Tertullianus, Hieronymus, später auch den Augustinus, sorgfältigst studirte, immer mehr für sich und zum Behuf seiner höchst gründlichen akademischen Vorträge, als für das grosse Publicum. *Quod igitur* (sagt Hr. *N.* S. 27) *aut inexpleta aviditate per scriptorum immensa spatia decurrebat, aut colligendi notandique industriam in longum ita jaculabatur, ut delibare quidem ex partis copiis singula posset, conficere autem operis quidquam majoris non posset, denique quod scripturire potius, ut ipse professus est, quam scribere consueverat: id si quis a defuncto aliter administratum velit, sui magis animi vota sequi, quam defuncti naturam recte existimare censebitur.*

Seit dem J. 1826, in welchem ihm das Universitäts-Bibliothekariat übertragen wurde, waren seiner öffentlichen literarischen Thätigkeit auch die Bibliothekar-Geschäfte hinderlich, deren er sich mit seltener Treue und Ausdauer unterzog. *In bibliotheca* (S. 17), *postquam ad horas antemeridianas domestico sibi otio satisfecerat, saepe tres vel minimum duas horas consumpsit, in digerendis per loculos voluminibus maximeque in recensendis dissertationum indicibus ita defixus, ut ab opere non despiceret, nisi ad animadvertendos eos, qui copiarum suae curae commissarum appetentes venirent. Ipse autem tum domi quoque suae magnam otii partem conficiendis catalogis insumebat, tum vel festorum dierum horas antemeridianas inter bibliothecae tabularia sedulus operosusque transigebat. Atque eam perscribendorum indicum operam, quae in mercenarias potius manus cadere videbatur, vir acerrimi ingenii summaeque eruditionis tanta perseverantia persequutus est, ut magna volumina sua manu accurate mundeque perscripta in sempiternos usus reliquerit.*

Ungern übergehen wir so Manches, was Hr. *N.* noch von der Lebensweise und den wahrhaft patriarchalischen häuslichen Verhältnissen des Verstorbenen, ferner von dessen Reisen und der ihm dabey eigenthümlichen Auswitterung verborgener literarischer Schätze, endlich von dessen Krankheit und letzten Lebenstagen theils erzählt, theils aus psychologischen Gründen entwickelt hat. Alles ist höchst lehrreich dargestellt. Auch dem Vater des Verewigten, dem verdienstvollen Canzler *Cramer*, ist S. 9 ein würdiges Denkmal gestiftet, dessen schöne Basis ist: *Multa viri virtus multusque recursat gentis honos.* Und diess alles wird durch einen kräftigen Vortrag belebt, den wir um so lieber durch mehrere ausgehobene Stellen kenntlich zu machen gesucht haben, je mehr es uns freuet, in dieser Schrift eine freyere, lichtvollere und anmuthigere Darstellungsweise gefunden zu haben, als in anderen Schriften des gelehrten Verfassers. Wir sind weit entfernt, mit ihm darüber rechten zu wollen, dass er, ähnlich dem sel. *Cramer* (S. 22), *quum latine scribit, non affectat Ciceronianum se haberi: imo ex quavis penu ditem se mavult, et sublectis rarioribus novum potius et acrem, quam tritis probatisque inoffensum;* auch sind wir frey von der Pedanterey, bey solcher Schreibart einzelne, aus den Späteren entlehnte Wörter (*corrotundare* S. 12) oder Wortbedeutungen (*dexterrimus* S. 11, *dexteritas* S. 12, *superiorum gratia* S. 10) als unächte zu verdammen: aber möglichste Klarheit und Deutlichkeit bleiben doch die Haupterfodernisse auch einer gedrängten Schreibart. Es ist immer unangenehm, einen schon zurückgelegten Weg noch einmal machen zu müssen, um sich zurecht zu finden. In vorliegender Schrift haben wir nur selten eine Periode zum zweyten Male lesen müssen, um den Sinn des Vf's. zu verstehen; und nur Einmal ist es uns begegnet, dass wir denselben, auch nach dreymaligem Lesen, uns nicht ganz klar machen konnten. Wir wollen, weitere Aufklärung dankbar erwartend, die Stelle hersetzen, und die uns dunkeln Worte durch gesperrte Druckschrift bezeichnen (S. 8): *Hac celebritate quum C. apud exteros floreret, eamque ad extremos annos literarum commercio satis crebro aleret: ne civium quidem consuetudini senem vegetum agilemque prior quam postremae valetudinis caussa subtraxit. Quocirca utebamur hac rei ad usus proximos parum necessariae excusatione, dum funus funeri continuatum in perpetuo moerore academiam tenebat.* — *Mediea de via* (S. 12) statt *media* ist wohl Druckfehler.

Wir benutzen die durch obige *Memoria* gegebene Veranlassung, um die Anzeige einiger anderer, in unseren Blättern noch nicht erwähnter Gedächtnissschriften auf verdienstvolle Gelehrten hier nachzuholen.

1) Kannstadt, mit Richterschen Schriften: *Christian Friedrich Schnurrers*, Kanzlers und Prälaten in Tübingen, *Leben, Charakter und Verdienste*, gezeichnet von *Christian Friedrich Weber*, Dekan und Stadtpfarrer in Nürtingen. 1823. VIII und 95 S. 8.

2) Tübingen, b. Fues: *Denkmal der Achtung und Liebe zur Erinnerung an den* am 23 März 1826 unerwartet schnell zu einem besseren Leben entrückten *Herrn D. Ernst Gottlieb Bengel*, Prälaten, ersten Prof. der Theol. und Superattendenten des evangel. theol. Seminars, Propstes und ersten Frühpredigers an der Stiftskirche zu Tübingen, Ritter des Königl. Würtemberg. Kronenordens. 1826. 82 S. 8.

3) Jena, b. Mauke: *Erinnerungen an D. Johann Philipp Gabler*, gewesenen ersten Lehrer der Theologie, Geheimen Consistorialrath und Ritter des Grossherz. Weimarischen Falkenordens. Seinen zahlreichen Freunden und Schülern in Achtung und Liebe geweihet von *Wilhelm Schröter*, Licentiaten der Theol., Adjunctus und Pfarrer zu Grossheringen bey Naumburg. 1827. 118 S. 8.

4) Augsburg, im Verlag der Abendzeitung von Wirth: *Prälat von Schmid zu Ulm*, nach seinem Leben, Wirken und Charakter. Vom Königl. Bayer. Regierungsrathe *Wagenseil* zu Augsburg. 1828. X und 91 S. 8.

5) Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Zum Andenken an Dr. Heinrich Ludwig Planck*, weil. ordentl. Professor der Theologie zu Göttingen. Eine biographische Mittheilung von Dr. *Friedrich Lücke*. 1831. 16 S. 8. (2 gr.)

Diese Gallerie ehrenwerther Theologen wird ohne Zweifel auch für diejenigen, welche nicht zur Genossenschaft gehören, vielfaches Interesse haben; wenigstens hat sie ein solches für den Rec. gehabt, welcher, obgleich mit der Theologie selbst nicht näher befreundet, doch mit mehreren der Männer, deren Biographie hier geliefert wird, persönlich befreundet war. Wir sagen *Biographie*, weil sämmtliche Schriften in dieser Hinsicht einen gemeinsamen Charakter haben, obwohl das Pragmatische in der Darstellung sich in der einen mehr, in der anderen weniger zeigt, am meisten aber in No. 1, 4 und 5 hervorleuchtet.

Die erste Schrift, in welcher ein gelehrter und verdienter Mann das Leben seines Oheims, des am 10 Nov. 1822 in seinem achtzigsten Lebensjahre verstorbenen Prälaten *Schnurrer* in Tübingen, schildert, und dessen Studien sowohl als Schriften mit Einsicht würdigt, hat überdiess das Gepräge der Herzlichkeit und tiefer Empfindung; und insofern zieht sie den Leser an, wenn er auch von *Schnurrer's* gelehrten Reisen und Bemühungen eben nichts Neues erfährt.

In No. 2 ist der Lebensabriss des am 3 Nov. 1769 gebornen und am 23 März 1826 verstorbenen Prälaten *Bengel* nebst Angabe seiner Schriften nur auf den letzten acht Blättern beygefügt. Den Haupttheil der Schrift machen folgende Aufsätze aus: I. Gedicht auf den Begräbnisstag von dem Stadtrath in Tübingen; II. Gebet am Grabe, vom Oberhelfer *Pressel*; III. Rede in der Stiftskirche, vom Prof. Dr. *Steudel*; IV. Rede im evangel. theolog. Seminar, vom Repetent *Majer*; V. Predigt im Prediger-Institut in der Schlosskirche, vom Theol. St. *Schnekenburger*; VI. Rede im Prediger-Institut, vom Prof. *Schmid*. Den Charakter des Verstorbenen lernt man aus *Steudel's* und *Majer's* Rede am besten kennen; die anderen Verfasser bleiben bey allgemeinen Betrachtungen stehen.

No. 3 holt ziemlich weit aus. Der Vf. spricht in der Einleitung vom äusseren und inneren menschlichen Leben; er webt eine lange Tirade vom Rationalismus, Christianismus und Protestantismus ein, und so manches Andere noch, was zwar einen denkenden Theologen verräth, aber in dieser Biographie schwerlich an seinem Platze stehen dürfte. Von *Gabler's* Lobe (geb. 4 Jun. 1753, gest. 17 Febr. 1826) strömt die ganze Schrift über; die Dankbarkeit des Schülers ergiesst sich mehr in ein, oft mit Hyperbeln erfülltes Elogium, als dass mit schlichtem Sinne die Verdienste des Verewigten gewürdigt würden, welche bedeutend genug bleiben, wenn sie, mit Uebergehung dessen, was derselbe, der gegen den Vorwurf der Eitelkeit S. 90 so angelegentlich in Schutz genommen wird, sich selbst gewiss nicht angeeignet haben dürfte, auch bloss auf seine, durch *Eichhorn* in ihm geweckte freysinnigere Behandlung der Theologie, auf sein fleissiges Collegienlesen und auf sein damals nicht unwirksames theologisches Journal beschränkt werden. Auch befremdet manche hier hervorgehobene Andeutung aus seinem Leben; z. B. S. 18: „Die zartesten Blüthen von *Gabler's* ächt-christlicher Religiosität reiften in den Stunden der *Mitternacht* (?). Wenn in Anderen — alle religiösen Gefühle abgemattet, entschlummert waren, sass er noch einsam auf seinem Studirzimmer, wohin sich, etwa um die zehnte Stunde, die treue Gefährtin seines Lebens, *zu seinem Schutze* (?), zu begeben pflegte, und dachte dem Wohle der Armen und Hülfsbedürftigen nach" u. s. w. — Woher diese Nachricht? und welches Schutzes bedurfte zu solchem Nachdenken der Friedliebende in einer friedlichen Behausung? — Angehängt ist dieser Schrift 1) ein vollständiges Verzeichniss der von *Gabler* abgefassten besonderen Schriften und in theologischen Journalen erschienenen Aufsätze; 2) eine von ihm beym Antritt des akademischen Prorectorats 1822 gehaltene Rede über den „gewaltig sich ausbreitenden" Mysticismus; 3) Wünsche eines alten Theologen für das Wohl des Staats und der Kirche in den Grossherzogl. Weimarischen Landen.

In No. 4 werden von dem seligen Prälaten *von Schmid* (geb. 24 Jun. 1756 gest. 10 April 1827) zwar auch manche häusliche Scenen berührt, um sein Leben und seinen Charakter zu veranschaulichen, aber mit mehr besonnener Auswahl. Man lernt aus dieser Schilderung den Mann lieb gewinnen, der nie mehr scheinen wollte, als er war, der (nach S. 54 und 55) strenge Foderungen an Diejenigen machte, denen er mehr als Gewöhnliches zutrauen durfte, die strengsten aber an sich selbst, um jeder Stelle, in welche die Vorsehung ihn gesetzt hatte, genug zu thun, „der niemals Jemand mit Stolz oder einem prälatischen Uebermuthe, sondern Alle mit Liebe und Leutseligkeit behandelte." Von seinen hellen Einsichten und ruhiger Denkart, auch bey den entstandenen Parteyungen in der Theologie, sowie von seiner grossen Bescheidenheit bey kräftigem Wollen und hohen Verdiensten,

zeugen auch die angehängten Briefe an *Heyne* und den Herausgeber, und sehr wahr ist, was der letzte S. 65 gesagt hat: „Niemand kann zweifeln, dass *Schmid* ein in allem Betracht höchst religiöser Mann, ein überzeugter protestantischer Christ gewesen sey, wenn er auch geradezu demjenigen nicht huldigte, was man seit einigen Jahren ausschliesslich Christenthum nennen will, so dass man sogar diejenigen aus der Gemeine Christi ausschliessen möchte, die in religiösen Untersuchungen auch der Vernunft ihren Platz gönnen wollen. Auf ihn passt wörtlich, was der Hofprediger Friedrich Samuel Gottfried Sack zu Berlin in dem Leben seines Vaters gesagt hat: „Nicht gewohnt seine Meinung zu verhehlen, äusserte er seine Gedanken höchst freymüthig. Menschliche Autoritäten, symbolische Bücher, Concilienschlüsse und kirchliche Verdammungsurtheile galten ihm wenig; denn die Kirchengeschichte hatte ihn gelehrt, was es damit auf sich habe, und das ganze Gebiet der Wahrheit sich nicht von Menschen umzäunen lasse. Daher schreckte ihn auch kein Ketzername, und selbst freygeisterische Bücher las er mit dem aufrichtigen Sinne, alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Ein geschworener Feind alles intoleranten Sektengeistes blieb er gleichwohl entfernt von jedem Indifferentismus, und der Eifer, womit er nach Wahrheit forschte, bewies, wie sehr es ihm am Herzen lag, sie zu finden. Bey dieser Denkungsart ist es nicht zu verwundern, dass er den ungemeinen Fortschritt, den Kritik, Exegese und Philosophie in seiner Zeit machte, bis in sein hohes Alter mit Vergnügen nutzte, und jedem Strahle der Wahrheit, der in das Gebiet seiner theologischen Meinung fiel, freyes Spiel liess."

Wie man Viel mit Wenigem sagen könne, diess hat der Biograph des zu früh dahingeschiedenen Prof. *Planck* (geb. 19 Jul. 1785, gest. 23 Sept. 1831), welchen er seinen „geliebten Lehrer" nennt, in No. 5 trefflich gezeigt. Das kurze Leben des Verstorbenen bot nicht eben merkwürdige Ereignisse dar; aber die sehr geordneten Studien desselben sind so gut geschildert, und die von ihm herausgegebenen Schriften mit jenen in so lehrreiche, eine richtige Würdigung begründende Verbindung gebracht, dass auch dem Fernstehenden ein deutliches Bild des ausgezeichneten jungen Mannes vor die Augen gebracht wird. — Unlängst ist sein hochverdienter Vater ihm in die Ewigkeit gefolgt. Möge dieser bald einen so gründlichen und einsichtsvollen Biographen finden! St...tz.

Berlin, b. Mittler: *Erinnerungen an Friedrich Philipp Wilmsen*, evangelischen Prediger an der Parochialkirche zu Berlin, enthaltend: Darstellung seines Lebens, Mittheilungen aus seinen Briefen, Gedichte, Predigten und geistliche Reden aller Art, besonders Confirmations-Reden, nebst einem vollständigen Verzeichniss seiner sämmtlichen Schriften, herausgegeben von *Friedrich Hesekiel*, Prediger zu Halle. 1833. 308 S. 8. (1 Rthlr.)

Schon die Selbstbekenntnisse, welche der selige *Wilmsen* (gest. 4 Mai 1831) in der *Constantia* (Berlin 1829) von sich gegeben, hatte Rec. mit grossem Vergnügen gelesen. Die vorliegende Biographie hat ihn noch tiefer in das innere und äussere Leben des überaus thätigen, wirksamen und liebenswürdigen Mannes eingeführt. Hat er auch keine ausserordentlichen Schicksale erlebt, und auf das Wohl und Wehe seiner Zeit keinen bemerkbaren Einfluss gehabt: so ist es doch anziehend, das Stillleben eines anspruchslosen Geistlichen auf seiner Kanzel, in seiner Gemeinde, in den Schulen, in dem Familienkreise, unter seinen Freunden und auf der Studirstube, zu beobachten. Und ein solches Stillleben des sanften, gemüthlichen, in Gesinnung und That wahrhaft edlen und frommen *Wilmsen* erhalten wir hier. „Der Vf. wurde getrieben von seiner tiefen Verehrung gegen den Verewigten, schreibt Hr. *H.* S. 4, zu welcher seine nahe verwandtschaftliche Beziehung zu demselben (er war dessen Schwiegersohn) ihm stets neue Veranlassung gab; getrieben wurde er zugleich von dem Wunsche, an ihm dasselbe zu thun, was *er* früher seinem *Hanstein* gethan, nämlich, ihm ein Denkmal dauernder Liebe zu setzen bey denen, welche in seinem reichen schönen Leben eine Quelle geistiger Bildung und geistigen Genusses gefunden haben. Er hofft darum billige Beurtheiler, ohne sie gerade ängstlich zu suchen, und ist dessen gewiss, dass ein Lebensbild wie *Wilmsens*, der eine fast unglaubliche schriftstellerische Fruchtbarkeit mit einer ausgedehnten, unermüdeten und erfolgreichen Amtsthätigkeit vereinigte, bey denen der Anerkennung nicht ermangeln werde, welche auch nur entfernte Zeugen davon waren." Auch diejenigen, welche dem Entschlafenen im Leben nicht so nahe standen als Rec., werden aus dieser Darstellung mit Verehrung und Liebe gegen ihn erfüllt werden.

Was er gelehrt, geschrieben, gewirkt, gelebt und gelitten hat, stellt die Biographie einfach, anziehend und würdig dar. — Von S. 84 bis 124 folgen Auszüge aus Briefen, die wir, bey dem weitläuftigen, zum Theil wissenschaftlichen Briefwechsel des Verstorbenen, reichhaltiger zu finden hofften. Von S. 125 bis 154 finden wir Gelegenheits-Gedichte, von denen einige auch einen dichterischen Werth haben. Den Beschluss machen verschiedene Amtsreden, unter welchen die Confirmationsreden von grosser Herzlichkeit und Wärme zeugen. Das Verzeichniss seiner Schriften weiset ausser seinen zahlreichen Beyträgen zu dem Jahrbuche der Homiletik, zu dem Archiv für die Pastoralwissenschriften, zu dem *Vater*schen Jahrbuche für häusliche Andacht, zu *Tzschirners* Prediger-Journal und *Schuderoff's* Jahrbüchern, *neun und siebzig* einzelne Werke nach, von welchen die meisten mehrere Auflagen erlebt haben. Durch seinen *deutschen Kinderfreund* ist er der erste Lehrmeister von dem ganzen nördlichen Deutschland geworden. Dieses merkwürdige Lehrbuch hat 121 Auflagen, jede zu 5000 Abdrücken erlebt, die vielen Nachdrücke, deren mehr als 50 erschienen sind, ungerechnet.

Auf die Correctur des sonst schöngedruckten Buches hätte mehr Sorgfalt verwendet werden sollen.

R. d. e. k.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

MEDICIN.

Leipzig, b. Rein: *Ueber die geheimen Verirrungen des weiblichen Geſchlechts und die durch dieſelben herbeygeführten Krankheiten.* Von *Rozier*, Dr. med. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und nach der dritten vermehrten und verbeſſerten Originalausgabe bearbeitet. 1831. 256 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieſe Schrift beſteht aus 32 Briefen, von denen 24 an eine junge kranke Freundin, und 8 an eine Mutter geſchrieben ſind. Der Inhalt derſelben iſt das vom Vf. ſogenannte „geheime Laſter", das er aber nirgends deutlich benennt, ſondern wie ungefähr die Engländer ihr „namenloſes Verbrechen" nur ſo hinſtellt, daſs es aus der Beſchreibung und ſeinen Folgen errathen werden kann.

Nachdem er in dem erſten Briefe an ſeine junge Freundin geradezu die Vermuthung ausgeſprochen, daſs ſie dem geheimen Laſter ergeben ſeyn möchte, ſchildert er in den übrigen die traurigen Folgen und allgemeinen Krankheitszufälle, die dadurch herbeygeführt werden, wobey er ſich ſtets auf die Beobachtungen und Bemerkungen älterer und neuerer Aerzte, als: *Hufeland*, *Portal*, *Petit*, *Pinel*, *Valentin*, *Alibert*, *Vogel* u. ſ. w. bezieht. Zur Begründung ſeines Verdachtes ſagt er S. 4: „Ihre Geſichtsfarbe konnte an der Lieblichkeit und Friſche mit den Roſen wetteifern, jetzt aber iſt ſie blaſs und verwelkt. Die Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit waren Ihnen eigen, jetzt aber nimmt man gewiſſe Gleichgültigkeit und Trägheit wahr, ohne daſs irgend etwas vorhanden wäre, was eine ſolche Veränderung rechtfertigen könnte. Aber dieſes Etwas könnte eine Verirrung ſeyn — Viele nennen ſie ein Verbrechen, aber dieſes Wort iſt für Sie nicht geſchaffen — eine Verirrung könnte es ſeyn, welche insgemein von der Sinnlichkeit angerathen, aber von der Keuſchheit gemiſsbilligt, den Geiſt verführt, die Vernunſt in die Irre leitet, und die auf dieſe Weiſe verführten Perſonen oft, ohne daſs ſie es ahnen, der Unſchuld und der Tugend entreiſst."

Die Symptome, die dieſes geheime „mörderiſche" Laſter begleiten, oder ihre Folgen, ſind im Allgemeinen die der Rückendarre: Abmagerung des Körpers bey (beſonders noch Anfangs) Abweſenheit von Fieber und fortwährender Eſsluſt; dabey iſt es den Kranken, als wenn ihnen Ameiſen das Rückgrat hinabliefen. Jede körperliche Bewegung, jeder Spaziergang, beſonders auf unebenen Wegen, ſetzt ſie auſser Athem, ſchwächt ſie und verurſacht ihnen heftigen Schweiſs, Schwere im Kopfe und Ohrenbrauſen. Es befallen ſie Gehirn- und Nerven-Krankheiten, und bald verfallen ſie in groſse Geiſtesſchwäche und Stupidität. Ihr Magen geräth in Unordnung, und ſie werden blaſs, abgeſpannt und träge. Sie nehmen, mögen ſie noch ſo jung ſeyn, mit den körperlichen Gebrechen auch zugleich das äuſsere Gepräge des Alters an; ihre Augen werden hohl, ihr Körper krümmt ſich, ihre Füſse vermögen kaum mehr ſie zu tragen. Alles was ihnen vorkömmt, iſt ihnen zuwider; ſie haben zu nichts Geſchick, und ein groſser Theil von ihnen wird an allen Gliedern gelähmt, u. ſ. w. u. ſ. w. Dieſe Zufälle greifen nun, beſonders wenn ſich die Kranken ſelbſt überlaſſen bleiben, immer weiter um ſich, es erfolgen allerley Zerſtörungen innerer Organe, Ohnmachten, Wahnſinn, tödtliche Blutſtürze u. dgl.

Bey den Leichenſectionen ſolcher Unglücklichen findet man, nach *Lieutaud*, gewöhnlich inflammatoriſche Verſtopfungen, Eiterungen und alle Arten von Ergieſsungen. Man hat ſogar Spuren von Eiterung im Gehirne entdeckt, und die Sichel der dicken Hirnhaut verknöchert gefunden. Die Lungen waren in Fäulniſs übergegangen und zuſammengewachſen mit den Rippen und der Membran, welche ſie in der Mitte der Bruſt trennt, und in ſolchen Fällen bisweilen entzündet iſt. Auch hat man in den Luftröhrenäſten und in dem Herzen lymphatiſche Concretionen gefunden. Zuweilen Vereiterung des Herzens und in der Gegend der Mündung ſeiner Höhlen einige verhärtete Maſſen und Verknöcherung der Herzklappen. Bey Manchen war der Magen entzündet, mit Blut gefüllt, von Geſchwüren angegriffen und brandig; die Leber verſtopft und in Fäulniſs übergegangen; ſowie ſich denn noch viele andere Localübel, nämlich Ergieſsungen, eine beträchtliche Erweiterung der Arterien und andere Geſchwülſte, im Unterleibe vorfanden.

Daſs unter ſolchen Umſtänden die Prognoſe ſehr

ungünstig sey, darin stimmen alle Beobachter mit einander überein; doch sagt Lieutaud: „übrigens habe ich auch Fälle erlebt, wo Personen, welche von eben so ernsthaften Krankheiten, wie die hier geschilderten, — die starken Ohnmachten und die tödtlichen Blutstürze ausgenommen — befallen waren, gegen alle Erwartung wieder zum Besitze ihrer Gesundheit gelangten und zwar dadurch, dass sie zu einer geregelten Lebensweise zurückkehrten. Inzwischen muss eine solche Rückkehr zur Ordnung und Regelmässigkeit bey Zeiten geschehen."

Um nun seinen Briefen so viel möglich auch ein moralisches Interesse zu geben, und beständig auf das Gemüth seiner jungen Freundin zu wirken, nimmt der Vf. häufig seine Zuflucht zu den Dichtern älterer und neuerer Zeit, unter welchen letzten vorzüglich *Delille's „Poëme de l'Imagination"* öfter angeführt wird, aus dem nicht selten lange Stellen abgedruckt sind. Eben so wird häufig (10, 16, 18 und 19 Br.) die weibliche Eitelkeit als Mittel gebraucht, einen tiefen Abscheu vor dem fraglichen Laster zu erwecken.

Die letzten 8 Briefe, die „über die geheimen Laster an eine Mutter" geschrieben sind, sind als der diätetische Theil dieser Schrift zu betrachten, während ein Schlussanhang mit der Aufschrift „von der ärztlichen Behandlung derjenigen Personen, welche dem geheimen Laster ergeben sind" den therapeutischen Theil ausmacht. Wenn es nun schon in dem 8ten Briefe auffallen musste, dass dort von einem achtjährigen Mädchen die Rede war, das sich diesem schrecklichen Laster hingegeben hatte, so geht doch nichts über die, in dem ersten dieser an die Mutter gerichteten Briefe enthaltene Mittheilung, dass unvorsichtige Ammen, denen die mit schädlichen Anreizungen verknüpfte Gefahr unbekannt gewesen, oft erklärt hätten, dass sie das durch Hippokrates schon bekannt gewordene öftere Jucken und Brennen der Geschlechtstheile benutzt, und bey ihren Säuglingen, sobald dieselben geweint, häufig angeregt hätten, um dieselben zum Schweigen zu bringen. Ueberhaupt kann der in einem starreren Klima als der Franzose lebende Deutsche nicht begreifen, wie in dieser Schrift so unendlich viele und krasse Beyspiele von Verirrungen in einem Laster aufgeführt werden können, das wir in Deutschland nur bey den vernachlässigten Geschöpfen des schönen Geschlechtes zuweilen antreffen, aber gewiss einen grossen Frevel an der Sittsamkeit unserer deutschen Mädchen begehen würden, wenn wir, wie der Franzose, bey jeder Unpässlichkeit derselben an solche lasterhafte Verirrungen gegen die Tugend der Keuschheit glauben, und darauf hin das Krankenexamen einrichten wollten

Die diätetischen Mittel theilt der Vf. in solche, um den geheimen Ausschweifungen bey sehr jungen Mädchen vorzubeugen, und in solche, um ihnen Einhalt zu thun. Hieher werden nun im Allgemeinen gerechnet: kluge Auswahl der Kindeswärterinnen und des Dienstpersonals, und Fernhaltung der Kinder von verdachten Personen, deren Athem sogar schon anstecken könnte. Dagegen wähle man einen Umgang für Kinder mit achtungswürdigen Personen, besonders solchen, die die schönen Künste lieben und sich mit ihnen beschäftigen, um dadurch die Aufmerksamkeit derselben an ernste Gegenstände zu fesseln, und sie dem so schädlichen Müssiggange zu entreissen. Auch die Erweckung religiöser Gefühle wird sehr empfohlen.

Bey den Vorschriften über die therapeutische Behandlung entschuldiget sich der Vf., dass es keinesweges in seinem Plane gelegen habe, eine rein ärztliche Behandlungsweise der durch das geheime Laster in der Regel herbeygeführten Krankheiten zu entwickeln, sondern dass es mehr seine Absicht gewesen, nur allgemeine Rathschläge in Betreff der Behandlung solcher Kranken auf moralischem, prophylaktischem und hygieischem Wege zu ertheilen, und sich bloss darauf zu beschränken, medicinische Vorschriften, so wie einige Beobachtungen, die er bey solchen Kranken anzustellen Gelegenheit gehabt, mitzutheilen. Hiedurch ist nun freylich die Oberflächlichkeit und Einseitigkeit entschuldiget, mit welcher der therapeutische Theil dieser Schrift behandelt ist. Der Vf. empfiehlt besonders die Milch mit mineralischem Wasser, z. B. dem Spaawasser, versetzt; die Chinarinde, virginische Schlangenwurzel und die Wintersche Rinde, mit verschiedenen antispasmodischen Mitteln combinirt; ferner kalte Bäder, Eintauchungen in kaltes Wasser und Besprengungen mit demselben. Aus Allem geht hervor, dass hier die stärkende Behandlung an ihrem Orte ist; allein unmöglich kann sie so, ohne alle Rücksicht auf Individualität, auf den Grad des entstandenen Uebels und die Wichtigkeit des vorzugsweise leidenden Organs angewendet, immer von Nutzen seyn, und daher wäre es sehr zu wünschen gewesen, dass dieser Theil der übrigens sehr interessanten Schrift wissenschaftlicher bearbeitet worden wäre, um ihr nicht allein für den Laien, sondern auch für den Arzt Interesse zu geben.

3 a 3

Leipzig, in der Fest'schen Buchhandlung: *Encyclopädie der medicinischen Wissenschaften*, nach dem *Dictionnaire de Médecine* frey bearbeitet und mit nöthigen Zusätzen versehen. In Verbindung mit mehreren deutschen Aerzten herausgegeben von *Friedr. Ludwig Meissner*, Dr. der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, akademischem Privat-Docenten zu Leipzig. Dritter Band. *Caries — Ehrenpreiss*. 1830. 449 S. Vierter Band. *Ei — Fonticulus*. 1831. 492 S. Fünfter Band. *Formica — Hakenplättchen*. 1831. 508 S. kl. 4. (7 Rthlr. 12 gr.)

Da wir bey Anzeige der ersten Bände dieses Werkes (Jen. A. L. Z. 1831. No. 84) bereits dem Unter-

nehmen des Hn. *Meissner* unsere Achtung und Beyfall erwiesen haben, so fahren wir jetzt nur fort, einzelne Artikel auszuheben, und nöthigenfalls näher zu beleuchten.

Der 3te Band beginnt mit *Caries* (nach *J. Cloquet*), welche bis S. 17 genügend vollständig behandelt ist. — Bey *Castration* in medicinisch-gerichtlicher Beziehung (nach *Raige Delorme*) ist von den betreffenden französischen Strafgesetzen die Rede. Hr. *M.* hätte füglich hier einen Vergleich mit den bestehenden deutschen Gesetzesbestimmungen über diesen Punct anstellen können, um dieses Capitel zu ergänzen; sonst wär es wohl ganz wegzulassen. Gesetzeszusammenstellungen; soferne sie irgend einen medicinisch-gerichtlichen Punct betreffen, haben unserer Ansicht nach immer das Gute, dass der Gerichtsarzt in den Stand gesetzt wird, der Gesetzgebung unter die Arme zu greifen, die ausserdem ohne sein Mitwirken eine einseitige seyn muss. — *Catalepsie* (von *Georget*) wird, wie billig, als eine Gehirnaffection, also im Gehirne sitzend, betrachtet. Auffallen muss aber, dass der Vf. annimmt, Catalepsie und Hysterie haben denselben Sitz, da doch die Hysterie gewiss eine Affection des Gangliensystems ist. Wir bedauern, dass der Uebersetzer diesen Artikel nicht *deutsch* umgearbeitet hat. — *Cataracta* (v. S. 40—73 nach *Jules Cloquet*) ist vollständig erörtert, und mit den nöthigen Zusätzen aus der deutschen Augenheilkunde versehen. — *Causticum* (nach *Marjolin*) hätte manche Ergänzungen nöthig, wie *Rust's* Handbuch der Chirurgie, Bd. 4. zeigt. — Rücksichtlich der nöthigen Zusätze zu *China* (nach *Guersent*) verweisen wir auf *Sach's* und *Dulk's* prakt. Arzneymittellehre, Bd. 2 Abth. 1. — *Cholera* (nach *G. Ferrus*) hätte einer gänzlichen Umarbeitung bedurft. — *Cretinismus* (nach *Georget*) ist interessant. — *Croup* (nach *Guersent*) hätte manche Verbesserungen, besonders aus der deutschen Literatur, zugelassen. — *Delirium tremens* (nach *Georget*) ist fast ganz vom Uebersetzer nach *Barkhausen* bearbeitet worden. — *Diabetes* (von *Rochoux*) hätte nach *von Stosch* umgearbeitet werden sollen. — *Dothinenteria* ist, im französischen Originale nicht vorhanden, hier eingeschaltet worden, und vorzüglich mit Zugrundelegung von *Lesser's* Schrift bearbeitet. — *Dysenteria* (nach *Chomel*) und *Dysphagia* (nach *Raige Delorme*) sind sehr oberflächlich abgehandelt.

Die Physiologie des *Ey's* (nach *C. P. Ollivier*) und dessen Pathologie (nach *Desormeaux*), welche den Anfang des 4ten Bandes machen, und bis S. 60 reichen, sind beide sehr vollständige und wichtige Artikel, und der Fleiss des Uebersetzers bey deren Ergänzungen ist nicht zu verkennen. Ausserdem müssen wir noch auf *Elephantiasis* (von *P. Rayer*), *Emphysem* (von *Murat*) und *Entzündung* (von *Chomel*) aufmerksam machen, so wie auf *Fieber* (von *Coutancean* und *Rayer*) und *Fistel* (von *A. Richard*). Freylich tragen alle Artikel ganz das Gepräge der französischen Medicin, wie diess auch besonders bey *Entzündung* und *Fieber* der Fall ist. Es spuckt hier so ziemlich noch die alte Fieberlehre, welche so lange das Fortschreiten der Medicin zu hemmen vermochte. Erwünscht wäre darum gewesen, wenn besonders der letzte Artikel ganz deutsch behandelt worden wäre, indem die einzelnen Zusätze nicht hinreichen, die nöthige Reform zu geben. Zu derselben Bemerkung veranlasst auch öfter der 5te Band.

So wenig wir daher in Abrede stellen, dass das Werk im Ganzen sehr brauchbar sey, und es recht viele gutgeschriebene Artikel enthalte: so müssen wir doch die frühere Klage, dass sich der Uebersetzer dem *Inhalte* nach allzu streng an das Original gehalten, auch jetzt noch wiederholen. Die deutsche Bearbeitung konnte ja nicht den Zweck haben, die deutschen Aerzte mit der französischen Medicin bekannt zu machen: wer das wünscht, mag sich im Originale umsehen; vielmehr sollte sie den deutschen Aerzten praktische Brauchbarkeit gewähren, und darum sollten die von deutschen Aerzten besser bearbeiteten Artikel billig die geringhaltigeren französischen verdrängen.

Bfs.

LEIPZIG und DARMSTADT, b. C. W. Leske: *Chirurgische Klinik*, eine Sammlung von Erfahrungen in den Feldzügen und Militärhospitälern von 1792 bis 1829. Vom Baron D. *J. Larrey*, Mitglied des Instituts von Frankreich, erstem Arzt des Militärhospitals der königlichen Garde, consultirendem Wundarzt des Königs, Kommandeur des Ordens der Ehrenlegion, Ritter der eisernen Krone, Mitglied der königlichen Akademie der Medicin u. s. w. Im Auszuge aus dem Französischen mit einigen Anmerkungen herausgegeben von D. *F. Amelung*, Hospitalarzte zu Hofheim bey Darmstadt und correspondirendem Mitgliede der philosophisch-medicinischen Gesellschaft zu Würzburg. *Zweyter Band.* Mit 15 Abbildungen. 1831. VIII und 488 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Den ersten Band dieser interessanten Schrift haben wir bereits in den Erg. Bl. zu dieser A. L. Z. 1833 No. 42 angezeigt, und können nun diesen zweyten eben so rühmlich erwähnen. Reich an Beobachtungen, und ausgezeichnet durch des Vfs. Scharfsinn und Originalität, die sich im Schlachtengetümmel immer am besten bewähren muss, sind zwar beide Bände ihrem ganzen Inhalte nach, wie schon der Name *Larrey* voraussetzen lässt; aber von vorzüglichem Interesse sind hier noch die Behandlung der Unterleibswunden mit Vorfall des Netzes; die Behandlung heftiger Contusionen des Unterleibes; die Behandlung der Blasenwunden, des angeborenen Bruchs, des Wasserbruchs, der Mastdarmfistel; ferner die Abhandlungen über die Aneurysmen der Gefässe und des Herzens, insbesondere die merkwürdigen Erfolge der Moxa bey Herzerweiterungen; die Be-

handlung der weissen Gelenkgeschwülste und der spontanen Verrenkungen; die Behandlung der Gelenkwunden, der Knochenbrüche, insbesondere des Schenkelhalsbruchs und endlich die ganze Abhandlung über die Amputationen. Wir enthalten uns aller näheren Auseinandersetzung, da der Uebersetzer den Inhalt mit Vermeidung aller Weitläufigkeiten gut mitgetheilt hat, und übrigens ein *genügender* Auszug hier nicht wohl Platz finden kann. Sonach müssen wir auf diese Uebersetzung selbst verweisen, welche gewiss die Lectüre sehr entschädigen wird. Von den beygegebenen lithographirten Abbildungen gilt, was wir bereits beym ersten Bande bemerkten, dass sie nicht eben einen guten Lithographen verrathen.

Bfs.

Leipzig, b. Voss: *Disquisitiones circa originem et decursum arteriarum mammalium*, auctore Dr. *Joanne Carolo Leopoldo Barkowio*, Medicinae Prof. publ. extraord. et Prosectore anatomico in Universitate literaria Vratislaviensi. Accedunt tabulae aeneae IV. 1829. VIII u. 114 S. 4. (3 Rthlr.)

Die sorgfältigere Untersuchung einzelner Systeme in Hauptabtheilungen des Thierreichs ist gewiss recht verdienstlich, denn nur durch die genaue und richtige Kenntniss der verschiedenen Bildungen und Entwickelungen derselben in den einzelnen Thieren, nebst allen ihren Abweichungen und Uebergängen, können wir endlich zu einem vollständigen und der Natur treuen Bilde von den Gesetzen der allmählichen Entfaltung der Organismen zu höherer Vollkommenheit gelangen. Als einen schätzbaren Beytrag zu diesem Zweck können wir auch die Schrift des Hn. *Barkow* betrachten.

Die erste Abtheilung derselben enthält die Beschreibung der meisten Arterien des Hundes, der Katze, des gemeinen Iltis (*Mustela putorius*), des Eichhörnchens, der Wanderratte, eines trächtigen Meerschweinchens, des Hasen, des Kopfes der Kälber und Schafe, eines *Cercopithecus sabaeus* und eines jungen Bären. Die zweyte Abtheilung enthält im ersten Capitel allgemeine und im zweyten Capitel besondere Corollarien. Die Beschreibung der Arterien sind deutlich, und so weit sie Rec. mit seinen eigenen Untersuchungen vergleichen konnte, richtig; es wäre zu wünschen gewesen, dass der Vf. mit der Herausgabe seines Werkes noch etwas gezögert hätte, um theils einzelne Arterien noch weiter verfolgen, theils um noch mehrere Thiere von einer Art untersuchen, und dadurch zu noch mehrerer Bestimmtheit und Vollständigkeit gelangen zu können, wodurch der Werth solcher Schriften erhöht und gesichert wird. In den Corollarien liefert derselbe allgemeine Bemerkungen über die Beschaffenheit und die Vertheilung der Arterien bey den Säugethieren überhaupt, dann über den abweichenden Verlauf der Arterienstämme und Aeste bey mehreren von ihm selbst oder anderen Anatomen untersuchten Thieren. — Der Vf. stimmt den Anatomen bey, welche einen unmittelbaren Uebergang der feinsten Arterienästchen in die Venen annehmen; öfter wiederholte Einspritzungen haben ihn davon überzeugt, und die Richtigkeit dieser Ansicht wird durch die Abbildung eines Präparats von den Ohren des Hasen, in welchem die Einspritzungsmasse aus den Arterien in die Venen übergegangen ist, bestätiget. — Was die Wundernetze betrifft, so stimmt der Vf. mit *Rapp* zwar darin überein, dass sie den Andrang des Blutes zu dem Gehirne mässige; allein er ist nicht damit zufrieden, dass *Rapp* den Nutzen der Knochencanäle der *Art. Carotis* mit der Bestimmung der Wundernetze gleich setzt, indem der Blutlauf durch die Windungen jener Canäle auf keine Weise gemässigt werden könne. — Etwas Besseres giebt uns der Vf. aber nicht, wenn er meint, jene Krümmungen der Carotis seyen dazu vorhanden, damit bey den verschieden Bewegungen des Kopfes und des Halses der Blutlauf zu dem Gehirne weder gestört noch unterbrochen werde. — Mit Recht wird *Rapp* getadelt, dass er bey dem Schafe und Kalbe den Arterienast übersehen hat, welcher sich mit dem Zweig der Carotis vereinigt, durch den die *Art. basilaris* gebildet wird, so dass man nicht sagen kann, die *Art. Carotis* allein bilde die *Art. basilaris*. Aber Hr. B. irrt sich, wenn er glaubt, es sey dieses eine neue Auffindung. *Girard* hat schon vor vielen Jahren von dieser Verzweigung der *Art. Carotis* und *vertebralis* gesprochen (*Traité d'anatomie veterinaire T. II. pag.* 222), die sich nicht allein bey den Wiederkauern, sondern auch bey mehreren anderen Thieren findet.

Die Zeichnungen stellen einen Theil der Arterien des Eichhorns, der Ohren eines Hasen, einige Arterien aus der *Basis Cranii* und *Cerebri* des Hundes, der Katze, des Eichhorns, Hasen und Bären dar. Sie sind ziemlich einfach und die Manier des Stiches leicht, so dass durch die Kosten, welche diese Kupfertafeln verursacht haben können, der hohe Preis dieser kleinen Schrift nicht gerechtfertigt wird.

B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 3.

GESCHICHTE.

Darmstadt, b. Heyer: *Der Orden der Trappisten*, dargestellt von *Ernst Ludwig Ritsert*, Freyprediger und Lehrer an der ersten höheren Mädchenschule in Darmstadt. 1833. XIX und 360 S. 8. (1½ Rthlr.)

Armand Jean le Bouthillier *de Rancé*, zu Anfange des Jahres 1626 zu Paris aus einem altadelichen Geschlechte geboren, zeichnete sich schon frühe durch Talent und Kenntnisse vor den meisten seiner Alters- und Standes-Genossen sehr vortheilhaft aus. Anfangs zum weltlichen Stande bestimmt, hätte man ihn nach dem Tode seines älteren Bruders, der dem geistlichen Stande angehört hatte, weit lieber in dem Besitze der reichen Pfründen gesehen, die der Verstorbene besessen. Er wurde desshalb Geistlicher, und sah sich in Folge dieses Schrittes schon als Knabe von 11 Jahren im Besitze von drey Abteyen, zwey Prioreyen und einer Chorherrnstelle. Bis zu seinem 25 Jahre hielten ihn Wissbegierde und überaus grosser Ehrgeiz auf dem Wege des Besseren: mit unablässig regem Streben suchte er sich für seinen Beruf würdig auszubilden, und sich durch fortgesetzte, seinem Amte und seiner hohen Stellung angemessene Thätigkeit, Ansehen und Achtung zu erwerben. Doch nur zu bald scheiterte auch er an den gefahrvollen Klippen des Hofes und der glänzenden Gesellschaften, wohin er gezogen war, und wo unter Ludwigs XIV Regierung in Frankreich Irreligiosität und Immoraltät allen Lastern und Ausschweifungen Thür und Angeln öffneten. In Ueppigkeit und Wollust versunken, vermochten ihn erst mehrere harte Schläge des Schiksals aus einem Körper und Geist zerrüttenden Taumel aufzuschrecken, aus dem er nur zu bitterer Reue und quälendem Unmuthe über sein vergeudetes Leben erwachte. Da reifte sein Entschluss, der Welt und allen ihren Freuden aufs strengste zu entsagen; sein schönes Landhaus, bisher der Schauplatz eines glänzenden, üppig-sinnlichen Lebens, wurde nun der Sitz der traurigsten Einsamkeit, des düstersten Grames und der widersinnigsten Kasteyungen. Mit krankhafter Heftigkeit erfasste sein zerstörtes Gemüth den unklaren Gedanken, durch eine der Grösse seiner Schuld entsprechende Selbstaufopferung, durch die strengste Entsagung alles Irdischen, Frieden mit sich selbst und Versöhnung mit dem Himmel zu suchen. In diesem Sinne wählte er die schauerlich gelegene Abtey *la Trappe* zu seinem künftigen Aufenthalte, wo ihn die Wiederherstellung einer strengeren Zucht unter den Mönchen des dortigen alten Cistercienserklosters gleiches Namens vom ersten Augenblicke an sehr ernstlich beschäftigte. Um die entgegentretenden Schwierigkeiten und Hindernisse leichter zu überwinden, nahm er selbst das Ordenskleid, und liess sich nach überstandenem Probejahre 1664 zum *regulirten* Abte von la Trappe einweihen. Unverrückt hielt er jetzt den Gedanken fest: „wie das Klosterleben eine Vervollkommnung des Christenthums sey, so solle von la Trappe die Vervollkommnung des Klosterlebens ausgehen." Die Regel des heiligen Benedict wusste er aufs strengste zu deuten, indem er zugleich die ältesten christlichen Einsiedler zum Muster nahm, und dieselben durch Strenge noch zu übertreffen suchte. Wer daher in seinen Orden trat, war der Welt abgestorben: alle Verbindung mit Menschen, selbst mit den nächsten Verwandten und vertrautesten Freunden, ja selbst der mündliche Verkehr der Ordensbrüder unter einander, war verboten, der letzte nur an Sonn- und Feyer-Tagen zur Unterhaltung über religiöse Gegenstände für Eine Stunde erlaubt: la Trappe war bestimmt, das Land völliger Vergessenheit zu werden. Alle Gefühle des menschlichen Herzens sollten als verdammungswürdige Auswüchse der Sinnlichkeit betrachtet, selbst die kleinsten Regungen mit grausamer Strenge unterdrückt werden; Busse und Tod sollten die einzigen Gedanken seyn; gänzliche Selbstverleugnung galt für den höchsten Triumpf. Bey den härtesten Handarbeiten, die von den Mönchen in der brennendsten Sonnenhitze, wie in der schneidendsten Kälte, grösstentheils im Freyen verrichtet, und nur durch Kasteyungen und andere gottesdienstliche Uebungen unterbrochen wurden, erhielten sie die kärglichste und möglichst schlechte Nahrung. Rancé als Abt schloss sich von keiner dieser Büssungen aus, sondern unterzog sich im Gegentheile meistens der niedrigsten und mühsamsten Geschäfte. Dafür hatte er aber auch die Genugthuung und die süsse Befriedigung seines keineswegs erstorbenen, sondern nur anders gerichteten Ehrgeizes, sich als Stifter eines Ordens betrachten zu dürfen, dessen Mitglieder sich zum Ziele ihres Strebens setzten, mehr und mehr aufzuhören, Menschen zu seyn, um

ächte Mönche im Rancé's Sinne zu werden.

Fast möchte es unbegreiflich scheinen, wie eine so unmenschliche Ordensverbindung in einem Jahrhundert entstehen und beyfällig aufgenommen werden konnte, das schon so vielfache Keime der Aufklärung nährte; allein leider war das Zeitalter Ludwigs XIV zwar nicht ohne Geist, wohl aber ohne allen wahren religiösen und moralischen Halt. Nur ein moralisch tiefgesunkenes Zeitalter konnte noch einmal — wenn auch von der entgegengesetzten Seite — gegen die erhabene Würde der Menschennatur und die Gebote des Christenthums so sehr sündigen, in unsinniger Selbstentäusserung und in martervollen Kasteyungen, wie sie Rancé's Satzungen vorschrieben, den höchsten Lebenszweck, den Weg zum Himmel, zu suchen.

Sehr bald verbreitete sich der Ruf von la Trappe durch ganz Frankreich, und über Erwarten wuchs die Zahl der büssenden Frömmler, welche dieser barbarischen Ordensregel unverbrüchliche Treue gelobten. Nach dem Tode des angestaunten Meisters wurden die strengen Trappisten auch auf fremden Boden verpflanzt; doch waren sie hier weniger glücklich, indem sie nirgends einen dauernd festen Sitz fanden. Frankreich *vor* der Revolution blieb fortwährend der Mittelpunct dieser Ordensverbindung, bis nach den Stürmen jener folgenreichen Umwälzung der inneren Verhältnisse von Frankreich *alle* geistlichen Orden durch einen Beschluss der Nationalversammlung aufgehoben, und die Klöster geschlossen wurden. Auch die Mönche von la Trappe waren genöthigt, ihre Heimath zu verlassen, worauf sie lange im Auslande umherirrten, und besonders in Deutschland und in der Schweiz neue Wohnsitze suchten, von wo aus sie für die Verbreitung ihres Ordens thätig waren. Allein ihre menschenfeindlichen Bestrebungen wurden meistens früh genug erkannt; selbst aus der Schweiz, wo sie sich schon am sichersten glaubten, mussten sie sich plötzlich wieder entfernen, worauf ihnen aber mit der Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich dort wieder ein neuer Zufluchtsort gesichert wurde. Allein die freysinnigere französische Gesetzgebung war ihnen entgegen, und alle Freunde des Lichts und des Rechts suchten sie längst wieder zu entfernen, als die Julirevolution sie abermals aus Frankreich verscheuchte, worauf sie sich nach einigen Cantonen der Schweiz und nach Grossbritannien wandten, wo sie ihre Hoffnung nicht ganz vereitelt fanden.

Dieses in Kürze der Inhalt der vorliegenden Schrift, welche der Vf. noch durch *eilf* Zusätze bereicherte, die besonders zur Erläuterung einzelner, in dem Werke berührter Puncte dienen sollten; wie über die Gesellschaft Jesu, die Cistercienser, die Karthäuser, die Schriften Rancé's, die Jansenisten u. s. w.

Ueber den Zweck dieser geschichtlichen Darstellung, welche der Vf. nicht bloss für den gelehrten Geschichtsforscher, sondern hauptsächlich für das grössere Publicum bestimmte, erklärt er sich in der Vorrede also: dass er zu zeigen bemüht gewesen, „wie der Orden von la Trappe auf die grausenhafteste Weise beurkunde, wie weit sich der Mensch verirren könne, wenn er die Stimme der Natur und der Vernunft nicht achte, wenn er die Aussprüche des göttlichen Meisters missdeute, und in beklagenswerther Verblendung seines Geistes, in Irrwahn und Aberglauben versinke", um „durch Enthüllung des Wesens und Treibens der Trappisten und durch Mittheilung der hieran geknüpften Bemerkungen zur Förderung der Wahrheit und zur Belebung eines ächt christlichen Sinnes beyzutragen." Mit vielem Fleisse hat Hr. *R.* seine Aufgabe zu lösen gesucht, und mit prüfender Sorgfalt alle ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel benutzt, wobey ihm wohl keine bedeutendere Schrift entgangen seyn möchte. Die auf solche Weise, besonders für die letzte Periode dieser Geschichte, nur sehr mühsam gewonnenen Materialien hat er zugleich mit grosser Unbefangenheit und Freymüthigkeit zu einem pragmatisch wohlgeordnetem Ganzen verarbeitet und verbunden. Nur ist zu bedauern, dass er den tieferen Grund und den innigen Zusammenhang dieser Erscheinung mit dem ganzen geistigen und sittlichen Leben jener Zeit — wir wollen nicht sagen, nicht erkannt, doch aber zu wenig hervorgehoben hat; dass er die Entstehung und Verbreitung des Trappismus, — gewiss einer der beklagenswerthesten Verirrungen des menschlichen Geistes, — bloss der krankhaften Richtung des zerrütteten Gemüthes eines Einzelnen beyzumessen scheint. Eine Erscheinung, wie die des Trappismus in Frankreich, muss einen tieferen Grund haben, wenn sie nicht als einzelnes Ereigniss völlig unerklärlich und unbegreiflich seyn soll. Dadurch aber, dass man den Grund eines Irrthumes erkennt, und die ganze Reihe von Mittelursachen klar übersieht, welche nach innerer Nothwendigkeit den menschlichen Geist auf den Höhepunct einer Verirrung hintreiben mussten, — durch diese Einsicht hört der Irrthum keinesweges auf, als Irrthum erkannt zu werden. Auch uns erscheint der Trappismus daher nicht anders, als ein beklagenswerther Irrwahn, und Hr. *R.* hat in seiner Schrift die traurigen und verderblichen Folgen desselben ohne alle Uebertreibung, ohne alle polemische Schmähsucht, so klar und geschichtlich begründet dargestellt, dass wir nur mit Bedauern in einem kritischen Blatte bey Gelegenheit der Anzeige vorliegender Schrift lesen konnten: „Möge ja Niemand zur Verdammung einer Gesellschaft von Männern von so hohem religiösen Ernste schreiten, ehe er nicht in seiner eigenen Sphäre nach seinem Ziele mit demselben Ernste, derselben Ausdauer und Selbstverleugnung gerungen. Hat er dann noch Lust, dann möge er den Stein gegen sie aufheben." Wir gehören nicht zu denen, die in Bewunderung der hohen Weisheit und Vortrefflichkeit unserer Zeit die thörichte Einfalt der Vorzeit vorurtheilsvoll schmähen; jedes bessere Streben, — wo immer es sich auch in schwachen Anfängen beurkundet, — ist uns achtbar und in gewissem Sinne heilig. Aber soweit können wir uns in unserer Verehrung nicht erheben, dass wir auch das *verfehlte* Streben gut

heissen, und den „religiösen Ernst" hochpreisen sollten, der, zu fanatischer Schwärmerey entartet, den Menschen nur durch Verstümmelung und Verkrüppelung des Geistes wie des Körpers seiner ewigen Bestimmung entgegen zu führen wähnt. Nein, „was dem Reiche der Finsterniss dient und mit dem Reiche Gottes streitet, das besteht nur durch das Blendwerk der Täuschung, und so lange diese dauert."

Mr.

1) Danzig, b. Gerhard: *Die Preussisch-Brandenburgische Geschichte von der ältesten bis zur neuesten Zeit*, in 10 Tabellen für Gymnasien, höhere Bürger- und höhere Militär-Schulen, so wie zum Selbstunterricht dargestellt. 1829. gr. Fol. (18 gr.)

2) Ebendaselbst: Fünf Tabellen für Bürgerschulen. gr. Folio. (10 gr.)

Wenn überhaupt der Nutzen von Tabellen sehr relativ ist, so ist doch wenigstens erstes Erfoderniss, dass sie von einem Manne gefertigt werden, der einen Begriff hat von dem, was Geschichte ist. Dieser fehlt aber dem ungenannten Vf. völlig. Denn zuerst erfahren wir von den Senonen und Longobarden, dass sie *auf der untersten Stufe der Menschheit standen* (unsere guten germanischen Vorfahren!), und doch dabey treu, ehrlich, gastfrey und keusch waren, also denn doch wohl ein bischen besser, als Samojeden und Hottentotten! — Sodann erfahren wir, dass die Germanen in *Gauen oder Horden* gelebt haben! — Bunt durch und hinter einander stehen dann ihr „künftiges Leben", „wildes Schwein" und „himmlische Jungfrauen". — Die Wenden sollen ihren Triglaff in Stettin auf dem Harlunger Berge verehrt haben, dieser aber liegt bey Brandenburg. — So wird auf jeder Seite eine Masse Fehler gehäuft, und confuses Zeug gelehrt. Sollen etwa die Gymnasiasten auch lernen, dass 1815 Verordnungen über *Miethssteuer* oder *Realisirung der Tresorscheine* oder über *Vergütigung der Zwangslieferungen* gegeben sind? Der Vf. hätte doch sogleich sollen die Amtsblätter und Gesetzsammlungen in Tabellen drucken lassen! Sehr wichtig ist es auch für die Nachwelt zu erfahren, welche Majors in der Schlacht von Möckern verwundet worden sind! — Doch möge diess zur Charakterisirung dieser Tabellen genügen, vor denen Rec. alle Lehrer und Schüler, welche ihre Zeit nicht verlieren wollen, warnen muss.

Ag. Sr.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Schlesinger: *Ueber die Veränderungen in der Kriegskunst seit* 1700—1815; *Folgerungen hieraus auf das Festungssystem von dem* Marq. *von Chambray*. Aus dem Französischen von einem Offizier der Berliner Garnison. 1830. 127 S. 8. (16 gr.)

Der Vf., schon durch seine wohlgeschriebene Geschichte des Russischen Feldzuges und seine *Philosophie de la guerre* bekannt, hat es hier mit dem Ingen. Gener. *Valazé* zu thun, der im *Spectateur milit.* No. 39 behauptet hat: „Die Kriegführung sey noch immer dieselbe, wie zu Anfang des XVIII Jahrh.; daher auch das Festungssystem von Frankreich noch dasselbe bleiben könne." Da nun aber der Hr. Marq. *v. Ch.* eine andere Meinung hegt, auch in den drey letzten Capiteln seiner *Philosophie d. l. g.* ausgesprochen hat: so soll das vorliegende Werkchen zur Erweiterung und Erläuterung des dort Gesagten dienen. Es wird demnach hier S. 5—34 von den, seit 1700 in der Kriegskunst geschehenen Veränderungen geredet, dann bis S. 55 der Einfluss der Festungen auf die Operationen untersucht, und darauf S. 102 der Vorschlag zu einer Abänderung des Festungssystems begründet. Rec. muss hier einen Irrthum des Vfs. §. 8 berichtigen: dass die Infanterie nur gliederweise gefeuert habe. Schon *Gustav Adolf* hatte bey den Schweden das Pelotonfeuer auf Commando eingeführt, und durch das Ueberraschende desselben bey Leipzig gesiegt. Es ward nach und nach bey den deutschen Armeen angenommen; die Franzosen aber bedienten sich länger ausschliessend des Gliederfeuers, von dem sie nachher zu dem *Rottenfeuer* übergingen, welches das allgemein in Gebrauch gekommene *Bataillonfeuer* ursprünglich ist. Die Preussen und Sachsen haben 1793 häufig die Infanterie in zwey Gliedern aufgestellt, von denen bey Biesingen das zweyte des Regim. *Crousatz* rechts-kehrt machte, und auf die, durch die Intervalle bey den Kanonen herein gekommene französische Kavallerie feuerte. Schon *Friedrich der Grosse* erklärt zwey Glieder für hinreichend, leichter Kavallerie zu widerstehen, und *Napoleon* führte sie, von der Schlacht bey Leipzig an, bey seiner Infanterie ein. Preussische Officiere wurden dadurch veranlasst (in *Hoyers* Milit. Magazin St. 3) die Verdoppelung der Glieder für das Quarré vorzuschlagen, die auch in Egypten von den Franzosen angewendet worden ist.

Sehr gut werden, mit Beziehung auf *St. Cyrs* Memoiren, die Ursachen aus einander gesetzt, welche zu den Erfolgen der Franzosen, und besonders Napoleons, beytrugen. S. 35 heisst es: „Die Veränderungen in der Kriegskunst waren während des langen Friedens vorbereitet worden, der dem siebenjährigen Kriege folgte, oder sie waren das Werk der (zufälligen) Ereignisse. So fehlte es an Zelten — und man gewöhnte sich zu bivouaquiren; aus Unachtsamkeit oder Mangel an Mitteln (besonders durch die Treulosigkeit der Verpflegungsbeamten) wurden die Truppen gar nicht verpflegt — man nahm seine Zuflucht zum Marodiren, oder führte die Verpflegung durch die Einwohner ein; es fehlte an Geld zur Anschaffung von Pferden, Bekleidung und anderen Gegenständen — die Requisitionen halfen aus. Die Obergenerale der Republik fanden sich frey von jenen Beschränkungen, die bis dahin den schwierigsten Theil des Commandos ausgemacht." Sehr wahr! nur hat die Erfahrung gelehrt, dass die unbedingte Anwendung jener Gewaltmittel auch man-

nierley wesentliche Nachtheile mit sich führt, und die Armee oft an den Rand des gänzlichen Unterganges brachte, wie der Vf. in Rücksicht des Russischen Feldzuges S. 45 selbst bemerkt. Merkwürdig ist S. 41 die Angabe der steigenden Vermehrung der französischen Artillerie: unter Heinrich IV 400 Geschütze; unter Ludwig XIV 7192; unter Ludwig XV 8683; unter Ludwig XVI 10009 und 1813 unter Napoleon 27976, wovon beynahe ⅓ Haubitzen waren.

Im 2ten Cap. geht der Vf. zu dem Nutzen der Festungen über, und zeigt, dass dieser nur bedingungsweise Statt finde, wenn man sich ihrer bloss zu Sicherung der Depots, oder wesentlicher Communication und Uebergänge, und zur Vertheidigung einzelner wichtiger Puncte bediene, und nicht eine so grosse Menge derselben habe, dass ihre Besetzung die bewaffnete Macht fast gänzlich absorbire, und nun dem eindringenden Feinde freyes Spiel lasse, aus Mangel an Kraft ihm entgegen zu treten. So die Franzosen 1706 in Italien, wo sie 33 Festungen besetzt hatten, und dennoch von Eugen vor Turin geschlagen wurden, worauf er die Festungen mit leichter Mühe eroberte, wie gleichzeitig Marlborough nach der Schlacht von Ramillies 13 Festungen in 50 Tagen. Aehnliche Erscheinungen fanden 1672, 1745—48, 1795, 1814 und 1815 in den Niederlanden Statt; die vorhandenen Festungen leisteten nur geringen Widerstand. Diess müsste Erstaunen erregen, weil so viele, selbst grosse Ingenieure (?) mit dem Franzosen *Valazé* den Nutzen einer grossen Anzahl Festungen behaupten, wäre es auch nur darum, weil ihr Ansehen, ihr Einfluss mit letzteren wächst; — wirkten nicht so viele, von einander unabhängige Ursachen auf die Widerstands-Dauer, so dass selbst die Gegenwehr der Citadelle von Antwerpen nicht der Erwartung von ganz Europa entsprach. Ist auch die Festung in gutem Stande und mit Allem gehörig versorgt; der Commandant entschlossen; sein Generalstaab muthig und intelligent; die Besatzung ausdauernd und willig: so kann dennoch ein unerwarteter Zufall, die Anwendung eines minder gewöhnlichen Angriffsmittels u. dgl. den Vertheidigern die Besonnenheit rauben, und eine verschnelle Uebergabe herbey führen. Unfehlbar aber wird sie erfolgen, so bald *Eine* der erwähnten, zur dauernden Gegenwehr nothwendige Bedingung fehlt. Den Beweis geben alle Belagerungen der älteren und neueren Zeit. Selbst diejenigen Festungen, die sich durch langwierigen Widerstand berühmt gemacht haben, würden bey einer veränderten, — vielleicht zweckmäsigeren, Angriffsweise früher gefallen seyn. So Schweidnitz, hätte le Febvre den Gebrauch der *überladenen Schachtminen* gekannt und benutzt; so Gibraltar, wäre der Angriff der schwimmenden Batterieen nicht durch den Neid und die zweckwidrigen Anstalten der Spanier fehl geschlagen!

S. 89 führt der Vf. den Beweis: dass es 1812 vortheilhaft für Russland war, eigentlich *keine* festen Plätze an seiner europäischen Grenze zu haben, weil es nun seine Kräfte nicht zerstückeln durfte, sondern sie später mit Nutzen vereint gegen Napoleon gebrauchen konnte. Abgesehen jedoch von den besonderen Umständen dieses Einbruches verlangt der Hr. Marquis für die erwähnte Grenze nachstehende Festungen: Kowno am Niemen; Brezesc am Bug; und eine kleine Festung gegen Gallizien. In zweyter Linie Riga; Dünaburg; Borissow, an der Bereszina; Bobruisk; und eine mittlere Festung zwischen den Morästen am Pinsk. Endlich Reval, Smolensk und Kiew als grosse Waffenplätze in dritter Linie.

Mit Recht zweifelt der Vf. S. 92, dass Witgenstein bey Lützen geschlagen worden wäre, hätte Miloradowitsch den erhaltenen Befehl gehörig befolgt, und so die treffliche und zahlreiche russische Reuterey an der Schlacht Antheil nehmen können. Sehr befriedigend ist das S. 93 ff. über die Operationen Napoleons und seiner Gegner vor und nach der Schlacht bey Leipzig Gesagte, worauf der Vf. die Bestimmung des gegenwärtig noch Statt findenden Nutzens und der daraus hervorgehenden Zahl der Festungen eines Staates, wie Frankreich, begründet. Für diese fodert er 1) an den Grenzen einige, nicht zu grosse Festungen oder auch Forts auf den wichtigsten Verbindungswegen und Uebergängen der grösseren Flüsse; 2) ein bis drey Festungen ersten Ranges, nach Verhältniss der Grösse des Landes, an solchen Orten, an die der Feind nur schwer kommen kann, und die der Armee die nöthigen Hülfsmittel zum Kriege darbieten. Andere Festungen von geringerer Grösse werden zwischen ihnen und den äussersten an der Grenze vertheilt, die ihrerseits wenigstens drey Tagemärsche von der letzten entfernt sind, wenn nicht wichtige Pässe es nöthig machen, sie ihr näher zu rücken. Der Vf. kommt dabey auf die Befestigung der Hauptstadt eines Landes, und von Paris insbesondere, gegen die er sich entschieden erklärt, und seine Meinung mit schlagenden Gründen unterstützt. Darauf, dass *Vauban* die Befestigung von Paris gerathen, antwortet er: „dass sich alles geändert, dass Paris mehr Umfang, mehr Bevölkerung, mehr Reichthümer als damals habe; besonders, dass die Kriegskunst seit *Vauban* gewaltige Veränderungen erfahren (habe), und dass dieser grosse Mann selbst heut zu Tage anders denken und urtheilen würde."

Die Uebersetzung lässt sich gut lesen; nur stört das öftere Hinweglassen der Hülfswörter *seyn* und *haben* den Sinn. Die Russischen Karten geben beiden Flüssen den Namen Düna (Dwina), man unterscheidet sie in die östliche und westliche.

Mm.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hartmann: *Xenophon über die Jagd*, verdeutscht und erläutert von *T. W. Lenz*, Lehrer an der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal. 1828. 80 S. 8. (8 gr.)

Diese Uebersetzung ist ein willkommener Beytrag zur Erläuterung eines schwierigen, in Vergleich mit anderen desselben Schriftstellers noch ziemlich vernachlässigten und doch von Seiten des Inhalts sowohl als der Form in mehrfacher Beziehung wichtigen Werkes. Keine Vorrede giebt Auskunft über einen besonderen Zweck, den der Uebersetzer etwa im Auge gehabt hätte, und so wäre die Kritik berechtigt, den höchsten Maßstab anzulegen. Aber bald wird man gewahr, daß eins der wesentlichen Erfordernisse zu einer guten Uebersetzung, gründliche Kenntniß der fremden Sprache, dem Verfasser abging. Es kann daher gezweifelt werden, ob die Unbeholfenheit, welche den deutschen Ausdruck nicht selten beschwerlich und misfällig macht, zur Nachbildung der erkannten Kunstlosigkeit des Originals gewählt, oder aus einem Mangel an Gewandtheit und Leichtigkeit in Handhabung der eigenen Sprache oder sonst woher entsprungen sey. Doch zeigt sich der Uebersetzer keineswegs des Griechischen unkundig, so daß er nicht manches von früheren Interpreten Misverstandene richtiger aufgefaßt hätte, und in der die Anmerkungen unter dem Texte größtentheils einnehmenden Polemik gegen *Weiske* und *Schneider* ist zuweilen auch das philologische Recht auf seiner Seite. Am meisten aber kam ihm die den erwähnten Gelehrten zum Theil fehlende Sachkenntniß zu Statten, und seine Uebersetzung wird als Interlinearversion denjenigen nützen, welchen es vorzugsweise um die Sachen zu thun ist, wenn sie auch nicht überall erfahren, was Xenophon gewollt hat. Wir werden dieses Urtheil durch eine genauere Prüfung der ersten drey Capitel belegen, empfehlen aber das Ganze den Waidmännern sowohl als den Philologen zu näherer Kenntnißnahme.

Im Eingange läßt Hr. *Lenz* das von *Weiske* und *Schneider* nach Ἀπόλλωνος eingeschobene γὰρ weg und verdeutscht die Worte Τὸ μὲν εὕρημα θεῶν, Ἀπόλλωνος καὶ Ἀρτέμιδος, ἄγραι καὶ κύνες so: Den Göttern Apollo und Artemis gehört die Erfindung der Jagd und des Waidwerks mit Hunden. Daß γὰρ unnöthig und τὸ μὲν εὕρημα mit ἄγραι καὶ κύνες zu verbinden ist, hat seine Richtigkeit; aber der Artikel und das einen Gegensatz ankündigende μὲν fodern eine andere Uebertragung, etwa: Erfunden haben Götter, Apollo und Artemis, Jagd und Hunde; eigentlich: Die Erfindung sind sie von Göttern, und der Gegensatz ist: gegeben aber wurden sie, und zwar als Belohnung für seine Gerechtigkeit, dem Cheiron. Daß nun dem auf solche Weise zu fassenden Eingange eine die Jagd nennende Ueberschrift vorangehen mußte, liegt am Tage, und die auch an sich unwahrscheinliche Vermuthung, welche der Uebersetzer hier, indem er γὰρ bekämpft, äußert, daß Xenophon keine Ueberschrift gemacht habe, kann dadurch, daß eine Breslauer Handschrift Θηρευτικός statt Κυνηγετικός hat, unmöglich für begründet gelten. „Eine solche Verschiedenheit der Ueberschriften, heißt es in der Anmerkung, scheint zu beweisen, daß sie nicht dem Xenophon selbst, sondern einer späteren Zeit angehören.“ Sie beweist nur, daß in einer oder der anderen älteren Handschrift der Titel gefehlt haben, und von diesem Abschreiber willkührlich nach dem Inhalte supplirt worden seyn kann. Aber möglich ist auch, daß Θηρευτικός, als Glossem zu Κυνηγετικός gesetzt, nachher anstatt desselben auf den Titel kam. Für das Alterthum der gewöhnlichen Aufschrift spricht die gleichlautende über dem Werke des Arrian, und daß Athenaeus mehrere Male den Κυνηγετικός des Xenophon citirt. — §. 7: Νέστορος δὲ προδιελήλυθεν ἡ ἀρετὴ τῶν Ἑλλήνων τὰς ἀκοάς, ὥστε εἰδόσιν ἂν λέγοιμι. „Nestors erhabene Tugend ist bereits zu den Ohren der Hellenen gedrungen, so daß ich Kundigen erzählen würde.“ Dem Sinne entsprechender, wenn auch von den Worten mehr abweichend wäre: Von Nestors Tugend ist der Ruf bereits unter den Hellenen verbreitet. *Erhabene* ist ein unnöthiger Zusatz. — §. 9 giebt der Uebersetzer für τὴν Ἀλκάθου des *Alkathos* Tochter, statt des *Alkathus* oder *Alkathoos*. Ebendaselbst sind τὰ ἀριστεῖα nicht die *Siegespreise*, sondern die *Ehrengaben*, der Ehrenlohn, als Preis der größten Tapferkeit. — Cap. 2. §. 1: Πρῶτον μὲν οὖν χρὴ ἐλθεῖν ἐπὶ τὸ ἐπιτήδευμα τὸ τῶν κυνηγεσίων τὸν ἤδη ἐκ παιδὸς ἀλλάττοντα τὴν ἡλικίαν· εἶτα δὲ καὶ ἐπὶ τὰ ἄλλα παιδεύματα· τὸν μὲν ἔχοντα, σκεψάμενον τὴν οὐσίαν· ᾧ μὲν ἔστιν ἱκανή, ἀξίως τῆς αὐτοῦ ὠφελείας· ᾧ δὲ μὴ ἔστιν, ἀλλ' οὖν τήν γε προθυμίαν παρεχέσθω, μηδὲν ἐλλείπων

τῆς ἑαυτοῦ δυνάμεως. ὅσα δὲ καὶ οἷα δεῖ παρεσκευασμένον ἐλθεῖν ἐπ᾽ αὐτὸ, φράσω καὶ αὐτὰ καὶ τὴν ἐπιστήμην ἑκάστου, ἵνα προειδὼς ἐγχειρῇ τῷ ἔργῳ. „Vor Allem müssen junge Leute, die so eben aus dem Knabenalter heraustreten, mit Erlernung der Jagd beginnen, sodann auch zu den anderen Bildungsmitteln fortschreiten. Diejenigen, welche Vermögen besitzen mit Rücksicht darauf, wenn es hinlänglich ist, auf eine ihrem Vortheil angemessene Weise; wer aber keins hat, zeige wenigstens guten Willen, indem er nichts unterläst, was in seinen Kräften steht. Mit wie vielen und welchen Hülfsmitteln ausgerüstet man die Sache beginnen müsse, will ich nicht nur im Allgemeinen bezeichnen, sondern auch genaue Kunde von jedem Einzelnen geben, auf dass man mit gehöriger Vorkenntniss ans Werk gehe.“ Nicht dass der Jüngling mit der Jagd seine Ausbildung beginnen müsse, will Xenophon sagen, sondern dass er sich dieser Beschäftigung mit allen in seinem Vermögen stehenden Hülfsmitteln ausgerüstet zu widmen, und also zuvörderst seine Umstände in Erwägung zu ziehen habe. Allerdings scheint er für die Jagd den ersten Platz auch der Zeit nach in Anspruch zu nehmen, aber nicht mit πρῶτον zeigt er das an, sondern dieses bezieht sich auf die nun beginnende Reihe seiner Lehren, und dem darauf folgenden μὲν entspricht das δὲ nach ὅσα. Danach ist die Interpunction und die Uebersetzung zu berichtigen. Auch αὐτοῦ (τοῦ τῶν κυνηγεσίων ἐπιτηδεύματος) erscheint nun als richtig, und ist nicht, wie der Uebersetzer mit *Schneider* annahm, in αὑτοῦ zu ändern. — §. 4: ἔστωσαν δὲ αἱ μὲν ἄρκυες ἐννεάλινοι, ἐκ τριῶν τόνων, ἕκαστος δὲ τόνος ἐκ τριῶν λίνων· τὸ δὲ μέγεθος πεντασπίθαμοι, διπάλαιστοι δὲ τοὺς βρόχους. „Die Fangnetze (müssen bestehen) aus neunfädigen Bindfaden, aus drey Schäften, jeder Schaft aus drey Fäden. Ihre Höhe betrage drey Fuss neun Zoll, der Inhalt der Maschen zwey flache Hände.“ Nach *Weiske* würde μέγεθος hier, wie §. 5, wo von den beiden anderen Arten der Netze die Rede ist, nicht die Höhe, sondern die Länge bedeuten. *Schneider* war derselben Meinung, nahm aber eine Lücke an, und vermuthete, dass Xenophon die Höhe wie im Folgenden durch die Zahl der Knoten oder Maschen bestimmt habe, welche Zahl ausgefallen sey. Diese Vermuthung bestreitet der Uebersetzer. „Sicherlich würde Xenophon“ sagt er im Anhange“, „wenn er hier durch τὸ μέγεθος die Länge der Hasennetze bezeichnete, auch Cap. 10 §. 2 die Länge der dort beschriebenen Saunetze bestimmt haben.“ Dieses Argument ist stärker, als es so ausgedrückt erscheint. Die Beschreibung der Saunetze an jener Stelle bezieht sich auf die vorausgeschickte der Hasennetze, und wenn, wie angenommen wird, μέγεθος dort die Höhe bedeutet, so ist es wahrscheinlich, dass es auch hier nichts Anderes heissen soll. Nun fällt es aber auf, dass der Schriftsteller nirgends die Länge dieser Fangnetze angiebt. Der Uebersetzer vermuthet, es sey desswegen unterblieben, weil sie länger oder kürzer seyn mussten, je nachdem der Ort, wo sie gebraucht wurden, mehr oder weniger eben war. Allein auch die Länge der Forkeln war nach der Beschaffenheit des Bodens verschieden, und doch giebt er ihr gewöhnliches Mass (§. 7) an. Wir wären daher geneigt, unser μέγεθος hier so wohl, als Cap. 10 §. 2, die Länge und die Breite zu verstehen, und der fast ausschliessende Gebrauch des Pluralis αἱ ἄρκυες, so wie im 10 Cap. die Behauptung, dass funfzehn hinreichten, scheint uns diese Erklärung zu empfehlen, welche wir übrigens hier, um nicht weitläuftig zu werden, gegen etwanige Einwürfe zu vertheidigen, und durch die einzelnen Stellen durchzuführen unterlassen müssen. — Den Sinn der folgenden Worte ὑφείσθωσαν δὲ οἱ περίδρομοι ἀνάμματοι, ἵνα εὔτροχοι ὦσι, hat der Uebersetzer ganz richtig ausgedrückt: die Leinen, welche eingezogen werden, dürfen keine Knoten haben, damit sie leicht beweglich seyen, und im Anhange verwirft er mit Recht *Schneiders* Erklärung, der in ἀνάμμασι etwas maschenloses, durch welches die Leinen hindurchgezogen würden, angezeigt glaubte. Es bedurfte aber zur Widerlegung dieser Ansicht nicht der vom Uebersetzer beygebrachten Gründe, sondern die einfache Hinweisung auf das Wort und auf die Construction genügte. — §. 7: αἱ δὲ σχαλίδες μὲν τῶν ἀρκύων τὸ μῆκος δέκα παλαιστῶν, ἔστωσαν δὲ καὶ ἐλάττους (αἱ μὲν ἄνισοι αὐτῶν, ἐν τοῖς ἑτεροκλινέσι τῶν χωρίων, ἵν᾽ ἴσα τὰ ὕψη ἐξαίρωσιν, ἐν δὲ τοῖς ὁμαλέσιν αἱ ἴσαι)· αὗται δ᾽ εὐπερίσπαστοι τὰ ἄκρα καὶ αὗται λεῖαι· τῶν δὲ ἐνοδίων διπλάσιαι. αἱ δὲ τῶν δικτύων, τὸ μὲν μέγεθος πεντασπίθαμοι, δίκρα ἔχουσαι μικρὰ, τὰ ἐντμήματα μὴ βαθέα. „Die Länge der Forkeln der Fallnetze beträgt zwey und einen halben Fuss, doch bedarf es auch kürzerer; (die ungleichen brauche man an unebenen Orten, damit sie gleiche Höhe bewirken, an ebenen, die gleichen) an diesen muss das obere Ende sich leicht herumziehen lassen, und glatt; die Forkeln der Wegnetze aber müssen von doppelter Länge seyn. Bey den Stellnetzen betrage die Länge der Forkeln drey Fuss neun Zoll. Sie haben kleine Gabeln mit flachen Einschnitten.“ Nach *glatt* scheint *seyn* ausgelassen. Aber die Glätte des oberen Endes der Forkel bewirkt nicht, dass die Forkel sich leicht herumziehen lässt; auch wäre eine solche Beschaffenheit, nach welcher sie sich leicht herumziehen liesse, zu nichts nütze. Wohl aber ist es nöthig, dass Leine und Netz auf der Forkel liegend nicht fest gehalten, sondern leicht darüber herabgezogen werden, und diese allerdings durch Glätte zu bewirkende Eigenschaft scheint Xenophon mit εὐπερίσπαστος anzuzeigen. τὰ ἄκρα verbindet der Uebersetzer richtig mit dem Vorhergehenden, duldet aber die Wiederholung von αὗται, welches, unserer Meinung nach als aus dem ersten durch Irrthum entstanden, zu streichen ist. — Cap. 3 §. 1: τὰ δὲ γένη τῶν κυνῶν ἐστὶ διττά· αἱ μὲν καστόριαι, αἱ δὲ ἀλωπεκίδες. „Es giebt zwey Arten von Hunden, castorische nämlich und Fuchshunde.“ Die Natur der Sache sowohl als der Artikel zeigt, dass hier von den zur Hasenjagd zu gebrauchenden Hunden die Rede ist. Die Uebersetzung aber lautet so, als ob eine allgemeine Naturgeschichte des Hundes folgen sollte. — §. 9 ist die Rede von den Fehlern

der Hunde beym Spüren: Viele verlassen die Spur und gehen zu dem Menschen zurück, αἱ δ' ἐκ τῶν ἰχνῶν κεκλαγγυῖαι ἐξαπατᾶν πειρῶνται, ἀληθῆ τὰ ψευδῆ ποιούμεναι. „Die aber, welche auf der Fährte anschlagen, suchen zu täuschen, und ihren Betrügereyen den Schein eines wirklichen Fundes zu geben.“ Der Uebersetzer verband αἱ κεκλαγγυῖαι, ohne zu bedenken, dass nicht von allen Hunden, welche auf der Fährte anschlagen, behauptet werden kann, dass sie zu täuschen suchen. αἱ ist mit δὲ zu verbinden und bedeutet *einige*. Sodann war von *Schneider* für die letzten Worte, wenn auch nicht die Erklärung, doch die Hinweisung auf den Unterschied des Medium und Activum anzunehmen. τὰ ψευδῆ ἀληθῆ ποιεῖσθαι heisst das Falsche wie Wahres nehmen, sich es dazu machen, so thun, als wäre es wahr. *Sibi persuadere*, wie *Schneider* übersetzt hat, passt nicht, da die Täuschung absichtlich seyn soll, aber *den Schein der Wahrheit geben* kann ἀληθῆ ποιεῖσθαι auch nicht heissen. Die folgenden Worte sind §. 10: εἰσὶ δὲ αἳ τοῦτο μὲν οὐ ποιοῦσι, μεταξὺ δὲ θέουσαι, ἄν ποθεν ἀκούσωσι κραυγῆς, καταλείπουσαι τὰ αὑτῶν ἔργα ἀπρονοήτως ἐπὶ τοῦτο φέρονται· μεταθέουσι γὰρ αἱ μὲν ἀσαφῶς, αἱ δὲ πολὺ ὑπολαμβάνουσαι, δοξάζουσαι δὲ ἕτεραι· αἱ δὲ πεπλασμένως, φθονερῶς δὲ ἄλλαι ἐκκυνοῦσι, παρὰ τὸ ἴχνος διὰ τέλους συμπαραφερόμεναι. „Es giebt welche, die diess nicht thun; aber, wenn sie während des Laufes irgend woher Geräusch vernehmen, ohne Weiteres ihre Spur verlassen, und diesem zueilen. Denn einige folgen der Meute, ohne die Fährte deutlich zu haben; andere mit geringer, noch andere mit unsicherer Witterung. Einige revieren scheinbar, andere aus Neid, indem sie sich unaufhörlich um die Fährte herumtreiben.“ Für *Geräusch* war *Geschrey* zu setzen, und τὰ αὑτῶν ἔργα konnte genauer durch *ihr Geschäft*, ἀπρονοήτως durch *unbesonnen* wiedergegeben werden. Den Zusammenhang des Folgenden hat der Uebersetzer in der Anmerkung durch richtigere Erklärung von ἀσαφῶς und ὑπολαμβάνουσαι, deren erstes *Schneider* für ἀσήμως, letztes für *antevertentes* nahm, befriedigend nachgewiesen (nur μεταθεῖν sehen wir keinen Grund anders als *Schneider* in der herrschenden Bedeutung von *vestigia persequi* zu verstehen) und γὰρ nach μεταθέουσι, wofür derselbe Gelehrte, weil kein Zusammenhang sey, γοῦν wollte, gerechtfertigt. Dass aber der Mangel an Zusammenhang, den *Schneider* zu bemerken glaubte, γοῦν eben so wenig als γὰρ vertrüge, und wenn γὰρ falsch wäre, γοῦν auch nicht stehen könnte, hat Hr. *L.* unbemerkt gelassen. Durch γοῦν würde das μεταθεῖν ἀσαφῶς u. s. w. immer in ein dem causalen ähnliches, wenn auch etwas entfernteres Verhältniss zu dem Vorhergesagten gesetzt seyn. δοξάζουσαι scheint der Uebersetzer für synonym mit ὑπολαμβάνουσαι gehalten zu haben. Wenigstens erklärt er in der Anmerkung πολὺ ὑπολαμβάνουσαι durch *viel vermuthend, also ohne gewisse Ueberzeugung, unsicher*, und δοξάζουσαι übersetzt er *mit unsicherer Witterung*. Der Unterschied betrifft nach unserem Dafürhalten die Zeit. Der viel vermuthende Hund hofft da und dort auf die Spur zu kommen, der vermeinende dagegen glaubt schon darauf zu seyn. Den letzten Satz hat Hr. *Lenz* richtig durch ein volles Punctum von dem vorigen gesondert. Aber πεπλασμένως ἐκκυνεῖν heisst nicht *scheinbar* revieren, womit das wirkliche Revieren verneint würde, sondern *verstellter Weise:* der Hund thut so, als habe er keine rechte Spur, und reviert aus Muthwillen. Andere thun dasselbe aus Neid, immer neben der Fährte hin den auf der Spur gehenden Hunden zur Seite laufend. Die Begleitung der beneideten, die in der ersten Präposition des Verbum συμπαραφερόμεναι angezeigt ist, hat der Uebersetzer nicht ausgedrückt. — §. 10: τὰ μὲν οὖν πλεῖστα τούτων φύσει ἔχουσαι, τὰ δὲ ἠγμέναι ἀνεπιστημόνως δύσχρηστοί εἰσι. „Von denjenigen, welchen eines Theils die Natur die meisten jener Fehler zugetheilt hat, und die anderen Theils unkundig geführt worden sind, kann man wenig Gebrauch machen.“ Nicht dieses will Xenophon sagen, sondern dass Hunde, welche die erwähnten Fehler haben, sich nicht zur Jagd eignen, und dass die meisten jener Fehler natürliche, einige aber auch durch ungeschickte Abrichtung hervorgebracht sind. Diess drückt er kurz so aus: Hunde, welche diese Fehler, die meisten von Natur, einige als ungeschickt abgerichtete, an sich haben.

r. c.

RÖMISCHE LITERATUR.

Giessen: *Glossarii latini specimen*, edente *Friderico Osanno*, Prof. Eloq. P. O. 1826. 22 S. gr. 4. (3 gr.)

Hr. *Osann* in Giessen hat in einem Cod. der Pariser Bibliothek (7651) ein Glossarium gefunden, in welchem mehrere Glossen sind, welche in des *Labbeus Collect.* entweder gar nicht, oder nicht richtig angegeben sind. Es ist dasselbe Glossarium, auf welches der Vf. bereits in seinem *Auctar. Lexicor. Graecor.* hingewiesen hat, und von welchem nach seiner Meinung *Jos. Scaliger* in den *notis ad Festum* mit zu vielem Lobe gesprochen haben soll. — Der Codex selbst sey in gr. 4., und entweder im 9ten oder 10ten Jahrhunderte geschrieben. Es sey aber nicht recht auszumitteln, ob diejenigen, welche bekanntlich zu Paris dergleichen Glossen gesammelt haben, nämlich *M. Stephanus, Bonaventura Vulcanius* und *Labbeus*, von diesem Cod. Gebrauch gemacht hätten. Hr. *O.* bemerkte in dem Glossarium zwey bisher noch nicht bemerkte Wörter, nämlich *aramularius* und *arinn*. Ueberhaupt theilt er 28 lateinische Wörter nebst griech. Erklärung derselben und Angabe der Schriftsteller mit, bey welchen sie vorkommen sollen, und fügt zugleich seine eigenen Bemerkungen über jene Wörter bey. Unter anderen kommen bey der Angabe der Schriftsteller auch folgende Namen vor: Πλούσιος, Τιτίνιος, Θλησιανός. In Betreff des Namens *Plusios* sagt der Vf.: *de Plusio auctore — non liquet*, und verweisst auf den Namen *Plusias*, bey *Gruter*

p. DCLXXXI. 6, sowie auch auf den Namen *Plautius* — bey Gellius III. 3, welcher Name aber auch nicht sicher angenommen werden könne. Endlich werden noch die *Anal. critic.* des Vfs. S. 153 erwähnt. — Ueber die beiden anderen Namen liess sich weiter nichts auffinden. Aus dem Buche *de officio proconsulis*, welches Hr. *O.* dem Ulpian beylegt, werden folgende 7 Wörter angeführt: *Adsubrigenda*, über welches Wort nichts angeführt ist, *Aramularius*, in welchem Worte etwas fehlerhaftes vermuthet wird, *Arbares sodales*, wo der Vf. in einer ausführlicheren Anmerkung *aruales sodales* als *judices finium regundorum* angemessen erklärt, *Atriensis*, über welche Benennung Hr. *O.* auf sein *Auctar. Lexic. graec* p. 49 verweist, *Bellonarii* werden in den Anmerkungen gar nicht erwähnt, *Derectarii* hingegen sind in einer fast 7 Seiten langen Anmerkung gegen *Pernice's* Erklärung vertheidigt, ohne dass *Diek's* Erklärung angenommen wird, welcher unter der Lesart: *Directarios fures inquilinos* verstehen will; *Noeldecke's* Ableitung von διά und ῥήγνυμι wird für annehmbar erklärt, und die dagegen von Anderen angeführten Einwürfe durch zwey aus *Ulpians Dig. lib. I*, 47, 18. *VII*, 47, 11 angeführte Stellen und eine gute Conjectur: *derectarii erunt puniendi, id est* (anstatt *item*) *effractores* — entkräftet, auch das bey Plautus in der Bedeutung von *discindere, discidere* vorkommende verb. *dirigere* angeführt. Vergl. *Curc. III.* 54. Gelegentlich schlägt auch Hr. *O.* eine treffende Conjectur in des *Flav. Vopiscus vita Probi cap.* 19 vor, nämlich *qui dirigere volebant*, st. *diripere.* — Am Schlusse dieser Anmerkung erklärt sich der Vf. für *Directarius*, st. *derectarius* und weist noch besonders auf *Rost's Plautin. Cup. Ferc. III.* und *Lindemann's* Anmerkung zu *Plaut. Capt. III, IV.* 103 hin, wo die Ableitung aus *di* und *erigo* unangemessen aufgestellt ist.

Ueber das aus dem *lib. de officio proconsulis* endlich noch angeführte Wort: *Delatio* verbreitet sich der Vf. ebenfalls in einem 3½ Seiten langen Paragraphen, und geht zunächst von dem in dem Glossarium zur Erklärung beygefügten griechischen Worte: ἀναφορὰ aus, führt des *Maussacus* Erklärung dieses hier im juristischen Sinne gesetzten griechischen Wortes an, und erwähnt zugleich, dass die alten Römer nicht *delatio*, sondern *relatio criminis* (*cf. Cic. de invent. II*, 26) gesagt hätten. Es folgt hierauf eine juristische Erklärung der *Delatio*, welche Hn. *O.* von einem gelehrten Juristen mitgetheilt wurde. Hr. *O.* vermuthet, dass entweder *relatio*, oder *dilatio*, in dem Glossario selbst zu lesen seyn dürfte. — Ueber das bey *Titinnius*, nach Angabe des Glossariums, befindliche Wort: *aptra* wird die Vermuthung aufgestellt, dass es vielleicht *apia* habe heissen sollen, und das mit dem Beysatze: παρὰ Θλησιονῷ in dem Glossarium durch κεφαλαία erklärte Wort: *desouentum* als *desomentum* für annehmbar und durch *fomentum capitis* erklärbar angesehen. — Die übrigen mit Angabe *bekannter* Schriftsteller angeführten lateinischen Wörter sind meistens entweder verfälschte und entstellte, oder unbekannte Wörter, z. B. *Acactum*, wo Hr. *O.* *acanthus* oder *acanthium* vermuthen will, *angle* und das zur Erklärung beygefügte griechische Wort: ὄγεις, ferner *appia*, wo der Herausg. *applare* vermuthet und zugleich die Worte des *Lydus de mens.* p. 11: ἐπὶ δὲ τῶν εὐτυχιῶν ἐπουλαρίων, ἃς ἀπαλαρίας οἱ πολλοὶ ἐξ ἀγνοίας προσαγορεύουσιν treffend anführt. *Gutulliocae*, der Vf. hat nach *Scaligers* Angabe (*ad Festum*) *Gulliocae* verbessert, und angemessen ἄκρα für das in jenem Cod. und selbst bey *Labbeus* befindliche μακρὰ gegeben. Bey dem aus dem Glossarium angeführten Worte: *aplustra* erklärt sich der Vf. für das von *Olaus Bloch* ihm mitgetheilte: *Amplustra*, und hält die erste Sylbe für ursprünglich griechisch. Die griechische Erklärung des Glossator's durch: πτερὸν πλοίου wird getadelt, weil πτερὰ, von dem Schiffsgeräthe gebraucht, gewöhnlich *Segel* bedeute, und die Erklärung des Scholiasten zu *Juvenal lib. X*, 136 für die beste gehalten. Rec. ist der Meinung, dass sich πτερὸν hier doch wohl annehmen, und auf die an einem kleinen Stabe bekanntlich angebrachten Bänder und kleinen Flaggen beziehen lasse, womit sich zugleich auch die von dem eben erwähnten Scholiasten angeführte Erklärung: *ornamentum puppis*, vereinigen läfst. — Zu den angeführten unbekannten Wörtern würde Rec. *aroscit* rechnen, welches durch κλωνᾶται erklärt wird, eben so auch *gutturnium*. Bey einigen Wörtern steht in dem Glossarium keine Angabe eines Schriftstellers, nämlich bey: *Anserarius*, *Atellani*, *Arillator*.

So wenig nun auch durch eine solche Sprachbereicherung der classische Sprachgebrauch für uns ererweitert werden dürfte, so ist doch das Aufsuchen und Erklären solcher Wörter schon in geschichtlicher Hinsicht für die Sprache wichtig und für den Umfang der lateinischen Sprache nicht gleichgültig. Es verdient daher eine solche, oft mühsame Aufstellung alle Anerkennung, — und darum glaubten wir die Anzeige dieser, wie es scheint, wenig bekannt gewordenen Schrift in diesen Blättern nachholen zu müssen. Ueber den Stil, in welchem sie geschrieben ist, enthalten wir uns des Urtheils, da dem gelehrten und thätigen Vf. jetzt unstreitig selbst das Schwerfällige und Harte desselben nicht entgehen wird. *Locu allatus, quo delatio eo sensu usurpatum sit* (S. 20) und Aehnliches sind ohne Zweifel Druckfehler.

Chr. St.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *Marci Tullii Ciceronis de officiis libri tres.* Zum Gebrauche für Schulen neu durchgesehen und mit den nothwendigsten Wort- und Sach-Erklärungen ausgestattet von Dr. *Ludwig Julius Billerbeck.* 1827. VI u. 271 S. gr. 8. (14 gr.)

2) Ebendaselbst: *Marci Tullii Ciceronis de officiis libri tres ad Quintum fratrem (sic!).* Scholarum in usum editi studio et cura *Julii Billerbeckii,* phil. Dr. — Accedit index verborum historicorum et geographicorum explicator. 1827. 126 S. gr. 8. (4 gr.)

No. 1 ist mit einer Menge von Anmerkungen versehen, welche für obere Schüler nicht durchgehends sich eignen. Schulausgaben müssen so eingerichtet werden, dass sie den Schüler nicht zu oft, noch ohne hinlängliche Veranlassung, von dem Texte abführen. — Der Vf. verliert sich zu oft in eine für Schüler, welche diese Bücher des Cicero zu lesen angewiesen werden, zu grosse Breite, z. B. §. 2 bey *concedens* heisst es: „Solche Participia verkürzen die Rede, da sie die Stelle eines Nebensatzes vertreten, der mit dem Hauptsatze durch das *Pron. relat.* oder durch eine Conjunction, wie hier, sollte verbunden werden." Warum sagt hier der Vf. „*sollte* verbunden werden"? Ist denn der Gebrauch eines so gesetzten Particips zu tadeln? — §. 8 wird zu *medium* bemerkt: „ist die *gemeine* äusserlich gar nicht zu tadelnde Pflicht, wie man sie im gesellschaftlichen Leben von uns verlangt; womit man zufrieden ist, da man die innere Gesinnung — doch nicht wissen kann und also nicht berücksichtigt. Sie ist die Schuldigkeit des Mannes, der" u. s. w. — §. 9 bey *dubitant* heisst es in der Anmerkung: erstens *hägt (sic!)* man noch Zweifel, fragt man noch, überlegt mit Gründen, für und wider. Hierauf folgt *Beiers* willkührliche Etymologie von *duos* und *itare,* welche durch keine Autorität begründet ist, und gleich darauf folgen die Worte: „Ueber das *man* durch die dritte Person Pluralis gegeben s. *Grotefend* S. 235. §. 152. II. 3", ohne dass doch weiter etwas über die Stellung der Worte: *dubitant, id, quod — cadit* gesagt wird. — Muss denn eine solche Anmerkung, dergleichen mehrere vorkommen, z. B. §. 17. §. 46. §. 50. §. 65, welche man in jeder Grammatik findet, Lesern des Cicero, und zwar der Bücher *de officiis,* erst besonders gedruckt noch mitgetheilt werden? Durch dergleichen Anmerkungen wird der Raum für wichtigere weggenommen, und dem Schüler nicht besonders genützt. In der Anmerkung §. 11 zu *antecessiones* konnten ebenfalls einige Sätze mehr zusammengezogen werden. In mehreren Stellen kommen Uebersetzungen solcher Sätze vor, in welchen von keiner Seite irgend eine Schwierigkeit oder Dunkelheit ist, z. B. §. 14 zu *hoc unum animal sentit, quid sit etc.* — §. 19 zu *easdemque non necessarias,* wo es heisst: und die dabey, oben drein *(sic!),* noch dazu sich nicht durch Gemeinnützigkeit *verinteressiren (sic!)* — und gleich darauf: *Quibus — declinatis: Abl. absolutus* s. *si haec vitia declinantur.* Diess *verb. transitiv.* v. *clino* (κλίνω) ist s. v. a. *evitare,* abwenden, vermeiden. — §. 35 *aliquid secutos,* hier heisst es: *non sine causa fecisse,* dass sie ihre *guten* Ursachen dazu gehabt haben. An anderen Stellen ist hingegen manche nöthige Anmerkung weggelassen worden, z. B. Cap. II. §. 4. *Nulla — neque — neque* — und Cap. XX. §. 66. *nullique — neque — neque* — denn über diese bisweilen bey Cicero vorkommende Verdoppelung der Negation liesse sich doch wohl Einiges bemerken, und es wäre der Mühe werth zu fragen, ob diess wirklich aus dem griechischen Sprachgebrauche einzig und allein zu erklären sey, und warum Cicero an solchen Stellen nicht gesagt habe: *neque ulli — aut — aut —.* Vergl. *Cic. de Oratore cap. XXIX.* §. 132. Ungern vermisst man eine Anmerkung zu den Worten §. 6. cap. 2 *ad officii inventionem —.* §. 17. cap. 5 *versantur in eo genere, ad quod* — §. 19. cap. 6. *multique dantur ad studia reditus.* — §. 20. cap. 7. *justitiae primum munus — — ut communibus utatur pro communibus.* — §. 23. *si possunt, non propulsant.* — §. 24 die Verwechselung des *nisi* mit *si non* bey den Worten: *ne, nisi id fecerit* — §. 27 über die keinesweges zu verkennende passive Bedeutung von *meditata.* §. 28 *desertos esse patiantur.* — Ferner ist über die Indicative: *expetunt — — solent* — auf welche doch auch *Beier* aufmerksam macht, nichts bemerkt, und eben so wenig über den Conjunctiv bey: *quos tueri debeant* — irgend etwas

angedeutet worden, wahrscheinlich weil auch *Beier* über denselben nichts zu erwähnen gefunden hatte. §. 51. cap. 16 *patens hominibus inter ipsos, omnibus inter omnes* — ist bemerkt: „Die Verbindung zwischen den Menschen als solchen (?) ist die ausgebreitetste. Aus dem Rechte dieses grossen Vereins erklärt nun Cicero was einem Menschen *qua* solchen (*sic!*) zukomme.“ — §. 64. cap. 19 ist zwar eine unnöthige Anmerkung zu *factiosi*, aber keine zu *largitores* mitgetheilt worden. §. 65 hätte das Participium *aditis* eher als manche andere sehr gewöhnliche Construction eine Berücksichtigung verdient. Eine solche Verbindung wird aber freylich auch von Andern gewöhnlich übersehen. — §. 68 hätten die Worte: *contemnere pecuniam, si non habeas* eher eine Erörterung zugelassen, als die gleich vorhergehenden Worte: *metu non frangi*, bey welchen unnöthigerweise steht: nicht kleinmüthig werden. Ueber das §. 70 gesetze *ut ne* — — *ne* und das vor *libertate uterentur* zu ergänzende *ut* ist ebenfalls nichts bemerkt worden. Das oft vorkommende *In quo* — war sowohl wegen seines Gebrauches, als auch wegen seiner Bedeutung nicht ganz zu übergehen. §. 71 ist bey *non capessentibus* die Angabe: *ex Graecismo cum participio, ex quo supplenda ellipsis, ut rempublicam non capessant* zwar mit *Beiers* Worten gefasst, aber für die Schüler weder angemessen, noch deutlich ausgedrückt. Der Nachsatz: *quum* — — *concederet* ist eben so wenig berührt worden, als die Verbindung der gleich darauf folgenden Worte: *Quibus autem talis nulla sit caussa, si despicere* — und: *Quorum judicium in eo, quod gloriam contemnant et pro nihilo putent.* — §. 72 hätte die Verbindung der Worte: *Capessentibus* — — *nihilo minus quam philosophis, haud scio an magis etiam,* — *adhibenda sit* — um so mehr erwähnt werden können, da der Verf. bey *Beier*, von welchem er doch Manches entlehnt, Mehreres bemerkt fand. §. 73 ist bey den Worten: *Quo minus multa patent* — *et quo minus multis* — um so weniger etwas angemerkt worden, da auch in den Anmerkungen von *Beier* sich nichts fand.

Um nicht Mehreres dieser Art anzuführen, geht Rec. zu denjenigen Anmerkungen über, welche der Herausg. besser berücksichtiget hat, z. B. §. 16. cap. V. *ut enim quisque* — wo bemerkt wird: worauf eigentlich folgen müsste *utque quisque acutissime* — *ita prudentissimus etc.* Cicero begieng also hier ein Anakoluthon; aber auch diese Anmerkung ist zu breit gerathen. §. 17 *necessitates*, nicht *actiones necessariae*, sondern *res necessariae, quibus actio vitae continetur*, d. i., wie nachher gesagt wird, s. v. als *quae tractantur in vita etc.* — — §. 18. cap. 6 wird das in *trahimur* und *ducimur* befindliche Hysteron proteron bemerkt, und die Erklärung von *Goerenz* angeführt, gegen welche sich *Beier* nicht nur nicht erklärt, sondern, welche derselbe vielmehr den Erklärungen von *Heusinger* und *Degen* vorzieht. — §. 22. cap. 7 *non nobis solum* — „bey Plato μόνον, für *solis*, da keine Zweydeutigkeit hier zu fürchten ist, der Numerus kein Adjectiv verlangt“ mit *Gernhards* Citaten zu dieser Stelle. Jedoch würde Rec. bey *ortusque* nicht sagen, *que* sey so viel als: *sondern.* Bey *atque ut placet* erklärt sich Hr. *B.* gegen die Annahme eines Anakoluthons mit Recht, und führt *Grotefend* S. 441. §. 275. 4. an. — Treffend wird hier ferner mit *Gernhard in terra* gegen *Beier* in Schutz genommen und bey *tum opera* bemerkt: sollte als ein Wort schwächeren Begriffes voranstehen; jedoch hätte Rec. den Zusatz: Allein *tum* trägt hier den Begriff: *wäre es auch nur* an sich, nicht erwartet. — §. 25. cap. 8 wird zu *ad perfruendas voluptates* die Bemerkung gegeben: Da *fruor* und eben so *perfruor als* (?) *verb. deponent. passiv.* einen Ablativ regieren, sollte man hier das *Particip. Futuri Pass. in dus* mit passiver Bedeutung eigentlich nicht erwarten; allein sie regierten in der altlateinischen Sprache zuweilen den Accusativ. S. *Grotefend* S. 182 und S. 339 ff. *Ramshorn* bemerkt in seiner lat. Grammatik S. 77. §. 48. Not., dass die *Deponentia* theils wahre *Passiva*, theils ursprüngliche *Reciproca* sind, und fügt hinzu: Manche dieser Verba haben *neben* der *activen* Bedeutung zugleich noch die, gewöhnlich seltnere, *passive* beybehalten. — Leider! muss man aber bisweilen die Erfahrung machen, dass manche gelehrte Klüglinge auf dergleichen wirklich vorkommende *Verbalvermengung* nicht aufmerksam genug sind, und in Anführung derselben vielmehr eine Seltsamkeit, Wunderdinge u. dergl. zu erblicken glauben. — Für das tiefere Sprachstudium haben aber dergleichen Bemerkungen, besonders wenn dabey historisch verfahren, und das Griechische zugleich mit berücksichtiget wird, unverkennbare Bedeutung. — §. 28 wird bemerkt, dass das Wort *genus* auch in der Bedeutung von *Ding irgend einer Art* (?) mit den *Pronominibus cardinalibus* (?) *adjectiv. hoc, id, alterum etc.* pleonastisch der Umschreibung *halben* (*sic!*) verbunden werde, wie *Philipp. V*, 4. *extr. Corn. Nep. Milt. I*, 2. 4, 3. *Hannib.* 5, 2. — Der Ausdruck hätte in dieser Anmerkung deutlicher und bestimmter gestellt werden sollen. — Bey *Aequius erat* heisst es: über das zu grösserer Bekräftigung mit dem *tempus conditionale vertauschte* (?) *Tempus Indic.* s. *Grotefend* S. 389 ff. — Rec. würde hier auf das griechische Imperfectum ἦν verweisen. — §. 29. Ueber die Erklärung der Stelle: *Sunt etiam, qui aut st.* — — — *aut odio* — — *agere dicant, ne* — — *videantur* bemerkt Rec., dass der Herausg. nicht mit Unrecht von *du Bois* abweicht, dessen Erklärung übrigens *Beier* vertheidigt. Denn wenn die Worte: *ne facere cuiquam videantur injuriam* nicht auf die in *orat. obliqua* so sprechenden Personen, sondern auf den Schriftsteller selbst zu beziehen wären: so würde die Wortstellung doch wohl eine andere seyn, nämlich: *Sunt etiam, qui, ne facere c. v. inj., aut studio* — — — *aut odio* — — *suum se negotium agere dicant.* — Warum es übrigens im Munde jener Personen *viderentur*, wie

Beier behaupten will, hätte heiſsen müſsen, darüber können nur wirkliche Gründe entſcheiden, alles Abſprechen führt hier zu nichts. — So finden ſich alſo hier und da in dieſen Anmerkungen einige beſsere Angaben, z. B. auch §. 60 bey *ex quo aptum eſt, i. e. pendet* — u. ſ. w. mit der etymologiſchen Bemerkung: *aptum*, vom ungebräuchlichen *apio*, ἅπω, ἅπτω. — Einige Erklärungen ſind von anderen Erklärern entlehnt, z. B. §. 19. cap. 6 bey den Worten: *ſine opera noſtra* aus der *Beier*ſchen Ausgabe einige Worte von *J. Fr. Heuſinger* und *Facciolati*. — §. 20 zu *beneficentia* ebenſo. §. 21 heiſst es bey den Worten: *Ex quo, quia ſuum cujusque ſit eorum, quae natura fuerant communia* — — „man conſtruire mit *Gernhard: quia eorum, quae nat. f. communia, ſuum cujusque ſit*, denn der Genitiv *eorum* hängt nicht vom folgenden *quod* ab. — —“ — Zu §. 44. cap. 14 wird über *quod, qui benigniores volunt* — — aus *Beier's* Ausgabe Einiges angeführt, und zwar mit lateiniſchen Worten, was ſehr häufig hier geſchehen iſt. §. 50. cap. 16 ſteht bey den Worten: *Eſt enim primum, quod cernitur* — die auch in der *Beier*'ſchen Ausgabe befindliche Anmerkung des *Mich. Heuſinger*, ſo wie auch bey *communicando: mutua cogitationum permutatione* und zwar mit dem voranſtehenden Worte: *abſolut für mut. cog. perm.* — §. 56. cap. 17 iſt bey *copulatius* die *Gernhard*ſche Anmerkung: *vi transitiva, ut conſideratus eſt, qui conſiderare, cautus qui cavere* (*ſibi* würde Rec. noch hinzu ſetzen) *ſolet*. Solche belehrende Sprachbemerkungen ſind um ſo zweckmäſsiger, da ſie zum Nachdenken über die von den Grammatikern noch nicht genug bemerkte, noch unterſuchte Vermengung ſolcher Verbalformen führen. Das Meiſte iſt wohl aus dem Griechiſchen abzuleiten. - §. 61 zu *res humanae* iſt nicht alles bemerkt, was man bey *Beier* findet, ſondern nur die Worte des Columella: *fortuitos caſus* und die griechiſchen Worte des Hyperides bey *Stobaeus*.

In kritiſcher Hinſicht iſt hier, wie man von ſelbſt erwarten wird, keine neue Ausbeute zu finden; jedoch verfährt der Herausgeber in der Beurtheilung ſtreitiger Lesarten nicht ohne eigenes Urtheil, noch ohne Einſicht, und folgt meiſtens den von *Beier* vertheidigten Lesarten, z. B. Cap. 1. §. 1 bey *orationis facultate* — Cap. 3. §. 7 bey *num quid*, als *zwey* Wörter, nicht wie bey *Beier* als *ein* Wort hier geſchrieben — Cap. 4. §. 13 bey *et factis* — und erklärt ſich dabey mit Gründen gegen die *Gernhard*ſchen Lesarten. - §. 23. Cap. 7 iſt mit *Beier deducta ſunt* beybehalten; allein *exquirunt* drückt nicht ein *ganz beſtimmtes* Reſultat der Unterſuchung aus, und obgleich dem friſchen Sinne der Indicativ entſprechen mag, ſo mochte doch wohl Cicero die Unhaltbarkeit ſolcher etymologiſchen Verſuche nicht immer verkennen, und daher auch gleich darauf: *credamusque* geſagt haben. Rec. ſtimmt daher auch der *Schützi*ſchen Lesart *ſint* bey; ſelbſt *Beier* erklärt ſich hier nicht entſchieden für *ſunt*. — Cap. 12 §. 37 erklärt ſich der Herausg., ungeachtet *Beiers* richtiger Bemerkung, für *mitigante* und hat dieſes offenbar in den Text aufnehmen wollen, es iſt aber *mitigatam* durch einen hier einmal glücklichen Druckfehler in dem abgedruckten Texte ſtehen geblieben. Gleich darauf iſt *appellari* aufgenommen worden; Rec. nimmt aber an *appellare* keinen Anſtoſs. Treffend erklärt ſich hingegen Hr. *Billerb.* gegen ein nach *addi poteſt* vorgeſchlagenes Fragezeichen. — Cap. 16. §. 51 erklärt er ſich angemeſſen gegen: *at, quae ſcripta ſunt* — Cap. 21. §. 71 ſetzte er *quae plerique mirentur*, wo wenigſtens *admirentur* vorzuziehen ſeyn dürſte, wenn anders der Conjunctiv hier durchaus nothwendig wäre.

Rec. bemerkt nun noch einige unpaſsende Ausdrücke, z. B. Cap. 5. §. 14 zu den Worten: *Formam quidem ipſam* — — *quae ſi oculis cerneretur*: wenn das *Vollkommenbild* des Sittlichſchönen ſich unſeren *leiblichen* Augen *aufſchlöſse* — — §. 16 *veritas* — iſt alſo der Gegenſtand, womit der *Kluge*, die *Klugheit* zu thun hat. Cap. 6. §. 18 *primus ille, qui* — *conſiſtit* — Pflichten, die zur Klugheit und Einſichten gehören. §. 19 der Erholung *halben*. §. 25 ein *paſsliches* Beyſpiel. §. 29 *deſerunt* ſie laſsen im Stich. §. 33 *ne appetenter*, daſs ſie ſich ja nicht *zugreiſiſch* bezeigen möchten. §. 43 *dieſs ſpielt mit* auf die *fameuſen largitiones* in Rom an und gleich darauf: den Begriff zu urgiren. Cap. 16. §. 50 *ſed, quae natura principia ſint communitatis et ſocietatis* — die Hauptlagerſtätte — — *für* wie vielerley Hauptverbindungen unter ihnen *ſeyen* und woher ſie entſtehen. §. 56 *quod Pythagoras vult* — wohinter Andere *ultimum in amicitia putavit*. §. 58 *vigent* floriren. Cap. 19. §. 62 *juſtitia vacat* — nachher wirds durch *Repetition urgirt* §. 63 *volumus* — *Degen* bezieht es ſehr *engbrüſtig* bloſs auf den Schriftſteller.

Von den Druckfehlern bemerken wir: S. 3. Z. 15 *das* Numerus, S. 8. Z. 1 *qua*, ſ. *quae*, S. 14 *im*moraliſch, S. 14 in den Anmerkungen: *vocemur*, ſt. *vocemus*, S. 15 ebenfalls in den Anmerkungen: *in contrarias part.*, ſt. *in contrarias ſententias*, S. 29. Z. 14 *injuſtiae*, ſt. *injuſtitiae* — u. dergl. m.

Hätte der Vf. diejenigen Anmerkungen, welche ſich entweder in den neueren Ausgaben nicht finden, oder welche gegen die Erklärungen Anderer gerichtet ſind, beſonders abdrucken laſsen: ſo würden die Schüler, für welche ſeine Ausgabe beſtimmt wurde, nicht in Ungewiſsheit gerathen, ob ſie die bereits unter No. 1 angezeigte, oder die unter No. 2 befindliche Ausgabe ſich anſchaffen ſollen. Die ärmeren Schüler werden nun zwar auf No. 2 verwieſen, welche ein bloſser Abdruck iſt, und finden in demſelben die Angabe des Inhaltes jedem Cap. vorgeſetzt, ſo wie auch ein von S. 105 (med.) bis 126 laufendes hiſtoriſch - geographiſches Wörterverzeichniſs. Der Druck iſt gut und correct (Cap. 2 extr. ſteht ebenſo, wie in No. 1, *praſtermiſſum*, ſt. *praetermiſſum*); der Preis äuſserſt billig. Chr. St.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, in der Lüderitz'schen Buch- und Kunsthandlung: *Kurzgefasste englische Sprachlehre für Anfänger.* Von *A. Neumann*, Lehrer der englischen und französischen Sprache in Breslau, Verfasser des neuen englischen Lesebuchs. 1833. 170 S. kl. 8. (12 gr. oder 15 Sgr., auf 12 ein Frey-Exemplar.)

Wohl scheint diese kleine Sprachlehre durch einfache Methode, Fasslichkeit der Darstellung und die beygefügten praktischen Aufgaben und Uebungsstücke ihrem Zweck ziemlich zu entsprechen. Die Aussprache hat der Vf. durch deutsche Laute (so gut es möglich war) beyzubringen gesucht; ein im richtigen Sprechen geübter Lehrer wird hier leicht, wo es nöthig ist, nachhelfen. Da keine *Inhaltsanzeige* gegeben worden, so mag hier in der Kürze das Wesentliche davon, mit gelegentlichen Bemerkungen, folgen. *I. Abth. Kurzgefasste Regeln der englischen Aussprache. Das engl. Alphabet. Aussprache der Vocale.* (Hier finden wir nur das deutsche *eh*, welches bald wie das französische *é*, bald auch wie *è* lautet, z. B. in *mehr* und *nehmen*, zur Anzeige der Aussprache verschiedener englischer Wörter bedenklich.) *Aussprache der Consonanten.* (Hier sollte die Aussprache des *of* nicht *ow*, sondern *ov* bezeichnet seyn, während es in der Zusammensetzung, z. B. *thereof* nur *off* lautet.) *Lehre vom Accent. Schrift-Zeichen* (der Vf. nennt nicht eben passend so die Interpunction). Für den Anfang mag das Gesagte hinreichen; sonst wäre zu bemerken, dass das Komma vor *which*, und selbst am Ende des dazu gehörenden Verbums meistentheils wegfällt; dass aber eine Nebenbestimmung durch eine Conjunction oder ein Adverbium oft in Kommata eingeschlossen wird; z. B. *hiwewer*, oder *on the contrary*. *Von der Abbrechung der Wörter.* (Hier wäre im Gegensatz, ausser *manger*, *monger* anzuführen, wo *mong-er*, wie *sing-er*, getheilt wird.) *Anfangsbuchstaben.* (Hier ist vergessen, dass auch Adjective, die von Eigennamen kommen, und zu ihnen gehören, grosse Anfangsbuchstaben haben, z. B. *Black Sea*.) *II. Abtheil. Sprachlehre. Die neun Redetheile. Vom Artikel.* (Hier fehlt, dass *a* auch vor dem gedehnten *u*, *eu* und *ew* steht, und nicht in *an* verwandelt werden sollte.) *Declination der Artikel und der Substantive. Bildung des Plurals. Vom Geschlecht. Von der Ableitung der Hauptwörter. Vom Eigenschaftsworte. Von dessen Comparation oder Steigerung. Von der Ableitung der Beywörter. Zahlwörter. Fürwörter. Vom Zeitwort. Alphabetisches Verzeichniss der unregelmässigen Zeitwörter. Adverbien. Präpositionen. Conjunctionen. Interjectionen. III. Abtheil. Syntax oder Wortfügung. Vom Gebrauche des Artikels. Vom Substantiv. Gebrauch des Genitivs, Accusativs und Ablativs. Vom Adjectiv, Pronomen, Zeitwort, Particip. Vom Umstandsworte.* (Diess wird unter dieser Benennung erst hier erklärt, was schon früher hätte geschehen sollen. Ueberhaupt sollte die Uebersicht der verschiedenen Redetheile nach ihren geläufigen Benennungen mehr erleichtert seyn. Die Adjective heissen bald Beywörter, bald Eigenschaftswörter, so wie die Adverbien Umstandswörter und Nebenwörter; so auch die Präpositionen Vorwörter.) *Stand* (Stellung) *des Umstandsworts. Gebrauch der einzelnen Vorwörter. Von den Bindewörtern* (Conjunctionen). *Auslassung der Conjunctionen. Gebrauch der Interjectionen. Verzeichniss einiger* (vieler) *Zeitwörter mit ihren Verhältnisswörtern.* (So nennt der Vf. hier die Präpositionen.) *Adjectiva mit ihren Präpositionen. Vocabular.* (Deutsche Substantiva und Verba in einiger Classification mit der Englischen Uebersetzung S. 105—121. (Hier ist S. 112 *a university* st. *an university* zu setzen). *Zur Uebung im Lesen.* (Den Zeilen des Englischen Textes ist die Aussprache in Lauten unserer Sprache untergesetzt. Rec. masst sich nicht an zu entscheiden, ob die strengen Orthoepisten hier Alles entsprechend finden werden. Im Wesentlichen dünkt ihm die Aussprache recht bezeichnet. Aber *of* sollte nicht mit *off* ausgedrückt seyn.) *Anhang. I. Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische.* Aufgaben über den Artikel, den Comparativ, den Superlativ, die Zahlwörter, Fürwörter und die übrigen Wörterclassen. Unter den kurzen Sätzen stehen die Englischen Ausdrücke, welche nur der Anordnung und Zusammenfügung bedürfen. S. 142 könnte die Frage: „wie alt"? auch mit *how old* übersetzt werden, nicht bloss *of what age?* Bey der Frage S. 145: „Wer ist es?" konnte S. 146 der Anglicismus in der Antwort bemerkt seyn: *It is I.* — S. 147 ist *nämlich* durch *very* nicht passend übersetzt. S. 148 ist für *physic*, welches Arzney bedeutet, *physicks*, und für *moral* bezeichnender *ethicks* zu setzen. *Anordnung* wäre besser durch *disposition* oder *arrangement*, als durch *skeme* oder *project* gegeben, welches Entwurf bedeutet. S. 149 wird *Kräfte*, ausser *power*, unpassend durch *force* übersetzt, wofür *faculty* oder *capacity* besser wäre. S. 151 folgen *Sprichwörter und Anglicismen*, Englisch und Deutsch. S. 156. *Uebungen zum Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche.* (Mit beygefügter Verdeutschung der vorzüglichsten Wörter. Auch dem Inhalte nach, zweckmässig. Zum Schluss folgen einige *Briefe*.) *Verzeichniss von Wörtern*, die ganz auf einerley Art geschrieben und accentuirt, aber nach ihren Bedeutungen verschieden ausgesprochen werden. *Verzeichniss* von solchen, welche zwar auf einerley Art ausgesprochen, aber ihrer Bedeutung nach verschieden geschrieben werden. S. 168 ist *Viol* für *vial* auf der rechten Seite zu lesen. Den Schluss machen die Bezeichnungen von *Mass und Gewicht.* — Ausser den bemerkten Druckfehlern, ist noch zu berichtigen: S. 137 *the French* für *french*; S. 85 *taught* für *thougth*; *Endzweck* für *Entzweck*; S. 131 *Coffee* für *Caffee*; S. 134 *constant* für *constantly*. — Das nützliche Buch ist auf weisses Papier deutlich und fein gedruckt.

C. F. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 3 3.

MEDICIN.

Leipzig, im Magazin für Industrie und Literatur: *Anatomisch-pathologische Untersuchungen über die Lungenschwindsucht*, von *P. Ch. A. Louis*, Doctor der Medicin in den Facultäten zu Paris und St. Petersburg, der königl. medicin. Akademie zu Paris ausserordentlichem, und derjenigen zu Marseille correspondirendem Mitgliede. Aus dem Französischen frey übersetzt von *Karl Weese*, Doctor der Medicin und Chirurgie, ausübendem Arzte zu Thorn. 1827. 309 S. 8. (2 Rthlr.)

So lange die Medicin noch voll war von Sätzen *a priori*, so lange die Physiologie noch Hypothesen als allgemeine Principien geltend machte, und jede mangelhafte und einseitige Thatsache unter jene hypothesisischen Principien stellte, und danach erklärte, war kein fruchtbarer Gewinn zu hoffen, weil die Natur anders producirt, als der metaphysische Kopf. Diese Periode ist vorüber. Dagegen trat eine andere ein, die mit Verleugnung der Vernunftthätigkeit bloss mit dem anatomischen Messer nach Thatsachen jagte. Allein es kam in diese sonst erwünschten Ergebnisse leider kein geistiger Verband. Nur in der neuesten Zeit erhebt man die praktischen Erfahrungen zu theoretischen Resultaten; und diess ist ohne Zweifel der geeignetste Gang in der Medicin. Vorliegendes Werk gehört zu denen, die bloss Thatsachen rein ausmitteln, aber die inneren physiologischen und pathologischen Gesetze übergehen. Wir müssen dessen ohngeachtet gestehen, dass dasselbe eine treffliche Erscheinung ist: denn das *Visum repertum* ist rein und vorurtheilsfrey gegeben, so dass dem denkenden Physiologen und Pathologen es nicht schwer fällt, die gegebenen Thatsachen zu physiologisch-pathologischen Gesetzen zu erheben.

Erster oder *pathologisch-anatomischer Theil.* Wäre, was wir eben aussprachen, schon von dem Vf. geschehen, so hätte er gewiss einen Unterschied machen müssen unter den Tuberkeln in Ansehung ihrer Causalität: denn anders wird sich der physiologische Charakter im Krätztuberkel, anders im arthritischen, anders im Menstrual- und exanthematischen Tuberkel verhalten, sollten auch auf den ersten Anblick sich die anatomischen Charaktere gleich verhalten. Wir haben also in diesem Theile rein anatomisch krankhafte Gebilde des Organismus lungensüchtiger Individuen zu suchen, und uns nicht nach allgemeinen pathologischen, zu deren Aufstellung doch die anatomischen Thatsachen berechtigt hätten, umzusehen.

Erstes Capitel. *Apparat der Respiration.* Erster Artikel. *Von den Lungen.* Unser Vf. nimmt nach *Laennec* an, dass es nur Eine Art von Lungenschwindsucht gebe, nämlich die *Pneumophthisis tuberculosa.* Dass *Laennec* unter den vielen hundert Sectionen, die er an Lungensüchtigen angestellt hat, keine *ulcerosa* gesehen haben will, ist sehr zu verwundern, und wir müssen annehmen, dass vorgefasste Meinungen ihn getäuscht haben. Allerdings giebt es eine *Pneumophthisis ulcerosa*, und sie ist das Resultat einer mangelhaften Krise einer vorausgegangenen Lungenentzündung, indem die Fieberkrisen nur theilweise und die topische Krise nur spärlich mit etwas Schleim auftritt, worauf dann der entzündliche (*synochale*) Fiebercharakter abnimmt, und an dessen Statt Eiterungsfieber eintritt. Es bildet sich, wie auch in anderen, von acuten Entzündungen ergriffenen Organen, ein Abscess, welcher platzt, und durch den Luftzutritt eine fortgesetzte Eiterfläche bildet. Ja wir glauben, dass dieser Ausgang einer Lungenentzündung in Eiterung bey einem so blutreichen Gebilde, wie die Lunge, wohin ohnediess die Luft unmittelbaren Zutritt hat, weit eher, als in anderen Organen, Statt habe. Auch eine andere Form, nämlich die *Pneumophthisis pituitosa*, haben ältere Aerzte gesehen, wie wir; nur haben sie diesen Krankheitsprocess verkannt: denn nur in sofern ist er eine Phthise, als das Zoogen der Lunge zerfliesst, und daher eher eine Colliquation zu nennen. Der Vf., welcher bloss die *Pneumophthisis tuberculosa* anerkennt, giebt folgende Definition des Tuberkels: „Die Tuberkeln sind Geschwülste von gelblich-weisser Farbe, mattem Aussehen und veränderlicher Consistenz, die sich nach Verlauf einer gewissen Zeit erweichen, sich in die Luftröhrenästchen entleeren, und mehr oder minder beträchtliche Hölungen veranlassen." Definitionen von krankhaften Producten sind schwer zu geben, so wie überhaupt jede Definition über einen sinnlich wahrnehmbaren Gegenstand, weil darin die Beschaulichkeit fehlt. Der Tuberkel hätte näher beschrieben, nicht definirt werden sollen. Diese Beschreibung aber musste mit der Genesis beginnen, und

mit der Erweichung und Ausstofsung enden. Dann hätte man ein deutliches Bild gehabt. Als eine der gelungensten Beschreibungen des Tuberkels glauben wir die von *Heusinger* in seinem Berichte der anthropotomischen Anstalt zu Würzburg betrachten zu müssen.

Nach unserer Meinung hätte erst vom Tuberkel überhaupt, und zwar von den physiologischen und dann von den anatomischen Charakteren etwas gesagt werden sollen. Wir stellen demnach die Frage: *in welchen Gebilden können Tuberkeln vorkommen?* — Die Tuberkelbildung geschieht *im Zellgewebe*, doch nur unter der Bedingung, dafs es das Zellgewebe von secernirenden Organen sey; und man kann als Gesetz annehmen, dafs die Häufigkeit von Tuberkelbildung in den Organen mit der Energie ihrer Secretionsthätigkeit in geradem Verhältnisse vorkomme: daher die Tuberkeln am häufigsten in den Lungen, dann im Darmcanale, der Leber, Haut, den Genitalien erscheinen. — Durch Druck hemmt der Tuberkel die Function des befallenen Organs mehr oder minder; das Organ dagegen zeigt das Bemühen, den fremden Gegenstand als etwas Heterogenes auszustofsen. Der Tuberkel, entweder durch vorwaltendes lymphatisches Blut, oder nach vorausgegangener Plasticität des arteriellen Systems aus abgeschiedener plastischer Lymphe entstanden, verhärtet vom Centrum nach der Peripherie. Dann steht er nach Aufsen, durch eine Haut, von der aus sich keine Gefäfse in den Tuberkel fortsetzen, begrenzt, nicht mehr in organischem Verbande, sondern löst sich vom Centrum nach der Peripherie hin auf, erweicht in käseartige Masse, wenn er nicht in erdiges Concrement endet, und stöfst seinen Inhalt aus. — Der Tuberkel kann durch den Reiz, den er durch Druck veranlafst, sowohl Ursache von einem entzündlichen Processe, als das Resultat einer Entzündung seyn, die ihre Pseudokrisen in plastische Lymphe macht. Der Vf. spricht zwar auch von einem halbdurchsichtigen grauen Stoffe, aus dem sich die Tuberkeln entwickeln; aber was das für ein Stoff sey, wird weder chemisch, noch genetisch nachgewiesen. — Das häufigere Vorkommen der Tuberkeln will er in den Lungenspitzen beobachtet haben. Es ist eine Thatsache, dafs der obere Lungenlappe der Ausgangspunct und Heerd der tuberculösen Degeneration ist, und dafs diese Producte von Oben nach Unten in den Lungen abnehmen. Umgekehrt aber verhält es sich mit dem phlogistischen Krankheitsprocesse, wo der untere Lungenlappe der Ausgangspunct und Heerd ist. Daraus scheint uns hervorzugehen, dafs in der Mehrheit der Fälle die *Pneumophthisis tuberculosa* nicht aus einer vorausgegangenen, in plastischen Lympherguſs endenden, und so Tuberkel bildenden Entzündung entstehe, sonst müfste ja gerade der untere Lungenlappe der tuberculöse Heerd seyn. Daher scheinen die oft unzähligen Tuberkeln des oberen Lungenlappens eine Folge von vorwaltender lymphatischer Constitution zu seyn, und auf einer sich darauf gründenden Kachexie zu beruhen, so wie auch in der Mehrheit des Vorkommens die Lungenschwindsucht nach acuter Entzündung die vom Vf. geleugnete *Pneumophthisis ulcerosa* seyn mag.

Hierauf spricht der Vf. von der Zeit, innerhalb welcher die Tuberkeln zu der Gröfse einer Erbse gelangen, welche Zeit aber nach dem rascheren oder trägeren Verlaufe sehr verschieden seyn kann. Zu gleicher Zeit waren nach des Vfs. Untersuchungen eben im Entstehen begriffene, zur Erhärtung gelangte und bereits zerflossene Tuberkeln angetroffen worden. Er will (S. 8) Gefäfse im Tuberkel selbst beobachtet, und zwar auf dem Wege des Experiments, mittelst der Ausspritzung, entdeckt haben. Allein *Heusinger*, dessen Resultaten wir mehr Glauben beymessen, sagt in oben erwähntem Berichte S. 14: „Werden die Gefäfse des Organs injicirt, so erblickt man auf dieser (den Tuberkel umgebenden) Haut ein sehr reiches Netz kleiner Gefäfse; aber nie habe ich ein Gefäfs nur auf, viel weniger in dem Tuberkel selbst sich fortsetzen sehen. So wenig, als *Stark*, *Baron* u. A., habe ich überhaupt jemals im eigentlichen Tuberkel eine Spur eines Gefäfses finden können.“ Wir glauben demnach, dafs *Louis* durch gewaltsame Injection die feinen Gefäfswandungen der den Tuberkel abschliefsenden Haut durchbrochen, und so die Injectionsmasse in die weiche Tuberkelmasse getrieben habe, ein Verfahren, das schon so viele getäuscht hat. So ging es bey dem sogenannten Zellstoffe dem grofsen *Haller*, wefshalb *Wolf* gesteht, dafs er nach vieljährigen Untersuchungen keinen Zellstoff finden konnte; natürlich: denn die in den Bildungsstoff eingetriebene Luft macht erst die Zellen. Ebenso denen, welche Quecksilber mit Gewalt durch die Nervenstränge trieben, und dann irrig Canälchen annahmen.

Das häufigere Vorkommen von Tuberkeln in der linken, als in der rechten Lunge, und zwar wie 5 : 2, trifft auch mit den Resultaten anderer Pathologen zusammen. Nach *Heusinger* (Seite 14 des oben erwähnten Berichtes) ist jeder erhärtete Tuberkel mit einer sehr feinen, einer Serosa ähnlichen Haut umgeben, aus der sich gewöhnlich der Tuberkel leicht herausnehmen läfst, während diese feine Haut dagegen sehr fest am Gewebe des Organs hängt. Dafs dieses das Richtige sey, ist klar; denn das Organ sucht seinen Parasit, der reizend auf dasselbe reagirt, von sich abzugrenzen; daher entsteht in Folge polarer Spannung diese Haut. Dagegen sagt *Louis*, er habe nur ein einziges Mal Tuberkeln angetroffen, die (nach seinem Ausdrucke) eingebalgt gewesen wären, so dafs man sie von dem umgebenden Gewebe hätte herausziehen können. Ueberhaupt spricht er von seinem Knotenstoffe, grauem Stoffe u. s. w. so, dafs man oft daraus nicht klug werden kann, ob er die weiche Tuberkelmasse vor oder nach dessen Verhärtung meint. Seine verschiedenen Stoffe sind nichts Anderes, als ein und derselbe Tuberkelstoff, auf seinen verschiedenen Stufen der Entwickelung.

Die Erweichung der Tuberkeln nahm von Oben

nach Unten stufenweise zu, und selten fand der Vf. eine ganze Strecke von Tuberkeln zugleich erweicht. Vollständig entleerte Tuberkelhöhlen hat er nie vor Ende des dritten oder Anfange des vierten Monats nach Eintritt der ersten Krankheitserscheinungen gefunden. Von den Tuberkelhöhlen werden hier mehrere Arten angegeben, und nicht berücksichtigt, dass verschiedene Stadien auch verschiedene Höhlen darstellen müssen. So will der Vf. (S. 12) bemerkt haben, dass bey schon älteren zerflossenen Tuberkeln die Wandungen der Höhle hart und in früherer Zeit weich waren, was offenbar ein Irrthum ist. Sehr selten lag, nach seinen Beobachtungen die Lungensubstanz entblösst. Dagegen glauben wir versichern zu können, dass bey dem eben erst zerfliessenden Tuberkel die Wände der Excavation hart, bey schon länger zerfliessendem weich, und bey gänzlich zerflossenem ganz verschwunden seyen. Weil nämlich die Tuberkeln von Innen nach Aussen zerfliessen, so sind die beobachteten harten Wände nichts Anderes, als die noch nicht zerflossenen Peripherietheile des Tuberkels selbst, so wie die weiche Wand bloss die den gänzlich zerflossenen Tuberkel umfassende Haut ist. Ist aber auch diese Haut, die den Tuberkel von dem Parenchym des Organs abgrenzte, zerflossen, so ist nothwendig die Excavation ohne alle Wandung, und das Lungengewebe liegt entblösst. Daher sind diese verschiedenen Wandungen keine verschiedenen Fälle, sondern die verschiedenen Grade des zerfliessenden Tuberkels selbst.

Diess gilt nun von Einem Tuberkel, wie von ganzen Heerden, die das Lungenparenchym excaviren; und daraus scheint zur Genüge hervorzugehen, dass nicht alle Höhlungen, sie mögen gross oder klein, frisch oder alt seyn, Oeffnungen in den Lungenzweigen haben. Solche Oeffnungen haben sie nur dann, wenn der Tuberkel vollkommen zerflossen ist, und seinen Inhalt entleert hat. Doch auch in diesem Falle finden sich sehr häufig Excavationen, die dadurch entstanden sind, dass nach gewordener Putrescenz des Tuberkels dieser seine äussere Umhüllung degenerirte und das Tuberkelcontentum in das Gebiet eines anderen erweichten Tuberkels eindrang, der dann erst in Luftröhrenzweige sich entleerte. Der Vf. meint, es sey möglich, dass nach *Laennec* die Tuberkelbildung sich im Zellgewebe des Lungenparenchyms entwickele. Dieser Zweifel beweist, dass er nicht zu den Pathologen erster Grösse gehöre: denn wo anders im Organe, als in seinem Zellgewebe, soll sich ein Tuberkel anfänglich entwickeln können?

S. 14—18 wird eine Krankengeschichte und, nach letalem Ausgange, die Section beschrieben, als Beleg der vorausgeschickten krankhaften Einrichtung, und zugleich der Grösse, welche Tuberkelhöhlen zu erreichen vermögen. Rec. gesteht ein, dass hier, wie überall in dieser Schrift (sie zählt im Originale 49, in der Uebersetzung 25 ausführlich mitgetheilte Fälle), die Sectionen mit grosser Genauigkeit angestellt, die Resultate genau angegeben, und der gegenwärtige Bestand eben so genau eingesehen worden ist; allein die pathologischen Deutungen werden vermisst. Obgleich Physiologie, Pathologie und organische Chemie nicht Gegenstand dieses Werkes waren, so hat doch die treue Angabe des *visum repertum* grossen Werth, und der Physiolog und Patholog weiss, was er aus der Angabe zu machen hat. Ja, es wäre von ausserordentlichem Werthe, wenn auch von den anderen chronischen Krankheiten aus Leichen so vollständige, wenn auch eben so mechanische Sectionsdata genommen würden. — Den Zweifel, den der Vf. S. 18 in die Aussage der Mutter eines an Lungenphthise verstorbenen Mädchens setzt, dass dieses nämlich mehrere Tage vor der Aufnahme in's Spital mit dem Auswurfe einige Stücke von Lungensubstanz ausgeworfen habe, kann Rec. dadurch heben, dass er versichert, diesen Fall selbst beobachtet, und die Substanz untersucht zu haben. Dass sich ganze Stücke von der Lungensubstanz abtrennen können, hat seinen pathologischen Grund: denn wie sollte es einer Substanz anders ergehen, die, rings von Tuberkeln umgeben, durch Druck, den diese ausüben, und durch Zerstörungen, die sie herbeyführen, aus ihrem organischen Verbande gerissen wird? — Wenn aber der Vf. S. 20 statt Luft und Eiter, womit gewöhnlich die Excavationen ausgefüllt sind, einen schon organisirten Stoff mit Gefässbildung gefunden haben will, so beruht diese Ansicht auf Verkennung des ganzen Krankheitsprocesses. Aus der beygegebenen Krankengeschichte und Section geht zur Genüge hervor, dass das in Rede stehende Individuum eine *Pneumonia biliosa* gehabt habe, die ihren Ausgang in eine Pseudokrise machte, nämlich in Ausschwitzung eines Exsudats ins Parenchym der Lungensubstanz, was man nach reichlicherem Ergusse und nach Verhärtung und Gefässbildung Hepatisation nennt. Diese unsere Ansicht bestätigt die ikterische Färbung der Haut, die grosse Beklemmung, an welcher der Kranke starb, und das causale Moment des Erkrankens selbst. Ebenso zeigt auch die Section der dritten Beobachtung (S. 28) blosse Infiltration in Folge einer Lungenentzündung, die keine complete Krise machte, sondern im Wassergusс endete; und es ist nicht anders zu begreifen, wie man Fälle der Art, die ganz genau eine Lungenentzündung nachweisen, für Lungensucht ausgeben konnte. Doch zum Glücke sind die Angaben rein, so dass der Patholog sieht, was er zu glauben hat.

Zweyter Artikel. *Von den Brustfellsäcken.* Der Vf. handelt von den pathologischen Erscheinungen der Brustfellsäcke, deren Verwachsung mit den Lungen, so dass sich unter 112 Kranken nur Einer befand, bey welchem beide Lungen in ihrem ganzen Umfange sich vollkommen frey davon erhalten hatten. Was übrigens die ergossene Lymphe, die Art der Verwachsung, das Verhältniss dieser Verwachsung mit der inneren excavirenden Degeneration der Lungen betrifft, so stimmen diese Ergebnisse mit den Erfahrungen anderer Pathologen ganz überein.

Dritter Artikel. *Von dem Kehldeckel, dem Kehlkopfe und der Luftröhre.* Es sind Thatsachen

angegeben, die mehr oder minder bey allen Phthisikern gefunden werden.

Zweytes Capitel. *Organe des Kreislaufs.* Erster Artikel. *Von dem Herzen und dem Herzbeutel.* In diesem Theile stimmt Rec. nach seinen Beobachtungen durchaus nicht mit dem Vf. überein. Es wird hier angenommen, dass das Herz keine Erweiterungen erleide. Allein Rec. sah bey mehreren Leichenöffnungen von Pulmonalphthisikern, dass der Hohlvenensack öfters bedeutend ausgedehnt war, dagegen der Lungenvenensack häufig ein geringes Volumen hatte; was sich auch leicht erklärt, wenn man betrachtet, wie das Blut schon in mechanischer Hinsicht an seiner Einströmung in den rechten Ventrikel und von da in die, durch pathologische Producte verminderte oder zusammengepresste Lungensubstanz gehemmt ist; da im Gegentheile die Lunge weit weniger Blut durch die Lungenvenen in den Lungenvenensack und von da in den Aortenventrikel und in die Aorta selbst schicken kann. Richtig ist die Beobachtung, dass das Herz selbst als Muskel an Festigkeit verloren und welker und schlaffer geworden sey, aber nicht nur „in wenigen Fällen" sollte es heissen, sondern fast immer — natürlich, weil die Arteriosität gesunken ist und die Venosität das Uebergewicht hat, so muss die Productivität, die auf arterieller Plasticität beruht, in sämmtlichen Organen erliegen.

Zweyter Artikel. *Von der Aorta.* Die Aorta und die grösseren Gefässe waren in den meisten Fällen gesund, und wo sich Röthe zeigte, war fast immer eine Bifurcation. S. 38 sagt der Vf.: „Was die gelben oder weissen und knorpeligen Platten betrifft, so scheint ihre Ursache dunkel zu seyn." Was werden diese Platten anderes seyn, als Tuberkeln, da selbst Gefässhäute nach treuen Beobachtungen nicht frey von Tuberkelbildung sind.

Drittes Capitel. *Apparat der Verdauung.* Erster Artikel. *Vom Schlundkopf und der Speiseröhre.* Sie befanden sich nach des Vfs. Untersuchungen fast immer im natürlichen Zustande. Es wird nicht beobachtet, was andere Pathologen fanden, dass Mund, Schlund und *Oesophagus* oft voller Aphthen, und, dass wegen vorwaltenden venosen und weissen Blutes und wegen Mangel an Arterialität die Schleimhäute gebleicht, erschlafft und oft mit Geschwüren besetzt sind. *Louis* will nur ein paar Fälle gesehen haben, wo diese Erscheinungen sich zeigen.

Zweyter Artikel. *Vom Magen.* Unter 96 Subjecten war der Magen bey 9 von doppeltem und dreyfachem Umfange und unter seinen gewöhnlichen Sitz herabgestiegen, und bey 8 dieser Subjecte stand die grosse Magenkrümmung in gleicher Höhe mit dem Hüftbeinkamme; in allen Fällen aber war die Leber sehr gross. Dass sich der Magen zu einer solchen Grösse vergrössere, und sich so tief herabsenke, können wir nicht annehmen; am allerwenigsten aber, dass er so tief heruntergehustet worden sey. (!!!) Ferner war der Magen mehrmal erweicht, besonders seine Schleimhaut; ja oft war er ganz durchbohrt. Rec. glaubt, dass diese Durchbohrung meistens erst nach dem Tode geschehen sey, indem die Verwesung eintrat, und so der Magen sich selbst verzehrte. Man spricht so häufig von *Perforatio ventriculi*, die vielleicht in den meisten Fällen nichts Anderes, als die nach dem Tode eingetretene Verwesung eines Organs ist, das sonst so thätig war. Dass aber die beobachtete Schleimhaut nach des Vfs. Glauben in Folge von Entzündung erweicht sey, kann wohl kein Patholog annehmen. Dass die Leber fast bey allen Pneumophthisikern sich vergrössert, fettartig erscheint, ist eine Thatsache, die sich auf vorwaltende Venosität und Indifferenz gründet, und möchte geradezu dem Entzündungszustande widersprechen, der überall vorhanden seyn soll. Unter 96 Fällen wurde die Magenschleimhaut 19mal verdünnt und erweicht, 2mal geschwürig ohne anderweitige Verletzung, 19mal warzenförmig, graulich und verdickt, 17mal erweicht und dunkelgeröthet im Blindsacke, 4mal ohne Veränderung der Farbe erweicht gefunden.

Dritter Artikel. *Von dem Zwölffingerdarm.* Das *Duodenum* fand sich beständig im natürlichen Zustande, was auch von anderen Pathologen meist so gefunden wurde.

Vierter Artikel. *Von dem dünnen Darm.* Der Dünndarm ist mit rühmlicher Genauigkeit beschrieben. Die Degeneration der Schleimhaut, hier in länglichen, dem Gekröse gegenüberliegenden Inseln, die undurchsichtig und gegen das Coecum hin zahlreicher und dicker werden, die zwar sanft, aber doch mit Auge und Finger bemerkbar sind, ist genau angegeben. Ferner die tuberculöse Granulation, die Erweichung dieser Schleimhaut, die Verschwärungen, die häufiger und grösser gegen das *Coecum* hin werden — alles ist sehr genau anatomisch beschrieben, und durch einen Sectionsbericht nachgewiesen.

Fünfter Artikel. *Vom Dickdarm.* Die Beschreibung der Verdickung, Erweichung, der tuberculösen Granulationen und der Verschwärungen des Dickdarms zeigt von gleicher Genauigkeit.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

MEDICIN.

Leipzig, im Magazin für Industrie und Literatur: *Anatomisch-pathologische Untersuchungen über die Lungenschwindsucht*, von *P. Ch. A. Louis,* u. s. w. Aus dem Französ. übersetzt von *Karl Weese* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Weiter erstrecken sich die anatomischen Untersuchungen des Vfs. über folgende Gegenstände: 4 Cap. *Von den lymphatischen Drüsen.* Erster Artikel. *Von den Drüsen des Dünndarmgekröses.* Zweyter Artikel. *Von den Drüsen des Blinddarmgekröses, des Mesocolons und der Lenden.* Dritter Artikel. *Von den Drüsen des Nackens, der Achselgruben und der Bronchien.* — 5 Cap. *Von den Werkzeugen der Gallenbereitung.* Erster Artikel. *Von der Leber.* Zweyter Artikel. *Von der Galle und der Gallenblase.* — 6 Cap. *Von der Milz.* — 7 Cap. *Von den Harnwerkzeugen.* — 8 Cap. *Von den Zeugungsorganen.* Erster Artikel. *Von den männlichen Geschlechtstheilen.* Zweyter Artikel. *Von den weiblichen Geschlechtstheilen.* — 9 Cap. *Von dem Bauchfelle.* — 10 Cap. *Von dem Gehirn und seinen Höhlen.*

Die Mittheilungen hierüber enthalten nichts Widersprechendes; alles ist genau anatomisch untersucht und angegeben; nur die pathologischen Deutungen, wo sie zuweilen vorkommen, verrathen Mangel an tieferem ärztlichem Wissen, da das blosse Schneiden nicht alles ausmacht. Indessen müssen wir doch Arbeiten von so vieler Genauigkeit, wie die unseres Verfassers, dankbar aufnehmen; denn der sichere Weg zur Pathologie ist, dass erst in allen Krankheiten sorgfältige Sectionen gemacht, und die Ergebnisse derselben zu pathologischen Gesetzen erhoben werden. — Ob nun diese genauen anatomischen Forschungen den Vf. zu einer richtigen Nosologie der Lungenphthise führten, wird sich aus dem zweyten Theile ergeben.

Zweyter Theil. *Nosologie und Therapie der Lungensucht.* 1 Cap. *Von den Symptomen der Lungensucht.* Indem der Vf. annimmt, dass die meisten der oben angeführten Veränderungen nicht als Complicationen, sondern als Theil der Phthise zu betrachten seyen: so gründet sich nothwendig die allgemeine Beschreibung dieser Krankheit auf eine grosse Menge von Thatsachen. Um diese mit einiger Ordnung zu geben, will er zwey Zeiträume unterscheiden. Diese sind demnach durch Willkühr bestimmt, was uns irrig scheint; denn ist einmal Phthisis gegeben, so hat nicht mehr Willkühr die Stadien zu bestimmen, sondern die Natur der Erscheinungen, wodurch wir ein Stadium der Colliquation und ein Stadium der Paralyse zu unterscheiden gezwungen werden. Freylich fallen dann die Erscheinungen der einzelnen Stadien etwas anders aus, als die der hier angenommenen Zeiträume, indem der Vf. die Symptome der einer Phthise vorausgehenden Leiden mit aufgenommen hat, wie z. B. der Tuberkeln, die als solche, so lange sie noch nicht in Erweichung übergegangen, noch nicht Phthisis sind, weil auch ein Stehenbleiben derselben auf einer niederen Entwickelungsstufe, oder vielleicht selbst auch Resorption möglich ist. Daher und aus der Einseitigkeit, nur Eine Phthisisform anzunehmen, kommt es auch, dass eine so grosse Differenz der Dauer der Krankheit angegeben wird, worüber wir eine gute tabellarische Uebersicht finden. Nach dieser sind von 114 Lungensüchtigen, bey denen die Dauer der Krankheit möglichst genau ermittelt worden ist, etwas mehr als $\frac{3}{10}$ vom 1sten bis zum 6ten, $\frac{4}{10}$ vom 6ten bis zum 12ten Monat, etwas weniger als $\frac{1}{4}$ vom 1sten bis zum 2ten Jahre, und etwas weniger als $\frac{1}{5}$ vom 2ten bis zum 20sten Jahre der Krankheit gestorben.

Die Symptome werden dann einzeln näher betrachtet, der Husten, der Auswurf, das Blutspucken, die Schwerathmigkeit, der Schmerz, Durst, Durchfall, die Abmagerung, das Antlitz, der übrige Theil der Körperfläche. Es würde uns zu weit führen, hier ins Einzelne einzugehen, wodurch die Existenz der verschiedenen Unterarten von *Pneumophthisis* schon zum Theile klar wird, da wir doch auch gelegenheitlich hin und wieder darauf zurückkommen müssen.

2tes Cap. *Diagnose.* In dieser Beziehung wird besonders der Werth der Auscultation und Percussion dargethan, und durch eine beygefügte Beobachtung nachgewiesen, was aber schon hinlänglich bekannt ist. Von den Krankheitsformen, mit denen eine Verwechslung der Phthise Statt haben könnte, was freylich nur in der ersten Zeit möglich wäre, ist keine

Rede. Es wären demnach noch die Unterscheidungsmerkmale von *Tracheophthisis*, *Pneumonie*, *Pleuritis*, *Vomica*, *Empiem*, *Katarrh* und *Phthisis pituitosa* anzugeben gewesen.

3tes Cap. *Von der Peripneumonie und Pleurisie der letzten Tage.* — 4tes Cap. *Symptome der Verschwärungen des Kehldeckels, des Kehlkopfes und der Luftröhre.* Sie sind durch beygegebene Krankengeschichten und Sectionsberichte erläutert. — 5tes Cap. *Von den Symptomen der verschiedenen krankhaften Zustände der Schleimhaut des Magens.* Erster Artikel. *Symptome der Erweichung mit gleichzeitiger Verdünnung der Magenschleimhaut.* Zweyter Artikel. *Symptome der auf die vordere Magenfläche beschränkten Entzündung der Schleimhaut.* Dritter Artikel. *Von den Symptomen, welche man beobachtet, wenn die Schleimhaut des Magens in dem grossen Blindsacke roth und erweicht ist.* Vierter Artikel. *Symptome der Magenschleimhautgeschwüre in ihrem nicht complicirten Zustande.* Fünfter Artikel. *Zustand der Zunge.* — 6tes Cap. *Zustand der Geschlechtsverrichtungen.* Erster Artikel. *Bey dem männlichen Geschlecht.* Zweyter Artikel. *Bey dem weiblichen Geschlecht.* — 7tes Cap. *Hirnzufälle.* Die Belege zu den vorstehenden Capiteln sind gleichfalls, wie oben, durch angeführte Beobachtungen gegeben.

8 Cap. *Varietäten der Lungensucht in Hinsicht ihres Verlaufs.* Der Vf. nimmt deren zwey an, eine *latente* Lungensucht und eine *acute*, und versteht unter der ersten die, welche man erst bey grösseren Fortschritten zu erkennen vermag, und die während eines bald minder, bald mehr beträchtlichen Zeitraumes versteckt war. Dagegen nimmt die acute zuweilen die Gestalt und den Gang acuter Krankheiten an, ihre Zeiträume scheinen sich zu verschmelzen, und die Diagnose soll nun bey dieser, wie bey der vorigen, gleich schwierig seyn. Beide Varietäten werden durch Krankengeschichten und Sectionen nachgewiesen. Dass aber die Zeitdauer der Krankheit zur Bestimmung von Varietäten kein hinreichender Grund ist, ergiebt sich aus folgenden Bemerkungen.

Wir wissen, dass sich nach einem kalten Trunke Reizung des *nervus pneumogastricus* vom Magen aus einstellen kann, die sich dann zur Lunge fortpflanzt, so dass diese der Sitz des pathischen Processes wird. Erst waren dyspeptische Erscheinungen vorhanden, und diese verschwinden, so bald die Lungen afficirt sind. Derselbe Fall tritt auch z. B. bey Webern ein: erst wird der Magen durch das Anschlagen des Webstuhls afficirt, und hier hört die Affection auf, sobald die Lunge befallen wird. Ist diess etwa auch eine latente Phthisis, die oft erst in 3—4 Jahren endet? Kaum wird man die ursprüngliche Affection der Cardia für Phthisis ansprechen dürfen, da diese nur in den Lungen sich ausbildet. Ist die charakteristische *Phthisis haereditaria* etwa auch latent, weil sie oft auch einen so langwierigen Verlauf hat, nachdem sie sich doch schon lange vorher aus dem eigenthümlichen Körperhabitus u. s. w. prognosticiren lässt? Und wie verhält sichs mit der *Pneumophthisis sicca* oder *nervosa*, die in Folge von Hysterie, Hypochondrie aus der fortgesetzten Affection des Abdominalplexus bis zur Lunge sich entwickelt, oder aus Arthritis oder durch Einathmen einer mit reizenden Dingen vermischten Luft entsteht? Sind diess nicht Species von Pneumophthisis, die sich bestimmt charakterisiren durch die Art der Genesis, ihren Verlauf, ihre Symptomatologie zum Theil, durch die Individualität der Befallenen u. d. gl.? So unterscheiden wir genau eine *Pneumophthisis periodica senum*, die sich durch ihre Periodicität auszeichnet. Ferner bieten die *Pneumophthisis tuberculosa vulgaris* und *menstrualis*, die *Pn. psorica*, die *Pn. exanthematica*, die sich zuweilen als Folge des gestörten Verlaufs der Masern, seltener bey anderen acuten Exanthemen entwickelt, interessante Verschiedenheiten dar. Unser Vf. hat alle diese Momente übersehen, wenn gleich mitunter Krankengeschichten angegeben sind, bey denen sich obige Differenzen nachweisen lassen, während bey anderen die dahin deutenden Spuren verwischt sind. Besonders ist es auffallend, dass eine Form, nämlich die *P. cyanica* dem Vf. ganz entging, auf welche *Abernethy* aufmerksam machte, und die er zuerst durch die Section nachwies, welche das *Foramen ovale* des Herzens oft so weit zeigte, dass man den kleinen Finger durchbringen konnte; zugleich sind im Leben cyanotische Erscheinungen vorhanden, welche die Diagnose sichern können. — Aus dem Bisherigen, was jedoch nur im Vorbeygehen berührt werden konnte, wird sich das Irrige der Eintheilung des Vfs. nach der Dauer der Krankheit ergeben, sowie auch der Hauptsatz dadurch wankend wird, dass es nur *eine* Lungenphthisis gebe, und zwar nur Eine tuberkulöse.

9tes Capitel. *Symptome der Durchbohrung des Lungenparenchyms in Folge der Schmelzung eines Tuberkels und seiner Ergiessung in die Brustfellsäcke.* 10tes Capitel. *Von den plötzlichen Todesfällen bey lungensüchtigen Subjecten.* Krankengeschichten mit Sectionsbericht stehen auch hier wieder zur Erläuterung. Bis hieher reicht der interessanteste Theil dieser Schrift, deren Werth durch die vielen mit einfliessenden Krankengeschichten nebst Sectionsberichten sehr erhöht wird. Sie sind zum Theil sehr gut, mitunter auch sehr oberflächlich gegeben, immer aber schätzbar durch den Leichenbefund, der jedesmal mit aller Genauigkeit ermittelt wurde.

Die folgenden Capitel, das 11te und das 12te: *Von den Ursachen der Lungensucht*, — *Behandlung* — zeigen dieselben Lücken, welche die meisten Franzosen bey Behandlung dieses Gegenstandes uns Deutschen zum Ausfüllen überlassen; doch ist der Vf. diesem Vorwurfe dadurch begegnet, dass er seine Schrift „pathologisch-anatomiscen Untersuchungen" überschrieb. — Hinsichtlich der Aetiologie gesteht er ein, dass ihm seine Beobachtungen die Ursachen der Lungenknoten nicht kennen lehrten, wohl aber auf Folgerungen leiteten. Das Resultat seiner in dieser Beziehung angestellten Untersuchungen theilt er in

Folgendem mit. Unter 123 Beobachtungen, die er dieser Schrift zu Grunde legt, und während eines Zeitraumes von mehr als 3 Jahren sammelte, waren 66 Weiber und 57 Männer, und unter einer gleichen Anzahl von Männern und Weibern, die an anderen chronischen Krankheiten verstorben waren, fand er 25mal eine gewisse Anzahl von Lungentuberkeln bey den Männern. Nach diesen Resultaten zusammen ist das Verhältniss der männlichen Phthisiker zu den weiblichen, wie 72 : 91. Diess der *Einfluss des Geschlechts.* — *Einfluss der Peripneumonie und Pleuresie.* Unter 80 Phthisikern litten drey 4 Jahre vor ihrem Tode an Pneumonie, und hatten seit dieser Zeit Husten und Auswurf. (Hat hier die Pneumonie nicht einen Ausgang in Eiterkrise gemacht — *Phthisis ulcerosa?*) Vier Andere hatten 3, 6 und 15 Jahre vor Erscheinung der Pneumophthisis eine Lungenentzündung, waren aber in der Zwischenzeit frey von den obigen Folgen. Es ist daher anzunehmen, dass die Lungenentzündung ohne Einfluss auf die Tuberkelbildung sey, zumal da unter 75 Pneumonikern nur 23 Weiber gezählt wurden, und unter den daran gestorbenen 15 Männer und nur 3 Weiber sich befanden, wodurch ein Widerspruch zwischen den beiden ätiologischen Momenten sich ergiebt. Diess spricht auch für unsere obige Meinung, dass die drey oben Genannten an *Phthisis ulcerosa* litten. Pleuritis hat eben so wenig Einfluss. — *Einfluss des Lungenkatarrhs* giebt es, gleichfalls erwiesen, keinen, so wie auch der *Einfluss der Bekleidung* nichtig ist. *Erblichkeit* und *Alter* dagegen sind nicht zu leugnen. Der zehnte Theil von den fraglichen 123 Beobachtungen liess erbliche Anlage nachweisen, und rücksichtlich des Alters spreche des Vfs. Zusammenstellung selbst.

Alter.	Zahl der Todesfälle.
Von 15 — 20	11
— 20 — 30	39
— 30 — 40	33
— 40 — 50	23
— 50 — 60	21
— 60 — 70	6

Da nun aber, wie man sieht, über die ätiologischen Momente so viel als nichts gesagt ist, so möchten folgende Zusätze nicht überflüssig seyn. So wie das Alter seinen Ausdruck hat, so auch die erbliche Anlage, daher sich ein *habitus tuberculosus* bestimmen lässt, der sich durch eine eigenthümliche Beschaffenheit der Haut, durch bräunliche, dunkele Färbung derselben, durch die den inneren Tuberkeln sehr nahe verwandten Epheliden auf ihr, durch Sprödeseyn, geringe Secretionsthätigkeit, kleienförmige Abschilferung derselben auszeichnet. Diess sind die inneren Momente; die äusseren hat der Vf. gar nicht berührt. In dieser Hinsicht giebt die Genesis des impetiginisen Processes allein noch einigen Aufschluss. Mit Grund kann man die *Impetigines* nach Aussen gekehrte Tuberkeln nennen; sie sind auf der äusseren Haut fast dasselbe, was die Tuberkeln im Inneren der Organen sind. Daher erzeugt Unterdrückung normaler oder anomaler Secretionen, die in ihrem Streben nach Aussen gehemmt werden, und sich nach Innen wenden, Tuberkeln. So wird die Lunge zum Secretionsorgane gemacht, sie vicarirt für die Haut. Da aber die Secretionsfläche der letzten mit der ersten in grossem Missverhältnisse steht, und auf einer kleinen Fläche nicht dasselbe geschehen kann, was auf einer grossen geschieht: so ist Anhäufung nothwendige Folge, und durch Condensation des Secretionsproducts entstehen nun die Tuberkeln. Diess geschieht, wenn die Ausscheidungen der Arthritis gehemmt werden, und sich gegen die Lungen kehren; wenn die Ausscheidungen aus dem Uterus cessiren, die Blutströmung unordentlich wird, und sich gegen die Lungen kehrt, und eben so bey gestörten Hämorrhoiden. Und da diese verschiedenen Secretionsproducte, wie sie sich eben nach Aussen darstellen, wahrscheinlich, ja gewiss, dieselbe Verschiedenheit in Qualität auch im Inneren als Tuberkel beybehalten, so muss es auch verschiedene Tuberkeln geben, mit denen uns die organische Chemie noch bekannt machen wird.

Die Behandlung, welche der Vf. einschlug, war immer nur eine palliative, die in der Regel die einzige ist, und enthält nichts neues Bemerkenswerthes. Das Opium wird sehr empfohlen: was nicht zu billigen ist, besonders wenn entzündliche Symptome vorhanden sind, und starke Hautcolliquation sich zeigt. Ueberhaupt ist die hier aufgestellte Therapeutik die gewöhnliche der französischen Aerzte, und diese zu ergänzen, würde uns zu weit führen. Im Allgemeinen ist diese Schrift ein sehr schätzbarer pathologisch-anatomischer und symptomatologischer Beytrag, welcher als solcher auch deutschen Aerzten sehr empfohlen zu werden verdient.

— z —

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Monographie der inneren Hämorrhagieen der Gebärmutter während der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes.* Nach Baudelocque bearbeitet von Dr. *Carl Schwabe* prakt. Arzte und Geburtshelfer zu Weimar. 1833. 85 S. 8. (18 gr.)

Nachdem der Vf. die Leistungen der Schriftsteller in Beziehung auf innere Hämorrhagieen der Gebärmutter, von Plinius und Celsus an, bis herab zur Madam Lachapelle und Boivin, auf zwey Seiten erwähnt, und somit die ganze Schrift geschichtlich eingeleitet hat, so wendet er sich im *ersten Abschnitte* zur Pathologie der inneren Hämorrhagieen der Gebärmutter. Dieser Abschnitt zerfällt in 7 Paragraphen. Der erste handelt auf einer halben Seite von den Hämorrhagien im Allgemeinen, und von denen der Gebärmutter insbesondere. (Soll heissen: von der Eintheilung der Gebärmutterhämorrhagieen.) Der zweyte nennt die Zeichen, der dritte die Ursachen, der vierte den Sitz der inneren Gebärmutterblutflüsse. Der fünfte beschäftigt sich mit der Beschaffenheit des ergossenen Blutes und den Zufällen,

welche von ihm abhängen. Im sechsten wird die Diagnose festgestellt, und hier sind als Unterabtheilungen angegeben: a) innere Blutflüsse während der Schwangerschaft; b) innere Blutflüsse während der Entbindung und nach derselben; c) Blutergiessungen in das *Cavum peritonaei.* (Fürwahr eine ganz eigenthümliche Eintheilung!) Der siebente und letzte Paragraph handelt von der Prognose. — *Im zweyten Abschnitte,* welcher die Therapie der inneren Hämorrhagieen der Gebärmutter abhandelt, wird im ersten Paragraphen von den prophylaktischen Mitteln, im zweyten von den Heilmitteln, im dritten von der Behandlung nach erlittenen Hämorrhagieen geredet.

Neue pathogenetische und therapeutische Aufklärungen oder Belehrungen haben wir vergebens in dem Werkchen gesucht. Da eigene Erfahrungen dem Vf. ganz zu fehlen scheinen, so musste er natürlich, um ein Büchlein zu schreiben, zu denen anderer Geburtshelfer seine Zuflucht nehmen, und so entstand diese Compilation, deren Basis die Schrift von *Baudelocque* bildet. Um die Sache pikant zu machen, benutzte er hauptsächlich die Leistungen der Modenation, der Franzosen, und behandelte demgemäss den Gegenstand auch nach gallischer Manier flüchtig und keck, wenn gleich nicht schmucklos. Denn man findet eine ziemliche Anzahl älterer und neuerer, besonders französischer Geburtshelfer genannt, ihre Meinungen in aller Kürze angeführt, und auch einige von ihnen beobachtete Fälle namhaft gemacht. Wir möchten aus dieser Behandlungsweise schliessen, dass der Vf. die *Baudelocque*'sche Preisschrift, die uns leider nicht zur Hand ist, nicht sowohl zu einer *Bearbeitung* des Gegenstandes benutzt, als vielmehr, genauer gesprochen, *übersetzt* hat. Wie flüchtig aber das Werkchen abgefasst sey, und wie dreist Behauptungen aufgestellt werden, diess mögen einige Beyspiele darthun. So heisst es S. 21 kurz weg, dass der Sitz eines Blutextravasats am häufigsten zwischen der Gebärmutter und dem Epichorion (*Tunica decidua Hunteri*) vorkomme, und dass gerade dadurch die in den ersten Monaten der Schwangerschaft vorkommenden Fehlgeburten gewöhnlich veranlasst werden. Damit ist die ganze Sache abgethan, und der Vf. scheint ohne Weiteres zu verlangen, dass man seiner Behauptung unbedenklich Glauben schenke. — Die Tamponade wird unter den prophylaktischen (?) Mitteln gegen innere Blutungen der Gebärmutter genannt, und dieser Gegenstand wird, wahrscheinlich um mit Gelehrsamkeit zu glänzen, geschichtlich abgehandelt. Wir finden hier von Hippokrates bis zu Duges und Madam Lachapelle herab, eine ziemliche Anzahl Namen, und zwar meistentheils Namen französischer Geburtshelfer angeführt, die dieses Mittel angewendet oder nicht angewendet wissen wollen; dagegen scheinen die Ansichten unserer vaterländischen Geburtshelfer von Ruf, z. B. eines *Wigand*, über den Gebrauch des Tampons dem Vf. ganz unbekannt zu seyn. — S. 78 wird dem innerlichen Gebrauche der *Adstringentia* und der Säuren gegen Blutungen, als unwirksamen und eher schädlichen als nützlichen Mitteln, der Stab gebrochen; sie vermöchten, in dem Magen aufgenommen, ihre styptische Wirkung nicht auf andere Organe auszubreiten. Für das beste innerliche Mittel gegen Gebärmutterblutflüsse wird dagegen das *Secale cornutum* erklärt; denn dieses übe, in dem Magen aufgenommen, contrahirende Wirkungen auf die Fasern der Gebärmutter aus. Die guten Wirkungen dieses letzten Mittels zugegeben, so begreift man doch nicht, wie sich der Vf. solche Inconsequenz in seiner Ansicht über die dynamische Wirkung der Arzneymittel konnte zu Schulden kommen lassen. — Auf S. 67 erhalten wir den trefflichen Rath, bey eintretender Ohnmacht einer eben Entbundenen durch eine innere Blutung, unter anderen auch die Thüren und Fenster zu öffnen, um die Luft im Zimmer zu erneuern. — Dieses Wenige mag genügen, um die nicht geringen Verstösse des Vfs. gegen Theorie und Praxis anzudeuten. Wir möchten daher die Worte *Boer's*, die er S. 77 anführt, ihm selbst zurufen: *Ecce nova procul aegris excogitata instructio!* S.

Berlin, b. Hirschwald: *Die Preussische Medicinal-Verfassung,* eine im Auszuge bearbeitete vollständige Zusammenstellung aller gegenwärtig geltenden Medicinal-Gesetze, Verordnungen, Rescripte u. s. w. Handbuch zum Gebrauche für Medicinal- und Polizey-Beamte, Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apotheker, Thierärzte u. A., von Dr. *Adolph Schnitzer* in Berlin. 1832. VI u. 432 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir zweifeln nicht, dass diese Schrift vielen der Männer, denen sie, dem Titel zufolge, bestimmt ist, sehr erwünscht kommt. In *Augustin's* Werke sind die Preussischen Medicinalgesetze vollständig gesammelt; dadurch ist es einestheils voluminös geworden, anderentheils auch nicht einmal zum schnellen Auffinden eines betreffenden Gegenstandes ganz geeignet. Hr. *Schnitzer* hat nur die neueren Gesetze, namentlich überall die Bestimmungen des Preussischen Landrechts, und von den älteren Gesetzen dasjenige aufgenommen, was noch als gültig anzusehen ist; und so hat er Alles in alphabetischer Ordnung in Einen Band zusammendrängen können. Kleine Mängel sind bey einem solchen Werke unvermeidlich; dem einen wird manches zu sehr zusammengedrängt, dem anderen manches noch zu weitläuftig erscheinen. So finden wir es, um nur Eines Punctes zu gedenken, tadelnswerth, dass es S. 10 von den Apothekergehülfen heisst, durch den Besuch der Universität könne ihnen zwey Jahre von der Servirzeit erlassen werden; sie müssten sich aber ausschliesslich mit dem Studium auf der Universität beschäftigt haben, und über die gehörten Collegia legitimiren. Hier hätte mit bemerkt werden sollen, dass Zeugnisse über Pharmacie, Chemie, Botanik, Physik und Waarenkunde verlangt werden, die der Candidat nicht in *Einem*, sondern in *zwey* Semestern gehört haben soll.

J. v.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

THEOLOGIE.

Königsberg, in Commission b. d. Gebrüdern Bornträger: *Principia ethica a priori reperta, in libris sacris V. et N. T. obvia.* Scripsit *Carol. Lud. Hendewerk*, Ph. D. in Academia Albertina privatim docens. 1833. XII und 71 S. 8. (12 gr.)

Bey dem Bestreben unseres Zeitalters, auf dem Gebiete der Theologie unser biblisches, wie unser kirchlich-dogmatisches Christenthum mit den Resultaten der neueren Philosophie in Einklang zu bringen, wo möglich ganz zu verschmelzen, schien man bisher fast gar nicht zu bedenken, wie sehr verschiedene Elemente man hier zu vereinigen suchte, welche eine theilweis sehr verschiedene Behandlung erfodern, ehe sie in jenes beabsichtigte Gleichungsverhältniss gesetzt werden können. Man schien zu vergessen, dass das eine dieser Elemente ein geschichtlich Gegebenes ist, welches — sofern es *geschichtlichen* Gehalt und *geschichtliche* Wahrheit hat, nicht *a priori* construirt, sondern mit kritischer Strenge geprüft und erwogen seyn will, ehe sich sein speculativer Werth bestimmen lässt. Zu wie vielen und argen Fehlschlüssen dieses Verfahren geführt hat, und auch fernerhin führen wird und muss, ist oft genug rügend ausgesprochen, ohne dass man hoffen durfte, von Jenen, die in dieser Weise vorangegangen sind, einen anderen Weg betreten zu sehen. Mit einem gewissen günstigen Vorurtheile nahm daher Rec. vorliegende kleine Schrift zur Hand, welche von einem Jünger der *kritischen* Schule kam. Leider aber fanden wir nicht, was wir suchten! Den Weg freyer Untersuchung und unbefangener Prüfung schnitt sich der Vf. von vornherein selbst ab, indem er zwar das Ideal der sittlichen Vollkommenheit in unserem Inneren als den einzigen Maasstab anerkennt, an welchem nach *Kant* selbst der Heilige des Evangelium zuvor gemessen werden muss, ehe man man ihn dafür *erkennt*, — zugleich aber auch die göttliche Offenbarung des Inhaltes unserer heiligen Schriften, A. und N. Ts., voraussetzt, wodurch er zu dem nothwendigen Schlusse geführt wurde, dass die Resultate beider Erkenntnissquellen unter sich völlig übereinstimmen müssen, da die Wahrheit nun Eine seyn kann. Was so dem Vf. schon *a priori* gewiss war, sucht er nun nachzuweisen, nämlich: wie schon in den heiligen Schriften des A. und N. Ts. genau dieselben ethischen Grundbegriffe anerkannt und ausgesprochen seyen, welche in dem Moralsysteme seines Lehrers (*Herbart's*), unter den Begriff der praktischen Ideen zusammengefasst, die Grundlage der Ethik ausmachen. Es sind deren fünf, welche aufgeführt werden, als: *notio libertatis internae, honesti, boni, justi, aequi.* „*Priusquam igitur libros sacros V. et N. T. ipsos aggrediamur,*" sagt der Vf., „*nobis firmiter persuasum erit, illas notiones in his libris, si quidem vere sacri sunt, prae omnibus eluceant atque effulgeant necesse fore. Quod ut fiat, quaestionem nostram ita instituamus, ut ejus parte priori principia ethica per se sola proponamus et explicemus, et parte altera videamus, quam accurate significata et quam saepe allata haec principia in libris sacris V. et N. T. nobis occurrant.*" Wir sind dagegen der festen Ueberzeugung: wenn für eine richtige und bestimmte Auffassung der biblischen Begriffe überhaupt, wie der in diesen heiligen Urkunden ausgesprochenen höchsten sittlichen Grundgedanken insbesondere, Etwas gewonnen werden soll, so kann dieses nur auf dem entgegengesetzten Wege von dem, welchen der Verf. eingeschlagen hat, mit Sicherheit erreicht werden. Ohne Voraussetzung irgend eines philosophischen Systems müssen die biblischen Lehren zuvörderst rein aus sich selbst, nach ihrer inneren geschichtlichen Entwickelung, dargestellt werden. Auch der philosophische Theolog muss hier zuerst Kritiker seyn; mit der grössten Selbstentäusserung muss er sich soviel möglich auf den rein geschichtlichen Standpunct stellen, und nur fragen, was jedes Mal auf den bemerkbar fortschreitenden Stufen der Bildung den Menschen von Gott und einem sittlichen Reiche erkennbar geworden. Nur dann, wenn er sich hierüber mit aller Gewissenhaftigkeit Rechenschaft gegeben, darf er fragen, in wie weit das Gefundene auch der Form nach mit seiner philosophisch gewonnenen Ueberzeugung übereinstimme. Ganz anders der Vf. Dennoch aber sah er sich selbst bey der künstlichsten Deutung vieler Stellen sehr oft genöthigt, die Unmöglichkeit anzuerkennen, den mit einem bestimmten Ausdruck verbundenen biblischen Begriff ganz in die philosophisch ihm angewiesene Kategorie hineinzuzwängen; daher mussten namentlich die Begriffe δίκαιος, δικαιοσύνη, δικαίωμα, δόξα, καλόν, χάρις unter ver-

schiedenen Kategorien aufgeführt werden. Unbegreiflich, daſs der Vf. nicht erkannte, wie er gerade durch dieses Verfahren die Begriffe noch viel unbestimmter und schwankender hinstellte, als sie an sich schon sind, statt daſs er sie nach dem aufgestellten Schema bestimmter zu fassen und klarer darzustellen beabsichtigte! Daſs der Vf. den fortschreitenden Entwickelungsgang im A. T., wie den Uebergang vom A. zum N. T., gar nicht beobachtete, war ebenfalls durch seine Methode bedingt. — Sollten wir indeſs gehalten seyn, das hier Ausgesprochene an der vorliegenden Schrift im Einzelnen nachzuweisen und zu begründen, so müſsten wir ein Buch schreiben, das um ein Bedeutendes stärker würde, als diese Schrift selbst, die wir für ganz verfehlt in der Anlage erklären müssen. Bey der exegetischen Geschicklichkeit, welche der Vf. verschiedentlich zeigt, wäre er wohl im Stande gewesen, etwas Ersprieſsliches für die biblische Theologie zu liefern. Mr.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Landshut, b. Krüll: *Der christliche Monat*, d. i. *Betrachtungen und Gebete auf jeden Tag des Monats*, von *J. M. Sailer*, Bischof von Germanikopolis, Domprobst und Coadjutor des Bisthums Regensburg. 1826. 389 S. gr. 8. (20 gr.)

Der Entschluſs des Vfs., in einem Monat von 31 Tagen das Wichtigste der Heilsordnung so vorzutragen, daſs dieselbe am Ende des Monats vollendet werde, und der Leser auf jeden Tag reichen Stoff zur Erbauung erhalte, verdient allerdings den Beyfall derer, die den Werth christlicher Belehrung und Ermunterung des Herzens zur Andacht zu schätzen wissen. Nach dem Vorwort hatte der Verf. bey Herausgabe dieses Buchs keine andere Absicht, als „die christliche Gesinnung da, wo sie einer Weckung oder Belebung bedarf, täglich zu wecken und zu beleben durch Betrachtungen und Gebete, die den vornehmsten Inhalt der göttlichen Weisheitslehre jedem sinnigen Gemüth kurz darlegen." Er setzt nach seiner Aeuſserung Leser voraus, „die nebst gutem Willen hinreichende Bildung des Verstandes mitbringen, denen also Ordnung, Zusammenhang, Licht willkommen seyn werde" Vorerst steht eine *Einleitung zum christlichen Monat*. Hier werden Salomo's Sprüche C. VIII von der Weisheit angeführt, und zugleich wird gezeigt, daſs und warum die christliche Gesinnung ausschlieſslich der Gegenstand dieser Betrachtungen seyn solle. In Hinsicht auf dieselbe müssen, heiſst es, S. 5, drey Fragen beantwortet werden, erstlich: wie sie im Menschen entstehe — 2tens, wie sie im Menschen bestehe — 3tens wie sie im Menschen und durch den Menschen sich offenbare? Das Buch zerfällt also in drey Haupttheile, wovon der 1ste das *Werden* der christlichen Gesinnung — der 2te das *Bestehen* derselben — der 3te die *Offenbarung* der christlichen Gesinnung zum Gegenstand hat. In diese 3 Hauptstücke wird das Ganze eingetheilt. Das 1ste handelt demnach *von Erweckung der christlichen Gesinnung*, und nun folgen Betrachtungen auf 20 Tage. Am 1sten Tag wird *die Bestimmung des Menschen, des Christen* betrachtet — vorerst Schriftstellen, die hievon handeln, sowohl aus dem A. als auch N. Test., alsdann: Betrachtung und zuletzt Gebet. 2ter Tag: *Abfall des Menschen von seiner Bestimmung oder das herrschende Böse im Menschen.* Hier wieder wie am 1sten Tag und an allen folgenden Tagen zuerst Schriftstellen, hernach Betrachtungen, endlich Gebet. 3ter Tag: *Der treue Fortschritt des Menschen auf der Bahn seiner Bestimmung, oder das herrschende Gute im Menschen.* 4ter Tag: *Von der Um- und Rückkehr zu Gott — von der Sinnesänderung.* 5ter Tag: *Die Umkehr und Rückkehr zu Gott in ihrem ersten und zweyten Erfodernisse.* 6ter Tag: *Die Umkehr und Rückkehr zu Gott in ihrem dritten Erfodernisse: Anerkenntniſs der Sünde.* 7ter Tag: *Die Umkehr und Rückkehr zu Gott in ihrem vierten Erfodernisse: Unterhaltung der lebendigen Gefühle der Schaam, der Reue und des Sehnens nach Erlösung.* 8ter Tag: *Fortsetzung von der Gemüthsfassung, die man sonst mit den Worten: Reu* und *Leid* bezeichnet. 9ter Tag: *Die Umkehr und Rückkehr zu Gott in ihrem fünften Erfodernisse: der überwiegende Ernst zur wirklichen Rückkehr zu Gott.* 10ter Tag: *Die Umkehr und Rückkehr zu Gott in ihrem sechsten Erfodernisse,* das ist: *von dem Dienste der heiligen Kirche bey diesem groſsen Werke, und von Benutzung desselben.* 11ter Tag: *Wie sich die Bekehrung als wahr erprobe, bewähre.* 12ter Tag: *Ausführliche Erwägung dessen, was bisher nur mehr berührt, als erforscht werden konnte — von Glaube, Liebe, Hoffnung; vorerst vom Glauben, und zwar von dem Wesen des christlichen Glaubens.* 13ter Tag: *Von dem Christenglauben.* 14ter Tag: *Wie der Christenglaube eine gegründete, feste, ausdauernde Gewiſsheit gewinnen könne.* 15ter Tag: *Fortsetzung von der Gewiſsheit des Glaubens.* 16ter Tag: *Der Glaube, eine Gabe Gottes.* 17ter Tag: *Von den Stufengängen und Uebungen des Christenglaubens.* 18ter Tag: *Von der christlichen Hoffnung: Was sie im Gemüthe des Menschen voraussetze, und Woran sie sich halte.* 19ter Tag: *Die Wahrzeichen und die Proben der christlichen Hoffnung.* 20ter Tag: *Würde, Schönheit, Seligkeit eines christlichen Gemüths, in welchem das groſse Drey des heil. Paulus: Glaube, Hoffnung, Liebe, Leben und Herrschaft gewonnen hat.* Zweytes Hauptstück. *Von Erneuerung der christlichen Gesinnung.* 21ter Tag: *Von Erneuerung der christlichen Gesinnung überhaupt.* 22ter Tag: *Von den Mitteln zur Erneuerung der christlichen Gesinnung.* 23ter Tag: *Von Erneuerung der christlichen Gesinnung durch die Sonntagsfeyer.* 24ter Tag: *Von Erneuerung der christlichen Gesinnung durch die hochfestlichen Tage in der katholischen Kirche.* 25ter Tag: *Von der Erneuerung der christlichen Gesinnung durch den öfteren Empfang des heiligen Sacraments.* *Fenelons Herzensergieſsungen*

über das allerheiligste Sacrament des Altars. Drittes Hauptstück. *Ueber Offenbarung der christlichen Gesinnung.* 26ster Tag: *Von Offenbarung der christlichen Gesinnung in Erfüllung der Pflichten überhaupt, und insbesondere der ehelichen Pflichten. Fenelon über die Ehe.* 27ster Tag: *Von Offenbarung der christlichen Gesinnung in Erziehung der Kinder. Ein Bild christlicher Erziehung in den Eltern, der alte Tobias.* 28ster Tag: *Von Offenbarung der christlichen Gesinnung in Erfüllung der Amts- und Berufs-Pflichten.* 29ster Tag: *Von Offenbarung der christlichen Gesinnung im Verhalten bey Reichthum, Armuth und Mittelstand.* 30ster Tag: *Von Offenbarung der christlichen Gesinnung in Freuden und Leiden des gegenwärtigen Lebens.* 31ster Tag: *Von Offenbarung der christlichen Gesinnung in der Vorbereitung zum Tode.* Hier ist angehängt sehr lesenswerth: *Noch ein Wort von der Vorbereitung zum Tode, aus dem Gebiet ächter Philosophie.* (*Geist und Wesen der Dinge*, II Theil.) Alsdann: *Schlussbetrachtungen, oder Geist aller früheren Betrachtungen.* (*Aus dem 12ten Buch des H. Franz von Sales, von der Liebe Gottes*, von *Silbert* übersetzt.) Endlich: *Rückblick über das Ganze.* Der Beschluss ist ein schönes, rührendes, ächt christliches Gebet. Mit Ueberzeugung kann Rec. rühmen, dass auch diese Arbeit des verdienten Vfs. aller Empfehlung werth sey, und dass der nachdenkende und wahrheitsuchende Leser hier eine gründliche Belehrung, und eine freundliche, ansprechende Ermahnung zu einem ächten christlichen Sinn und Wandel finde. Die Sprache ist populär, grösstentheils rein und edel, und der wichtigen Sache angemessen. Die Wahrheiten, die hier vorgetragen werden, sind kurz, bündig und häufig in sententiöser Manier dargelegt; die Wahl der Bibelstellen vor jeder Betrachtung ist richtig und passend; die auf die letzte folgende Betrachtung ist meistens schriftgemäss, verräth eine genaue Kenntniss der menschlichen Denkungs- und Handlungs-Weise, und ist besonders dem Zweck der Erbauung und der Rührung des Herzens angemessen. Wenn auch hie und da eine Tautologie und Wiederholung vorkommt, so wollen wir diess nicht so hoch anrechnen, besonders, da beides so beschaffen ist, dass es nur etwa dem feiner Gebildeten auffällt, und dem weniger Gebildeten gerade oft zur Verdeutlichung dient. Um die Manier des Vfs. durch ein Beyspiel zu zeigen, wählt Rec. die sich ihm zunächst darbietende Stelle S. 239. „Sechs Tage mögen für Dinge verwendet werden, die keinen Bestand, und schon gar keinen *ewigen* Werth haben, aber doch zur Stillung unserer zeitlichen Bedürfnisse nöthig, oder wenigstens dienlich sind: ist es denn (dann) zu viel gefodert, dass nach dem alten Bunde der siebente und nach dem neuen der erste Tag, der Sonntag, der als das *erste*, *älteste* und *bedeutendste* Christenfest angesehen werden muss, und zufolge göttlicher (?) Einsetzung *der Tag des Herrn* ist, an welchem Priester und Volk in Einem Geiste versammelt, gemeinschaftlich ihren Glauben beleben, ihre Hoffnung stärken, ihre Liebe entzünden, und somit die christliche Gesinnung in jeder Hinsicht erneuern können, wo nicht ausschliesslich, doch vorzugsweise zur Ordnung und Sicherung unserer ewigen Angelegenheiten verwendet werde? Sollten denn Christen wirklich so tief sinken können, dass auch dieser äusserst wichtige, und der Feyer des ewigen Lebens gewidmete Tag für die wichtigen Gegenstände dieser Welt missbraucht würde? Welche Wahrheit könnte grösser seyn, als die, dass wir für das Unwichtige und Vergängliche *alle Zeit*, und für das Höchste, das Heiligste der ganzen Menschheit, für das unsterbliche Leben der Seele, gar *keine Zeit* verwendeten?" Wenn gleich das Buch zunächst für katholische Christen bestimmt ist, so können es doch auch Protestanten mit Nutzen lesen. Der Vf., der sich als einen kenntnissreichen und aufgeklärten Katholiken schon durch mehrere Schriften gezeigt hat, ist, ungeachtet der Beybehaltung wesentlicher Dogmen seiner Kirche, doch fern von ungegründeten Meinungen und schädlichen Lehrsätzen; er nimmt seine Lehren und Ermahnungen nur aus der heiligen Schrift, und gründet jene auf diese, und fodert zur fleissigen Lesung derselben auf. „Das Lesen der heil. Schriften" sagt er S. 215 „wird den christlichen Glauben nur dann beleben, wenn dasselbe in dem Geiste geschieht, in welchem sie sind verfasst worden; wenn Liebe zur reinen Wahrheit uns zum Lesen in diesen Schriften treibt, und wenn unsere Aufmerksamkeit auf das Heilsame der Lehre, nicht auf die Art des Ausdrucks gerichtet ist. Mit *Demuth*, *Einfalt* und *Treue* wollen die heil. Schriften gelesen werden" u. s. w. Wenn der Vf. auf etwas Dogmatisches seiner Kirche zu reden kommt, — was in einem solchen Erbauungsbuch unumgänglich nöthig war — so legt er diess so einfach, so ohne allen Schmuck und meist so kurz dar, dass es einem gebildeten Protestanten weder anstössig seyn, noch denselben zu Zweifeln oder Irrthümern verleiten kann, so wie er diese nach seinem eigenen Lehrbegriff annimmt. Der Vf. zeigt S. 257, „wie göttlich-menschlich alle Sacramente Christi den Bedürfnissen der Menschheit zu Hülfe kommen, und wie durch wiederholte Empfangung (Empfang) der Sacramente der Busse und des Altars die christliche Gesinnung erneuert werde." Nun geht er einzelne Sacramente der Katholiken in dieser Beziehung durch: *Taufe, Firmung, Communion, Busse, letzte Oelung*, und Alles, was er darüber sagt, ist so nüchtern, und die Begriffe von diesen Sacramenten sind so geistig aufgefasst, dass ihm der Protestant, den Ausdruck *Sacrament* abgerechnet, nichts entgegensetzen kann. Wären wir bloss in solchen Terminologieen verschieden, läge nicht zugleich das römisch-papistische Wesen zwischen uns, so würde unsere Trennung nie geschehen seyn, und noch jetzt würden wir uns vereinigen können. Die in diesem Buche vorkommenden Lehrsätze von der Kirche sind zwar die der Katholiken, zum Theil entfernt von denen der Protestanten, aber viel geläuterter und geistiger, als sie sonst von katho-

lischen Schriftstellern ausgesprochen werden. Wenn S. 125 behauptet wird, dass das *Fortpflanzungs-* und *Erhaltungs-Werkzeug* das Wort Gottes „in der christlichen Kirche sey, und dass diese Kirche Gottes heisse 1) die *christliche Kirche* als von Christo gestiftet; 2) die *katholische*, weil sie von Christo bestimmt sey in alle Welt ausgebreitet zu werden, und in dieser Ausbreitung alle Nichtgläubigen aller Völker und aller Zeiten zu umfassen; 3) die *römisch katholische Kirche*, in sofern sie, um zu bestehen, einen sichtbaren Mittelpunct der Einheit bedürfe, und laut der apostolischem Tradition (die nur so heilig ist, als die Schrift) diesen Mittelpunct der Einheit in dem Bischof zu Rom, als Nachfolger Petri und als Stellvertreter Christi erhalten habe und behalte; 4) die *Eine heilige, apostolische Kirche*" — so ist hier Alles so ausgedrückt, dass sich zwar der Katholik deutlich zeigt, aber bey Erklärung der Einen heiligen apostolischen Kirche erinnert sich Rec. nicht, die Eigenschaft *allein seligmachende*, oder den Begriff davon deutlich ausgedrückt gefunden zu haben. Eben so besonnen spricht unser Vf. S. 222 von den Fürbitten der Heiligen, S. 245 von der Verehrung der heiligen Jungfrau, S. 249 vom Andenken an die Heiligen, S. 286 vom Sacramente der Ehe, S. 222 von den Uebungen der Gottseligkeit, von denen es heisst, dass die Erfüllung der Pflichten, die wir mit anderen gemein haben, denselben vorangehen müssen. Verstösse gegen Sprachrichtigkeit oder Deutlichkeit kommen selten vor, wie S. 222. Die Fürbitten der Heiligen sollen an den vornehmsten Festtagen des Jahres mit mehr Inbrunst *angefleht* werden. — Dass die Aufstellung solcher Betrachtungen an jedem Monattag, aus der Bibel gezogen, mit kurzem kräftigem Gebet nützlicher seyen, als das oft gedankenlose Absagen oder Hersagen eines Morgengebets, ist wohl ausser Zweifel; aber wenn der Monat vorüber ist, was alsdann zu thun? Wieder von vorn anfangen? Diess wird lästig nach mehreren Monaten. Würde jedem Tag des ganzen Jahres eine solche besondere Betrachtung gewidmet seyn, so wäre diess zweckmässiger — aber alsdann dürfte natürlich nur eine viel kürzere Betrachtung für jeden Tag vorkommen.

Je seltener in unseren Tagen Schriften katholischer Gottesgelehrten eine so lobenswerthe Mässigung zeigen, und den Grundsätzen der Protestanten sich anschliessen: desto mehr hielt Rec. sich für verpflichtet, die Aufmerksamkeit auf dieses Buch zurückzuleiten.

Druck und Papier sind sehr gut, auch das beyliegende Kupfer ist nicht übel.

Fnm.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Christliches Schatzkästlein auf jeden Tag des Jahres.* Etwas für's Herz aus der Heils-Quelle des göttlichen Wortes, mit beygefügten erbaulichen Liederversen. Mit einem Vorworte von *C. A. D.* 1825. 484 S. 12. (10 gr.)

Der Vf. will, wie er in der Vorrede sagt, „durch diese Sammlung auserwählter Bibelstellen und darauf sich beziehender ausgesuchter Liederverse dem Leser eine glückliche Stimmung des Gemüths für jeden Tag des Jahres herbeyführen." Und in der Inhalts-Uebersicht heisst es: „Die auf jeder Seite überhalb der Linie befindlichen Stücke können Stoff zur Morgen- und die unterhalb zur Abend-Andacht geben." Diese getroffene Einrichtung ist zwar gut und zweckmässig, allein sie verlangt auch eine genaue Anordnung des hiezu gebrauchten Stoffes. Was z. B. die Abendandacht unterhalten und leiten soll, darf nicht an der Stelle der Morgenandacht gefunden werden, wie diess jedoch hier vorkömmt. S. 25: „Wir werden bey dem Herrn seyn allezeit." — „Suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes. Trachtet nach dem, das droben ist, nicht nach dem, das auf Erden ist." S. 36: „Ich bin dein Pilgrim und dein Bürger. Suchet, was droben ist, da Christus ist." Viele von den gewählten Bibelstellen sind für die Abendandacht nicht völlig passend, wie z. B. S. 48: „Wachet, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird." S. 51: „Alles, was mein ist, das ist dein, und was dein ist, das ist mein." S. 59: „Die Frucht des Geistes ist: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit." Und solcher Stellen finden sich noch mehrere. Bey manchen Sprüchen sollte auch mehr auf die Verschiedenheit ihres Inhalts Rücksicht genommen seyn; so ist z. B. S. 87—93 nur von dem Verdienste Jesu die Rede. In dem Anhange kommen noch folgende Ueberschriften und Erörterungen vor: I. Auf die beweglichen Festtage, nebst einigen anderen Stücken. II. Gebet-Lieder auf eine Woche. III. Kurze Tisch-Gebete in Versen. IV. Bey besonderen Veranlassungen. V. Christliche Gedanken und Empfindungen. VI. Kurze Stellen von *Martin Luther*, *Johann Arndt* und anderen christlichen Schriftstellern. VII. Einige christliche Gedichte und Lieder. VIII. Uebersicht der Bibeltexte. IX. Anzeige passender Stellen auf die Sonn- und Fest-Tage des Jahres, desgleichen auf verschiedene Fälle des inneren und äusseren Lebens. — Gewiss wäre es verdienstlich gewesen, wenn sich der Vf. noch mehr über die besonderen Verhältnisse im bürgerlichen und häuslichen Leben verbreitet hätte. So ist unter anderen der Feyer eines Geburtstages nicht gedacht. Im Uebrigen jedoch erkennt Rec. diese Sammlung schöner und geistvoller Liederverse für ein vorzügliches Beförderungsmittel der Andacht und Erbauung.

G. a. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stuttgart und Tübingen, b. Cotta: *Gedichte* von *Gustav Schwab*. Erster Band 1828. Zweyter Band 1829. 416 und 370 S. (4 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1829. No. 104.]

Der erste Band dieser Gedichte ist a. a. O. von einem anderen Rec. beurtheilt. Bey der Anzeige des zweyten sey es uns erlaubt, überhaupt diejenigen allgemeinen Züge dieser Poesieen anzudeuten, welche uns unvollendet, oder einer Steigerung bedürftig scheinen.

Im Allgemeinen ist die Poesie des Vfs. eine stillinnige, bescheiden in Form und Ausdruck, mehr reich an Gedanken einer heiteren, gesunden und thatkräftigen Lebensphilosophie, als an tiefen Reflexionen und schwermüthigen Zweifeln. *Schwab* ist das Gegentheil eines Schwärmers, alles ist klar und durchsichtig bey ihm; das ethische Element herrscht in seinen Ideen, wie das epische in seiner Formgebung vor. Seine Lyrik ist weder trübe, noch überhaupt tiefgeschöpft: äussere Anregungen heiterer, beynahe historischer Art sind es, die praktisch bey ihm anklingen. Dieser Theil seiner Poesieen, welcher die erste Hälfte des ersten Bandes erfüllt, ist es jedoch nicht, dem er seinen Dichterruf verdankt, und in der That sind seine Lieder vermischten Inhalts, so schön sie auch durch einzelne Gedanken und Anschauungen hervortreten, und so fleisig sie formell auch ausgearbeitet erscheinen, doch eben vermöge der wesentlich heiteren und äusserlich wirksamen Individualität des Dichters, durch lyrische Tiefe nicht ausgezeichnet. Chronologisch geordnet, sind sie mehr ein interessantes Zeugniss für die historische Heranbildung des Dichters, als durch sonst eine Eigenthümlichkeit hervorragend. Ueberall scheint der Dichter einer äusseren Anregung zu bedürfen, um irgend einen Gedanken lyrisch aufzufassen. Dann haftet er an diesem, giebt ihm eine schöne poetische Form und begnügt sich mit dieser, ohne in die Tiefen des Gemüths weiter hinabzusteigen. Von der Art sind die besten Stücke dieser Abtheilung: „Liebe im Winter, die stille Stadt, Liebesmorgen, Dichterwehen, das Wort der Liebe“ u. s. w. Sehr schön durch Form und Ausdruck sind seine Sonette: „Weiblichkeit, Erdenkrieg und Himmelsfriede, an die Weinende, an Matthisson, an Platen“ u. s. w. Mehr jedoch als hier in seiner Eigenthümlichkeit zeigt sich der Dichter schon in den „Zeitgedichten“. Seine nach aussen hin wirksame, lebenskräftige poetische Begeisterung erfasst und formt hier den Stoff, wie es scheint, mit grösserer innerer Befriedigung. Die Neujahrslieder, Griechenlands Hoffnung, die Prologe, vor allen aber „Gottes Engel“ sind so schöne Gedichte dieser Gattung, als wir nur immer besitzen, und besonders zeigen eben diese „Engel Gottes“ die ganze Eigenthümlichkeit der poetischen Gesinnung, den ganzen Wohllaut der Sprache, und die ganze formelle Ausbildung dieses Dichters.

Nach diesen Liedern und Zeitgedichten betreten wir dasjenige poetische Gebiet, auf welchem dieser Dichter gegenwärtig unter uns herrscht, das Gebiet der Ballade, der Romanze, der Legende und des kleinen romantischen Epos. Es ist nicht zu verkennen, dass sein Beruf für diese Gattung entschieden ist, und der Dichter bleibt diesem Beruf auch mit seltener Selbstkenntniss treu. Niemand versteht es wie er, einen alten Stoff, eine Sage, ein Mährchen, geschmackvoll und poetisch auszustatten, in der Form abzurunden, und selbst durch diejenigen künstlerischen Freyheiten und Nachlässigkeiten zu zieren, die der Ballade wohlstehen. Der schottische und altenglische Balladenton ist es, dem er nachringt, und mit Recht, und einzelne seiner Poesieen in dieser Gattung können den schönsten Liedern unter den schottischen Balladen dreist an die Seite treten.

Allein eine wesentliche und eine unwesentliche, oder auf die Form bezügliche Ausstellung haben wir gegen alle diese historischen oder nicht historischen Balladen zu erheben. Die erste geht das innere Wesen der Ballade an. Wir glauben nämlich, dass, so wie der Stoff der Ballade sich äusserlich zu einem leicht übersichtlichen Bilde abrunden, so auch der innere Gehalt derselben, grade wie in der Fabel, einen bedeutenden Gedanken durchschimmern lassen, ja diesen gewissermasen auf die Spitze stellen muss, so dass das ganze Gedicht gleichsam nur als das poetische Gewand, die dichterische Einkleidung dieses Gedankens, erscheint. Unsere schönsten deutschen Balladen: die Braut von Corinth, der Gott und die Bajadere, die Bürgschaft, der Taucher u. a. entsprechen dieser Foderung; — in Hn. *Schwabs* Balladen ver-

missen wir diesen durchgehenden Gedanken, diese Seele der Ballade gar oft, weniger in den unhistorischen, aber meistens in den geschichtlichen. Wie schön auch „des Fischers Haus, der Reiter und der Bodensee, Herzog Ulrich von Neuffen, die Achalm" und viele andere Balladen zu unserem Ohr sprechen, dieser Grundgedanke fehlt entweder darin, oder er ist eben kein würdiger und poetischer. In anderen Sagen, wie in der „Böhmen Königin in Schwaben", überhaupt vielleicht die vollendetste aller hier gesammelten Balladen, tritt dieser Gedanke jedoch befriedigend hervor, und diese Gedichte machen daher auch auf eine höhere Rangstufe Anspruch. Wir rechnen dahin: „Hans Hamling", die höchst eigenthümliche „Engelskirche auf Anatolikon, der Hirt von Trinach" und andere von den Sagen der schwäbischen Alp und nicht minder die launigen Balladen: des „Löwen Junge", der „Fleischer von Constanz" und „Rudolph und der Gerber", die sich eng an *Bürgers* Balladenton anschliessen.

Unsere zweyte Ausstellung bezieht sich auf die Form und die Sprache. Der Dichter kennt und benutzt die sprachlichen und rhythmischen Freyheiten, welche die Ballade verstattet; allein nur allzu oft hascht er zu sichtbar nach dem Ton des Volksliedes, und diess ist ein Irrthum. Das Volkslied kann nur vom *Volk* gedichtet seyn; die Unnachahmlichkeit der schottischen Volksballaden beweist diess zur Genüge. Der gelehrte Dichter, diesseits wie jenseits des Canals, wird nie die Eigenthümlichkeit der Freyheiten treffen, in denen der Volksdichter sich bewegt: entweder steigt er über ihn hinauf, oder unter ihn hinab. Allein er soll diesen Ton auch nicht treffen; sein Gebiet ist ein ganz anderes. Wenn *Hr. Schwab* z. B. das Eigenschaftswort dem Hauptworte nachsetzt, so gilt uns diess für eine falsche Affectation, er hat andere Mittel, volksmäsig zu wirken, als durch Sprachwidrigkeiten, und unterscheidet nicht richtig zwischen Form und Wesen, wenn er dadurch seiner Ballade einen Reiz mehr zu verleihen gedenkt. Eben so mit den Abweichungen vom Rhythmus; *Freyheiten*, aber nicht Fehler und Verstösse, sind erlaubt.

Gern aber fügen wir diesem Tadel das gerechteste Lob bey. Eine klare und reine Dichterseele malt sich in Hn. *Schwabs* Balladen und Legenden, unter denen besonders die *freyen*, wie des „Fremden Königreich, Blutrache und die Gottesbraut" vorzüglich erfreulich sind. Die besten der „geschichtlichen" haben wir schon oben genannt. — Der Vf. ist ein *patriotischer* Dichter, selbst mit etwas Ungerechtigkeit gegen Andere. Er preist sein „*Schwaben*" sehr und meist auf poetische Art, und fällt einmal gegen die „Mark" heftig aus. Die schwäbischen Sagen erfüllen die Hälfte seiner Sammlung, und ihnen verdankt er seinen Ruf als Dichter.

Der zweyte Band enthält fast ausschliesslich kleine epische Gedichte in Romanzenform. Den Anfang machen 37 Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs von Würtemberg; empfehlungswerth durch Form, Inhalt und Darstellung. Hier tadeln wir nichts, weder die Freyheiten der Diction, noch die Vorliebe, mit welcher der Dichter einzelne Momente etwas lang ausspinnt. Ein wenig mehr freye Reflexion und Blicke in die übrige Welt wären vielleicht zu wünschen gewesen. Doch der Dichter fand keinen Stoff vor, und sein Verdienst ist, die passende poetische Bekleidung desselben. — Dem Stoffe nach ungleich grofsartiger ist der Romanzencyklus von „Robert dem Teufel", eine altfranzösische Sage, welche Uhland dem Vf. lieferte; diese 12 Romanzen sind die Krone der ganzen Sammlung, jede einzelne ist in Gedanken und in der Form vollendet und zeugt von der Meisterschaft des Dichters für diese Gattung. — Die Legende von den „heiligen drey Königen" in 12 Romanzen ist geringer. Hier und in den „Kammerboten in Schwaben", geschichtliche Sage in 13 Mähren, affectirt der Dichter mit altförmlichen Ueberschriften — wir hätten ihm diese erlassen. Die „Kammerboten", deren Sage effectvoll und wirksam ist, und „Walther und Hilgund", epische Dichtung nach dem Lateinischen des Ekkehard, sind in dem Versmass der Niebelungen geschrieben, das gut nachgeahmt ist. Hier gehört dem Vf. wenig mehr als die *Form* an; allein diese ist befriedigend. Die drey Romanzen der schwäbischen Sagen vom „Möringer" nähern sich wieder dem schottischen Balladenton. Vorzüglich energisch, belebt und fast dramatisch wirksam ist der „Appenzeller Krieg", in neun Romanzen; dieser und Robert der Teufel sind die effectvollsten, gerundetsten und in sich vollendetesten Arbeiten des Vfs. in der Gattung des romantischen Epos. — „Der Morgen auf Chios" ist ein dramatisches Bruchstück voll rhetorischen Schmucks, und auch für diese Gattung, die der Dichter noch nicht ernsthaft versucht hat, Talent verkündend. Mit der schönen Ballade: „das Gewitter" schliesst das Ganze.

Wir überblicken in diesen zwey Bänden die gesammte poetische Thätigkeit des Dichters. Seine reine und heitere Lebensphilosophie, die Klarheit und Durchsichtigkeit seiner dichterischen Gesinnung, der mannichfaltige Reiz seiner Poesie, die bald gefühlvoll und schaurig, bald naiv, keck, launig und scherzhaft über die Gegenstände des Lebens und die Handlungen der Menschen zu *dichten* weiss, und die an lieblichen und energischen Gedanken so reich ist, wird diesem Dichter immer viele Freunde und Begünstiger gewinnen. Eine Klippe droht ihm: *Nichtsbedeutende Wortmacherey*, wie sie vor einigen Jahren an der Tagesordnung war; doch sein klarer Verstand und die Abwesenheit aller Schwärmerey bey ihm wird seine Muse, so hoffen wir, vor dieser Gefahr schützen.

L. V.

MÜNCHEN, in der Lindauer'schen Verlagshandlung: *Neueste Schriften* von *M. G. Saphir*. Drey Bände. 1832. 1ster Band: Violen. Lyrische und humoristische Gedichte. 228 S. 2ter Band: Nachtschatten der Zeit und des Lebens. Humo-

ristisches, 165 S. 3ter Band: Nesselblätter der Zeit und des Lebens. Satirisches 210 S. 8. (3 Rthlr.)

Diese gesammelten Aufsätze aus des geistreichen Verfassers Journalen, die er in neuester Zeit herausgab und redigirte, tragen durchweg den kurzen, leichten äusseren Zuschnitt der Journalarbeiten; vielen gebricht der innere tiefe Gehalt, und Werke des Augenblicks haben sie auch eine Dauer nur für den Augenblick.

Der erste Band enthält lauter Dichtungen in gebundener Rede, theils lyrischen, theils humoristischen Inhalts; keine eigentlichen originellen Schöpfungen, sondern nur freye Nachbildungen. Der Titel: *„Violen"*, klingt gut und deutungsvoll; aber es sind keine frischen Blüthenkinder der Natur, sondern nur kunstreiche Galanterieblumen, die wohl durch nachgeahmte Farben blenden, aber keinen Geruch haben. *Goethe, Hölty, Matthisson, Tiek, Tiedge* und sonstige Lyriker sind die Vorbilder, denen in diesen Gedichten, oft nur zu sklavisch, nachgestrebt wird. In den Liebesliedern ist der Dichter sehr wässerig und süsslichlamentabel, ohne alle lyrische Tiefe und jenen wahren Zauber, der uns z. B. in *Heine's* Liedern so unwiderstehbar anzieht, und das Erzeugniss wahrer Seelenliebe, nicht bloss äffischer Komödianterey ist. Besser sind unter diesen *Violen* die humoristischen Gedichte, wo die angeborne Heiterkeit des Dichters und seine muntere Schalkhaftigkeit auf freundliche Weise sich ausspricht, wie z. B. in den „lebenden Volksbildern", in den „Seifenblasen" u. s. w.

Der zweyte Band enthält bloss *humoristische Dichtungen* in ungebundener Rede. Hier ist der Dichter wieder in seinem Element; sein Witz sprudelt, seine Einfälle sind grösstentheils neu, treffend und überraschend; sein Humor ergötzt und erheitert durch seine leichten Spiele. Die W (Weh) des menschlichen Lebens, Variationen auf einer Saite *a la Paganini*, das humoristische Reiseperspectiv, die Pariser Vorlesung, Deutschlands Einheit — und andere Aufsätze können als Belege dieser Behauptung dienen; andere Producte sind eben so klein in der Form, als ihrem Werthe nach unbedeutend, und hätten in einer Sammlung, die eigentlich doch nur das Gediegenste enthalten soll, füglich ganz wegbleiben können. Besonders fad und bedeutungslos ist die Vision mit „der Rose vom Grabe", die wohl für Weiber in die Rockenstube passt, aber nicht in den Mund eines vielbegabten Dichters.

Der dritte Band, unter dem Titel: *Nesselblätter*, liefert satirische Arbeiten; viel Wahres in leichter, gefälliger Form. Einzelne politische Satiren finden sich auch darunter, die reich an guten Witzeinfällen und treffenden Bemerkungen, und ebenso fern vom Ultraliberalismus als von knechtischem Servilismus sind; die meisten Aufsätze jedoch, die *Saphir* zur Zeit des letzten baierischen Landtages, gegen *Wirth* und Consorten schrieb, fehlen. Vieles unter diesen Nesselblättern ist aber eigentlich leeres Stroh, nämlich alle jene Witzeleyen, wodurch der Dichter das Kleine, Geringfügige zu etwas Grossem erheben will, aber es noch fader macht, indem er es durch ein ungeschliffenes Witzmesser anatomisch zerfaselt und verstümmelt.

Uebrigens zeigen auch diese drey Bände, dass *Saphir* zum Journalisten geboren sey. Möge er daher auf diesem Felde heiteren Muthes fortschreiten, und besonders auf seine Zeitschriften „den Bazar und deutschen Horizont" mehr Energie verwenden, die ohne höheren Aufschwung bald zur todten Makulatur herabsinken dürften.

Die äussere Ausstattung des Buches ist schön und geschmackvoll.

Nr.

Hanau, b. König: *Der gespenstige Schwede*, oder *die Opfer der Verjüngung.* Novelle aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges von *H. G. Zehner.* 1833. 347 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein lockender Titel! — denn Gespenster in Büchern ziehen die Menge, nur nicht im Leben, es seyen denn demagogische Gespenster. Ein sonderbares Buch selbst, das nicht zu den schlechten gehört, aber durch einen Schwall nebelvoller Mystik sich auch zu den besseren nicht erschwingen kann. Es ist keine gewöhnliche Geisternovelle *à la Spiess*; aber auch keine mit eigentlichem Geiste. Hr. *Zehner*, der uns schon mehreres der Art geliefert, sucht eine Eigenthümlichkeit darin, Ossian nachzuahmen. Allein Todtenhügel, Opferaltäre, Harfenklänge, Sturm und Meereswogen allein machen den grossen Barden nicht aus; diess sind nur die Falten seines Riesengewandes, aus dem erst der Geist in sehnsüchtig-schauerlicher Grösse und himmelansteigender Richtung auftaucht. Dieser Geist aber, dieses innere Wesen Ossians fehlt unserem Dichter; nur von der Form hat er sich etwas angeeignet, und wird selbst darin oft schwerfällig und schleppend. Der Held der Novelle ist ein potenzirter „Alter überall und nirgends", ein gespenstisches Chamäleon in verschiedenen Gestalten erscheinend, als Hexendoctor, als gnädiger Herr zu Herholz, als Herr Würger zu Sanerz, als der verdammte Schwede aus dem Schachte beym Judenbörnlein, als Mann mit dem Feuermantel u. s. w.; eigentlich und in der That ist er aber ein nichtswürdiger Betrüger und Spion, der endlich ins Gefängniss geworfen wird, da noch zu entfliehen sucht, aber von der Büchse der wachsamen Gefängnisswache den verdienten Lohn erhält. Unter anderen Schandthaten, die er unter dem Deckmantel religiöser Mystik ausübt, sucht er eine arme Wittwe in seine gespenstischen Netze zu ziehen, und verspricht ihr ewige Jugend, wenn ein reines, unschuldsvolles Liebespaar eine jahrelange schwere Prüfung bestände, und dann in schauerlicher Mitternacht dem Engel des Todes einige Tropfen seines Blutes biete. Bey dieser Gelegenheit wird Schwedenborg's Lehre von der Selbstverleugnung, von dem

Wonnen der Zerknirschung, von der Bluttaufe, von der Selbstvernichtung, von dem Verströmen im Urwesen — weit und breit aus einander gesetzt und und angewendet. Das liebende Paar belauscht die Scene dieses Antrags, und weiht sich freywillig zum Opfer; schon ist die Nacht bestimmt, wo sie im schauerlichen Dunkel des Friedhofs dem Engel der Verjüngung die Tropfen Blutes weihen sollen, die er mit einem Tropfen der Unsterblichkeitsquelle mischen wird, um die geliebte Mutter zu verjüngen. Da tritt plötzlich die Justiz ein; der Bösewicht wird entlarvt und gefangen. Die arme Wittwe, ihr Sohn und ihre Pflegetochter erwachen aus ihrem Irrthume, ja letzte wird sogar noch des Bösewichts Tochter, der sie aber nicht sehen will, sondern auf der Flucht erschossen wird. — Diess im Ganzen die Hauptidee, die noch durch mehrere Episoden ausgeschmückt ist. Das Zauberhafte an sich darin ist wohl nicht ohne Poesie; aber es hätte eines geschickteren Griffels bedurft, um den poetischen Stoff mit einem geistigen Leben zu durchdringen. Einzelne Schönheiten sind jedoch nicht zu verkennen z. B. die Unterredungsscene S. 123 ff., die Geschichte Guielmas S. 233 ff., die Beschreibung Haspers S. 568 und andere Schilderungen S. 62. 87. 103. 226.

Nr.

Berlin, in der Schlesinger'schen Buch- und Musik-Handlung: *Adelar, der Weiberverächter.* Novelle von *Emerentius Scaevola.* Zwey Theile. 1833. 1ster Theil. XXIII u. 364 S. 2ter Theil. XXI u. 337 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Die ganze Novelle ist fliessend geschrieben, hie und da mit treffenden und wahren Bemerkungen ausgeschmückt, aber sehr oberflächlich gehalten, und keine Lectüre für Freunde tieferer Poesieen. Und doch hätte der Stoff — der Fall einer durch Erziehung und Verhältnisse gesunkenen Menschenseele, und und deren Wiederaufrichtung — von einer richtigeren Seite aufgefasst, zu einem ergreifenden psychologischen Gemälde ausgearbeitet werden können. Der Dichter will ein *treues* Lebensbild liefern, verfällt aber in seiner ungeschminkten Darstellungsweise manchmal ins Schlüfrige, Unzarte und Sittenbeleidigende, was tadelnswerth ist; denn, ohne den ästhetischen Moralisten das Wort zu reden, bleibt es doch unbestrittene Wahrheit, dass wer die menschlichen Schwächen, die menschliche Gesunkenheit künstlerisch schildert, das Sinnliche, das Laster darin nicht *zum Zwecke an sich* erheben darf. — Uebrigens ist aus den genannten Orten, und mehreren Namen des Romans zu schliessen, dass die Fabel im Allgemeinen auf wahren Thatsachen neuester Zeit beruhe, wodurch das Buch beym Lesen mehr Reiz und Interesse gewinnt. — Druck und Papier sind gut.

Nr.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle, b. Anton: ΞΕΝΟΦΩΝΤΟΣ ΑΠΟΜΝΗΜΟΝΕΥΜΑΤΑ. Recognovit et illustravit *G. A. Herbst,* Phil. Dr. Scholae Bernburgensis Collega. 1827. XII und 364 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Einrichtung dieser Ausgabe und die Methode des Herausgebers ist ganz dieselbe, welche in der im Jahr 1830 von ihm erschienenen Ausgabe des Xenophontischen Symposiums beobachtet worden. Auch bewährt sich hier derselbe Fleiss, dieselbe Sorgfalt und Umsicht des erfahrenen Schulmanns. Da nun die Ausgabe des Symposiums unlängst in unseren Blättern (1833. No. 227) eine umständliche Recension erhalten hat: so genügt es, auf diese zu verweisen, um auch die vorliegende Edition der Memorabilien, deren Anzeige durch den Tod eines Mitarbeiters an der A. L. Z. verspätet worden, allen jüngeren Freunden der Philologie, welche den Schriftsteller nicht bloss den Worten, sondern auch dem Inhalte nach zu verstehen wünschen, angelegentlich zu empfehlen.

M. P.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig,* Rein'sche Buchhandlung: *Das Königthum und die Repräsentation.* Von *König.* 1828. X u. 144 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, welcher durch seine neueren Schicksale zu einer tragischen Berühmtheit gelangt ist, spricht sich über den hier behandelten Gegenstand auf eine Art und Weise aus, welche wohl auf die allgemeine Zustimmung aller Verständigen und Besonnenen rechnen darf. „Die Repräsentation leugnen, heisst der gesunden Vernunft den Process machen, sagt Hr. *K.* Dinge, welche wirklich vorhanden sind, Menschen, Thiere, Flüsse, Berge kann man nicht als Wirklichkeiten in Nichts verwandeln; eben so wenig kann man die Repräsention wegräsonniren, wegdisputiren, und durch sogenannte Gesetze vernichten u. s. w." Der Vf. will keinen Absolutismus, er will die constitutionelle Monarchie.

Was er über Gemeinheitstheilungen S. 93 ff. und über Stadt und Land S. 110 ff. sagt, verdient nicht minder die allgemeinste Erwägung. Die Anmerkungen S. 129 ff. sind eine schätzbare Zugabe.

IX.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

M E D I C I N.

Wien, b. Wimmer: *Ph. Caroli Hartmann*, Medicinae D. et Prof. P. O. in Universitate Vindobonensi, *Pharmacologia dynamica, usui academico adcommodata.* Editio altera emendata. *Volumen secundum.* 1829. 328 S. gr. 8. (Beide Bände 6 Rthlr.)

Da Rec. bey der Anzeige des ersten Bandes dieser Pharmakologie (Jen. A. L. Z. 1831. No. 110) bereits eine Uebersicht von dem Werke im Ganzen und die Eintheilung desselben angegeben hat, so kann er sich bey der Anzeige dieses zweyten desto kürzer fassen.

Er handelt die *zweyte Classe der Arzneymittel, welche das animalische Leben besonders afficiren,* ab. Diese Classe umfasst zwey Reihen Arzneymittel; Erste Ordn., die Reizmittel, *stimulantia;* zweyte Ordn., die beruhigenden Mittel, *sedantia.* Die erste hat zwey Genera, nämlich: positive und negative Reizmittel; erstere sind es für das sensible, letztere für das irritable Leben.

Die positiven oder flüchtigen Reizmittel sind in sechs Arten getheilt. 1) Die *aromatischen*, wo das ätherische Oel den Hauptbestandtheil ausmacht; 2) die *ätherisch-resinösen* Substanzen; 3) diejenigen, deren Kraft vom *Kampfer* herrührt; 4) diejenigen, deren Kraft vom *Weingeist* herrührt; 5) diejenigen, deren Hauptbestandtheil *Ammonium, empyreumatisches Oel* und *Phosphor* ausmachen; 6) die *Elektricität.* Hieher gehören: die *aromatischen Kräuter*, als Mentha piperita, crispa und Pulegium, Rosmarinus, Thymus, Serpillum, Origanum, Majorana, Melissa offic., Mel. Nepeta und Mel. Calamintha, Satureja, Marum Verum, Chenopodium Ambrosiacum, Ruta, Salvia, Hyssopus, Fol. Aurantii, Hb. Chamaedryos und Chamaepitys. Die *aromatischen Blumen:* Flor. Lavendulae, Spicae Origani Cretici, Fl. Aurantii, Fl. Chamomillae vulgaris und Romanae, Matricaria, Crocus, Fl. Sambuci, Caryophylli, Fl. Cassiae und einige aus den vorhergehenden zusammengesetzte Mittel, als Species aromaticae und Aqua vulneraria cum alcohole. Die *aromatischen Saamen*, als: Anthophylli, Pimenta, Cardamomum minus, Sem. Abelmoschi, Sem. Adjowaen, Nux moschata, Baccae Lauri, Faba Pecurim, Anisum stellatum und vulgare, Foeniculum, Anethum, Coriandrum, Phellandrium aquaticum, Sem. Carvi und Cumini. Die *aromatischen Rinden*, als: Cinnamomum, Cassia Cinnamomea, Cassia lignea, Cortex Cassiae caryophyllatae, Cort. Culilabani, Canella alba, Cort. Winteranus, Cort. Aurantiorum und Citri. Die *ätherisch-resinösen Wurzeln*, als: Rad. Acori, Rad. Angelicae, Imperatoria, Rad. Levistici, Rad. Enulae, Pimpinella alba, Rad. Dictamni albi, Valeriana sylvestris major und Celtica, Rad. Serpentariae Virginianae, Aristolochia rotunda, longa und Clematitis, Rad. Galangae, Cyperus longus und rotundus, Rad. Zedoariae, Rad. Zingiberis und Arnica. Die *ätherisch-resinösen Hölzer*, als: Lign. Guajaci, Resina Guajaci nativa, Lign. und Baccae juniperi, Lign. Sassafras, Lign. Santali, Lign. Lentisci, Lign. Aloës, Lign. nephriticum, Turiones Pini und Frondes Sabinae. Die *ätherisch-resinösen Pflanzensäfte, Balsame*, als: Bals. Copaivae, Bals. Peruvianum, Bals. de Mecca, Bals. Tolutanum, Styrax liquida, Terebinthina. *Resinen*, als: Benzoë, Storax, Siliqua Vanilla, Elemi, Olibanum, Mastiche, Ladanum, Tacamahaca, Gummi Anime, Resina Hederae, Resina lutea novi Belgii, Sandaraca, Pix alba, Colophonium und Pix nigra liquida. *Gummiresinen*, als: Gummi Ammoniacum, Gm. Galbanum, Asa foetida, Myrrha, Gm. Bdellium, Gm. Sagapenum, Gm. Opopanacis und Caranna. *Bituminöse Substanzen*, als: Succinum, Petroleum, Oleum Asphalti und Camphora. *Animalische riechende Substanzen*, als: Castoreum, Moschus, Zibethum und Ambra grisea. Mittel mit *Weingeist*, als: Vinum, Spiritus vini, Aether aceticus, A. sulphuricus, Spiritus aetheris sulphurici, Aether nitricus, Spiritus aetheris nitrici, Aether muriaticus, Spiritus aetheris muriatici und Liquor acidus Halleri. Präparate von *Ammonium:* Ammonia pura liquida, Carbonas Ammoniae, Carbonas Ammoniae solutus, Carbonas Ammoniae pyro-oleosus, Acetas Ammoniae solutus, Oleum animale aethereum und Ol. animale foetidum. Phosphor. Unter dem Artikel *elektrische Kraft* wird der galvanische Apparat und die Elektrisirmaschine abgehandelt.

Das zweyte Genus der Reizmittel, die fixen Reizmittel für das irritable Leben, umfasst die *Acria*, welche von verschiedener Art sind. Die scharfen Mittel aus dem Pflanzenreiche sind entweder milder oder stärker. Zu den ersteren gehören Radix Ononidis spinosae, Radix Bardanae, R. Sassaparillae, R. Caricis

arenariae, Herba Anagallidis. Scharfe ätherische Pflanzen sind: Herba Violae tricoloris, Radix Iridis Florentinae, Piper nigrum, P. album, P. Cubeba, P. longum und Fructus Capsici annui. Aromatisch antiscorbutische scharfe Pflanzen sind: Bulbus Allii, Cepa, Herba Scordii, Hb. Cochleariae, Radix Armoraciae, Semina Sinapis, Sisymbrium Nasturtium und Lepidium sativum. Zu den stärkeren scharfen Mitteln gehören: Scilla maritima, Colchicum autumnale, Semina Sabadillae, Radix Filicis maris, Radix Ari, Radix Pyrethri, Radix Chelidonii majoris, Herba Pulsatillae nigricantis, Herba Clematitis rectae, Folia Cacti Opuntiae, Herba recens Anemones nemorosae, Phytolacca decandra, Herba Urticae dioicae et urentis, Rhus radicans und Rh. Toxicodendron, Cortex Mezerei und Gummi Euphorbii. Zu den scharfen thierischen Mitteln gehören: Cantharides, Meloë Proscarabaeus und majalis, Millepedes und Formica. Die scharfen metallischen Mittel sind zuerst die Kupferpräparate: Cuprum metallicum, Oxyda Cupri et Sales, Aerugo, Sulfas Cupri, Sulfas Cupri ammoniacalis, Cuprum aluminatum, Liquor ophthalmicus coeruleus; dann die Zinkpräparate: Zincum, Oxydum Zinci, Cadmia fornacum, Sulfas Zinci, Acetas Zinci, Murias Zinci; dann Sulfas Cadmii; dann Bismuthum und Nitras Bismuthi praecipitatus; endlich Stannum.

Die zweyte Reihe Arzneymittel umfasst die *beruhigenden Mittel*, Sedantia, die wieder in zwey Genera getheilt sind: die ersten für das sensible Leben, die narcotischen; die zweyten für das irritable Leben, die antiphlogistischen. Die ersten sind entweder simpel narkotische oder scharf narkotische Mittel. Die Ersten sind diejenigen, die durch die hydrocyanische Säure wirken. Hieher gehören: Acidum hydrocyanicum, Hydrocyanas lixivae, Hydrocyanas ferri, Hydrocyanas Zinci, Jodum cyanicum, Aqua Laurocerasi, Aqua corticis Pruni Padi, Aqua Amygdalarum amararum, Aqua foliorum Persicae, Aqua Cerasorum nigrorum, Opium und dessen Präparate, Flores Papaveris Rhoeados, Lactucarium, Lactuca sylvestris, Hyoscyamus niger und albus, Datura Stramonium, Atropa Belladonna, Rhododendron Chrysanthum, Ledum palustre, Amenta Lupuli foeminea und Sulphuretum hydrogenatum Ammoniae. Zu den narkotisch-scharfen Mitteln werden gerechnet: Digitalis purpurea, Nicotiana, Conium maculatum, Cicuta virosa, Aconitum, Caules Dulcamarae, Nux vomica, Strychnina, Faba St. Ignatii, Cortex Geoffreae Surinamensis und Spigelia anthelmia. Das zweyte Genus, die antiphlogistischen Mittel, umfasst die Antiphlogistica in engerer Bedeutung und die tonisch kühlenden Mittel, refrigerantia tonica. Zu den ersten gehören: die äussere Kälte, die kalte Luft und das kalte Wasser; dann die salzigen Mittel, als Nitras lixivae und Nitras sodae; weiter die Lenitentia oder emollirende Mittel, wozu die schleimigen und die schleimig-öligten gerechnet werden. Zu den ersten gehören: Althaea, Radix Symphyti, Malva vulgaris, Verbascum, Tussilago, Semina Foeni Graeci, Viscum album, Gummi Arabicum, Gummi Tragacanthae, Mucilago sem. Cydoniorum und Gummi Cerasi. Zu den schleimig-öligten Mitteln werden gezählt: Amygdalae dulces, Semina papaveris, Sem. lini, Sem. cannabis; die fetten Oele, als Oleum olivarum, Ol. Amygdalarum, Ol. Napi, Ol. nucum juglandium, Ol. Papaveris, Ol. Lini, Ol. Behen und Butyrum Cacao; die thierischen Fette, als Cremor lactis, Butyrum, Vitellus ovi, Axungia pedum Tauri, Axungia Porci, Sebum Ovillum, Adeps Cetaceorum, Ol. jecoris Aselli, Adipocira Cetaria und Cera. Zu den tonisch-kühlenden Mittel gehören die aufgelösten mineralischen Säuren, als Acidum sulfuricum, Sulfas acidulus aluminae et lixivae, Acidum muriaticum et muriaticum oxygenatum, Chloras lixivae, Chloras Sodae, Acidum nitricum, A. phosphoricum, A. pyro-lignosum, Oxydum Mangani nativum; endlich die Bleypräparate: Minium, Lithargyrum, Cerussa alba, Acetum Lithargyri und Acetas Plumbi acidulus siccus.

Vergleicht man nun diese Uebersicht des zweyten mit der vorher gelieferten des ersten Bandes, so wird jeder Sachkundige nicht allein daraus eine Uebersicht des Ganzen bekommen, sondern auch die Vollständigkeit des Werkes erkennen. Ein jeder einzelne Artikel ist im zweyten, wie im ersten Bande, gleichmässig bearbeitet worden: zuerst die naturhistorische Beschreibung des Mittels, dessen Wirkungsweise, Gaben und Präparate. Was Rec. hiebey vermisst hat, ist wenig und nicht von Bedeutung. So ist es bey dem Vf. gewiss sehr zu loben, dass er an verschiedenen Orten die Gesundheitsbrunnen und Mineralbäder berücksichtiget hat; nur ist hiebey zu bedauern, dass nicht mehrere und wichtige Bäder und Mineralwässer abgehandelt worden sind. — Von dem Vf. ist das aus Brasilien kommende, abführende Oel Anda oder Anda-assa unerwähnt geblieben. Obgleich es ähnliche Wirkungen als Croton Tiglium besitzt, so ist es doch weniger drastisch, erzeugt auch weniger Leibschmerzen und lässt weniger entzündliche Zufälle befürchten; scheint also den Vorzug zu verdienen, auf jeden Fall recht anwendbar. — Das Oel aus der Wurzel von *Artemisia vulgaris* ist, wie man sieht, nicht berücksichtiget worden. — Bey Cortices Citri ist das Elaeosaccharum Citri, das in Italien, Spanien und Portugal sehr häufig angewendet wird, unter den Präparaten vergessen worden. — Beym Ingwer hat der Vf. unterlassen, von dem Gebrauch des getrockneten und zerstückten und von der eingemachten Wurzel desselben zu reden. — Bey der Anwendung der Sabinablätter ist vergessen, dass sie auch gegen Unfruchtbarkeit angerathen worden sind. — Bey Petroleum ist unerwähnt geblieben, dass es gegen eine gewisse Art Incontinenz des Urins hülfreich ist. — Bey Rad. Iridis Florentinae ist vergessen worden, dass sie in mehreren Ländern unter den Zahnpulvern einen Hauptbestandtheil ausmacht. — Bey Lactucarium wird richtig bemerkt, dass es häufig von americanischen, englischen und französischen Aerzten angewendet wird; aber es wird auch ebenso häufig in Italien gebraucht. — Bey Hyoscyamus ist dessen

Anwendung in Ophthalmien und Cataracten keiner Erwähnung geschehen. — Bey der Digitalis spricht der Vf. nur von dem rothen Fingerhut, während *Stellati* u. A. auch den gelben mit Nutzen gebraucht haben. S. *V. Stellati, Memoria su gli usi medici della Digitale gialla letta nel Reale Istituto.* Neapel, 1813. — Bey den verschiedenen Pinus-Arten ist Pinus maritima Mill. von dem Vf. nicht berücksichtigt worden. Die Rinde davon wird noch in Frankreich, obgleich nur selten, in Dalmatien hingegen und in Italien allgemein als Wundmittel, dann als Adstringens gegen passive Blutungen, veraltete Geschwüre und vorzüglich bey hartnäckigen chronischen Diarrhoeen angewendet. Die Resina Pini maritim. übertrifft vielleicht die Terebinth. Veneta.

Obgleich dieses Werk des sehr verdienten, leider nun verstorbenen Vfs. wenig Neues enthält; so liefert es doch in aller Kürze die Resultate der neueren Untersuchungen. Dem Vf. eigenthümlich ist die Eintheilung, die mit Consequenz durchgeführt ist, und dabey das Lobenswerthe hat, nur wenige Wiederholungen nöthig zu machen. An und für sich ist freylich diese Eintheilung ebenso unvollkommen und ebenso mangelhaft, ale mehrere andere, die aus keinen höheren, allgemeinen Principien und den Grundstoffen der Heilmittel abgeleitet sind. Dass übrigens der Vf. sich nicht aufs Theoretisiren eingelassen hat, um seine Eintheilung und Ansichten überhaupt zu vertheidigen, findet Rec. sehr passend. Denn dem gebildeten Arzt ist dieses Alles von selbst einleuchtend, dem Schüler aber muss das belebende Wort des Lehrers das Nöthige ergänzen. Als Lehrbuch der Pharmakologie, besonders für den österreichischen Staat, erfüllt das Werk gewiss seine Bestimmung, welches ein sehr vollständiges, dreyssig enggedruckte Seiten grosses Register beschliesst.

Papier und Druck sind gut.

A. v. S.

1) Altona, b. Hammerich: *Die Küstenepidemie von 1826 insbesondere in Norderditmarschen.* Eine medicinische Abhandlung, von *N. Dohrn,* Doctor und Physicus in Heide. 1827. VIII u. 50 S. 8. Mit 2 Tabellen und Umschlag. (8 gr.)

2) Bremen und Leipzig, b. Kaiser, Gröningen, b. Römelingh: *Historia epidemiae malignae anno MDCCCXXVI Jeverae observatae,* conscripta a *F. A. L. Pophen,* Med. Doct. 1827. 78 S. gr. 8. in Umschlag. (12 gr.)

Durch diese beiden Schriften erhalten wir nicht uninteressante Beyträge zur Geschichte der im Jahre 1826 längs der Nordseeküste von Frankreich bis Dänemark ausgebreiteten Wechselfieberepidemie. Wir sagen: *Beyträge* —; denn um ein Ganzes hierüber erhalten zu können, ist nothwendig, alle Aerzte längs der ganzen Küste aufzufodern, auch ihre Beobachtungen und Erfahrungen, welche natürlich Modificationen vermöge veränderter geographischer Verhältnisse darbieten werden, mitzutheilen, wodurch irgend ein rationeller Arzt, der zugleich selbst auch Beobachter dieser Seuche war, in den Stand gesetzt werden würde, das Wesentliche vom Ausserwesentlichen und Zufälligen getrennt, nebst den Curvariationen, so wie geographische Verbreitung und Combinationen der Krankheit, als einen äusserst wichtigen Gegenstand für die Annalen der Epidemieenchronik darzustellen.

Einer der Districte, von denen hier berichtet wird, liegt im Ostfriesischen, — Jever, der andere im Holsteinischen — Norderditmarschen. Von letztem erfahren wir, dass mit dem Beginnen des Jahres 1826 der westliche Theil von einer Scharlachepidemie heimgesucht wurde, welche Hr. *Dohrn* als Scharlachfriesel, eine Combination des Scharlachs mit Friesel, angiebt. Hiemit stimmen aber die Resultate der organischen Chemie nicht überein, als welche bey Scharlach kalische, bey Friesel hingegen saure Reaction gegen Pflanzenfarben zeigt. Daher wir nach unseren bisherigen Versuchen diese Gegensätze nicht als neben einander bestehend annehmen zu können glauben, sondern vielmehr den sogenannten Scharlachfriesel als eine höhere Scharlachentwickelung betrachten, wofür uns auch unsere Behandlung, nämlich Kaliwaschungen bey Friesel, und Säurewaschungen bey Scharlach, zu sprechen scheint. Als Gegenbeweis könnte man anführen, dass wir Chanker und wahren Tripper zusammen in einem und demselben zu untersuchen Gelegenheit bekommen, von denen jedes Uebel für sich bestehend verschieden reagirt, und zwar Chanker sauer, wahrer Tripper kalisch. Doch vermuthen wir, dass der mit Chanker verbundene Tripper eben so wenig erweisbar seyn möchte. Fernere Versuche mögen entscheiden. — Diesem Scharlach folgten Masern mit Keichhusten vergesellschaftet, in ihrem Gange von Osten nach Westen ziehend, welche Epidemie durch die im Juli eintretenden epidemischen Wechselfieber bis zu deren Verschwinden verdrängt wurde, wo sie sich dann wieder einstellte. Nicht so verhielt es sich mit Jever, das seit 10 Jahren schon die stetige Heimath von Intermittens mit entzündlichem Charakter war. Hier zeigten sich diessmal ungewöhnlich häufig die Frühlingswechselfieber, was ebenfalls bis zum Juli währte. Dass es nun bey so bewandten Umständen, nach den vorausgegangenen Ueberschwemmungen vom Meere her, die lange noch ihre Spuren hinterliessen, selbst bey der brennenden Sonnenhitze dieses Jahres, nicht bey dem bisherigen *Genius epidemicus* sein Verbleiben haben könne, war mehr als wahrscheinlich; und so trat denn nun in beiden Gebieten, wie noch in so vielen anderen an der Nordseeküste, im Juli die Epidemie ein, welche die beiden Vff. in ihren Schriften nach ihren hundertfältigen Beobachtungen resultatorisch beschreiben, und die rein einen typhosen Charakter zeigte. Dass es eine Intermittensform war, ist nach der gegebenen Symptomatologie, die wir, als schon gedrängt genug gegeben, nicht ausziehen wollen, (daher die Hinweisung darauf genügen möge,) unbestreitbar, obgleich Hr. *Dohrn* die Krankheit, wegen der

dabey constanten Milzaffection und der Resultate der Sectionen *Splenitis epidemica contagiosa* nennen möchte. Die *Intermittentes* sind aber ohne Zweifel Neurosen, eine *Splenitis* dagegen ist Phlogose; daher diese, wenn auch nicht neue, Namensänderung falsch genannt werden muss, und eben so wenig kann man die Benennung *contagiosa* brauchen, da der Vf. wohl auch den Unterschied zwischen *Contagium* und *Miasma* annehmen wird, wie er längst schon allgemein anerkannt ist. Er hätte mithin „*miasmatica*" sagen müssen, weil ein *Miasma* zu Grunde lag. Bisher nahm man wohl auch das Gangliensystem als den Sitz des Leidens an, und liess die Anschwellungen der Milz und Leber durch die Zweige der *Coeliaca*, welche unter dem Einflusse des Gangliensystems steht, sich bilden. So hätte Hr. *D.* Unrecht. Mehr Gerechtigkeit in Betreff des Sitzes, aber nicht des Wesens der Krankheit, worin auch *Heusinger* mit ihm übereinstimmt, könnte ihm widerfahren, wenn sich bewährt findet, was jüngst ein Franzose entdeckt hat, und durch die vergleichende Anatomie nachweisen will, dass nämlich die Milz aus einem Gangliengewebe bestehe, was freylich von grossem Werthe für die praktische Medicin, sowohl in Beziehung auf somatische, als auf sogenannte psychische Krankheiten wäre. Nicht so weit geht Hr. *Popken*, der die Krankheit eine *Febris paludosa* nennt.

Dass die Epidemie nicht in allen Bezirken sich gleich war, lässt sich aus den verschiedenen geographischen Verhältnissen schon entnehmen, ergiebt sich aber auch zugleich aus der Vergleichung der Symptomatologie in beiden Schriften, wodurch sich kund giebt, dass die Krankheit weniger Modificationen in Norderditmarschen zeigte, als in Jever. Daher auch Hr. *Popken* verschiedene Unterarten abhandelt, als: *Febris paludosa simplex*, 2) *cholerica*, 3) *cephalica*, 4) *syncoptica, eclamptica et aphonica*, 5) *protracta et typodes*, je nachdem nämlich das Wechselfieber ein oder das andere Organ belarvte, was sich selbst schon gleich beym Eintritte der Epidemie verrieth, da im Anfange keine reinen Intermissionen vorhanden waren, sondern mehr Remission. Mit Hn. *Popken* dabey an das gelbe Fieber zu denken, halten wir für unnöthig.

Wie die Krankheit selbst variirt, treffen wir hier auch bey beiden Variationen der Cur, die im Ganzen jedoch auf Eines hinauslaufen. Rücksichtlich der Prophylaxis machte Hr. *Popken* in einem Militärhospitale glückliche Versuche mit den Chlor-Räucherungen nach *Guyton-Morveau*, die aber im Ganzen bey dieser Epidemie zu wenig beachtet worden sind. Nicht minder wichtige Dienste würde die Anwendung des Kohlenpulvers, in einem Siebe auf Wasser gesetzt, bey den durch Erbrechen und Durchfälle veranlassten Effluvien zur Beschränkung des Miasmas geleistet haben. Auch hätte der Arsenik in misslichen Fällen nicht gescheut werden dürfen.

So willkommen uns nun auf der einen Seite diese Mittheilungen seyn müssen, so sehr bedauern wir auf der anderen, dass die Vff., die bey ihrer noch zu sehr in Anspruch genommenen Hülfe, womit sie sich entschuldigen, für die zu diesem schönen Zwecke verwandte wenige Musse unseren Dank verdienen, uns die Topographie so oberflächlich und kurz gaben. Namentlich wäre es interessant gewesen, die bey Beschreibung einer Epidemie zu beachtenden Puncte ausgefüllt, und nicht so lückenhaft hier zu finden. So missten wir das Resultat einer Reihe von Beobachtungen über Barometer, Thermometer, Hygrometer, Eudiometer u. s. w., wenigstens von, vor, bey, und nach der Epidemie, eine genaue Topographie mit Rücksicht auf eine umständlichere Darstellung der geognostischen, landwirthschaftlichen und dgl. Verhältnisse, der Lebensart, Sitten und Gebräuche, der Körperconstitution und der hervorstechendsten Allgemeincharaktere der dortigen Bewohner, u. d. gl. m., welche Puncte Hr. *Dohrn* nur oberflächlich und theilweise berührte, Hr. *Popken* aber fast ganz unbeachtet liess.

Was die Aerzte der früheren Jahrhunderte leider nicht sahen, wird in unseren Zeiten lebhaft gefühlt, dass nämlich, wie aller Wechsel der Dinge einem ewigen Gesetz unterliegt, so auch die besonders an dieses Gesetz, an einen bestimmten Cyklus gebundenen Epidemieen; und dieses Gesetz für die einzelnen Epidemieen aufzufinden, scheint für unsere heutige Medicin mit eine der höchsten Aufgaben zu seyn. So wäre z. B. allerdings zu vermuthen, dass die fragliche Epidemie, welche Hr. *Dohrn* schon einmal in Niedersachsen in den Jahren 1726 und 1727 herrschend von *P. G. Werlhof* und *F. Hoffmann* beschrieben fand, an einen 100jährigen Cyklus gebunden seyn möge, was aber weiter zurück im älteren Grauen des Geistes aufzusuchen schwer hält. Kann doch die Astronomie die Wiederkehr eines Kometen mit Bestimmtheit berechnen, warum sollte die Medicin nicht zu ähnlichen Resultaten durch die Epidemieengeschichte aller Zeiten gelangen? Die Naturphilosophie hat mächtig der Medicin unter die Arme gegriffen, und um ihr nichts schuldig zu bleiben, müssen wir ihre Aprioritäten posterioristisch erhärten. Sehr zweckmässig möchte ausserdem auch noch die Fertigung einer Charte, wie für Kriegsoperationen, Reisen u. s. w., so auch für solche merkwürdige Epidemieen, und für pathologische Verhältnisse überhaupt, mit geognostischer, landwirthschaftlicher und dgl. Berücksichtigung seyn, daher auch die Endemieen so darzustellen wären, was einen eigenen Zweig des ärztlichen Studiums, worin *Finke* und *Schnurrer* schon vorangingen, bilden würde. Diese Aufgabe, Gesetze für die Epidemie aufzufinden, zu lösen, könnte freylich noch schwieriger werden, wenn wir mit dieser Epidemieengeschichte die gleichzeitigen, vulkanischen und revolutionären Ereignisse der Erde einem Zwecke der Auffindung der höheren Naturgesetze in Einklang bringen wollten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

GARTENKUNST.

Weimar, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Eine Encyklopädie des Gartenwesens;* enthaltend die Theorie und Praxis des Gemüsebaues, der Blumenzucht, Baumzucht und der Landschaftsgärtnerey, mitInbegriff der neuesten Entdeckungen und Verbesserungen. Von *J. C. Loudon*, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Aus dem Englischen. Mit vielen Abbildungen in Steindruck. Erste Lieferung, enthaltend Bogen 1—25, und Abbildungen Taf. 1—4. Zweyte Lieferung, enthaltend Bogen 26—40 und Abbildungen Taf. 5—18. 1823. Dritte Lieferung, enthaltend Bogen 41—69 und Abbildungen Taf. 19—24. Vierte Lieferung, enthaltend Bogen 70—92 und Abbildungen Taf. 25—36. Fünfte Lieferung, enthaltend Bogen 93—109 und Abbildungen Taf. 37—44. 1825. Sechste Lieferung, enthaltend Haupttitel, Vorrede, Inhalt und Register, nebst Abbildungen Tafel 45—57. 1826. 1688 S. gr. 8.

Dem Zweck und Plane dieser Ergänzungsblätter gemäss holen wir hier die Anzeige eines wichtigen Werkes nach, welches ein glücklicher Gedanke auf deutschen Boden verpflanzte, das gleich beym ersten Anblick den grossen Fleiss des Vfs. und seine eiserne Geduld im Zusammenstellen wohlgewählten Stoffes zeigt, und eine ausgebreitete Literaturkenntniss in diesem Fache beurkundet. Man sieht hier das Gartenwesen aus allen Gegenden der Welt, selbst aus Neuholland, vor Augen gelegt, von seinen ersten Ursprüngen an bis auf jetzige Zeit, in streng systematischer Ordnung, nach welcher auch die Chronologie, am ausführlichsten für die älteren Zeiten, eingerichtet ist. Wir glauben auch jetzt noch den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir das Anziehendste aus diesem weitläuftigen Werke, dessen Ankauf aber durch den Umfang erschwert wird, hier kurz zusammenfassen, wobey auch die Anordnung des Einzelnen sich wird anschaulich machen lassen.

Der in diesem Werke abgehandelte *Gartenbau*, als verschieden vom Ackerbau: „das Bebauen eines begrenzten Stück Landes für essbare und zierende Gewächse, durch Handarbeit," begreift 4 *Theile*, die in 12 *Büchern* Folgendes umfassen. I. Die Gartenkunst nach ihrem Ursprung, Fortschreiten und jetzigem Zustande: 1) unter den verschiedenen Völkern der Erde; 2) unter verschiedenen politischen und geographischen Verhältnissen. II. Als eine Wissenschaft gegründet auf das Studium: 1) des Pflanzenreichs; 2) der natürlichen Bedingungen des Wachsthums und der Cultur der Vegetabilien; 3) der mechanischen Kräfte beym Gartenbau; 4) der Gartenverrichtungen. III. Als eine Kunst, umfassend 1) den eigentlichen Gartenbau, 2) die Praxis der Blumenzucht, 3) der Baumzucht, 4) der Landschaftsgärtnerey. IV. Die statistische Ansicht in Bezug auf Britannien, 1) im gegenwärtigen 2) im künftigen fortschreitenden Zustande.

Die Gartenkunst unter den verschiedenen Völkern der Erde ist in 8 Capiteln abgehandelt: a) ihr Ursprung und Gedeihen in der frühesten Zeit, b) ihre chronologische Geschichte 6 Jahrhunderte vor, bis 5 Jahrhunderte nach Christi Geburt, c) dieselbe von 500 bis 1820.

Unter der Rubrik a) wird in 7 Abschnitten dem Leser das ganze Alterthum mit seinen Gartenwundern kurz vorgeführt. Wir lesen hier unter den fabelhaften Gärten auch von den Hesperiden, die nach dem Geographen Skylax auf einem Platze gelegen haben sollen, der 18 Faden tief und von allen Seiten steil war, und im Diameter 2 Stadien hatte — und ferner, womit die Juden, Phäakier, Babylonier, Perser und Griechen in ihren Gärten geprunkt haben; ein buntes Gewühl von Schönheiten aus Dichtern, und früheren und späteren Schriftstellern entlehnt. — Unter der Rubrik b) ist in chronologischer Ordnung das römische Gartenwesen von den frühesten Zeiten an bis 500 nach Christi Geburt geschildert, und zwar in 5 Abschnitten. Angenehm ist es, sich da in so frühe Vorzeit und in so schöne Gartenpartieen der alten Republik und des späteren luxuriösen Kaiserreichs versetzt zu sehen, im Geiste zu lustwandeln unter den mannichfaltigsten Blumen und wohlriechenden Sträuchern, welche die Römer aus allen Gegenden der ihnen gehorchenden und bekannt gewordenen Länder zusammengehäuft hatten. Blumenliebhaberey ging bis ins Ueberspannte. — „Die vornehmsten und würdigsten Männer schämten sich nicht, den zierlichsten Putz, mit dem Begriffe eines kriegerischen Volkes eigentlich nicht vereinbar, zu tragen. Cicero, Rede 3 gegen Verres, wirft diesem Proconsul vor, dass er

durch Sicilien gereiſt ſey in einer mit Roſen beſtreuten Sänfte, Blumenkränze um den Kopf und den Leib.“ — Nicht weniger war bey den Römern für Küche und Nachtiſch geſorgt. — „Die Feige brachten ſie aus Syrien, die Citrone aus Medien, die Pfirſche aus Perſien, die Granate aus Afrika, den Lorbeer aus Cypern, die Aprikoſe aus Epirus, Aepfel, Birnen und Pflaumen aus Armenien, und Kirſchen aus Pontus.“ — Auch waren die verſchiedenen Beeren, Kohlarten und andere Küchengewächſe in Ueberfluſs in ihren Gärten. Wie die Römer die Baumzucht damals betrieben, mit welchem Aberglauben ihr Gartenweſen noch durchwebt war, welche Schriftſteller uns noch davon Nachrichten aufbewahret haben, dieſes Alles iſt mit überſichtlichen Nachrichten aus denſelben am Schluſſe dieſes Abſchnittes S. 14. 15 zu leſen.

Unter Rubrik c) iſt die chronologiſche Geſchichte des Gartenweſens von 500 bis 1820 in 9 Abſchnitten in den europäiſchen und auſsereuropäiſchen Ländern abgehandelt. — „Die Gewaltthaten mehrerer Kaiſer, der Einfall der Barbaren, die Unruhen der Zeit hatten den Geſchmack am Landleben und die Mittel, es angenehm zu genieſsen, zerſtört — die Barbarey ſiegte über Menſchen und Künſte, das Waffenhandwerk war das einzig herrſchende, — Aberglaube und kriegeriſche Neigungen entfernten von der edeln Einfalt der Natur — die Beſitzungen der Edeln waren geplündert und niedergeriſſen, und das Land wurde nur für den Bedarf bebaut. — Da erhoben ſich nach und nach die Klöſter; — Mönche beſchäftigten ſich faſt einzig mit Acker- und Gartenbau; viele, in einſame Gegenden zurückgezogen, arbeiteten mit eigenen Händen, und machten vernachläſſigte öde Ländereyen fruchtbar. — Ihre Thätigkeit belohnten die Herrſcher mit groſsen Stücken Landes, um ſich Vergebung ihrer Sünden zu verſchaffen, und ſo wurden ſie, beſonders die Mönche des heil. Baſilius und Benedicts, die Anbauer groſser Striche Landes in Italien, Spanien und Südfrankreich, ohne ſie würden viele europäiſche Provinzen noch lange Wüſten und Moore, Zufluchtsörter für wilde Thiere und Pflanzſchulen von Krankheiten geblieben ſeyn.“

Italiens Gartenweſen iſt im erſten Abſchnitt dieſer Rubrik in 6 Abtheilungen durchgeführt, mit ſteter Beziehung auf die Quellen. — In der Mitte des 17 Jahrhunderts erhob ſich dort das Gartenweſen, beſonders in der Gegend von Florenz, ungemein. *Evelyn*, der Verfaſſer der Sylva, beſuchte ſie in jener Zeit, und begeiſtert ſchildert er den impoſanten Anblick der Menge von Paläſten und Landhäuſern um Genua, Florenz und Rom, nebſt den ihn ganz überraſchenden Kunſtwerken von Mauſoleen und Springbrunnen. Das neuere Gartenweſen Italiens ſowohl, als das der übrigen Länder, iſt jedesmal mit Namhaftmachung der vorzüglichſten Gärten und ihres hauptſächlichſten Inhaltes, nach den Abtheilungen — in Blumen und Zierpflanzen — für Küche und Nachtiſch — Forſtbäume und Hecken — empiriſche Ausübung — Wiſſenſchaft und Autoren —, mit vielem Aufwande von Beleſenheit dargeſtellt. So wird z. B. S. 21 im Abſchnitte von Blumen und Zierpflanzen geſagt: „Tertullian und Clemens von Alexandrien eiferten im 2 Jahrhundert mit aller ihrer Beredſamkeit gegen den Gebrauch von Blumen. Der Ritus der katholiſchen Religion, in dunkeln Gewölben ausgeübt, war nicht, wie gegenwärtig, von Muſik begleitet, umgeben mit Statuen, Gemälden und reich mit Blumen geſchmückten Altären. Blumen ſcheinen daher von den neueren Römern bis zum 10 Jahrh. wenig cultivirt worden zu ſeyn. *P. de Crescenz*, zu Anfang des 14 Jahrh., erwähnt nur des Veilchens, der Lilie, Roſe, Nelke und Schwertlilie. *Stephanus* (*de re hortenſi* §. 113) berichtet, daſs Gaspar de Gabriel, ein reicher toskaniſcher Edler, viel Koſten darauf verwendete, eine Pflanzenſammlung in Padua anzulegen, die er 1525 zu Stande brachte, und ſomit den erſten botaniſchen Garten in Europa errichtete.“ Seitdem wuchs der Schmuck der Gärten in Italien von Tage zu Tage; aus allen Gegenden wurden ſeltnere Schönheiten eingebracht, ſo z. B. auch der gefüllte Jasmin aus Spanien, der ſo hochgeachtet wurde, daſs der Statthalter von Livorno eine Schildwache dabey ſtellen lieſs. Die Holländer mit ihren Zwiebelgewächſen tauſchten mit dieſer Stadt gegen Orangen- und Citronen-Bäume. Die Damen putzten ſich mit Blumen; was Menſchen gefällt, muſs natürlich auch Gott gefallen, daher nun Blumenſchmuck zu Decorationen der Altäre und Statuen bey allen Feſten und Proceſſionen. Chriſtus und Madonna erhielten eigene Blumen von ſymboliſcher Bedeutung. — So wenig nur von Vielem.

So wird man ferner mit den Leckereyen für die Küche und ihrem muthigen Anbau, und welche Forſtbäume und Hecken die italiäniſchen Gärten zieren, hinlänglich bekannt gemacht. Deſto ſchlechter ſind die Gärten der Landleute, zur Noth noch mit Krautſorten, Kürbiſſen, Welſchkorn und Kartoffeln angefüllt; fleiſsiger betreiben die Geiſtlichen in den Klöſtern den Gartenbau. *Malpighi* war es, der die Italiäner zuerſt mit der Phyſiologie der Pflanzen, ohne welche die Gärtnerey bloſs empiriſch betrieben werden kann, bekannt machte. Sonſt hat Italien wenige Original-Schriftſteller über das Gartenweſen, *Clavici* und *Galeſio* etwa ausgenommen.

Schon zur Zeit der Kreuzzüge wurde das Gartenweſen im nördlichen Europa geweckt, aber nach *Stephanus* und *Gesner* ſcheint es in *Holland* ſchon vor dieſer Zeit beſtanden zu haben. Die Gärten damals und ſpäter waren in dem noch jetzt in Holland üblichen Stile, mit Zierrathen überladen, und häufig mit moraſtigen Waſſerpartieen durchſchnitten. Haag zeichnete ſich beſonders aus, iſt aber neuerlich verfallen und vernachläſſiget worden, und erſt 1819 hatte man den Gedanken, die Jugend des beliebten Stils zu erneuern.

Blumen, ein früher Handelszweig Hollands, waren wahrſcheinlich die Veranlaſſung zu den mannichfaltigen Geweben in den Spitzen der Flamländer. Der botaniſche Garten von Leyden wurde 1577 nach

dem von Padua angelegt — und 1633 das erste Verzeichnifs von 1104 Species gefertiget. Alles mufste neue Pflanzen herbeyschaffen, jedes Schiff hatte die Verpflichtung, welche mitzubringen. Zur Zeit *Boerhave's* (1720) hatte der Garten in Leyden 6000 Arten. Der Garten von Amsterdam verschaffte sich zuerst ein Exemplar des Kaffeebaums, wovon 2 Ableger 1726 nach Martinique geschickt wurden, die Stammbäume aller Kaffeebäume in den französischen Colonieen. Zu Anfang des 17 Jahrhunderts kamen zuerst gefüllte Blumen in Ruf; ein Haupthandelsartikel der Holländer, besonders in Absicht auf Zwiebelgewächse. 120 Tulpen wurden 1637 in Alkmaar öffentlich für 9000 Gulden verkauft, und die eine darunter, der Viceкönig, kostete 4203 Gulden, späterhin eine einmal 20,000 Franken. — Den Garten von Clifford bey Harlem beschrieb *Linnée*, und hier war es, wo ihm Pflanzen und Saamen aus allen Theilen der Welt zugeschickt wurden. Wie die Blumen, scheinen auch die Holländer schon frühzeitig das Obst cultivirt zu haben, zu Ende des 17 Jahrh. und selbst noch unter Ludwig XIV sollen alle Höfe Europa's von Holland aus mit frühzeitigem Obst versorgt worden seyn; seit 20 Jahren hat die Nachfrage danach sehr abgenommen. Gartenwesen ist überhaupt in Holland ein Vergnügen für die gröfsten wie für die niedrigsten Personen; ihre empirischen Gärten sind geschickt angelegt, artistische giebt es wenig oder keine. Autoren über das Gartenwesen hat Holland wenig. *Commelyn* und *van Osten* sind die vorzüglichsten.

In *Frankreich* führte Carl der Grofse die besten Früchte ein; Ludwig XIV zeichnete sich durch Glanz in den Planen aus, und zu Ende des 18 Jahrh. ist vermehrte botanische und wissenschaftliche Kenntnifs nach Franckreich gekommen: dieses sind die 3 Perioden, in welche man das französische Gartenwesen abtheilt. Das, was von seinem Ursprunge an bis jetzt gesagt ist, wird man von S. 31 — 41 nicht ohne Interesse lesen. Auch nur das Vorzüglichste davon würde den Raum dieser Anzeige überschreiten.

Bis zum 17 Jahrh. soll das Gartenwesen in *Deutschland* wenig Fortschritte gemacht haben. „In den Minne- und Meister-Sängern geschieht der Gärten häufig Erwähnung, ja sie sind öfters, wie bey *Hans Sachs*, umständlich beschrieben, woraus hervorgeht, dafs sie mit Blumen, Fruchtbäumen, Lauben, Springbrunnen und allerley Zierwerk reichlich versehen waren". — Anfangs waren sie nach französischem Stil gebildet, „denn Gallomanie durchdrang ganz Deutschland vom Fürsten an bis zu dem Bauer." Das erste Beyspiel eines englischen Gartens, freylich nach einem kleinen Mafsstab, war der zu Schwobber unweit Pyrmont 1750, und fast um dieselbe Zeit entstand der zu Hannover und Marienwerder nicht weit davon. Hierauf geht der Vf. die Gärten in einigen Ländern Deutschlands, der Schweiz, Schweden und Norwegen durch, mit Bemerkung ihrer Auszeichnungen. — Der erste aufserakademische Garten in Deutschland soll der des Landgrafen von Hessen zu Anfang des 16 Jahrh. gewesen seyn. Der erste öffentliche botanische Garten aber wurde von dem Kurfürst von Sachsen 1580 in Leipzig angelegt. Hierauf erhielten Giessen und Altorf solche durch den Botaniker *Jungmann;* auch erlangte der zu Rinteln 1621 angelegte bedeutenden Ruf, späterhin mehrere. „Mit kaiserlichem Aufwand liefs Franz I einen Theil des Gartens in Schönbrunn mit exotischen Gewächsen ausstatten; Joseph II erweiterte die Sammlung, so wie die Treibhäuser bis zum Erstaunen; die schönsten Palmenarten wuchsen und wachsen noch jetzt da in voller Kraft, und afrikanische und amerikanische Vögel fliegen hier 1814 von Zweig zu Zweig, zwischen den Bäumen ihrer Heimath." — Einer der wichtigsten Gärten ist der zu Belvedere bey Weimar, von dem Grofsherzoge Carl August, der selbst Kenner war, mit den seltensten Pflanzen bereichert. — 1702 wurde durch Brand halb Upsala eingeäschert und zugleich auch das Gewächshaus; im kläglichen Zustande blieb es bis 1742, wo *Linnée* die Aufsicht bekam. Er errichtete Gewächshäuser, sandte Schüler übers Meer, um Saamen und Gewächse zu sammeln, und viele tropische Pflanzen, zu Upsala erst ausgesäet, wurden von da nach dem südlichen Europa befördert. 1804 sind *Linnée's* Anlagen noch erweitert und verschönert worden. — Sonst ist Blumenliebhaberey in Schweden nicht zu Hause; ein leeres Plätzchen in seinem Garten bepflanzt der Landmann lieber mit Taback. — Was die Garten-Erzeugnisse Deutschlands betrifft, so glaubt der Vf., dafs Kirschen, Birnen, Pflaumen und Aepfel schon seit der Römer Zeiten hier heimisch gewesen, oder in den Wäldern naturalisirt wurden. Später brachten die sich ansiedelnden Mönche aus Italien gute Arten mit, welche erst in den Klostergärten, dann in den adelichen u. s. w. eingeführt wurden. — Der Vf. rühmt übrigens die Deutschen als ein besonderes Volk, bey dem Wissenschaft und Kunst allgemeiner, als in jedem anderen Lande ist, und läfst ihnen die Gerechtigkeit widerfahren, dafs durch ihre Universitäten und ökonomischen Gesellschaften Ackerbau und Obst-Cultur nicht nur sehr befördert wurde, sondern auch, dafs sich unter ihnen Schriftsteller in diesen Fächern hervorgethan haben, und dafs einige der ausgezeichnetesten Pflanzen-Physiologen Deutsche sind.

In Absicht des Gartenwesens in *Rufsland* ist Peter der Grofse als Schöpfer anzusehen. Den ersten Garten, den des Sommerpalastes, legte er 1710 an den Ufern der Newa im holländischen Geschmack an. Wie überraschend schon Peterhof angelegt war, das ist in einem Auszuge aus *Storch* wohl nachlesenswerth. Auch Privatgärten zeichnen sich aus. Den modernen Gartenstil führte die Kaiserin Katharina 1778 ein in Zarskojeselo mit gigantischer Pracht, welcher Ort als das majestätische Heiligthum der Natur und Kunst, und als ein prächtiger Tempel des Verdienstes S. 55 geschildert wird. Das beste Muster des englischen Stils ist in Pawlosk von der Kaiserin Katharina 1780 begonnen, von Kaiser Paul vollendet, mit einem Ueberflufs von exotischen Gewächsen. Auch die Schilderung hie-

von, wie von den noch übrigen Privatgärten aus *Storch*, ist anziehend.

In *Polen* scheinen die ersten Bestrebungen, beym Gartenbau planmäsig und geschmackvoll zu verfahren, zu Ende des 17 Jahrh. von Stanislaus Augustus gemacht worden zu seyn, dessen verschiedene Anlagen, so wie die von Privatgärten und die Einführung des englischen Stils durch die Fürstin Isabella Czartoriska in Pulhawa, S. 57 beschrieben worden. Rücksichtlich der Blumen und Ziergewächse legte die Kaiserin Katharina 1785 den ersten öffentlichen botanischen Garten zum Vortheil der Akademie der Wissenschaften in Petersburg an. Der botanische Universitätsgarten in Moskau ist von dem Kaiser Alexander 1801 angelegt, von den Franzosen zwar zerstört, aber nebst den niedergebrannten Universitätsgebäuden in dem vorigen glänzenden Zustand wiederhergestellt worden. Mit welcher ungewöhnlichen Energie Graf Dimidow unter Peter dem Grossen seinen botanischen Garten bereicherte, findet der Leser S. 58, so wie die Nachricht von dem grössten botanischen Privatgarten in der Welt, nämlich dem des Grafen Romanzow in Gorinka, und anderer. Bemerkt wird noch, dass zwar „Blumen in der Umgegend von Warschau in den Gärten der reichen Bürger und einige in den Klostergärten gezogen werden, dass sie aber im Allgemeinen in Polen, sowie in Russland, ungewöhnlich sind. In beiden Ländern werden sie an den Markttagen zum Verkaufe auf den Markt gebracht, und zwar von den Bauern gepflückte Feld- und Wald-Blumen, womit die ärmeren Adelichen ihre Zimmer, die Mönche ihre Altäre schmücken, und die Andächtigen die Bildnisse der heiligen Jungfrau oder ihres Schutzpatrons verzieren."

Peter der Grose führte durch deutsche und holländische Gärtner auch die Küchengewächse ihres Vaterlandes ein; Katharina II durch englische Gärtner englische Erzeugnisse und englischen Stil. Jetzt geniesst die kaiserliche Familie und einzelne Häuser der ersten Stände alle europäischen Früchte, die in ziemlicher Vollkommenheit durch Ofenwärme unter Glas gezogen werden. Ananas und Trauben, in der Nähe von Petersburg, ist ein Wunder der Obst-Cultur. Bedeutende Obstgärten finden sich auch noch an den Ufern der Oka, Wolga und Dnepr, so wie am Kaukasus und in der Krimm. Auch in Polen gedeiht der Acker- und Garten-Bau seit dem letzten Frieden ungemein. Originalwerke über Gärtnerey in Russland giebt es, ein Gedicht von *Samboursky* ausgenommen, nicht, und in Polen einzig das von der Fürstin *Isabelle Czartoruska* 1808.

Nun folgt die Geschichte von *Spaniens* und *Portugals* Gartenbau, welcher im Allgemeinen, wegen Indolenz der Nation, nicht von Bedeutung ist. Glücklich bebaut war Spanien zu Zeiten der Römer, verschönert unter den Arabern. Damals 1353—64 legte auch Peter der Grausame die ersten Gärten beym Maurischen Pallast Alcazar bey Sevilla an, deren Gebäude durch Carl V vermehrt wurden. Noch findet man auch Ueberbleibsel eines Maurischen Gartens in Granada, die ebenfalls Carl V bis auf Weniges verdrängt hat. Besonders zeichnen sich aus die Gärten von Escurial, St. Ildephons und Aranjuez. — Was Blumen und Zierpflanzen betrifft, so führten die Araber das Studium der Arzneywissenschaft und Kräuterkunde in Spanien ein, und schon im 11 Jahrh. war in Sevilla eine ansehnliche Pflanzensammlung. Die sieben folgenden Jahrhunderte in Bezug auf Pflanzenkunde „gleichen einem unbeschriebenen Blatte." Erst 1753 wurde der öffentliche Garten in Madrid und 1773 der in Coimbra eingerichtet; erster durch fleissige Herbeyschaffung von Pflanzen und Saamen wurde bald die Pflanzschule von Peruanischen, Mexikanischen und Chilischen Gewächsen, von woher sie andere europäische Gärten erhielten; dort nur allein und in einigen Gärten von Kaufleuten in Lissabon sind Treibhäuser. Zu Anfang des 17 Jahrh. erschien *Herreras* Werk über Landwirthschaft, in welchem auch eine unbedeutende Abhandlung über Gärten vorkommt.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Leipzig*, b. Kollmann: *Napoleon und seine Helden*, oder *Immortellen auf das Grab der gefallenen Grösse.* Sammlung der verbürgten Anekdoten und Charakterzüge, Meinungen und Ansichten von Napoleon und seinen berühmtesten Zeitgenossen, von Dr. *Auer.* 1833. Drittes Bändchen. 267 — 377 S. Viertes Bändchen. 218 S. 8. (16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1833. No. 217.]

Den 3ten Band ziert des Prinzen Eugens Bild, den 4ten das Bild von Marie Louise. Die Anekdoten reichen von No. 158 bis 272. Hr. Dr. *Auer* scheint den Anekdoten Bouriennes zu viel Glauben zu schenken; doch zeigt er sich in seinen Noten als einen scharfen Denker. Das vierte Heft reicht bis zur Kaiserkrönung.

A. H. L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GARTENKUNST.

Weimar, im Verl. des Industrie-Comptoirs: *Eine Encyklopädie des Gartenwesens* u. s. w. Von *J. C. Loudon* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Was in der *Türkey* und namentlich in den Gärten des Sultans Schönes zu finden ist, dafür wird wohl schon Mancher im Voraus eingenommen seyn, wenn er nichts weiter über diesen Gegenstand las, als was Lady *W. Montague* in ihren Briefen davon gerühmt hat. Aber welche ganz andere, niederschlagende Vorstellungen erhält man davon, wenn man den in diesem Werke ziemlich vollständigen Auszug aus Dr. *Pouqueville's* Berichte vom Jahre 1748 liest, der durch das spätere Zeugniss des Dr. *Clarke* bestätigt wird! Hier nur Einiges im Auszuge! „Der Gärtner des Grossherrn war damals ein Deutscher aus Rastadt, Namens Jacob, mit 6000 Piastern Gehalt. Er führte die Reisenden zwischen die ersten und zweyten Wälle der Stadt, die Befestigung des Serails von der Seeseite; Alles war voll von Sträuchern, Frührosen, Heliotropien u. s. w. Darum lagen Balken, altes Holzwerk und Gerölle. Im Mittelpuncte eines in Kreuzform angelegten Laubenganges war ein — Springbrunnen, der das Wasser nur 5—6 Fuss hoch trieb, welches sich oben gleich einem Sonnenschirm theilte, wovon jeder Strahl in eine besondere Muschel am Rande des Beckens fiel, — eine artige, aber kindische Spielerey. Jasmin durchduftete den Garten, der so eng ist, dass er kaum den Durchzug der Luft gestattet. Kanarienvögel sangen in vielen Käfigen, und zogen Wassernäpfchen. Nicht weit davon eine Terrasse mit Blumen, neuerlich ein Gewächshaus. Von dieser Terrasse herab war der grösste Garten des Grossherrn 120 Schritte lang, 50 breit, mit einem Warmhaus, einem Schuppen ähnlich. 25 Fuss höher als voriger ist ein anderer Garten, oder Terrasse, dessen rothes, versengtes Erdreich nur einige verwelkte Pflanzen treiben kann. Den Garten des Harems fanden die Reisenden als einen schlecht unterhaltenen viereckigten Platz. Hier war es, wo sonst das Tulpenfest gefeyert wurde, dessen Erbärmlichkeit nur die Federn der Romanschreiber zu einer Bedeutsamkeit gesteigert haben. Einige Gruppen von türkischem Flieder und Jasmin, einige Thränenweiden und Seidenbäume sind die einzigen Zierden dieses eingebildeten Paradieses, und diese zerstören die Weiber, sobald eine Blüthe erscheint, die ihre Neugier erregt." Nach der Eroberung von Constantinopel, gegen 1558, legten sich die Türken sehr auf Blumenzucht, mehr um des Putzes als des Geruchs willen; sie schmückten besonders ihren Turban damit. Sonst ist von Garten- und Obst-Cultur in der Türkey wenig bekannt. Die nächste Umgebung der Hauptstadt ist ein dürrer undankbarer Boden; alle Küchengewächse und Früchte werden von den benachbarten Dörfern und den Küsten beider Meere geliefert. Morea's Gartenbau ist eben so wenig, nach *Pouqueville's* Schilderung, anziehend; aus Unkenntniss des Spatens ist der Boden nur mit einer Hacke schlecht zubereitet; und wenn gleich Manches in diesem warmen Clima üppig wächst: so würde doch Alles bey besserer Cultur schöner gedeihen. Heimische Schriftsteller über den Gartenbau hat die Türkey neuerlich nicht; und was die Griechen zwischen dem 4 und 14 Jahrh. über das landwirthschaftliche Fach lieferten, war nicht viel mehr als Abschreiberey des Columella und anderer lateinischer Schriftsteller.

Die Geschichte des Gartenwesens in *Grossbritannien* ist im 8ten Abschnitte S. 67—106 sehr ausführlich, nach den oben benannten Rubriken, dargelegt. Die grosse Reichhaltigkeit erlaubt kaum einen genügenden Auszug.

Was die Gartenkunst in *ausser-europäischen Ländern* betrifft, so findet man nur in zwey Ansichten das Gartenwesen in allen übrigen Erdtheilen: entweder Gärten der Eingebornen mit wenig Plan und Cultur, oder Gärten der europäischen Ansiedler, die noch immer etwas von dem Plane oder der Cultur ihrer Mutterstaaten an sich haben. So ist das Gartenwesen in Amerika britisch, in den übrigen handeltreibenden Städten der Welt aber entweder holländisch, französisch oder englisch. In *Persien* und *Indien*, und überhaupt im inneren Asien, ist Alles noch ziemlich, wie es vor 3000 Jahren war. Man sieht da noch die Gärten gestaltet und bepflanzt, wie sie Moses, Diodor und Herodot beschreiben. Singvögel gehören noch zum wesentlichen Bestandtheil eines hübschen Gartens, und man erblickt hierin wieder die angenehme Zeit des Vogelgesanges im hohen Lied geschildert. In einem persischen Garten findet man nichts von Parterren, Lauben, Labyrinthen, Terrassen und anderen Zierden unserer Gärten; denn der Perser geht nicht im Garten

spazieren, sondern setzt sich gleich beym Eintritt, geniesst Ansicht und freye Luft, und steht auf beym Weggange. Mit Blumencultur giebt man sich weniger ab, weil das Land vom September bis Ende April ein immer volles Blumenbeet ist, die auch wild auf den Feldern die bey uns mühsam cultivirten an Wohlgeruch und Schönheit übertreffen. Nicht minderen Reichthum findet man dort an Obst. Eben so, wie die Persischen und Hindostanischen, haben auch die Gärten in *Japan* zwar wenig Plan und Geschmack, sind aber, so wie das ganze Land, voller Blumen und Früchte. Ueberhaupt ist wohl kaum ein Land schöner und nützlicher angepflanzt als Japan. — Die Melone ist besonders in den vorderasiatischen Ländern, wie schon vor 2500 Jahren, ein unentbehrliches Nahrungsmittel der Menschen; sie zu erziehen wird besonders in Persien und Syrien Taubenmist gebraucht; dadurch wird die Weissagung des Jesaias verständlich, welcher, um einen Begriff von einer grossen Hungersnoth zu geben, sagt: eine Schale Taubenmist würde um einen Seckel Silber verkauft werden.

Die Nachrichten über das Gartenwesen in *China* sind theils aus den Berichten der Jesuiten im 17 Jahrh. geschöpft, theils aus mehreren neueren Reisenden, sind aber zu einer erschöpfenden Uebersicht, wegen Verschlossenheit des Landes, wenig ausreichend. Nur einige Worte von *Walpole* heben wir aus, welche es eben nicht empfehlend charakterisiren: „Die chinesischen Gärten sind eben so unregelmässig und phantastisch, als die europäischen ehedem steif und einförmig waren.“ Andere Reisende, mehr begeistert von jenem Flitterputze, verlieren sich in Lobeserhebungen. Uebrigens ist China ein Land, reich an den mannichfaltigsten Pflanzen, die bey künftiger mehrerer Zugänglichkeit des Landes die Schätze Europa's bedeutend vermehren werden.

Hierauf folgen die Nachrichten von dem Gartenbau in *Nord*- nnd *Süd-Amerika*, mit Angabe der Quellen bis auf die von *Humbold*, der unter anderen bekanntlich auch eine weitläuftige Uebersicht der nützlichen mexikanischen Gewächse gegeben hat.

In der Abtheilung vom Gartenwesen der britischen Colonieen und anderer fremden Niederlassungen europäischer Völker wird einleitend erwähnt, dass die Residenz- und botanischen Gärten der Holländer bey Weitem der Garten-Cultur bis jetzt nützlicher waren, als die englischen, weil in jenen Nutzen schaffende Gewächse die Hauptsache sind, in diesen mehr die Menge der Arten. — Es folgt nun die Geschichte, sowie der Bestand des Gartenwesens auf dem Cap, in den westindischen Inseln und Colonieen in Ostindien; auch Neu-Südwales, und selbst van Diemens-Land ist bereits mit den mannichfaltigsten Erzeugnissen ausgestattet, deren Gedeihen und üppiger Wuchs in Bewunderung setzt.

Südamerika, das heimatliche Land der Kartoffeln und Georginen, bietet im Gartenwesen nicht viel Erspriessliches dar; einige Garten-Erzeugnisse der Portugiesischen Colonie in Brasilien sind aus den neuerlichen Reisen des *Prinzen von Neuwied* zur Ansicht mitgetheilt. Den Beschluss machen Nachrichten von Malta.

Das *zweyte Buch* des ersten Theils beschäftiget sich mit Betrachtung des Gartenwesens unter politischen und geographischen Verhältnissen in 2 Capiteln, jedes von 2 Abschnitten, wo der Leser in den wissenschaftlichen Erörterungen manche interessante Bemerkung darüber findet, wie das Gartenwesen durch Regierungsform, religiöse Cultur, den verschiedenen Zustand der Gesellschaft, durch Einfluss des Himmelsstrichs auf die Früchte so wie die Kunst bedingt werde.

Der *II Theil* handelt vom Gartenbau in wissenschaftlicher Hinsicht in 4 Büchern von S. 130—542. Das *1ste Buch* vom *Studium des Pflanzenreichs* begreift 11 *Capitel*. Im *1sten* erhält man eine genugthuende Uebersicht des Ursprungs, Fortgangs und gegenwärtigen Zustandes dieses Studiums, wo man mit den Bemühungen der Menschen, das Reich der Pflanzen zu kennen und zu ordnen, von den frühesten Zeiten bis jetzt, bekannt gemacht wird. Im *2ten Capitel*, welches die Benennung der Pflanzentheile enthält, werden in 2 Abschnitten der Terminologie der allgemeinen und besonderen Beschreibung S. 136—147, die technischen Redeformen, worüber sich fast alle Botaniker vereiniget haben, von allen Pflanzentheilen aufgeführt, so vollständig, dass eine botanische Grammatik dadurch überflüssig gemacht wird. — Das *3te Capitel* in 4 Abschnitten umfasst die Phytographie, oder Nomenclatur und Beschreibung der Pflanzen, wo der angehende Botaniker auf Alles, was Bezug hat auf Ordnungen, Genera, Species, Spielarten, sowie auch Anlegung der Herbarien, und der Methode beym Studium, geführt wird. — Im *4ten Capitel* ist die Classification der Pflanzen nach dem System von *Linnée* und *Jussieu* dargestellt, und zwar werden gleich Anfangs beide Systeme in einer Tabelle sehr anschaulich verglichen. Hierauf folgt *Linnée's* künstliches System durch alle 24 Classen; dann von S. 172 an *Jussieu's* natürliches System in seinen 11 Classen und dazu gehörigen Ordnungen, mit den Angaben und Beyfügungen wie beym *Linnéeischen* System. — Die zwey folgenden Capitel handeln den Bau der Pflanzen, sowohl den äusseren als inneren, ab, ersten in 11, letzten in 13 Abschnitten, wobey der angehende Botaniker nichts Wissenswerthes vermissen wird. Vorzüglich interessant ist das *7te Capitel*, welches die chemische Analyse der Pflanzen begreift, in 2 Abschnitten nach Befund der Producte, welche die Pflanzen liefern, zusammengesetzte nämlich und einfache. Auch für den Technologen finden sich hier schätzbare Winke und Angaben. Nicht weniger wird man hie und da zu unterhaltenden Betrachtungen hingezogen, wie z. B. in einer von den vielen Bemerkungen beym Wachs S. 207: „Erhöht man die Temperatur beym Schmelzen des Wachses: so kocht und verdunstet es, wobey man den Dunst durch Rothglühhitze anzünden kann. — Hierinne liegt der Schlüssel zur Erklärung der sonderbaren Erscheinung, welche man an dem *Dictamnus Fraxinella* bemerkt: dieses duftende Gewächs verbreitet um sich her eine partielle und vorübergehende Atmosphäre; denn wenn

man ein brennendes Licht oder irgend einen glühenden Körper, vorzüglich bey dürrer Witterung, in die Nähe dieser Pflanze bringt, so entzündet sich deren Atmosphäre augenblicklich. Die Entdeckung dieses Phänomens verdanken wir der Tochter des berühmten *Linnée*. Es läfst sich dadurch erklären, wenn man annimmt, dafs sich in der Atmosphäre der Pflanze exsudirte Wachstheile befinden, welche durch das Einwirken der Sonnenwärme in Dünste verwandelt werden."

Nicht weniger interessant ist das folgende *8te Capitel*, wo in 11 Abschnitten S. 217—267 die Functionen der Vegetabilien abgehandelt sind. Erschöpfend ist der Keim-, Nahrungs-, Ernährungs- und Entwickelungs-Procefs mit seinen Anomalieen dargelegt. Dem Geschlecht, der Befruchtung und was auf sie folgt, sowie der Fortpflanzung der Arten und den Ursachen, welche sie beschränken, sind die folgenden Abschnitte gewidmet. Der 11te Abschnitt, über die vegetabilische Vitalität, worin der *von Humboldsche* Grundsatz besonders als Beweis aufgestellt ist, „dafs die Pflanze durch das ihr inhärirende Lebensprincip in den Stand gesetzt wird, der chemischen Verwandtschaft entgegen zu wirken", ist mit sehr lebendiger Beurtheilung durchgeführt. — „Mehrere botanische Schriftsteller haben bey den Pflanzen nicht allein Spuren von Gefühl, sondern sogar von Instinct erblicken wollen. Die Geneigtheit der Pflanze, ihren Stamm zu beugen und die obere Seite ihrer Blätter dem Lichte zuzuwenden; die Richtung, welche die äufseren Wurzelfasern oft nehmen, um die beste Nahrung zu erreichen; das Aufgehen der Blüthe bey herannahendem Regen; das Emporsteigen und Untersinken der Seerose; und die besondere und unveränderliche Richtung, welche der gedrehete Stamm annimmt, um seinen Pfahl in die Höhe zu treiben, gehören zu den Erscheinungen, welche man dem Instincte zugeschrieben hat. — Im *9ten Capitel* von den Krankheiten der Pflanzen, ist freylich der eine Artikel *Brand* noch nicht befriedigend erschöpft, was aber auch in allen Lehrbüchern und Abhandlungen der Fall ist, in denen man zuletzt immer auf das weite Feld der Vermuthungen geführt, und, um jenes Uebel zu verhüten, auf die herkömmlichen, schon so oft *pro* und *contra* erwogenen Mittel verwiesen wird.

In 7 Abschnitten findet der Leser im *10ten Capitel* die vegetabilische Geographie, oder Vertheilung der Pflanzen. „Unabhängig von dem Einflufs des Menschen scheint die Vertheilung der Vegetabilien auf der Oberfläche der Erdkugel durch zweyerley Ursachen, nämlich durch geographische und physische, bestimmt zu seyn; den Einflufs des Menschen und des Anbaues könnte man eine dritte und zwar bürgerliche Ursache nennen. Das verschiedene Ansehen, welches die Pflanzen unter verschiedenen Himmelsstrichen darbieten, hat zu deren sogenannten charakteristischen oder malerischen Vertheilung Veranlassung gegeben; auch läfst sich dieser Gegenstand in Bezug auf die systematische Vertheilung der Pflanzen und ihre arithmetischen Verhältnisse betrachten." In diesen Worten findet man angegeben, was man hauptsächlich hier zu erwarten hat. — „Die vegetabilische Geographie lehrt uns die unermefsliche Ausdehnung der Pflanzen von den Regionen ewigen Schnees bis in die Tiefen des Oceans und in das Innere der Erdkugel kennen, wo in düsteren Grotten kryptogamische Pflanzen wachsen, die so unbekannt sind, als die Insecten, denen sie zur Nahrung dienen. Die oberen Gränzen der Vegetation sind bekannt, aber nicht so die unteren; denn in dem Inneren der Erde giebt es überall Keime, die sich entwickeln, sobald sie den zum Wachsthum erfoderlichen Raum und Unterhalt finden." — In der 5ten Abtheilung dieses Capitels kommt auch S. 285 eine Tabelle vor, aus welcher die Vertheilung von mehr als 6000 Pflanzen in Frankreich, Deutschland und Lappland ersichtlich ist. — In Betreff der arithmetischen Vertheilung der Gesammtzahl der bekannten oder muthmafslich existirenden Species von ohngefähr 44,000, wovon 38,000 schon beschrieben sind, so ist die Vertheilung nach *von Humbold* und *R. Brown* S. 286 dargestellt. — Die letzte Abtheilung dieses Capitels enthält die britische Flora. Von den 12,000 Pflanzen, welche den *Hortus Britannicus* ausmachen, giebt eine Tabelle die Ansicht, aus welchen Ländern die 11,000 Pflanzen stammen können, die nach und nach in England eingeführt worden sind; denn England selbst hat nur 1400 einheimische, und von 970 ist das Vaterland unbekannt. Die sodann folgende Geschichte der nach und nach geschehenen Einführung der Pflanzen in England ist sehr lehrreich; Rec. ist noch von keinem anderen Lande ein so genaues Verzeichnifs vorgekommen. Die Einführung von 6756 Species von Pflanzen unter Georg III, freylich in einem langen Zeitraum von 1760—1817, zeigt indessen doch, „dafs, trotz politischer Streitigkeiten, in dem Gebiete der Wissenschaften Friede und Gemeinschaft fortdauern." Eine nun von S. 289—294 folgende Tabelle giebt eine vollständige Uebersicht von der botanischen sowohl, als gärtnerischen Vertheilung sämmtlicher in England cultivirten Gewächse, nach *Linnées* System und ihrem Standort im Garten geordnet, so wie nach der *Jussieu'schen* Classification — aber auch zugleich eine Uebersicht von den Reichthümern der britischen Flora, welche hier auf 12700 registrirt, aber wegen der vielen Zufälligkeiten zuletzt auf 9—10,000 wirklich daseyende reducirt worden ist.

Das *zweyte Buch* stellt die natürlichen Agentien oder das Wachsthum der Pflanzen und ihre Cultur in 3 Capiteln dar. Erde und Bodenarten werden im *1sten Capitel* in 5 Abtheilungen, und die Verbesserung des Bodens noch in 5 Unterabtheilungen abgehandelt. Man wird sich auch hier befriedigt finden, wenn man die Analyse des Bodens, und was er den Pflanzen leistet, in den umfassenden Auszügen aus Sir *H. Davy* liest, auch was von der Verbesserung des Bodens und der Wechselwirthschaft gesagt ist. Der gröfste Theil des folgenden *2ten Capitels* vom Dünger ist gröfstentheils wieder aus *Davy*, dem besten englischen Schriftsteller über diesen Gegenstand, entlehnt.

Es enthält, wie zu erwarten war, nicht etwa weitschweifige Bemerkungen eines Praktikers, sondern tief eingreifende chemische Untersuchungen über den vorzüglichsten Nahrungsstoff der Pflanzen. In dem einleitenden Vorworte heifst es: „Der Grund, warum man über die Art, wie die Pflanzen die Nahrung beziehen, noch so geringe Kenntnisse erlangt hat, liegt wahrscheinlich in der gänzlichen Unbekanntschaft mit den Processen der Vegetation. Alles geschieht hier den menschlichen Sinnen unmerkbar, die Wurzeln saugen still und fortwährend die auflösbaren Substanzen des Bodens ein, während die Blätter fortwährend die nämlichen Functionen in der Luft verrichten; menschliche Beobachtung kann hier nichts entdecken; langweilige Untersuchung und eine Menge scharfsinniger Versuche waren erfoderlich, um die Kräfte und Functionen der Wurzeln und Blätter zu entdecken. Aber nicht der praktische Landwirth war es, der die Geheimnisse der Vegetation erforscht, oder die Gesetze derselben zu entwickeln versucht hat. Der Naturforscher mit seinen complicirten Apparaten und seinem umfassenden Blicke drang in die Werkstätte der Natur ein, und erklärte die Art und Weise, wie sie ihre Operationen vollbringt. Die Resultate seiner Arbeiten haben der Landwirthschaft eine Menge der wichtigsten Wahrheiten entfaltet, unter welchen auch diejenige nicht die geringste ist, wie der Dünger für die Zwecke der Landwirthschaft vorzubereiten und derselben anzupassen sey." — Nun folgen die animalischen und mineralischen Düngerstoffe, mit Angabe ihrer Bestandtheile, Bereitung und Anwendung auf die Pflanzen, die aus, ihnen homogenen, Stoffen zusammengesetzt sind. Diese nothwendige Analogie der Pflanzen und des Düngers ist besonders schön aus *Grisenthwaite New theory of agriculture* (1819) dargelegt, und zum Beweis der Weizen mit seinen Bestandtheilen und der ihnen im Dünger entsprechenden Nahrungsstoffe durchgegangen worden, sowie noch andere Getraide- und Klee-Arten. Hier nur Eine Probe der Behandlung dieses Gegenstandes: „Damit das Gluten im Weizenmehle (es macht $\frac{2}{3}$ des Werthes vom Weizenkorne aus) immer vorhanden seyn könne, muss in dem Dünger, womit man das Weizenland begattet, eine Quantität thierischer Substanz vorhanden seyn; dass eine gewisse Portion thierischer Substanz in den Boden gekommen ist, beweist sich aus dem Thatumstande, dass man immer in dem Weizenkorn Gluten findet, es ist aber sehr wahrscheinlich, dass die Quantität des angewandten Thierstoffes nicht immer ausreichend ist; und sobald diess der Fall ist, wird die Weizenerndte entweder in der Qualität oder in der Quantität mangelhaft seyn." Eben so ist phosphorsaurer Kalk ein constantes Element des Weizenmehles, und eben so nothwendig als die Substanzen, von welchen Satzmehl und Gluten abhängig ist; phosphorsaurer Kalk löst sich nur durch das Medium einer thierischen Substanz auf, Gallertstoff u. s. w., und folglich sind dieselben animalischen Substanzen, welche die Grundbestandtheile des Gluten hergeben, auch das Medium für den phosphorsaueren Kalk, der zur Bildung eines vollkommenen Weizenkorns eben so unentbehrlich ist; die animalischen Stoffe enthalten aber ausserdem, dass sie ein Auflösungsmittel für den phosphorsaueren Kalk abgeben, auch immer an und für sich selbst eine gewisse Quantität davon." — Wie Wärme, Licht, Elektricität, Wasser und Atmospäre ihren Einfluss auf die Vegetation der Pflanzen äussern, ist im *4ten Capitel* in 4 Abschnitten gezeigt, nebst Bemerkungen über das Clima in Britannien.

Das *dritte Buch* stellt in 4 Capiteln die mechanischen Hülfsmittel zur Gartenkunst dar, bestehend in Geräthschaften, leichten und festen Gebäuden, von S. 364 — 400. Diese vom Vf. angegebenen Erfodernisse sind in 235 saubern Steinabdrücken zum grösten Theil vor Augen gestellt, so dass sich jeder durch Lesen und Anblick vollständig unterrichten kann.

Im *vierten Buche* werden, ebenfalls in 4 Capiteln, die Geschäfte des Gartenwesens beschrieben unter den Rubriken: Verrichtungen, welche Kraft — sodann nebst dieser — Geschicklichkeit in Anspruch nehmen z. B. Zeichnung von Plänen aller Art, und wie sie in Ausführung zu bringen sind; — ferner wissenschaftliche Processe und Operationen, z. B. Zubereitungen für Mistbeete und Dünger; Operation der Fortpflanzung durch Pfropfen u. s.; Erziehung und Cultur der Pflanzen, Fruchtbarkeit an unfruchtbaren Bäumen hervorzubringen; Vegetation zurückzuhalten oder zu beschleunigen; exotische Cultur in Warmhäusern; Schützung gegen Beschädigung, Krankheiten und Insekten; Erndte, Aufbewahren, Erhalten, — und zuletzt im 4ten Capitel die Erlangung der Producte in 3 Abtheilungen von S. 458 — 543. Bey der Operation, durch welche man einen Zustand der Fruchtbarkeit an Bäumen und Pflanzen hervorbringt, hat der Vf. S. 507 ff. auch das Ringeln, das schon den Alten bekannt war, und von den Neueren wieder hervorgezogen werden, mit Namhaftmachung der Quellen dargelegt. Unter dem Abschnitt von der Oberaufsicht und Verwaltung der Gärten sind auch S. 534 — 537 Formulare von einem Zeitbuche, Cassabuch- und Forstbuche beygefügt, so auch zu Büchern, wenn gesäet, gepflanzt, geerndtet werde, und wie das Grabebuch, Ertragbuch und Wetterbuch einzurichten sey.

Der *III Theil* enthält eine Darstellung der Gärtnerey, wie sie in England getrieben wird, in 4 *Büchern* von S. 543 — 1394. Da dieser Theil den grössten Raum des Werkes einnimmt, und eine Menge Ab- und Unterabtheilungen begreift: so ist eine schnell zu überblickende Darstellung seines Inhalts zwar schwieriger, jedoch des Ganzen wegen nothwendig.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 3.

GARTENKUNST.

Weimar, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Eine Encyklopädie des Gartenwesens* u. s. w. Von J. C. Loudon u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Das 1*ste Buch* vom Gartenbau ist, wie es die Sache mit sich bringt, das reichhaltigste; es begreift 11 *Capitel*. In diesen ist abgehandelt und zwar im 1*sten* die Anlegung eines Küchengartens von S. 544—570 in 7 Abtheilungen, wo auf Alles, was in dieser Hinsicht bemerkenswerth ist, Rücksicht genommen werden ist; hier ist besonders der Abschnitt vom Boden und dessen Verbesserung gut bearbeitet. — Im 2*ten Capitel* von der Vertheilung der Obstbäume im Küchengarten sind die Aepfel, Birnen, Kirschen u. s. w. in einem Register aufgeführt, mit der Bemerkung: an welchen Standörtern des Gartens, nach den Himmelsgegenden hin, sie am besten gedeihen, sowie auch, welche Obstsorten sich vorzüglich zu Spalier- und freystehenden Zwergbäumen eignen. — Das 3*te Capitel* handelt von der Anlegung und Bepflanzung eines Baumgartens, als Zubehör eines Küchengartens, mit Angabe der Fruchtsorten, welche *Nicol* als die vorzüglichsten empfiehlt. — Das 4*te Capitel* verbreitet sich über die allgemeine Cultur und Behandlung des Küchengartens in 10 Abschnitten, und enthält eine Menge sehr nöthiger Winke für den praktischen Gärtner. Das 5*te Capitel* handelt von der Verwaltung der Obstgärten in 4 und das 6*te Capitel* von Treib- und Warm-Häusern in 6 Abschnitten. Jeder derselben ist einem besonderen Hause gewidmet, z. B. dem Ananas-, Trauben-, Pfirsich-Hause u. s. w. nebst am Schlusse beygefügtem näherem Detail solcher Warmhäuser, in welchen geniessbare Erzeugnisse gebauet werden. — Das 7*te Capitel* ist überschrieben: Allgemeine Bemerkungen über die Cultur in Treib- und Warm-Häusern, deren Erzeugnisse für den Gaumen bestimmt sind; es enthält 14 Abtheilungen und in der 1*sten* bey der Cultur der Ananas noch 10 Unterabtheilungen, von S. 616—753. „Unter Cultur, heisst es, verstehen wir hier die Herstellung des Bodens, die Vertheilung der Bäume oder Gewächse und deren allgemeine Behandlung in Rücksicht auf Temperatur, Luft, Wasser, Anziehen u. s. w." — „Die *Ananas* ist in den Tropenländern Asiens, Afrika's und Süd-Amerika's einheimisch, und verlangt einen höheren Grad von Wärme, als irgend eine andere in nördlichen Ländern Behufs der Tafel gebauete Pflanze." — Da sie allgemein für die köstlichste Frucht gilt, und reiche Gartenbesitzer den Werth des Gärtners nach dessen Geschicklichkeit in ihrem Anbau beurtheilen: so verbreitet sich der Vf. weitläuftig über diesen Gegenstand, und theilt das mit, was bey den Gärtnern, die den Londoner Markt versorgen, üblich ist. Hierauf folgt S. 616—655 ein ausführliches Detail über Alles, was zur Erzielung dieses Gewächses in seiner grössten Schönheit beytragen kann, und zuletzt sind noch die Verbesserungen in Bezug auf die Behandlung der Ananas von *T. A. Knight* von 1819 an beygefügt. „Den 3ten November 1818 ward eine Königin-Ananas, von Peter Marsland zu Woodbank gebauet, der Londoner Gesellschaft zur Beförderung des Gartenwesens vorgelegt. Sie wog 3 ℔ 14 Unzen, mass 17 Zoll im Umfang, und hatte einen ausgezeichnet guten Geschmack; die Staude, auf welcher sie gewachsen war, war erst 6 Monate vor der Fruchtreife als Schössling von der Mutterpflanze getrennt worden." — Die folgenden Abtheilungen 2—14 beschäftigen sich mit Erziehung der Trauben, Pfirsiche, Kirschen, Feigen, Gurken (*Garten* ist Druckfehler), Melonen, Erdbeeren, Spargel, Schminkbohnen, Kartoffeln, Erbsen, Salate, Champignons in Treib- und Warm-Häusern.

Im 8*ten Capitel* findet man den Gartenkatalog und die Anweisung, harte krautartige Küchengewächse anzubauen. — Es zerfällt nach den verschiedenen Arten von Gewächsen, die hier abgehandelt werden, in 14 Abtheilungen, wovon jede mehrere, manche viele Unterabtheilungen haben von S. 753—882. — Wer sich über den Anbau der nachbenannten krautartigen Küchengewächse, und über alle, die diesen Arten, als Species und verwandt, untergeordnet sind, Raths erholen will, wird beym Studium dieses Capitels seinen Zweck nicht verfehlen. Er erhält eine mit vielen Erfahrungen ausgestattete Anweisung, Kohle, Hülsenfrüchte, essbare Wurzeln, Spinat-, Lauch-, Spargelartige Pflanzen, Salate, Küchen- und Schmuck-Kräuter, wohlriechende Küchengewächse, Pflanzen zu Torten, Confituren und Hausmitteln, zum Einmachen, essbare wilde Pflanzen, essbare Schwämme und Meergras, Setang, nach Quantität und Qualität möglichst erwünscht anzubauen.

Das 9*te Capitel* ist ein Verzeichniss der im Garten

befindlichen harten Fruchtbäume, Sträucher und Pflanzen in 4 Abtheilungen, welche die Rubriken: Kernfrüchte, Steinfrüchte, Beeren und Nüsse mit mehreren Unterabtheilungen mit diesen verwandter Sorten enthalten von S. 882—981. „Die harten Früchte eines Landes kann man im Verhältniss zu dem, was das Pflanzenreich auf den Tisch liefert, nächst dem Brod, dem Getreide und den Gemüsarten für am nützlichsten halten. — Es giebt einige Sorten Obst, die glücklicherweise auch in dem Bereich des ärmsten Haus- und Garten-Besitzers sind, oder seyn können. Eine Menge Früchte sind eben so gesund als angenehm, und manche unterstützen gar sehr die Heilung gewisser Krankheiten. Apfel- und Birnen-Weine, sowie die verschiedenen anderen Weine, die man aus dem Safte der Früchte machen kann, sind angenehme Geschenke für die menschliche Gesellschaft, wenn sie auf die bestmöglichste Weise gemacht werden. Sie sind zugleich auch wichtige Handelsartikel." — Unter den Aepfeln kommt von S. 888—900 eine tabellarische Ansicht von 241 Sorten vor, mit ihren Namen, Synonymen, wie, wann und wo die Varietät entstanden, verschafft oder überflüssig vorhanden ist, wo sie sich abgebildet und beschrieben findet; Grösse, Gestalt, Farbe, Zeit der Reife, Dauer, Consistenz und Geschmack, Tragbarkeit, Charakter des Baums und allgemeine Werthschätzung der Frucht: Sie stehen fortlaufend und zu einem schnellen Ueberblick unter den Rubriken: 1) Dessert-Aepfel — Pippins oder Sämling, mit dem gemeinschaftlichen Charakter dieser Familie; ferner Parmänus, Reinettes, Russets, Nonpareils, Calvilles, Coblins, Bucknotts. 2) Dessert- und Küchen-Aepfel, Pearmains, Reinettes. 3) Küchenäpfel — Pippins, Russets, Codlings. 4) Cyderäpfel, In diesen Tabellen lebt und webt man nicht allein in Englands Obstgärten, sieht alle Sorten, erfährt, von wem sie gezogen und eingebracht worden, sieht ihre ursprünglichen Standörter, sondern man hat auch zugleich eine ansehnliche englische Literatur zum Nachlesen und zur Anschauung. Auch von den Birnen sind 115 Sorten genannt, ebenfalls mit ihren Synonymen. Von den Steinfrüchten im 2ten Abschnitt sind 52 Sorten Pfirsiche S. 926—29 in gleiche tabellarische Form gebracht, und die Varietäten davon aufgezählt. Apricosen, Mandeln, Pflaumen, Kirschen sind der fernere Gegenstand dieser Abtheilung. Von den Pflaumen sind 40 Sorten und von den Kirschen 36 Sorten in eben solchen Tabellen wie bey vorgedachten aufgeführt. — Unter den Beeren, Abschn. 3, sind Maulbeere, Berberitze, Hollunder-, Stachel-, schwarze, rothe und weisse Johannis-, Himbeere und Erdbeere, ihrem Anbau, Nutzen und Gebrauch nach, beschrieben. Im 4ten Abschnitte, unter dem Titel: *Nüsse*, sind der Wallnuss- und Kastanien-Baum, die Haselstaude, sowie einheimische vernachlässigte Früchte, die Cultur verdienten, Schlehe, Eberesche u. s. w. abgehandelt.

Im *10ten Capitel*, überschrieben Gartenkatalog, — exotische Früchte, — sind a) die aufgezählt, welche allgemein cultivirt werden, und da sie vorhin schon beschrieben wurden, mit einem nochmaligen Ueberblick hier aufgestellt, nämlich die Ananas, Weintraube, Feige, Melone, Gurke; von jeder dieser Früchte sind auch die Varietäten namhaft gemacht, nebst Darstellung ihrer Eigenschaften. Von den Weintrauben besonders sind in einer der vorhin angeführten gleichnamigen Tabelle 56 Sorten benannt, und charakterisiret. b) Solche, welche jetzt vernachlässigt werden, als die Orange, der Granat-, Oel- und indianische Feigen-Baum. c) Solche exotische Früchte, die wenig bekannt sind, aber Cultur verdienen. Unter diesen werden mit Berücksichtigung ihrer Cultur und ihres Nutzens kürzlich folgende beschrieben: Der *Akihbaum* (Bey allen sind, wie sich erwarten lässt, die *Linnéeischen* und *Jussieuschen* Benennungen beygefügt) — in Guinea einheimisch, 1798 nach England gebracht; die Frucht ein Apfel von der Grösse eines Gänseeyes und von angenehm säuerlichem Geschmack. — Die *Alligatorbirn* aus Westindien, Frucht wie die grösste Birn von saftigem Geschmack. — Die *Anchovybirn* aus Westindien, die Steinfrucht ist von der Grösse eines Alligatoreyes, schmeckt eingemacht wie der ostindische Mango. — Der *Durio*, aus Westindien, die Frucht von der Grösse eines Menschenkopfs, der fleischigte Theil derselben enthält eine rahmartige Masse von köstlichem Geschmack. — Die weisse *Gujava* aus Westindien, Frucht grösser als ein Hühnerey, roh oder mit Zucker eingemacht zum Nachtisch, die rothe Gujava hat nicht den angenehmen Geschmack wie die weisse. Der Rosenapfel aus Ostindien, Frucht birnförmig von der Grösse einer Mispel, und noch die folgenden, von welchen nur die Namen hier stehen mögen: der Mammihbaum, der Litschi, der Long-yen, der To-quat, der Mangobaum, der Mangostan, der Pischamin, der kleine Granatapfel, der Cocosnussbaum, der Pisang und Brodbaum; d) endlich enthält exotische essbare Pflanzen, die bis jetzt nicht zu diesem Behufe cultivirt worden sind: Der westindische Yam, die spanische Kartoffel, Alstroemeria Salsilla, die Brodwurzel, die Wasserkastanie, die Erdmandel, der essbare Hibiskus, die Acrakatsche, der neuseeländische Spinat; von diesen hat jede ihren § mit Anweisung zur Bebauung und Benutzung. — Im *11ten* und letzten *Capitel* sind die Gartenerzeugnisse, die sich von einem Küchengarten erster Classe bey der besten Behandlung desselben erwarten lassen, namhaft gemacht, und zwar nach den Monaten und in der Ordnung angegeben, wie sie in den vorhergehenden Capiteln abgehandelt worden sind.

Das *2te Buch* enthält das bunte Gewühl der Blumen in 15 *Capiteln* von S. 1049—1264. „Dieser Theil der praktischen Gärtnerey soll Alles umfassen, was die Cultur und die Vertheilung von Pflanzen betrifft, die man hauptsächlich ihrer Blüthe wegen, oder als Gegenstände des Geschmacks und der Seltenheit zieht." In den ersten 7 Capiteln wird gehandelt: von der Anlegung und Anpflanzung des Blumengartens, Anlegung und Anpflanzung des Lustgebüsches, von Warmhäusern zu Blumen, von der Cultur und Verwaltung sowohl des Blumengartens und der Strauchpartieen, als der für Ziergewächse und wissenschaftliche Zwecke bestimmten Warmhäuser. — Das *8te Capitel* enthält den Blumenkatalog von krautartigen Pflanzen, unter denen zu-

erst die auserlesensten oder Blumisten-Blumen, dann die Rabattenblumen und endlich die Blumen für besondere Zwecke aufgezählt, und mit Allem, was ihre Cultur, Sonderbarkeiten und sonstiges Wissenswerthe betrifft, beschrieben. Die perennirenden Rabattenpflanzen sind geordnet nach der Zeit ihrer Blüthe, nach ihrer Höhe und Farbe, nach den Monaten von Februar bis October in den Tabellen von S. 1154—65, sowie noch besonders die mit Knollen oder Zwiebelwurzeln in den gleichförmigen Tabellen S. 1166—69. Ferner noch zweyjährige Rabattenblumen in der Tabelle S. 1171, harte einjährige in der Tabelle S. 1173 und halbharte einjährige in der Tabelle S. 1176. — „Blumen für besondere Zwecke; diese können entweder bestehen in Verbergung örtlicher Mängel, oder in Hervorbringung örtlicher Schönheiten. In erste Classe gehört das Bedecken nackter Mauern, Pfosten, Theile von Ruinen oder hoher Gegenstände; das Verbergen horizontaler Mängel, wie z. B. kahler, halb unfruchtbarer Flecken, einen übeln Anblick gewährender Ufer u. s. w.; Vegetation unter dem Schatten und Traufenfall der Bäume zu erwecken, Wasser mit blühenden Pflanzen zu zieren, Felsen zu schmücken, oder zusammengehäufte Steine, mit welchen man Felsen nachahmen will; Beeten oder Rabatten den Winter über ein grünes Ansehen zu verleihen; Einfassungen für Beete oder Rabatten zu bilden; einen Wohlgeruch hervorzubringen; und in botanischer Hinsicht eine merkwürdige und wissenschaftliche Zusammenstellung zu machen." In diesem Vorworte hat man eine allgemeine Ansicht, was man in diesem Capitel suchen soll. Die sämmtlichen hieher gehörenden Pflanzen sind nach *Linnée's* System aufgezählt, die Wasser- und Sumpf-Pflanzen mit prächtigen Blumen, aber noch besonders zu leichterer Uebersicht in Tabellen S. 1179. 80 dargestellt. Unter den im Vorworte oben erwähnten botanischen und anderen Zusammenstellungen, welche hier die 9te Unterabtheilung ausmachen, kommen auch die Sonnenuhrpflanzen vor, die schon *Linnée* verzeichnet hat. Ein vollständiges Verzeichniss leicht zu habender Pflanzen dieser Gattung ist S. 1184 gegeben, mit Bemerkung der Stunde und Minute, wo sie sich öffnen und schliessen.

Das 9te *Capitel* enthält harte Bäume mit prächtigen Blüthen, sowohl laubabwerfende als immergrüne. Diese sind nach ihrer Höhe, Farbe und Blüthezeit nach den Monaten in den Tabellen S. 1188—90 aufgeführt. — Das 10*te Capitel* beschäftigt sich mit einer ausführlichen Abhandlung über die Zierbüsche. Unter den auserlesenen sind a) die Rosen und amerikanischen und andere Moorerdepflanzen abgehandelt. Dann folgt b) ein tabellarisches Verzeichniss der Laubabwerfenden, immergrünen und harten Klettersträucher. c) Die Sträucher, welche, zu besonderen Zwecken dienend, angegeben sind, treffen mit denen der oben angezeigten krautartigen Pflanzen grösstentheils zusammen. — Im 11*ten Capitel* stellen Tabellen die exotischen Glaskastenpflanzen dar, sowie im 12*ten* die Grünhauspflanzen. Diese sind theils auserlesene, wovon die Geranien und Haiden in tabellarischer Form aufgezählt sind, theils holzige, Kletterpflanzen, saftige, Zwiebelgewächse und krautartige; alle diese werden hier, so wie im 13 und 14*ten Capitel* die Pflanzen fürs trockene Warmhaus und Lohhaus, unter gleichen und auch erweiterten Rubriken in Tabellen, mit dazwischen liegender Abhandlung, aufgestellt. Im 15*ten Capitel* folgt noch ein Monatsverzeichniss der Hauptproducte der Ziergärtnerey.

Beym 3*ten Buche* sagt der Schluss des Vorworts, was man in 8 *Capiteln* hier findet. „Was die Wirkung der Baumanpflanzungen betrifft, um den ländlichen Wohnsitzen ein malerisches Ansehen zu geben, so gehört diess zur Landschaftsgärtnerey; was aber ihren Nutzen und ihre Cultur anlangt, so ist sie ein Gegenstand unserer gegenwärtigen Betrachtung. Wir müssen indess beide Gegenstände im Auge behalten, und nicht nur den grösstmöglichsten Nutzen angeben, sondern auch bezeichnen, was am meisten die Verschönerung oder eine malerische Wirkung hervorzubringen vermag. Wir werden deshalb die Bäume und Anpflanzungen sowohl aus dem Gesichtspuncte des Gewinnes, als auch der Zierde, die sie gewähren, betrachten, und in dieser Hinsicht die Arten der Anpflanzungen, ihre Bildung, ihre Behandlung, die Bildung der Baumschule, die Veranschlagung der Bäume und Baumanpflanzungen und ein Verzeichniss der Bauholz- und Heckenstämme mittheilen." Letzte sind in harzige, hartholzige und weichholzige Bäume abgetheilt; das Ganze umfasst S. 1265—1351.

Die Eröffnung dieses Buchs im 1*sten Capitel*: die Benutzung der Bäume zum Verbrauch, zur Anpflanzung und zum Gewinn, ist, obschon nur auf 8 Seiten beschränkt, doch sehr lehrreich und angenehm. Nachdem der Vf. den Nutzen der Bäume für Civil-, Militär- und Schiffs-Bauwesen, für Fertigung von Maschinen und Geräthschaften, selbst für Farbe und Medicin abgehandelt hat, spricht er vom Nutzen der Bäume in Anpflanzungen. „Aus dem Gesichtspuncte des Ackerbaues betrachtet sind die Vortheile sehr gross, die man nur dadurch erlangen kann, wenn man grosse Strecken unfruchtbaren Landes mit Pflanzungen durchschneidet, indem man entweder den Ländereyen dadurch eine geschützte Lage zu verleihen, oder das örtliche Klima zu verbessern im Stande ist. Es ist thatsächlich erwiesen, dass man auf diese Weise das Klima bedeutend verbessern kann. — Zur Viehzucht ist ein geschützter Hof, oder eine geschützte Ecke in einem Hofe, ein Umstand, auf den viel ankömmt." Auf gleiche Weise werden andere Gesichtspuncte angegeben, aus denen die Baumanpflanzungen Jedem, der für das Moralische und Malerische Sinn hat, sich bey einigem Nachdenken selbst empfehlen.

Die verschiedenen Arten der Bäume zu Anpflanzungen sind in den folgenden Capiteln classificirt, rücksichtlich des Nutzens und der Baummassen, welches letzte selbst, so wie bereits Einiges von dem früher Erwähnten durch nette Abbildungen 465—69, a—d anschaulich gemacht ist. Auch wird gelehrt, in wiefern Bäume zur Zierde, oder einen Effect hervorzubringen, dienlich sind, und wie sie cultiviret werden müssen. — Von Benutzung der Baumerzeugnisse handelt das nächste Capitel. Hier ist auf die Weide für Korbmacher und

Fassbinder eben so Rückficht genommen, wie auf die grösseren Forstbäume; die Rinde, und wie sie für den Gebrauch zu behandeln, ist besonders aus einander gesetzt, und auch das Verkohlen selbst bis für die Benutzung zum Schiesspulver nicht vergessen. Zuletzt folgt noch eine Anweisung zur Abschätzung der Bäume nebst abgebildeten Instrumenten, um die Genauigkeit zu bewirken und zu erleichtern. — Bey der Anlegung, Cultur und Behandlung einer Baumschule ist das Sammeln des Samens, Beschneiden, Verpflanzen der verschiedenen Arten von Bäumen nach den Monaten angegeben, mit Einschaltung vieles Wissenswerthen. Im letzten Capitel, welches ein Verzeichniss der Baumarten enthält, ist bey vielen auf die Benutzung aufmerksam gemacht worden.

Das 4te und letzte *Buch* enthält die Landschaftsgärtnerey, dessen 5 Capitel den Schluss der 4ten Lieferung ausmachen. — „In dem jetzt zu betrachtenden Zweige des Gartenwesens richtet sich die Kunst mehr auf die Anordnung des Grund und Bodens, der Gebäude und des Wassers, so wie auf die vegetabilischen Bestandtheile, welche in einer grünenden Landschaft nicht fehlen dürfen. Diess heisst im strengen Sinn Landschaftsgärtnerey, oder die Kunst, Landschaften zu schaffen oder zu verbessern. Aber weil diese Landschaften selten ihrer selbst wegen ins Daseyn gerufen werden: so liesse sich die jetzt gebräuchliche Landschaftsgärtnerey definiren, als die Kunst, die verschiedenen Theile, welche die äussere Scenerey eines Landsitzes bilden, also anzuordnen, dass die verschiedenen Schönheiten und Annehmlichkeiten, welche unter dergleichen Umständen das Leben auf dem Lande zu gewähren vermag, dadurch entstehen."

Im 1*sten Capitel* von den Grundsätzen der Landschaftsgärtnerey wird nicht allein auf die Schönheiten derselben als erfindende und gemischte, sondern auch als nachahmende Kunst Rückficht genommen. Das 2te handelt von den Materialien der Landschaftsgärtnerey in 6 Abschnitten. „Die Natur liefert uns Grund und Boden, Holzung, Wasser und Gestein; zu dieser hat die Kunst Gebäude, Wege, Gänge, Zäune hinzugefügt; und sich bewegende Gegenstände, Töne u. s. w. sind bloss als Zugaben, die nur zum Theil unter unserer Controlle stehen, zu betrachten." — Bey der Abtheilung: *Gebäude* wird gesagt: „Sie, als Bestandtheile der Scenerey betrachtet, stehen gänzlich in der Macht der Menschen, und aus diesem Grunde häuften sie sich bis zum Uebermass im Verfall des alten, und in der Kindheit des neuen Stils." — Ueber beide stehen hier manche schätzbare Bemerkungen; auch hat *H. Repton* eine geschmackvolle Vignette dazu geliefert (Fig. 548), um zu zeigen, dass der alterthümlichste Stil bürgerlicher Baukunst der der gothischen Burgen war, worauf der der gothischen Kirchen folgte.

In der 5*ten Lieferung* befinden sich als Anhang S. 1539 bis Ende *Nachträge und Zusätze*, die aus der 2ten Auflage des englischen Originals entnommen, (mit zu 3—2045) auf die §§. der 4 Lieferungen verweisen. Diese Zusätze sind bisweilen ganze Abhandlungen, wie zu 608: Atmosphärische Erscheinungen; zu 1030: Die schädlichsten Gartenfeinde; zu 1362: Cultur der Brunnenkresse in Erfurt. Uebrigens enthält dieser Band, als 4ter Theil, die Statistik des britischen Gartenwesens in 2 Büchern. Im *ersten* sind im 1 *Cap.* abgehandelt die verschiedenen Arten der Gärten in Britannien, in Bezug auf die verschiedenen Classen der Gesellschaft. Hier kommen in 3 Abtheilungen Privat-, Handels- und öffentliche Gärten vor. Im 2*ten Cap.* ist eine sehr reichhaltige Literatur des Gartenwesens, sowohl die britische als die ausserhalb Britannien gegeben, und durchgängig nach den Jahren der erschienenen Schriften geordnet. — Im 2*ten Buche* wird von dem künftigen Fortschritte der Gärtnerey in Britannien gehandelt, und zwar *Cap.* 1 von der Verbesserung des Geschmacks der Gönner des Gartenwesens, und *Cap.* 2 von der Erziehung der Gärtner, in 5 Abschn., von den zu erlangenden Kenntnissen, professioneller Erziehung, intellectueller Ausbildung, moralischer, physischer, religiöser und ökonomischer Erziehung. — Zuletz folgt auf 20 Blättern ein Kalender-Index, oder monatliche Uebersicht über das, was um London in der belebten und vegetabilischen Natur, im Küchen-, Blumen-, Obst-Garten u. s. w. — sich Merkwürdiges darstellt, und dem Gärtner zu thun obliegt, jedesmal in 10 Abschnitten. Alles, was in diesem Theil ausgeführt ist, muss besonders denen, welchen höhere Gartencultur auch in unserem Vaterlande obliegt, sehr willkommen seyn. Denn sie werden hier übersichtlich mit einer Menge von Sachen bekannt gemacht, welche sie anderwärts nur mit Mühe zusammenlesen können. Angenehm wird ihnen ferner die hier beygebrachte sehr reiche Literatur seyn. Ganz besonders aber muss jedem Gärtner — der über das bloss Handwerksmässige hinausstrebt — das ansprechen, was über die geistige Bildung dieser mit der Pflanzenwelt bis zu ihren herrlichsten Producten beschäftigten Menschenclasse gesagt ist. Viel fodert allerdings *London*; er zeigt aber auch, wie wohlthätig dieses Streben nach dem Höheren und Besseren bey einzelnen Personen und Gesellschaften schon ins Leben getreten ist.

Sollen wir nun, nach dieser Darlegung des reichen Inhaltes, noch einzelne Classen der Leser auf den Nutzen des Werkes aufmerksam machen? Kaum dürfte diess nöthig seyn, da aus Allem, was wir angeführt haben, von selbst hervorgeht, dass, obgleich für den Gärtner und für den Aufseher grosser, besonders botanischer, Gärten das Werk zunächst bestimmt ist, dasselbe auch dem Oekonomen, der nicht bloss nach herkömmlichem Schlendrian, sondern auf Ursachen und Gründe eingehend, sein Geschäft betreiben will, dem Forstbotaniker und angehenden Förster, und selbst dem Künstler und Handwerker mannichfaltige Belehrung darbiete. Was in literarhistorischer Hinsicht, und in Bezug auf ästhetische Beurtheilung der Natur und Kunst, aus dem Werke gewonnen werden könne, darauf wollen wir nur nebenbey hindeuten.

P. P. W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1833.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Bethge: *Lehrbuch der englischen Aussprache*, von *E. Buschmann*. 1832. XX und 112 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Was der Vf. leisten will, mögen seine eignen Worte sagen, sie dienen zugleich als Probe seines Ausdrucks: „Tiefe Finsterniss ruht auf diesen Disciplinen, alles was die neue Zeit verdammt, alle Fesseln, aus denen ein siegreiches, besseres Weltalter den menschlichen Geist und seine Wissenschaft befreit hat und zu befreyen kämpfte, lasten noch schwer auf diesen verstoßenen (*sic*) Kindern einer freundlichen Nähe. Ueberall wird ihnen der Schutz und die Pflege versagt, unter denen allein sie zur edleren Bildung emporwachsen können. Die Sprachen des Europäischen Alterthums und Asiens (*sic*) finden sich allein auf dem Sprachgebiete, (!) letztere noch nicht lange, (!) aber von Anfang an von tüchtigen Händen behandelt, erstere tausendfach bis in die kleinsten Theile hinein (!) bearbeitet, die Philologen ein langes Leben hindurch, die zur Bildung sich heranarbeitende Jugend unablässig beschäftigend. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts fing man, — die Sache natürlich im Grossen genommen, an (,) neuere Sprachen zu treiben, die französische zuerst, welche durch die späteren Zeitumstände ungemein um sich griff. Aber welches war das Bild!"

Nach diesem schwülstigen Gallimatias, der oft ohne Sinn ist, beschreibt der Vf. die bisherigen Lehrer, und tadelt mit Recht das Handwerksmäßsige, worin er nur die praktischen, nicht Lehrer, sondern Sprachüber gegen sich hat. Auch tadelt er mit Recht, dass so wenig wirkliche Gelehrte den neueren Sprachen ihre wissenschaftliche Betrachtung zuwenden. „Eine neue Sprache, sagt der Vf. wieder in seinem Stile, ist eben so gut eine Sprache als (st. wie) eine alte; warum soll sie nicht eben so getrieben, eben so gelernt werden, warum nicht wenigstens von denen, die diesen Gang (?) schon von der alten Sprache her kennen, (und die) Fähigkeit dazu haben? — Die Finsterniss ist zu gross (,) als dass ich hoffen könnte, mit einem Worte der Vernunft hindurch zu dringen; aber bekämpfen werde ich sie immer; Licht! sage ich, und Wahrheit! für sie kämpft der Geist, und kein Machtgebot kann die Sphären aufhalten (!), wenn sie (die Sphären!) unter den Strahlen ihrer Sonne ihre ewige Bahn rollen!" Auf diese Weise declamirt der Vf. die XVII viel- und breitzeiligen Seiten der Vorrede durch, und S. VII Mitte „der Bestätigung der fernesten (*sic!*) Zeiten gewiss, lacht er des Angriffs, welchen die Gegenwart auf seine Lehrweise machen möchte."

Um zu zeigen, dass man die Aussprache bisher in den Grammatiken unwissenschaftlich behandele, gefällt er sich S. VIII und IX im Aufsuchen einzelner Mängel zweyer in Berlin 1817 und 1826 erschienenen, für Anfänger berechneten Sprachlehren. Seine Rügen sind mitunter gegründet, aber in der zweyten Auflage der Einen bereits durch den Vf. berichtigt. S. IX fragt der Vf.: „Was bedeutet das Wort *Ahle?*" (welches nämlich zur Verdeutlichung der Aussprache angeführt worden.) Er hätte es bey *Adelung* leicht finden können.

S. XVIII bis XX giebt der Vf. eine Anweisung, wie sein Buch beym Unterrichte zu gebrauchen sey; Rec. will nicht vorgreifen, hält es aber, nach seiner zwanzigjährigen Erfahrung, zu diesem Zwecke für rein unbrauchbar. Dagegen findet er das Buch, wäre es nur deutlich zu lesen, ohne die Augen anzugreifen, für Lehrer sehr nützlich, und manche gute wissenschaftliche Anleitung darin.

Die Einrichtung des Buches ist eine höchst bizarre. Die erstere Hälfte enthält (bis S. 66 nämlich) Regeln über Ton und Aussprache, der Rest des Buches liefert 4 Anhänge. Jede Seite des ersteren Theiles zerfällt in 3 ungleiche Theile, nämlich 1) *Regeln*, die durch Marginalnummern, von 1 bis 254 geschieden werden; 2) untergesetzte, durch Buchstaben mit dem Text in Beziehung stehende Beyspiele, und 3) durch Nummern mit diesen in Beziehung gebrachte Ausnahmen und Anmerkungen, die in Summa 524 ausmachen; ein verdriessliches, verwickeltes Gewebe!

Bey der Lehre von der Tonsylbe legt der Vf. mit Recht die Verschiedenheit der Abstammung aus germanischem oder romanischem Ursprunge zum Grunde. Wie wenig er sich aber darin consequent bleibt, zeigt er sogleich S. 2, wo er unter der Rubrik der deutschen zusammengesetzten Wörter, auch die mit romanischen Präpositionen gebildeten Wörter, ohne Unterscheidung der im Englischen nachgebildeten Wörter, von den

aus dem Lateinischen oder Französischen so herübergenommenen, mit behandelt. Auch ist der Begriff Präposition hier schwankend. Angeführt nämlich sind: *a, be, un, for, mis, dis, em, en, bi, tri, im, in, inter, pre, re, sub, super, anti, de, extra*, und einzelne Vorschlagsylben, dabey bemerkt der Vf. mit Recht, dass *bi* und *tri* keine Präpositionen seyen. Aber *a? un? re?* Zu Vorschlagssylben rechnet der Vf. *estate*, welches aus *état* (*estat*) und *escheat*, welches aus *échaire*, *estrange*, welches aus *extraneus étranger* gebildet ist, und die Vorsätze *bi* und *tri*, (schwerlich! weiss etwa der Vf. nicht deren Ursprung?). Richtig leitet der Vf. auf die Wahrnehmung hin, dass durch die Tonsylbe Substantivum und Verbum öfter geschieden werden, allein — hier scheitert auch seine Kunst, es wissenschaftlich zu begründen. Er läst es, durch Hinzufügung der Wörter „und einigen anderen" „öfter", „manchmal" (S. 4 und 5) so unsicher, wie bisher.

S. 5 kommt er auf die Wörter fremden Ursprungs. Auch hier bleibt durch die Wörter „zum grossen Theil" „aber sehr oft auch" u. s. w. alle Regel unsicher. Indess ist die Beybehaltung des fremden Tones bey gewissen Endsylben, als *ee, eer, ier* u. s. w. richtig angegeben. Dagegen irrt der Vf., wenn er die lateinische und griechische Endung *ose* (Beyspiele: *morose, metempsychose*) anführt, denn jene sind *osus* und *osis*; die Endung *ese* im Englischen ist bereits eine französische. Bey *ade* macht der Vf. die Bemerkung, dass nur dann diese Sylbe den Ton habe, wenn es fremde Endung sey, *daher* folgen dieser Regel *nicht: comrade, decade, monade;* sind diess etwa englische Endungen? Bey *ator* wird eine Regel gegeben, dass die dreysylbigen den Ton auf die Endung werfen, viersylbige nur, wenn das Stammwort im Englischen fehlt. Ausnahme: „doch oft", also wieder unzuverlässig. Dazu ist *gladiator* dreysylbig, und doch *mediator* viersylbig; warum? Regel 24 lautet also: „Genau damit, dass Endungen den Ton an sich ziehen, hängt es zusammen, dass in griechischen, und einigen lateinischen, zusammengesetzten Wörtern, der letzte Theil der Composition, wenn er zweysylbig ist und häufig als solcher vorkommt, und auch sonst (!) den Ton nach sich zieht, d. h. er liegt auf der Sylbe davor, und so oft auf dem bindenden griechischen *o* und (dem) lateinischen *i*; dabey braucht der erste Theil kein wirklicher Redetheil zu seyn, er ist oft Präposition." Kann man ungeschickter sich ausdrücken? Regel 26 zerstört wieder das ganze Attractivsystem. Dann folgen wieder Regeln mit „manchmal", „öfter" u. s. w.

Nach allen prahlenden Ankündigungen giebt der Vf. S. 13 Anm. 40 am Ende selbst zu, dass nur zum Theil die Tonsylbe bestimmten Regeln unterliege; das wussten aber bisher alle Grammatiker.

S. 14 wird 2) die Beschaffenheit des Tones behandelt. Es wird ein langer und scharfer angenommen. Diess ist eigentlich nicht der Accent, sondern bloss der Vocallaut. Von No. 34 — 76 laufen die kurzen Regeln darüber fort, ohne das Geringste mehr zu geben, als in jeder Sprachlehre zu finden.; Verwirrungen aber zeigen sich auch hier. So werden S. 19 zu deutschen Wörtern mehrere augenscheinlich fremde gezählt, was der Vf. bemerkt, ohne die ihm zweifelhaften nachzuweisen. Auch heisst es in der Regel: dass Ansätze der Flexion und deutschen Ableitungssylben *immer* den gedehnten Ton behalten, und unten wird angegeben, dass diess *manchmal* nicht so sey. Rec. erlaubt sich hinzuzufügen, dass die Flexion in *th*, zur Bildung eines Abstracten, einen entschiedenen Einfluss zur Schärfung des Vocals übt, wie *broad, breadth, heal, health* u. dgl.

S. 22 — 24 handelt vom Nebenton, einer an sich unbedeutenden Sache. — S. 23 wird von der Aussprache der einfachen Vocale, S. 43 von den Diphthongen, und S. 51 bis zu Ende von den Consonanten, gehandelt. Richtig wird hier der Vocal *im Tone* vom Vocal *ausser* dem Tone (S. 30) geschieden, und man kann es als verdienstlich ansehen, dass der Vf. die gesonderte Darstellung versucht hat, während die bisherigen Grammatiker beides zusammen darstellen. Der Lernende gewinnt dabey keine grosse Erleichterung, aber der Kenner der Sprache findet darin eine nicht zu tadelnde Mannichfaltigung der Ansicht, wodurch diess und jenes klarer wird.

Die Regeln könnten aber bestimmter abgefasst seyn: S. 92 *a* lautet *âh* am *Ende* der Wörter vor *ll, ld* u. s. w. Beyspiele: *all, fall, gall* u. s. f. Auch spricht der Vf. in Regel 93 wieder vom *a ausser dem Tone*, woraus hervorgeht, dass er selbst obige Trennung nicht überall billigt. R. 98 lautet: *a* lautet *â* (reines *a*, nicht ganz lang, nicht ganz *al*, und nicht ganz kurz, etwas länger als *a*, und etwas kürzer als *ah!*) vor dem *l*, das vor einem anderen Consonanten nicht gesprochen wird (auser vor *k* u. a.), einige auf *lm* ausgenommen. — Welche Regel! So wenig wie diese werden auch die folgenden durch Sammlung aller Ausnahmen erschöpft. Regel 118 lautet so: In den Sylben auser dem Haupt- und Neben-Ton werden die Vocale, wenn sie einen Vocal, Einen, (soll wohl heissen: einen) einfachen Consonanten (die Endsylbe ausgenommen), oder einen mit *l* oder *r* verbundenen Consonanten nach sich haben, und am Ende des Wortes, wie im gedehnten Tone gesprochen, nur kürzer, d. h. *a* lautet *ä* u. s. w. Beyspiele, *company* u. s. w. Schwerlich dürfte man, die Verständlichkeit der Regel zugegeben, in dem *a* dieses Wortes eine Aehnlichkeit mit dem *late, shape* finden.

Abgesehen indess von diesen Mängeln giebt der Vf. manche lehrreiche, dem Sprachforscher nicht gleichgültige Winke über den Einfluss der Buchstaben auf einander, der im Englischen wesentlich ist. Auch die Vollständigkeit, deren sich der Vf. bey den Regeln über Diphthongen und Consonanten beflissen hat, ist rühmenswerth. Der Anhang A spricht von der Bezeichnung der englischen Aussprache S. 67 — 71. Sie gelingt dem Vf. eben so wenig, als

irgend einem Vorgänger. Es ist unmöglich einem Deutschen durch Zeichen eine Aussprache darzustellen, die er nur durchs Gehör erwerben kann. Diess kann der Anhang B S. 72 bis 92, deren erster Theil alle Ausnahmen darstellt, der andere 93 — 100 die Eigennamen sprechen lehrt, beweisen. Man versuche aus *boh^e sf*, *brö^e ser*, *kehss*, *dibehss*, *longör*, die Wörter *both*, *brother*, *case*, *debase*, *longer* wiederzufinden. Mindestens erleichtert diess Suchen nach Bezeichnung die Aussprache dem Anfänger gar nicht; dem Geübteren genügt bey jeder Abweichung eine kurze Andeutung. Der Anhang C 100—104 enthält ein Verzeichniss von Wörtern verschiedener Aussprache. Der Anhang D giebt 105—112 einige Lesestücke mit Aussprache und Accenten, ein entsetzliches Augenpulver, 75 Zeilen à 72 Buchstaben! Das Lesestück selbst, woran sich der Schüler üben soll, ist nicht volle zwey Seiten gross.

Die Correctur eines so überaus tadelnswerthen Druckes ist, ungeachtet der noch vorhandenen, hinten nicht bemerkten Druckfehler, ein Meisterstück des Vfs. Indess finden sich natürlich noch manche Druckfehler, die das Buch entstellen. Auch an Uebereilungen fehlt es nicht. Unter der Regel über *th* S. 63 kommt *prothonotary* (*sic*) vor. S. 49 unten wird *lough* übersetzt: See, Blendlicht, *lachte*, *gelacht*, Rec. begreift nicht, warum diese durchaus veraltete Form des jetzt üblichen *laugh* mit angeführt ist, da wenn die ältere Schreibart mit berücksichtigt werden sollte, eine Unzahl anderer Wörter hier aus Chaucer u. s. w. hätten mit erwähnt werden müssen.

Rec. hat es für nöthig befunden, ungeachtet er dem Vf. gerne, in Betreff des wissenschaftlichen Strebens, Gerechtigkeit wiederfahren lässt, die Mängel des Werkes heraus zu setzen, um den Vf. wo möglich zu überzeugen, dass mit dem Prahlen und Kritteln die Sache nicht besser gemacht sey, und dass er wohl thun werde, seine Entdeckungen besser geordnet und in einer verständlichen Sprache dem Publicum zu übergeben. Die Anlagen besitzt er vollkommen zu einer gediegeneren Bearbeitung der englischen Aussprache, aber in dem gegenwärtigen Werke fehlte ihm die nöthige Ruhe und Bescheidenheit. — Der gar zu enge Druck desselben ist angreifend für die Augen.

Z. Z.

1) Leipzig, b. Baumgärtner: *Atala*. Von *Chateaubriand*. Mit grammatikalischen Erläuterungen und Hinweisungen auf die Sprachlehren von *Hirzel*, *Mozin* und *Sanguin* und einem Wörterbuche. 1831. IV u. 139 S. gr. 12. (9 gr.)

2) Aachen, b. Cremer: *Französisches Lesebuch*, in drey Cursus, mit Anmerkungen und einem Wörterverzeichnisse. Herausgegeben von Dr. *F. Ahn*, Director einer Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt in Aachen. *Zweyte*, verbesserte und vermehrte *Auflage*. 1832. XII u. 288 S. 8. *Dritte* verbesserte und vermehrte Auflage. 1833. VIII u. 276 S. 8. (16 gr.)

Das unter No. 1 verzeichnete Werk des berühmten *Chateaubriand* ist ohne alle Widerrede einer der besten französischen Romane. Edle Grundsätze, welche das Buch fast auf allen Seiten athmet, eine anziehende Erzählung, in die angenehmste Diction gekleidet, empfehlen die Schrift zur Lectüre, aber nicht für die *Schuljugend*, sondern für Erwachsene. Rec. ist nämlich durchaus der Ansicht, dass Romane eine schlechte Schullectüre sind. Selbst wenn sie Züge einer frommen, rechtschaffenen und grossartigen Gesinnung enthalten, scheinen sie uns für den Schulzweck verwerflich, weil wahre Erzählungen immer einen bey Weitem tieferen Eindruck auf das kindliche Gemüth machen, und zur Nachahmung weit kräftiger auffodern. Ist nun gar der Roman ein vorzugsweise lyrischer, der sich, wie Atala, die Darstellung von Gefühlen zur Hauptaufgabe macht: so finden wir seinen Gebrauch in Schulen noch viel bedenklicher, als den eines epischen Romanes. Eine kurze Darlegung des Inhaltes mag unser Urtheil rechtfertigen.

Chactas, ein greiser Nordamerikaner, war — so erzählt er selbst dem jungen René — nach mancherley, näher beschriebenen Unglücksfällen und Irrfahrten, in die Hände eines feindlichen Stammes gerathen und, nach der Sitte der Wilden, zum Tode bestimmt. Die Todesstrafe musste jedoch aufgeschoben werden und Atala, die Tochter eines Häuptlings, lernt ihn in der Zwischenzeit kennen und lieben. Mit eigner Lebensgefahr rettet sie noch gerade zu rechter Zeit den Geliebten, der ihr ebenfalls mit grenzenloser Leidenschaft zugethan ist, und entflieht mit ihm. In Wäldern und Einöden irren sie lange umher, und als sie endlich in der Hütte eines Einsiedlers Schutz finden, giebt sich Atala selbst den Tod durch Gift. Sie glaubte nämlich, ihrer Leidenschaft für Chactas nicht länger mehr widerstehen zu können, und da sie ihrer verklärten Mutter, einer Christin, mit einem furchtbaren Eidschwure hatte geloben müssen, in ein Kloster zu gehen: so wollte sie lieber sterben, als ihrer Leidenschaft nachgeben, und ihren Schwur dadurch brechen. Chactas war untröstlich und düster sein ferneres Leben. — Wenn nun auch der Vf. dieses Romans seine Helden von den Schwächen frey dargestellt hat, welchen die Mehrzahl unserer Romanschreiber ihre liebekranken Frauen und Jungfrauen so gern unterliegen lassen, und wenn Rec. desshalb Erwachsenen durch die Lectüre dieses Buches einen wahren Genuss versprechen zu können glaubt: so glaubt er doch nicht, dass dasselbe für den Schulunterricht passe. Freylich besinnen sich manche französische Sprachlehrer gar nicht, mit ihren Knaben oder jungen Mädchen den Télémaque, Florian's Tell u. dgl. m. zu lesen, und solche werden natürlich auch an der Atala keinen Anstoss nehmen; allein wer die Aufgabe der Schule kennt, wer da weiss, dass die Schule den Verstand vorzugsweise bilden soll, nicht die Phantasie, der wird gewiss dem Rec. beytreten. Leider müssen

wir deſshalb auch die Ausſtattung des Buches mit grammatiſchen Nachweiſungen u. ſ. w. für unnütz erklären. — Druck und Papier ſind vorzüglich.

No. 2 iſt unſtreitig eins der brauchbarſten franzöſiſchen Leſebücher, welche in neueſter Zeit erſchienen ſind. Der Herausgeber hatte, wie er in dem Vorworte ſagt, Gelegenheit, ſich mit den meiſten, bisher in Deutſchland erſchienenen franzöſiſchen Leſebüchern bekannt zu machen, und gewann dadurch die Ueberzeugung, daſs dieſelben den Anſprüchen, welche man in unſeren Tagen an ſolche Schriften zu machen berechtigt iſt, keinesweges genügen. Leider hat dieſe Behauptung des Hn. *A.* ihre Richtigkeit. Viele franzöſiſche Leſebücher ſind nichts Anderes, als Chreſtomathieen — nicht aus franzöſiſchen Originalwerken, ſondern ebenfalls aus Leſebüchern, die in Deutſchland ſchon im Gange ſind; in anderen ſind die aufgenommenen Aufſätze ohne Umſicht ausgewählt, und verſtoſsen entweder gegen Sitte und Anſtand, oder gegen die Schönheit der Form; eine dritte Claſſe wirft Leichtes und Schweres bunt durch einander, und fragt nicht nach einem natur- und ſachgemäſsen Stufengange; noch andere ſchaden ihren Mittheilungen durch verkehrte Erläuterungen oder Anmerkungen, die ſie wohl gar aus dem Leipziger Converſationslexikon plündern u. ſ. f. Zu den rühmlichen Ausnahmen von ſolchen Büchern gehört auch dieſes *Ahn'ſche* Leſebuch.

Denn was erſtlich die Auswahl des Stoffes betrifft, ſo iſt der Herausgeber (ſ. Vorr. S. IV) von dem Grundſatze ausgegangen, daſs eine Schrift, wie dieſe, nicht aus den Erzeugniſſen einer einzelnen Periode, ſondern aus der ganzen Maſſe der ausgebildeten Literatur genommen werden müſſe. Er ſtimmt hierin ganz mit dem Herausgeber eines, jedoch bloſs für obere Claſſen beſtimmten, ſehr brauchbaren franzöſiſchen Leſebuches, dem Hn. Conſ. Rathe *K. A. Menzel* in Breslau, überein, der ſich hauptſächlich dadurch zur Bekanntmachung eines neuen franzöſiſchen Leſebuches beſtimmen lieſs, daſs ſich die meiſten ähnlichen Sammlungen auf einen Zeitraum der Literatur beſchränken, über deſſen Ideenkreis das gegenwärtige Geſchlecht weit hinaus iſt. Wahr iſt es, die neueſte Zeit hat Schriftſteller in Frankreich hervorgerufen, welche mit Voltaire und Rouſſeau um den Ruhm der Claſſicität ſtreiten können; Philoſophie und Politik, Dichtkunſt, Beredſamkeit, Geſchichte haben ſich mächtig emporgeſchwungen, ſeit Guizot's, Daru's, Thierry's, Segur's, Michaud's, Mignet's u. A. unſterbliche Werke erſchienen ſind; ſeit ſich Benj. Conſtant, Cuvier, Bory de St. Vincent, Beranger, Victor Hugo, Villemain dem In- und Auslande bekannt machten. Mit Mühe und Ausdauer hat Hr. *A.* aus ſolchen Quellen geſchöpft und Abſchnitte aus den Werken der ſchon genannten Meiſter ſowohl, als eines Buffon, Lacépède, Maſſillon, Fléchier, Boſſuet, Barthélemy, Volney, Fénélon, Marmontel, Mercier, Raoul-Rochette, Dénon, Bignon, Rollin, Condillac, La Harpe u. ſ. w. aufgenommen. Hn. *A.* genügte es dabey nicht, daſs ein aufzunehmendes Stück muſtergültig erſchien; er ſah zugleich auf Abgeſchloſſenheit und Verſtändlichkeit eben ſo ſehr, als auf ſittlichen Inhalt, indem er ganz richtig die Anſicht feſt hielt, daſs der groſse Name eines Schriftſtellers Irrthümer und Flecken nicht zu entſchuldigen vermöge, die der Zartheit des jugendlichen Gemüthes oder der Unreife des jugendlichen Verſtandes Gefahr bringen können. Was zweytens die Anordnung des Stoffes betrifft, ſo verfällt, wie ſchon der Titel des Buches ſagt, das Ganze in drey Curſus. Der *erſte* enthält a) einzelne Sätze zur Uebung für die Haupt-, Bey-, Für-, Zeit-Wörter und Partikeln; b) intereſſante Anekdoten; c) naturhiſtoriſche Stücke: die Ratte, die Maus, das Eichhorn, der Hirſch, die Gemſe, der Hund, das Pferd, der Eſel, der Dachs, die Nachtigall, der Fliegenvogel, der Crocodil. Der *zweyte* Curſus bringt ſchon Schwereres, nämlich a) Fabeln von Fénélon und d'Antelmy; b) Erzählungen von Leſage, Berquin, Voltaire, Bouilly und Galland; c) Briefe von Racine, Voltaire, Rouſſeau, Fr. v. Sevigné, Crébillon, Montesquieu. Der *dritte* und ſchwerſte Curſus endlich enthält in ſyſtematiſcher Ordnung Muſter des erzählenden, beſchreibenden, Lehr- und Redner-Stiles von Mercier, Marmontel, Bignon, Dénon, Guizot, Thierry, Michaud, Daru, Ségur d. Ält. und d. J., Volney, La Bruyère, Friedrich d. Gr., Condillac, Azaïs, Rivarol, Victor Hugo, Fr. v. Campan, Boſſuet, Fléchier u. ſ. f. — Die Anmerkungen entſprechen durch ihre Zweckmäſsigkeit und das Wörterbuch durch ſeine Vollſtändigkeit dem Uebrigen. Durch ſolche entſchiedene Vorzüge, wodurch dieſes Buch vor vielen anderen ſich auszeichnet, iſt es bereits in öffentlichen und Privat-Schulen mit Recht ſo empfohlen, daſs die dritte Auflage der zweyten binnen Jahresfriſt gefolgt iſt. Auch dieſe dritte Auflage iſt nicht ohne Verbeſſerungen geblieben. Namentlich ſind einige neue Stücke hinzu gekommen, die Anmerkungen nochmals durchgeſehen, und das Wörterverzeichniſs durchgängig mit vielem Fleiſs ergänzt und vervollſtändigt worden. — Druck und Papier ſind gut.

S.

Gedruckt bey C. W. Th. Joch.



